2° Bor. 4/1,1

Xerokopie aus konservatorischen [illegible] erlaubt
Nur im [illegible] benutzbar

Digitized by Google

<36604860280016

<36604860280016

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

2° Per. 4/1a

I. Jahrgang. 1865.

Herausgegeben von Dr. Robert Koenig.

Z.A.v.K. Brendamour.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Inhalt.

Erzählungen, Märchen und Novellen.

Bartholemäus von Brustschauer. Von L. Ziemssen 321
Churfürstlicher Besuch, ein, gegen Ende des XVI. Jahrh. Von B. von Strauß . . 438
Ehrrechter, eine. Von B. v. Strauß . . . 553
Fischtung, ein. Von Gottfr. Flammberg . 641
Frauenschlacht, die, auf Borkum. Von Ludw. Rosen 505
Fräulein Juliane Ludovite. Von G. Heseliel 149
Glückschmied, der. Märchen von B. von Strauß 157
Hochschule, die, der Demuth. Von W. H. Riehl 289
Künstlers Leid und Freud. Von H. Marcotin 385
Marie und Maria. Von Otilie Wildermuth 2
Meerkatzen, die, von Haidelust. Von G. Heseliel 477
Pelzjägerin, der. Von Friedr. Gerstäcker . 81
Schwester Maria de las Angustias. Von M. C. 609
Tuya, das Indianermädchen. Von C. von Bibra 227
Tursia Panti, Mittheilungen aus den Akten betr. den Zigeuner. Von B. von Strauß 181

Gedichte.

Brief, ein. Von Emanuel Geibel . . . 76
Daheim. Von Julius Sturm 1
Mädchens Nachruf. Von Platen . . . 201
Mutter und Kind 628
Pfingstlied. Von Karl Gerok 521
Prolog, Tod des Feldwebels. Von Jul. Sturm 421
Spinnerin, die. Von Julius Sturm . . 573
Tod und Leben. Sprüche von O. Sutermeister 520
Weihnachtsfest, das, der Urahne. Von Julius Sturm. 169
Wort und Geist. Sprüche v. O. Sutermeister 56

Geschichts- und Zeitbilder.

Alterthum, Bilder aus dem.
I. Die Stadt Athen im Zeitalter des Perikles. Von Dr. O. Jäger . . . 464
II. Schutz und Trutz in Athen. B. Gemeinde. 725
Bastille, aus d. Tagen d. alten. V. G. Hillt 662
Cäsara Feder. Von A. Meis 328
Erinnerung, zur, an J. 3. 1815. V. W. Baur
I. Wilchers Sturz bei Ligny 557
II. Das Ende mit Schrecken . . . 569
Erlebnisse eines deutschen Officiers im Nordamerikanischen Kriege 513
Geschichte, die, in Wachtgebilden. Von K. K. 314
Heidelberger Schloß, d. alte. V. F. Hippold 495
Kaiserzaust in der Kapuzinerkirche, die . 620
Klein-Trianon, in. Von O. Hiltl . . . 470
Kurprinz Friedrich Wilhelm, aus seiner Kindheit. Von W. Hahn 697
Le Mans, der Schreckenstag von. Von Hiltl 266
Lippold, der Schatzjude. Von G. Hiltl . 187
Maler, ein, auf dem Kriegsfelde. Von W. Lampshausen 11
Maria Theresia, von der großen Kaiserin . 599
Oesterreichische Kaiserfamilie, die . . . 548
Oeversee, eine Erinnerung an 435
Orleans, Proceß der Jungfrau von. Von Buchez 202
Preußischer Hof, der 658
Ruggiero, der Goldmacher. Von G. Hiltl . 126
Sewastopol, Erinnerungen eines Feldpredigers im französischen Feldlager vor.
I. Im Feldlager u. in d. Feldlagerzelten 646
II. Vor und nach dem Sturme . . . 719
III. Ein Pfarrchanz im Feldlager . . 767
Tage, zwei, aus einem thränenreichen Leben auf dem Throne. Von R. Koenig . . 675
Volk, ein dankbares. Von C. Bleibtreu . 469
Vor fünfzig Jahren. Von W. Baur . . 8

Literatur- und Lebensbilder.

Abfinth, beim Glase. Von M . . . n . . 373
Beethovens Jugendliebe. Von Ludw. Nohl 390
Dante, zur Erinnerung an. Von Dietelhof 540
Dichter, der, beider Hemisphären . . . 395
Dichterwelt, aus der Münchner 726
Fliedner von Kaiserswerth 282
Gymnasialkunst, der Braunschweiger . . 252
Goethe daheim. Von A. v. Biedermann . 165
Goethe und die schöne Seele. Von L. Distel 184
Immermann und sein Münchhausen. Von Temme 261
Kerner und Uhland. Von Otilie Wildermuth 614
Künstlerrecht, aus der Münchner 108
Livingstone, ein Abend mit. Von R. K. . . 632
Maria Theresia. Von Heinr. W. Thierich . 216
Niederdeutscher Dichter, ein. Von Hobein . 347
Nil, ein Grab am blauen 485
Perthes, Friedrich, und Caroline Claudius unter dem Weihnachtsbaum. Von W. Baur 152
Schecke, der Mann auf der 592
Schillers Daheim. Von R. Koenig . . . 755
Tag, ein, in Bayerns erster Realschule. Von K. Schneider 451
Uhland und Kerner. Von Otil. Wildermuth 614
Vater, der, des deutschen Freiturnens. Von Schlosser 688
Volkslied, das deutsche. Von Grimme . . 232

Skizzen aus der Heimat und Fremde.

Am Orte des Schweigens. Von J. Seffing 394
Aus allen deutschen Gauen.
I. Ein Stück Alpenland 86
II. Der Vogelsberg. V. Th. Winterwald 216
III. Im hannöverschen Wendland . . 332
IV. Land und Leute im Ries. Von Meich. Meyr 406
V. Im Schwabenland zur Hopfenzeit. Von Otilie Wildermuth 527
VI. Ein Tag im Mistelgau. Von Fr. Lampert 769
Aus vielen Meeren.
I. Die Verbrecherinsel in der Südsee . 588
II. Das Sklavenschiff 745
Berliner Schlagschatten. Von A. v. Seid . 88
Brasilianische Rächte. Von Dr. Avé-Lallemant 729
Brunnhowieg, Schloßbrand zu. Von A. Glaser 412
Bremen, eine halbe Stunde an der Börse zu. Von A. Emminghaus 116
Constantinopels Poesie und Prosa. Von Franz Lorenz 610
Deutsche Magd und deutsches Weib. I. In der Krähenhütte. Von Baldamus 191
II. Eine Gemsjagd Maximilians II. von Bayern. Von F. v. Kobell 317
Geißbub, der. Von A. Feierabend . . . 450
Gotthardt, der, und die italienische Post im Winter. Von A. Feierabend . . . 310
Großglockner, hinauf zum 425
Hamburg, Gängeviertel in. Von A. Mosengel 542
Hamburg, vor den Thoren von 644
Indianer, aus dem Waldleben der brasilianischen. Von Avé-Lallemant . . . 23
Kohlenberg, der brennende, bei Planitz. Von F. Friedrich 207
Kruppo Gußstahlfabrik in Essen 47
Leinwandkammer, aus der deutschen . 358. 380
Licht und Schatten des englischen Lebens. Von Rodenberg 142
Linguard, der Prinz im Exyadin 586
London, Weihnachten in. Von R. K. . . 155
Marine, eine Erinnerung aus der deutschen Militärzeit, die Arbeiterstadt im. Von Oeffing 209
Nacht, eine unheimliche, im Gebirge . . . 219
Nil, Menschenhandel und Menschenjagd am weißen. Von R. Hartmann 392
Nordpol, der Kampf um den. Von H. Wagner 606
Nordsee, am Saume der. Von H. Meier . 634
Ostfriesland, Bilder aus. Von H. Meier . 162
Pärie, das Café de la Régence in. Von Mosengel 230
Pußta, durch die. Von F. Lorenz 267
Regensburg, der Dom zu 99
Rettungsboot, das. Von R. Werner . . . 252
Rettungswesen, die nächsten Zwecke des R. zur See. Von Werner 429
Rochdale, Pionniere von. Von R. Koenig . 344
Rom, aus der ewigen Stadt. Von C. Friedericks 293
Russische Skizzen.
I. Leibeigene. Von Beesenmeyer . . . 709
Schiffswerft, eine deutsche. Von B. v. Cramm 361
Schweiz, die, das Land der Gegensätze. Von C. Ofenbronn 99
Seeleben, Bilder aus dem. Von R. Werner.
I. Absahrt 422
II. Der erste Tag in See 496
III. Nacht und Nebel 576
IV. Ein Sonnabend am Bord 666
Sennshütte, in der. Reiseerinnerung . . 32
Siebenländischer Stockfischfangerei. Von G. Bengerel 765
Sonntagsmorgen, ein, am Bord S. M. Fregatte Thetis 53
Spandau, im Arsenal 589
Spanisches Schmuggelleben 559
Benedig, ein Fürstenbesuch in. B. Bierthaler 178
Wilkerdittmannsstätte, eine 737
Waidmanns Daheim. Von G. Hammer . 222
Wald und Heide, durch. Von G. Hammer
I. Ein Frühlingstag im Rehgebege . 396
Weißhorn, das, über dem 133
Wetterhorn, Meine Besteigung des W. . . 701

Naturwissenschaftliches und Medicinisches.

Ahlenhorst, im. Von Anna Knittel . . . 342
Aerzte und Pfuscher 498
Alter und Ursprung des Menschengeschlechtes. Von Pfaff 435
Darwinsche Hypothese, die. Von B. v. Strauß 630
Eisbären. Von Bobinus 126
Fremd, unser, in Deutschlands Wäldern. Von Schlegel 409
Gefangenen, die, unserer zoologischen Gärten. Von Schlegel 409
Haide, durch die. Von H. Wagner . . . 63
Haselnußblatt, vom. Von H. Wagner . . . 454
Hering, der, und sein Fang. Von H. Meier 293
Hören und Nichthören. Von Erhard . . . 592
In der Graefschen Augenklinik 510
Königstiger, der 74
Krankenpflege, weibliche. Von Henr. Davidis 48
Magenhypochonder, der. Von Bald . . . 142
Mantisvarian, der 257
Medicinischer Aberglaube. Von Bald . . 193
Naturwunder des Regens, das. Von Böhner 660
Nestersammlung, aus meiner. Von Baldamus 271
Nistkästchen, was in meinem, nistet. Von Baldamus 456
Pflanzenkunst, ein, aus künstlichem Dünger . 7
Rauchen oder Nichtrauchen. Von Piberit . 677
Raufbold, der, der deutschen Vogelwelt. Von Baldamus 175
Rückenmarkshypochonder, der. Von Bald . 251
Schmuckhochzeitvogel, der. Von Bald . . 14
Schwalbenzug, wunderliche Begegnungen auf einem. Von Siegismund 146
Sippe, eine neue, für Kinder. Von J. von Liebig 516
Thierarzneischule, ein Blick in die . . . 684
Vogelfamilie, aus der, Kinderstube einer. Von Schlegel 574
Vogeleben, Winterzug und Frühlingszeichen aus dem. Von Baldamus 708
Vögel, wo die Vögel im Winter bleiben. Von Baldamus 424
Vom Grunde des Meeres. Von H. Wagner 740
Wunder, die, des Meeres in Glas und Rahmen. Von Mosengel 363

Verschiedenes.

Antike Geräthe. Von Friedericks . . . 636
Antiquar, ein Besuch beim 173
Aus Ludwig Richters neuem Strauß . . . 153
Entdeckung und Entdecker. Von B. v. Strauß 754
Dilettantenquartett, das. Von W. H. Riehl 245
Frauen, der, Amt im Streite. Von Koenig 481
Gewissensfrage, eine. Von Koenig . . . 142

Digitized by Google

Hausandacht, die. Von A. Kindler . . . 734
Kunstarbeiten, häusliche. Von A. v. Zahn . 440
Lebensart, feine und derbe. Von Bog. Goltz 35
Panzerschiffe, die ersten Preußischen . . 621
Reichenau, aus unsern vier Wänden . . . 61
Theatergarderobe, eine. Von G. Hiltl . . 374
Tischgebet, das. Von Koenig 22
Verbrüderewerk, das Krieg der, gegen die Gesellschaft 466
Wanduhren, zwei alte 550

Am Familientische.

Abenteuer, ein nächtliches 503
Alpenveil unter unsern Füßen 574
Ameise und Löwe 652
Augustin, o Du lieber 92
Belgrad, die evangelische Gemeinde in . . 624
Berlichingen, zur Geschichte des Hauses . 136
Berlin im Jahre 1784 652
Bierfabrikschnaps 148
Blumenbouquets aus Perlmutter 196
Brodengelpenst, das, von C. Hey 335
Buchstab, dazu hat Buchstab kein Geld . . 639
Cayenne-Pfeffer und der Pfefferjopf . . . 196
Charakter Kottelhaftigkeit 504
Chinesen, Nächtenheit der 196
Colberger Papiergeld vom Jahre 1807 . . 416
Englands reiche und arme Töchter . . . 519
Essen, Pflege der 92
Eulen, Nahrung unserer einheimischen . . 136
Feinde des Rauchens in England 150
Franz II, etwas vom Kaiser 40
Frauenhilfe im Nordamerikan. Bruderkampfe 595
Freitags, G., neuer Roman 55
Fuchsia, die erste in Europa 335
Gartenbau bei den Arabern 224
Gefion, ein Besuch am Bord der Fregatte . 743
Geschäft, das glückliche, der Welt 240
Gneisenau als Student 368
Grabschrift, eine 80
Grenzer, die 416
Guillotine, zur Geschichte der 351, 536
Hahnemann und der Engländer 56
Hase und Fuchs 304
Hausfrauen, An. Von Henriette Davidis . . 304
Heine und Rothschild 399
Herder und seine Gemahlin 408
Himmelsphänomen, ein 150
Hopfenkraut ist zu allem nütz 80
Humor 16
Jagdgeschichte, eine 504
Indiscretion, Folgen der 389
Joseph II im englischen Frauenzimmer zu Prag 336
Irrsinn, heilende und tanzende Derwische in 384
Karls I von Englands Leiche 364
Legelspiel in den Vereinigten Staaten . . . 504
Liste, die gebrauchsmäßige 144
Klapperschlange, Flüstrung der 28
Kolonisten an der Mündung der Donau . . 755
König, der, zieht vorüber 446
Kriegsgefangene, der letzte dänische . . . 179
Kriegsministerium, unterm Portal des, zu Berlin 476
Krone auf'n Kuppe 40
Küchenzettel, ein ärmlicher 240
Kurmäßler im Bärenzwinger 460
Lincoln, Abraham und sein Brief 562
Literarische Industrie 120
Literatur auf dem französischen Throne . . 144
Luftwetter 416
Maria Theresia über das Verhältniß in der Ehe 623
Matterhorn, Katastrophe am 683
Matthissons Vater im Felde 195
Menagerieschiff, das. Von R. Werner 535, 727
Mexicorosa, Santa Maria de 320
Mühlenbrand, ein tückisches 319
Mühlhausen, Placat aus d. Arbeiterstadt von 624
Napoleons Namen im Russischen 180
Nordamerika, aus 148
Normalmaß, die 578
Nürnberg, der Thurmbrand zu 136
Paris, Stadtgärtnerei zu 136
Pariser Journalistik 640
Perlen, bebohlene Schönheitsmittel in . . . 304
Pfarrhaute, in Pommerellen 273
Philipp II und die Kanonenkugeln 400
Porzellanfabrik in Berlin 259
Ratten, Schlauheit der 256
Reclamenschwindel der englischen illustrirten Blätter 303
Rettungsboot, noch einmal das 287
— Daheim, Probe des 760
Rom als klimatischer Kurort 119
Runkelrübenzuckerfabrikation in Rußland . 212
Sängethiere, nützliche 164
Schelmschlang. Von Hermann Meier . . . 195
Schreckensherrschaft, Maueranschläge in den Zeiten der 272
Schulzeugnisvort, eine 120
Schwalbennester 520
Seefahrt, Annalie, Thätigkeit der 552
Stadtvoigtei, Bevölkerung der 652
Stimmritze, was ist eine? 27
Strychnin und Strychninlieferanten 118
Student, ein gebändigter 224
Thibelsfärbe, Thierei in 148
Tintenfuch des Redakteurs, aus dem . . . 711
Taube, die, beim Feste 382
Uhr, Gebrauch und Nutzen des, im 17. Jahrhundert 444
Tinnel, die 40. 56
Traurigkeit, ein 415
Vernet, Horace, eine Skizze von 35
Vertheidigung eines Taubenschlags 443
Vogelspinne, eine, in Europa 164
Vogelwelt, Buntes und Kleines aus der . . 180
Voltaire und seine Gäste 164
Voltaire in Lustname 639
Weimars Riesenraumbuch. Von Neumann-Strela 383
Wetterprophezeiungen der Neuzeit 336
Wunderkind, ein 320
Wunderliche Worte 195
Zaunkönigsnester 256
Zimmergewächse und Zimmerpflanzen . . . 320
Zeitschriften, englische 240
Zeitungsreklamen 728
Zuchthausscene, eine 103

Illustrationen.

Ahlerhorst, im. Von Anna Knittel 341
Antike Geräthe 637
Arenberg, Prinz v., bei Doorfee. B. Ohnten 433
Athen, auf dem Markte von. Von Albert Kretschmer 465
Barnim, Adalb. Freiherr von 487
Bastille, die alte 664. 665
Beethoven und Jeannette d'Honrath. Von Lindenschmit 389
Blücher's Ehrung bei Ligny. Von Bleibtreu 557
Bremen, die neue Börse zu. Von C. Sprosse 117
Brunemia, die, vor und nach dem Brande 412. 413
Calanis Bärenjagd. B. Kretschmer 764
Dantes Porträt 501
Eichhörnchen, das 717
Eisbären im zoologischen Garten zu Köln. Von H. Beckmann 125
Ende, das, mit Schrecken. Von G. Bleibtreu 569
Erntezug. Von O. Günther 85
Fliedners Porträt 285
Frauen Amt, der, im Streite. Von C. Piloty 481
Frauengemach, ein griechisches. Von Alb. Kretschmer 725
Gängeviertel, in Hamburg. Von A. Mesengel 541
Geißbockenleben, aus dem. Von H. Jenni 449
Geitners Gärtnerei in Plauig 209
Gellert im Rosenthal zu Leipzig. Von Teller 593
Gemsenbilder. Von Rotsoky . . 317. 319
Goethe bei Fräul. v. Stettenberg B. Hammel 185
Glückschmied, der. Drei Illustrationen . . 157
St. Gotthardt, Winterpost über den. Von Jenni 309
Greifswaldermühle, die höchst 427
Groth, Klaus, Porträt 349
Hamburger Milchschenke. Von O. Speckter 645
Hamburger Aquarien, die. Von Wosengel . 361
Heidelberger Schloß, das alte. Von C. Sprosse 493
Heiligenblut mit dem Großglockner 428
Hildebmann, ein Artistenmassacrirt 245
Im Hundespital 695
Im Vorzimmer Graefes. Von G. Arnold . 509
Immermann auf dem Oberhofe. Von Bautier 261
Kampfhähne auf d. Hahnstatt. B. Kretschmer 177
Kahninergruft, in der 621
Kinder, die Spinnerin 373
Kindler, die Hausandacht 733
Kindler, Scene in der Sennhütte 33
Kirchweihe, der. Von H. Stelzner . . . 721
Klein-Trianon, in. Von Toller 473
Königstiger, Arabischer überfallen, ein . . 213
Krähenhütte, in der. Von Rososky . . . 192
Krempermühler Familie von Preußen. Von O. Blumenroth 657
Krüppliche Etablissement in Essen, das . . 45
Lautude Finche aus der Bastille 681
Leopard und Mantelpavian. Von R. Kretschmer 277
Mädchens Nachruf. Von Th. Pixis . . . 201
Maikäfer flieg! Von A. Küster 563
Maler auf dem Kriegsfelde, ein. Von W. Camphausen.
Düppelstürmer 12
Preuß. Offiziere im Hotel Rasch . . . 13
Musketier Baade 26
Protzkasten und Lümmer 27
Gefangenentransport 38
General Wrangel 39
Sturm auf Düppel 52
Rail Krake 53
Broacker 65
Maler und Kriegsmann 66
Ein Todtenfeld 67
König Wilhelm von Preußen 78
Königsparade 79
Uebergang nach Alsen 90
Reh 91
Die Merchel 102
Friede 103
Meyerheims Winter und Kind 629
Münchner Künstler auf einem Maiausflug. Von Th. Pixis 109
Münchner Dichter, Verfahrend der. Von Pixis 325
Nil, das Grab am blauen. Von R. Kretschmer 486
Nistkästchen 456
Nördlingen, auf dem Wege nach. Von R. Beschlein 405
Nordpol und seine Umgebungen, der . . . 607
Ohr, das 553
Panzerschiffe, die beiden neuen Preußischen . 651
Paris, Café de la Régence, in 229
Pfingstend aus Igl. Bibl. ein. B. Kretschmer 5
Pfingstspaziergang. Von Th. Pixis . . . 441
Pig Languard. Von O. Umberger 585
Pietsch, Illustrationen zu Reichenau aus unsern vier Wänden 61
Patrouille, eine, in der alten Bastille . . . 680
Probst, das des Feldwebels auf Schanze V. Von Ohnten 421
Regensburg, der Dom zu. Von C. Sprosse 97
Rebekkage, im. Von Guido Hammer . . . 397
Rettungsboot der Insel Langeroge 253
Richter, Ludw., die todte Mutter 132
Richterscher Akt in Oesterwünde 301
Rom, Kinderpredigt in. Von Th. Pixis . . 293
Slavenschiff, das 749
Schillers Daheim. Von L. Pietsch 757
Schmuckkastendeckel. Von A. v. Zahn . . . 446
Schönbrunn, im Garten zu. Von H. Knieriem 549
Schraders Maria Stuart 673
Schwaben, Hopfenernte in. Von Th. Pixis 525
Sohn, Wilhelm. Eine Ostermontagfrage . . 141
Spieß, Adolf, Porträt 689
Spinnstube, eine altfriesische. Von O. Günther 357
Spinnstube, eine westfälische der Neuzeit . 381
Strandungen, Karte der, und Schiffbrüche . 517
Tischlein, der, mit seinen Pferdebeinen . . 269
Uebertegel 577
Uhland bei Kerner. Von Th. Schüz . . . 613
Vanities, das Tischgebet 21
Vogeltecken, zwei Bilder aus dem 709
Vogelsberg, Flachsdarren und Lüftergerüst im 217
Vogelsberg, Kirchstein zu Bulenborn . . . 236
Vogelsberg, altes Thorpaar aus dem . . . 237
Vom Grunde des Meeres. Drei Bilder. 740. 741
Wandbekrt. Weihnachtsabend im. B. v. Der 153
Weihnachtsfest, das, der Thiere 604
Wendländische Mädchen im Sonntagsstaat . 333
Wetterhorn, auf dem Gipfel des. Von C. Rittmeyer 693
Wichtelmännchen im Walde. Von Hammer 225

Digitized by Google

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und in Monatsheften. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.
Preis jährlich 2 Thlr., vierteljährlich ½ Thlr.

1865. Ausgegeben im October 1864. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 1.**

Daheim.

Daheim! daheim! wie schwingt das Wort
Sich von der Lippe jubelnd fort!
Denn was mir Gott an Glück beschert,
Das schlingt sich, reich an Duft und Glanz,
Ein voller, frischer Blüthenkranz
Daheim um meinen Herd.

Daheim! daheim! nach Müh und Last
O wie so lockend winkt die Rast,
Wenn ich am Abend heimgekehrt,
Mir Gruß um Gruß entgegenklingt,
Und Weib und Kind mich froh umringt
Daheim an meinem Herd.

Daheim! daheim! der Welt Gebraus
Umrauscht von fern mein stilles Haus;
Vergessen ist, was mich beschwert,
Vergeben ist, was mich gekränkt,
In Frieden ruht mein Herz versenkt
Daheim an meinem Herd.

Daheim! daheim! die Treue wacht
An meiner Schwelle Tag und Nacht,
Die streng den Eingang Allem wehrt,
Was nicht geziemt dem deutschen Mann
Und nicht vor Gott bestehen kann
Daheim an meinem Herd.

Daheim! daheim! doch wer mir schmückt
Den Herd, dem sei die Hand gedrückt;
Die kleinste Gabe gilt mir werth,
Ein Bild, ein Liedchen freudenklar,
Ein Märchen für die munntre Schaar
Daheim an meinem Herd.

Daheim! daheim! und soll es sein,
Und bricht der Feind ins Land herein,
Dann flammt mein Herz, dann schnt mein Schwert
Sich nach des freien Mannes Hand,
Und zornig reiß' ich's von der Wand
Daheim an meinem Herd.

Daheim! daheim! wenn Lied um Lied
Verklingt und Bild um Bild entflieht,
Nach oben ist mein Blick gekehrt,
Wo mich die neue Heimath grüßt,
Wenn brechend sich mein Auge schließt
Daheim an meinem Herd.

Julius Sturm.

Digitized by Google

Marie und Maria.

Novelle von Ottilie Wildermuth.

Von alten Zeiten her ruht auf den Mühlen ein gewisser romantischer Zauber, den sie wohl zumeist ihrer Lage verdanken. Aus den langweiligen Häuserreihen der Städte, aus dem Schmutz der Dörfer an rasche Flüsse oder einsame Bäche verwiesen, zwischen Erlen und Weidengebüsch, mögen sie wohl in einer regen Phantasie all die lieblichen und wehmüthigen Bilder wecken vom schönen Müllerstöchtern, getreuen Mühlhunden und rauschenden Mühlbächen, die eine ganze Mühleliteratur füllten.

Freilich dürfte es für poetische Gemüther meist rathsam sein, sich in mäßiger Entfernung von der Mühle am grünen Rain zu lagern und „dem Wasserspiele und den Wellen" zuzusehen, denn die Insassen selbst und ihr Leben und Treiben möchten manchmal nicht gut taugen zu der reizenden Idylle, die der malerische Anblick der Mühle hervorgerufen hat; wiewohl auch vielleicht hie und da die abgeschiedene, beschauliche Lage in den Mühlenwohnern selbst ein stilles poetisches Element geweckt hat.

Die Buschmühle nun, in irgend einer Gegend des gesegneten Schwabenlandes gelegen, die vereinigte Prosa und Poesie. Die Vorderseite bot nicht die geringste Nahrung für ein romantisches Gemüth, sie zeigte die tüchtige reelle Seite, die gerade die Mühlen in den Augen des Volks zu einem beneidenswerthen Besitzthum machen; also, daß zu den Glanzseiten des ersten Napoleon ein Bäuerlein gemeint: „jetzt, wenn ich der Napoleon wär', so thät' ich mir zusammenspannen zu einer Mühle," — woran, beiläufig gesagt, der Napoleon vielleicht nicht übel gethan hätte.

Ein breite alte, da führte ein holpriger Fahrweg von dem nahen Dorf und der etwas entlegenern Stadt in den Mühlhof, in dessen Mitte ein stattlicher Düngerhaufen, der Neid aller Landwirthe, prangte. Da schnatterte eine schneeweiße Gansheerde, da traulichste eine Truppe fetter Enten herbei, die sich mästeten von dem nahrhaften Mühlenstaub, da wieherten in den Ställen die starken Rosse, die muntern Füllen, da grunzten aus niedrigen Gehäusen die „fürnehmen Säue", der Stolz des Müllers, in deren Ankauf und Mastung er Müller besonders beruhmt war. Die benachbarte Gutsbesitzerin hatte ihm einmal, als er zu Markte fuhr, aufgetragen: „jetzt, Herr Gevatter, wenn Sie ein recht nettes, junges Schwein auf dem Markt sehen, so denken Sie auch an mich!" — Das Alles war zum gute, reelle Prosa, nicht ganz zu verachten in unsern magern Zeiten, aber nicht anregend zu Mühlenromanzen.

Ging man aber die bestäubte Treppe hinauf, durch die große Vorderstube, wo an reingefegten Tischen auf hölzernen Bänken das Gesinde und die jeweiligen Mahlkunden saßen und je nach Rang und Stand bewirthet wurden, kam man durch dies Empfangszimmer in die etwas kleinere Wohnstube, dann erst offenbarte sich die heimliche, poetische Seite der Mühle.

Weite Fernsicht bot sie nicht, aber unter den Fenstern rauscht wild und lustig der Bach vorüber und geht das Mühlenrad, se daß der Fußboden bestänbig in angenehm zitternder Bewegung ist, als ob man segelte auf hoher See. Ueber den Bach führt ein lustiger Steg auf eine ganz kleine buschige Insel, die, vom Wasser umrauscht, immer im frischesten Grün prangt. Weiter hinab senkt sich ein weicher Wiesengrund, den ein melancholisches Wäldchen abgrenzt, ein Anoblick, se recht zum Ruhen, nicht zum Genießen für das Auge, zu dessen tiefer Stille das Rauschen des Wassers und des Rades keine unharmonische Begleitung war.

Dieses Ehren- und Besuchszimmer des Hauses war nun freilich nicht sehr symmetrisch in seiner Einrichtung. Der Müller hatte eine kleine Vorliebe für Auktionen, und brachte von jeder Fahrt in die Stadt, zum geheimen Schreck seiner Frau, irgend ein neues Stück Geräthe mit. Se standen Kanapee und Stühle nicht in der mindesten Beziehung zu einander, die Standuhr, darauf ein schlummernder Amor lag, der im Drang der Zeitläufte seine ruhenden Füße abgestoßen hatte, stammte, sammt dem Ovalspiegel in Goldrahmen, aus dem Nachlaß einer gnädigen Frau; an der Wand hing ein farbenreicher Herzog Ulrich von Würtemberg in ewigem Kampf mit einem Sturmfeder in blauem Waffenrock, daneben sehr gutgemeinte, aber höchst garstige Lithographieen aus der Reformationsgeschichte, auch eine helle Africaine und Amerigne, deren leichtfertige, höchst sparsame Toilette der Müllerin ein steter Dorn im Auge war.

Behaglich war aber die Stube doch, denn sie wurde rein und in guter Ordnung gehalten, wenn auch keine Symmetrie möglich war bei dem vielgestaltigen Geräthe. Wenn die Müllerin die schöne, roth und weiß gewürfelte Decke über ihren alten Tisch breitete und die große Kaffeekanne nebst dem köstlichen Rahm in weißem Porzellangeschirr, und einen selbstgebackenen Butterkuchen auftrug, se setzte man sich recht gern und gemüthlich auf die verschiedenen Stühle und vermißte durchaus keine elegantere Einrichtung.

Gäste waren nicht eben häufig in der Mühle außer den Kunden, die freilich täglich im Hause bewirthet wurden, die aber selten in ein näheres Verhältniß zu der Familie traten. Die Müllerin gehörte zu den Stillen im Lande, ihr war nichts lieber als ein ruhiger Sonntag, wo sie sich mit ihrem Arndt und Bogatzky und mit Rieger's Predigtbuch in ihrer großen Stube erbauen konnte; sie war auf der Mühle geboren und noch nicht weiter als drei Stunden im Umkreis über sie hinaus gekommen. Der Müller, der war schon in der Welt draußen gewesen; er war der Sohn eines Holzhändlers vom Schwarzwald und in seiner Jugend öfters bis Holland mit seinen Stämmen gefahren. Ein hartnäckig kalter Winter hatte ihn einmal mit seinem Floß in der Nähe der Buschmühle wochenlang festgehalten; ob es nun die frommen Augen der stillen Müllerstochter waren, was ihn wünschen ließ für immer da zu bleiben, oder die nüchterne Erwägung, daß die Mühle ein schönes, sicheres Besitzthum sei und besser als der Holzhandel im Unfrieden mit seinen Brüdern, — das wollen wir im Interesse feinfühlender Leser unerörtert lassen; genug, die Müllerstochter gab dem stattlichen Flößer ihre Hand und der Bund, im Eise geschlossen, zeigte sich auch im Sonnenschein als ein guter und probehaltiger. Der Müller, selbst munterer und oft sehr geräuschvoller Natur, ließ seine Frau in ihrer stillen Weise gewähren und wenn die lustigen Kameraden, die er da und dort auf seinen Geschäftsreisen traf, ihn neckten, daß er „eine Frommse", eine „Tepsitin" daheim habe, se sagte er: „Lasset sie zufrieden! Rechtschaffen ist sie, und wenn sie zehumal fromm wäre! Daheim ist alles in Ordnung und wird gehörig geschafft und ist kein Geschrei mit dem Gesinde, da kann ich ihr die Freud' ja schon lassen mit ihren Gebetbüchern und Tepsitenstunden". Er selbst ging seine Lustigen, zum Theil auch wilden Wege und sein Weib machte ihm keine Vorwürfe, nur ganz allmälig lernte er sich vor diesen stillen Augen fürchten, die ihn so sanft und se traurig anschauten, wenn er mit „etwas zu viel" heimkam. Allmälig wurden ihm die Sonntage lieb, wenn er so am lichten, goldnen Morgen mit seinem Weib durch die grünen Wiesen, zwischen den hohen Kornfeldern, ins Dorf hinauf zur Kirche wandelte, die dagegen brachte ihm auch manchmal ihren stillen Sonntag Nachmittag zum Opfer, um auf dem blauangestrichenen Bernerwägelein einen Besuch bei guten Freunden mit ihm zu machen, oder um solche bei sich zu empfangen. So wuchs das Paar mit den Jahren immer besser in einander hinein, und dem Müller kam sogar oft der Gedanke, sein Weib sei se brav und se tüchtig, nicht nur o b gleich, sondern w e i l se fromm sei.

Seine wilden Kameraden verloren sich nach und nach von selbst, die Müllerin verkehrte mit ihren stillen Freunden meist im Dorfe; ein steter und freundschaftlicher Verkehr wurde vom Anfang an unterhalten mit Gevatters vom Tannenhof.

Die Frau Gutsbesitzer Rau, obgleich eine Base der Müllerin, hielt es freilich für einige Herablassung, daß se so auf gleichem Fuß mit ihr verkehrte. Ihr Vater freilich war nur Bauer auf dem Tannenhof gewesen, aber sie hatte sich nach seinem Tode bei Verwandten in der welschen Schweiz aufgehalten und wußte heutzutage noch einige Phrasen von daher. Ihr Mann hatte einige Zeit in Hohenheim studirt, trug einen Schnurrbart, und hatte das alte Bauernhaus auf dem Tannenhof einreißen und neu aufführen lassen; auch kleidete sie sich nach neuem Geschmack, während die Müllerin ihre ehrbare, dunkle Bauerntracht beibehielt.

Aber die Müllerin hatte sich von Anfang an als eine getreue, hilfreiche Freundin mit Rath und That bewiesen. Gutsbesitzer Rau war eine etwas phlegmatische Natur, sehr froh, an dem Müller eine

Digitized by Google

praktische Stütze zu haben und manches von seiner Erfahrung zu profitiren, was er nicht in Hohenheim gelernt hatte. Und schließlich, — sie „mochten einander", sie hatten sich im Lauf der Jahre zusammengewöhnt in Freud und Leid.

Es gibt menschliche Verhältnisse zu einander von anscheinend tiefer Bedeutung, denen, der Theilgiften fast unbewußt, die Seele abhanden gekommen ist; es gibt aber auch Freundschaften, die vom Zufall zusammengewürfelt erscheinen, und die allmälig am Herzen festwachsen. Der Müller gab sich gern und offen hin, die Müllerin suchte nichts, aber was ihr durch die Umstände nahe gelegt wurde, aus dem machte sie das Beste, und hielt es fest mit der ganzen Treue ihres Wesens.

Müllers hatten einige Jahre früher als Raus ihren jungen Hausstand gegründet, auf dem Tannenhof wurde aber das erste Taufest gefeiert, Müllers waren Gevatterleute und der Bube wurde nach seinem Pathen Georg getauft, — Hansjörg, wie eigentlich der Müller hieß, konnte man ihm doch nicht zumuthen.

Nach diesem hatte Frau Rau ein Mägdlein und später noch ein Zwillingspärchen geboren, — nur fürs Grab.

Zwei Jahre nach des kleinen Georgs Geburt kam aber auch der Müllerbursch von der Buschmühle, stattlich angethan, auf den Aunenhof herüber, um zur Taufe zu laden; es war ein kleinwinziges Mägdlein drüben angekommen.

Die Mädchen thun viel besser, sich etwas später einzufinden, sie werden dann viel mehr geschätzt, als wenn es gleich zu Anfang heißt: „nur ein Mädchen". Auch der Müller ließ sich nicht nehmen, ein TaufFest anzustellen, wie die Gegend noch keines gesehen hatte. Während der Taufzug zur Kirche wallte, krachten so gewaltige Schüsse, daß die Nerven des Kindleins für sein ganzes Leben abgehärtet werden konnten. Mühlknappen und Knechte, alte und neue Kunden, wer da Lust hatte heute in die Mühle zu kommen, wurde in der vordern Stube so reichlich bewirthet mit Braten und Wein, daß er sein Lebtage an der Erinnerung zehren konnte. Im ganzen Dorfe wurden Kaffeetröpfchen mit großen Stücken Butterkuchen ausgefandt, selbst eine Gesellschaft Korbflechter und Kesselflicker hatte sich eben unter dem Nußbaum gelagert und durch Gesandtschaft sich einen Abfall vom Schmaus erbitten lassen, der auch verabfolgt wurde.

In der Herrenstube hatte sich der Müller auf Bitten seiner Frau auf eine kleinere, gewählte Gesellschaft beschränkt: Gevatter Rans, der Herr Pfarrer, der wenigstens ein Täßchen Kaffee mit trank, Schulmeisters, und eine Base der Müllerin, die in der stillen Brüdergemeinde zu K. ihre Wittwentage verlebte. Der Müller hatte zwar immer geheime Angst, die Base könnte sein Weib „noch frömmer" machen, aber am Taufiag hatte er ihr die Bitte nicht abschlagen können.

Nach altem Brauch stand im Zimmer, wo geschmaust wurde, die Wiege und das schön weiß und rosenroth bezogne Himmelbette der Wöchnerin, die mit gefalteten Händen schwach und müde dalag und den Gästen mit freundlichen Blicken zunickte. Die Base saß neben ihr in stillem Gespräch, wenn der Taufjubel und das Gläserklingen lauter wurde.

Der kleine Georg vom Tannenhof, ein ganz netter Bursch, der zu allseitiger Bewunderung rüstig auf eignen Füßen herumsprang, war auch mit herübergebracht worden, in einem Sammtröckchen und einem seltsamen, turbanartigen Kopfputz, „wie ein junger Prinz", meinte seine Mutter, „wie ein Aeffstein", meinte das Mühlenpersonal. Dem kleinen Taufkindlein wandte er wenig Aufmerksamkeit zu, desto mehr den Bisquittorten und Gugelhopfen der Tafel, bis er, weinend vor Ueberfülle, dem Kindsmädchen übergeben wurde, die ihm die Füllen und Schweine im Hof zeigte, und dadurch eine wohlthätige Pause herbeiführte.

Das Taufkindlein, das ebenfalls weiß und rosenroth im höchsten Täuflingsstaat in seiner Wiege lag, entwickelte die höchste Vertrefflichkeit, die man von einem Kindlein erwarten kann: es schlief den ganzen Tag, die zusammengeballten Händlein zu beiden Seiten des Köpfchens gelegt. Als der Kleine etwas erleichtert von seinem Ausflug zurückkam, wurde ihm auch als besondre Vergnüglichkeit das Kindlein gezeigt, das eben erwachte und seine niedlichen Fingerchen weit auseinander breitete; „s'ist lebig!" rief er in höchster Verwunderung, und wagte sogar das weiche, warme Gesichtchen zu streicheln.

„Das gäbe gerade ein nettes Pärchen", meinte lächelnd die Frau Schulmeisterin.

„Ist erst noch wahr", rief der Müller aufgeregt von Festwein und Vaterfreude, „die würden eben recht für einander, was meinst, Gevatter?"

„Warum nicht? hab' nichts dagegen", sagte Rau, und schlug in die dargebotene Hand.

„Bleib's dabei!" rief der fröhliche Gevattersmann, „eingeschlagen, Frau Gevatter! Angestoßen! Ihr Georg und unsre Marie! Ihr Frauenleute habt auch nichts dagegen?"

„Im Gegentheil, keineswegs", sagte höflich Frau Gevatter Rau, die in der Stille dachte, es werde noch nicht so ernst sein, — „Sie haben ja die Mittel, Herr Gevatter, dem Töchterlein eine gute Erziehung zu geben."

„Will's meinen", rief der Müller. „Spanisch und türkisch soll die lernen, wenn's nety thut! Na, will sehen, ob wir bei der Hochzeit auch einmal alle beisammen sind! Weib, Du schwäpst ja gar nichts! Was sagst Du dazu, wie, da trinkt'"

„In Gottes Namen, so es Gottes Wille ist", sagte die Müllerin und nippte.

Nun wurde in sehr heiterer Weise des jungen Brautpaars Gesundheit getrunken und seine Zukunft besprochen. Wurden auch unterschiedliche Beispiele erzählt von so früh beschlossenen Heirathen, die später glücklich zu Stande gekommen. Die Base und die Müllerin schlugen in der Stille miteinander Sprüche im Losungsbüchlein auf, der junge Bräutigam aber, der schon wieder im Essen des Guten zu viel gethan hatte, verlangte ungalanter Weise mit Geheul nach Hans. Das Bräutchen, das schlief, und schlief den ganzen Abend und die Nacht.

Georg blieb der einzige Sprosse auf dem Tannenhof, in der Mühle aber wurde nach längerem Zwischenraum noch ein hausbackiger Knabe geboren. Das kleine Pärchen kam in den ersten acht Jahren ziemlich oft zusammen, übrigens wuchsen sie ganz ohne Ahnung ihrer künftigen Bestimmung auf; es wurde jener scherzhaften Uebereinkunft nie mehr gedacht, als höchstens vom Müller, wenn er recht guter Laune war. Frau Rau hegte bei aller Freundschaft denn doch in der Stille, ihr einziger Sohn werde einmal andre Ansprüche machen, als eine Müllerstochter.

So lang die kleine Marie noch getragen wurde, nahm ihr Zukünftiger ein sehr stückliges Interesse an ihr, als sie aber einmal neben ihm herumpfeln konnte, da bildete sich wirklich eine Art zärtliches Verhältniß zwischen den Kindern und das Dienstpersonal der beiden väterlichen Häuser fand wiederholt, daß es ein ganz nettes Pärchen geben würde. Bernhigt zwar konnte die Müllerin keinen Augenblick sein, wenn sie ihr Töchterchen in Gesellschaft des Knaben wußte, denn er schleppte sie einmal in den Stall, dann wieder in die Mühle oder an den Entenkanal, die Kleine folgte ihm überall hin in blindem Gehorsam, so daß Leib und Leben und Kleidchen in beständiger Gefahr waren.

Hie und da, als sie etwas größer wurden, saßen die Kinder auch einträchtig beisammen im Garthen, machten Jungfernein aus Mohnknospen und führten sie spazieren im kleinen Puppenwägelchen, oder flochten Kastanienblüthen in die Erde und streuten sich, bis große Bäume daraus wachsen würden; vor den Käfern, deren Georg nicht genug Zusammenschleppen konnte, behielt Marie ein unbeschreibliches Grauen, aber als er einmal bei einem großen Knaben eine Steinsammlung gesehen hatte und anfing rare Steine auszulesen, da wollte Mariechen auch eine „Steinerversammlung" halten und trug ihr Schürzchen voll Kieselsteine zusammen. Eins ihrer liebsten Spiele war, sich zusammen an den Ufersain zu setzen, da wo der Mühlbach am schnellsten floß, nur Blumen hineinzuwerfen, teuen sie dann nachsahen, welche wohl am weitesten schwimmen. „Die schwimmen jetzt in die Donau, und bis ins Meer hinaus", belehrte Georg, der bereits Unterricht beim Herrn Provisor genoß, die Kleine; „ist aber schad', wenn die Wallfische dann die schönen Blumen fressen", meinte Mariechen, die vom Meere noch nichts wußte, als daß es Wallfische darin gebe. „Dummes Ding", sagte Georg, „Wallfische fressen keine Blumen! Die schwimmen vielleicht bis auf eine Insel, wo Wilde wohnen, die noch gar keine Blumen gesehen haben, oder sie fangen sie auf auf einem großen Meerschiff." „Wenn Du einmal groß bist und weit verreist", sagte Marie, die es oft von seinen Plänen unterhielt, „dann laß' ich auch Blumen zu Dir schwimmen." „Lieber Aepfel", meinte Georg, „aber die Knuten verfaulen unterwegs".

Digitized by Google

Als Georg acht Jahr alt war, da kam er, mit seinem nagelneuen Schulranzen auf dem Rücken, um sich zu verabschieden, da er nun in eine lateinische Kostschule kommen sollte. Er war bestimmt, des Vaters Gut zu übernehmen, da er aber gute Anlagen zeigte, so wollte der Vater nichts versäumen, ihm „einen guten Schulsack" zu sichern, da Herr Rau selbst oft mit Beschämung empfand, daß der seine sehr mäßig sei.

Im Gefühl seiner künftigen Würde als Kostgänger verbiß Georg muthig das auffleigende Bangen vor der Fremde und that schon sehr groß mit seiner künftigen Gelehrsamkeit. Auch Marie nahm den Abschied noch gar nicht sentimental, sie schlug die größere Entfernung nicht so hoch an und betrachtete den kleinen Gespielen mit gewissem Respekt, daß er jetzt Kostgänger werde, was ihr schon wie eine Art von Beruf vorkam. Sie opferte ihm auch ihr ganzes „Mangenest": den Vorrath von Aepfeln und Birnen, den sie heimlich vom vorigen Herbst her in einem leeren Stall im Heu verbergen hatte. Da der Weg gerade etwas schmutzig war und die Pferde daheim, so ließ sich's der Müller nicht nehmen, den Gevatter mit dem Kleinen auf dem blauen Bernerwägelchen nach Haus zu führen. Georg erstieg den hohen Sitz etwas mühsam, die wohlgefüllten Taschen machten ihn fast so ungelenk wie eine Boa Konstriktor, die zum Benefiz des Publikums sich vollgegessen, als er aber oben war, zog er den schönsten seiner geschenkten Aepfel heraus und biß beim Abfahren mit vollen Backen hinein, — es war das, unbewußt, eine Art Huldigung für die kleine Marie, — eine Anerkennung ihrer Liebesgabe, auch freute sich Marie sehr darüber und kehrte ganz befriedigt ins Haus zurück mit dem kleinen dicken Brätwurstlein, das kaum anfing zu gehen, Christian hieß, und bis jetzt noch keineswegs zu den vielversprechenden Kindern gehörte.

Nun war's ein andres mit dem Verkehr der Kinder, und wenn Marie hie und da vielleicht noch des Gespielen dachte, so spielte er doch ganz und gar keine Rolle in ihren Träumen. Sie mußte jetzt früh Morgens hinauf ins Dorf zur Schule und nachher gleich mit ihrem Strickkörbchen bei der Frau Schulmeisterin bleiben, die eine Industrieschule hielt. Damit sie den mühseligen Weg nicht wieder zurück machen durfte, war ihr Körbchen ziemlich mit Proviant versehen, zudem theilte sie des Schulmeisters bescheidnes Mahl.

An schönen Tagen war das ein ganz vergnüglicher Tageslauf für die Kleine; kein lustigeres Leben als so ein tägliches Wandern zur Schule an sonnigen Tagen! Da ging der Weg zwischen Hecken, an denen sich die ersten grünen Blättchen vom Stachelbeerbusch loswickelten, bis man später die rothen Beeren schwanken durfte, da wuchsen die weißen Palmkätzchen, die ersten Frühlingsboten, Weißdornblüthe und später die wunderlich geformte Frucht der Berberitze, aus der sich die Mädchen Korallenschnüre machten, — jeden Tag gab es etwas Neues in die Schule mitzubringen.

Dann führte der Weg über Vaters große Wiese und die Birn- und Apfelbäume streuten im Frühling die weißen Blüthenblättchen und im Herbst die saftigen Früchte auf den Pfad. So ein rother Apfel, der unversehens im grünen Grase blinkt, schmeckt viel besser, als die man daheim bekommt. Und nun ging's durchs Aehrenfeld, da waren im Sommer die Aehren so hoch, daß man Mariechen gar nicht dazwischen sehen konnte; da pflückte sie blaue Kornblumen, aus denen sie mit den Mädchen Zöpfe flocht, rothe Stechnelken, die ins Mädchen stechen, wenn man daran riechen will, purpurrothe Mohnknospen, aus denen sie mit Georg schon die schönen Prinzeßlein gemacht, und Ritterspornen, deren innere Blüthen man zu so zierlichen Kränzlein ineinander schieben kann. Auf seinen stillen Schulpfaden, allein mit dem getreuen Pächter, führte das Kind so ein reiches, wechselvolles Naturleben voll immer neuer Genüsse.

Zur Gelehrten zeigte sie wenig Anlage, und lernte mehr dem guten, freundlichen Schulmeister zu lieb, als aus eignem Trieb.

Viel lieber waren ihr die Nachmittagsstunden, wo in der großen Schulstube die Frau Schulmeisterin ihre Arbeitsstunden gab, großartiger Weise Industrieschule genannt.

Da herrschte minder strenge Disciplin als in den Schulstunden; wenn man nur seine „Mal rum" von dem bunten eingestrickten Seidefädlein an ordentlich gestrickt hatte, so war dazwischen Lachen, Singen und Plaudern gestattet; man hielt Wettkämpfe im Stricken: „Hasenjagen, Garnmessen, Zählerles", wie sie alle hießen; wenn die Frau Schulmeisterin fort war, erzählte man mit halblauter Stimme schauerliche Spuk- und Hexengeschichten: von dem grünen Männlein, das in der Schule selbst umging, von dem Pfarrtöchterlein, das von einer bösen Hexe das Hexen gelernt hatte, also, daß es aus dem Handtuch Milch melken konnte, das sein Vater dann einschläferte mit Mohn, daß es nimmer erwachte, damit er vielleicht seine Seele noch retten könne. O, was war das ein behagliches Gruseln, mit dem sich die kleinen Mädchen zusammendrängten und kaum mehr zu flüstern wagten, zumal wenn es schon dämmerig wurde. Dann kam zum Glück oft der alte Schulmeister selbst dazwischen und das ihnen ein Geschichtchen von Christoph Schmid vor, darin ein klareres und freundlicheres Element spielte, von den Ostereiern oder dem Blumenkörbchen, wo sie über das Loos der unschuldig angeklagten Marie bittre Thränen vergessen und sich gar zu gern in die schönen Gemächer versetzten, wo lauter grundeale Gräfinnen und Grafen walteten.

Mariechen fühlte immer am tiefsten mit. „Du heult glei", bemerkten ziemlich roh die andern Kinder; über Genovefa und Schmerzenreich, namentlich über die rührende Beichaft der todtfranken Gräfin an ihren ungerechten Gemahl konnte sie sich gar nicht trösten, „o Herr Schulmeister, nur auch bis sie wieder beisammen sind!" hat sie stehentlich, so oft er anführen wollte, „ich kann ja sonst nicht heim." „Dummes Ding, die wären jetzt eineweg gestorben, all miteinander", sagte Lammwirths Rosine, „um die heulst jetzt nimmer." „Ich kann's eben nicht vertragen, wenn Leute von einander kommen, die einander lieb haben." „Mußt noch allerlei lernen, was Du nicht kannst", sagte gutmüthig der alte Schulmeister.

Bei Sturm, Schnee und Regenwetter, da durfte Marie nicht zu Fuß in die Schule, da fuhrte sie der Müllerbursch auf dem Verneuwägele hinüber, — war's gar zu schlimm, so blieb sie daheim und setzte sich mit dem Strickkörbchen zu der spinnenden Mutter, dann kam der alte Schulmeister wohl am Sonntag Nachmittag herüber, trank ein Schälchen Kaffee mit Müllers und bemühte sich, mit Marien nachzuholen, was sie etwa in der Schule versäumt hatte. Ein Gelehrter war der alte Schulmeister nicht, in keinem Seminar gebildet, und keineswegs auf der Höhe der Zeit. Aber er war so unrecht nicht; er hatte außer der Bibel, aus der er all seine Lehren und Grundsätze schöpfte, nur Ein weltliches Bildungsmittel, dessen Früchte auch seiner Schülerin zu Gute kamen, er las, wie er selbst sehr wohlgefällig erzählte, seine Zeitung mit der Landkarte und mit dem Konversationslexikon, da suchte er alle Länder, alle Fremdwörter und alle historischen Namen und da in seinem stillen Leben nicht viel Gelegenheit zum Zerstreuen und Vergessen war, so hatte er sich allmälig einen ganz netten Vorrath allgemeiner Kenntnisse gesammelt und konnte fast bei allen Gelegenheiten mit einer Notiz aushelfen. Marien ging der alte Schulmeister über alles, er war zugleich ihr Freund und Vertrauter und war als Lehrer nicht eben schwer zufriedenzustellen.

Es wurden auf besondern Rath der Frau Pathin Rau sogar Versuche mit Musikunterricht bei Marie angestellt. Der Müller erstand in einer Auktion ein „Staatsklavier", wie er rühmte, um das „Heidengeld" von drei Kreuzenthalern, aber Mariens musikalische Leistungen der Excessaise und Walzer nebst der Arie: „Schmückt euch, Blümchen auf der Wiese", die sie bei Herr Fingerle, dem Provisor, einstudirte, waren so schwach, als der Ton des „heidentheuren" Instruments. Frau Rau brachte einst mit großem Staat eine Frau Pfarrkommissär, die bei ihr zu Gast war, als Besuch herüber und Mariechen sollte eine Probe ihres Talents ablegen. „Wer hat denn dies Stück componirt?" frug die Frau Pfarrkommissär, die ihre Kenntnisse zeigen wollte, bei den zweifelhaften Klängen, die Marie hervorbrachte. „Ich glaube, der Herr Andante", sagte Mariechen unschuldig. Thut nichts, Mariechen, wenn auch die musikalischen Versuche mangelhaft bleiben! An Harmonie fehlte es doch dem Leben des Kindes nicht, das muntre Rauschen des Baches, das rastlose Getöse der Räder, die goldnen Frühmorgen allein auf Feld und Wiese, die stillen Abende neben der Mutter mit der großen, alten Familienbibel, — das alles waren einzelne Töne, die in der jungen Seele zu lieblichem Wohlklang zusammenklangen, um so lieblicher vielleicht, weil sie ihn unbewußt in sich trug.

Georg, der sehr befriedigende Schulzeugnisse nach Haus schickte, kümmerte sich sehr wenig um den Bildungsgrad seiner Zukünftigen. Er kam in den Ferienzeiten immer noch mit seinem Vater in die Mühle herüber, er mochte so gern reiten auf den Mühlgäulen, er

Digitized by Google

Ein Pflegekind aus königlichem Blut.

Digitized by Google

freute sich an dem Gehämmer, Geklipper und Geklapper in der Mühle und er verschmähte auch die schmalzgebackenen Küchlein und Fische nicht, mit denen die Müllerin werthe Gäste bewirthete. Aber mit Marie wußte er nicht viel anzufangen, er kam sich so viel gescheidter vor, als das Schulmädchen, das in eine Dorfschule ging, nur hie und da ließ er sich noch herab, in ihrem eignen Gärtchen mitzuarbeiten, er brachte ihr einen Epheuzweig vom Wald, um ihn an ihrer Manier hinaufzuziehen und machte mit ihr Versuche, durch sorgfältige Verpflegung gemeine Gänseblümchen zu gefüllten zu machen, was zu großem Vergnügen der Kinder gelang. Marie hatte denn doch eine heimliche Freude, wenn der hochaufgeschossene Schuljunge sich mit ihr befaßte, obgleich sie mit unbewußter Mädchenlist sich heckt mitunter merklich aufstellte; wenn die Mutter sagte: „heut kommen wohl Rank, wollen sehen, ob sie den Georg mitbringen", so meinte sie ganz gleichgiltig: „ist mir eins, ob der wilde Bub kommt, er verscheucht nur allemal unsre Hühner und Enten."

Der Verkehr mit dem Tannenhof war aber nicht so gemüthlich mehr als er gewesen, — ein schlimmer Wurm hatte sich in dem harmlosen Leben dort eingenistet: ein Familienprozeß. Ein dereinst durchgegangener Bruder der Frau Rau war wieder aufgetaucht und machte Ansprüche an das Gut geltend, die Raus nicht geneigt waren ihm zuzugestehen. Das gab nun wöchentliche Reisen in die Stadt zum Advocaten, täglichen Aerger und Verdruß. So oft Rau wieder auf die Mühle kam, war seine Stimmung reizbarer, seine Haltung schlaffer, selbst sein sonst so wohlgepflegter Schnurrbart verwahrloster. Seine Frau gab alle vornehmere Haltung auf und weinte bitterlich im Oberstübchen bei der Müllerin über das viele Geld, das der Prozeß koste, und den schweren Aerger und Verdruß, den ihr Mann dafür eintausche. „Vergleichen, Gevatter, vergleichen", rieth der Müller, „werft dem Kerl in die Rippen, was er haben will, eh' euch der verflixte Prozeß das Herz abfrißt und Haus und Hof ruinirt," und Frau Rau nickte ihm beifällig zu.

„Soweit sind wir noch lange nicht," sagte Rau, „wollen sehen, wer's länger aushält, er oder ich, wo ich recht habe, da geh' ich keinen Vergleich ein." „Gevatter, 's reut euch", warnte der Müller. „Ist mir eins," sagte der Gutsbesitzer. „Selig sind die Friedfertigen," sprach in ihrer ruhigen Weise die Müllerin dazwischen, „denn sie werden Gottes Kinder heißen." „Alles zu seiner Zeit, Frau Gevatterin," meinte der Gutsbesitzer, „habe gar nichts gegen die Religion, im Gegentheil, ich wollte, mein Schwager hätte mehr, so hätte er den Muth nicht aufgebracht. Der soll friedfertig sein, der hat's nöthig. Ich habe keine Händel angefangen, ich will mein Recht; es steht auch in der Bibel, daß Recht und Gerechtigkeit sein soll auf Erden. Meinem Buben muß der Hof bleiben. Punktum!"

„Und Du wirst sehen, es kriegt ihn noch das Herz ab," sagte der Müller, als er am Abend nach einem solchen Gespräch mit seiner Frau noch im Hof stand und der abfahrenden Kalesche nachblickte, „das hab' ich meinem Vater selig zu danken, daß ich mich in seinen Prozeß einlasse, der hat gesagt: „An dem Tag, wo du zuerst vor Amt gehst, um einen Prozeß anzufangen, da kauf auf dem Heimweg beim nächsten Seiler einen Strick und häng' dich dran, so ist's mit Einem Verdruß abgemacht."

Der Müllerin war dies eigenthümliche Rezept gegen Prozeßärger nicht eben einleuchtend; ihr Rezept aber war Schweigen, so sagte sie nur: „Mit dem Rau kannst Du recht haben," und ging nachdenklich in das Haus zurück.

Georg war heute mit da gewesen, er hatte sich verabschiedet, da er nun auf das Gymnasium einer größern Stadt kommen sollte; er und Marie hatten wenig Neuig keit von einander genommen; er fühlte sich bedeutend als angehender Gymnasiast, und der Abschied war ziemlich kühl und verlegen gewesen. Des Vaters bedenkliche Worte über Georg's Vater fielen Marie aber schwer aufs Herz, — sie hatte bei dem Schulmeister einmal eine Abbildung des gefesselten Prometheus gesehen, und sie mußte sich nun, so lang sie ihn nicht sah, den Gutsbesitzer fortwährend vorstellen, mit so einem großen, schwarzen Vogel, der ihm auf dem Herzen saß und daran fraß.

Der Müller hatte nicht Unrecht gehabt. Es war drei Jahre nach diesem Besuch, da kam das blaue Wägelein langsam und traurig heimgefahren, der Müller und seine Frau, ganz schwarz gekleidet, stiegen langsam ab und wurden von Marie mit Thränen empfangen, — sie kamen vom Leichenbegängniß des Gutsbesitzers auf dem Tannenhof.

Traurig und still saßen sie mit einander oben in der innern Stube um den Tisch, an dem der Freund so oft mit ihnen gesessen. Der Müller wußte vielleicht kaum, was ihn denn eigentlich mit dem Gutsbesitzer verbunden, und doch war's ihm, als sei ein Stück von seinem Leben mit ihm gegangen; sie hatten doch so lange Jahre Freud und Leid mit einander getheilt!

„Ums ich sag' doch, es hat ihm das Herz abgefressen! sag' ich", sagte der Müller, ohne daß jemand zuvor etwas anderes behauptet hätte, „man hat's ja all die drei Jahre her gesehen, wie er zusehends abgenommen, sein Rock ist nur so um ihn herumgeschlottert," „und sein Haar war nie mehr gekämmt," sagte Marie, „und der schöne Schnauzbart," fiel Kathrine, die langjährige Hausmagd, ein, die eben die Abendsuppe auftrug, und die sich schon erlaubte, ein Wörtchen drein zu reden. „Dummes Ding," zankte der Müller durch all seine Wehmuth, „was Schnauzbart! das ist das Unnöthigste an ihm gewesen, um den wär's auch nicht Schade gewesen, wenn er zu Grund gegangen. Da sagen sie nun, er habe das Gallenfieber in Weilburg geerbt; ja, geerbt! das Gallenfieber kommt von innen heraus . . . ." „Freilich, mein Vater selig hat schon zu uns g'sagt: über euch krieg' ich 's Gallenfieber", warf die unermüdliche Kathrine dazwischen. „Kathrine, sei sie so gut und halt sie's Maul!" rief der Müller ärgerlich und in seiner Trauerandacht gestört.

Die Müllerin war still; sie hatte die letzten Tage ganz auf dem Tannenhof zugebracht, hatte Pflege und Nachtwachen mit der armen Frau getheilt, die der Jammer ganz unfähig zu allem gemacht, — sie hatte den Ernst des Todes wieder in furchtbarer Nähe gesehen. Der Kranke hatte sie gern um sich gehabt. Früher hatte er oft gemeint: „Wär' mir ja alles recht an der Müllerin, nur das Frounsein nicht! Obwohl sie Einem nicht beschwerlich damit fällt, so sieht man's doch ihren Augen an, was sie denkt, wenn man's einmal ein Bischen nicht genau nimmt im Reden und Thun." Jetzt aber war ihm nicht nur ihre leichte Hand lieb und ihre ruhige, aufmerksame Pflege, auch die stillen Augen und die wenigen sanften, tröstenden Worte, die sie sprach; er fühlte, daß sie es so recht von Herzen gut mit ihm meinte, und wenn er nun mit leisem Grauen fühlte, daß es gewagt ist, sich auf den Dieu des bonnes gens zu verlassen, auf den bequemen Glauben: „wenn Einer ein ehrlicher Kerl ist, so kann ihm Tod und Teufel nichts zu Leide thun," kann lauschte er gerne den einfachen Sprüchen und Liederversen, die ihr fast unbewußt auf die Lippen traten.

Es war zu spät zu Besprechungen und Erörterungen, zu spät, um eine Bekehrung in Form herbeizuführen, wie sie fromme Geschichten meltren; — wie lange die Pferde der Heimath offen bleibt für den Sohn, der sein Gut ferne vom Vater verzehren wollte, wenn auch nicht in sündigem Prassen — ob ihm der Vater entgegengeht, auch wenn er selbst die Kraft nicht mehr hat, den Rückweg einzuschlagen, — das ist das Geheimniß, das zwischen Gott und der Seele bleibt.

Einmal als die Müllerin dem Kranken eines der seligen Verheißungsworte gelesen, das den Ueberwindern die Krone des Lebens verheißt, da schüttelte er leise sein müdes Haupt und sagte mit einem Anflug seines alten Humors: „Gevatterin, von Kronen wollen wir ja nicht sprechen, wollen froh sein, wenn ich droben in einem Eckstein unterkomme." Das war das letzte Wort, das er gesprochen, und daran hielt sich die stille Hoffnung der Müllerin, während eine glänzende Leichenrede die vielfachen, häuslichen und bürgerlichen Tugenden des Vollendeten rühmte und die Frau Schultheißin die trostlose Wittwe mit dem baldigen, seligen Wiedersehen tröstete, „und was nur mein Mann selig für eine Freude haben wird, wenn er den Herrn Rau selig so bald wieder sieht! Er hat immer so viel auf ihn gehalten. Viel durchgemacht hat ihr lieber Mann selig in der letzten Zeit, 's ist wahr, viel Aerger und Verdruß mit dem Prozeß da, aber der Herr wird's ihm reichlich vergelten in der Ewigkeit; die mit Thränen säen, die werden mit Freuden ernten. Wie wird sich nur mein Mann selig verwundern, wenn der Herr Rau selig ihm alles erzählt, wie Ihr Bruder, mit Respekt zu melden, es ihm so wirst gemacht hat. Aber „alsdann wird der Gerechte stehen mit großer Freudigkeit!" Es wäre komisch, wenn es nicht so traurig wäre, wie so gar leicht manche Menschen sich die Verheißungen der Schrift zu eigen machen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Pflegekind aus königlichem Blut.

Hierzu das Bild auf Seite 5.

Allerdings, aus königlichem Blute war das Kind, welches am 7. Januar 1864 im zoologischen Garten zu Dresden geboren wurde, und das der geniale Stift Robert Kretschmers nach seinem frühen Tode des Fortlebens im Bilde für würdig gehalten hat. Sein Vater ist Sr. Majestät Felis leo, König der Wüste und Selbstbeherrscher aller Thiere, seine Mutter heißt Betti und ist eine der schönsten Prinzessinnen eines der ältesten Löwengeschlechter aus Nubierland.

Zwar hat schon manche erlauchte Löwenfamilie auf Europa's ungastlichen zoologischen Gefilden Nachkommenschaft erzielt, wenn auch seltener aufgebracht, aber das kurze Leben dieses Thieres bietet soviel reizend menschliche Momente, soviel zoologisch Interessantes, sein Zusammensein mit Pflegemutter und Milchschwestern hat soviel treu Familienhaftes, daß es trotzdem den Freunden der Thierwelt und der Thiergärten vorgeführt werden mag.

Von jeher war das Hauptinteresse des Dresdener Publikums an seinem zoologischen Garten auf das prächtige junge Löwenpaar gerichtet gewesen, dessen eheliches Leben allerdings derart voll von Eifersucht, Kindsmord und anderm Skandal war, daß es mit Recht die Aufmerksamkeit und das Aergerniß einer so ehrsamen Stadt erregen konnte.

Schon im August 1863 hatte die damals vierjährige Löwin ihrem Gemahl die ersten Vaterfreuden durch zwei wohlgeborne Junge bereitet, jedoch zeigte sich schon damals die Unzuverlässigkeit ihres mütterlichen Charakters, indem sie dieselben, allen bisherigen Angaben der meisten Naturgeschichten zum Trotz, blind und nicht sehend zur Welt brachte. Als mildernder Umstand kann gelten, daß wenigstens die Tragzeit mit der gewöhnlichen Angabe von 108 Tagen übereinstimmte.

Nach den Mittheilungen des um den Dresdener Garten hochverdienten Herrn Inspektor Schöpff trat mit Beginn der Brunstzeit beim männlichen Löwen eine Wildheit ein, welche ein grandioses Schauspiel gewährte und um so mehr überraschen mußte, als sonst die Thiere so zahm waren, daß sie Herrn Schöpff die Hände leckten und ihn auf alle Weise durch das Gitter zu liebkosen suchten. Alle Zeichen waren dafür da, daß es Eifersucht war, welche die Natur des königlichen Thieres so veränderte, denn es zeigte schon mit grimmigem Knurren die Zähne, wenn der Inspektor nur den Namen der Löwin (Betti) rief, zur völligen Raserei aber kam es, wenn jemand sich ihr nähern wollte.

Bei der Geburt des männlichen Jungen war der Löwe noch in einem und demselben Käfige mit der Löwin zusammen und leckte dieselbe unaufhörlich. Dennoch wurde es für zweckmäßig erachtet, Beide zu trennen, und man öffnete daher die Thüre, welche nach einem dunkeln Raume im Nebenkäfige führte, worauf die Löwin sogleich das Junge mit größter Vorsicht faßte und hinübertrug; hier gebar sie dann das zweite. Da nun aber beide Thiere sich über die Trennung mißmuthig zeigten, hielt man es doch für gerathen, sie wieder zusammen zu lassen, und als dies geschah, schien die Löwin sichtlich erfreut darüber, ermunterte ihren Gemahl, indem sie ihn mit der Tatze nach der Thüre hinschob, seine kleinen Nachkommen zu besehen, vertrat ihm aber den Weg, als er wirklich herüberkommen wollte, worauf er auch ruhig in seinem Käfige blieb. Schon am dritten Tage theilte er jedoch die Wohnung seiner Familie öfters, er wurde immer dreister und am sechsten Tage erlaubte er sich, das junge Weibchen zu fassen und triumphirend im Käfige herumzutragen, sichtlich aber ohne dem Thierchen etwas zu Leide thun zu wollen. Kaum sah dies aber die Mutter, als sie grimmig auf ihn losstürzte und nach ihm schlug, wodurch er wahrscheinlich das Junge fester packte und nicht eher losließ, als bis ihm ein Kaninchen vorgehalten wurde. Von nun an blieben die Alten getrennt; das Kleine aber starb schon am dritten Tage darnach, trotz aller Versuche ihm Nahrung beizubringen. Das andere Kleine wurde nun ebenfalls auffallend von der Löwin vernachlässigt, im Käfig hin- und hergeschleudert und starb schon am 12. Septbr.

So war denn der erste Wurf trotz Mühe und Verdruß verunglückt. Auch dem Dresdener Garten waren die schlimmen Erfahrungen nicht erspart worden, die man aller Orten mit der Fortpflanzung der größeren katzenartigen Raubthiere in der Gefangenschaft macht, aber schon war die Löwin wieder trächtig, und diesmal gedachte man, gestützt auf die bisherigen Erfahrungen, ihr Wochenbett auf das Schärfste zu überwachen, alle Zufälligkeiten abzuschneiden und bei der geringsten Wiederholung des mütterlichen Streiche die Jungen fortzunehmen.

Am 7. Januar 1864 gebar die Löwin wieder drei und zwar weibliche Junge, von denen zwei nach vier Tagen starben. Das dritte, unsere Heldin, das am neunten Tage vollkommen sehen konnte, pflegte die Mutter zehn Tage lang, sie säugte es willig, wurde durch nichts gestört und alles schien in bester Ordnung; dennoch begann sie plötzlich auch dieses Kleine zu mißhandeln und es wurde daher von der Mutter getrennt; leider waren ihm aber schon die zwei letzten Schwanzwirbel abgebissen und in den Weichen hatte das arme Thier eine 3 Zoll tiefe Wunde. Herr Schöpff nahm nun das Junge in seine Wohnung und da es durchaus keine Milch annehmen wollte, gelang es ihm endlich, eine säugende Hündin von dem trenen Geschlecht der Affenspinscher aufzutreiben und jetzt, nachdem die junge Löwin 26 bis 30 Stunden ohne Nahrung gewesen, begann sie glücklicher Weise an der Hündin zu saugen. Zuerst mußte der Hund festgehalten werden, aber schon am dritten Tage war dies nicht mehr nöthig, und das Kleine lag nun mit der Pflegemutter in einem langen Transportkorbe auf Decken und Stroh. Beide hatten sich der besten Pflege, besonders von der Tochter des Herrn Schöpff, einer großen Thierfreundin, zu erfreuen; die Wunden der kleinen Löwin, von der Hündin geleckt, waren bald geheilt, auch hielt Letztere das Lager stets von Unrath rein, indem sie, nach Art aller Hündinnen, sofort die Losung weglekte. Mit 24 Tagen hatte die junge Löwin 12 Backenzähne und am 36. Tage waren auch die Eckzähne völlig durchgebrochen. Bis hierher war alles gut gegangen. Sechszehn Tage alt kletterte sie schon aus dem Korbe. Drei Wochen alt begann sie etwas Fleisch zu fressen, und im Februar fing sie bereits an zum Sprunge auszuholen, mit Schnelligkeit auf das Sophasopha springen, sich da festzuhäkeln oder von da auf den Tisch zu sehen. Die Hündin spielte mit ihr auf das Liebkoseste und zeigte sich überhaupt voll zärtlichkeit gegen das Kleine. Leider litt aber die junge Löwin gar sehr an dem Zahnen, man sah genau, wie viele Schmerzen es ihr machte, namentlich beim Durchbrechen der zwei letzten Backenzähne am 6. April. Dabei litt das arme Thier sehr an Verstopfung und trotz der angewendeten Mittel mußte man für sein Leben fürchten; stundenlang lag es bewegungslos da und von Springen und Spielen war nicht mehr die Rede. Zwar erholte es sich wieder etwas, auch fraß es immer dabei, wenn auch weniger als im gesunden Zustande, aber trotz aller Mittel, die mit Umsicht gebraucht wurden, zehrte es immer mehr ab, ging langsamer, mußte oft ausruhen und zeigte überhaupt nur noch Freude, wenn Herr Schöpff, besonders aber seine Gattin und Tochter sich ihm nahten, oder wenn die Hündin längere Zeit weggelaufen war und dann wieder zurückkam. Letztere brachte in dieser Zeit wieder fünf Junge zur Welt, von denen man jedoch nur zwei am Leben ließ. Die junge Löwin und die Hündin waren nur durch ein Gitter getrennt, das leicht zu öffnen war, und einen Tag, nachdem die Hündin geboren hatte, wurde die Löwin zu dieser gelassen, die durchaus keine Angst zeigte, ihren Pflegling vielmehr gleich wieder liebkoste, lutzi dieser die jungen Hunchen leckte. Ganz Dresden wußte davon zu erzählen, wie die jungen Hunde an der Löwin zu saugen suchten, sie für ihre Mutter hatten, wie sie sie zupften und neckten und dabei gar nicht sanft zu Werke gingen. Diese Zärtlichkeit dauerte fort, selbst als die jungen Hunde größer wurden, und dennoch zeigte sich das kranke Thier immer liebevoll und zärtlich gegen die balgenden, klöppelhaften Quälgeister und drückte sie oft sanft mit einer gewissen Innigkeit an sich. Nur zu sehen, ob die Löwin wohl einen Unterschied zwischen Hund und Hund machen, überhaupt ihre Raubgierde zeigen würde, hielt man ihr einen ähnlichen jungen Hund vor. Auf diesen aber sprang sie so drohend und grimmig zu, daß er gleich wieder entfernt werden mußte. Ein junges, ihr vorgehaltenes Kaninchen wurde sogleich von ihr gepackt, zerrissen und mit Haut und Haar verzehrt. Trotz aller angewandten Mühe, trotz der treuesten Pflege, mit welcher

Digitized by Google

die ganze Familie des Herrn Inspektor Schöpff das Thier Tag und Nacht umgeben hatte, starb es, 8 Monate alt.

Die Eingeweide, überhaupt das Innere, waren durchaus in gutem Zustande, aber die Beine durch und durch kraftlos, die Knochen weich und biegsam.

Sind die bisherigen Aufzuchtsversuche jungen Löwennachwuchses nun auch verunglückt, ist es doch nicht zweifelhaft, daß die späteren, besonders wenn die Löwin älter und vernünftiger geworden ist, die kraftlose Thätigkeit und Fürsorge des Inspektor Schöpff mit einem besseren Erfolge krönen werden. Es ist das immerhin von Belang für die Oekonomie eines zoologischen Gartens, wenn ein halberwachsener Löwe repräsentirt ein bedeutendes Capital, und gewinnen die in der Gefangenschaft Geborenen auch nie das Kräftige, Elegante und Imposante der frisch Eingeführten, so finden sie doch immer einen guten Markt, denn sie sind es, deren ein Batty und Hermann zu seinen scheinbar halsbrechenden Kunststücken bedarf.

Vor fünfzig Jahren.

Geschichtliche Erinnerungen von Wilhelm Baur.

Als im Frühling 1814 Paris gefallen, Napoleon gestürzt, der Krieg beendigt war, brach das deutsche Familiengefühl, durch den Kampf für das Vaterland eine Zeit lang zurückgedrängt, mit seiner ganzen Macht wieder hervor. Daß die Innigkeit und Traulichkeit des Familienlebens willig dahingegeben war, als der Ruf zum Kampf erscholl, ist nicht der geringste Beweis für die Tiefe und Gewalt der mit dem Jahr 1813 beginnenden vaterländischen Bewegung. Man darf nur nicht vergessen, wie sehr in Deutschland die großen Gemeinschaften des Vaterlandes und der Kirche im Werthe gesunken, mit wie breiter Behaglichkeit das häusliche Leben, mit wie thränenreicher Schönseligkeit die Freundschaft sich gekleidet gemacht hatte. Gerade der geistig lebendigste Theil der Nation hatte der Kirche gegenüber die Stellung des völligen Beliebens eingenommen, das Gefühl der Zugehörigkeit zu einer Gemeinde war ihm verloren gegangen. Das Vaterland aber, das so leicht dem Feinde zur Beute geworden, dauchte den eigenen Kindern kein Leben und keine Begeisterung mehr ein. Das Arbeiten für die Familie, das Leben im Hause, die Geselligkeit als erweitertes Familienleben galt mehr als Kirche und Volksthum. Und daneben wetteiferten Philosophen, Pädagogen, Poeten, dem Einzelnen ein hohes Gefühl von seiner Bedeutung als Einzelnem einzuflößen. Wie wurde das Ich gepflegt, daß es sich trotzig den Gemeinschaftsordnungen gegenüberstelle, wie wurden die Freundschaftsbündnisse gehätschelt, wie hatte doch das schöne Gefühl ohne die kräftige That, ja das Schönthun mit dem Gefühl die deutschen Herzen gefangen genommen! Mochte Kant mit der Strenge des kategorischen Imperativs von dem Einzelnen verlangen, daß er nichts thue, was nicht zur allgemeinen Maxime des Handelns werden könne — das Vaterland stand ihm in dämmernder Ferne. Mochte Schiller die heilige Begeisterung für die Freiheit entflammen — den reichen deutschen Klang hat erst nach seinem Tode die „riesenhafte Zeit" seinem Dichterwort gegeben. Mochte Göthe mit seiner gesunden Natur die weiche Schönthuerei mit Gefühlen im Pater Brey verpetten und gerne in die Ruhe und Stetigkeit der Natur sich retten: auch er war fast so arm an rechten vaterländischen Muth, wie an der christlichen Frömmigkeit und die tiefste Stimmung seiner Seele klang in dem Tone:

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt —

Was von Menschen ungewußt
Oder unbedacht
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Deutschland bedurfte Männer, welche die Persönlichkeit gerade durch die gliedliche Einfügung in eine große Gemeinschaft hoben. Fichte stellte das Ich in den Mittelpunkt seiner Lehre aber nicht das sinnliche, selbstische Ich, sein Ich war die sittliche Weltordnung, die ewige Liebe und Weisheit in persönlicher Ausprägung, er muthete den Menschen zu, in Kraft dieses Ichs allen widrigen Erscheinungen des äußerlichen Lebens Trotz zu bieten, damit das Wahrhaftige, Ewige herrsche, der Kampf für Deutschland war ihm ein Kampf für die sittliche Weltordnung, für das Reich Gottes. Arndt hatte viel mehr Sinn für das Sichtbare, Leibliche, Natürliche und dann wieder für das Träumerische, Phantastische, Spielende, als sein Lehrer Fichte, sein Tändeln mit den Göttern und Göttinnen der alten Mythologie, mit Blumen und Vöglein, seine Liebes- und Trinklieder beweisen, daß er ein Kind seiner Zeit war. Aber er wuchs über die Zeit hinaus, das Vaterland war ihm das höchste irdische Gut, durch welches alle anderen erst ihren Werth erhielten. „Gebt mir nur ein Plätzchen in Germania," ruft er schon 1807 aus, „wo die Lerche über mir singen darf, ohne daß ein Franzose sie herabschieße; geht mir ein Häuschen mit einem Gartenzaun, wo mein Hahn krähen darf, ohne daß ein Franzose ihn bei den Fittichen faße und in seinen Topf stecke, und ich will fröhlich singen wie die Lerche und krähen wie der Hahn, wenn auch ein Leinenkittel meinen Leib bedeckt. Fahre denn hin, Nichtigkeit! und Stärke lebe! Haß beseele, Zorn entflamme, Rache bewaffne uns! Laßt uns vergehen für unser Land und unsere Freiheit, auf daß unsere Kinder ein freies Land bewohnen." Keiner hat die „schöne Individualität" treuer gepflegt als Schleiermacher, in Keines Leben haben die Freunde und die Frauen einen größern Einfluß, aber durch und durch männlich war seine Anschauung, sein Streben, immer darauf gerichtet, daß die reiche Fülle des individuellen Lebens durch die großen Gemeinschaften des Staats und der Kirche in ein Wechselverhältniß unaufhörlichen Gebens und Empfangens trete, daß der Einzelne dem Ganzen und das Ganze dem Einzelnen zur Kraft, zum Reichthum, zur Freude gereiche. Steffens hatte in anfänglicher Verfeukung in die Natur gelernt, daß alle Creatur ein eigenthümliches Leben habe, aber auch die Idee der Organisation war ihm aufgegangen; wenn er dann im menschlichen Leben das Naturleben sich gipfeln sah, so wollte er auch ein tüchtiges Ineinandergreifen der Kräfte; der Gedanke, daß der Einzelne in dem Organismus der Menschheit zur vollen Freiheit und Freude komme, riß ihn begeisterun hin. Was solche Männer in den Jahren der Erniedrigung gefaet, das ging durch Gottes Segen im Frühling 1813 auf, und wir haben das entzückende Schauspiel, daß das Familienglück nicht von der Hingabe an das Vaterland zurückhält, daß die Freundschaft den sentimentalen Jammer aufgibt und den Ton anstimmt: „Tragen will ich in Myrtengrün mein Schlachtschwert, gleich Harmodius und Aristogiton," daß alles Verzärtelte des Ichs auf einmal verschwindet vor der großen Aufgabe, die an jeden Deutschen herantritt. Griechenland und Rom geben uns Beispiele in Menge von einer völligen Unterdrückung des Familiengefühls im Dienste des Vaterlandes, aber es ist ein großer Unterschied zwischen der antiken Tugend und der deutschen Vaterlandsliebe von 1813. Hebuisch ist es, daß der Einzelne nicht zu seinem Rechte kommt gegenüber dem starren Staate, dem Christenthum gehört die Wertheschätzung der Persönlichkeit und des Familienlebens an. Und gerade dieses war in Deutschland übrig geblieben, wenn auch nicht in reiner Gestalt: die erschlossene Subjectivität, das warme Familienleben. Daß nun, als der Kampf ausbrach, das Vaterland vor allem galt, daß aber der Einzelne nicht in kalter Ergebung, sondern in warmer Liebe, mit lebendigem Pulsschlag des Familiengefühls in die Schlacht ging, das ist ein christliches Merkmal jener großen Zeit. Durch nichts wird dies anschaulicher als durch Körners Gedichte; die Hingabe an das Vaterland, wie sie aus Körners Liedern uns anspricht, könnte nicht völliger sein, aber ein warmer Hauch der Familienliebe, der Liebe zur Braut, ja ein Gefühl des eigenen Werthes geht durch die Opferfreudigkeit hindurch. Wenn er zur Schlacht reitet als zum Hochzeitsfest, wenn er bald das Vaterland seine Braut nennt, bald das Schwert und „den liebeheißen, bräutlichen Mund von Eisen" an seine Lippen drückt, wer fühlte aus den rührend schönen Worten nicht heraus, daß der Dichter eine andre Braut hatte verlassen müssen? Wenn er in der Lützower Jagd ruft: „Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt, das Land ist ja frei und der Morgen tagt," wer würde nicht an seine Eltern und seine ihn aufs Zärtlichste liebende Schwester erinnert? Und ist's nicht ein Zeichen, daß der Jüngling nicht mit kalter Ergebung, sondern im vollen Gefühl dessen, was er verließ, in den Kampf gegangen ist, wenn er am Schlusse seines herrlichen Rufs: „Frisch auf,

Digitized by Google

mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen!“ an das Vaterland sich wendet:

Doch steht Du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In Deiner Vorzeit heil'gem Siegesglanz,
Vergiß die treuen Todten nicht und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz.

So wie die Befreiung des Vaterlandes vollendet war, drängte sich das deutsche Familiengefühl wieder mächtig hervor. Dem König Friedrich Wilhelm III., der auf dem Throne ein Musterbild deutscher schlichter Häuslichkeit war, fiel die Siegesfreude schwer, weil er sie nicht mit der heimgegangenen Königin theilen konnte. „Wie der trauernde Ritter, der seine verlorne Geliebte nimmer vergessen kann,“ war er — nach Arndts Ausdruck — in den Krieg gezogen. „Nie hat ihn der Gedanke verlassen können, seine Königin, seine geliebte Luise sei durch die Wuth und den Jammer der Zeit in der Blüthe ihrer Schönheit hingerafft worden, sie sei durch den Gram über das Unglück getödtet worden.“ Aber obwohl er nicht zu ihr eilen konnte, um mit ihr über die Befreiung des Vaterlandes zu jubeln, vergessen hatte er sie nicht. Seinen Heimweg aus Frankreich nahm er durch die Schweiz, das abgelegene Colombiéres sucht er auf und hält am Pfarrhaus. Hier wohnt bei ihrem Bruder die greise Erzieherin seiner seligen Luise, Fräulein Gelieux. Zu ihr tritt der König ein, mit ihr in der Erinnerung an die Heimgegangene sich zu erquicken, dann schenkt er ihr einen Shawl aus dem Nachlaß der Königin, den er, recht wie ein um die Geliebte trauernder Ritter, im Felde mit sich geführt. Nach Berlin heimgekehrt stiftet er den Luisenorden zur Ehre der Frauen und Jungfrauen, die durch Werke der barmherzigen Liebe während des Kriegs dem Vaterlande geholfen und zum Andenken an die Königin. Des Freiherrn von Stein, des gewaltigsten Gegners Napoleons, erstes Gefühl nach dem Sturz des Tyrannen ist der Wunsch: nun zu meiner Familie zurück! Am Tage nach seinem Einzug in die Stadt schreibt er schon an seine Frau: „Zu welchem Grade von Glück, von Unabhängigkeit, von Ruhe sind wir gekommen — wir wagen endlich und dem Genuß der Gefühle hinzugeben, welche diese Lage einflößt und im Frieden in den Schooß unserer Familie zurückzukehren, das Loos derer, aus denen sie besteht, gegen das Unglück geschärft, welches ihre Zerstörung drohte. Nur wenn ich das Gefühl, welches sich über mein ganzes Dasein verbreitet, mit dem des Drucks und des Leidens vergleiche, das neun Jahre mich ergriffen hatte, — nur diese Vergleichung setzt mich in Stand, den ganzen Umfang meines jetzigen Glücks, die Größe meines vorigen Leidens zu würdigen.“ Und im Sommer finden wir Stein, mit seiner Familie vereinigt, auf seinem Stammsitz Nassau, seinen Thurm bauend, den er mit den Bildern seiner Helden schmücken will, und liebe Gäste im Hause empfangend.

Interessant ist es, um jene Zeit auch durch die scheinbar so eherne Brust des Generals York die Familienliebe in warmem Erguß hervorbrechen zu sehen. Schon 1813 zwischen der Schlacht an der Katzbach und der von Leipzig hatte er in einem Briefe an seinen ältesten Sohn Heinrich geschrieben: „Liegt es in dem Beschlusse der allmächtigen und allgütigen Gottheit, so hat dies Leben für mich nur einen Reiz in der Hoffnung, Freude an Dir und Deinen Geschwistern zu erleben. Sollte dieser mein innigster Wunsch, dies mein inbrünstiges Gebet nicht erfüllt werden, dann würde mir die erste treffende Kugel die liebste sein; lieber den schmerzhaftesten Tod, als das gekränkte Gefühl, in meinen Kindern unbrauchbare und unmoralische Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu wissen.“ Nach der Einnahme von Paris schreibt er an denselben Sohn einen langen Brief über die Wahl seines Berufs. Der kaum zum Jüngling herangewachsene Knabe, noch nicht sechzehn Jahre alt, wünscht in das Heer zu treten. Der Vater mahnt ab, ermuntert zu ernsten Studien und nach Vollendung dieser zur Wahl des Berufs. Durch den ganzen Brief geht neben dem kräftigsten väterlichen Rath die weichste Liebe und Sehnsucht nach dem Leben in der Familie. Als im Frühling 1815 der Kampf gegen Napoleon erneuert werden mußte, konnte freilich York seinem Sohn nicht wehren, mitzuziehen. Nach der Schlacht bei Waterloo gerieth er bei Versailles in ein Gefecht gegen eine überlegene Macht. Heinrich York blutete schon aus zwei Wunden. Schon mancher hatte verwundet seinen Säbel abgegeben. Als auch ihm Pardon angeboten wurde, rief er: „ich heiße York!“ Der Träger dieses Namens hielt es für unerträglich, in französische Gefangenschaft zu gerathen, mit einer dritten und vierten Wunde stürzte er vom Pferde. Die zärtlichen Briefe, die der Vater, wie er glaubte, an den Verwundeten schrieb, trafen nur einen Todten.

Wenn nun die Männer, die durch ihre hervorragende Stellung im Staate besonders verpflichtet waren, die weicheren, zum ruhigen Leben im Hause hinziehenden Gefühle zum Schweigen zu bringen, nach der Vollendung des Befreiungswerks von einer tiefen Sehnsucht nach dem Herde und der Familie ergriffen wurden, wie viel mehr solche, die, an ein stilleres Leben gewöhnt, nur durch den vaterländischen Sturm auf den Kampfplatz getrieben worden waren. Als ob er sich den Ort für die friedliche Ausruhung aussuchen wollte, zog Arndt am Rheine auf und ab, und bis er selbst sich eine neue Häuslichkeit gegründet hatte, ließ er sich's am gastlichen Tische deutscher Männer in Coblenz, Köln, Düsseldorf, im Bergischen, namentlich aber bei seinem Helfen Stein in Nassau herzlich wohl sein. Steffens, der im Februar 1813 früher als sein König, durch seine Rede vor den Studenten Napoleon den Krieg erklärt und den Festzug von Breslau bis Paris mitgemacht hatte, konnte nicht schnell genug den Kriegsrock ausziehen, um in Paris seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen nachzugehen und nachher die deutsche Heimath aufzusuchen. Und Karl von Raumer, Steffens Schwager, der ebenfalls vom Katheder ins Feld gezogen war, schilderte selbst die Freude der Heimkehr: „Diese Heimreise gehört zu den liebsten Erinnerungen meines Lebens. Sie fiel in die heitersten Frühlingstage und führte mich durch den Ardennenwald und die schönsten vaterländischen Gegenden. Hinter mir lag das wüste Winterleben in Frankreich, vor mir das Wiedersehen der Meinigen, vor mir ein schönes neues Leben, da für mein Vaterland der Frühling gekommen, eine edle Herrlichkeit nach Jahren schweren Drucks und entsetzlicher Schmach. Ich kann meine Freude des Wiedersehens nicht schildern.“ Und die Heimkehrenden wurden mit Sehnsucht erwartet. Wie es den deutschen Müttern zu Muthe war, welche für Deutschlands Befreiung die Söhne gerne ausgesendet hatten, aber nun die Sieger ans Herz zu drücken brannten, hat uns Schenkendorf in dem „Brief einer Mutter nach Paris“ gesagt:

Gott grüße Dich, mein deutsches Blut,
Mit Siegeslust und Ehren,
Er wolle Dir den Heldenmuth
Mit edler Speise nähren.

O wandte muthig weiter fort
Im Dienst des Ewig-Reinen
Und laß auch an dem Sündenort
Die deutsche Ehre scheinen.

Ihr Väter Segen ruht auf Dir,
Er hat Dich treu geleitet
Und Dir in schöner Heimath hier
Gar holden Lohn bereitet.

Ein deutsches Mädchen will als Braut
Den deutschen Helden grüßen,
Ich sah sie jüngst ein Myrthenkraut
Im Kämmerlein begießen.

Und das deutsche Herd kehrte heim. O wie schön dünkte den Siegern bei Leipzig und Paris nun das deutsche Land! Mit welchem Jubel begrüßten sie die deutschen Berge! Mit welcher Wonne fuhren sie über den frei dahin fließenden Rhein! Die deutschen Städte mit ihren Domen schienen verklärt durch den Siegesglanz und auf eine herrliche Zukunft zu deuten. Der deutsche Mutterlaut klang so süß, der deutsche Händedruck war so treu! Die freiwilligen Schaaren kamen, geschmückt mit grünen Reisern, in die heimathliche Stadt zurück. Alles zog vor die Thore entgegen. Mit Hörnerklang zogen die schmucken Jäger wieder ein. Der Vater rief dem Sohne, die junge Frau dem Manne, die Braut dem Bräutigam, am Wege stehend, ein Willkommen zu und mit siegesleuchtendem Angesicht ward der Gruß erwidert. Und die großen Heeresmassen kamen auch, die Feldherrn an der Spitze, deren Ruhm seit Jahr und Tag die Welt erfüllte. Endloser Jubel brauste durch die Städte. Auf freien Plätzen, weil die Kirche die Menge nicht faßte, ward Gottesdienst gehalten und das „Herr Gott dich loben wir“ und „Nun danket alle Gott“ wollte nicht enden. Die Stimmung jener Tage, der Frühling im Lande und der Frühling im Herzen, ist für alle Zeiten festgehalten durch Schenkendorfs „Frühlingsgruß an das Vaterland“:

Wie mir Deine Freuden winken
Nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Vaterland, ich muß versinken
Hier in Deiner Herrlichkeit.
Wo die hohen Eichen sausen
Himmelan das Haupt gewandt,
Wo die starken Ströme brausen,
Alles das ist deutsches Land.

Alles ist in Grün gekleidet,
Alles strahlt in jungem Licht,
Anger, wo die Herde weidet,
Hügel, wo man Trauben bricht;
Vaterland! in tausend Zahren
Kam Dir solch ein Frühling kaum,
Was die hohen Väter waren,
Heißet nimmermehr ein Traum.

Aber es war nicht lauter Jubel im Jahre 1814. Wie viele Gräber waren zu suchen, wie viele Gedächtnißsteine zu errichten! Auf die Schlachten war die Seuche gefolgt. Es war mitten in der Freude ein tiefer Ernst. Emma Körner, des Dichters Schwester, gedachte

Digitized by Google

seines Wortes: „Vergeßt die treuen Todten nicht!“ Sie wallte zu seinem Grabe, und dann wußte sie hienieden nichts Lieberes mehr zu thun, als sich in das Bild des Bruders zu versenken, in die Schönheit seines geistigen Wesens, die Züge seines Antlitzes und das liebe Bild immer wieder zu malen. So that sie, bis sie ein Nervenfieber ergriff. Noch oft rief sie in ihren Phantasien des Bruders Namen. Sie starb und ward neben dem Bruder unter der Eiche von Wöbbelin begraben. Eine Menge Elends, das der Krieg zurückgelassen, bedurfte der Linderung. Die Frauen verrichteten ihren Dienst an den Verwundeten. Christliche Männer traten zusammen, um die Waisen zu versorgen. Ungeheuer waren die Verluste an Hab und Gut, ungeheuer mußten die Anstrengungen sein, um den Ackerbau, das Handwerk, den Handel wieder in Betrieb zu setzen. Aber eine wunderbare Werdelust ließ sich überall spüren. Der Bauer kannte seinen Acker wieder bestellen, ohne Furcht, daß ein feindliches Heer die reifen Garben als Streu unter die Pferde werfen werde. Der Handwerker konnte wieder am geldenen Boden seines Handwerks sich freuen. Die Flüsse und Meere waren wieder frei für den Verkehr. Der Buchhandel mußte sich eilen, um den geistigen Bedürfnissen der Nation genügen zu können. Und in den Hörsälen sammelte sich eine Jugend, die durch strenge Sittlichkeit und ernste Wissenschaftlichkeit des deutschen Vaterlands sich würdig zu machen suchte.

Unter solchen Stimmungen kam der 18. October, der Jahrestag der Leipziger Schlacht, heran. Arndt ließ bei Zeiten „ein Wort über die Feier der Leipziger Schlacht“ ausfliegen. Gab seine Posaune den deutlichsten Ton, so war er doch nicht der Einzige, welcher dem deutschen Volk ein Nationalfest zu schaffen versuchte. Auch andere suchten der frischen Fülle des Lebens, welche über das Land wieder ausgegossen war, zum festlichen Ausdrucke, zum gemeinsamen Jubel zu verhelfen. So hat Friedrich Kohlrausch in demselben Jahre in „sechs Reden über Deutschlands Zukunft“ den Vorschlag gemacht, Deutschland möchte alle drei Jahre drei große deutsche Lager bilden, ein österreichisches in Prag, ein preußisches in Magdeburg, ein bairisches, zu dem sich das übrige Deutschland sammeln sollte, in Nürnberg, alle zwölf Jahre aber sollten sich die drei Lager bei Leipzig in eins vereinigen und die Grundlage zu einer nationalen Feier bilden, in welcher alles schönste Leben des deutschen Volks sich festlich zusammendrängen sollte. Neben den kriegerischen sollten geistige Wettkämpfe auf dem Gebiete der Kunst gekämpft werden und gipfeln sollte das nationale Fest in der religiösen Feier. Indeß waren Arndts Vorschläge weniger abhängig von der Zustimmung der regierenden Gewalten, einfaltiger an die kirchliche Sitte angeschlossen und darum, wie es sich bald zeigte, ausführbarer. Der Grundton der Feier sollte der Dank sein, der aus allen Kirchen zum Herrn der Heerschaaren für die durch seine Gnade vollbrachte Befreiung aufsteigen sollte, das freudige Gemeingefühl des ganzen deutschen Volks in diesem Dante. Arndt schlägt vor, den 19. October als den großen und stehenden Festtag, den 18. October als Vorabend des Festes anzusehen. Mit dem Schlage zwölf Uhr wird am 18. October Sense und Arbeit bei Seite gestellt und das festliche Kleid und Gemüth angezogen. Gesang und Klang lassen sich hören, Kanonen und Raketen verkünden am Abend das Fest. Aber der Hauptträger der Siegsbegeisterung ist das Feuer. Den Straßlunt bis Triest und von Memel bis Luxemburg werden auf Bergen, Hügeln, Thürmen, Feuer angezündet. Sie sind Warnungszeichen für die Feinde, über deren Grenzen sie hinüberleuchten, Erinnerungszeichen alter Brüderschaft für die Deutschen, die noch unter französischer Herrschaft stehen, Liebes- und Freudenzeichen für alle in den deutschen Landen. Um die Feuer her versammeln sich die Menschen in festlichen Kleidern, die Hüte und Locken mit Eichenlaub, die Herzen mit grünen Gedanken umkränzt, sie erzählen einander, was geschehen ist, sie halten Reigen und Gastmahl und dann läuten die Glocken mit hellen Klängen den morgenden Festtag ein. Am Vormittag des 19. October gibt's prangende Aufzüge, feierliche Versammlungen zum Gottesdienst in der Kirche, am Nachmittag Fest und Freude in mancherlei Weise, nur daß das Vaterländische und Gemeinsame überall hervortritt. Kriegerische und Leibesübungen, Gastmähler und Sammlungen für die verwundeten und verkrüppelten Krieger werden veranstaltet. Hochzeiten, an dem Siegstag der Deutschen gefeiert, gewinnen eine gute Vorbedeutung. Den Kindern wird die Geschichte des Kriegs und Siegs erzählt. Selbst die Hausthiere sollen, wie's bei den Altvätern Brauch gewesen, an diesem Tage besser gehalten werden und empfinden, welch eine Freude im Lande ist.

Die Feier fand denn Statt, im Ganzen und Großen, wie Arndt sie vorgeschlagen. Namentlich in den Gebirgsgegenden des westlichen, südlichen, mittleren Deutschlands stammten viele Tausende von Siegesfeuern, das Schönste an der Feier war das Gemeingefühl, das vaterländische und das religiöse. Regierungen und Unterthanen kamen, mit geringen Ausnahmen, nicht in Widerstreit. Wie die Träger der Regierung und des kriegerischen Commandos leuchtende Namen auf der Kriegsbeit waren, konnte ihr Vortritt die Begeisterung nur mehren. Der General Hünerbein in Düsseldorf gab dem Volke ein kriegerisches Spiel, ein Bild der Leipziger Schlacht. Justus Gruner, der General-Gouverneur, veranstaltete ein Vogelschießen und Mastbaumklettern und ließ Preise von patriotischer Bedeutung ausstheilen. Besonders erfreulich war bei der Feier eine Einigkeit und Brüderlichkeit unter den Ständen, wie sie die vergangenen Jahrhunderte nicht gekannt. Alle waren Schuld an Deutschlands Erniedrigung gewesen, alle hatten sich gegen den Feind erhoben, alle wollten nun an der Siegesfeier Theil nehmen. Der ehemalige reichsunmittelbare Adel stand überall in vorderster Reihe. Er hatte unter dem Einfluß der Napoleonischen Herrschaft sich unter die Fürsten des Rheinbunds beugen müssen, mit denen zusammen er sonst unmittelbar unter dem deutschen Kaiser gestanden hatte. Wie Stein, der seinen Unwillen darüber in dem berühmten Briefe an den Fürsten von Nassau ausgesprochen, waren seine Standesgenossen zur Bereicherung der Stammesfürsten fein Opfer zu bringen geneigt, wohl aber für die Größe und Einheit des Vaterlandes. Aber der Adel überhaupt nahm mit ganzem Herzen an der Feier Antheil. Aus Gebrichen bei Bretten gibt ein Berichterstatter Kunde von der Octoberfeier. Eine Mutter von Stande, erzählt er, begeguete ihm, mit einem Säugling auf dem Arm, auf dem Wege zum Festplatze. Er drückte seine Besorgniß aus, daß sie das zarte Kind mitgenommen. „Das sei die Weihe meines Sohnes,“ antwortete sie, „um für sein ganzes Leben ein Deutscher zu bleiben.“ Zu Ziegenberg in Hessen schritt die verwittwete Freifrau von Löw inmitten ihrer Gemeinde, die sie nachher festlich bewirthete, zu der Höhe hinan, auf welcher das Feuer angezündet werden sollte. In Neuwied, aus dessen Fürstenhaus jener von Arndt besungene, im Kampfe gegen Napoleon in Spanien gefallene Prinz Victor stammte, stellte sich die fürstliche Familie an die Spitze der Feier unter freutigster Zustimmung der Bevölkerung. In Berlebung erhebt ein Graf Witgenstein die Sammlung für die Armen, in Laubach gehen zwei hübsche junge Gräfinnen, wie der Bericht erzählt, mit Tellern unter dem Volke umher und sammeln für die Bedürftigen. Der Rittmeister von Tegenfelt-Chrstadt, ein badischer Freiwilliger, brachte ein Hoch auf „die deutschen Frauen, welche durch wohlthätige Bereine die leidenden Krieger gepflegt haben, insbesondere die preußischen, als Mutter der deutschen Frauen.“ Der Graf Albert von Erbach-Fürstenau trank, nachdem er die Monarchen und Feldherrn hatte leben lassen, auch auf die „gekrönten neueren deutschen Volksdichter, Arndt und Jahn.“ Es war nicht wenig Ueberschwängliches bei dieser ersten Feier des Leipziger Siegestags. Aber wenn wir der Stammes- und Standeseifersucht uns erinnern, welche vorher in Deutschland geherrscht, welch ein hoffnungsreiches Zeichen war dann das schöne deutsche Gemeingefühl!

Und auch ein christliches Gemeingefühl war vorhanten und gab der Feier die schönste Weihe. Seit Jahrzehnten hatte die herrschende Gleichgiltigkeit in religiösen Dingen den Werth der Unterscheidungslehren fast auf nichts herabgesetzt und die Grundwahrheiten des apostelischen Glaubensbekenntnisses auf's Aergste abgeschwächt, aber die Glieder verschiedener Kirchen, da denn doch die trennenden Mauern gefallen schienen, in Einer Kirche zu vereinigen, dazu bedurfte es eines Aufschwunges, dessen die religiöse Gleichgiltigkeit nicht fähig war. Nun versammelte bei der Octoberfeier die deutsche Einigkeit die gesammte Bevölkerung der Städte und Dörfer auf den Bergen. War man aber draußen Eine Gemeine gewesen, sollte man im Heiligthum sich trennen? Sollten vor den Kirchthüren die Menschen, die um die Feuer auf den Bergen sich verbrüdert, auseinander gehen? Das schien unmöglich. Wo darum verschiedene Confessionen an einem Orte zusammen wohnten, ward auch häufig nur Eine kirchliche Feier veranstaltet. Und ein nie gesehenes Bild bot den Augen sich dar, daß in derselben Kirche nicht bloß der Lutheraner und Reformirte,

Digitized by Google

sondern auch der Katholik und Evangelische, Einer nach dem Anderu, den heiligen Dienst verwaltete. Ist nun dieser Gemeinschaft, die auf dem Grunde langjähriger Gleichgiltigkeit gegen das Eigenthümliche in der Lehre und im Gottesdienst durch die aus dem nationalen Gebiete herüberwehende Begeisterung in festlicher Stunde zu Stande kam, kein besonderer Werth beizulegen, so dürfen wir uns darum nicht gegen die Thatsache verschließen, daß es ein wirkliches christliches Gemeingefühl in jenen Tagen in Deutschland gab: es war das Gefühl der Schuld, durch welche Deutschland so tief gesunken, der Gnade Gottes, durch welche es befreit worden war und der Dankbarkeit gegen Gott, welche in christlich-deutschen Tugenden sich offenbaren soll. Die Predigten, welche bei der Octoberfeier des Jahres 1814 gehalten worden, bekannten mit Schenkendorf: „wir hatten alle schwer gesündigt," sie riefen mit Arndt: „Wem soll der erste Dank erschallen? Dem Gott, der groß und wunderbar aus langer Schande Nacht uns allen in Flammen aufgegangen war! Der unsrer Feinde Macht zerblitzet, der unsre Kraft so schön erneut, und auf den Sternen waltend sitzet von Ewigkeit zu Ewigkeit," sie gelobten, hinfort in Eintracht, Redlichkeit, Keuschheit, Gerechtigkeit und Frieden das Leben zu führen. Und was die Predigten aussprachen, dazu sagte alles Volk Amen, indem est Tausende betend und schwörend auf die Kniee sanken und bekräftigten es durch die seit Luthers Tagen mit solcher Kraft nicht gesungenen Lieder zu Lob und Ehren der göttlichen Gnade und Barmherzigkeit.

Um dieselbe Zeit, als das deutsche Volk Gott seinen Dank für die Befreiung darbrachte, versammelten sich die Fürsten und Staatsmänner Europas zum Wiener Congreß. Die Octoberfeier und der Wiener Congreß — es scheint, als hätten sich nicht zwei verschiedenere Erscheinungen aus dem Krieg entwickeln können. Auch kannten die Früchte des Congresses keineswegs das Verlangen stillen, das bei der Octoberfeier sich aussprach. Indeß, wie ungenügend der unmittelbare politische Gewinn gewesen ist, den Deutschland aus Krieg und Sieg ziehen durfte, der Gewinn an Gotteskräften, die in der gewaltigen Zeit in unser Volk gelegt wurden, ist unschätzbar. Schenkendorf, voll Sehnsucht nach einem großen, einigen deutschen Reich, aber über den menschlichen Sünden, die das Erreichen dieses Ziels hinderten, nie die Gnade Gottes vergessend, die uns allen zu vergeben hat, schrieb über den Congreß: „Wie schändlich hat man mit der Sehnsucht und Hoffnung der Deutschen gespielt und sie durch Schlittenfahrten, Maskenbälle und moderne Turniere schadlos zu halten gesucht! Wieviel aber auch verfäumt worden, in Frankfurt, Paris und Wien, das Gute und Göttliche geht seinen stillen Gang fort." Und wenn er ein Jahr später klagt, daß Vieles versäumt, viel dem lieben Gott in seinen Plan gepfuscht worden sei, so rühmt er zugleich: „Die Zeit hat eine veredelnde und verbessernde Gewalt an allem geübt, was nicht ganz unverbesserlich, und tausend junge Zweige und Sprossen verkünden das Gedeihen der Zukunft." Zur Erneuerung unseres gesammten Lebens hat uns Gott vor fünfzig Jahren Antriebe, Anleitung, Kraft gegeben. Das deutsche Volk muß sich anklagen, daß es Gottes Gabe nicht besser gebraucht hat. Aber die Gnadengabe, die wir in der Geschichte der Befreiungskriege haben, ist noch triebkräftig. Als eine wunderbare Fügung Gottes erscheint es, daß unmittelbar nach der fünfzigjährigen Jubelfeier der Leipziger Schlacht, als Deutschland im frühsten Hauche der vaterländischen Begeisterung stand, der Schleswig-Holsteinische Handel noch einmal zur Lösung von Gott selbst vor uns gelegt wurde. Wenn, wie wir hoffen, diese Angelegenheit endlich zur Ehre Deutschlands entschieden wird, so wissen wir, daß es durch die Hilfe desselben Gottes geschieht, der vor fünfzig Jahren Gebete erhört hat und der auch heute die Gebete, welche für die Nordmark aus frommen Herzen aufgestiegen sind, erhört. Wir wissen auch ganz bestimmt, wovon es abhängt, daß Gott Deutschland eine schöne, große Zukunft gibt, davon nämlich, daß wir Deutsche nicht bloß in vaterländischem, sondern auch in christlichem Gemeingefühl uns innig zusammenschließen. Wir müßten uns selbst aufgeben, wollten wir die Hoffnung aufgeben, daß das christlich-deutsche Gemeingefühl noch einmal mit überwältigender Kraft unser Volk ergreifen werde. Und darum halten wir's nach fünfzig Jahren noch mit des Dichters Hoffnung:

Einst wird es wieder helle
In aller Brüder Sinn,
Sie kehren zu der Quelle
In Lieb' und Treue hin.

und mit seinem Gelübde:

Und wie sich auch gestalten
Im Leben mag die Zeit,
Du sollst mir nicht veralten,
Du Traum der Herrlichkeit.

Ein Maler auf dem Kriegsfelde.

Von **W. Camphausen.**

Wenn Jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen" sagt Ehren-Claudius. Ich aber bin seit meiner Heimkehr aus Schleswig durch Erfahrung belehrt worden, daß es wohl besser hieße: so muß er was erzählen und dieses Muß, entstanden in den vielfachen Aufforderungen der Freunde, veranlaßte mich zunächst zu den nachfolgenden Aufzeichnungen, die nichts weiter beanspruchen, als die schlichte Wiedergabe der persönlichen Anschauungen und Eindrücke, die ich, von dem Standpunkt des Künstlers aus, von den Ereignissen mit mir heimgebracht habe. Aus der eingesammelten Ernte des Skizzenbuchs aber mögen die dazwischen gestreuten Illustrationen ergänzen, wozu das bloße Wort nicht ausreicht.

Vom Glück und den bequemsten äußern Verhältnissen begünstigt, ist es mir vergönnt gewesen, in dem kurzen Zeitraume von 14 Tagen ein so vollständiges Bild des wirklichen Krieges vor mir entrollt zu sehen, als es eben nur die Jetztzeit in ihrer rasenden Eile zu bieten vermag. So liegen denn unvergeßliche Tage reichsten Schauens hinter mir, der buntefte Wechsel der Scene, die erhebendsten, so höchster Begeisterung entflammenden Eindrücke, gefolgt von dem Krassesten, Grausenerregendsten, was dem Menschenauge je geboten wird; jauchzender Freudentaumel und unnennbares Leid ist an mir vorübergezogen und es hätte sich einer wohl tausend Augen gewünscht, um alles und jedes in sich anzunehmen, um nichts zu verlieren in der raschen Folge der Dinge. Zurückgekehrt in die friedliche Umgebung der Heimath, würde ich glauben, geträumt zu haben, lägen nicht die greifbaren Erinnerungszeichen, die ich vom Düppeler Schlachtfelde auflas, als Beweise der Wirklichkeit vor mir.

Welcher Contrast aber auch! Seit Monden und mitten in den Vorbereitungen zu einem Shakespeare-Fest, dessen Leitung mit allen Fäden meinen Händen anvertraut war, eben noch über der großen Frage brütend: wer wohl Coriolanus alte Mutter Virgilia übernehmen, welch heftes Mädchenantlitz einer Titania am besten entsprechen möchte, — schlug plötzlich des Kriegsgottes eherne Tuba an mein Ohr und in telegraphischer Windesteile hinausgerissen aus dem Dienst der Kamönen fand ich mich, wie weiland Dr. Faust, auf dem Zaubermantel durch die Luft getragen, mitten im lebendigsten Treiben des preußischen Heerlagers vor Düppel wieder. Zu aber, lange und liebend gehegtes Bild des großen Dichterfürsten, zerrannest an des innern Auges fernem Horizont, zu blauem Nebel verblassend!

Es war am Abend des 11. April, als ich, durch ein Telegramm des Fürsten Anton zu Hohenzollern zu schleuniger Abreise ver-

Digitized by Google

aulaßt, mit Freund H. den Hamburger Courierzug bestieg. So dunkel und gestaltlos, wie die Nacht, in die wir hineindampften, war die Vorstellung, die ich mir von der nächsten Zukunft machte.

Als die Unterhaltung darüber, so wie die letzte abendliche Gewohnheitscigarre verglüht, der Körper durch jene sanft regelmäßige Schaukelbewegung des Wagens zu kümmerlichem Einnicken gebracht war, begannen denn auch die wirresten Phantasiegebilde von blutigen Schlachtfeldern, platzenden Granaten, zuckenden Leichnamen und was alles das arme Hirn eines ehrsamen Bataillenmalers von jung auf durchwirbelt hat, ihren dämonischen Reigen in meine halbwachen Träume zu weben. Dazwischen fuhren wie Irrlichter Shakespearesche Citate umher. Bald war ich mitten im Schlachtgewühl: „ein Pferd, ein Pferd, ein Königreich für'n Pferd," bald wollten König Richards Mörder mich wie den armen Clarence im Malvasierfaß ersticken, bis ich mich, auffahrend aus den Krallen des Alp, erwachend wiederfand in einer von etwa fünfzehn glühenden Cigarren erzeugten Atmosphäre des festgeschlossenen Hannöverschen Salonwagens, die an die Altiencompagnie in Immermanns Münchhausen gemahnte, deren Hoffnung, endlich doch noch die Luft zu Quaderstein verdichten und verwerthen zu können, hier erneute Nahrung gefunden haben würde.

Aus dieser der ersten und drohendsten Lebensgefahr erlöste mich Lüneburg bei Morgengrauen mit einer Tasse ächten Cichoriensaftes und weiter ging's nach Harburg, aufs frostig nüchterne Verdeck des Elbdampfers gen Altona, wo in Wiezels Hôtel bei Holsteiner Austern und Porter nach den Leiden der Nachtfahrt gerastet wurde.

Da der nächste Bahnzug nach Flensburg erst Nachmittag um 5 Uhr abgehen sollte, schlenderte ich durch Altona, wo ich, als bedeutsamen Prolog zu meinem bevorstehenden Drama, die ersten Opfer des Krieges sah: einen verstümmelten Oesterreicher an Krücken daher humpelnd, so wie bleiche verbundene Köpfe hinter den Fenstern des dortigen Spitals. In Hamburgs Straßen sah's schon leiblich kriegerisch aus. Neue Zufuhr schwerer preußischer Geschütze, in zugendlichem Bronzeglanz in der Sonne funkelnd, wurden von harmlosen Civilfuhrknechten auf Leiterwagen über das dröhnende Pflaster zur Bahn transportirt. Große Züge zu ihren Regimentern stoßender Reconvalescenten oder perierich Abkommandirter aller Waffengattungen durcheilten mit ihren Quartierzetteln die Straßen in allen Richtungen. Bei Schwager W. und den lieben Seinigen fand ich, wie immer, Herz und Körper stärkende Aufnahme bis zur Stunde der Abfahrt. Unterwegs, je weiter, je mehr häuften sich die Kennzeichen des nahenden Kriegstheaters: die noch von den Bundestruppen aufgeworfenen Rendsburger Flügelschanzen, Reste des Dannewerks, lange Convois Leichtbleissirter, nachrückenden Opfern des Kampfes den Platz räumend.

In Flensburg Abends um 11 Uhr angekommen, wurden wir durch eine Ordonnanz unseres verehrten Fürsten von Hohenzollern am Bahnhof in Empfang genommen und in das vom Kronprinzen für uns bestimmte Quartier, bei dem gemüthlichen Weinhändler Juhl, vis à vis Hôtel Rasch befördert, eine um so freundlichere Ueberraschung, als wir uns, nach Mittheilungen der Mitreisenden unterwegs, schon mit Resignation in die Aussicht ergeben hatten, in der überfüllten Stadt, wenn nicht auf der Straße, doch bestenfalles auf einem Stuhl im Wirthssaale die Nacht durchkampiren zu müssen. Statt dessen fanden wir bei der bekannten Madam Rasch, die uns geachtet ihrer dänischen Sympathien aus der preußischen Invasion recht gut Capital zu machen versteht, im großen Speisesaal, dem permanenten Versammlungsort der Offiziere des Hauptquartiers, prächtige Hoststeiner Austern zu stärkendem Nachtimbiß. Dazu ergötzten wir uns zum ersten Male an dem kriegerischen Aufzehn der anwesenden Marsöhne, die in einigen wahrhaft riesigen Exemplaren mit Vollbart, rasselndem Korbschleppsäbel und hohen Reitstiefeln vorhanden waren.

Am andern Morgen nach erquicklicher Ruhe im nationalen weichen Daunenbett besahen wir uns zunächst die Stadt mit ihrer lang gestreckten Hauptstraße, ihren alterthümlichen Giebelhäusern, dem stattlichen Hafen, an dem wir, in langen Zügen die frische Seeluft athmend, auf und nieder wandelten. Dann machten wir dem Fürsten von Hohenzollern unsere Aufwartung, der uns mit gewohnter Liebenswürdigkeit empfing, zur verlässigen Orientirung mit höchst beachtungswerthen Notizen versah und uns zu Mittag zu solidatischem Gabelfrühstück einlud. Bis dahin besahen wir uns den hoch über der Stadt gelegenen Kirchhof mit seinen Denkwürdigkeiten, den Gräbern der damals bei Idstädt gefallenen Dänen, den kürzlich zerstörten Fundamenten des berüchtigten Bronze-Löwen und die köstliche Aussicht auf den Hafen und die ferne tiefblaue See.

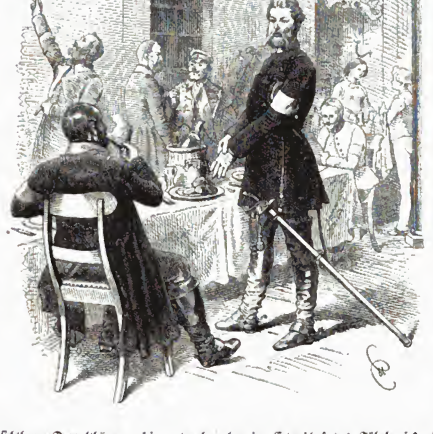
In nichts weniger als hofmäßiger Toilette — der Frack gehört hier zu den Ungeheuerlichkeiten einer vorweltlichen Schöpfungsperiode — wurden wir dann wieder durch unsern Fürsten zum Kronprinzen geleitet und präsentirt. Welch bezaubernde, herzgewinnende Liebenswürdigkeit, vor deren erwärmendem Hauch das Eis jeder conventionellen Gemessenheit schwindet! Dazu die hohe, ritterliche Erscheinung mit der breitgewölbten Brust, dem stattlichen blonden Vollbart, strotzend in Mannskraft, ein ächter Hohenzoller.

Dann begaben wir uns zu dem diensthuenden Adjutanten des Prinzen, dem Major v. S., der uns mit den nöthigen Legitimationen, sowie mit einer Autorisirung versah, zu unserer Beförderung auf dem Gefechtsterrain nach Bedürfniß Bauerfuhrwerk requiriren zu dürfen, eine Vergünstigung, deren hohen Werth wir bald ermessen sollten.

Um Mittag fanden wir uns wieder bei dem Fürsten von Hohenzollern ein, trafen dort unsern Düsseldorfer Hauptmann v. D. und Lieutenant und Adjutant v. L. und wurden vortrefflich bei feurigem Markobrunner bewirthet, bis die Meldung kam, ein muntres Zweigespann harre drunten unser zur Abfahrt. Uns verabschiedend, rollten wir nun dahin über Flensburgs berüchtigtes Pflaster, ein dem gefüllten Magen nicht ganz passender Genuß, dabei aber in dankbarster

Stimmung für unsre hohen Gönner, die uns mit nicht minderer Sorglichkeit in das wirre Kriegsgetreibe hineinzuleotsen bemüht gewesen, als ein sorgsamer Mentor, der seine beiden Zöglinge zum ersten Male zur hohen Schule sendet.

So ging's nun weiter und weiter, durch hochstämmigen Buchwald, am blauen Meerbusen entlang (im Sommer gewiß ein herrliches Landschaftsbild). Lustig dampften die Cigarren, die Herzen wurden weit und voraus flog die Phantasie in ahnungsvoller Hast! Da kommen und ziehen vorüber rasselnde Munitionswagen, neuen Bedarf holend, Transport-Fuhrwerke, meist mit Augenkranken, wohl auch Leichtblessirten, bestaubte Staffetten und Feldpostreiter, kurz der ganze Apparat einer kriegführenden Armee. Ein Bauerwagen rollt eilig vorüber: Prinz A. von den heimischen Lanzenreitern darin; Erkennen, Begrüßen, auf Wiedersehn, dahin, dahin! Schon dröhnt dazwischen in gemessenen Intervallen, ferner, der Geschützdonner herüber von den Schanzen bei Düppel, diesem letzten Bollwerk dänischer Gewaltherrschaft auf deutschem Boden. In steigender Spannung erreichen wir die mit Pionieren bemannte Fähre bei Ekensund, die wir, nach geprüfter Legitimation an den Vorposten, betreten dürfen. Heimathklänge erreichen mein Ohr, ächt rheinisches Plattdeutsch, daheim verachtet, wird hier im Sundewitt zu fröhlicher Musik! Kölner, Düsseldorfer Jungen führen die Pontе, ein hochgewachsener, blondgelockter, prächtiger Kerl kommandirt als Sergeant, der Sohn eines Düsseldorfer Arrestshausaufsehers, mit der Tapferkeitsmedaille geschmückt, mit dem natürlich sofort Freundschaft geschlossen wird. Er war bei Arnis der erste gewesen, der Nachts mit wenig Mann auf kleinem Boot über die Schlei setzte, um das jenseitige Ufer nach Dänen abzuspüren — ein kitzlicher Auftrag, den er muthig und glücklich ausführte. — Trüben ging dann die Fahrt weiter ins Land hinein, über Broacker mit seinen weithin sichtbaren Doppelthürmen, seinem, durch die weiße Flagge kenntlichen schweren Feldlazareth. Einige Genesende lagen vor der Thür in ihren saubern Betten, zu einer Cigarre die frische Luft und den stillen Nachmittagssonnenschein genießend. So gelangten wir dann nach Dünth, wo an der großen Windmühle Halt gemacht und abgestiegen wurde.



Da lagen sie denn zum ersten Male vor uns, die verhängnißvollen, gewaltigen Schanzen, wie riesige Maulwurfshaufen vom blauen Abendhimmel sich abhebend, und wenn auch in ansehnlicher Ferne, etwa 4000 Schritt, jenseit des Wenningbundes, konnte ich doch deutlich mit bloßem Auge in den Erdwerken der Belagerer umherstehende und gehende Artilleristen bei ihrem höllischen Handwerk erkennen. In längeren Zwischenpausen, aber ruheles dröhnten ihre Schüsse zu uns herüber, schoß Blitz und Qualm aus den gewaltigen Feuerschlünden der preußischen Batterien, platzten hoch über den Schanzen die Wurfgeschosse, ein kleines festgeballtes Wölkchen in dem reinen Abendhimmel zurücklassend, das sich erst nach langem Dahinschweben langsam auflöste und verschwand. Die furchtbare Wirkung unsrer Geschosse aber war zur Genüge erkennbar an den phantastisch unregelmäßigen Silhouetten der einzelnen Krater, an ihren zu Wall, gleich einem Sieb, zerwühlten Außenwänden.

Der Töne beharrte in absolutem Schweigen, was für mich, den Neuling, anfangs etwas unheimlich Beengendes hatte. Auf der Höhe bei uns stehende Soldaten erzählten mir indeß, daß es schon lange so gehalten sei und diese Passivität nichts anderes bedeute, als das stumme Zugeständniß der Ueberlegenheit unsrer Geschütze und ihrer eignen Ohnmacht in dieser Waffe.

Während unsrer ganzen Anwesenheit hörten wir am Tage nur wenig dänische Schüsse; nur Nachts, wann durch das Dunkel die Ueberlegenheit ausgeglichen wurde, brüllten die schweren Mörser und 84-Pfünder hinab, knatterten Flintensalven dazu, mit denen zur Zeit der Vorpostenablösung die ab- und anziehenden Bataillone sich beschossen, ohne sich indeß allzugroßen Schaden zu thun. — Bis zu den letzten Tagen vor dem Sturm galt dagegen unter den gegenseitigen Vorposten das stillschweigende Abkommen der Menschlichkeit, sich nicht einzeln zu beschießen, ja es kam vor, daß Offiziere und Gemeine zu einander hinüber und herüber kamen und einen Trunk aus der Feldflasche mit einander wechselten.

Die sinkende Sonne mahnte endlich zur Rückkehr nach Ekensund, wo wir nach Anweisung des Fürsten unser Hauptquartier aufschlagen sollten. Dort angelangt, entließen wir unsere ehrlichen Rosselenker aus dem deutschpatriotischen Augeln und bezogen das gemüthliche kleine Stübchen im Erdgeschoß des Fährhauses, das sich der Fürst für die Dauer seiner Anwesenheit zu etwaigem Nachtquartier vorbehalten hatte. Ein kräftiger Imbiß aus kaltem Roastbeef, Anchovis, Holsteiner Käse und steifem Grog bestehend, erhöhte unsre martialische, unternehmende Stimmung, in der wir „etwas Stroh zum Nachtlager" forderten, aber schließlich doch, wenn auch fast widerstrebend, das Anerbieten zweier tadelloser Betten acceptirten, die im obern Stock des überfüllten Hauses in einem geräumigen Bilardsaal für uns bereit gemacht wurden.

So fanden wir dort während der ganzen Zeit unserer Campagne ein höchst behagliches Asyl, in dem von Kriegsvolk überschwemmten Lande eine gewaltige Seltenheit.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schwindsuchtshypochonder.

Von Dr. Wald.

Ein Jeder mag gerne zusehen, wie ein Andrer es in der Sache macht, in welcher er sich selbst für einen Meister hält. Mir scheint nun, daß das Vergnügen, mit dem die meisten Menschen sich von Dingen unterhalten lassen, die ihre Gesundheit angehen, aus ebendemselben Triebe entspringt. Man meint, die eigne Lebensweise sei schon gut genug, und liest medicinische Schriften und Abhandlungen über Gesundheitspflege eben nur, um sich in dieser Meinung zu bestärken. Sieht man nun aufmerksam, wie sich die Aerzte oft widersprechen, und manchmal selbst ihre eignen Vorschriften wenig beobachten, so liest man diese, wie man wohl gute Prediger hört: nicht, um in sich zu gehen, sondern um zu sehn, wie der Mann seine Sache macht. — Der Prediger aber, der es ernst mit seinem Amte meint, läßt sich durch diesen Leichtsinn seiner Zuhörer nicht irre machen. Dasselbe habe ich mir vorgenommen, indem ich von dem, was zur Erhaltung der Gesundheit, zur Kenntniß von Schädlichkeiten und Krankheitsursachen und zur Erzielung einer langen Lebensdauer dient, einiges mitzutheilen gedenke.

So wie es nun in jeder Gemeinde Glieder gibt, die von allen religiösen Wahrheiten und Glaubenssätzen ausschließlich nur die Schreckniße des Gerichts auf sich beziehen, sich hier fixiren, und dadurch in die peinigendste Herzensangst verfallen: so gibt es auch in der ärztlichen Gemeinde dergleichen Selbstquäler. Diesen will ich heute Gelegenheit geben, sich selbst kennen zu lernen. Sie sind krank, und diese Selbsterkenntniß ist der erste Schritt zur Heilung. Ohne sie untersucht, auskultirt und perkutirt zu haben, hesse ich dennoch, mir ihr Vertrauen zu gewinnen, indem ich ihnen den ganzen Verlauf ihres Leidens darlegen werde.

Zuvor aber habe ich noch eins zu bemerken. An so verschiedenartigen Uebeln auch diese Kranken leiden, so stimmen sie doch alle in zweien Punkten überein. Zunächst meinen sie alle den Grund ihres Uebels klarer als der Arzt zu erkennen; und sodann leiden sie ausschließlich nur an solchen schweren Krankheiten, welche zur Zeit eben in der Wissenschaft spezieller behandelt waren und in der Leute Munde sind.

Nun will ich die Geschichte eines solchen Kranken erzählen. Er weiß nicht genau anzugeben, wann sein Leiden begonnen hat; nur das ist sicher, daß ihm zuerst Verdauungsbeschwerden ernstliche Bedenken über seinen Gesundheitszustand rege machten. Ein lästiges Spannen und Vollsein unter den kurzen Rippen, besonders nach der Mahlzeit, drängte sich ihm zunächst auf; Unregelmäßigkeit des Appetits, Leibesverstopfung, Aufstoßen und Kollern im Leibe traten hinzu. Allerdings waren diese Symptome nicht andauernd, wechselten vielmehr mit völligem Wohlbefinden; aber jede neue Wiederkehr derselben hatte den ungünstigsten Einfluß auf die Gemüthsstimmung. — Da der Hausarzt sich damit begnügte, ihm fleißige Bewegung, körperliche und geistige Diät vorzuschreiben und vom vielen Medicinirren nichts wissen will, beginnt er unmuthig selbst, über den eigentlichen Grund seiner ebenso merkwürdigen als peinlichen Krankheit zu grübeln. Der Puls wird fleißig befühlt, Zunge und Stuhlgang beschaut, Speisen und Getränke ängstlich ausgewählt. Daß der Arzt seinen Zustand viel zu leicht nimmt, wird ihm immer klarer. Er konsultirt daher einen andern Arzt, und dieser ist gefällig genug, ihm nicht nur lange Recepte zu verschreiben und des Weitläuftigsten über seinen Zustand sich zu verbreiten, sondern auch mit den Arzneien nach den Wünschen des Kranken zu wechseln. Immer mehr wird sein körperliches Befinden der Mittelpunkt seiner Gedanken, der wichtigste Gegenstand seiner Gespräche mit Bekannten. Er kann nicht genug Aufichten und Rath darüber hören. Er forscht in medicinischen Büchern, um über den Grund seines Leidens klar zu werden, aber mit Schrecken nimmt er wahr, daß bei ihm so manche Symptome der bedenklichsten Krankheiten, über die er liest, theils schon vorhanden, theils wenigstens angedeutet sind. Ein ängstliches Herzklopfen befällt ihn, und er schlägt das Kapitel über Herzkrankheiten nach. Die dort beschriebenen Zeichen der organischen Herzfehler drängen sich ihm unzweideutig auf. Bald aber lenken ziehende Schmerzen im Kreuz seine Aufmerksamkeit wieder auf den Unterleib; und nach langem Grübeln, während dessen die Schmerzen sich allmälig steigern, fixirt er seine Gedanken auf ein Nierenleiden. Das Gespenst des morbus Brightii, der Brightschen Nierenkrankheit, erhebt sich. Da der Arzt es nicht bannen kann, so entschließt der Kranke sich auf Zureden eines Leidensgefährten zur Wasserkur. Nun endlich hat er das Rechte getroffen. Die Zuversichtlichkeit und Derbheit des Wasserdoktors imponiren ihm, das Umständliche der Kur, die die ganze körperliche und geistige Thätigkeit des Patienten absorbirt, ist gerade wie berechnet für ihn, und er wird zum begeisterten Anhänger dieser Heilmethode. Seine Stimmung bessert sich, der Appetit wird rege, der Stuhlgang ist ganz nach Wunsch, und sehen fängt er an, sein Interesse zwischen der Sorge um seine Gesundheit und dem Plane zur Gründung eines „Vereins für Wasserfreunde" zu theilen. Aber dieser glückliche Zustand dauert nicht lange. Ein Schnupfen hat sich eingestellt, der ungeachtet der Versprechungen des Wasserdoktors sich nicht wegbaden läßt, vielmehr während der forcirten Kur immer mehr zunimmt, und endlich in einen tüchtigen Lungenkatarrh übergeht. Der Husten wird heftiger, der Auswurf immer copiöser. In einer schlaflosen Nacht gehen ihm nun plötzlich die Augen auf. Hatte nicht die Krankheit des an der Lungentuberkulose verstorbenen Vetters genau so angefangen, und erinnerte er sich nicht deutlich eines Gespräches mit dessen Arzte, in welchem dieser, dem Leichtsinn des Kranken gegenüber, von vornherein ein bedenkliches Gewicht darauf legte, daß der Husten sich gerade des Abends, bei der Bettwärme zu verstärken pflegte? Und war nicht genau dasselbe bei ihm der Fall? War nicht, außer dem Vetter, auch noch eine Großtante an der Schwindsucht gestorben, — wenn auch im hohen Alter — und gehört diese Krankheit nicht zu denjenigen, deren Erblichkeit ganz unzweifelhaft ist? Mit Schrecken fällt ihm aufs Herz, wie bösartig gefährlich bei der Lungentuberkulose der Gebrauch kalter Bäder und der unmäßige Genuß des kalten Wassers ist. Der Angstschweiß, der ihm hierbei ausbricht, gilt ihm als neuer Beweis für das Vorhandensein der furchtbaren Krankheit. Kaum kann er den Morgen erwarten, um der Wasseranstalt zu entfliehen, und womöglich den dort erlittenen Schaden noch abzuwenden. Beschwunden sind Herzklopfen, Ziehen im Rücken, Spannung und Kollern im Bauche: dagegen mehrt sich der Husten, Brustschmerzen und Beklemmungen stellen sich ein. Aengstlich prüft er den Auswurf und begiebt sich in banger Erwartung zu dem berühmten Specialisten für Brustkrankheiten, Professor R. Er fragt, ob zur Zeit der Gebrauch des Salzbrunns ausreichen würde — ob er lieber nach Lippspringe reisen solle; — was der Arzt von einem Aufenthalt in Madeira oder Kairo halte: oder von der neuerdings für Brustleidende so dringend empfohlenen Stutenmilchkur in der Tartarei? Zwar erklärt ihm der Arzt nach fergfältiger Untersuchung, daß gar kein Grund zu so ausschweifenden Kurmaßregeln vorhanden, das Uebel vielmehr nur ein einfacher Catarrh sei; aber das hatte er ja von vornherein gewußt, daß man ihm die wahre Natur seiner Krankheit vorheimlichen, und ihn mit solchen Ausflüchten zu beruhigen versuchen würde. — Auf dem Heimwege kommt ihm der Gedanke, seinen früheren Hausarzt wieder aufzusuchen; aber auch dieser vermag nicht, seine Besorgniße zu zerstreuen.

Inzwischen setzt der Kranke seine Beschäftigungen fort, die nur durch die Wasserkur eine Unterbrechung erlitten hatten. Es ist ihm oft selbst räthselhaft, wie er bei seinem Leiden immer noch seinen Geschäften vorstehen kann. Seine Frau erkrankt; er sorgt gewissenhaft für sie und die Kinder, aber ihre Krankheit erscheint ihm gegen sein Leiden als eine wahre Kleinigkeit. Die stete Angst vor der Lungenphthise peinigt ihn Tag und Nacht; der Appetit verliert sich, die Geschichtsfarbe gewinnt eine krankhafte Blässe, der Schlaf wird schlecht, Abmagerung und Schweiße stellen sich ein.

Das ist die Geschichte dieses beklagenswerthen Kranken. Er leidet ebenso wenig an der Tuberkulose, wie ehemals an der Brightschen Krankheit, er leidet an der Hypochondrie.

Man pflegt im gemeinen Leben unter einem Hypochonder einen Grillenfänger zu verstehen, welcher sich ohne allen Grund für krank hält und sich sein Leiden nur einbildet. Seine Klagen werden daher nicht beachtet, sie werden, wie er selbst, langweilig; und wenn man ihn anhört, so speist man ihn wohl mit der Ermahnung ab, sich dergleichen Thorheiten nicht einzubilden. Aber diese Auffassung und

Digitized by Google

Behandlung des Hypochonders sind ungerecht. Die Hypochondrie ist eine wirkliche, keineswegs eingebildete Krankheit; und gerade zu ihren wesentlichen Kennzeichen gehört es, daß der Kranke sich auf etwa vorhandene abnorme Empfindungen fixirt, sie dadurch steigert, und daß er sie falsch auslegt. Denn der Macht des Gemüthes, über krankhafte Empfindungen Herr zu werden — die von Kant in seinem bekannten Werke so meisterhaft dargelegt ist, — dieser Macht steht eine andere Fähigkeit gegenüber: durch willkürliche Spannung der Aufmerksamkeit auf etwa vorhandene krankhafte Empfindungen, diese zu befestigen, zu steigern und endlich dadurch die eingebildeten Krankheiten im wahren Sinne des Wortes in den Körper hinein zu bilden. Daß aber die Vorgänge im Gemüth begleichen materielle Veränderungen im Körper zur Folge haben können, sehen wir auf anderem Gebiet täglich. Die rein psychische Empfindung der Scham treibt das Blut in die Wangen, der Schreck macht erblassen, Furcht und banges Erwarten regt die Ausscheidungen durch Darm und Nieren an. Ich selbst machte zur Cholerazeit bei meinem Nachbar, einem hypochondrischen Reutier, die Beobachtung, daß dieser in der Nacht von heftigen Kolikschmerzen befallen wurde, nachdem er getrunken hatte, Pflaumen gegessen zu haben! Atem, die Kolik war da, und in der Empfindung derselben macht es keinen Unterschied, ob sie durch die gesteigerte krankhafte Reizbarkeit des Patienten, oder durch äußere Einflüsse entstanden war.

Es würde daher ebenso ungerecht als schädlich sein, wollte man unserem Kranken zurufen: er bilde sich sein Leiden bloß ein. Vielmehr legt er es falsch aus; die gewaltsam erhöhte Reizbarkeit leitet alle seine Gedanken auf die vermeinte Gefährdung seiner Brustorgane hin, und veranlaßt durch die auf dieselben gespannte Aufmerksamkeit eine Fixirung und Steigerung der dort etwa vorhandenen krankhaften Empfindungen. So kommt es, daß der harmlose catarrhalische Husten durch die stete Intention des Geistes unterhalten und gesteigert wird, daß die anfänglich unbedeutenden Brustbeschwerden sich fixiren und das der Phantasie des Kranken verschreckende Gespenst der Lungentuberkulose endlich zu verkörpern drohen. Aber ein solcher Ausgang würde lediglich ein verschuldeter, kein nothwendiger sein. Vielmehr ist die vollkommene Heilung des Hypochonders in sichere Aussicht zu stellen: nur ist diese an Bedingungen geknüpft, die er selbst zu erfüllen hat. Und es ist billig, daß er, der durch eigenmächtige und verkehrte Absichtlichkeit seinen Zustand verschlimmert hat, seine Heilung durch richtig geleitete geistige Thätigkeit verbessere.

Zu diesen Bedingungen gehört nun vor allem, daß er seinem Arzte ein volles Vertrauen entgegentrage. Seiner bisherigen Gewohnheit muß er absolut entsagen, nach welcher er mit den Doktoren am liebsten disputirte, und bedenken aufwarf, deren Beantwortung ihm immer neue Spitzfindigkeiten entlockte. Er muß anfangen, sich der bessern Einsicht unbedingt unterzuordnen. Gern gebe ich zu, daß diese Bedingung die schwerste von allen ist. Denn unser Kranker ist ein Mann von nicht gemeiner Begabung, großer Regsamkeit, mit Scharfsinn und dialektischer Fähigkeit ausgerüstet, die ihn, wenigstens in seinen Augen, aus vielen Kämpfen mit so manchen Medicinern von Fach als Sieger hervorgehen ließ. Träge und phlegmatische Naturen bleiben nämlich in der Regel von dieser Krankheit, dem sicheren Vorrechte des cholerischen und melancholischen Temperamentes, verschont. Nun liegt es in der Natur der Sache, daß man sich nur sehr schwer von Ansichten trennt, zu denen man durch selbsteigene, peinliche Erfahrungen gelangt ist, und die man femit für wirkliche Einsichten hält. Aber das Mittel hiezu ist einfach und sicher. Es besteht darin, daß man der Wahrheit stets eingedenk bleibe: wie das Halbwissen in jedem Gebiete nothwendig zu Irrthümern und Abwegen führen muß, vor denen sowohl der Wissende als der Unwissende bewahrt bleiben. Denn Jener sieht das Ziel, und Dieser wagt sich ohne kundigen Führer nicht hinein. Es muß ihm daher genügen, wenn der Arzt ihm erklärt: wie der Lungenkatarrh zwar ein häufiger Begleiter der Tuberkulose, aber unendlich häufiger eine einfache, für sich bestehende Krankheit sei; und er wird begreifen, daß es nicht weniger Löcherlich ist, aus dem bloßen Vorhandensein eines Katarrhs auf Lungensucht zu schließen, als wenn man ein Stück Milchzucker deshalb, weil es weiß aussieht und schwach süßlich schmeckt, für Arsenik erklären wollte. Da nun ferner auf das große Thema von seinem körperlichen Befinden alle seine Gedanken, soviel deren von der Besorgung seiner Berufsgeschäfte übrig bleiben, gerichtet sind, so muß eine Ablenkung derselben erfolgen. Das ist längst von den Aerzten erkannt worden, und so mancher abenteuerliche Vorschlag findet hierin seinen Ursprung. So ist unter anderem als Nebenbeschäftigung das Holzhacken und -hauen zu einer Art officinellen Renommées gelangt. Aber jedenfalls ist eine Beschäftigung vorzuziehen, welche neben der körperlichen auch die geistige Thätigkeit in würdiger Weise anregt. Wem nun nicht die Gabe zu künstlerischen Produktionen beschieden ist, sei's für die Musik, sei's für die Malerei, der beschäftige sich mit der Gartenkunst, oder erlerne eine mechanische Kunstfertigkeit, z. B. das Holzschnitzen. Dem tiefer Beanlagten ist vor allem das Studium der Naturkunde zu empfehlen, welche ihn aus dem nebelhaften Gebiet willkürlicher Einbildungen in die klare Wirklichkeit der Gotteswelt zurückführt. Hier findet er reiche Gelegenheit zur fördernden Anwendung seines Scharfsinnes, den er bis dahin in der übeln Deutung mißverstandener Krankheitssymptome zu seinem Schaden geübt hatte. Ganz besonders wohlthun werden ihm hierbei die Fußreisen, die ihn zum Sammeln von Pflanzen, Insekten oder Mineralien ins Freie führen. Und jene finstern Stunden tiefster Verzagtheit, die bis dahin als ein Pfahl im Fleische dafür sorgten, daß ihm nicht zu wohl wurde, sie werden immer seltener. Auch für diese gibt es einen Trost, und zwar diesmal einen echt medicinischen. Das innige Wechselverhältniß zwischen Leib und Seele bringt es nämlich mit sich, daß ein durch vorübergehende Störungen der Blutbildung fehlerhaft gemischtes Blut die Gehirnthätigkeit in abnormer Weise erregt und die Stimmung deprimirt, wie in ebenso materieller Weise des Menschen Herz durch den Wein erfreut wird. Wollen also sind es, die verüberziehend die Atmosphäre des Geistes verfinstern: und wer dies weiß, der giebt sich nicht mehr einer thörichten Verzagtheit hin, sondern wartet ihr Dahinziehen ruhig ab. Die dadurch herbeigeführte gleichmäßige Stimmung des Gemüthes wirkt aber ihrerseits wieder naturlethar heilend ein. Denn wie die deprimirte Gemüthsverfassung die Lebhaftigkeit der Blutbewegung in den Lungen herabsetzt und durch die Verminderung der Oxydation des Bluts zur Entstehung und Befestigung von Lungenkrankheiten Anlaß gibt, ebenso fördert eine heitere Stimmung die Funktionen des Athmens und der Blutcirkulation, und trägt, namentlich verbunden mit körperlicher Bewegung, zur vollständigen Entwickelung der Lungen heilsam bei.

Nun habe ich noch einige Worte über die körperliche Pflege zu sagen. Eine zweckmäßige Abwechslung zwischen Thätigkeit und Ruhe ist ihr Haupterforderniß. Die übermäßige Ausdehnung der Arbeitsstunden, zu welcher der Hypochonder in seinem Eigensinn so geneigt ist, bildet die Hauptursache jener, mit körperlicher Abspannung verbundenen geistigen Aufregung, welche zu der mit Recht so gefürchteten Schlaflosigkeit führt. Diese darf nicht durch narkotische Schlafmittel beseitigt werden, sondern dadurch, daß er sich strenge an die ihm vorgeschriebene Lebensordnung bindet, in welcher die Stunden der Arbeit, der Erholung und des Schlafes entsprechend bemessen sind. Aufregende Getränke, als Kaffee und Thee, sind nur mäßig und niemals vor dem Schlafengehn zu genießen: sie wie überhaupt die abendliche Mahlzeit möglichst zu beschränken ist. Ein mäßiger Genuß eines gut ausgegohrenen, leichten und reinen Biers ist ihm wohlthätig. Dagegen bekommen ihm die leichten Weinsorten schlecht, weil sie wegen ihres Gehalts an Säure und Erfalzen die mühsam geregelte Verdauung verderben: für ihn sind nur die südländischen, zuckerreichen Weine, etwa des Vormittags zu einem Glase genossen, zuträglich.

Wenn ich nun alle diese Regeln kurz zusammenfassen soll, so rufe ich diesen Kranken zu: Faßet den rechten Entschluß, gesund zu sein! Valere aude! Ich weiß zwar wohl, was es heißt, sich zu ermannen. „Wenn man schon ermannt ist," klagte ein Hypochonder, „so ist es gut, andern zu rathen. Was der Mensch doch elend ist, wenn er alles selbst thun soll!" — Ich weiß auch, daß bei ihm die Phantasie manchmal schon wird, wie die Pferde, und mit ihm durchgeht. Ein unverhofftes Ereigniß, z. B. eine plötzlich eintretende Beklemmung, ein Herzklopfen, verbunden mit momentanem Ohnmachtsgefühl läßt ihn wohl mitunter sofort in seine frühere Verzagtheit zurückfallen, der Arzt wird des Nachts schleunig aus dem Bette geholt, um das alte Lied anzuhören. Doch seine Autorität über den Kranken ist bereits fest gegründet und es gelingt ihm leicht, diesen zu beruhigen.

Aber wenn ich vor diesem Mißbrauche der Phantasie nicht genug warnen kann, welche, — wie Lichtenberg sich treffend ausdrückt,

Digitized by Google

— endlich zur unfeligen Fertigkeit wird, aus jedem Vorfalle des Lebens, er mag Namen haben, wie er will, die größtmöglichste Quantität Gift zu eignem Gebrauch auszusaugen, so soll damit in seiner Weise die wunderbare Kraft verkannt sein, welche eine richtig geleitete Phantasie auf die Erhaltung und Herstellung der Gesundheit auszuüben vermag. „Ist nicht die Hoffnung, nächst dem Schlafe, dem Bringer der echten Träume, die Beschwörerin und der Genius des menschlichen Lebens? Und was ist die Hoffnung meist anders, als die Tochter der Phantasie?“ — Und indem wir somit erkennen, wie auch in diesem Gebiete Leid und Freude dem Menschen aus einem Quell entspringen, sind wir zu unserem Ausgangspunkte zurückgekehrt. Die Einbildungskraft, welche Krankheiten herbeiführt und tödlich machen kann, sie gleicht der göttlichen Lauge, deren umgekehrter Schaft die Heilung bringt. — Der alte Hufeland hatte Recht, als er eine lieblich gerichtete Einbildungskraft unter die wichtigsten Verlängerungsmittel des Lebens aufführt, und da ich einmal Autoritäten anführe, will ich mit den Worten des noch nie ganz gewürdigten Hippel schließen: „Seelenhektisch ist jeder, dessen Einbildungskraft auf schwachen Füßen geht. Die Phantasie ist die Lunge der Seele.“

Am Familientische.

Humor.

Im lieben Schwabenland liegt das Städtlein Justingen und nicht weit davon das Dorf Münchingen. Von Justingen ließe sich wohl viel erzählen, namentlich aus der Zeit der Hohenstaufen. Die Herren von Justingen sind der Staufen treueste Anhänger gewesen, und wenn man, als sich ihr Stern schon neigte, irgendwo ihr Fähnlein noch hoch flattern sah, traf es nicht selten einer der Justinger. Ob das Geschlecht noch besteht und zu den Ehren der Väter neue sammelt, das weiß ich nicht. — Von Münchingen weiß ich nur eine Geschichte, die aber so wahr und schön ist, daß sie sich in neuer Gestalt immer wiederholt und nie auslebt. — Vor Zeiten ritt an einem schönen Maientage ein Bauer von Münchingen nach Esingen. Faßt an der Grenze seiner heimathlichen Flur sah und hörte er zu seinem größten Schrecken, daß der Kuckuck von Justingen — jeder Kuckuck hat bekanntlich sein eigenes Gebiet und jedes Gebiet seinen eigenen Kuckuck — seine Grenze überschritten, sich auf einen Münchinger Baum gesetzt und mit dem Ortskuckuck den heftigsten Streit angehoben hatte. Aber ganz außer Fassung kam er, als er wahrnahm, daß der Justinger, dem wohl etwas von der Heftemutter jener alten Ritter angeflogen war, die Oberhand behielt und in Zeit dreier Minuten wohl 15 oder 16 Schläge mehr that als sein Gemeinekuckuck. Da ließ es ihn nicht mehr, der Patriotismus brach durch, er flog vom Gaul, band ihn an den Baum unter seinem Kuckuck, flog leise hinauf, setzte sich in das untere Zweigwerk und unterstützte seinen Kuckuck auf das Mannhafteste. Schlug der Justinger duplo, dann setzte er ein Tripel darauf; kam jener ihm nach, so stieg er zum Quadrupel. Mitten in der Arbeit des reinsten Patriotismus hört er unter dem Baume ein Stampfen und Stöhnen, müßigt sich einen Augenblick ab, schaut hinunter und sieht, wie eben ein Welf sein Pferd abwärgt. Aber was darf den Mann im Dienste des Vaterlandes stören? Da schweigt alles eigene Interesse. Kein Gedanke, keine Thräne darf hinunter zu dem sterbenden Klepper. Er unterstützt seinen Gemeinekuckuck, bis der Justinger überwunden und mit Scham bedeckt — roth werden aber die Kuckuke nicht — seiner Grenze zufliegt. Dann steigt er vom Baum herab, läuft zu Fuß nach Münchingen, läßt eilig die Gemeine zusammenklopfen, hebt an und erzählt ihr seine That. Er hat nicht für sich gerungen, sondern für der ganzen Gemeine Ruh, Ruhm und Ehr. Den Justingern ist für alle Zeit eine Schmarre durchs Gesicht gehauen. Billig kann er aber den Schaden nicht allein tragen. Er wagt die Anfrage an die Gemeine, ob sie ihm das zu ihrem Dienst eingebüßte Pferd nicht ersetzen will. — Nachdem Schultheiß, Gericht und Gemeine seine Rede vernommen, erachten sie es für billig, daß ein Mann, der so ernstlich und tapfer der ganzen Gemeine Wohlfahrt, Ehre und Freiheit versechten hat, nach Schaden leiden soll. Sie beschließen daher einhellig, daß ihm, der sich der Gemeine halber so streng und wohl gehalten, aus dem gemeinen Säckel ein ander Pferd gekauft werden solle. Wie beschlossen, so ist's geschehen.

Es gibt im ganzen deutschen Land jetzt viele Mündinger, die auf den Baum klettern und mitkuckuken. Es kommt auch vor, daß unterdessen der Welf Einem das Pferd frißt und wohl noch mehr. Aber darin, daß sie ihrem Patrioten das Pferd ersetzt, bleibet die alte Mündinger Gemeine fast einzig in ihrer Art.

A.

An unsere Leser.

Die Nummern des ersten Quartals werden u. A. enthalten:

Marie und Maria, Novelle von **Ottilie Wildermuth**. (Fortsetzung). — Eine Geschichte von **Riehl**. — Der Polizei-Agent von **Gerstäcker**. — Fräulein Juliane Ludovike von **George Hesekiel**. — Typa von **v. Libra**. — Tuwia Pantl von **v. Strauß**. — Die Frauenschlacht auf Borkum von **L. Rosen**. — Ein Maler auf dem Kriegsfelde von **W. Camphausen**. Mit Illustrationen. (Fortsetzung). — Der Landtagsabgeordnete. Ein Novellenstoff von **Riehl**. — Kurprinz Friedrich Wilhelm von **Werner Hahn**. — Raggiero von **Hillt**. — Feine und derbe Lebensart von **Bogumil Goth**. — Natur-, Thier- und Landschaftsbilder von **Bodinus** (Director des Zoologischen Gartens zu Köln), mit Thierbildern von **Beckmann**. Desgleichen von **Baldamus**, mit Thierbildern von **Kretschmer**. — Waidmanns Daheim von **Guido Hammer**. Mit Illustration. — Verschiedenes von **L. Sigismund, H. Wagner, Ihlenhuth, Pfaff, Löhner** u. A. — Wahrheiten der brasilianischen Indianer von **R. Avé-Lallemant**. — Land und Leute im Ries von **Melchior Meyr**. Mit Illustration. — Licht und Schatten des englischen Lebens von **Rodenberg**. — Verschiedenes von **J. G. Kohl, v. Zedlitz** u. A. — Der Magenhypochonder. Der Rückenmarkshypochonder von **Dr. Wald**. — Weibliche Krankenpflege. Einrichtung von Wohnhäusern von **Henriette Davidis**. — Literaturhistorisches, Criminalistisches, Pädagogisches und Gewerbliches von verschiedenen Autoren. — Dichtungen von **Geibel, Sturm, Lingg** u. A.

Illustrationen. Die Namen: **Ludwig Richter, W. Camphausen, Pilotz, Vautier, O. Pletsch, O. Speckter, Piris, L. Beckmann, R. Kretschmer**, werden genügen, die Stellung des „Daheim“ in bildlicher Hinsicht zu bezeichnen.

Unser Blatt klopft an alle deutschen Thüren und bittet um Einlaß. Es hofft ein Freund des Hauses zu werden und des Ehrenrechts eines Familiengastes, dem jedes Haus seine Thür vertrauend öffnen darf, werth zu bleiben.

In die Familie gehört nicht der Kampf der Parteien; das „Daheim“ wird ihre Streitrufe über keine Schwelle tragen. Die deutsche Familie beruht auf dem Fundament der Religion und Sitte, unser „Daheim“ wird daher alles entfernt halten, was dieses Fundament direct oder versteckt untergraben könnte. In das Gebiet von Staat und Kirche einzugreifen, ist nicht unseres Blattes Beruf, aber ein edles deutsches Familienleben zu fördern, mit heitern und ernsten Wort, das ist seine Aufgabe.

Im Uebrigen sei der Inhalt des Blatts sein Programm!

Die Verlagshandlung. **Die Redaction.**

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des „Daheim“ in Leipzig, Poststr. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von **A. Klasing** in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und in Monatsheften. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.
Preis jährlich 2 Thlr., vierteljährlich ½ Thlr.

1865. Ausgegeben im October 1864. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 2.**

Marie und Maria.

Novelle von Ottilie Wildermuth.

(Fortsetzung.)

Es war Sonntag, wenige Wochen nach dem Begräbniß auf dem Tannenhof. Marie hatte heute für Haus und Küche zu sorgen, da die Mutter mit den Mägden und Christian zur Kirche gegangen war. Ihre Geschäfte droben waren geordnet und sie hatte sich auf ihre Bank im Weidengebüsch auf der Insel gesetzt mit der Mutter Bibel und dem Predigtbuch. Das Predigtbuch war noch gar nicht geöffnet, die Bibel hatte sie aufgeschlagen auf ihrem Schoße, aber nur das erste weiße Blatt lag offen; was Marie da gefunden, das schien ihre Aufmerksamkeit so zu fesseln, daß sie noch nicht dazu gekommen war, im heiligen Buche selbst zu lesen.

Sie hatte gar manchmal schon der Mutter oder beiden Eltern aus der alten Familienbibel vorgelesen, — zum eigenen Gebrauch hatte sie ein kleines Testament, — und es war ihr manchmal aufgefallen, daß das erste Blatt mit einer Oblate an den Deckel geklebt war. „Was steht denn da drauf?“ hatte sie die Mutter einmal gefragt, „und warum ist's zugepappt?“ „Ach laß,“ sagte die Mutter, „das hat nichts zu bedeuten, wird nur so zufällig hängen geblieben sein.“ Sie war aber roth geworden, weil sie so gar nicht gewöhnt war, eine Ausrede oder gar eine Unwahrheit auszusprechen.

Nun, heute hatte Marie zufällig mit dem Predigtbuche die alte Bibel mitgenommen und war nun ein bischen neugierig, was denn wohl auf dem verklebten Blatte stehe? Es konnte kein Unrecht sein, wenn sie es mit einer Haarnadel leise und sachte löste.

Das Blatt war alt und vergilbt, so wie es die Bibel war. Mit lang verblichener Tinte standen oben, in wenigen Worten von der Hand des alten Müllers, Mariens Großvater, geschrieben, der Geburts- und TaufTag und die Namen seiner Kinder, immer mit einem Spruch dabei. Die hier geschrieben standen, die waren nun alle gestorben außer der Müllerin.

In etwas neuerer Schrift stand unten von der Hand der Mutter: „Am zwölften Mai 1820 ist uns ein Töchterlein geboren, das am zwanzigsten in der heiligen Taufe den Namen Marie Christine erhalten hat. Der Herr gebe ihm Segen und Gedeihen und lasse es erwachsen zu Seiner Ehre und unsrer Freude! Am Tage seiner Geburt habe ich den Spruch gezogen: „Siehe, ich bin des Herrn Magd, mir geschehe wie Du gesagt hast;“ am TaufTage: „Durch Stillesein und Hoffen werdet ihr stark sein.“

„Es haben am TaufTage mein Mann und unser Nachbar Rau in fröhlichem Muthe beschlossen, daß Raus Söhnlein und unser neugeborenes Töchterlein in spätern Jahren ein Paar sollen werden. Ich habe des Mägdleins Zukunft in die Hand des Herrn gelegt. Ist es Sein guter und gnädiger Wille, daß dereinst die beiden sollen zusammen kommen, so möge Er es so fügen zu Seinem Preis und ihrem Heil. Des Menschen Herz schlägt seinen Weg an, der Herr aber gibt, daß er fortgehe.“

Das also war's, warum die Mutter, sonst eine so einfältige, gerade Seele, das Blatt zugeklebt hatte, als ihr Töchterlein heranwachsen! Und das war's, warum die sechzehnjährige Marie so gar nachdenklich auf der Bank im Weidengebüsch saß und trotz Sonntagmorgen und Glockengeläute von Bibel und Predigt noch nichts gelesen hatte, als das erste weiße Blatt!

Wie ganz wunderbarlich erschien ihr dieser Gedanke! Wie aus dem Himmel gefallen, und doch wieder, als ob sie das selbst heimlich schon lange gewußt. Es kam ihr wie ein Unrecht vor, fast als ob sie sich schämen müsse, daß sie, das kleine, junge Mädchen, überhaupt nur von so etwas wisse, an so etwas denke; und doch — wenn Vater und Mutter schon vor sechzehn Jahren daran gedacht, — warum sollte sie es nicht auch ein bischen thun?

Sie hatte freilich in den letzten Jahren Georg, den hochgewachsenen Jüngling, mit andern Augen angesehen als in der Kinderzeit, aber mit solchen gar nicht! Sie hatten eher eine gewisse Scheu vor einander gehabt und waren sich etwas fremd geworden, seit sie Versuche in Botanik mit einander gemacht, doch hatte sie sich immer noch einigermaßen geehrt gefühlt, wenn er sich mit ihr befaßt hatte. Aber jetzt! Eigentlich kam er ihr wieder viel zu jung vor, um auch nur im Ernst an so etwas zu denken, obgleich sie erst sechzehn war. Wenn das Müllerkind, dessen Leben bisher ein zu gesundes und ausgefülltes gewesen war, um allzuviel Tagesträumereien nachzuhängen,

Digitized by Google

sich doch schon ein Ideal entworfen hatte, so war es eher ein gereiftes, männliches gewesen, ein Halt und eine Stütze, als so ein aufgeschossener Junge, der nicht so sehr viel klüger war als sie.

Und doch sah sie diesen Jungen jetzt in so ganz andrem Lichte, — es war eben gar zu wunderbar, daß sie, sie, das Müllermariele, sollte schon für jemand zur Frau bestimmt sein!

Aber natürlich, Georg wußte ja nichts davon und wenn er je davon erfahren sollte, so wollte er nicht, natürlich! und seine Mutter auch nicht, höchst natürlich! Raus waren ja im Ganzen doch viel vornehmer, als sie, und Georg wurde wahrscheinlich noch vornehmer als sein Vater gewesen war; er sah schon jetzt seiner aus. Aber merken durfte er ja nicht, daß sie davon wußte, — lieber sterben — es stirbt sich so leicht mit sechzehn Jahren! — Ach, wie schnell reisen die Gedanken! Wie viel hin- und herstreitende Pläne und Träume und Beschlüsse zogen im Raum einer einzigen Viertelstunde durch Mariens Seele! die Bibel ruhte noch auf ihrem Schoße, sie dachte nicht daran, daß sie in dem heiligen Buche die schönste Lösung für all ihre streitenden Gedanken finden könnte, — nicht eben indem sie es gebrauchte wie eine Art Orakel und einen Spruch aufs Geratewohl aufschlug, wiewohl einfältig fromme Gemüther auch so schon gefunden was sie brauchten, — wohl aber indem sie daraus lernte, alle Räthsel des Herzens und Lebens im Lichte der Ewigkeit anzusehen. Sie hörte einen raschen Tritt über die Brücke, wie wunderbarlich, daß gerade in diesem Augenblick Georg kam; wie betroffen sie auch von diesem ungeahnten Besuch war, sie hatte doch augenblicklich das Predigtbuch zur Hand und war darein so eifrig vertieft, daß sie gar nichts sah und hörte von dem Näherkommenden. Sie war gewiß nicht kokett, auch nicht unwahr, es war das nur der unbewußte Instinkt eines Mädchenherzens und das tiefe Erröthen, mit dem sie aufblickte, als Georg vor ihr stand und sagte: „Guten Morgen, Marie; aber das ist eine Andacht!“ — das war gewiß aufrichtig und echt!

„Ist der Dote nicht daheim?“ fragte Georg, er nannte ihn je noch von den Kinderjahren her; „ich sollte mit ihm sprechen.“ „Sie sind alle beide in der Kirche,“ sagte Marie, immer noch befangen. Georg kam ihr heute älter, gereifter, bedeutender im Ganzen vor, — es war nicht die Trauerkleidung allein, es war das Leid der letzten Tage, das über seine junge Seele gegangen, es war ein gewisses Gefühl der Verantwortlichkeit, seit er wußte, daß er nun in die vorderste Reihe gerückt sei, was ihn männlicher erscheinen ließ; so oft sie ihn etwas scheu von der Seite ansah, wußte sie die Augen wieder senken, verwundert, daß er so gar anders geworden. Aber auch Georg erschien diese halb kindliche Mädchengestalt mit den tiefgescheitelten blonden Haaren und den braunen Kinderaugen anders, als je zuvor. Er hatte daheim in seiner alten Bibel gelesen, — sie lag auch auf dem Tannenhof leider zu tief im Staub, als daß sie nur zu finden gewesen wäre, aber in den stillen Tagen der ersten Trauerzeit hatte er im Auftrag der Mutter die alten Hausklalender des Vaters durchgesehen, und dort neben den Notizen über Käufe und Verkäufe allerlei tagebuchartige Aufzeichnungen gefunden.

Da fand sich denn auch unterm Mai des Jahres 1820: „Der Metzger wollte die zwei großen Kälber holen, war aber nichts, weil wir zur Taufe bei Müllers drüben waren. Habe bei dieser Gelegenheit unsern kleinen Schlingel mit dem neugeborenen Töchterlein drüben verlobt; so ist doch der auch schon versorgt! Der Frau Gemahlin ist's nicht vornehm genug; mich soll's freuen, wenn es wahr würde.“

Wenn nun auch diese flüchtige Notiz keinen solchen Sturm von niegekannten Gefühlen und Gedanken in Georg erweckt, als in Marien die Worte in der Mutter Bibel, so gaben sie ihm doch viel zu denken; er hatte die kleine Marie seit Monaten nicht mehr gesehen, nun war er in Wahrheit begierig, wie sie wohl aussah; natürlich dachte er gar nicht im Ernst an jene elterliche Verabredung, — welcher Unsinn! er sich verlobey!

Mit dem Müller, da hatte er freilich auf einmal höchst nothwendig zu reden, der war ja nach des Vaters letztem Willen zu seinem Vormund ernannt. Frau Rau war damit nicht recht zufrieden gewesen, sie meinte in all ihrem Leid, es wäre doch besser, wenn die Familie suchen würde sich zu heben durch Wahl eines gebildeten Vormunds, doch wollte sie keine Einrede thun, der Müller hatte sich als treuen Freund in der Noth bewährt.

Es war nur wunderbarlich für Georg, daß er Marien gerade allein treffen mußte, die er seit Jahren vielleicht nie allein gesprochen. Sie war so eifrig in ihr Buch versenkt, daß sie erst aufsah und ihn grüßte, als er mit einem „guten Morgen, Marie“ schon dicht vor ihr stand. „Was lieſt . . . lesen Sie denn Schönes?“ sagte er und wollte ihr in heller Verlegenheit das Buch aus der Hand nehmen, — „ach, nur eine Predigt,“ stotterte Marie noch verlegener, — sie hatte jetzt erst bemerkt, daß sie die Leichenpredigt eines alten Pfarrers aufgeschlagen hatte und das Buch verkehrt in der Hand hielt, — „die Eltern sind noch in der Kirche, sie werden aber gleich kommen,“ fuhr sie fort in beständiger Verlegenheit, die sie sonst doch nie gekannt hatte.

„Ich warte gern, gibt's da noch Platz für mich?“ fragte Georg etwas kecker als er je zuvor gewesen, die Bibel ward sorgsam ins grüne Gras gelegt, die beiden saßen beisammen, sie sahen nicht viel vor sich als die grünen Gebüsche und den blauen Himmel drüber und hörten die Vögelein zwischern und singen, aber dem Georg war's ein bischen wunderbar zu Muthe, der Marie vielleicht auch. Diesmal fing sie an zu reden, von seinem Vater zuerst, wie er immer so freundlich gegen sie gewesen und wie leid es ihr um ihn gethan, dann kamen sie auf die alten Zeiten, — man hat bereits alte Zeiten, wenn man sechzehn und achtzehn Jahre alt ist, — auf ihre Wasserfahrten, die Steinerversammlung und die Blumenfendung ins Meer. Sie waren recht gut im Gespräch, als die Magd von oben rief: „Jungfer Marie, sie sind da, und 's Feuer ist aus, und 's Fleisch kocht nicht!“

Glühend roth sprang Marie auf, nun hatte sie Küche, Fleisch und Feuer droben rein vergessen!

In einem neuen Roman sagt die Heldin, als sie einsach in die Küche sollte: „ich muß Sie verlassen, die unscheinbare und doch so gebietende Pflicht ruft mich.“ Ach, Mariechen war nicht so beredsam, daß ihr so schöne Phrasen eingefallen wären, sie hatte an die „unscheinbare und doch so gebietende Pflicht,“ eben leider gar nicht gedacht und sie ging mit recht bösem Gewissen hinauf.

Bis nun durch ein wahres Höllenfeuer in der Küche der Versäumniß nachgeholfen wurde, wandelte Georg lange in eifrigem Gespräch mit dem Müller im Hausgärtchen auf und ab. Es handelte sich um seine Zukunft. Der Prozeß des Vaters war nach dessen Tode endlich mit einem Vergleich beendet worden, aber das Gut hatte durch die Kosten und durch Vernachlässigung in letzter Zeit so viel gelitten, daß es kaum rathsam war für die Wittwe, es zu behalten. Georg wäre jedenfalls zu jung gewesen, das Gut zu übernehmen, seine Pläne waren aber auch andre und er setzte sie dem Müller auseinander, der zunächst nicht sehr viel darauf geben wollte, am Ende aber sich doch mehr berbeizulassen schien.

Marie, die nun mit ganz beispiellosem Eifer in der Küche schaltete, lugte doch so ein wenig durchs Küchenfenster hinaus, es war ihr ein eigenthümliches Bangen und Behagen, die zwei so vertraulich und angelegentlich mit einander reden zu sehen, der schlanke Jüngling im modernen kurzen Röckchen, ihres Vaters breite Gestalt in dem hellblauen Müllerskrock, den er sich durchaus nicht absprechen ließ, sie schienen ihr ganz gut zusammen zu taugen. Georg sprach rasch und eifrig in den Müller hinein, der sehr gemächlich zuhörte und nur hie und da sachte den Kopf schüttelte.

„Nun, 's ist Essenszeit,“ sagte endlich der Müller laut, „Du ißt mit, Georg, Deine Mutter erwartet Dich doch nicht mehr, willst ja Nachmittag ohnehin in die Stadt hinüber. Heut wird jetzt nichts mehr gerebt, morgen früh kannst wieder herüber kommen, da selbst dann Auskunft haben; muß mir's heut Nachmittag noch überlegen.“

Bei Tisch war nun Georg still; er sprach nicht mehr mit Marie, die ihm still gegenüberſaß und nicht recht aufblickte, die Müllerin war mit dem Christian beschäftigt, der bei Tisch nie viel sprach, aber desto mehr aß und womöglich mit beiden Händen hineinschob, der Müller war gut aufgelegt, er blickte hie und da nach seinem aufblühenden Töchterlein mit einem pfiffigen Lächeln hinüber, das der Müllerin etwas unbehaglich war. Nun, das Müllerkind war schon ein herzerfreulicher Anblick, und war einem Vater nicht übel zu nehmen, wenn er seine Augen weidete an ihr; über das korublumenblaue Kleid hatte sie, dem verstorbenen Dote zu Ehren, ein schwarzseidenes Schürzchen gebunden, es hob so recht ihre frische, blühende Farbe; das blonde Haar, die klaren Augen, der ganze liebliche Duft der reinen, ersten Jugendblüthe lag über der jungen Gestalt — es war Georg vordem noch kein einziges Mal eingefallen, daß das Müllermariechen so hübsch sei.

Die einfache Mahlzeit war beendet, obgleich sie etwas länger

Digitized by Google

gewährt hatte, da das Fleisch, durch Mariens Schuld, ziemlich hart zu beißen war. Georg hatte einen Freund in die Stadt bestellt, se ging er nach Tisch fort. Er nahm mit wenig Worten Abschied, drückte Mariechens Hand länger in der seinen, als nöthig war.

So recht sonnenwarm und still lag der Sonntagnachmittag über der Mühle, das Gesinde hatte sich nach allen Seiten hin verlaufen, Marie war zum alten Schulmeister hinausgegangen, der war ihr bester Freund nach von den Schultagen her, seine Frau war etwas invalit und seine Freundin vom Spaziergehen, da war's ihm denn gar lieb, wenn seine alte Schülerin mit ihm einen gemächlichen Gang durch die Felder machte, und er that sein Bestes, seinen ganzen Vorrath von Schul- und Lebensweisheit in ihre empfängliche Seele niederzulegen, und es war ihm oft, als ob bei verwickelten Fragen, die ihm lange zu denken gegeben hatten, die kleine Marie mit ein Paar einfachen Worten das Rechte gefunden habe.

Christian trieb sich draußen mit Kameraden um, se saß der Müller und seine Frau in ihrem Stübchen allein. Die ungewohnte Stille — nur selten konnte die Mühle am Sonntag ganz still stehen — das warme, tiefe Sonnenlicht, das Summen und Singen der Käfer und Vögel vom Inselein her, das alles gab ihnen so recht das Gefühl einer Feiertagsstunde, wie sie selten einkehrt bei ältern Leuten, die sich in regem Geschäftsleben umtreiben.

Weite Spaziergänge sind nicht im Geschmack der Landbewohner, ein langsames Wandeln um die eignen Wiesen und Felder, die man gerne sieht im Licht der Sabbathruhe, nachdem man sie die Woche durch bearbeitet im Schweiß des Angesichts, oder solch ein Stillesitzen daheim, das brachte auch der Müllerin das friedliche Sonntagsgefühl. „Es gibt Zeiten," pflegte sie zu sagen, „wo man den Herrn suchen muß, oft recht mit Müh und Sorge. Aber es gibt auch Tage, und das sind die besten, wo man nur ganz still halten und reinen, freien Raum machen muß, damit er hereintreten kann. Se ist er zu den Jüngern getreten am See Genezareth, so zu der Maria im Garten," — und se saß die gute Müllerin mit einem recht sonntagsstillen Herzen und ließ die goldne Sonne hinein scheinen und hörte gelassen auf die Mittheilungen ihres Mannes.

„Also siehst, Weib," fuhr der Müller fort, „se steht's. Der Nanin ihr Schwager hat nun einmal seinen Sinn auf den Hof gesetzt, und se thut am besten und läßt ihn ihm, se lang er noch einen ordentlichen Preis dafür zahlt . . ."

„Aber ihrer Eltern Gut und Stet!" seufzte die Müllerin, „es ist noch eine Schrift da, wie ihr Urähne nach dem dreißigjährigen Krieg das Haus hat wieder aufgebaut."

„Ist einerlei," sagte der Müller, „wär' mir auch nicht lieb, aber besser den Hof lassen, als daß er rolleredt zu Grund geht. Mein Vater selig hat g'sagt: „„wenn D' ein Gut hast, und läßt einen guten Baum drauf schlagen, se geh am selbigen Tag hin und laß dein Gut ins Wechenblatt setzen zum Verkauf, denn hin ist's und der Segen fort, wenn's an die Obstbäum geht."" Und drüben auf dem Tannenhof haben sie schon manch schönen Baum abg'schlagen, 's geht runter' Weib, 's geht runter." Die Müllerin machte nie eine Einrede, wo die Autorität des Vaters selig ins Spiel kam.

„Se kann ich's also dem Georg nicht verdenken," sprach der Müller weiter, „wenn er an dem Hof seine Freude hat und etwas anders werden will. Bin zwar nicht arg fürs Studieren, „ung'studierte Leut' sind auch keine Esel," hat mein Vater selig g'sagt, „und um das Geld, was einer verstudiert, könnt' man die schönsten Aecker kaufen und hätt' zu essen sein Lebtag."

Bin einmal in Tübingen gewesen, wo sie studieren, noch von daheim mit in einem Wirthshaus gewesen, haben da die jungen Herrn geschrieen und gesungen und gerandallirt und Bier hinuntergeschüttet, daß es ein Graus war! „Hörst ihr Herrn," hab' ich g'sagt, „macht mair's so, wenn man studieren muß g'scheidt werden will?" „Das versteht Du nicht, Knet," hat der eine g'sagt, — er muß nicht recht verstanden haben, daß mich der Kellner Herr Roth hieß, — „wenn man in Tübingen studiert, so wird man von selbst gescheidt." „Hab's nicht gewußt," sagt' ich wieder, „hab' zwar gelesen: Der Herr gibt's den Seinen im Schlaf, hab' aber nicht gewußt, daß er's ihnen auch im Saufen gibt, aber der Mensch muß freilich etwas voraus haben vor dem lieben Vieh, das saust nur wenn's Durst hat, der Student herentgegen auch ohne Durst."

„Wegen dem Georg?" warf die Müllerin ein, die diesem Ausfall gelassen zugehört hatte. „Ja se," besann sich der Müller wieder, „nun, se arg wird's der einmal nicht treiben, ich kann ihm nicht se ganz entgegen sein, wenn er studieren will, man braucht's nun einmal auch mitunter, und ein Doktor, wenn er geschickt ist, ist se übel nicht dran."

„Also Dokter will er werden?"

„Ja, Weib, und 's ist ihm recht ernst mit dem Studieren, und" hier stieg das listige Lächeln auf seinem Gesicht auf, „er hat auch schon an eine Frau Doktorin gedacht. . . ."

„An unsre Marie?" fragte die Müllerin erschrocken und vielleicht doch im tiefsten Grunde heimlich geschmeichelt, „das kannst Du nicht im Ernst denken, das Kind!"

„Mag sein, Weib: preßirt ja auch nicht, aber — was sein soll schickt sich wohl, hat ja doch kein Mensch mit den Kindern von selbiger Abredе au der Taufe gеredet, und ist ihnen nun ons selbst ins Herz gekommen, oder doch dem Georg. Sei's nun sechs Jahr, se kann er sein eigen Brod haben, denn bälter thu ich's nicht, dann ist ja die Marie noch blutjung und eben recht. Du siehst ja sonst allenthalben Gottes Finger."

„Gotted Leitung wollen wir walten lassen und nicht vorgreifen," sagte die Frau, „ich bitte Dich nur das Eine: mach nichts aus und leid nicht, daß der Georg sich durch ein Versprechen bindet, sie sind zu jung, sie kennen ihr eigen Herz noch nicht; es soll ihm kein Treubruch und keine Sünde sein, wenn 's ihm wieder anders kommt; laß es im Stillen."

„Na, meinetwegen," bruttelte der Müller, der gar ungern etwas auf dem Herzen behielt. „Mein Vater selig hat zwar gesagt, wenn er von einem Ehverlöbniß hörte: „machet voran, eh's der Teufel erfährt," aber voran machen könnte man ja doch nicht, drum mag's meinetwegen noch in aller Stille bleiben, damit's dem Mädchen nichts schadet; ich mein' aber als, der muß in Gott froh sein, wenn er sie nur kriegt."

„Und seine Mutter?"

„Na, die nun erst recht! Ich hab' von unsrem Dokter gehört, daß es seine fünf bis sechshundert Gulden jährlich kostet, wenn einer ordentlich studieren will, und fängt er an als Dokter, se muß er erst wieder recht zusetzen, — das kann die Nanin drüben derweil gar nicht aufwenden, bis ihre Sachen in Ordnung sind; dafür ist der Müller da. Ich meine, da soll sie Gott danken, und unsre Marie gibt eine Frau wie Eine; und schlecht ist's doch auch nicht, wenn sie Frau Doktorin ist, auf die Mühle ist ja der Christian da."

„Es sei dem Herrn befohlen," sagte die Müllerin. Es war ihr nicht unlieb, daß ein Bäcker drunten war, der den Müller sprechen wollte und sie allein ließ mit ihren Gedanken und mit ihrer Bibel.

Georg machte sein Examen und kam, eh' er die Universität bezog, noch einmal auf die Mühle um Abschied zu nehmen. Die Müllerin hatte ihn gebeten, vorher nicht zu kommen. Es wurde überhaupt von Marien und von Verlobung nicht gesprochen, die beiden Mütter schienen schweigend einverstanden, ein Alleinsein der jungen Leute möglichst zu verhindern. Bei der Müllerin war es Gewissenhaftigkeit, bei Frau Nan der stille Hintergedanke: „mein Georg könnt's auch noch besser treffen!"

Der Müller hatte im sehr unumwundener Weise, die für das Selbstgefühl des jungen Mannes einiges Verletzende hatte, seine Vermögensverhältnisse mit ihm besprochen: „Bei Deiner Mutter ist noch alles durcheinander; drin Mensch kann sagen, eh ihr etwas bleibt oder nichts; se schied' ich derweil vor was nöthig ist; nicht weil Du von dem Mädchen da drüben gesprochen hast, — zu verkaufen brauch' ich das Kind nicht — aber weil Dein Vater mein guter Freund und Gevattermann gewesen ist und das Zutrauen in mir gehabt hat, daß ich für seinen Sohn sorgen werde. Dreihundert Gulden kriegst für ein halb Jahr, das muß aber für alles auslangen, — ein Heidengeld, brummie der Müller für sich dazwischen, — Schulden werden nicht bezahlt. Zuerst zahlst Deine Professor, denen wirst gehen müssen was se verlangen; ich denke, solche Herren werden ein armes Bürschlein wie Du bist nicht überfordern." — Georg biß sich auf die Lippen — „dann," fuhr der Müller in seiner nützlichen Anweisung fort, „dann thust Du alles beisetze, was Du für Kost und Wohnung brauchst."

„Bedienung?" warf Georg ein.

Digitized by Google

„Nun ja, was braucht so ein junger Mensch für Bedienung, ich weiß einen Student, der hat sich am Feierabend allemal seine Stiefel selber gewichst und seinen Rock gebürstet, will's Dir aber nicht zumuthen. Mit der Kleidung, da montirt man Dich neu, dann brauchst Du so bald nichts; Bücher wirst Dir auch etliche anschaffen müssen, wiewohl ich gemeint habe, dessenthalb studiere man, daß man auswendig wisse was in den Büchern steht. Was Du dann noch übrig hast, von dem kannst Du Dir eine Güte thun, und hie und da Abends ein Schöpplein trinken oder am Sonntag wo 'nausspazieren und einkehren, das sollte noch zu allerlei reichen, muß ja mancher mit Weib und Kind von sechshundert Gulden leben! Abgehen darfst Dir nichts lassen."

„Vier Jahr, sagen sie, sei nöthig, wenn einer auf den Doktor studiert," fuhr der Müller fort, der das traurige Schweigen seines Mündels für vollkommenes Einverständniß hielt, das will ich mir also auch gefallen lassen, wiewohl's ein Heidengeld ist, und soll mich gar nichts dauern, wenn Du etwas Rechtes lernst, karteln (Kartenspielen) thust mir nicht, auch nicht so wüst saufen, wie selbige Studenten. „Wenn D' zum erstenmal gekartelt hast," hat mein Vater selig gesagt, „so geh heim und schäm Dich, daß D' so ein dummer Kerle bist, der nichts Gescheidteres zu thun weiß; wenn D' aber zum zweitenmal hingehst, und 's gelüstet Dich schon nach den Karten, so geh vorher aufs Amt und laß Dich munddot machen, damit auch noch etwas übrig bleibt für Dein Weib und Kind."

„Na, für Weib und Kind hab' ich doch noch nicht zu sorgen," fiel Georg ein, dessen achtzehnjährige Geduld nicht mehr Stich halten wollte. „Hast's noch nicht," sagte der Müller in unerschütterter Ruhe, „aber was Du thust von Jugend an: ob Du Dein Sach' verpraßt in Leichtsinn und Sünden, oder ob Du fleißig bist und rechtschaffen, Dein Leib und Seele rein hältst und in Ehren, — das hast doch für Weib und Kind gethan, und wenn Dein künftiges Weib noch nicht auf der Welt wäre; — Du wirst's einmal inne werden, mit bitterem Herzeleid oder mit Dank und Herzensfreude."

Während des Müllers Rede lehnte Georg am Fenster, da stand Marie zwischen Spätreben und Reseden und schien halb zögernd ein Sträußchen zu pflücken, dazwischen erhob sie hie und da die Augen und senkte sie rasch, als sie Georgs Blick begegnete. „Um eines so lieblichen Töchterleins willen," dachte dieser, „kann man sich schon eine Predigt von ihrem Vater gefallen lassen, auch wenn sie langweilig ist."

„Nun, weil wir doch schon daran sind," sagte der Müller zum Schluß, „wegen dem Kind, da möchte meine Frau gern, daß nach gar nichts darüber geredet würde, weil ihr alle zwei noch so gar jung seid. Einstweilen soll das Kind gut auferzogen werden und behütet, daß sie eine rechtschaffene Frau gibt für jeden rechten Mann. Hast Du Dein Sach' recht gelernt, und kannst einmal Dein eigen Brod essen, verstehst mich, bälder nicht! und Du willst sie noch und sie will Dich, dann sollst Du sie haben und wenn zehn Reichere kämen. Derweile kein Geklöffel und kein Briefgeschreibe, nichts dergleichen. Und jetzt b'hüt Dich Gott und werd ein rechtschaffner Mann."

Spät in der Nacht, als der Müller noch unten war, um in der Mühle nachzusehen und die Müllerin sich zur Ruhe gelegt hatte in dem alten großen Himmelbett, da kam Marie noch leise herein: „Mutter, ich habe von dem Georg noch allein Abschied genommen, drüben auf der Insel; ist's eine Sünde?"

„Hast Du ihn denn heißen hinüberkommen?"

„Nein, Mutter; aber ich habe gespürt, daß er noch kommt, und ich habe auch gespürt, daß Du nicht gern hast, wenn wir allein sind. Aber v e r b o t e n hattest Du mir's nicht, Mutter, nicht wahr?"

„Nein, Kind. Was hat er sonst noch gesagt?"

„Das Sträußchen hat er mir genommen, das ich vorher im Gärtchen angesteckt habe, und dann hat er noch ein Vergißmeinnicht gefunden am Bach drunten, das hat er mir gegeben, und gesagt, ich soll ihn gewiß nicht vergessen, er wolle an mich denken alle Zeit. Mutter, darf ich's behalten?"

„Behalt's in Gottes Namen, Kind, leg's in Deine Bibel, wenn Du es ansiehst und an den Georg denkst, so bete dabei, daß Gott ihn behüten möge und rein bewahren. Gib Dein Herz dem Herrn, dann wird es ein köstliches Kleinod, ob Du es nun für den Georg aufheben darfst oder nicht. Denk an das Sprüchlein, das ich an Deinem Geburtstag gezogen: „Siehe, ich bin des Herrn Magd, mir geschehe wie Du gesagt hast," das bete von Herzen!"

„Dein Herz und Deine Zukunft gib in Gottes Hut und nicht in die eines Menschen, und wenn's der beste wäre. Gut Nacht, Marie."

Und Marie legte das Vergißmeinnicht in ihre Bibel und ihr Herz und ihre Zukunft in Gottes Hand nun schlief ein in Frieden.

So überaus genau die Vorschriften gewesen, mit denen der Müller „seinen Studenten", auf den er sich heimlich nicht wenig zu Gute that, zur Universität entlassen hatte, so ließ er ihn doch mit unbedingtem Vertrauen die neue Laufbahn gehen. Dies Vertrauen und das Bewußtsein, der einzige Sohn, die künftige Stütze einer Wittwe zu sein, gab Georg einen gewissen Halt, so daß er sich von dem ungewohnten Studentenleben, von dem Reiz unbedingter Freiheit nicht zuviel hinreißen ließ. Mitunter fand er freilich die Geldeintheilung, wie der Müller sie vorgeschrieben, etwas schwierig, auch blieb's nicht eben bei dem „Schöpplein Bier" am Abend, doch war er darin auch nicht überskrupulös: „der Mann versteht's nicht besser, wenn ich solid bleibe und schließlich mein Examen mache, so ist das andere meine Sache."

Das bleiche Kind mit den braunen Rehaugen vergaß er nicht, — nicht daß sie ihm als Kampfpreis vorgeschwebt wäre, der zu erringen sei mit Mühe und Arbeit, — ach nein, für gewonnen hielt er sie schon, aber lieblich und anmuthig, fast mehr noch als sie in Wahrheit war, malte sie ihm seine Phantasie, wie das bei einer jungen Liebe leicht zu gehen pflegt. Wenn er sich auch bei dem mitunter etwas rohen Treiben der Gefährten zu Zeiten mit gutem Humor betheiligte, so that es ihm doch wohl, etwas für sich ganz eigen, heimlich in seinen Gedanken zu haben. Romantische Freundschaften unter Jünglingen waren dazumal schon selten. Die Freundschaften auf Leben und Tod sind sammt den Jünglingen mit den Nachklängen der Befreiungskriege zu Grabe getragen worden, es gibt nur noch junge Leute, Gesellschaftsmitglieder, und Bekannte, — so hatte er keinen Vertrauten seiner Liebe; er schrieb nicht an Marie, an den Müller, der selbst nicht stark in der Feder war, sehr selten, aber so oft er der Mutter schrieb, sandte er Grüße, Bücher oder sonst einen kleinen Auftrag an Marie.

Frau Rau aber war im Begriff ihre Heimath zu verlassen. Sie hatte den Hof verkauft und wollte zu ihrer Schwester ziehen, die „Hotelbesitzerin," zu deutsch Gastwirthin in einer belebten Handelsstadt war. „Ich habe da natürlich mit dem Geschäft gar nichts zu thun," versicherte sie die Müllerin, „nur vielleicht hie und da die gebildeteren Gäste zu unterhalten, und hier bleiben kann ich nicht, der Kummer frißt eigentlich an mir.

„Thu's in Gottes Namen," sagte die Müllerin, die noch wenig Spuren dieses „fressenden Kummers" bei der Gevatterin bemerkte, „mir würd' es angst und bang mit einem betrübten Herzen in so einem Gethue."

„Vor das habe ich mein eignes Zimmer," belehrte sie Frau Rau, „o! da werde ich noch Zeit genug haben, betrübt zu sein, an den Abenden, wo kein Gesellschaftstag ist! Tanzmusik ist freilich oft störend, aber das ist nur alle vier Wochen beim Casino. . ."

„Hättest nicht lieber wollen in die Universitätsstadt ziehen, daß Dein Georg eine Heimath bei Dir gehabt hätte?"

„Weißt, Christine," sagte vertraulich, wenn auch immer etwas herablassend, Frau Rau, „einestheils langt mein Vermögen, was mir vom Hof übrig bleibt, nicht recht, einen eignen Haushalt zu führen, anständig, wie es doch sein müßte; andrentheils hab' ich gehört, daß bei der Universität niemand, auch die allervornehmsten und reichsten Leute nichts gelten, wenn sie keine Professer sind, das könnte ich doch auch nicht ertragen."

Frau Rau hatte sich mehr und mehr in den Gedanken ergeben, die liebliche Müllermarie als Zukünftige ihres Georg zu sehen, namentlich als ihr die Augen aufgegangen waren über den bescheidenen Stand ihrer eignen Verhältnisse. Aber dringend legte sie Müllers die Pflicht ans Herz, etwas für Maries Ausbildung zu thun; was sie beim Schulmeister und seiner Frau gelernt, das sei ganz und gar unzulänglich für ihren möglichen künftigen Stand, „wenn sich mein Georg nicht noch anders besinnt;" „„oder auch unsre Marie,""

Digitized by Google

Digitized by Google

sagte trotz all ihrer Sanftmuth etwas spitzig die Müllerin; — auf den Punkt verstehe eine Mutter seinen Spaß.

Der Müller, der seine Marie, seinen Augapfel, gern recht vollkommen, ein ganz begehrenswerthes Gut wissen wollte, stimmte der Frau Nan bei und die Mutter gab nach, obwohl sie ein unbestimmtes Grauen vor der Residenz, „der Pracht und Eitelkeit der gottlosen Welt“ empfand, wohin doch ganz natürlich ein junges Mädchen zur Ausbildung, zum „Schuellbleichen“ oder „Feinschleifen“ geschickt werden mußte.

Töchterpensionen galten damals noch für Ausnahmen, aber Frau Bäcker Huschwatel, die Geschäftsfreundin des Müllers in der Residenz, wußte eine Wittwe von Stand, die jungen Fräulein, die „Bildung erlernen“ wollten, unmittelbare Leitung, Ueberwachung und Gelegenheit zu französischer Conversation zusicherte und dieser wurde beschlossen Mariechen zur Politur zu übergeben.

So wurde denn unter stillem Seufzen der Müllerin eine welterfahrene Nätherin ins Haus genommen, um Marie für die Residenz herauszuschneidern, der Müller entlehnte die Kutsche des Sonnenwirths im Dorf droben und das Ehepaar im schönen, ehrbaren Sonntagsputz saumt dem dicken Christian, nagelneu montirt, mit einem rothbeidenen Halstuch geschmückt, brachten ihr Kleinod in eigner Person in die Hände der achtbaren Frau Revisor Riederich.

Frau Revisor Riederich war so recht was man eine resolute Frau nennt, sie hatte den Kampf mit dem Leben rüstig aufgenommen und war bis jetzt damit fertig geworden. Das Schicksal hatte sie nie weich gebettet, man hatte sie nie darüber klagen hören, sie war weder fröhlichen noch melancholischen Temperaments, sie gehörte nicht zu den jammernden, nicht zu den empfindlichen und nicht zu den ergebenen Wittwen, — sie war blos resolut. Ein armes frühverwaistes Mädchen, hatte sie bald lernen müssen sich unter Fremden „durchzuschlagen,“ sie hatte überall ihre Schuldigkeit gethan und sich selbst nicht zu viel geschehen lassen; einen Lebensfrühling mit Lieben, Hoffen und Trännen hatte sie nicht gekannt, sie war Küchengewächs, keine Gartenblume, — Kohlraben haben keinen Blüthenmond.

In sehr gereiften Jahren war sie Hausbälterin bei dem kränklichen Revisor Riederich geworden, er hatte sie zu seiner Gattin erhoben, sie hatte diese Ehre dankbar erkannt, hatte die Würde einer Hausfrau übernommen, etwa wie sie eine neue Stelle übernommen hätte, und war ihm eine getreue, aufopfernde Dienerin und Pflegerin geblieben. Sein Andenken hielt sie in Ehren, obgleich sie keine rosigen Tage an seiner Seite verlebt hatte. Denn eine glänzende Stelle war auch dieser neue Posten nicht: der Herr Revisor war nicht gesonnen, um seiner Pflichten als Gatte und Vater willen seine eignen Bedürfnisse zu beschränken; Rauch- und Schnupftabak, sowie sein alkoholisches Schöpplein in einer anständigen, stillen Kneipe nahmen unverhältnißmäßig viel von dem kleinen Einkommen weg. Drei Töchter wuchsen heran, ohne daß das Einkommen mit ihnen wuchs, ein Umstand, auf den Herr Riederich nicht gerechnet, der zunächst seine Hausbälterin nur geheirathet hatte, um jeden Wechsel der Bedienung und das Salair zu ersparen.

Die Frau aber blieb resolut unter allen Umständen, sie arbeitete in die Industrie, sie besorgte Kommissionen für Pfarrfrauen gegen ein kleines Honorar an Butter, Eiern u. dgl., sie fand Mittel und Wege, in ihrem sehr engen Logis auch noch einen leidarmen Gymnasiasten unterzubringen, und trotz des billigen Kostgeldes und anständiger Ernährung noch an ihm zu prostiren. Die älteste Tochter Mine, gleich der Mama eine vorherrschend praktische Natur, wurde vorzugsweise im Kochen und Nähen ausgebildet, die zwei jüngsten, die talentvoller waren, wurden in einer höhern Töchterschule zweien Rangez untergebracht, daneben machte es die praktische Frau möglich, das mäßige Kapital, das Herr Riederich in die Ehe gebracht, unberührt zu erhalten bis zu seinem Tode.

(Fortsetzung folgt.)

Das Tischgebet.

Hierzu das Bild auf Seite 21.

Bist Du im Teutoburger Walde gewesen, lieber Leser? Komm mit mir und steige empor auf eine Bergeshalde, von der wir hinabschauen in das reiche, fruchtbare Ravensberger Land. Wie still ist es hier! In der Ferne tauchen wohl die Kirchthurmspitzen der Städte empor, aber von dem Getümmel, das in ihnen herrscht, vernimmt unser Ohr keinen Laut. Auch kein Dorf begeuet Deinem Blicke. Friere ruht auf den gelbnen Saaten, auf Busch und Baum, friedlich steigt hie und da ein Rauchwölkchen von einem vereinzelten, von Wiesengrün, Busch und Strauchwerk umgebenen, auch wohl vom Eichbaum beschatteten röthlichen Dache empor. Es ist ein westfälischer Meierhof, den Dein Auge gewahrt. Und nun laß uns hinabsteigen und dem Hause, durch Felder und Hecken hindurch, unsere Schritte zuwenden.

Es ist Mittag. Die Arbeit ruht auf den Feldern. Um den Familientisch aber um die darauf dampfenden Speisen sind Herrschaft und Dienstboten versammelt. In ihren langen, weißen Röcken mit den silbernen Knöpfen treten Dir die kräftigen Männergestalten, die Pelzmütze, die auch im heißesten Sommer nicht abgelegt wird, aufrichtig in den Händen haltend, entgegen. Es sind westfälische Bauern, wie sie Immermann mit der Feder, Bautier mit dem Pinsel so unvergleichlich gezeichnet. Ehe sie sich zum Mahle niedersetzen, wird der Tischsegen gesprochen; aus Gebet und Arbeit besteht ja auf dem Lande das Leben. Selbst das Essen ist ein Stück Arbeit, das gewissenhaft und schweigsam besorgt wird. Ruhe und Erholung gehören nur dem späten Abend und dem Sonntag an.

Doch wir wollen nicht weiter den Beschauer des Bildes stören und ihm unsere Gedanken unterlegen; wir wollen lieber von dem Kunstwerk zu dem Künstler uns wenden! Derselbe hat vielleicht als Knabe oft eine ähnliche, wenn auch verschieden costümirte Gruppe beobachtet; denn wie Westfalens, ist auch seines Vaterlandes Kern und Mark ein kräftiger, ehrenhafter Bauernstand. Der Kanton Waadt, dieses entzückend schöne Kleinod unter den Ländern der Schweiz, ist sein Vaterland.

In dem altersgrauen, betriebsamen Städtchen Morsee (Morges), das, am Ufer des Genfer Sees freundlich gelegen, einen der prachtvollsten Blicke auf den Mont Blanc gewährt, wurde Benjamin Vautier im Aprilmonat 1829 geboren. Sein Elternhaus war ein Pfarrhaus. In Roville, einem Dorfe des Rhonethales, nicht weit von Villeneuve und von Rennaz, wo Matthyssen seine schönsten Dichtungen schrieb, verlebt der größte Theil seiner Jugendzeit. Da empfing seine Seele die ersten unverlöschlichen Eindrücke des Großen und Schönen; da konnte sein Auge schwelgen im Anblick der Alpen Savoyens und des heimathlichen Lemanisees, da lebte er inmitten reicher Obstgärten und unsern gesegneter Weinberge, die sein Land zu einem einzigen großen Garten machen. Der Volksstamm, dem er angehörte und unter dem er aufwuchs, ist wacker und brav. Fein von Beobachtung, scharf im Denken, mit Muttermitz reich ausgestattet, ist der Waadtländer freilich langsam zur That, mehr beschaulich als energisch, dazu poetisch begabt, aber auch zur Träumerei geneigt. Darum enthüllt sich oft erst im Auslande, auf einem größern Schauplatze, wo die Fesseln der Alltagsgewohnheit fallen, alles was in dem Sohne des Waadtlandes von Gaben verborgen schlummert. Auch unser Bautier sollte im Auslande zu seiner jetzigen Meisterschaft heranreifen.

Nachdem er zwei Jahre lang in Genf auf Email gemalt (eine an fabrikartige Thätigkeit gänzlich verschwendete Zeit, wie er selbst sagt), kam er im Jahre 1850 nach Düsseldorf, wo er in die Akademie eintrat. Er blieb darin jedoch nicht lange, sondern trat nach sechs Monaten schon als Privatschüler bei Professor Jordan ein, bei dem er ein Jahr arbeitete. Nachdem er dann noch einen Winter in Paris der Kunst gelebt, ließ er sich in Düsseldorf ganz nieder und schuf bald eine Reihe Bilder, die ihm einen hervorragenden Namen

Digitized by Google

in der Künstlerwelt und die Liebe aller Kunstfreunde rasch erworben.

Auf der Kunstausstellung von Lausanne hatten wir vor einigen Jahren Gelegenheit, eines seiner ältesten und sinnigsten Bilder: „die Spinnerin", zu bewundern, das durch den Verein der Kunstfreunde im preußischen Staate im Stich als ein edler Zimmerschmuck auch uns zugänglich geworden ist, während das Original sich im Privatbesitz in der Schweiz befindet. Das leise zur Arbeit vor sich singende Mädchen, dem man sich unwillkürlich nähert, um seine Worte zu belauschen, wird uns in seiner reizenden Einfachheit, Keuschheit und Wahrheit unvergeßlich bleiben. Auch seine späteren malerischen Stoffe sind durchweg einfach, dem Volksleben seiner Heimath, wie des Berner Oberlandes, des Schwarzwaldes, Württembergs und Westfalens entnommen. Das realistische Element tritt darin allerdings hervor, aber ein idealer Hauch lagert verklärend und versöhnend über ihnen allen. Außer der Spinnerin möchten wir darunter noch nennen: „Das Innere einer Kirche", von Barthelmes in Stahl gestochen und als Nietenblatt von dem Kunstvereine für Rheinland und Westfalen in diesem Jahre verschenkt. Ein anderes: „Die Dorfschulschule", wird gegenwärtig von Professor Lüderitz in Berlin gestochen. „Der Pfarrer und sein Vicar, nach der Schule Schach spielend," erwarb ihm die goldene Medaille aus der Hand des Königs von Preußen. Seine übrigen Gemälde sind schon weit verbreitet. In Moskau ist sein „Ausgang aus der Katechismusstunde", in Wien seine „Auktion im Schlosse", im Leipziger Museum sein Bild: „Kartenspielende Bauern von ihren und der Kirche kommenden Frauen im Wirthshaus überrascht". Das Bild, welches unser Blatt heute bringt, gehört der Berner Gesellschaft der schönen Künste an und ist unzweifelhaft ein Hauptschmuck der Bildergallerie von Bern. Schließlich gedenken wir seiner meisterhaften Illustrationen zum „Oberhof," dem reizenden Idyll aus Immermanns Münchhausen, die von eben so wahrer Liebe, wie von tiefem Verständniß unsers Volkes zeugen.

Benjamin Vautier, obgleich aus romanischem Geblüt, ist ein deutscher Bürger geworden, wie er ein echt deutscher Künstler ist, und mit Stolz rechnen wir ihn zu den Unsrigen. In Düsseldorf hat er einen häuslichen Herd gegründet, an dem deutsche Sprache und Sitte waltet — drei liebliche Kinder erblühen den Eltern an demselben. Wer ihn und seine Werke bisher noch nicht gekannt, wird ihn gewiß aus unserm Bilde liebgewinnen; bald werden wir ihm in unserm „Daheim" wieder begegnen, das er mit einer Original-Zeichnung in der nächsten Zeit schmücken wird.

Robert Koenig.

Aus dem Waldleben der brasilianischen Indianer.

Von Dr. Robert Aug-Lallemant.

Wer in mühevoller Kaneefahrt von irgend einem Küstenpunkte Brasiliens einen der vielen im Dickicht des tropischen Urwaldes geborenen und aufschwellenden Flüsse aufwärts dringt, und in einer Niederlassung, wo die Cultur eben die ersten Anschläge der so reich gesegneten Colonisation muthig gewagt hat, eine kürzlich ihres Waldschmuckes beraubte Anhöhe ersteigt, welche ihm einen oft viele Meilen weit ausgedehnten Ueberblick über den Wald gestattet, der mag wohl sagen, er habe einen Eindruck empfunden, der mit keinem Ähnlichen zu vergleichen ist. Wirklich nur scheinbar Ähnlich dem weiten Ueberblick über den Urwald ist ein ausgedehnter Blick über das Meer hin, oder über die Pampas und Llanos von Südamerika, — Meer und Grasebene, von einer Höhe herab übersehen, sind oft von überraschend gleichartigem Aussehen. Denn das Spiel der Wellen ist, von oben herab gesehen, oft nur in nächster Nähe erkennbar und gleicht in die Ferne hinaus ganz jenem Flimmern der von glühender Sonne bestrahlten grasgrünen Grasflur, auf deren einzelnen Erhebungen die kleinen weißen Estancias der gastlichen Viehzüchter ebenso weithin schimmern, wie die weißen Segel auf dem ungastlichen Weltmeer. Nicht so der Ueberblick über den tropischen Urwald! Hier drängt sich ein Laubgewölbe an das andere; alle nur möglichen Baumformen, Palmen, Cacteen, Amyrideen, Myrthen, Lorbeerbäume u. s. w. wuchern im zügellosesten Chaos neben einander auf und zeigen alle nur immer vorkommenden Blattformen und Blattfärbungen, während bei dem üppigsten Blühen von baumartigen Papilionaceen, namentlich Cäsalpinien, von Bignonien und Melastomen, oft ein ganzer Wald im vollsten Blumenschmuck prangt und weithin seine Düfte verbreitet.

Und dennoch hat dieser prachtvolle Anblick etwas Befangendes. Die ganze Natur scheint unter einem bösen Zauber zu liegen. Wenn wir nicht unter uns am Rande des Flusses das kleine Gehöft liegen sähen, wenn wir nicht von dort auf zweien eine Menschenstimme vernähmen, wenn nicht der brüllende Stier längs der Waldufer ein vielfaches Echo wach riefe, und ein verheißendes Kanee uns daran erinnerte, daß längs des Flusses noch eine Verbindung, wenn auch die einzige, mit der cultivirten Menschheit stattfinde, wir würden glauben, alles animalische Leben, alles menschliche Treiben wäre in dieser blühenden, chaotischen Pflanzenwüste untergegangen, oder noch nie hier erwacht. Nirgends erblicken wir ein Dorf, einen Kirchthurm, eine Klärung, nirgends einen aufsteigenden Rauch; nirgends bellt ein treuer Hund, nirgends schmettert ein Hahn die Reveille der Cultur in die Weite hinaus. Alles ist Wald, Wald, weiter, stiller, geheimnißvoll schlummernder Urwald, über den höchstens einmal ein aus seinem Tagesschlafe aufgescheuchter Waldvogel mit kurzem, lautem Klageschrei hinflattert, um sich schen sogleich wieder zu verbergen. Freilich flötet oft der Sabia, die brasilianische Drossel, ein melodisches Lied in der Nachmittagssonne, und mit lautem Gezänke, und alle nur möglichen Thierstimmen nachäffend, lärmen Jagus und Ingeiras, Arten von Icterus und Cassicus, in großen Schaaren um ihre hoch über dem Flußufer aufgehängten Beutelnester. Aber das sind immer nur wenige Tagesstimmen für so unabsehbare Waldstrecken.

Wenn aber das Todesschweigen des Tages den Urwald so schaurig macht, so macht ihn der wilde Schrei der Nacht, zumal der hellen Vollmondnacht, oft entsetzlich. Mitten im Walde gelagert, oder von seinen unheimlichen Schreckensnissen nur durch eine dünne, durchlöcherte Lehmwand getrennt, vernahm ich manchmal Nachts Laute, von denen ich nie errathen konnte, ob sie von wilden Menschen oder Raubthieren, von Vögeln oder von Fröschen, oder gar von Geistern und Dämonen der Luft, oder von unterirdischen Gnomen unter meiner Lagerstätte hervorgebracht wurden. Eine schlaflose Nacht innitten eines solchen Concertes, — und sie wird durch dasselbe meistens schlaflos, — ist wirklich etwas Infernales, zumal wenn sich noch das ganze Heer von geflügelten oder kriechenden Ungezieser hinzu gesellt. Mehr als einmal habe ich mich über das schaurige Concert der Brüllaffen gefreut; denn es verkündet den heranbrechenden Morgen, mit welchem die Stille des Tages wieder beginnt, und auch dem Reisenden einige Ruhe gegönnt wird.

Das ist, in wenigen Worten geschildert, die Wiege und das Grab des brasilianischen Indianers, zwischen welchen er sein bedeutungsloses Dasein hinlebt, ein Sohn des Waldes und des Waldstromes, mit welchen alle seine Lebensfasern auf das Innigste zusammenhängen und verwachsen sind. Wo der Wald gelichtet, der Strom befahren wird von der cultivirten und cultivirenden Menschheit, da zieht sich auch der Indianer meistens nach geringen Widerstandsversuchen zurück und wendet sich tiefer hinein in das Waldesdickicht, oder er nimmt, wenn er ihr gar nicht mehr ausweichen kann, scheu, unlustig und verdrießlich Theil an der Cultur, ohne sich jemals lebhaft davon überzeugen zu können, daß er wirklich und wahrhaftig zu solcher Cultur berufen und berechtigt sei, und sie in ihrer ganzen Fülle erringen könne wie jene, die ihm diese Cultur bringen und zumuthen.

Zwischen der Errungenschaft der vollen Cultur und dem einfachsten Waldleben des brasilianischen Indianers liegen nun unzählige Mittelstufen und Mittelzustände, auf welchen wir die Söhne des Waldes und des Flusses auffinden wollen.

Auf der untersten Stufe der Cultur, im einfachsten, natürlichsten Urzustande kennt der brasilianische Indianer nur ein ein-

Digitized by Google

ziges Bedürfniß, das, sich zu ernähren. Irgend welcher Kleidung, irgend einer festen Behausung bedarf er dazu nicht. Als Sohn des Waldes und des Stromes, welche beide ihm genug Nahrung liefern, bedarf er nur einiger Jagdgeräthe zum Erlegen von Säugethieren, Vögeln, Amphibien und Fischen. Vor allem aber gebraucht er ein großes, weites Jagdgebiet. Um das haben zu können, leben die Indianer nicht in dichtgedrängten Völkerschaften, nicht in großen Stämmen vereint, sondern vielmehr in unendlich viele kleine Gruppen gespalten; sie leben in Rudeln, von denen man hunderte, ja tausende von Namen aufzählen könnte. Unter diesen tausenden von Rudeln und Stämmen, welche immer unter einem Kazjquen, einem Tuchaua, einem Capitao stehen, gruppiren sich viele zu gewissen indianischen Nationalitäten von weiterer Ausdehnung zusammen, Botocuden, Puris, Cerodoes, Muras, Ticmuas, — alle in derselben einfachen Naturweise lebend, und nur in einzelnen Gebräuchen und Abzeichen von einander geschieden, welche von ihnen wie etwa ein Familiensiegel und Hautwappen sorgsam beibehalten werden und nach welchen, zumal wenn sie von einem Thier hergekommen sind, sie sich wie unsere Adelsfamilien benennen, Tatus, Coatis, Capivaris, Tapihyras u. s. w.

Jeder Stamm, jedes Rudel bewegt sich in seinen natürlichen, oft contractmäßig mit den Nachbarn festgestellten Grenzen, deren Ueberschreitung wie eine Art von Kriegserklärung angesehen und in blutiger Fehde zurückgewiesen wird. Zu solcher Fehde, aber noch vielmehr zur Jagd besitzen nun alle Indianer einen ganzen Vorrath von verschiedenen Waffen, welche freilich vor den imposanten Vernichtungswerkzeugen unseres christlichen Europas ganz verstummen müssen, und in der That recht eigentlich als stumme Waffen zu bezeichnen sind, wie solche im schweigenden Urwalde am leise dahingleitenden Waldstrom unter stillen Menschen einen Characterzug ganz eigener Art bilden. Zwar haben die Indianer unser Feuergewehr kennen, schätzen und vor allen Dingen fürchten gelernt. Sie bewundern selbst die Sicherheit des fernhin treffenden Schusses und die vernichtende Gewalt der einschlagenden Kugel. Zu eigenem Jagdgebrauch aber würden sie sich nie der Flinte bedienen. Ein Schuß erlegt zwar ein einzelnes Wild, aber alles andere Wild würde verscheucht werden, und im Dickicht des Waldes, in den unzähligen Schlupfwinkeln des Flußufers nimmermehr wieder zu entdecken sein, abgesehen davon, daß im feuchtheißen Klima das Pulver ungemein leicht verdirbt, und die Zufuhr davon bis zu den fernen Jagdrevieren des Indianismus ungemein schwierig ist.

In der That ist die Schußwaffe neben dem stillen Waldnaturell des Indianers ein Unding, ja mit dem Feuergewehr hört der Begriff eines Urbewohners von Brasilien ganz auf. Der unveränderliche Grundzug des brasilianischen Jagdapparates ist Pfeil und Bogen, beide in den mannigfaltigsten Formen und Längen, — unveränderlicher Grundzug ist ferner das lange Blasrohr, die Sarabatana, mit den kleinen Pfeilen, den Gravatanas, eine andere sehr große, höchst eigenthümliche Art von Pfeilen, welche geschossen und auch aus freier Hand geführt als Lanzen und Spieße dienen, und — das Gift.

Um nämlich bei ihren verschiedenen Jagdunternehmungen oder Kriegsabenteuern ihren Waffen noch einen ganz besonderen Nachdruck zu geben, haben die Indianer, zumal die im ganzen Amazonenstromgebiet bis weit in Peru hinein umherstreifenden und selbst in einzelnen Ortschaften angesiedelten Stämme, ein höchst gefährliches Mittel erfunden. Aus verschiedenen Leganiaceen oder Strychnosarten bereiten sie unter dem wahrscheinlichen Zusatz von Schlangengift und, wie man mir sagte, auch von Ameisenschärfen, ein dunkles, dickflüssiges Gift, welches sie in kleinen Töpfchen zu Markt bringen, und in kleinen Kalebassen mit sich herumführen. Dieses Gift, Cocrare, Corali, Woraro, eigentlich aber nur Uari genannt, äußert selbst in kleiner Menge und in recht frischem Zustand in die Circulation gebracht, höchst intensive Erscheinungen von Strychninvergiftung und steht kaum irgend einem Pflanzengift an Heftigkeit nach, wie berüchtigt auch manche Agaveneen und jener Upasbaum von Java sein mögen. Wenngleich Humboldt die Bereitung des Giftes genauer beschreibt, so ist diese Bereitung dennoch ganz in den Händen der Indianer geblieben, der Verbrauch des Giftes aber ein so allgemeiner geworden, daß die Töpfchen mit Uarigift am Amazonenstrom, zumal vom Rio Negro aufwärts, einen der gebräuchlichsten Handelsartikel bilden, und, gerade wie bei uns das Schießpulver, zu tausenden von Töpfchen verkauft werden. Eben so wie bei uns das Wort „Pulver“ ganz vorzugsweise Schießpulver bedeutet, so versteht man unter dem Wort Herva, Kraut, am Amazonenstrom vorzugsweise das Uarigift.

Die vergifteten oder gekräuterten Pfeile zerfallen in zwei Hauptkategorien, die ganz wesentlich von einander verschieden sind. Die eine Art von Pfeilen bildet lange, schlanke Geschosse, die als Lanzen aus freier Hand geworfen werden können oder bloß als Stichwaffen dienen, während ihre Fortschnellung vom Bogen große Gewandtheit erfordert, aber sie dafür auch zu furchtbaren Waffen werden läßt, — oder es sind einfache, unfern Strickadeln an Größe gleichkommende Pfeilchen, Gravatanas, welche aus großen Blasrohren, Sarabatanas, geschossen werden. Beide Arten von vergifteten Waffen müssen wir etwas näher betrachten.

Die großen Pfeile sind 5—7 Fuß lang, meistens von schönem, braunen Vignonienholz schnurgerade gemacht und polirt, wie sie bei uns nur ein sehr gewandter Drechsler verfertigen würde. Am unteren Ende sind sie kaum so dick wie eine Gänsefeder, ja wie eine Rabenfeder, während bei den größten Pfeilen das obere Ende bis zwei Zoll im Umkreis hat. In dieses obere Ende ist eine 5—8 Zoll lange, schlanke, ysrieseitige und fast vierschneidige, besonders am Ende äußerst scharfe und aus dem härtesten Holz gemachte Spitze eingesetzt. Diese ganze Spitze ist mit Uarigift bestrichen, und zwar in einer so reichlichen Weise, daß das Gift einen dicken Ueberzug bildet, von dem bei einer selbst nur leichten Verwundung genug zurückbleibt, um mit Sicherheit den Tod des Getroffenen hervorzurufen.

Eben deßwegen werden die Pfeile mit großer Vorsicht gehandhabt. Man läßt die einmal in Uarigift getauchten Spitzen nie unbedeckt, vielmehr hat man ganz eigene Kappen, in welche nach einer sehr sinnreichen Einrichtung die Pfeilspitzen gesteckt werden und von ihnen gedeckt bleiben. Diese Kappe besteht aus einem Ende von dickem Taquara, dem hohlen brasilianischen Bambusrohr. Sie selbst ist wieder ausgefüllt von sieben dünnen Taquararohren, von denen eins die Mitte einnimmt, während die anderen sechs, im Kreise an einander gedrängt, dasselbe umgeben. In diesen immer für sieben Pfeile bestimmten Apparat werden die vergifteten Pfeilspitzen eingesteckt, und die Pfeile selbst, die sich in dieser Weise zu einem festen Packet gruppirt, mit einer Schnur zusammengebunden. So lassen sie sich mit großer Sicherheit durch Wald und Felde fortschleppen, ohne daß die Spitzen Schaden anrichten oder selbst beschädigt werden können. Ich habe acht solche Packete von vergifteten Pfeilen unter mancherlei Schwierigkeiten am Amazonenstrom eingesammelt und mit mir nach Europa gebracht, und nicht eine einzige von den 56 Spitzen ist mir beschädigt worden, so daß diese schönen Waffen einen wesentlichen Theil meiner Sammlung bilden.

Unendlich klein neben diesen bis 7 Fuß langen Holzpfeilen oder Wurfspießen mit vergifteten Spitzen erscheinen die Gravatanas. Ich kann sie mit vollem Recht vegetabilische Strickadeln nennen, die aus den Rippen der Palmenblätter herausgeschnitzt werden. Sie sind ungemein dünn und leicht, aber doch von einer großen Festigkeit und Härte, und ungefähr 1 Fuß lang. Das untere Ende ist ganz stumpf, das obere dagegen scharf zugeschnitten wie eine Nähnadel, und etwa 2 Zoll tief in Uarigift getaucht, wodurch die Spitze schwarz gefärbt wird. Dicht an einander getränkt werden sie von den Indianern in einem geflochtenen und mit schwarzem Harz reichlich überzogenen Köcher umhergetragen und auf der Jagd verwandt. Doch ist diese weniger sorgsame Aufbewahrung der Gravatanas schon etwas modernen Ursprunges. Die echten, wilden Waldbewohner heben ihre Blasrohrpfeile viel sorgfältiger auf, und haben dazu eine höchst sinnreiche Methode erfunden. Die Gravatanas werden dicht unter ihren beiden Enden in eine ganz lose gedrehte Doppelschnur so hinein gelegt, daß jeder kleine Pfeil von seinem Nachbar nur durch eine Haldbrehung der Schnur getrennt wird, aber denselben nicht berühren kann. So liegen die Pfeile wie ein loses Strohgeflecht, wie eine Art Matte dicht neben einander, und können zu einem runden Päckchen aufgerollt werden, ohne daß die Spitzen sich berühren. Solch Packet wird in eine aus getrockneten Pisangblättern gemachte Kapsel, eine Art Köcher gethan. Diese Kapsel würde etwas zerbrechlich, und das schnelle Hervorholen einer Gravatana zum Schuß unmöglich sein, wenn nicht um die Kapsel herum eine Einfassung von kurzen, nach Art einer segenannten Papageneflöte aneinander gereihten Bambusröhrchen gebunden wäre, die unten geschlossen, oben

Digitized by Google

offen sind. In jedem solchen Bambusröhrchen steckt ein vergifteter Pfeil, den also der Jäger immer zum Schusse zur Hand hat. Sind die 12—20 Gravatanas, die so in diesen das ganze Packet einfassenden Bambusröhrchen stecken, verbraucht, so holt der Jäger ein neues Dutzend aus dem Mittelpacket heraus und steckt sie zur Bereitschaft in die Bambusröhrchen.

Interessiren uns diese heimtückischen Pfeile wegen ihrer Kleinheit, so ziehen die großen Blasrohre, aus denen sie geschossen werden, noch mehr unsere Aufmerksamkeit auf sich. An manchen Stellen, z. B. am Orinoco, werden sie in ihrer Länge bis zu 9 Fuß und noch darüber aus einem einzigen Internodium eines Grashalmes gemacht; so berichten einzelne Reisende. Ich habe solch Grad nicht zu Gesicht bekommen und kann es nicht weiter beschreiben. Die Sarabatanas, Blasrohre, von denen ich sechs besitze, und von denen das längste 9 Fuß lang ist, bestehen aus einem doppelten Material, entweder aus dem ungemein schlanken, dünnen Stamme der Palme, Iriartea setigera, deren Mark sich sehr leicht ausbohren läßt, und dann eine schnurgerade Röhre darbietet, — oder aus zwei sauber ausgehöhlten und dann wieder auf einander gepaßten Hälften schlanken Myrthen- oder Lorbeerstammes. Die ersteren aus der Paxinba mirim, wie die Iriartea setigera bei den Indianern heißt, gefertigten Sarabatanas sind leichter, die zweiten fester und dauerhafter. Beide aber werden, um alle Fugen und Sprünge an ihnen hermetisch zu schließen, mit einer der Länge nach gespaltenen Liane, deren Windungen eng an einander liegen, umsponnen und dann das Ganze mit einem Harz noch vollends dicht gemacht. Auf das untere, dickere Ende wird noch ein Mundstück aus Holz oder zwei Zähne vom Pekari, die die Mundwinkel des in das Rohr hineinblasenden Jägers decken sollen, aufgesetzt. Eine unseren Büchsenvisiren nachgemachte Aufsetzung von zwei Coatizähnen ist offenbar modernen Ursprungs und dient nur zur Zierde.

In dieses ewig lange Blasrohr steckt nun der Indianer seine Gravatana. Hinter ihr stopft er einen kleinen Flaschen, einen losteren Pfropfen verschiedener, aus den großen, rothen Kapseln von Bombaceen hervorquellenden Baumwollenarten von weißer, röthlicher und grauer Farbe, die den Namen Baumwolle mehr verdienen, als die gewöhnliche Baumwolle. Letztere wächst auf einem Busch; jene Bombaceen, ein Malvaceen, zu denen die wirkliche Baumwolle gehört, nahe verwandt, haben dicke, große, oft ungeheuer mächtige Stämme, welche am Amazonenstrom oft den ganzen Wald bilden zu wollen scheinen, und in ihrer zeitweiligen Blattlosigkeit und behängt mit ihren reifen, fast gurkenartig aussehenden Samenkapseln der sonst so üppig grünen Tropengegend einen höchst eigenthümlichen Character verleihen. Die aus den aufspringenden Samenkapseln hervorquellende, ungemein elastische und leicht aus einander wehende Wolle fliegt dann in ganzen Flockenschaaren umher am Waldufer des Amazonenstromes.

So wie der Indianer sein mit der Gravatana und dem nachfolgenden Mundapfropfen geladene Sarabatana an den Mund setzt, so ist der Pfeil auch schon mit einem kaum vernehmbaren Hauche des Jägers fortgeschnellt, während der Mundapfropf kaum einen oder zwei Fuß tief in das Rohr hineinfliegt. So ungeeignet schlüpft die kleine Giftwaffe fort, so lautlos fliegt sie, so schmerzlos trifft sie, und so sicher merdet sie, daß all unsere Kriegsprojectile nichts gegen diese Erfindung sind. Der kleine auf den Aesten der Bertholletien oder Calophyllen umherspielende Uistiti, der sich neben seinen Genossen gemüthlich jenuende Arara, der großschnabelige Tucan, — sie alle zucken kaum zusammen, wenn die Giftnadel sie streift. Aber bald fallen sie in Zuckungen herunter, während die neben ihnen fressenden oder spielenden Thiere die Katastrophe gar nicht zu bemerken scheinen, und deswegen vom Jäger nach der Reihe erbeutet werden können.

Darum ist diese Jagd mit der Sarabatana recht eine Lieblingsjagd des Indianismus, welche gar zu gern auch von den zu ihm kommenden und neben ihm wohnenden Europäern angenommen wird. Man sieht gar oft weiße Leute mit Indianern, Knaben mit Männern vereint, alle mit der langen Sarabatana auf dem Rücken und einem Köcher voll Gravatanas, an dem noch der Mundapfropfen hängt, an der Seite, längs des Waldes dahin ziehen zur geräuschlosen und ergiebigen Jagd. Die Begeisterung des Thiers thut seinem Genusse nicht den geringsten Abbruch oder Schaden.

So gelangt der Indianer, der Naturmensch, zu seiner Nahrung. Hat er so sein Wild erlegt, seine Schildkröte, seine Pirarucu, sein Lamantin, oder seine Araras, Tukane, Affen oder sonstige eßbare Thiere, so ist die Speise gar bald fertig. Schnell flackert das Feuer auf; schnell ist das Wild abgezogen oder gerupft und ausgeweidet; auf einen Stock gesteckt wird es an das Feuer gehalten und von allen Seiten gebraten, nur halb oder sehr stark, je nach dem Geschmack derer, die da essen wollen.

Dann wird gegessen! Ein Mahl im Freien, am brasilianischen Waldstrom, — am Amazonenstrom, an einem Zuflusse des Paraua, an einem Fluß von Ostbrasilien, wie wir den ganzen Theil des südamerikanischen, nach Osten blickenden Continentes, dessen vielfache Ströme auf eigenem Wege zum Atlantischen Ocean fließen, nennen können, — solch ein Mahl, ein solches! Wer könnte ein solches Mahl, je wieder vergessen, mag es nun da gewesen sein, wo der mächtige Amazonenstrom seine rauschenden Wirbel dahinjagt längs der ungemessenen Waldungen, aus denen die Vanillenrispe hervorbauchen, während hoch oben unter dem blauen Tropenhimmel ganze Schaaren von farbenglühenden Araras dahinflattern und den Schmelz ihrer blauen, rothen und gelben Federn förmlich auszugießen scheinen, — oder am Cubalao, mitten in den Waldgebirgen der Provinz Santa Katharina, wo nach der einen Seite hin der Fluß in prachtvollen Wasserwirbel über die ihn hemmenden Granitmassen hinabdonnert, um unter dem Dach schlanker Myrthen und Akazien silberklar weiter zu laufen, während die Natur in Schlummer versank, und die volle Mondscheibe über dem Walde culminirte? Solche Momente sind es, die immer wieder an das Wort des Dichters erinnern, und mich wohl hundert Mal daran erinnert haben auf meinen brasilianischen Reisen:

'Wendeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht!

Wem aber die alte Pracht solcher Waldnacht nicht gefällt, und wer ein dolce farniente in noch einfacheren Umrissen, als es ihm die Betrachtung der von der Jagd am und im Walde lebenden Indianer gewährt, sehen will, den führen wir an den Strand des tiefblauen Oceans, der in jener Tropenzone meistens friedlich und still auf und ab wogt. Dort liegt unter seinen Cocospalmen, die sich längst bei ihm eingebürgert haben, der halb von der Cultur berührte Indianer, und thut gar nichts, wenn er satt ist. Hungert ihn aber, so holt er sich einige frische Nüsse von seinen Palmen, deren erfrischende Milch er behaglich austrinkt. Dann geht er an den Strand, wo auf dem von der Ebbe bloßgelegten Ufersrich tanzende von Taschenkrebsen — Siris — umherkrabbeln. Davon greift er sich einige und zerquetscht sie mit den zarten Körnern der Cocosnüsse zu einem Brei, den er schmort und mit einigen Körnern des Capsicum, der Pimonta, bestreut. Diese göttliche Frigidoira verzehrt er dann in der zum Verdauen so günstigen glückseligen Zufriedenheit, und begreift nicht, wie sich jemand nach einem Laude sehnen mag, wo einem die gebratenen Tauben in den Mund fliegen. — Den blauen Ocean vor sich, die rauschenden Palmen hoch über sich, die Siris und Cocesnüsse um sich, die kleine Hütte hinter sich, und dazu das wundervolle Klima, welches vom Seewinde lieblich gekühlt wird, — wahrhaftig man könnte ihn in dieser Situation schon beneiden.

Digitized by Google

Ein Maler auf dem Kriegsfelde.

*Von W. Camphausen.

(Fortsetzung.)

Dich aber, du freundliche Kneipe im Fährhaus zu Ekensund, werde ich bewahren in treuem Gedächtniß mit deiner still waltenden Madame Ringe und ihrer stets verwundert dreinschauenden Zofe, die jedes Ansuchen mit ängstlichem Erschrecken beantwortete: „ja woll! gern," während die Hausfrau dem tausendfach auf sie einströmenden Heischen der ungestümen Gäste ihre unerschütterliche nordische Ruhe entgegensetzte. Uns aber ist sie wie eine sorgsame Mutter gewesen und mit Behagen denke ich daran, wie sie uns, Abends erschöpft und müde heimkehrend, mit den tröstlichen Worten empfing: „Ich soll sie ein bäschen Bööf machen." Dieses bäschen oder bischen aber entlud sich dann in wahrhaft urweltlichen Fleischmassen mit dampfenden Zwiebeln, Kartoffeln, entenduweißen Spiegeleiern und andern Landeserzeugnissen, die übrigens bei uns, die wir tagsüber von eingestecktem Butterbrot und der mit „Gammel-Rum" gefüllten Felskflasche lebten, einen mir jetzt unbegreiflichen Absatz fanden. Dazu gab es gutes Bairisch und vortreffliches Grog, wie denn hier das Eldorado aller Spirituosa ist, mit denen das Land von der See her aufs Reichlichste versehen wird.

Da saßen wir denn Morgens und Abends, wenn vom andern Ufer her die scheidende Sonne durch die kleinen Scheiben brannte, ergänzten und berichtigten unsere Tageserlebnisse im Gespräch und harrten der stets neuen vielgestaltigen Physiognomie des andern Tages. Dazu gab's draußen stets etwas zu schauen, herüber und hinüber zog die Fähre, bald gefüllt mit rückkehrenden Compagnien, bald mit Requisitions- und Bauernwagen jeden Inhalts; jetzt hielten glänzende Kürassiere, Dreimannreiter, harrend am Ufer, dann wieder brachte von jenseits das Boot den alten Wrangel mit dem Kronprinzen und seinen Adjutanten herüber und vorbei.

Am Ufer unterhielten sich die Soldaten mit derben Scherzen, Gesängen, Mordberichten ihrer Kriegsthaten, vor allem aber mit dem Angeln nach Dorschen und Häringen, die dort zu tausenden die krystallblaue Flnth bevölkerten. Besonders hervor that sich dabei der „jebildte Berliner", kundig des Angelns von Stralau her. Sein Becken strotzt von schnappenden Gefangenen und jetzt beginnt er an den Unglücklichen, bei lebendigem Leibe, das Geschäft des Aufschneidens und Ausnehmens. „Na, Schwerebrett, schlag doch det Biest ersch dodt; det zabbelt ja noch." „Ach wat, uns schlägt eoch keener vorher dodt, wenn se uns de Knochens entzwee schießen, wir müssen eoch zabbeln; ick seh' jar nich in, worum se'n Biest et besser haben soll, wie wir?" Unter schallendem Gelächter und allseitiger Zustimmung wird die gefüllte Bütte im Triumph zur Abendmahlzeit ins Quartier befördert.

Am andern Morgen wanderten wir abermals nach der Düntherwindmühle, ein weiter, sandiger Weg ohne sonderliche Abwechslung. Dort angekommen, beobachtete ich mit mehr Muße, als am Abend vorher, die Kanonade und ihre Wirkung auf die Schanzen. — Schuntzigaelb aufwirbelnde Staubwolken bezeichneten das Anschlagen der Geschosse an den Erdwällen; die schlimmsten Engeln, die, den obern Schanzenrand rasirend, mit den losgerissenen Schollen in das Innere einschlugen, Vernichtung und Tod um sich herschleudernd. Vom Vorposten heimkehrende Glory-Musketiere berichteten von dem blutigen Gefecht der vergangenen Nacht, in dem der brave Major v. Jena tödtlich, Hauptmann v. Redern, mein alter Bekannter, schwer im rechten Oberarm bleßirt wurde. Mein Erzähler, ein strammer, schwarzäugiger Gesell, nahm sich im materiellen Vorpostenstinn prächtig aus. Die Feldmütze in die Stirn gedrückt, das bewährte Zündnadelgewehr am Riemen über der Schulter, die Axt und das erbeutete dänische Faschinenmesser an der Linken, den kunstlos gerollten Mantel mit frischen Kugellöchern gerade über der Brust, die Hosen in die mit dem Lehm der Trancheen bespritzten Stiefel gesteckt, gab er den gelungensten Typus ab für das Aussehn unseres gesammten Fußvolks. Se wurre er denn auch sofort eitelen Striches zu Papier gebracht und als ihm das ungewohnte Modellstehen weniger zu behagen schien als die Gefahren des Nachtgefechtes, baldigst entlassen und belohnt. Ob das junge Blut wohl noch lebt oder am achtzehnten gefallen?

In die Dünther Torfkneipe eingetreten, war's mir eine wahre Lust, mitten unter den frischen Kriegsleuten zu sitzen und ihren Geschichten zuzuhören. Welch kerniger, trefflicher Geist in diesen Kerlen, welch unverwüstlicher Humor, welche Lust an ihrer Haudthierung; wahrlich, mit solchen Männern kann das Vaterland jedem Gegner furchtlos die Stirn bieten. Hier schwadronirten und lärmten die kleinen gedrungenen Jäger, die Söhne der Mark, die Zuaven der Armee; eben so in der Nähe wie mit dem aufgesteckten Haubajonnet im Nahe-Kampf. Einem hatte jüngst eine Tänenkugel den Hinterkopf gestreift. Er faßt sich ins Haar und, wie daheim auf dem friedlichen Scheibenstand, wendet er sich zu seinem Nebenmann: „Kreiz-Schock! det war aber Figur!" So weiß jeder etwas aufzutischen von den Abenteuern der jüngst bestandenen Nachtgefechte; dort sist der ernst gemessene westphälische Artillerist der 7. Brigade, nachdenklich, den Bleistift zur Haut, den Seinigen daheim, auf rother Erde, von seinem Ergehen berichtend. Mit der unerschütterlichsten Pomade wirft er, überzeugt von seiner Unfehlbarkeit, ab und zu einzelne Berichtigungen in die lärmende Unterhaltung über den Stand der Dinge. Mit grüntlich mathematischer Kenntniß belehrt er uns dabei über Kaliber, Tragweite und Wirkung seiner gezogenen und ungezogenen ehernen Ungethüme und was dazugen der Dänc kann und nicht kann. Ganz besonders erbost ist er auf „die dicken Bengels von Bomben", mit denen Hannemann ihn bei der Arbeit belästigt.

Bis jetzt waren nun auch freilich die braven Schwarztragen die Matadore des preußischen Heeres gewesen, und wer se einen dunklen Burschen reden hörte, so getiegen und sicher in seiner Waffe, der glaubte es, trotz der groben Kommißhülle, stets mit einem schulgerecht gebildeten Manne zu thun zu haben.

Von dem sogenannten Observatorium, einem Höhenpunkt hinter

Digitized by Google

den Gammelmarker Batterien, von dem aus der Fortgang der Belagerung officiell beobachtet wird, schaute ich noch eine gute Weile der Beschießung jenseits des Benningbundes zu und genoß die herrliche Aussicht auf das weite blaue Meer, seine eingeschnittenen Buchten, an denen die stattlichen Buchwaldungen bis ans Ufer hinabsteigen. Welch tiefen Eindruck erzeugte da oben der Contrast der Umgebung! Vor uns, im Geschützdonner, treibt der Tod sein schauerliches Handwerk und erspäht seine nächsten Opfer; zur Rechten, majestätisch ruhend, das Meer, hinter mir weite Thäler, worin der Sämann die frische Furche durchschreitet; stiller Sonnenschein liegt freundlich darüber und zwitschernd, wie im Spott über des Menschen blutiges Thun, steigt die Lerche in den Abendhimmel empor: das absolute Bild des Friedens, das satt zur Carrikatur wurde, als ich dicht neben einem pulvergeschwärzten Protzkasten ein Mutterschaf mit zwei, in den possirlichsten Sprungen sich umhertummelnden Lämmchen, unbekümmert um den finstern Nachbar, weiden sah.

Auf dem Heimweg hatte ich mit eingetretener Dunkelheit noch das schauerlich schöne Schauspiel der nächtlichen Kanonade, sah, wie die gewaltigen Bomben, lange Feuerstreifen hinter sich herziehend, flammend zerplatzten, wie statt der weißen Qualmwolken am Tage jetzt die Geschütze nur armicke Feuerstrahlen spieen und wandte mich dann zur Rückkehr ins Quartier. — Mittlerweile war der Mond heraufgestiegen und beleuchtete hell meinen menschenleeren, friedlichen Heimweg. — Bei den einsam an der Straße stehenden Posten gelang es mir, indem ich, das præ-venire spielend und die Schildwacht in barschem Soldatenton anrufend, nach dem Wege fragte, mich den Weitläufigkeiten meiner Legitimation zur Nachtzeit zu entziehen und erhielt auf meinen Anruf: „Musketier, hier geht's doch nach Elenfurt!" gewöhnlich mit angezogenem Gewehr zur Antwort: „Zu befehlen!"

Auch am hellen Tage hat uns diese Verwechslung oft höchlich amüsirt.

Man sieht eben in solchem Heerlager die wunderbarsten Zwittererscheinungen zwischen Civil und Militär. Der Friedensbart mit der vorschriftsmäßig ausrasirten Etappenstraße ist verschwunden, die allgemein getragne weiße Armbinde, sowie die, von Jedermann aus der Praxis acceptirten, übers Beinkleid gezogenen Stiefel, eine militärisch geformte Mütze darüber, vielleicht gar die in diesem Feldzug erfundne graue Offizier-Kapuze mit rothem Besatz, tragen dazu bei, die rasch Dahineilenden zu täuschen und unsre allmälig sonnenverbrannte Nase, wie die epidemisch angenommene, martialische Mütze haben manchen braven Bauerssohn in den Königs Rock zu respectvollem Salutiren vermocht.

Eine gute Stunde vor Elenfurt holte mich eine stattliche Privatequipage ein, und etwas marote, wie ich war, rief ich den Kutscher an, mir auf seinem Bock ein Plätzchen zu gönnen. Nach kurzem Zwiegespräch im Dunkel des Innern von unsichtbaren Inwohnern erfolgte eine gnädige Genehmigung; der blinde Passagier saß oben, und behaglich die müden Glieder streckend, ließ ich mich von dem kräftigen Zweigespann in die kalte, helle Mennacht hineinrollen, bis ich, an meiner gastlichen Fähre angelangt, abstieg, meinen unsichtbaren Gönnern einige möglichst geistreich vergetragne Dankesworte stammelte, um wenigstens nicht für einen Bagabonden der alleruntersten Sorte zu gelten, dem schweigsamen Kutscher einige „Dankestilliage" in die Hand drückte und das bereits still gewordne Gasthaus betrat. Trotz der späten Stunde versah mich die stets wortkarge, aber beste grünblicher handelnde Wirthin noch mit den gewohnten Delicatessen, und so saß ich denn ganz behäbig beim dampfenden Grog allein mit meinen Gedanken in der tiefen nächtlichen Stille, die nach dem bunten Treiben des Tages etwas Todtenähnliches gehabt haben würde, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein dumpfer Kanonendonner aus der Ferne daran gemahnt hätte, daß tausende zu dieser Stunde wach seien bei ihrem grausigen Handwerk, um einander zu vernichten, oder mit angehaltnem Athem auf ihrer Wacht auf das leise Knacken eines tückischen Musketenhahns horchten. Bevor ich mein Lager suchte, instruirte ich die alzeit geschäftige Duenna bestens, meinen noch später heimkehrenden Collegen H. doch die Hausthür zu öffnen, und als mir in dem gemüthlichen Zrieni des Bettes die Antwort wurde: „ich soll ihm schon einmachen," legte ich mich beruhigt zu Bett.

(Fortsetzung folgt.)

Am Familientische.

Was ist eine Stimmritze?

Eine wahre Geschichte aus dem deutschen Schulleben.

Auf seinem schönen Gute bei M. in Sachsen lebte der alte Herr v. E. Die Schulstelle seines Dorfes war wegen ihrer Einkünfte und sonstiger Annehmlichkeiten sehr gesucht und der Gutsherr hatte sie zu vergeben. In einem Erledigungsfalle war auf Empfehlung Dritter seine Wahl auf einen jungen Mann gefallen, welcher, auf einem Seminar gebildet, sich vortrefflicher Zeugnisse erfreute. Allein nicht lange Zeit nach dem Antritt der Stelle hörte der alte Herr über die Weise des Unterrichts allerlei Dinge, die ihm unglaublich vorkamen, so genau ihm auch die Gtaubwürdigkeit seiner Berichterstatter bekannt war. So beschloß er denn, wie er sonst auch gethan hatte, einmal die Schule zu besuchen und dem Unterrichte selbst beizuwohnen. Es war die Religionsstunde und Gegenstand der Besprechung das Gebet. Nachdem hierüber mit wenigen Worten verhandelt war, beschloß der neue Lehrer sein Licht leuchten zu lassen. Dem Gebet lag der Begriff Wort nahe genug. Aber was weiß ein Schüler von Wort, wenn er nicht auch von der menschlichen Tonbildung und von Wortbildung, wenn er nicht auch von der menschlichen Tonbildung und ihren Gesetzen weiß? Ueber letzte also wurden denn hauptsächlich die Kinder befragt. Der ganze physiologische Apparat kam da in Betracht, und die Kinder wußten alle die innern Vorgänge im Leibe zu schildern, welche möglich machen, daß endlich der Ton durch die Stimmritze entweicht. Damit schloß das Examen. Mit welchen Gedanken damals der alte Herr auf sein Schloß entwich, ist nicht bekannt geworden. Er traf still für sich seine Maßnahmen. Nach längerer Zeit vermochte er, nicht ohne persönliche Opfer, den Schullehrer moderner Bildung zur Bewerbung um eine andere Stelle zu bewegen und deren Erlangung zu vermitteln. Jetzt schöpfte der Gutsherr frischen Athem und beschloß, sich ein- für allemal vor jeder Ueberrumpelung zu sichern und

die Sache allein in seine Hand zu nehmen. Er legte, so zu sagen, überall Fangeisen. Auch seine Dienerschaft fand dabei Verwendung. Sie war instruirt, Acht zu haben, in welchem Anzug ein neuer Bewerber erscheine. Davon hing zunächst ab, ob er zur Vorstellung bei dem gnädigen Herrn zugelassen werden dürfe. Der aufwartungsfähige Bewerber mußte unerläßlich weiße Binde, langen schwarzen Rock und hohe Stiefel tragen. Als Zeit der Aufwartung war die Morgenstunde 5 Uhr bestimmt. Zeugnisse mochte jeder mitbringen, so viel er wollte. Aber die entscheidende Prüfung behielt der Patronatsherr sich selbst vor. Wie viele in der Prüfung nicht bestanden, davon weiß die Geschichte nichts. Deste mehr von dem Glücklichen, welcher die Stelle erhielt.

Herr von E. sitzt eines Morgens um 5 Uhr an seinem Schreibtisch. Der Bediente meldet einen Bewerber. Zugleich erstattet er Bericht über dessen Anzug. Dieser ist vorschriftsmäßig und bietet keinen Anstand dar. Die Vorlassung wird also bewilligt. Herein tritt mit Verbeugung ein schon älterer Mann und es beginnt folgendes Zwiegespräch:

H. v. E. (nachdem er Bittgesuch und Zeugnisse durchgelesen): Er will sich also um meine Schulstelle bewerben?

Sch.: Ja, gnädiger Herr, wenn Sie es gestatten.

H. v. E.: Er hat, wie ich sehe, schon eine Stelle gehabt. Wie ist Er denn auf den Gedanken gekommen, Schulmeister zu werden?

Sch.: Mein seliger Vater war selbst Schulmeister, und da habe ich von Jugend auf Freude an diesem Berufe gehabt.

H. v. E.: Aber wo hat Er denn gelernt?

Sch.: Bei meinem seligen Vater.

H. v. E. (scharf): Also ist Er gar nicht auf einem Seminarie gewesen?

Sch. (verlegen): Nein, gnädiger Herr.

H. v. E.: Ja warum denn nicht?

Sch.: Gnädiger Herr, meine Eltern waren arm, mein Vater ein rechtschaffener, gewissenhafter Lehrer, und so hoffte ich, sein Unterricht und sein Vorbild werde ersetzen, was zu bemühen unser Nothstand nicht erlaubte.

H. v. E. (gedehnt): So! — Nun, worin getraut Er sich denn zu unterrichten?

Sch.: Ich hoffe, gnädiger Herr, daß ich im Lesen, Schreiben, Rechnen, im Katechismus und in biblischer Geschichte wohl genügenden und gründlichen Unterricht ertheilen kann.

H. v. E.: Und das ist alles?

Sch.: Ja, gnädiger Herr. Mein seliger Vater hat es nicht anders gehalten, und in andern Kenntnissen, Musik und Orgelspiel abgerechnet, hatte ich nicht Gelegenheit, mich zu unterrichten.

H. v. E.: Man hat jetzt Zeit und Gelegenheit, sich in vielem zu unterrichten. Man muß fortschreiten. Vielleicht weiß Er doch mehr. Wie die Sachen stehen, kann ich Ihn nicht helfen: Ich muß Ihn selbst ein wenig examiniren. Setz Er sich da auf diesen Stuhl.

Sch. (nimmt Platz).

H. v. E.: Nun sag Er mir einmal, was ist denn eine Stimmritze?

Sch. (besinnt sich in großer Verlegenheit:) Gnädiger Herr, mir ist, als hätte ich dieses Wort nie gehört.

H. v. E.: Ach was! Er wird doch wissen, was eine Stimmritze ist? Besinn Er sich nur einmal; ich will Ihm schon Zeit lassen. (Wendet sich zum Schreibtisch und schreibt. Nach einiger Zeit:) Nun, ist es Ihm jetzt eingefallen?

Sch. (immer verlegener:) Nein, gnädiger Herr, — ich weiß nicht — ich kann mich gar nicht besinnen —

H. v. E.: Das wäre doch schlimm! Indessen ich kann schon noch warten (fährt wieder fort zu schreiben. Endlich:) Nun, weiß Er jetzt, was eine Stimmritze ist?

Sch. (rafft sich in äußerster Verlegenheit zusammen): Ach, gnädiger Herr — wenn mir recht ist — ich glaube — es ist ein Singvögerl.

H. v. E. (nachdem er ihn lange angesehen:) So — Er hat also nur bei seinem Vater gelernt, Er kann also nichts lehren als Lesen, Schreiben, Rechnen, Katechismus und biblische Geschichte, (mit steigender Stimme:) Er ist gar nicht auf einem Seminarie gewesen — (im höchsten Affect:) Er weiß nicht einmal, was eine Stimmritze ist — Er und kein anderer soll mein Schulmeister werden! —

v. H.

Eine Fütterung der Klapperschlange.

Die schwächste Seite unserer zum Theil ja noch jungen zoologischen Gärten pflegen die Schlangenkäfige zu sein, zumal die der Giftschlangen. Diese Thiere sind sehr schwierig zu halten, verweigern meistens die Nahrung und sterben in der Regel rasch dahin. Und doch üben gerade die Schlangen, diese fremdartigen, kalten, langen Leiber ohne sichtbare Gliederung, ohne Mienen, fast ohne Stimme, eine aufregende, unheimliche Anziehungskraft auf das große Publikum aus. Man kann darauf rechnen, daß, jetzt sich eine Schlange vor den Augen der Besucher, ist sie einigermaßen beweglich und durch einen warmen Sonnenstrahl gut gelaunt, dieselben vor ihr länger stehen bleiben, als vor irgend einem andern Thiere, die Affen vielleicht ausgenommen. So auch in Frankfurt. — Da lagen die beiden Klapperschlangen wie das dümonischste, ringelnde Entsetzen; die eine ganz sichtbar, die andere blos den Kopf unter dem Holzblock hervorstreckend, welcher ihnen meistens als Schlupfwinkel diente.

Wie oft habe ich im Anfang des Frühlings vor ihnen gestanden, wenn die Sonne sie hervorgelockt hatte und seltsam gebannt in ihre vergänglich oder boshaft glänzenden Augen, auf ihre langsam behaglichen Bewegungen geblickt. Das eine Exemplar ist seitdem gestorben, das andere hat seit Juni Nahrung angenommen, und von diesen Fütterungen entwirft Dr. Schmidt, Director des Frankfurter zoologischen Gartens, eine höchst interessante Schilderung.

„Ich hatte zufällig," sagt er, „einen jungen Sperling mit der Hand gefangen und setzte diesen zu der Schlange. Der Vogel blieb anfänglich lebhaft hin und her, oft auf die Schlange selbst, was die entschiedenste Mißbilligung derselben hervorrief und sie zu lebhaftem Rasseln veranlaßte. Sie erhob den Kopf, blickte züngelnd den Störenfried nach, machte aber keine Anstalten, sich desselben durch einen Biß zu entledigen. Endlich hockte sich der Sperling, matt und schwer athmend, ganz still in eine Ecke des Schlangenbehälters. Nachdem ihn die Schlange einige Augenblicke ruhig angesehen hatte, rückte sie, ihr Opfer anwermandt im Auge behaltend, langsam, aber in gerader Linie, auf dasselbe los, betastete den ihr zunächst erreichbaren Schwanz und Rücken des Vogels mit der Zunge und gelangte unter beständigem Vorgehen auch an den Kopf. Dieser wurde ebenfalls genau mit der Zunge untersucht, ohne daß der Vogel eine Bewegung machte, dann erhob sich die Schlange hoch über den Sperling und packte ihn mit einem raschen, sicheren Griff am Kopfe. Nun begann jenes langsame Hinabwürgen, welches den Sperling eigen ist, unter beständigem, wenn auch schwachem Widerstreben des Vogels. Schon war fast der ganze Rumpf in dem Rachen der Schlange verschwunden, als die aufrechtstehenden Flügel, welche sich an den Mundwinkeln klemmten, ein unbesiegbares Hinderniß für das völlige Hinabschlingen boten. Alle Bemühungen der Schlange, ihr Maul nach dieser Seite hin noch mehr zu erweitern, erwiesen sich als unzureichend und so warf sie denn rasch den Vogel wieder aus. Sie öffnete hierbei den Rachen soweit als möglich, bog sich rückwärts und machte dabei einige seitliche schütelnde Bewegungen, welche denn auch sogleich den gewünschten Erfolge begleitet waren. Der noch lebende Vogel wurde alsbald wieder gefaßt und nun verhältnißmäßig rasch, ohne weitere Hindernisse hinabgeschlungen. So lange noch eine Zehe von ihm sichtbar war, ließ sich deutlich erkennen, daß derselbe noch immer lebte, ein Beweis, daß er nicht von den Giftzähnen verletzt worden war, da er sonst während des Hinabschlingens, das etwa eine halbe Stunde dauerte, jedenfalls gestorben sein würde. Aufsänglich hatte ich vermuthet, daß der Schlange die Giftzähne ausgebrochen seien, doch sind dieselben, während der Sperling gefressen wurde, öfter sichtbar geworden und auch das gestorbene Exemplar hat sie besessen.

Einige Tage, nachdem die Schlange zum ersten Mal gefressen hatte, wurde ihr ein zweiter Vogel gegeben, den sie in ganz gleicher Weise, wie den ersten verzehrte, und zwar dauerte dies, vom ersten Ergreifen des Vogels bis zu seinem völligen Verschwinden im Maule der Schlange, gerade 20 Minuten. Bei einer dritten Fütterung war der Vogel wieder in eine unrichtige Lage gekommen, welche das Hinabwürgen unmöglich machte und er mußte daher wieder ausgespieen werden. Hierbei kam es, wie deutlich zu bemerken war, zufällig eine kleine Verletzung mit den Giftzähnen und verendete nach wenigen Augenblicken."

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des „Daheim" in Leipzig, Postfr. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und in Monatsheften. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.
Preis jährlich 2 Thlr., vierteljährlich ½ Thlr.

1865. Ausgegeben im October 1864. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 3.**

Marie und Maria.

Novelle von Otilie Wildermuth.

(Fortsetzung.)

Auch nach diesem traurigen Ereigniß hatte der resolute Geist bald wieder die Oberhand gewonnen. „Etwas muß angefangen werden," besprach sie mit einer Bekannten, „die Pension und Zinslein reichen nicht, Nähen und Stricken trägt nicht viel, wir müssen sehen was wir thun, um das Kapitälchen nicht anzugreifen."

„Halten einen Kostisch," schlug Frau Registrator Mezger vor mit pfiffigem Lächeln, „für junge Kaufleute und ledige Kanzleiherrn; wer weiß, wie sich's da schickt, ist schon so manche angekommen . . . ."

„Geht nicht, Mezgerin," entschied Frau Niederich, „das führt zu nichts Solidem mehr in unsrer Zeit; ein Mädchen ohne Geld, die einen Mann kriegt, ist so rar wie ein weißer Hirsch. Hab' mich anders resolvirt. Die Elise ist die fünferste und gescheidteste von den Mädchen, der will der Institutsvorsteher einen Platz als Gouvernante verschaffen. Die Nane ist kränklich und die Mine weiß, Männer kriegen sie nicht, aber die Nane hat französisch gelernt und die Mine kann gut kochen und nähen. Da will ichs denn probiren, sie daheim behalten und Kostjungfern nehmen. Viel trägt das nicht, aber mag leicht sein, so schlägt man das Maul raus," (welcher schöne Ausdruck bedeuten soll, man bestreitet die Kosten für eignen Tisch,) „und die Mädchen können immer noch daneben etwas verdienen."

So geschah's. Elise, ein nettes, gewandtes Mädchen fand eine Stelle als Gouvernante, zwar verstand sie von den zahlreichen Fächern, die sie lehren sollte, nicht eben viel, aber sie hatte etwas von dem resoluten Wesen der Mutter geerbt und dachte sich schon durchzuschlagen. Der Gymnasiast wurde entlassen; in derselben Wohnung, wo es schon ein Kunstwerk war, den Jüngling unterzubringen, wurde jetzt Raum geschafft für vier „Kostfräulein;" es war so künstlich, wie die Spinnräderchen in einer Glasflasche: wie sie hinein gekommen, begreift niemand, aber drinnen sind sie.

Wie manches hatte Marie so von weitem gehört und gelesen von dem verlockenden Glanze und von den Gefahren eines Lebens in der Residenz, — sie wurde von keinem von beiden etwas gewahr.

Frau Niederich bewohnte sammt ihren drei Töchtern und vier Kostfräulein den vierten Stock eines sauberen Hauses in einer ansäuligen Straße, einer stillen Straße, in der Gras wuchs, in der selten der Tritt eines Menschen und niemals der Hufschlag eines Rosses gehört wurde, außer wenn der Doktor einmal vorfuhr bei dem alten Archivrath drüben.

Wie einsam kam sich das Kind vom Lande vor, da oben, an stillen Sonntagen, wo die andern Mädchen ausgeflogen waren zu Besuchen bei Bekannten oder Verwandten; — sie hatte keine einzige bekannte Seele in der Stadt, und sie blieb am liebsten zu Haus, wenn nicht an gar schönen Sonntagen Frau Niederich zum Vergnügen ihrer Pflegebefohlenen einen Spaziergang in die Anlagen, oder gar einen Ausflug zu der Milchfrau in einem benachbarten Dorf machte.

Werktags, da führte Marie ein geschäftiges Leben, — sie hatte Freude an Handarbeiten und flinke, geschickte Finger, hatte aber genug zu thun, um andern, besser geübten Mädchen gleich zu kommen. So war sie denn früh schon mit ihrer Nadel geschäftig am Fenster ihres Stübchens, wenn die andern noch schliefen. Das Stübchen, auf der Rückseite des Hauses, schaute auf ein großes Viereck von Häusern; nur in der Mitte dieses Quarrés lag ein melancholisches, sonnenloses Gärtchen, wenig Blumen sproßten aus dem schattigen Grund, im Hintergrund lag eine große Gaisblattlaube, dicht verwachsen und unkraut wie Dornröschens Schloß, in der Mitte war ein künstlicher Hügel aus Tuffsteinen, dazwischen spärliche Blümlein sproßten und auf dessen Gipfel in einer alten Steinvase eine Aloe prangte. Von wannen das Gärtchen stamute und wem es gehörte, das wußte Marie nicht, hatte auch nie darnach gefragt, sie hatte nie eine Seele darin gesehen, aber es hatte einen geheimnißvollen Reiz für sie, hinunterzuschauen, und oft bildete sie sich ein, die verschlungenen Ranken der Laube müßten sich auf einmal voneinander thun, und irgend eine liebe, bekannte Gestalt daraus hervortreten; — weiß nicht, ob sie sich sagte, welche? Mariechen hatte den redlichen Willen, nach der Mutter Geheiß zu warten, nicht nur mit Braut-

Digitized by Google

kleid und Kranz, — das gab sich ja von selbst, aber auch mit Herz und Gedanken.

Und Marie hatte gar viel zu thun und nicht zu lange Zeit zum Träumen, sie mußte ihre französischen Lektionen einüben, die oft blutsauer gingen, — sie hatte ja Stunde genommen bei dem alten Herrn Mercier, einem herabgesetzten Sprachmeister, und eh' sie sich versah, schlug's sieben und rief man zum Kaffee. Fräulein Mine präsidirte am Frühstückstisch und schenkte ein, Punkt sieben, Kaffee mit Syrup und bläulicher Milch für Anwesende und Abwesende; wer zu spät kam, den berubigte sie mit dem immer gleichen Trost, daß kalter Kaffee schön mache.

Nun kamen die Nähstunden! Vormittags fein Weißnähen und Sticken, darin unterrichtete eine Dame, „die einst bessere Tage gesehen", die war zumeist besucht von Fräulein der Residenz, da wurden neue Kleider und unmoderne Hüte umbarmherzig bespöttelt und kritisirt, und meist vom Theater und Concerten gesprochen, sogar vom Hof, denn es kam ein junges Mädchen her, deren Tante die Jugendfreundin einer Hofdame war.

In diesem Kreis war es dem schüchternen Landkind angst und bang, sie schante nicht auf von der Arbeit und nähte mit einer fast krampfhaften Emsigkeit, auch machte keine der jungen Fräulein einen Versuch, ihr näher zu kommen; „ein Müllersmädchen" hatte eine mit etwas geringschätzigem Ton mitgetheilt, da war's ja natürlich, daß keine mehr Anknüpfung mit ihr suchte. Die Jugend ist selten berechnend, aber häufig rücksichtslos.

Nachmittags aber, da ging's in die „Kleidernähet", da präsidirte die freundliche Frau Kern, die auch ein trübes Geschick nicht vergessen gemacht hatte, daß sie einst jung gewesen war und die sich selbst wohl fühlte in dem Kreise junger Mädchen, die, von allen Theilen des Landes zusammengewürfelt, in der Residenz Kleidermachen, Bügeln und Bildung erlernen sollten.

Da flogen die Nadeln auch emsig, es gab allerlei Wetten, wer zuerst fertig sei, — aber noch viel flinker regten sich die Zünglein mit Plaudern und Lachen, bis einmal die gutmüthige Stimme der Frau Kern mahnend dazwischen rief: „ei, macht's nicht gar zu bunt! Ihr arbeitet mir ja nichts mehr, wenn ihr so viel schwatzt!"

„Ei, Frau Kern, wissen Sie nicht mehr:

Wenn gute Worte sie begleiten,
So fließt die Arbeit munter fort!"

rief da ein naseweises Stimmchen, und unter fröhlichem Lachen gingen die Nadeln doppelt flink, um die Warnung der Lehrerin zu widerlegen. Da wurde erzählt und mitgetheilt aus den verschiedenen Gegenden und Lebenskreisen, aus denen die Mädchen stammten, die Stunde waren hier etwas mehr gemischt, und die Lehrerin selbst zeigte so freundliches Interesse für alle, daß kein vornehmes Herabsehen auf das „Müllersmädchen" Mariechens warmes Herz verkühlte. Es wurde gesungen und gespielt, so weit sich's mit dem Nähen vertrug, und wenn wieder das Kommando der Frau Kern erschallte: „jetzt aber fest auch ein bischen still!" so wurde alsbald eine „Stillstunde" ausgerufen, wer ohne Noth das Schweigen brach, der mußte einen Kreuzer Strafe bezahlen, und die so gesammelte „Schwätzkasse" wurde später, wenn es ihnreichte, zu einem gemeinsamen Spaziergang verwendet.

Es war ein fröhliches Schaffen in der Nähstube. Das Haus lag in einem noch nicht ausgebauten Stadttheil, da gab's frische Luft, grüne Bäume und Vogelgesang, und die grünen Rebenhügel, die rings die Stadt umgaben, schanten herein.

Da thaute Mariens Herz auf und sie vergaß das Heimweh. Die gute Frau Kern hatte ihr ganzes Herz gewonnen und wenn sie allein ins innere Zimmer zum Anprobiren zu ihr kam, da redete die so freundlich, mütterlich mit ihr, berieth sie in allerlei Verlegenheiten und zeigte so herzlichen Antheil an all ihrem Leben und den Ihren, daß Marie zuletzt ihr schüchtern erröthend so halb und halb gestand, wie sie beinahe nur fast gar Braut sei, es dürfe es aber noch gar kein einziger Sterbensmensch wissen. „Nun, Sie sind noch so jung, Marie," sagte die freundliche Frau, „da kann freilich noch allerlei kommen; sammeln Sie sich nur indeß eine schöne Aussteuer: ein frommes Herz, gute und reine Gedanken, Fleiß und Geschicklichkeit, dann wird auf allen Fall Ihre künftige Heimath freundlich werden."

Die „Kleidernähet" nimmt gewiß einen untergeordneten Rang in der Reihe der städtischen Bildungsanstalten ein, und Frau Kern war eine einfach gebildete Frau, und doch wurde gerade hier Mariens Blick geöffnet für Welt und Leben, hier allein fühlte sie sich daheim und jung und fröhlich. Ein gebildetes Herz und ein freundlich Gemüth verbreiten eine heitre Lebensluft um sich, mögen sie nun walten wo sie wollen, und manch dankbare, frohe Erinnerung aus der Jugendzeit weilt wohl auf jener schmucklosen Schneiderstube, wo der Boden mit Flecken aller Farben bedeckt war und wo das alte Klavier nur noch dazu diente, daß man Kleider darauf zuschnitt. Monsieur Mercier, der französische Sprachlehrer, machte sich seine Aufgabe nicht zu schwer. „Konversation ist die Hauptsache," wiederholte er oft, ließ seine Schülerinnen ein paar Verbs und eine Fabel von Lafontaine auffagen; — da sie diese nie recht behielten, so war es immer wieder dieselbe:

La cigale avait chanté
Tout l'été

reichte für einen ganzen Sommer aus, dann begann Monsieur Mercier die Konversation, erzählte von seiner eignen Familie, von seiner patrie und von allen Dingen zwischen Himmel und Erde; dazwischen fragte er immer wieder gewissenhaft: comprenez vous, Mesdemoiselles? Als sie verstanden? „Un peu, Monsieur" antwortete sehr schüchtern Marie, weil sie nicht wußte, was „nichts" auf französisch heißt, „bien", „gut", sagte vergnügt Mr. Mercier, „das ist genug für die Anfang, conversation, c'est die Anptsach."

Auch im Piano waren Mariens Fortschritte nicht glänzend, ebgleich sie und eine Lehrerin einander jämmerlich quälten mit Fingerfazübungen und mit einer Sonate von Herz, nur ihre wirklich liebliche Singstimme gewann noch unter guter Leitung. Musik und Französisch waren von Frau Rau angeordnet worden, — es that Mariechen leid, daß sie gerade darin nicht mehr leistete, aber — Georg würde es am Ende damit so genau nicht nehmen! hoffte sie.

Wo die Pracht und Herrlichkeit, und wo die großen Gefahren des Residenzlebens liegen sollten, das begriff Marie nicht recht, sie sah wohl hie und da mit namenlosem Respekt eine Hofequipage mit scharlachrothen, betreßten Dienern vorüberfahren und im Schloßhof halten, sie sah einmal, als sie spät durch die Anlagen nach Hause ging, in dem kleinen See, der vor dem Schlosse liegt, den Schimmer der Kerzen widerstrahlen, und malte sich ein unbestimmtes Bild aus voll zauberhaften Glanzes: den König mit Scepter, Krone und Purpurmantel auf goldnem Sessel und prächtige Herren und Damen um ihn her; sie durfte sich auch auf Erlaubniß der Frau Riederich je und je ein billiges Theaterbillet aus zweiter Hand kaufen und schaute aus der Tiefe einer Parterreloge mit großpfinnen Augen in die Wunderwelt des Schauspiels, — es waren das alles aber nur vorüberziehende Lichtstreifen, die nicht eindrangen in ihr ziemlich einförmiges Alltagsleben, und Heimweh hatte das Müllerkind gar oft und viel, sie stieg manchmal in der Stille auf den obern Boden, von wo sie den Weg sehen konnte, der nach ihrer Heimath führte, und schante da hinüber wie nach einem unerreichbaren Paradies.

Alle Schattenseiten der Heimath traten zurück: die tägliche, oft recht saure Müh und Arbeit, der durchaus nicht ideale Verkehrston des Vaters mit dem Gesinde, die unvermeidlichen Roheiten, die man da und dort durch die ab- und zugehenden Mühlkunden zu hören bekam, — alles, was sie früher oft verletzt und ihr eine fast unbewußte Sehnsucht nach idealern Lebensformen erregt hatte, das trat jetzt in den Hintergrund, ihr stilles Plätzchen auf der Insel, die feierlichen Sonntagsstunden an der Seite der Mutter daheim, die traulichen Lichtabende im Schulhaus und ihre Spaziergänge mit ihrem alten Freund — das alles erschien ihr jetzt im schönsten Lichte, und sie zählte, so oft sie es unbemerkt thun konnte, sehnsüchtig auf dem Wandkalender, wie viel Wochen und Tage die Zeit ihrer Verbannung noch währen sollte. Sie hatte auch Heimweh nach sich selbst, wenn sie dachte, wie einsam jetzt die Mühle sei, und Vater und Mutter und der dicke Christian und der alte Schulmeister, wenn sie keine Marie hätten, sie konnte fast weinen aus Mitleid mit ihnen. Auch sehr bescheidne Menschen können sich in der Stille für unersetzlich halten, da wo sie in ein Verhältniß ihr ganzes Herz, ihr bestes Sein und Streben gelegt haben; und wenn es Täuschung ist, so ist es eine Täuschung des Herzens, nicht der Eitelkeit. Was wahrhaftige Liebe thut, ist auch unersetzlich, — unvergessen freilich nicht.

Digitized by Google

Wie so ganz anders, wie so viel langweiliger war ein stiller Sonntag Nachmittag in der Stadt, als er in der Mühle gewesen! Heiß und unbeweglich brütete die Sonnenglut über den Dächern, geputzte Männer, Frauen und Kinder zogen durch die schattenlosen, blank gepflasterten Straßen, die vornehmere Welt hielt sich noch in den Zimmern oder war schon zu Wagen ausgeflogen, — elegante Livreebediente und unnöthige Schiltwachen sahen gähnend und verdrießlich dem Menschenstrom nach, der sich in der Hitze klutsauer werden ließ um sein Plaisir, — kein Sabbathfrieden, aber auch nicht einmal eine recht fröhliche, frische Sonntagsfreude lag über dem Ganzen.

Mariechen saß allein oben in dem trübseligen Dachstübchen in der einsamen, grasbewachsenen Straße, ganz allein am Fenster, wie „das arme vergessene Kind" in der versunkenen Meerstadt von Heine. Frau Niederich und ihre Töchter waren unerhörter Weise heute verreist zu einer Zusammenkunft mit Elise, dem Stolz des Hauses, die mit ihrer Herrschaft in der Nähe vorüber kam, aber nicht so lange Urlaub erhielt, um nach Haus reisen zu können. Die drei andern Kostfräulein machten dreierlei langweilige Spaziergänge mit dreierlei verwandten Familien, selbst die Magd war zu Besuch in ihrer Heimath, was Frau Niederich gern erlaubte, da das Besperbrod damit erspart wurde.

Sie hatten sehr ungern die arme Marie so allein gelassen. Bertha Tiegel, eine der Kostfräulein, ein gutmüthiges Mädchen, die sich selbst als „etwas schwärmerisch" bezeichnete und die sich am meisten an Marie anschloß, hatte ihr angeboten, sie mit zu ihrer Tante zu nehmen, auf eine Parthie zu ihrem Buttermann nach Bethnang, aber Marie hatte sich heute auf einem Frühspaziergang mit Bertha den Fuß ein wenig vertreten und versicherte mit voller Wahrheit, daß sie gern allein bleibe. „Du hast auch recht," stimmte ihr Bertha bei, „so recht gefühlvoll kann man eigentlich doch nur sein, wenn man allein ist. Wenn ich nicht meiner Tante meine Gesellschaft versprochen hätte, und nicht heute Abend zu meiner Base, der Frau Kammerkalai, zum Thee geladen wäre, ich würde auch viel lieber in Einsamkeit bleiben. O Marie, Du bist glücklich, daß Du nicht so im Strudel der Welt leben darfst:

Wohl dem, dem selig muß ich ihn preisen,
Der auf der Stille der Ländlichen Flur
Fern von des Lebens verworrenen Kreisen
Kindlich liegt an der Brust der Natur!

O, ich möchte auch kindlich an der Brust der Natur liegen! Aber der Buttermann von Bethnang ist ja doch auch eine Art von Natur!"

Emilie und Karoline Meiler, zwei Schwestern, die auch bei Frau Niederich der weiblichen Belleudnung entgegenreisen sollten, und die eben an dem einzig brauchbaren Spiegel im Wohnzimmer ihre etwas kokette Toilette vollendeten, lachten spöttisch über den „Strudel der großen Welt," in den sich Bertha bei der Frau Kammerkalai stürzte, sie gingen heut' mit ihrer Tante, der Frau Geheimeoberfinanzräthin, an den Kursaal nach N., da verlohnte sich's noch eher, sich zu putzen!

Endlich war Marie allein, — etwas wehmüthig war's ihr doch, als es so gar still um sie wurde, — so allein war sie sich zu Haus nie vorgekommen. Das Haus gegenüber, dem man aus ganz unverschämter Nähe unwillkürlich in die Fenster sehen mußte, war auch ganz leer und verlassen, selbst das ganz steinalte Wittfrauchen im obern Stock hatte, geführt von seiner alten Dienerin, ein Spaziergängchen gewagt. Diese Stadteinsamkeit kam Marien unheimlicher vor, als die Stille auf dem Lande, sie flüchtete sich lieber in ihr Hinterstübchen, dort hatte sie wenigstens den Blick auf das verlassne Gärtchen mit der geheimnißvollen Laube, es war doch etwas Grünes.

Sie hatte auch wieder Bibel und Andachtsbuch vor sich, getreu der frommen Gewohnheit daheim, sie versäumte ihre Bibel nie und las am Morgen und am Abend, wie sie der Mutter versprochen. Sie freute sich manchmal eines schönen Spruches und bemühte sich, ihn zu behalten auch im Tagesleben, sie war mitunter ängstlich gewissenhaft, ob dies oder jenes was sie thue und sage auch recht sei, sie klopfte oft und immer wieder an die Thür des Vaterhauses, aber als ein Gast, — als Kind daheim war sie noch nicht, als ein fröhliches Kind, das am liebsten daheim weilt, nicht weil es soll, sondern weil es da am glücklichsten ist. Sie hatte das Vergißmeinnicht in der Bibel aufgeschlagen, — sie hatte heute von dem Frühspaziergang einen Strauß schöner frischer Vergißmeinnicht mitgebracht, — das lockte ihre Gedanken auf andre Wege, — wie an jenem Morgen daheim ruhte die Bibel ungelesen auf ihrem Schooß und sie blickte, in allerlei Sinnen und Träumen versunken, hinunter in das verlaßne Gärtchen.

Das schien aber nicht so verlassen wie sonst; Marie traute ihren Augen und Ohren nicht, als sie eine Magd mit einem ansehnlichen Bierkrug drunten auf die Laube zu wandeln sah, als sie aus der Laube selbst fröhliche Lieder singen und Gläser klingen hörte.

„Herzige Frau Nachtigall,
Grüß' mein'n Schatz viel tausendmal!"

ertönte eben ein kräftiges Solo; — die Stimme klang ihr bekannt! Und siehe, aus der Laube, aus der alten, verfallenen, verwachsenen Laube, die aussah, als ob seit hundert Jahren kein Mensch sie betreten, — aus der trat eine Gestalt hervor, kein Dornröschen und kein Königssohn, wohl aber ein lebendiges Menschenkind in kurzem Studentenröckchen und rother Cerevisimütze, mit langer Pfeife und mit einem Bierglas in der Hand. Und — gewiß und wahrhaftig, das war der leibhaftige Georg! Aber konnte er's denn sein, und wie kam er daher?

„Hört, in der Kav' da ist's dumpfig," rief einer der andern Studenten, die noch in der Laube saßen, „tragt die Sipe heraus!"

„Aber mein Onkel . . . ." sagte bedenklich ein dritter, der auch herwerkam.

„Ach was! Deinen Onkel ist's eine Ehr', wenn man fidel ist in diesem Trübsalsloch von einem Garten!" rief der zweite wieder, „marsch, heraus mit den Bänken!"

Und sie trugen eine Tisch und ein paar hölzerne Bänke an die einzige freie Stelle des Gärtchens, ganz nah unter Mariens Fenster, und sangen an zu singen, daß da und dort an dem Hinterfenster eines der umgebenden Häuser ein einsamer Kopf verwundert herausschaute.

Marie saß noch wie im Traum mit glühenden Wangen und hochklopfendem Herzen. Es war ja doch zu wunderbar, daß der Georg gerade hier sein sollte! Und sollte sie so nah, so ganz nah bei ihm sein, ohne daß er nur auch von ihr wußte? Aber rufen konnte sie ihn doch nicht, wenn er nicht allein war. Jetzt gingen die andern wieder in die Laube zurück, um vergessne Cigarren zu holen und — in diesem Augenblick, — sie hatte sich nicht lang besonnen, — fiel ein Strauß der schönsten Vergißmeinnicht gerade vor Georg nieder. Ueberrascht sah er hinauf, einen Augenblick, einen flüchtigen Augenblick noch sah er Mariens Köpfchen, die, glühend erröthet, beide Hände vor dem Gesicht, sich in der fernsten Ecke des Stübchens verbarg.

Ach, hätte ich das thun sollen? Hätte ich das thun dürfen? Es war doch keck und zudringlich von einem Mädchen, Georg selbst muß mich so verachten, wenn er mich erkannt, dachte Marie. Ohne langes Besinnen, in plötzlicher Erregung hatte sie die Blumen hinabgeworfen, als sie ihn allein sah, sie hatte nur die Vergißmeinnicht gedacht, die sie als Kinder hatten den Bach hinabschwimmen lassen; nun aber, seit er sie aufgehoben, fühlte sie nicht mehr als Kind, sie war ein Mädchen, sie sich nicht den Schatten eines unweiblichen Entgegenkommens verzeiht, — e hätte sie doch die Blumen wieder!

Da klopfte es leise an die Thür, — sie wagte nicht herein zu sagen, aber er kam doch, es war Georg, und sie frisch und freimüthig bot er ihr die Hand, sie fröhlich und freundlich sagte er: „Guten Tag, Marie, se! da eben steckst Du?" daß sie doch wagte ihr Köpfchen wieder zu heben und ihn zu grüßen. „Aber Georg, wo kommst denn Du her? und wie kommst Du denn in das Gärtchen? und, — was hast Du von mir gedacht? Die Blumen, — ich weiß nicht, — sie sind mir so hinuntergefallen, — und — ich dachte, — es wäre doch schad', wenn du hier wärest und wüßtest gar nichts von mir . . . . ."

„Freilich, freilich, Mariechen," sagte in beinahe väterlich tröstender Weise Georg, der sich an des Mädchens lieblicher Verwirrung weidete. Der Student, obnehin ein wenig aufgeregt, sprach mit so viel mehr Leichtigkeit und Sicherheit als der Gymnasiast vor acht Monden. — „Ich wußte ja, daß Du hier bist, aber wie hätte ich Deine Madame, deren Namen ich nicht einmal mehr weiß, je auffinden können, wenn Du nicht so freundlich gewesen wärest, mir ein Zeichen zu geben; und daß wir uns so nahe waren!"

Digitized by Google

„Ja, wie kommt denn das?“ fragte Marie, noch immer verwirrt.

„Siehst Du, heute Abend wird bekanntlich der Don Juan gegeben, das weißt Du vielleicht nicht einmal, Du Täubchen vom Lande; da bin ich denn mit einigen Freunden heute früh herabgehaudert, um die herrliche Musik zu hören, . . .“

„Aber das Gärtchen drunten, in dem doch nie ein Mensch war . . .?“

„Das gehört dem alten Herrn Archivrath, dem leiblichen Onkel meines Freundes? der so charmant war, uns alle vier einzuladen,“ belehrte sie Georg in fröhlichem Ton. „Der alte Herr lebt allein und ist gichtkrank, so daß er selbst nicht viel mehr lustwandeln wird in seinem Gärtchen, da wir aber etwas reisemüde waren von der Fahrt des Morgens, und es zu heiß fanden zu einem weitern Ausflug, so beschlossen wir in dem kühlen Gärtchen ein wenig zu kneipen. Da ward mir so ein liebliches Gruß und mit . . . .“

„Wissen sie's alle drunten?“ fragte Marie, ängstlich und auf's Neue tief erröthend.

„Bewahre, Mariechen! ich allein hatte Dich gesehen, verbarg eilig mein schönes Sträußchen und sagte, daß ich noch einen Besuch machen müsse. Daß hier im Haus eine Dame wohnt, die Kesssträußlein hält, konnt' ich leicht erfragen, und da bin ich und habe Dich gefunden, meine liebe, herzige Marie!“

Der etwas burschikose Ton wich einer viel herzlichern, innigern Stimmung, wie er das liebliche Kind vor sich sah, so ganz allein, die in jungfräulicher Scheu und doch so herzlich und vertrauensvoll zu ihm aufblickte. Er setzte sich neben sie, erzählte ihr von seinem jetzigen Sein und Leben, von seinen Plänen für die Zukunft, wie er bald hoffe sie sein nennen zu können, er zog sie an sich und küßte ihre Lippen zum erstenmal.

Marie war in heimlicher Angst und stillem Herzklopfen, so glücklich sie war. „Du kannst nicht so da bleiben, lieber Georg,“ sagte sie schüchtern, „wenn Frau Riederich kommt, oder Nane . . . .“

„Nun, das Unglück wäre so groß nicht!“ sagte Georg fröhlich, „bist Du nicht meiner Eltern Pathchen, also meine nächste Verwandte in gewisser Art? Wird Dich doch auch Dein leiblicher Vetter besuchen dürfen? Weißt Du was? komm den Abend ins Theater, ich begleite Dich heim, da gewinnen wir ein köstlich Plauderstündchen.“

„Ich bin noch nie am Sonntag im Theater gewesen,“ sagte Marie zögernd, „ich glaube, die Mutter hätt' es nicht gern.“

„Gehst ja nicht dem Theater zu lieb, Schätzchen,“ sagte Georg, „geht mir zu lieb, der ich einmal Dein Herr und Gebieter sein werde; und zu Frau Riederich sagst Du, es sei blos wegen der schönen Musik, das sei so bildend.“

„Nein, Georg,“ sagte Marie nach einigem Nachsinnen, „ich will nicht. Warum sollen wir heimliche Wege gehen, wenn wir bald offen einander gehören sollen; nicht wahr, Du gehst jetzt? lieber Georg!“

(Fortsetzung folgt.)

In der Hennhütte.

Eine Reise-Erinnerung von Joh. Ernst.

Hierzu das Bild auf Seite 33.

Die Zugvögel aus Wiese und Wald sind längst fortgezogen — fort nach dem schönen, warmen Süden; die Zugvögel der Städte sind heimgekehrt von ihren südlichen Wanderungen und lauschen und den rauhen Herbstwind, der durch die Gassen pfeift. Nur wenige mögen sich an ihren Reise-Erinnerungen erfreuen; die meisten schmollen grämlich und mißvergnügt, gleich naßgeregneten Hühnern, über die zu Wasser gewordenen Hoffnungen. Nur die Weisen sind befriedigt: denn sie schicken sich in die Zeit und in schlechtes Wetter und wandeln mit ihrer Lage ihre Wünsche.

„Fort nach Süden!“ ruft der heitre Norddeutsche, die Reisetasche an der Seite, den kleinen Koffer in der Hand. „Fort nach — Salzburg!“ ergänzt hier ein lustiger Preußensüngling, hält aber inne, als wenn sein strammer Patriotismus ein Verbrechen darin sähe, falls er seine saurige Heimath mit den schönen Bergen vertauschen wollte, die bei Mozarts Wiege Gevatter standen. Fort geht's ins herrliche Salzkammergut — fahren wir flugs mit! . . . .

Endlich, endlich ein schöner Morgen! Wie so wonnig schaukelt der Nachen auf dem St. Wolfgangsee, dieser Perle unter allen Gewässern zwischen Gemunden und Salzburg! Wie klar der blauende Himmel, als ob er nun sein Versprechen halten wollte und eine glückliche Bergfahrt bescheren! Wie entzückend muß die Aussicht sein auf die reichen Schneegefilde! Denn, was im Thale als Regen niederfiel, berechte in vergangner Nacht die Höhen mit weißem Gewande. Welch ein reizender Contrast zwischen dem üppigen sommerlichen Grün der Thalgründe und niedrigeren Anhänge und dem Kleide des Winters!

Der Nachen stößt ans Land. Wir sind in dem Dörfchen, das dem See den Namen gab. Wir eilen schnell hindurch; nur zu oft erfuhren wir die tückischen Launen der Berggeister. Den wohlbekannten Weg geht es hinauf zwischen Feldern, Maulbeerbäumen und edeln Kastanien, bis uns eine ernste hehre Buchenwaldung aufnimmt, an die nordische Heimath erinnernd. Mehr als einmal haben wir den Schafberg bestiegen, den der verstorbene Bäcker mit glücklichem Griffe den deutschen Rigi getauft hat. Denn dieser ist's, lieber Leser, den wir mitsammen hinaufpilgern.

Schon beim Ausgange aus dem Dorfe hatte sich mir ein Düsseldorfer Maler angeschlossen, dessen heiter schöne Züge den Sinn des Künstlers verriethen und eine angenehme Begleitung versprachen. Sein Führer, ein Bauer mit möglichst prosaischem Gesichte, trug einen wohlverwahrten Malkasten und eine kleine Tasche. Beim ersten Ruheplatze gesellte sich zu uns ein abenteuerliches Paar. Der eine, offenbar seines Zeichens ein Commis aus der norddeutschen Residenz, verrath schon in seinem Habit den ächten Städter. Seine Lackstiefel bedecken sein Pickerlbein; das glatt geschleckte Haar sucht die ursprüngliche Flammenfarbe hinter einem verhältnißen Kastanienbraun zu verbergen; die leichte Schenkelbekleidung ahnt nichts von drohender Kälte, und über dem hellen Sommerrocke flattert coquett ein bunt gewürfelter Plaid. Den Regenschirm hat er weislich bei seinem Gepäck zurückgelassen; denn er versteht sich vortrefflich auf die Wetterzeichen, wie er uns bald auseinandersetzte — hatte doch der wißbegierige Jüngling oft genug in einer öffentlichen Vorlesung bei Dove bespitzt! Seine Gestalt hatten wir schon früher, eine kurze Strecke vor uns, wahrgenommen; bald war aber der rüstige Bergsteiger unsern Augen entschwunden. Jetzt thun ihm bereits Füße und Beine weh, und als er hört, noch drittehalb Stunden müsse er steigen, verzieht sich seine bereits gedemüthigte Miene zu richtiger Cyßsäure. — Die Laune des Reisejchickſals übertrifft aber in ihren Combinationen an neckischem Humor selbst die der Natur in ihren bizarrsten Gebilden. Weiß der Himmel, was den stutzerhaften Residenzler mit dem alten bairischen Schulmeister zusammengeführt hat, den wir in seiner Begleitung finden. Ein köstliches Original — dieser fährdenreiche Bakel! Der Ueberzug seines Antlitzes scheint aus zerknittertem Strohpapier zu bestehen; unter den buschigen Augenbrauen, welche bei lebhaften Gesichtsgesten sich das Gebiet der Stirne völlig zu annectiren drohen, lugen ein Paar wasserblaue Augen bald unstät, bald sinnend hervor. Die Nase, welche einer verkümmerten Salzgurke gleicht, scheint erst nachträglich von einem Verschönerungsvereine oder einem chirurgischen Dilettanten in das Gesicht hineingepflanzt worden zu sein; unwillkürlich sucht man nach den Nähten und Rändern. Die impofante Rundung da, wo andere Erdenjöhne die Spitze ihrer Nase zu tragen pflegen, prangt in einem kräftigen Roth, angenscheinlich nur ein Abglanz der Abendsonne seines Lebensherbstes; die mächtigen Schweißtropfen auf diesem Vorgebirge gleichen den Thauperlen auf einer vollen Rose nach kühler Maiennacht. Den ebenhin breit geschlitzten Mund zieht ein Lächeln auseinander, das sich offenbar in Permanenz erklärt hat, und weist eine ursprünglich schief angelegte, stark defecte Verjahnung. Er zwinkert unaufhörlich mit den Lippen, und sein Lächeln schillert zwischen dem Ausdrucke schlauer Selbstgenügsamkeit und geriebener Höflichkeit, die gern in Devotion ausartet. Die wirren Haare des wunderlich geformten Schädels beschirmt ein heilgrauer Hut, der „manchen Sturm“ erlebt hat; vielleicht ziert ihn deshalb ein Strauß von Edelweiß und Immergrün. Die eigenthümlichen

Digitized by Google

Falten desselben erwecken nämlich den leisen Verdacht, als ob er seinem wißbegierigen Besitzer öfter eingetrieben werde. Vorsichtig ist der untere Rand seiner Modesten umgeschlagen, was sichtlich auf Laubfroschinstinkte des würdigen Inhabers schließen läßt; die Füße schmücken derbe Gebirgsschuhe mit tadelloser Thranwichse. Die homerischen Schultern umhüllt ein Plaid von achtungswerthen Dimensionen, der jedoch längst bessere Tage gesehen hat. Ein vorweltlicher Regenschirm von verschossener rother Baumwolle, aus dem ehrwürdigen Geschlechte der Familiendächer, dient ihm zugleich als Alpenstock. Sein schönster Schmuck besteht jedoch in einer großen Botanisirtrommel, welche einst grün gewesen sein mag. Sie ist es, die ihn als gelehrten, fleißigen Sammler bekundet, besser als ein Kabinetspaß oder ein Doktordiplom.

Szene in der Sennhütte.

Originalzeichnung nach A. Kindler's Oelgemälde.

Diesem schönen Zwecke hatte er schon seit dem frühen Morgen obgelegen und seine Büchse war bereits hübsch gefällt. Hie und da glitt er wie ein Wiesel durch das Gebüsch und holte eine Blume; denn seine schwarzgehörnte Brille und lange Uebung verriethen ihm bald die Verstecke der holden Kinder Floras. Jedem Funde folgte ein salbungsvoll belehrender Epilog, gleich den Parabasen bei Aristophanes; sein Gefährte mußte dann, wohl oder übel, seine phrasenvollen Berichte über ausgestandene Wirthshauscalamitäten und Reiseabenteuer unterbrechen, um den botanischen Belehrungen widerwillig zu lauschen. Nach einer halben Stunde etwa bog er vom Wege ab, um bessere Fundplätze aufzusuchen. Der Hort des Ladentisches schließt sich uns an und sucht mit uns Schritt zu halten. Wo das Gehölz einen Durchblick gestattet, erlaben wir uns an der wundervollen Szenerie: denn schon zeigt sich drüben der Thorstein und bisweilen lugt schon der weiße Kamm der „übergossenen Alm" über die niedrigen Vorberge herüber. Nicht so der neue Begleiter. In gewichtiger Rede belehrt er uns, daß man nicht den Rahm von der Milch wegnehmen müsse; weise Sparsamkeit gebiete, erst auf dem Gipfel den vollen Genuß der Rundschau mit überraschtem Auge einzuschlürfen. Wir verspürten allgemach einige Lust, den redseligen Knaben durch stärkeres Voranschreiten abzuschütteln, und hätten auch unser herzloses Verlangen befriedigt, wenn nicht unerwartete Ereignisse seinen Redequell gar bald hätten versiegen lassen.

Schon lange war eine Aenderung des Wetters im Anzuge, welche die sonnigen Hoffnungen der Bergpilger zu vernichten drohte. Die Nebel im Thale stiegen empor und ballten sich zu Wolkenmassen, welche über die Berggelände dahinflogen und uns leicht befeuchteten. Bald zogen sie hoch über uns hin und allgemach empfanden wir einen atmosphärischen Niederschlag, der sich zu einem ganz gehörigen Regen ausbildete. Wir spannen unsre Schirme auf; der kühne Sohn Merkurs wird immer kleinlauter und zieht vergebens den dünnen Plaid fester um sich. Die Fußsohlen thun ihm längst wehe; denn die Basis der eleganten Fußbekleidung ist nicht darauf berechnet, mit dem wilden Gestein in so unsanfte und anhaltende Berührung zu kommen. Durch die Seiten dringt das Wasser ein, so oft er eine etwas sumpfige Stelle zu passiren hat. Der Glanz des Lackes verbleicht und die häufigen Blicke mitfühlender Wehmuth, welche der Eigner auf dieses Prachtstück wirft, das, gleich dem Glücke von Edenhall, einem jähen Verfalle rasch entgegeneilt, vermögen dem Uebel nicht zu steuern. „Nur ein Nebelregen," tröstet er sich. „Der's aber dem bravsten Landregen an Zähigkeit gleich thut," ergänzt zu grausamer Enttäuschung des Unglücklichen der erfahrene Maler.

Wir kamen höher. Ein scharfer Nordwest treibt uns den Regen

Digitized by Google

ins Gesicht und nur mit Mühe kann man den Schirm dem Winde entgegenstemmen. „Nur vorwärts, vorwärts!“ ermuthigt der Führer. „An eine Besteigung der Spitze ist doch nicht zu denken, da dieser Regen oben als Schnee niederfällt. Aber bald sind wir an der Hütte der schönen Nannerl; da finden wir für einige Stunden wohl ein Unterkommen.“ „Ah, eine Sennhütte!“ schallet der Ladenjüngling ein, „mit einer schönen Sennerin darin; wie lange habe ich mich danach gesehnt, dergleichen in Wirklichkeit zu sehn und zu erleben!“ Und seine verzagenden Mienen beleben sich aufs Neue. „Alles in der Welt ist relativ, Verehrtester,“ erwiderte der beshafte, illusionsfeindliche Maler, „auch die Schönheit der Nannerl. Wissten Sie, wie häßlich diese Gaisdirnen in der Regel sind, Sie würden sich von dieser Bergfei nicht zu viel versprechen!“ Da tönt plötzlich ein Schrei an unser Ohr. Der arme Cummis läuft baarhaupt seinem Hute nach, den ein kräftiger Windstoß ihm tückisch entführt hat. Schnell eilt der Führer hinterdrein und faßt den Unglücklichen kräftig beim Arme, und zieht ihn von dem jähen Abhange zurück, dem er zueilte. Mit kläglichster Miene sieht er seine schöne Kopfbedeckung, einen veritablen Panama, über den Abgrund hinflattern und in unergründeten Tiefen verschwinden. Das schöne Haar wird ein Spiel der rauhen Winde und sein Haupt trieft bald von dem Naß des Himmels. Glücklicherweise zeigt sich eben die Sennhütte; nach wenigen Minuten treten wir ein.

Seitdem mit der sentimentalen Naturschwärmerei die Geßnerschen Idyllen und die Sennhütten der Alpen in Mißkredit gekommen, und die vielgereiste Welt von dem romantischen Zauber der letzteren („wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual“) nichts mehr wissen will, thut man denselben einen Unrecht. Den ihrer Poesie wissen die Schreiber der Almgeschichten zu berichten, die auf die Berge zogen, als sei Auerbach und Nachfolger im „Dorfe“ wenig Novellenstoff mehr zu holen war. Ja freilich ist Poesie darin, aber eine solche, bei der Gott Momus das Auge schärft und den Griffel führt — dieser treffliche Gott, der leider in neuerer Zeit von seinem vornehmeren Stiefbruder Apollo arg übervortheilt worden ist.

Schauer der Ehrfurcht umfangen und, da wir in die Hüttenstetten. Was die Kultur durch unübersteigliche Klüfte schied, wie traulich führte es Mutter Natur zusammen! Es wird uns so urmenschlich, so entmengenetisch zu Muthe, da wir den Trieb der Erneuerung nach schützendem Obdach hier so ungehemmt wirken sehen. Im Hintergrunde steht „jene segenreiche Himmelsstochter, die herein von den Gefilden rief den ungefell'gen Wilden —,“ das schöne Nannerl, die ihre einsame Wohnung plötzlich fast übersüllt sieht. Gleich den Töchtern Gemundens fröhnt sie der neidischen Sitte, welche mit schwarzer Seide das ganze Haupthaar zu verhüllen gebietet, damit die Phantasie den verborgenen Schmuck ahnungsvoll idealisire. Im Gegensatze zu ihren oft sehr verwelkten Schwestern hat sie noch frische Züge, und es ist gut, daß eine große Warze am Ohr und die rothbranne Färbung ihrer stämmigen Arme au die menschlichen Mängel erinnern und sie, die so oft in Wolken daherschreitet gleich den Göttinnen des Olymp, den Ergebernen nahe rücken. Rechts neben ihr lodert auf offenem Herde ein lustiges Feuer, an welchem sie bald das ächte Sennengericht „Muus“ (eine Art „Kaiserschmarren“, wie der Oestreicher erläutert, oder zerstückte „arme Ritter“) den Gästen bereiten wird. Darüber hängen auf einem Stiele mehrere Stück nasser Wäsche und ein Reisekourier in Hut und Mantel ist seitwärts beschäftigt, ähnliche Gegenstände auf ein hölzernes Gestell zu bringen. Zu der Nannerl schaut ein rüstiger Alpenjäger, die kleine schmucke Pfeife in der Hand, mit liebendem Blicke empor, und lauscht wenig auf die Worte seines Nachbarn, einen Tyroler mit plumpen Zügen, der augenscheinlich Führerdienste gethan hat und neben ihm auf einer niedrigen Bank sitzt. Unser Führer legt Hut und Wamms ab, stellt sich neben die Sennin vor das Feuer nur mit gutmüthig brummem Gesichte schaut er, die Hände in den Taschen, auf seine Umgebung. Der Maler und ich okkupiren sogleich eine Bank rechts vor der Thüre, da wir nicht eben stark durchnäßt waren. Unser armer Cummis schiebt sich hin und her, ohne einen Ruheort zu finden für die wehe Sehle seines Fußes.

Der Raum war nämlich fast ganz besetzt. Eine englische Familie hatte vor uns hier Schutz gesucht. Die schöne Miß, voll Hoffnungen auf die Almhüttenidylle, war kläglich aus ihrem Himmel herabgeschleudert; denn ein seidener Comfort mußt natürlich bei der Idylle sein — und nun diese Unkaltur! Das lange, liebliche Gesichtchen hatte sich immer tiefer gezogen und als sie mit gewechselten Strümpfen und den schwerfälligen Sonntagsschuhen der Wirthin einherhumpelte, hätte man ein Herz von Stein haben müssen, wäre man von ihrem Jammerblick nicht gerührt worden. Zagend hatte sie auf dem einzigen guten Stuhle von seidem Holze Platz genommen, den Rücken gegen die Thüre gewandt; die langen blonden Locken haben viel von ihrer Morgenschöne eingebüßt, und das schneige Untergewand zeigt dunkle Spuren des steilen nassen Weges, der von St. Gilgen auf den Schafberg führt. Ihr langer Bruder mit nicht übeln, aber geistlos eckigen Zügen, in bunten Reisekleidern, wie sie nach Thackeray's köstlicher Beschreibung der ächte Sneb für seine continental tour anlegt, saß auf einem Schemel neben ihr, die Beine gemächlich übereinander geschlagen. Der greise Papa hatte den von der Thüre entfernteften Platz erwählt, auf einem Strohbündel, dicht neben einem offenen Behälter für die Ziegen, nachdem er die nassen Stiefel mit warmen, weichen Pantoffeln vertauscht. Sein unendliches Mißbehagen schwand erst allmählig, nachdem er sich den großen gewürfelten Plaid um Magen und Beine gewunden hatte. Da leuchtet es in ihm auf, er hat eine Inspiration; der Reisecourier muß eilig den Eßkorb bringen; die geliebte Portweinflasche wird entkorkt und nach einem kräftigen Zuge, zu welchem sich indeß die alte Ziege dicht neben ihm zu Gaste bitten will, strömt Leben in die erkalteten Glieder; er fühlt eine leise Ahnung von Comfort und dies reltet ihn aus dem schauerlichen Zustande von wahrer Selbstentfremdung in das selige Bewußtsein hinüber, auch hier auf fremder Scholle ein Sohn Alt-Englands zu sein.

Sehr wider Willen hatte sich dieser stolze Sprößling Albions Wange an Wange mit der biedern Ziege gebettet, die schon als bärtiges, gänzlich unrasirtes Individuum einer solchen Gesellschaft völlig unwürdig war. Vor ihm hatte ein Heidelberger Student, mit gestickten Cerevis auf einem kleinen Theile seines Schädels und mit ritterlicher Schmarre auf der Wange, dazu mit zierlichem Schnurrbarte geschmückt, die Ecke der Bank eingenommen, auf der der Alpenjäger saß. Mit der vollen Naivetät eines reisenden Briten, deren halbgebildete Klasse gern in den Menschen des Continents nur Bestienen sieht, hatte sich der Engländer an ihn und mit den Worten gewandt: „Gehn Sie fort, ich will sitzen hier!“ Mit starrem Erstaunen sah der Jüngling, ein Baron und Student, zu diesem Wesen auf, dessen Impertinenz ihm wahrhaft unglaublich und übernatürlich verkam. Aber kaum hatte er das Anstinnen begriffen, als ein Blick voll so köstlichen Ingrimms den friedliebenden Fremdling anblitzte, daß dieser schen zurückwich. „Sie sind verrückt, Herr!“ donnerte er ihm entgegen und faßte nach seinem Knotenstocke; doch kaum hatte er seinen Zweck erreicht, so verfiel er wieder in sein brütendes Sinnen, als ob er Pläne zu künftiger Staatseinleitung ausheckte oder einen Kerb erhalten habe; die Welt um ihn ist für ihn nicht da und selbst das schöne Gegenüber kann dem stolzen teutschen Gemüthe keinen Blick der Theilnahme entlocken.

Des traurigsten Jammers Bild sitzt aber in unserer unmittelbaren Nähe. Ein Philister reinsten Wassers hatte, durch Einflüsterung eines bösen Dämons verführt, sich entschlossen, gerade in diesem trauigen Sommer seine Mitheuvratieren, die Bewohner des kleinen Städtchens, aus dem er herkam, durch den Bericht über seine Reisefata in andächtiges Erstaunen zu versetzen. Aber überallhin hatte ihn Jupiter pluvius verfolgt. Frühe schon ist er heute aus St. Gilgen aufgebrochen — eine kurze Rast an der Gaisalm, deren Hütte der wißbegierige Mann sorgfältig untersucht, hält ihn eine halbe Stunde auf — ein heftiger Wind trifft die erhitzte Wange und beschert ihm rheumatisches Zahnweh, bis der sanfte Nebelregen das Maaß seiner Enttäuschungen nun seines Leides zum Ueberlaufen anfüllt. Nun ruht der Arme auf einem Strohlager rechts vor der Thüre, ein dicked Tuch um die Ohren gebunden, nur schaut mit heimlichem Neide auf den Briten, der eben ein kaltes Hühnchen zergelegen will. Denn zu allen körperlichen Unbehaglichkeiten kommt der Stachel bitterer Reue, die ihm „zu spät! zu spät!“ in das Ohr seiner Seele hineinflüstert. In dem eitelu Wahne, der teutsche Rigi trage auf seinem breiten Rücken eine solche Zahl anmuthiger Erfrischungsstationen und auf seiner Spitze ein so schönes Hötel wie der schweizerische, hatte er den weisen Rath seines Wirthes verschmäht und keine Zehrung mitgenommen! Unsonst die grausame Mühe des Steigens, weggeworfen der hohe Führerlohn, ja all das schöne Reisegeld, wie er seufzend klagt! Die tiefere Kunde der Weltgezichte bahnt

Digitized by Google

ihm leider keinen Weg zu würdiger Resignation; sonst hätte er an die große Wahrheit gedacht, daß die volle Tragik des Schicksals mit eiserner Faust zumeist die erfaßt, welche auf den Höhen dieser Welt wandeln.

In seinem gerechten Schmerze gewahrt er nicht, wie der Maler zu seinen Füßen mit herzloser Gelassenheit seinen Kasten öffnet, ein Blatt vornimmt und mit ironischem Ernste ihn zuerst zu verewigen sucht. Eine Figur nach der andern läßt sein gewandter Griffel entstehen und kaum zucken dem Schalke die Mundwinkel, wenn ihm ein Strich so recht gelungen. Halb neugierig, halb ärgerlich schielt die schöne Tochter Englands zu dem Künstler hinüber — ich blicke lächelnd auf das Blatt — siehe, da eilt der Stift mit krampfhafter Hast hin und wieder: ich sehe auf — ah, unser gelehrter Freund, der Schullehrer, tritt mit freundlich lächelnder Miene herein, die Gesellschaft so heiter begrüßend, als wolle er ihr den herrlichsten Sonnenschein verkündigen. Sein triefendes Familiendach benetzt schon das Gewand der Miß und mit bangem Schrecken wehrt der glücklich trocken gelegte Papa schon von weitem das Nahen dieses wandelnden Regenzusses von sich ab. Mit angstvollen Zügen steht der Commis an der Thüre und schaut in das tobende Unwetter, als ob er es durch ein Stoßgebet beschwören wolle. Aber kein Ende des Unheils drinnen und draußen! Eben drängen zwei Knaben, wie die nassen Pudel herein und dahinter schaut man auf zwei Erwachsene, die alle in dem engen Raume Unterkunft finden wollen. Und während noch hin und her kapitulirt wird, endigt der Maler mit einigen Strichen sein köstliches Bild. „Halt, mein Freund!“ Und damit lege ich die Hand an das Blatt. „Eine Copie für mich, die schönste Entschädigung für den verfehlten Naturgenuß!“ „Recht gern, mein Bester! Hier ist sie!“ Und damit beginnt er in aller Ruhe sein freundliches Versprechen zu erfüllen.

Die feine und die derbe Lebensart.

Gloſſirt von **Bogumil Golz.**

Die Grenzen der Natürlichkeit und Offenheit im Verkehr.

Wenn die übertriebene, die verfälschte Kunst und Wissenschaft nicht das wahre Wesen und den Kern des Menschen darlegt, so offenbart sich doch die kreale, die göttliche Natur des Menschen, in der gemeinen Natürlichkeit und Werktags-Nüchternheit nimmermehr! Egoismus, Prosanismus und Grobheit gehören doch sicherlich nicht zu *unserm edleren Selbst*.

Besser eine edle Maske, als eine hündische Natur!

Frei fühlt sich der Gebildete nur im Verkehr mit Gebildeten, mit Menschen, die ein Maaß und eine Selbstcontrole kennen, die sich nicht ganz gehen lassen, nicht formlos sind. Unerträglich fallen uns Naturalisten, die mit abgeschmacktem Witz und pöbelhaftem Cynismus renommiren. Der Mensch, in dessen Gesellschaft uns wohl sein soll, muß durch seine Persönlichkeit die Garantie gewähren, daß uns mit ihm nie eine gemeine Szene, ein albernes Abenteuer, oder eine von den Fatalitäten passiren wird, welche uns in der Erinnerung eine Schaamröthe auf die Wangen jagt.

Der Untergrund alles Menschenverkehrs bleibt Menschenachtung, Menschenwürde, Selbstveräußerung, natürliches Wohlwollen und gegenseitiges Vertrauen. Wo wir nur entfernt verspüren, daß wir mit profanem Blick und Geiste aufgefaßt, leicht taxirt und obenhin traktirt werden, daß wir nicht unbedingt vor Unbelikatesse, ja nicht einmal vor Spott und Beleidigung gesichert sind: da können wir uns selbst in heitern und gemüthlichen Augenblicken nicht wohl fühlen; denn das Damoklesschwert hängt an einem Faden über unserm Haupte, und wir haben das demüthigende Gefühl, daß wir unsere Sicherheit und wohlwollende Behandlung der Gunst des Augenblicks oder der glücklichen Stimmung der Leute verdanken. Dies ist überhaupt der Unterschied zwischen Naturalisten und wohlgezogenen Leuten: daß wir uns der Letzteren immer, aber der Discretion und Güte der Ersteren nur so lange sicher halten dürfen, als sie bei guter Laune sind.

Es ist ein alter wahrer Satz: „*Vertraulichkeit* erzeugt zuletzt *Verachtung*.“ Man darf sich den Leuten nie ganz ergeben, sie nehmen das für eine Aufforderung zur gemeinen Familiarität, die mit Cynismus und Unverschämtheiten schließt.

Nur edle, gebildete Menschen dürfen ganz hingebend sein.

Unverhaltene Natürlichkeit ist eben das Heiligthum und der Gewinn der Liebe. Nur dem Freunde und der Geliebten zeige ich mein ganzes Herz, und was mich augenblicklich bewegt, ohne Verhüllung. Die Welt darf mich nicht nackt, nicht ganz natürlich, nicht in wechselnder Stimmung und in den Mysterien der Leidenschaft sehen. Liebe, Andacht, Begeisterung, Freude, Schmerz vertragen eben so wenig die Oeffentlichkeit als Neid, Eitelkeit, Hoffahrt, Rachsucht, Habsucht und Zorn.

Der sterbende Sokrates verhüllte sein Haupt; die entarteten Römer machten aber aus dem Anblick des Todeskampfes von Thieren und Menschen einen Schauspielgenuß.

Wir leben nun einmal nicht im Paradiese, und mit den Kleidern haben wir auch Hüllen über den Geist gewerfen, die dem Gebildeten, dem Verständigen schon durch die Selbstkenntniß durchsichtig genug sind, und nur von der Unverschämtheit oder Brutalität abgelegt werden. Es gibt Aufforderungen zur nackten Wahrheit und zur unumwundenen Offenheit, denen die Convenienz und jede Rücksicht weichen muß; aber auch hier werden Schaam und Delikatesse ein Maaß und eine Art zu treffen wissen, die man dem Prosanismus nicht begreiflich machen kann, die aber der Anbegriff des *sittlichen Taktes* sind.

Es kann eine ruchlaktlose Offenheit aus „*unschuldvoller Naivetät*“ geben; aber sie ist zu selten, um als eine unverdächtige und ganz gute Lebensart überall legitimirt und gelitten zu sein. Wie die Welt einmal steht und geht, darf man der Naivetät selbst da nicht trauen, wo sie ganz in der Ordnung zu sein scheint, wie bei der Jugend, oder bei unwissenden Leuten auf dem Dorf. Aber auch mit der wirklichen Natürlichkeit muß man so viel Wetterwendigkeit, Unwissenheit, List und Albernheit in den Kauf nehmen, daß man sich zuletzt lieber die gebildete Maske und Plastikrhetik gefallen läßt.

Die Weltmenschen selbst stehen den Mysterien der innern Welt freilich viel naiver gegenüber, als sie ahnen; aber diese Naivetät hat ihren Grund nicht in Unschuld und tiefer Natur, sondern in einer Flachheit und Seelenlosigkeit, die nicht an Poesie und Gemüthsheiligkeit glauben kann; und selbst der tiefere, der kritische Verstand wird durch Egoismus und Leidenschaft um jede objektive Einsicht, also zu der gemeinen *Naivetät* gebracht, die uns so häufig bei verderbten, eigennützigen Menschen und bei groben Verbrechern entgegentritt. Solche Menschen denken gar nicht daran, daß ihre Lebensart von dem Glauben der honneten Menschen im Ernste unterschieden ist; sie sind vielmehr erstaunt, wenn sie hie und da die Erfahrung machen, daß es gewissenhafte, gottesfürchtige, uneigennützige und ehrenhafte Menschen gibt.

Selbst die gebildeten und geschickten Menschen sind also viel zu beschelten, zu unrein und gemein, um ohne *Feigenblatt* mit einander zu verkehren. Gibt es einmal eine partie honteuse, so muß sie verhüllt werden, damit noch ein Rest von Schaam konservirt bleibe, der von dem Augenblick entweicht, wo der gemeine und unheilige Mensch „*kein Blatt vor den Mund nimmt*.“ Natürlich und ungeniert zu sein, kann nur ein Vorrecht der edelsten und schämigsten Natur bleiben.

Was sich so im Welt- und Geschäftsverkehr als natürliche *Derbheit* und *Biederkeit* gibt, ist im ehrlichsten Falle Rohheit und sans façon; gewöhnlich aber nur eine plumpe Maske, hinter welcher die Verschmitztheit, die Gemeinheit und Unverschämtheit, in allen Fällen aber Trivialität, Unbelikatesse und Cynismus ein bequemes Spiel treiben.

Es ist so eine Lieblingsmeinung trivialer Naturalisten, daß die unverhaltenen Leute, die bei aller Gelegenheit offen mit der Sprache herausgehen, die Jeden in „*ihr Herz und in ihren Beutel gucken lassen*,“ unverfängliche, biedere Charaktere sind und daß

Digitized by Google

man die zurückhaltenden, schweigsamen Menschen mehr zu fürchten habe, als die, welche alles sagen, was ihnen auf die Zunge kommt. Dies Diktum bedarf aber vieler Einschränkungen, um eine Wahrheit zu sein.

Im Geschäfte und in allen ernsten Lebensverhältnissen sind die activen Menschen und diejenigen, welche die Initiative lieben, freilich männlicher, erker und ungeschriebener als die Praktikanten, welche alles hübsch an sich kommen lassen und so lange passen, bis sie die Schwäche des Nebenmenschen und ihren Vortheil ersehen; auch kann man zugeben, daß jungen Leuten eine Passivität, die weniger Bescheidenheit als List verräth, sehr verdächtig zu Gesichte steht. Dagegen verrathen gereifte und gealterte Personen, durch eine überall zur Schau getragene Offenheit und Activität, entweder eine Maske, hinter der sich ihre Praktiken und Beobachtungen verbergen, oder einen Mangel an Geschmack und Lebensart, der in gewissen Ständen zugleich auf große Rohheit und Unbeholfenheit oder auf wirkliche Dummheit schließen läßt.

Es taugt nichts, es nutzt nichts, ohne Auswahl offenherzig zu sein. Es ist unverschämt, schwächlich und thöricht, bei allen Gelegenheiten seine Gedanken zu sagen. Man soll mehr schweigsam als mittheilend, mehr passiv als complaisant, niemals aber ein Schwätzer und Lustigmacher sein.

Wenn ein Alltagsmensch sich in Experkerationen ergeht, so ist er bald so erschöpft, daß er schon durch die Wiederholungen widerwärtig wird; wenn aber ein gescheidter Mann sein Innerstes zeigt, so verstehen ihn wenige eben nur zu dem Behuf, um ihre Glossen zu machen. Expekterationen sind ein Heiligthum für den engsten Freundeskreis; wer sie überall zum besten gibt, profanirt die Mysterien des Lebens und sich selbst.

Schließlich mag man sich noch merken, daß Menschen, welche etwas Reelles besitzen, leisten, repräsentiren und verstehen, sich sehr selten mittheilend und complaisant finden lassen; daß sie es nicht der Mühe werth halten, auch über die Miserabilität ihrer Mitmenschen herzuziehen. Wer etwas Solides in der Welt vor sich gebracht hat, wer etwas Tüchtiges leistet, dem fehlt der Impuls und die Veranlassung, sich in Blasphemien über Welt und Menschen zu ergehen.

Ein schwaches Baumwollenzeug wird mit Gummi oder Stärkemehl gesteift, damit es besser hält, weniger fasert und schmutzt. So gibt es auch Leute, die sich durch Grobheit, Derbheit oder Cynismus die Kraft und Brauchbarkeit geben müssen, die ihrer natürlichen Ohnmacht gebricht; weiche Seelen, die äußerlich ein abstoßendes, schroffes Wesen annehmen, weil sie ihrer angeborenen Weichheit nicht trauen.

Wir alle, die Besten, haben das mit dem Papier gemein, daß wir geleimt werden müssen, andernfalls schlagen wir durch, nehmen jeden Schmutz an, und halten nichts aus.

Eben die edeln Metalle werden für den Gebrauch mit Kupfer legirt. Vergoldungen sind für die Thurmknöpfe am passendsten, auf Münzen und Rockknöpfen scheuern sie sich gar zu bald ab.

Wer bieder und gebildet zugleich ist, wem der heilige Respekt vor den Mysterien des Gewissens, der Wahrhaftigkeit und Gemüthsreinheit innewohnt, der wird diese innersten Seiten nicht für den gemeinen Gebrauch herauswenden. Selbst den Leuten aus dem Volke fehlt der Sinn für feine Lebensart und für ideale Fernen nicht ganz. Ein Pfarrer, der zu handbacken und derb moralisirt, gefällt nicht so, wie einer, der so sublim predigt, daß man ihn nicht versteht.

Die armseligste, robste Bauernmagd besitzt Idealsinn genug, um eine Delikatesse und Rücksicht, die ihr vom Brautigam geweidmet wird, zu schätzen und zu verstehen. Der robste Mensch hat eine Seite oder Stelle, durch die er mit der religiösen, der idealen und poetischen Welt korrespondirt, und je trivialer und gemeiner seine Alltagsbeschäftigung, Lebensstellung oder Anbildung ist, desto subtilmer und delikater sind nicht selten seine Neigungen und Erhebungen, falls er nämlich ein ungemeiner Mensch ist.

Es ist eine bekannte Erscheinung, daß eben geniale Gelehrte, Künstler, Dichter und Geistliche, die aus dem Strudium der idealen Welt eine Profession machen, ihre Erholung in sehr natürlichen Lebens- und Nebensarten suchen, also im Umgange nicht selten bis zum Cynismus derb und ungeniirt sind; es geschieht dies nach dem Gesetz der natürlichen Reaction.

Wer geschieht ist, wer die Leute billig und gerecht auffassen will, der wird nicht jedes Ceremoniell und jede feine Sitte für ein Symptom der Unnatur, des Stelzes, der Lüge und Unpopularität ansehen; aber er wird auch bei allem Respekt vor feinen Umgangsformen eine ganz sinn- und seelenlose Förmlichkeit und Tenrüre eines Dutzend-Artigen, hinter der sich Hochmuth, Unwissenheit und Blasirtheit übel genug verbergen, nicht mit der herzlichen oder humoristischen Weise eines genialen Gelehrten, Künstlers oder Staatsmannes vergleichen, bei dem die Derbheit oft nur die dicke Schale der Ananas ist, welche das weiche und süße Fleisch schützen muß.

Der Campagne-Soldat, der Schiffer, der Landwirth können nicht so delikat und fein geschliffen sein, als die Salondame und der Diplomat, und man fürdet bei ihnen eine treuherzige, ungekuchte Derbheit in der Ordnung; Brutalität aber wird selten nothwendig und nie zu entschuldigen sein, wenn sie als grundsätzliche Lebensart und als männliche Bravour zum besten gegeben wird.

Die alte gute Zeit gefiel sich nur zu oft in dieser angenommenen und forcirten Rohheit, während man heute die herz- und witzlose, unpersönliche Förmlichkeit übertreibt.

Es gibt in der That herzliche, ehrliche Grobiane und malitiöse, perfide Ceremonie-Menschen; mitten inne aber einen wahren Hafes von physiognomielosen und nichtsbedeutenden Mittelmäßigkeit. Herzliche Höflichkeit und eine Charakter-Energie, welche mit Liebenswürdigkeit, mit Anmuth gepaart ist, bleiben ein Ideal, das sich fast nie realisiren will.

In den Mysterien der Persönlichkeit allein lösen sich die Gegensätze von Natur und Geist, von Kraft und Grazie; gleichwohl affektirt man heute Unpersönlichkeit.

Das Genie und jeder Charaktermensch vertritt bei allen Gelegenheiten die ewigen Gerechtsame der Persönlichkeit, welche unser Heiland selbst zum Herzpunkt in dieser und in jener Welt gemacht hat; aber die modernen Dutzend-Menschen fühlen sich nicht mehr in ihrem Comfort, als wenn der schwächliche Kern ihres Wesens von den Elementen der Gesellschaft aufgelöst wird. Sie rehabilitiren dann die im öffentlichen Leben abhanden gekommene Individualität bei Winkel-Gelegenheiten als Hausväter, Geschäftsleute und Nachbarn in dem miserabelsten Eigensinns und Eigensinn.

Permanente Cyniker sind gemeiner, gefährlicher, unerträglicher als Personen, die aus den Sapungen des Salons ihre Religion bezichen.

Der wehlerzogene Mensch ist keinmal, auch nicht in der Wuth oder im Trunk, so natürlich wie ein Thier, und eben so wenig bringt er es über sein Herz, ein wohldressirter Salon-Narr oder ein raffirter Convenienz-Affe zu sein.

Nicht selten birgt sich aber doch hinter Salon-Feinheit eine sittliche Ambition, ein Glaube an Bildung, an persönliche Würde und ein Gewissen von der Bedeutung der Form, von der Ueberlegenheit des Geistes über die Natur, ein Ekel vor der natürlichen Gemeinheit und eine Furcht vor der Bestialität.

Viel seltener geschieht es, daß Cyniker mit ihren derben Späßen oder Grobheiten ein Gegengewicht für die Ueberfeinerung, die Prüderie und den falschen Idealismus erzielen. Diese Bedeutung können die cynischen Humore von alten Professoren, Künstlern, Hofleuten und Fürsten haben. Dagegen bekunden sich cynische Anstente, Forstmänner, Hauswerker, Techniker, Chirurgen und Naturforscher als Leute, denen die natürliche Reaction des idealen Geistes, alse die geistige Potenz und der Idealsinn überhaupt gebricht.

Wer es im Leben professionell mit der Materie zu thun hat, wer aus dem Scheeren und Schinken, aus dem Schacher, den Praktiken und Listen, aus dem Bisse des Werkzeglebens gar nicht herauskommt, und dann noch des Abends zum Zeitvertreibe die Naturell-Lebensarten in cynischen Humoren kultivirt, der ist sicherlich ein gemeinerer Mensch als der arme Schneider oder Barbier und Friseur, der in den Versuchen vernünftig, durch complaisante und mittheilsame Lebensarten, oder durch Kleidage und Tenrüren, den Hoveratieren äußerlich ähnlich zu sein, denen er die Toilette machen darf.

Es kommt vor, daß ein Cyniker und Grobian ein gemüthlich ehrlicher Nachbar, ein zärtlicher Ehemann und Familienvater ist. Wer aber die üble Laune, die Momente der Gemeinheit und Wuth dieser sentimentalen Cyniker riefürt hat, der will lieber mit dem Con-

Digitized by Google

venienz-Narren zu thun haben, als mit dem sogenannten ehrlichen Grobian, der in der Regel ein listiger Schwindler und Praktikus ist.

Jedes Genre im Verkehr ist mit einem mehr oder minder hautgreiflichen Malheur behaftet; die ernsthaften Knabbisten machen Langeweile, die zugeknöpften und schweigsamen Charaktere beengen uns den freien Athem, die geschwätzigen oder laut lachenden und naturell offenen Personagen entführen der Gesellschaft nicht nur den nobeln Schein und das feine Bonquet, sondern sie nehmen jedem Einzelnen das Gefühl derjenigen persönlichen Sicherheit, die nur in der feineren Bildung, in den menagirten Lebensarten verbürgt sein kann.

Wo überlaut gesprochen, gelacht, oder gar mit der Faust auf den Tisch geschlagen wird, wo sich die Gäste über eine mimisch plastisch veranschaulichte Anekdote, über eine Illustration zur menschlichen Naturgeschichte schreiig lachen wollen: da werden auch die elementaren Kräfte der Gebildeten und friedfertigen Gemüther beschworen. Das volle Gelächter, das Erzählen, Darstellen und Raisonniren, das Disputiren mit unverhaltenem Affekt, bewirkt einen Rausch, der die Leidenschaften entfesselt und namentlich den gebildeten Frauen ganz so bedrohlich werden kann, wie der Wein. Wer alle in einer Gesellschaft von Herren und Damen Geschichten zum Todtlachen erzählt, wer Disputationen herbeiführt, bei denen sich die Gemüther erhitzen, wer überhaupt ein Naturell-Genre ausspielt, ohne den feinen Takt, der zugleich ein Gegengewicht und ein Remedium zu geben versteht: der verschuldet gegen die feine Sitte einen großen Verstoß.

Es gibt Humore, in denen Sitte und Natur, Gesetz und Freiheit, persönliche Würde und Laune so glücklich und mit einem so überlegenen Geiste balancirt werden, daß sie als eine Wohlthat, als eine periodische Erlösung von dem sittlichen Zopf der feinen Conversationen von Jedermann empfunden werden, der nicht zu den präcisestirten Perrücken und Pedanten gehört; aber diese Humore fordern ein durchgebildetes Genie, und obendrein darf es sich nicht in subalterner Lebensstellung befinden; denn andernfalls empfinden es die Leute von Extraktion sehr unbequem, daß sie ihr Amüsement einem simpeln Doktor, Secretär oder gar einem Künstler und Literaten verdanken.

Diese Inkonvenienzen sind aber für den genialen Humoristen noch lange nicht die schlimmsten. Die gefährlichsten Abenteuer erfährt er von den gebildeten Naturalisten. Auch die feinsten Humore erwecken die plumpe Vertraulichkeit solcher kleinbürgerlichen Honoratioren, die der Erlösung von thiergequälerischen Conveniengen entgegenschmachten. So einer kann nicht dem Naturell-Drange widerstehen, seine breite Tatze dem Vortragenden auf die Achsel zu schlagen, und ihm seinen gemüthlichen Beifall mit dem Naturell-Complimente kund zu thun: „Verfluchter Kerl, wo er das alles herkriegt", oder wenn es ein lieber Schulkamerad ist, so heißt es: „Trink mal, liebe Seele, damit Du Dir nicht das Maul fettig reißt". Endlich, wenn das alles nicht passirt, so ist in etwas gemischten Kreisen immer ein Cyniker da, der die Gelegenheit gekommen glaubt, nach den freien Humoren abgeschmackte Zoten und elende Bademecums-Geschichten zum besten gibt.

Die letzte Nutzanwendung bleibt diese: die Freiheiten des Humors setzen eine Gesellschaft voraus, die sich selbst zügelt und kontrolirt.

Nur in den gebildetsten Kreisen kann man mit dem vollen Gefühl der persönlichen Sicherheit spaßig und lustig sein. Nur die Noblesse des Geistes absolvirt uns vom Ceremoniell. In echt aristokratischen Kreisen bewegt man sich unendlich feiner und leichter, als in dem Salon eines Parvenü.

Es gibt Familien, zu denen Jedermann freien Zutritt hat, der zu den Orts-Honoratioren gehört, oder in seinem Aeußern einem Gebildeten ähnlich sieht. Einer feierlichen Einführung bedarf es da nicht und ein Examen hält man in solchen Cirkeln weder von jemandes prüfenden Worten, noch von Muster-Manieren und intelligenten Blicken aus. Man amüsirt sich da, schon weil man ungeniirt ist, und man fühlt sich ungeniirt, weil man unter Leuten, die mit feinerlei Kritik chargirt sind. Man ißt und trinkt, man spielt und plaudert, man tanzt und musicirt, ja man verliebt und verlobt sich da, und verkehrt an naturel, so lange es geht; aber es geht für den geschmackvollen Menschen nicht lange; denn man wird bald gewahr, daß die gastfreien Leute so freigebig und kritiklos sind, weil ihnen aller Geist und Gehalt gebricht.

Es stellt sich also nur gar zu bald Ueberdruß und Langeweile, obenrein aber ein Gefühl ein, daß man sich zu wohlfeil mit seinen Talenten ausgethan, ja daß man sich in den Augenblicken Lächerlich gemacht hat, wo man der ungeeinten Gesellschaft mit dem eignen Geiste ein Element zuführen wollte, für welches sie nicht nur kein Organ besitzt, sondern dem sie sich durch ein ganz oberflächliches Treiben eben entziehen will.

Wo alle Welt willkommen ist, hat ein distinguirter Mensch keinen besondern Werth und keinen Platz.

Solcher Familien, die zugleich mit ihrer distinguirten Stellung und Bildung eine himmlische Naivetät und Anspruchslosigkeit verbinden, die eine ruhige, heitere, unbefangene Oberfläche zeigen, weil ihr Leben in den Tiefen weilt, gibt es so wenige auf dem Erdboden, daß ihre Berücksichtigung bei der Lebensregel eine Lächerlichkeit wird.

„Vermeide jene Cirkel," (schreibt eine Frau aus der vornehmen Welt ihrem jungen Sohne) „wo eine gewisse Ungebundenheit herrscht, wo hübsche Frauen zu sehen sind, deren wohlfeile Koketterien vor dem Tabackskampf und dem Witz kleiner Bürgersöhne nicht zurückbeben. Das sind die gefährlichen Plätze, wo Deine Sitten leiden können, weil niemand hier die so nöthige Strenge von ihnen fordert, und es erlaubt wird, sich zu amüsiren, dahingegen der Grundton jeder feinen Gesellschaft immer Langeweile bleiben wird. Nur wo wir uns langweilen, behalten wir immer die uns nöthige Geistesgegenwart, welche macht, daß wir die Rücksichten gegen andere nie aus den Augen setzen. Wenn ich mich irgendwo amüsire, so nehme ich an den Interessen der Gesellschaft Theil und fließe selbst welche ein, geschieht dies aber, so bin ich nicht mehr frei und nicht mehr auf meiner Hut; man kann mich frierlich überfallen und ich werde keine Antwort zu geben wissen. Mein Rath ist also: daß Du immer nur Gesellschaften besuchst, wo Du gewiß bist, Dich nicht zu amüsiren. Ein junger Mensch, wie Du, läßt sich zu leicht von seinem Kopfe oder seinem Herzen hinreißen. Zeige Dich gefällig und nachgiebig gegen das, was man so gewöhnlich Thorheit nennt; nichts ist beleidigender für die Gesellschaft, als die Miene eines Verbesserers."

„Wenn man über Dich lacht, so sieht man Dich gern; wenn man Dich achten muß, so wird man Dich gleich überflüssig finden. Es versteht sich, daß Du zu rechter Zeit nur gegen die rechten Leute Dich achtungswerth zeigen mußt. Das gehört nicht hierher."

Jetzt kommt die Wendung des Themas. Jene Regeln werden als Gegengewicht für den Naturalismus der Jugend ganz anwendbar sein, aber ihre Schattenseiten, die Gewöhnung an Grimasse und todte Förmlichkeit, die Abschwächung der natürlichen Charakterwahrheit und Originalität, der Mangel an Gemüthlichkeit und Unbefangenheit liegen auf der Hand. Der Dichter, der Denker, der Reformator werden in solchen Schulen des feinsten Takts und Geschmacks nicht gebildet.

Mit der Harmonie und Glätte der Formen, mit der verfeinerten Aesthetik und Kritik verschwinden die elementaren Kräfte, mit ihnen aber die Plastik und Genesis eines so verfeinerten Volkes.

Man wird in der Culturgeschichte und in allen Verhältnissen an die Lessingsche Fabel von dem kräftigen Bogen aus Ebenholz erinnert, welcher beim Anspannen der Sehne zerbrach, nachdem er zur Minderung seiner plumpen Festigkeit mit Elfenbeinperlen verfeinert worden war.

Allerdings gibt es Leute, denen die gesellschaftlichen Façons das Erste und Letzte bleiben, weil der Salon ihre Welt und Kirche ist, weil sich unter den Mysterien der körperlichen und diplomatischen Toilette ihr Leben entspinnt und abspinnen muß. Wer aber über Salonwirthschaft hinaus will, der muß verspinnen, was ihm Natur und Leben an den Becken gestickt haben. In der weiten, wirklichen Welt, im Handel und Wandel, machen Hanf und Lautweile bessere Geschäfte, als Seidenklunker mit Knöchen oder Baumwolle, die für Flachs passiren will, weil sie künstlich gepreßt und geglättet werden ist, und weil ihr von heiß gemachten Walzen die feinen Fäserchen fortgebrannt worden sind.

Digitized by Google

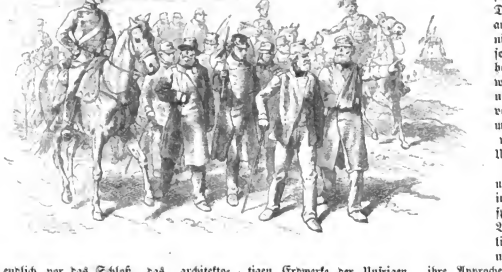
Ein Maler auf dem Kriegsfelde.

Von W. Camphausen.

(Fortsetzung.)

m 14. in der Frühe

ließen wir uns von unsern rheinischen Pionieren über die Meeresbucht nach Gravenstein, dem Hauptquartier des Prinzen Friedrich Carl, rudern. Dort nahm das militairische Gewühl und Getreibe einen wahrhaft großartigen Charakter an. Gleich am Ufer in einem Garten sahen wir köstliche Gruppen von Soldaten beim Abkochen. Der kunstvoll improvisirte Feuerherd mit der brodelnden, dampfenden Suppe darauf wird sofort dem Skizzenbuch überliefert zum Stolz seines Erbauers, eines Brandenburger Pioniers, der seinen Antornamen darunter gesetzt sehen will. Hier werden Zündnadelgewehre ebenso rasch als bequem gereinigt, dort von Mäßigen Kegel geschoben, abseit aber sitzt der Tambour, eine Epistel ins heimische Dorf auf der Trommel schreibend. In der Straße das tollste Gewirre und Durcheinander: Wagen und Reiter, marschirende Truppen, durch die Stafetten und Ordonnanzreiter sich mühsam hindurchzwängend; der ganze Knäuel wälzt nur windet sich nach seinem Ziel. Ist geräth die ganze chaotische Masse ins Stocken, die Fuhrwerke verfahren sich ineinander und scheinen für ewig unentwirrbar, bis derbe Flüche abwechselnd mit gemüthlichem Warten langsam wieder Luft schaffen.



So gelangen auch wir endlich vor das Schloß, das, architektonisch wenig bemerkenswerth, durch seine reizende Lage an dem kleinen von hohem Buchenwald umgebenen See, den Schwäne durchrudern, ein köstlicher Sommeraufenthalt sein muß. Hier auf dem weiten Vorhof ist der nächste Wagenplatz, auf dem die aus allen Gegenden des Landes zusammen requirirten Bauernwagen, alle nummerirt (ich sah welche mit der Nummer 3000 und mehr) aufgefahren stehen und unter Befehl eines Wagenmeisters ihrer Verwendung harren. Während eines dieser Fuhrwerke für uns in Bereitschaft gesetzt wurde, sahen wir in einem Zimmer des Erdgeschosses die ersten dänischen Soldaten, die in der Nacht zuvor von unsern Vorposten abgeschnitten und zu Gefangnen gemacht waren. Sie wurden eben von einem unsrer Offiziere einzeln verhört, um dann von einem Kommando rother Husaren vorerst nach Flensburg eskortirt zu werden. Bei den stets sich wiederholenden Namen von Hansen, Paulsen, Christensen, Nissen ꝛc. scheint es in der dänischen Armee nöthig geworden zu sein, die Leute noch einzeln mit einer Nummer zu versehen; deß belehrte mich die Adresse eines dort liegengebliebenen Briefes, den ich zur Erinnerung aufhob. Es sind kunstlose, innige Zeilen einer blutarmen Frau an ihren Gatten, die mit dem Postscript schließen: 1000 (in Zahlen geschrieben) Kys fra dine børn! (Tausend Küsse von Deinen Kindern.)

Wir bestiegen unser Fuhrwerk und gelangten nach Rübel mit seiner kleinen Dorfkirche, dem Friedhof davor und dem in einem Gehöft eingerichteten Johanniter-Feldlazareth, das sich durch das achtspitzige weiße Kreuz im schwarzen Felde, wie durch eine weiße Flagge über dem Dache kenntlich machte.

Weiter ging die Fahrt bei der bekannten Büffelkoppel vorbei, einem bewalteten Höhenzug, von dem die Dänen Ende Februar im hartnäckigen Gefecht unter großer Bravour der Unsrigen, namentlich auch des 3ten Jägerbataillons, hinausgetrieben und in ihre Verschanzungen zurückgeworfen wurden. Am Waldrande hatte der Humor der Leute sich in dem Aufstellen einer improvisirten Batterie aus alten Wagenrädern mit zerspätzten Baumstämmen darauf, sowie mit Strohpuppen als Bedienungsmannschaft, in ergötzlicher Weise Luft gemacht. Hier, zur Linken der Chaussee, bei dem kleinen Frendenthaler Gehöft, ließen wir unsern Wagen zurück und wandelten nach vorgezeigter Legitimation durch die Vorposten zu Fuß weiter. Am Wege lagen mehrere höchst malerisch zusammengeschossne und verbrannte Gehöfte; in dem letzten war ein Verbandplatz für die Blessirten aus den Trancheen errichtet, jetzt aber außer Thätigkeit.

Die kahle Höhe des Spitzbergs, die wir jetzt erstiegen, liegt in der Front der Schanzen und dem feindlichen Geschützfeuer völlig exponirt. Der Töne waren indeß auch heute sie höflich, nicht zu schießen, und so wurde der wiederholte Besuch, den wir in den nächsten und letzten Tagen vor dem Sturm hier machten, zu einem völlig gefahrlosen Unterhehmen.

Von hier aus genossen wir nun das interessante Schauspiel der tiefeitigen Beschießung in möglichster Nähe. Vor uns lagen die mächtigen Erdwerke der Unsrigen, ihre Approchen und Parallelen, in denen die einzelnen Batterien mit ihrer Bedienung im fortwährenden Feuern prächtig zu sehen waren. Dazu stiegen grade heute hinter den Schanzen von Alsen her kolossale schwarze Rauchsäulen von in Brand geschossenen Gehöften furchtbar majestätisch zum Himmel, ein kriegerisches Landschaftsbild von der ausgeprägtesten Charakteristik.

Wir stiegen dann herab in die Laufgräben und Parallelen, besahen uns die mächtig aufgeworfnen Wälle, die bei manchen die doppelte Mannshöhe erreichten, mit Faschinen, Schanzkörben und den dort zahllos verstreuten erratischen Blöcken befestigt waren und machten einige Bleistiftstudien daraus in unser Skizzenbuch. Während deß zog ein Bataillon 21er, vom Nachtdienst kommend, bei mir vorüber, und die bärtigen, wettergebräunten Gesichter wurden von mir ebenso aufmerksam gemustert, als ich in meinen banditenmäßigen Habitus von ihnen fast gleich verwundertlich angegafft wurde.

Nach kurzer Rast in Gravenstein ging unsre heutige Fahrt nach Flensburg zurück, ein über drei Meilen langer, einförmiger Weg

durch öde, unfruchtbares Haideland, charakteristisch für das ganze Innere der Halbinsel, während die Küstenstriche reich bebaut und mit den herrlichsten Buchenwäldern geschmückt sind.

Der Zweck unserer Rückkehr nach Flensburg war, uns nicht gar zu lange außer aller Fühlung mit dem Hauptquartier umhertreiben, da von jetzt ab täglich der Sturm zu erwarten stand. Da der Augenblick desselben innigst beziehungsweise bis zur letzten Stunde als tiefstes Geheimniß behandelt wurde, so mußten wir, ohne jede Anfrage von höherer Stelle, den rechten Moment zu versäumen befürchten. So gelangten wir denn spät Abends nach Flensburg, soupirten bei Rasch mit unsern Düsseldorfer Offizieren und begaben uns zur Ruhe.

Nachdem wir am andern Morgen die nöthigen Erkundigungen eingezogen, bestiegen wir, diesmal unter vielen Weitläufigkeiten, einen der sechshundert dort aufgestellten Wagen und rollten zur Stadt hinaus. Unterwegs trafen wir unter andern Abwechslungen einen Transportwagen mit Lebensmitteln für die Truppen, von dem ein kolossales Rumfaß herabgefallen und in unreitbarem Anslaufen begriffen war. Bereits war die ganze Chaussee mit seinem dustenden Inhalt überschwemmt, aber zugendweise liefen die benachbarten Häusler ab und zu, um in Eimern, Krügen und Geschirren aller Art von dem edlen Naß zu retten, was möglich war. Der zur selbigen Colonne kommandirte Unteroffizier mußte aber in Betreff des Durstes wohl aus der Art geschlagen sein, denn er stand steisch lächelnd dabei, mit einer Miene, die zu sagen schien: sic transit gloria mundi!

Kaum an der Fähre angelangt und abgestiegen, bemerkten wir den freundlichen Kronprinzen, der uns mit den Worten begrüßte: „Ah, meine Herren Maler, kommen Sie, ich will Sie dem Feldmarschall vorstellen.“ Der brave, alte Haudegen empfing uns höchst cordial und sah in seiner schwarzleinen Unterkappe, die weiße Kürassiermütze, in den Nacken geschoben, darüber, dem verwitterten, runzligen Soldatengesicht mit emporstarrendem Schnauz- und Schneeweißem Kinnbart originell genug aus.

Spät am Abend machten wir noch einen Spaziergang das stille Seeufer entlang und betraten dann unser behagliches Kneipchen im Fährhaus. Es sollte uns aber heute nicht ganz so wohl als sonst darin werden, indem eine Gesellschaft von drei Philistern der letzersten Sorte, Geschäftsreisende oder Gott weiß was für verflogene Vögel, sich zu uns niederließen. Der eine, wohl einheimisches Gewächs, schwatzte fortwährend von seinem „Freunde Mayen“, den er nothwendig und pflichtschuldigst noch besuchen müsse, wozu er unter, trotzdem ich ihm mehrmals meine Uhr, die bereits die zehnte Stunde wies, vorzeigte, durchaus keine Anstalt machte. „Freund Mayen“ aber war, wie sich erwies, niemand anders, als ein barmherziger Samariter des Dörfchens, der ihn, den völlig Fremden, vor einigen Tagen noch spät Abends mitleidig aufgenommen und genächtigt hatte und dem er sich dadurch ganz besonders dankbar zu erweisen hoffte, daß er diese Wohlthat heute abermals von ihm erbitten wollte, was ihm denn auch wirklich gelungen ist.

Mir ward endlich von alledem so dumm und verstimpelt zu Muthe, daß ich, plötzlich mit krampfhaftem Anlauf die Phalanx der würdigen Trias durchbrechend, das Weite und schier unmächtig das Bett suchte. Viel länger hat es mein mit etwas gedultigern Nerven ausgestatteter Freund H. auch nicht ausgehalten. Ich würde dieses Intermezzos hier nicht Erwähnung thun, wenn ich nicht, in bescheidener Nachahmung unsrer größten Klassiker: durch Contraste zu wirken, eine gewisse Folie für meine ferneren Charakterfiguren zu gewinnen hoffte.

Am 17. Morgens ging es wieder über Gravenstein nach dem Spitzberge. Etwa eine Viertelmeile hinter ersterem führt der Weg durch das Dorf Apbüll, dessen Kirche rechts an der Straße zum Pulvermagazin eingerichtet ist. Auf Anrufen des Postens muß in dieser unheimlichen Nähe stets im Schritt vorbeigefahren werden. Weiterhin am Chausseerande imponirt ein gewaltiger Artilleriepark von schwerem Geschütz, Mörsern und zu tausenden dort aufgehäuften Pyramiden von Bomben, Granaten und Wurfgeschossen aller Art, die, wenngleich noch ohne ihre Sprengladung, doch finster und drauend genug in den fröhlichen Morgensonnenschein hineinstarren, der ihre dicken, schwarzen Bäuche bebrütet.

Am Spitzberg angelangt, sahen wir die dänischen Krater, abermals in lautestem Schweigen, fast ausgebrannt, ihre noch übrigen Kräfte zur letzten grausigen Eruption aufsparend. Am Horizont umher aber stiegen, wie gestern, gewaltige Rauchsäulen brennender Häuser von Alsen her auf.

Wir hatten den heutigen Tag hauptsächlich zum Einsammeln von Skizzen bestimmt, womit wir denn auch die nächsten Stunden verbrachten. Den Gegenstand unserer Studien bildeten malerische Verpostenreplis mit ihren Kasematten, Parallelen-Details und endlich die zunächst an Seenser aufgeworfene Batterie Nr. V, in der der dert kommandirende kleine Fähnrich H. von der 3. Brigade uns durch mancherlei Berichte seiner jüngsten Erlebnisse freundlich Gesellschaft leistete.

In Gravenstein erfrischten wir uns im dortigen Gasthause, das von Offizieren aller Waffen angefüllt war, und fuhren nach kurzer Rast weiter.

Abends in Ekensund überraschte uns der Fürst von Hohenzollern mit dem Prinzen Anton, Hauptmann v. O. u. Lieutenant v. L. Da aber das ihm zustehende untere Zimmer von neu angekommenen Kriegsleuten vollgepfropft war, begnügte der Fürst sich damit, in der obern Etage den Flur einzunehmen, einen engen und niedrigen Gang, in dem ein Tisch mit etlichen Stühlen nothdürftig Platz fand. Bald saßen wir, des hohen Herrn freundlicher Einladung folgend, höchst behaglich dort zusammen bei kalter Küche, kräftigem Bordeaux und einer vortrefflichen Cigarre, letzteres hierorts ein seltener Genuß. Dabei würzten Kriegs- und Friedens-Anekdoten das Mahl, wobei ich, wie der Dampfaff seine Stückein, manch alte, vergessene Schnurre wieder auftischen mußte. Auch der junge Prinz A., der sich im Straßenanzug gesetzt von Beile zwei neue Decorationen erkämpft hatte, nahm lebendigen Antheil an unserm Gespräch, bis es Mitternacht wurde, als plötzlich die hohe Gestalt des Kronprinzen, im langen Mantel eingehüllt, in der nietrigen Behausung erschien und uns die geheimnißvolle Weisung gab, morgen früh zehn Uhr auf unserm Posten zu sein. Wenngleich verschiedene Anzeichen schon vorher für uns bemerkbar gewesen waren, daß „etwas im Werke sei“, so erfuhren wir doch jetzt erst die bestimmte Stunde für den am nächsten Tage befohlenen Sturm, und daß unsere fröhliche Unterhaltung allmälig einer ernstern Stimmung Platz machte, wird nur zu begreiflich erscheinen.

In solchen Momenten gestaltet die leicht erregbare Phantasie des Künstlers die Stimmung des Gemüthes unwillkürlich und alsbald vor dem innern Auge zu Bildern und kleidet in Form und Farbe, was dem Laien, wenn auch bei empfänglicher Natur und derselben Stärke der Empfindung, doch wohl nur als gestaltlose Verstellung erscheinen mag.

Von Jugend auf und später in Folge meines speziellen Künstlerberufes aufs eifrigste die Kriegsgeschichten alter und neuer Zeit studirend, sollte ich nun der unmittelbaren Wirklichkeit nahe geführt werden. In dem Vorgefühl des kommenden Tages war ich mächtig erregt und die mannigfachsten Betrachtungen und Gebanken durchwogten meine Seele.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Am Familientische.

Krone auf'm Kuppe.

Landleute und Kinder denken sich gekrönte Häupter mit einer Krone auf dem Kopfe; wer das für unglaublich hält, der hat wenig Umgang mit schlichten Landleuten gehabt, oder — er hat seine eigne Kindheit vergessen.

Jene Vorstellung brachte einst die Kaiserin von Rußland in große Verlegenheit.

Sie wohnte 1813 (damals noch Prinzeß Charlotte von Preußen) in Breslau im Schlosse. Hinter dem Schlosse lag eine Schlächterweise. Im einfachen Anzug ging die hohe Jungfrau damals mit einem kleinen Hündchen auf jener Wiese spazieren, auf der ein Junge die Hammel der Schlächter hütete. Das Hündchen lief auf die Herde los und jagte sie ans einander, ihr Hirter schalt und als das nichts half, verfolgte er den Hund mit der Peitsche. Die Prinzeß hat umsonst um Schonung, und als Bitten nicht half, befahl sie und sagte, er solle sich nicht unterstehen den Hund zu schlagen, sie wäre die Prinzeß Charlotte. Da sah sie der Junge verächtlich an und rief: „Was, Sie will eine Prinzeß sein! Sie hat ja keine Krone uff'm Kuppe (seine Krone auf dem Kopfe); nu wer' ich ihren Hund erst recht durchkarbatschen, weil sie leit (lügt)" und damit hieb er von neuem auf den Hund los. Zum Glück kam ein königlicher Bediente der Prinzeß zu Hilfe gelaufen. Da er aber keine Krone mitbrachte, so wurde der Junge zwar überwältigt, aber nicht überzeugt.

Etwas vom Kaiser Franz II.

Als im Jahre 1817 der Kaiser mit seiner Gemahlin, die eben erst mit ihm verbunden war, die Provinz Galizien bereiste, nahten sich ihm viele mit Bittgesuchen. Unter andern erwartete ihn, mit einer Bittschrift in der Hand, ein junges Mädchen auf einem Hausflur und warf sich ihm zu Füßen. Er hob' sie auf und sagte: „nicht knieen vor Menschen, nicht knieen!" und fragte beruhigend nach ihrem Begehr. Sie war so bewegt, so belangen, daß sie nicht sprechen konnte. Der Kaiser redete ihr freundlich zu und fragte wiederholt: „Was möchten Sie denn gern?" Da erwiderte sie endlich: „Ich möchte gern heirathen!" der Kaiser lächelte und sagte: „Ja, da muß man sich eins suchen, ich hab's auch so gemacht!" — Da setzte sie sich und erzählte stotternd, sie sei versprochen mit einem Offizier, aber der Heirathsconsens werde ihr verweigert, weil sie nicht das gesetzlich vorgeschriebene Vermögen habe. „Ja, mein liebes Kind," sagte der Kaiser, „das Gesetz kann ich nicht ändgiren, aber wir wollen sehen, ob wir die Sache nicht doch noch arrangiren können." Er nahm ihr die Bittschrift ab und einige Tage darauf bekam sie die Anweisung, sich die gesetzlich vorgeschriebene Mitgabe aus der Chatulle des Kaisers anzahlen zu lassen.

Als das bekannt wurde, bekam der Kaiser unzählig ähnliche Bittgesuche, aber keins hatte ähnlichen Erfolg. Um alle Heirathsbittigen auszustatten, wäre kein Kaiserreich reich genug gewesen.

So freigebig sich der Kaiser bei jener Gelegenheit zeigte, so wirthschaftlich belohnte er bei einer andern Gelegenheit. Er ritt über eine Brücke, da jagte ihm der Wind den Filzhut vom Kopf und ins Wasser; ein Soldat, der das sah, schwang sich über das Brückengeländer, stürzte sich ins Wasser, schwamm dem Hut nach und brachte ihn dem Kaiser, und der Kaiser faßte in die Tasche und gab dem Soldaten — einen Zwanzigkreuzer, etwa sieben Silbergroschen. Das hat nun ausnehmend gefallen. Wer sein Leben wagt um den Kaiser zu retten, verdient eine kaiserliche Belohnung, wer es wagt um einen Filz zu retten, eine filzige Belohnung.

v. S.

Die „Times".

Wie Jedermann, habe auch ich mein Steckenpferd, nämlich: Bücher, Zeitungen, illustrirte Blätter u. dgl. Wo ich kann, vermehre ich meine Sammlungen durch neuen Zuwachs und mache vollen Anspruch auf die erste Categorie der Passagiere in Sebastian Brants Narrenschiff, in welchem er die Büchernarren als Hauptmann in höchsteigener Person anführt. Man wird sich deshalb mein Entzücken denken können, als mir im vorigen Jahre, beim Umherwandern in der City von London — ich glaube, es war in der berühmten Fleetstreet — eine Nummer des Weltblattes „Times" vom Jahre 1798 auf einem offenen Buchtaam entgegenschaute. Ich hätte ein erkleckliches Stück Geld für solche Rarität gegeben und war fast enttäuscht, als man mir nur 3 Pence abverdrate. Es war eben kein Original, aber ein getreuer Abdruck der Originalnummer, in welcher Nelsons Sieg über die französische Flotte berichtet wurde. Froh trug ich meinen Schatz nach Hause und habe ihn auch glücklich übers Meer gebracht. Er ist jetzt ein Hauptstück meiner Sammlung von Zeitungsblättern.

Wie winzig und jugendlich nimmt sich doch dieses Blatt des vorigen Jahrhunderts neben der „Times" von heute aus! Damals ein Journal von zwei Blättern, von der Größe der Berliner Nationalzeitung, mit vier Spalten; heute ein Riesenblatt von acht, oft zwölf Blättern, jede Seite mit sechs engedruckten Spalten. Nur der Preis ist derselbe geblieben; denn 1798 kostete es 6 Pence, wofür es auch 1864 verkauft wird. Die allmählige Entwicklung dieses Weltblattes bildet ein Stück Culturgeschichte; einiges sei darans hier mitgetheilt!

Das vielfach und mit Recht geschmähte Weltblatt wird von Herrn Edmond Abent „der König der Journale, aber ein anfrichtig constitutioneller König" genannt. „Es hat keine eigene Meinung," sagt dieser beglhmte französische Publicist; „es regiert vielmehr, von Tage zu Tage, die Meinung des Mittelstandes Englands in seine Spalten. Der Mittelstand sagt: „weiß", die Times sagt: „weiß"; er sagt: „schwarz" und die Times spricht es nach. Sie wird für alle Zeiten aushanern, wenn sie immer weise genug ist, sich der öffentlichen Meinung zu unterwerfen."

In seiner „Geschichte des Krimkrieges", zu welchem Ausbruch die Times, nach ihm, sehr viel beigetragen haben soll, zeichnet Serjeant Kinglake die Entstehung dieser gewinnreichen Taktik. Die Gesellschaft, welche das Blatt seit lange in Händen hat, besoldete in den ersten Jahrzehnden seines Bestehens etliche Müßiggänger, namentlich längere Zeit einen lungen Geistlichen, um an öffentlichen Versammlungsorten sich umherzutreiben und ausfindig zu machen, was die Leute über die Hauptfragen der Zeit dachten und sprachen. Er war angewiesen, nicht auf auffrerordentlich thörichtes Gerede, noch weniger auf gescheute Männer zu hören. Seine Pflicht war, abzuwarten, bis ein gemeinsamer und plausibler Gedanke an verschiedenen Orten geäußert wurde und zwar von vielen Leuten, die vermuthlich sich nie gesehen hatten. Diesen Gedanken trug er als Beute seinen Prinzipalen zu, ihn alsdann in ihrem Blatte verbreitenden, als die Meinung des Landes. So sicherten sie sich den Beifall der Menge, als deren Vertreter sie auftraten.

Auf solche Weise ist dies merkwürdige Blatt zu einer Macht heangewachsen, in welcher der ganze Einfluß der Presse culminirt und welcher keine andere Zeitung in der Welt gleichkommt. Seine ungeheure Verbreitung und der große Reichthum seiner Eigenthümer, die hervorragenden Talente, über die es gebietet und die Mannigfaltigkeit seiner Nachrichten, die im anziehendsten und pikantesten Style dargeboten werden, haben es zu einem Selbstherrscher in der Gelehrtenrepublik gemacht. Aber, wie gesagt, es hat sich nur stufenweise zu dieser Stellung emporgeschwungen. Die erste Nummer erschien im Jahre 1788 und hatte lange Zeit durchschnittlich zwanzig Annoncen täglich und einen unbedeutenden Leitartikel. Erst im Jahre 1800 stieg es durch die Umsicht des Hauptteigenthümers, Mr. Walter, der außer der oben geschilderten Taktik ein neues Mittel anwandte. Dies war das Annoncenwesen, welches er systematisch entwickelte, und das seitdem so gestiegen ist, daß heute anstatt 20, die Times durchschnittlich 2000 Annoncen jeden Tag enthält, wofür die Eigenthümer gegen 600 Pfund (etwa 4000 Thlr.) einnehmen. Im vorigen Jahrhundert enthielt sie kurze, aphoristische Nachrichten vom In- und Auslande, gelegentlich einige schlechte Verse, Schiffsberichte und allerhand Hof- und Gassenklatsch. Heute enthält sie, außer den Annoncen, 48 Spalten der ausführlichsten und vollständigsten Mittheilungen aus allen Theilen der Welt: 4 große Leitartikel, literarische Kritiken, Parlamentsberichte und werthvolle Briefe von einer Anzahl gutbezahlter und sorgfältig ausgewählter Mitarbeiter.

R. K.

Herrn A. K. in Altena. Freundlichen Dank für ihren „Gruß aus Daheim". Er ist uns ein neues Zeichen des herzlichen Willkommen, welches unserm Blatt aus allen Gauen entgegentönt, aber bringen können wir ein so warmes Lob unserer selbst begreiflicherweise nicht, und wenn die Verse noch so anmuthig sind. D. R.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des „Daheim" in Leipzig, Poststr. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von **A. Klasing** in Bielefeld, herausgegeben von Dr. **Robert Koenig** in Leipzig.
Verlag der **Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing** in Bielefeld und Berlin. — Druck von **Fischer & Wittig** in Leipzig.

Digitized by Google

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und in Monatsheften. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.
Preis jährlich 2 Thlr., vierteljährlich ½ Thlr.

1865. Ausgegeben im October 1864. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 4.**

Marie und Maria.

Novelle von Ottilie Wildermuth.

(Fortsetzung.)

„Wie Du befiehlst, Madonna," rief er lachend, glücklich trotz dem Scheiden. Bei der unvermutheten Begegnung hatte ihn Mariens Lieblichkeit überrascht; was er seither als einen Besitz angesehen, nach dem er nur die Hand auszustrecken brauche, erschien ihm nun auf einmal als ein begehrenswerthes Gut. „Leb wohl denn, Liebchen, auf Wiedersehn daheim!" sagte er und umschlang sie noch einmal. Marie blieb still, nur als er schon auf der Schwelle war, sagte sie, tief erröthend, mit leicht bebender Stimme: „Georg, wir sind allein beisammen gewesen und Du hast mich geküßt; das darf ich nur leiden von dem, dem ich eigen gehöre für das ganze Leben. Ich muß der Mutter schreiben, daß wir jetzt Braut und Bräutigam sind, obgleich sie's noch nicht gewollt hat; der liebe Gott geb's seinen Segen. Wir sind ja schon verlobt worden, wie ich in der Wiege war," setzte sie leise, wie zu ihrem eignen Trost, hinzu. Sie hatte seither in mädchenhafter Scheu die Augen gesenkt, jetzt erhob sie sie, sah Georg so recht tief und vertrauensvoll an und sagte: „Nicht wahr, Georg, Du hast es ernst gemeint?"

„Von ganzer Seele, Du liebliches Lieb!" rief er, überrascht von dem seltsamen Ernst des sonst so harmlosen Kindes, „ich wünsche nichts Besseres und Schöneres, als daß Du bald mein eigen wirst, je früher je lieber". Er beugte sich noch einmal zu ihr, leise berührten Mariens Lippen die seinen, sie legte ihre Hand in die seine und sagte: „Lebe wohl." Lange noch klang ihm der tiefe, süße Ton ihrer Stimme im Herzen nach.

Sechs Jahre waren hingegangen, seit Georg sein Bräutchen im Sturm erobert, und er wunderte sich, wie dem Erzvater Jakob seine sieben Jahre kurz hatten dünken können, ihm kamen die sechs gewaltig lang vor, und doch war er noch so jung! Die „kekigen Jahre," sonst so sehr gerühmt, hatten manches Peinliche und Drückende für ihn gehabt; er sah dem eignen Herd mehr als einer Befreiung, als wie einer Beschränkung entgegen.

Bei der Mutter konnte er sich nicht mehr heimisch fühlen. Sie hatte freilich ein eignes Zimmer in dem großen Gasthof, aber sie fand das Alleinsein langweilig und angreifend, weil, wie sie sagte, der Kummer noch so an ihr nagte. So hielt sie sich denn lieber in dem sogenannten Familienzimmer der Schwester auf, wo man in Gemeinschaft mit den „Kochjungfern", jungen Fräuleins, die hier ihre Küchenstudien machten, leichte Geschäfte für Küche und Tafel besorgte und wo alte Stammgäste und junge Handelsreisende Zutritt hatten und die Damen mit mäßigem Aufwand von Geist unterhielten.

Er konnte nicht klagen über die Aufnahme bei seiner Tante, sie war stolz auf ihren stattlichen Neffen, er hatte sein Couvert an der Table d'hôte, er durfte das Zimmer des Herrn Kolb, eines langjährigen Hausgasts und soliden Handlungsreisenden, in dessen Abwesenheit einnehmen (und ein so reinlicher und geordneter Mensch war der Herr Kolb, wie die Tante versicherte, daß der Neffe sein Bett und Zimmer unverändert in Besitz nehmen konnte). Aber trotz dieser Wohlthaten fühlte er sich nicht daheim und freute sich auf das Dachstübchen, das ihm in der Mühle aufbehalten war und dem Marie mit einigen Auktionseinkäufen des Vaters, einem alten Himmels-Globus, einem Kompaß und ein Paar Kupferstichen ein gelehrtes Ansehen gegeben.

So freilich fand er's in der Mühle auch nicht, wie bei seinem Freund, dem jungen Referendar, wenn der seine Braut besuchte, eine reiche Kaufmannstochter in der Stadt, wo seine Mutter wohnte. Dieser wurde stets mit besonderer Ehre empfangen, mit einem Festmahl begrüßt, machte Morgens Spaziergänge und Besuche mit der Braut am Arm, und Nachmittags fröhliche Lustfahrten, zu Wagen oder zu Schiff, mit dem ganzen Familienkreis.

Da ging's in der Mühle stiller zu; ein langer Brautstand ist auf dem Land überhaupt selten und ein bräutlicher Verkehr wird da nicht günstig angesehen, was nicht eben für die Reinheit und Zartheit der Gesinnung bei den „harmlosen Bewohnern der Hütten" spricht.

So durfte Georg nicht viel anders mit seiner Braut verkehren, als wenn er nur der Pathe der Eltern, der Georg vom Tannenhof, gewesen wäre, er durfte Sonntags mit ihr

Digitized by Google

zur Kirche wandeln ehrbarlich zwischen Vater und Mutter, auch einen Spaziergang mit ihnen machen durch Feld und Wiese. Einen einsamen Gang mit Marie gestattete die Mutter schon nicht gern: „Meidet allen bösen Schein, die Leute sind nun schon einmal so," sagte sie entschuldigend. „Ihr könnt einander noch lang genug am Arme führen," meinte der Müller. Zu gemeinsamen Fahrten mit der Braut und dem Schwiegerpapa, zu denen dieser zu Zeiten schon willig war, hatten Marie und Georg selbst weniger Lust, an dritten Orten wußte er sich dem Müller gegenüber nicht so in den rechten Ton zu finden.

Marie selbst blieb freilich die lieblichste Erquickung der Ferienzeiten, in der holdseligen Freundlichkeit, mit der sie ihn begrüßte, in der sorglichen Geschäftigkeit, mit der sie auf all seine Bedürfnisse Rücksicht nahm, und in der kindlichen Fröhlichkeit, mit der sie auch in seine lustige Studentenlaune einging, — nur in Zukunftsplane wollte sie nicht mit ihm eingehen, wie schön er auch auszumalen wußte, wie die Frau Doktorin daheim auf ihn warte, wenn er von nächtlichen Reisen heimkehre, oder wie lustig sie im eignen Chaischen über Land fliegen würden; — sie schüttelte leise den Kopf dazu: „Sag lieber nicht so," bat sie, „ich meine sonst, es komme gar nicht zum Ziel. Wenn ich so weit denken will, so ist mir's, wie wenn ein schwarzer Strich mitten durch gemacht würde und ich muß immer weinen."

Die Studienzeit hatte in einem guten Examen ihren Abschluß gefunden, aber die Abhängigkeit von dem Müller, die ihm immer peinlich gewesen, war damit noch nicht zu Ende.

Wie viel Mühe hatte Georg gehabt, dem Vermund begreiflich zu machen, daß es gut und nöthig für ihn sei, nach Vollendung seiner Studien zu reisen. „Kann mir nicht recht denken, zu was selbiges dienen soll," sagte der Müller bedächtig. „Ich laß mir's gefallen, wenn ein Handwerksbursch reist, will sagen ein Schuster oder ein Schreiner, der sieht allenthalben wieder eine neue Mode, eine andere Manier, wie sein Handwerk betrieben wird, ein geschickteres Holz oder ein besseres Leder, das er dann verwenden kann, wenn er wieder heim kommt. Krankheiten herumtragen sind immer das nämliche, und wie man sie kuriren soll, das lernt man ja auf der Universität und hernach eben, wenn man's selber probirt. Wenn einer zum Beispiel in Berlin einen Fuß bricht, so muß er akkurat so eingerichtet werden, als ob er ihn in meiner Mühle gebrochen hätte, nur daß der eine Doktor eher Chirurg eine geschicktere Hand hat, als der andere, da thut aber das Reisen nichts dazu. Unser alter Barbier Manser drüben, der richtet gebrochne Glieder ein, wie keiner, am allerbesten, wenn er einen Rausch hat, und der ist nicht zum Ort hinausgekommen."

„Aber die innerlichen Krankheiten, Fieber und dergleichen, treten in andern Gegenden oft in verschiedener Gestalt auf," sagte Georg ungeduldig.

„Hilft Dich wieder nichts," entgegnete phlegmatisch der Müller, „denn g'setzt den Fall, ein Nervenfieber in Paris sei anders, als eins bei uns, was nutzt das Dich, wenn Du doch vaterländische und keine Pariser Nervenfieber kuriren sollst."

Endlich hatte sich der Müller doch bereden lassen und hatte dreihundert Gulden zur Reise verwilligt, „ein Heidengeld," mit dem man nach seiner Meinung sollte bis aus Ende der Welt reisen können; daß das nur zu ein Paar Monaten in Wien ausgereicht hatte, wollte er nun und nimmermehr begreifen, er war doch auch gereist seiner Zeit, und das nicht schäbig.

Nach seiner Rückkehr wollte Georg sein Heil als Praktikus in einer kleinen Stadt versuchen. „Sobald Du Dein eigen Brot ißt, sobald Du als lediger Mann von Deinem Einkommen auch nur zweihundert Gulden jährlich zurücklegen kannst, sobald kriegst sie," sagte ihm der Müller; „wenn's dem Mann wohl sein soll in seinem eignen Haus, so muß er wissen, daß er sein Weib ernähren. Was mein Mädchen einmal mitbringt, das wirst doch nicht wegwerfen und wirst froh daran sein, aber wissen muß ich vorher, ob Du sie auch ohne mich erhalten kannst."

Marie war kein Kind des Dexes in dieser Beziehung. Es fiel ihr nicht ein, sich deshalb einen Werth beizulegen, weil sie ein reiches Mädchen war. Georg stand in ihren Augen so hoch, seine Liebe erschien ihr also ein so wunderbares Glück, daß alles, was sie dagegen bieten konnte, ihr gering und klein erschien.

Der Müller hätte am liebsten gehabt, wenn Georg in der allernächsten Stadt sein Heil als Praktikus versucht hätte. Die vermuthschaftliche Liebe auf dem Land, die in der Regel ganz und gar keinen sentimentalen Charakter hat, hat etwas Pflanzenartiges, sie kann kein Lostrennen ertragen: aus demselben Haus, aus dem man erst noch die gröbsten Schimpfwörter gehört, mit denen sich die nächsten Angehörigen beehren, ertönt ein herzzerreißendes Jammergeschrei, wenn die Tochter mit ihrem Neuvermählten etwa zwei Stunden weit wegzieht.

Bei dem Müller, dem sein Töchterlein wirklich seiner Augen Licht und seines Herzens Freude war, war es um so natürlicher, daß er wünschte sie nahe zu behalten, er machte auch Georg den Vorschlag, eine Zeit lang ganz in der Mühle zu bleiben, unter den vielen Mahlkunden stoße doch da und dort einem etwas zu, und er könne sich da so ganz beiläufig eine gute Praxis in der Gegend erwerben. Georgs Wunsch war das gerade nicht. Er war zwar nicht so absprucksvoll wie jener Lieutnant, der nur heirathen wollte, wenn der Brief an seine Schwiegermutter einen Thaler koste, doch wünschte er keine zu unmittelbare Nähe seines Schwiegervaters: er fürchtete sonst gar nicht aus der Vormundschaft zu kommen. Zwar war der Müller ein geschickter Mann, führte auch öfters als Dilkum seines Vaters an: „man kann den Leuten fast bei allen helfen, aber Hansen und zäh Fleisch beißen, das muß man die Leute allein thun lassen;" aber ganz, fürchtete doch Georg, könnte er nicht unterlassen, einen jungen Haushalt einmal nach seiner Anschauung leiten zu wollen.

Auf den Rath seines Freundes, der nun als Aktuar seine Braut heimführte, hatte er sich denn in der kleinen Stadt Pulverdingen niedergelassen, die Verhältnisse sollten dort gar nicht ungünstig sein; der Oberamtsarzt sei vornehm und stehe nicht bei Nacht auf, der Wundarzt, der auch prakticire, sei sehr grob, was bei alten Aerzten zwar zu Zeiten eine geschätzte Eigenschaft ist, bei jungen aber doch nicht gerade empfiehlt; auch waren stehende Wasser in der Nähe, was öfters Fieber erzeugt, ferner lag ein Judendorf im Bezirk, und Juden gelten für sehr wünschenswerthe Kunden für einen Arzt, da sie sich sehr vor dem Sterben fürchten und deshalb bald ärztliche Hilfe suchen, und da sie nicht zu Quacksalbern gehen.

Unter so günstigen Auspicien bezog denn Georg zwei beschiedne Zimmer im Hause eines Kaufmanns und bot im Pulverdinger Wochenblatt dem verehrten Publikum, — hoher Adel war nicht vorhanden, — seine Dienste an.

Ach, aber das verehrte Publikum schien gar nicht beeilt, diese schätzbaren Dienste in Anspruch zu nehmen! Es schien, als ob sich der Gesundheitszustand in Pulverdingen ohne ärztliches Zuthun wesentlich gebessert habe, als ob der vornehme Arzt leutselig und der grobe fein geworden sei, — niemand pochte an die Pforte des jungen Arztes, als die Magd, wenn sie ein Frühstück brachte.

Er hatte, ebenfalls auf den Rath seines erfahrnen Freundes, einen grinsenden Todtenschädel und ein Paar schauerliche Armknochen auf seinem Bücherstell aufgepflanzt, um seinem Zimmer ein recht ärztliches Ansehen zu geben, er blieb den ganzen Tag zu Haus, damit er gewiß zu finden sei, er ging Abends regelmäßig in den Stern, wo die Honoratioren der Stadt ehrbarlich kneipten, um sich bekannt zu machen, — vergeblich. Zwar unterhielt ihn Jedermann, mit dem ihn sein Geschick zusammenführte, äußerst freigebig von seinen körperlichen Beschwerden: der Oberamtsrichter von seiner Gicht, der Gerichtsnotar von seinem Magen, der Kameralverwalter von seiner Leber, Frau Metzger, seine Hauswirthin, regalirte ihn nicht nur mit der Geschichte sämmtlicher Krankheiten und schwerer Wochenbetten, die sie selbst durchgemacht, sondern auch mit allen abnormen Zuständen und schrecklichen Operationen, die bei ihren „Geschwistrigkindern" und sonstigen Familienliedern schon vorgekommen seien, — aber was half's ihm, daß er sehr sachverständig und theilnehmend über diese Leiden sprach, — die Leute hörten seine Vorschläge herablassend an, hatten selbst wohl schon die vorgeschlagnen Mittel gebraucht; rufen ließ ihn kein Mensch, und manch offene Seele sagte ihm geradezu, es sei eben unmöglich, sich mit dem Oberamtsarzt zu verfeinden, wenn man auch mehr Glauben an einen jungen Doktor hätte. Auch die Juden, auf deren Todesschein man so viel Hoffnungen gebaut, wollten sich nicht einfinden; mit der ihnen eignen Loyalität hielten sie denn doch den obrigkeitlich angestellten Oberamtsarzt für den sicherstern, und Georgs einzige Patientin war nach Monaten noch die Ladenjungfer der Frau Metzger, ein ältered, etwas

Digitized by Google

unterdrücktes Frauenzimmer, die ihn eines Morgens um Erlaubniß gebeten hatte, ob sie ihm nicht „ihre Leidenschaften offeriren dürfe?“ die seine Salbe gegen den Fluß im Fuß mit großer Pietät gebrauchte und ihm als Honorar die Henkel an seine Röcke und Knöpfe an die Beinkleider festnähte.

Georg fühlte sich sehr gedrückt von dieser Lage der Dinge, er sah sich im Stillen nach einem andern Ort um und machte nicht gern Besuche in der Mühle, so sehr ihn oft verlangte, in Marien's treue Augen zu sehen. Marie fragte ihn nie, wie es gehe, sie hatte stets ein fröhliches Lächeln, eine kleine Ueberraschung für ihn bereit und beruhigte ihn über jedes Mißlingen; aber der Müller brachte ihn fast außer sich mit der jedesmaligen Frage: „Nun, wie viel Patienten? will's noch nicht gehen?“ Die Mutter hatte stets ein tröstliches Sprüchlein bereit, der dicke Christian hingegen, allmälich ein großer Bengel geworden, erhielt vom Schwager eine tüchtige Ohrfeige, als er ihn mit dem Schulverräthen verhöhnte:

Doktor, wenn D' kuriren mußt
Brich der j'erst Dein' eigen Fuß.

Er hätte freilich jetzt die schönste Muße zu wissenschaftlichen Arbeiten, zu allgemeinen Studien gehabt, — aber es fehlte der rechte Trieb, die rechte Freudigkeit dazu. Nur sehr wenige und besonders bernsene Geister finden Freude und Lust zu geistigem Streben und Schaffen ohne den Boden eines festen Berufs, ohne unmittelbaren Zweck, auch diese vielleicht nicht, wenn sie zunächst das Verlangen nach Unabhängigkeit und einer eigneu Heimath untreibt. Ja, mit Marien freute er sich, einmal seine Lieblingsdichter zu lesen, mit ihr, die für das einfach Schöne einen so offnen Sinn hatte, — jetzt, so allein, fand er keine Freude daran, und sein Zimmer war so langweilig, so wenig anregend, mit alleiniger Ausnahme auf Dächer: er ärgerte sich über sich selbst, daß er in der Stille fortwährend auf Patienten wartete, — kurz, er wurde jeden Tag verdrießlicher und minder liebenswürdig. Die Müllerin hatte gut predigen:

Thu das Deine und wart in der Still,
Zur rechten Stund' g'schieht Gottes Will.

Die saß geruhig in ihrer Mühle und war froh, ihr Töchterlein noch zu haben, er aber, ein Mann, seiner Kraft und seiner Kenntnisse sich bewußt, er sollte müßig faßten, elenden Philistern den Hof machen und sich wie ein Schuljunge die Kreuzer vorzählen lassen, denn er war noch nicht mündig und wußte nicht einmal genau, wie es um sein Vermögen stand.

Er besuchte die Mutter wieder einmal; er wollte sehen, ob sich nicht vielleicht in der größern Stadt etwas machen ließe, etwa mit der Protektion der Tante Gastwirthin, — er lachte höhnisch über seine eigene Geringheit. Er traf die Mutter in seltsamer Aufregung und konnte sich ihr Wesen nicht recht erklären; zärtlicher als sonst je in den letzten Jahren, schien sie doch eine gewisse Scheu vor ihm zu haben und womöglich zu verhindern, daß er mit ihrer Schwester allein blieb. Es war ihm lieb, daß sie ihn nach Tisch bat, mit ihr spazieren zu gehen, was sonst nicht ihre Gewohnheit war: bei der Mutter konnte er doch wenigstens sein Herz ausschütten über alles, was ihm drückend und verdrießlich war, er mochte das nicht einmal bei Marie.

„Nun bedenk', wie erstaunlich jung Du bist,“ tröstete ihn auf seine Klagen zu seinem abermaligen Verdruß die Mutter. „Müßtest ja noch Alterdiepend haben, wenn Du jetzt schon heirathen wolltest! Pressir's doch ja nicht, lieber Georg, die Marie ist mir lieb wie ein eigen Kind, aber jetzt ist's doch Deine beste Zeit, die Sorge und Mühsal des Ehstandes kommt früh genug.“

„Ei, Du hast's gut gehabt, Mutter,“ warf Georg ein.

„Wenn's köstlich gewesen ist, se ist's Mühe und Arbeit gewesen,“ erwiederte Frau Rau salbungsvoll; „ja, in späteren Jahren,“ setzte sie mit einer gewissen Verlegenheit hinzu, „da spürt man oft, daß man eine Prüfung nöthig hat durch den Ehstand, aber so jung wie Du, da darf man ja in andern Ständen noch gar nicht aus Heirathen denken, laß Du Dir's nur noch recht wohl sein: Ledige Haut schreit laut.“ Georg schrie nicht laut, er schwieg verdrossen.

„Es ist eben betrübt, wo kein Vater ist,“ begann die Mama wieder mit einem Seufzer. „Wenn Du jetzt zum Exempel einen Vater hättest,“ — hier ging's etwas zögernd, „und wenn's nicht Dein leiblicher wäre, — einen gesetzten Mann, der Bekanntschaft in der Welt hat, — und mehr Einsicht als der Müller, welcher ja übrigens ein rechtschaffner Mann ist, — der würde gewiß ein paßlicheres Ort für Dich ausfinden.....“

„Na, dazu braucht's keinen Vater,“ murrte Georg, noch immer verdrossen, „muß es eben wo anders probiren.“

„Georg,“ fing jetzt die Mutter ohne weitere Umschweife an, „was wirst Du dazu sagen, daß ich den Entschluß gefaßt habe, mir noch einmal einen Lebensgefährten zu erwählen?“ Georg sagte gar nichts, besonders erfreut sah er gerade nicht aus. „Du glaubst nicht, wie schwer ich es genommen habe,“ versicherte die Mutter, — Georg hatte doch so viel Selbstüberschung und kindlichen Respekt, um nicht herauszuplatzen: „warum hast Du's denn nicht bleiben lassen?“ wie ihm allerdings auf der Zunge lag.

Trotz der nicht sehr ermuthigenden Aufnahme ihrer Mittheilung begann Frau Rau wieder in etwas kläglichem Ton: „Du glaubst nicht, wie allein und schutzlos eine Wittfrau eben in der Welt steht, und wie der Kummer um Deinen Vater an mir genagt hat: ich wäre wahrhaftig noch ausgezehrt, der Doktor sagte es selbst, wenn ich mich nicht zu einer kleinen Zerstreuung entschlossen hätte. Und der Herr Kolb ist auch se ein gesetzter, braver Mensch,“ versicherte sie, immer noch in einem klagenden Ton, „gar nicht wie se ein junger Schuß, kein Mensch würde ihm ansehen, daß er etliche Jahre jünger ist als ich, und da ist die schöne Gelegenheit, ein Weißwaarenlager billig zu übernehmen, wo der Eigenthümer durchgegangen ist, und Du wirst gewiß nichts dagegen haben, und Dein Vetterschen Väterliches in der Handlung zu lassen, wenn Du vollends mündig bist, es wird Dir da gut verwaltet, und eine Heimath hast Du dann auch wieder bei Deiner Mutter, und Du machst mir gewiß das Herz nicht noch schwerer, wo ich es ohnehin schon se gar schwer genommen habe: und ein ehrenvoller Stand ist es doch auch, ein Kaufmann; Gutsbesitzer nennt sich jeder Bauer, nicht als ob ich Deines Vaters Gedächtniß nicht hoch in Ehren hielte!“ Der Athem ging ihr endlich aus von der langen Rede, und sie hielt, mit oder ohne Nothwendigkeit, ihr Taschentuch vors Gesicht, als passenden Schluß der Mittheilung.

„Mutter,“ sagte Georg nach einer Pause, „Du hast gewählt. Gott gebe, daß Du gut gethan hast, ich wünsche Dir von Herzen Gottes Segen; um das Geld werde ich nicht mit Dir rechten, möge es Dir Glück bringen! Aber jetzt rede nicht mehr davon, ich muß Zeit haben, mich daran zu gewöhnen.“

Georg wartete Herrn Kolbs Rückkehr nicht mehr ab, der nach Haus gereist war, um seine Papiere zur Hochzeit zu holen, von der Mutter schied er in Frieden, es that ihm gut, sich uneigennützig gegen sie zu zeigen, so hatte ihn doch die letzte Zeit nicht ganz herumtergebracht! — aber um ein gut Theil ärmer kam er sich doch vor, als er wieder heimwärts reiste, wenn auch nicht wegen des Vaterguts, das er dem Herrn Kolb anvertrauen sollte.

Es wurde ihm schwer, die Neuigkeit in der Mühle mitzutheilen, der Müller war nicht zu fehr überrascht darüber, „wundert mich nur, daß sie se lang gewartet hat,“ sagte er gleichmüthig, „eine Wittfrau, die freiwillig in ein Wirthshaus zieht, die hat schon's Wiederheirathen im Sinn; habe bereits davon gehört, und der Kolb soll kein unrechter Mann sein.“

„Nun ist's an mir, des Vaters Gedächtniß lebendig und in Ehren zu halten,“ sagte Georg, nicht ohne Bitterkeit, „wenn die Mutter einen andern Namen führt.“

„Wegen dem hab Du gute Ruh,“ sagte lachend der Müller, „alles was Dein Vater Gut's gehabt und nicht gehabt, wird reichlich auferstehen und gehörig gerührt werden, wenn sie einmal den Zweiten hat! „Nimm keine Wittfrau,“ hat mein Vater selig gesagt, „wenn nicht der erste Mann am Galgen gestorben ist.“

„Wir wollen's der Mutter gönnen, wenn sie zufrieden ist,“ sagte Marie, die sich selbst erst hatte an den Gedanken gewöhnen müssen. Die Müllerin war diesmal allein weniger tolerant, sie murmelte vor sich hin: „der jungen Wittwen aber entschlage Dich! und wie es weiter heißt ersten Timotheum am fünften, Vers elf;“ doch wollte sie nichts laut sagen, was dem Sohn den kindlichen Respekt vor der Mutter nehmen konnte.

„Wegen dem Vermögen will ich, als Dein Pfleger, einige

Digitized by Google

Sicherheit verlangen, und ist um so besser, daß Du noch nicht ganz mündig bist," sagte der Müller; „verseinden kannst Du Dich mit Deiner Mutter und dem künftigen Stiefvater nicht wegen dem Geld, zugereicht hätt's doch nicht, hast um so nöthiger Dich tüchtig zu tummeln, daß Du Dein eigen Brod hast; g'setzt den Fall, unsre Marie käme einmal zu Dir ins Haus, so bringt sie auch soviel mit, daß Du sie damit erhalten kannst." Der Müller wollte nie die Verlobung so recht ausdrücklich anerkennen, ein so lang dauerndes Verhältniß widersprach nun einmal seinen ländlichen Anstandsbegriffen; es schickte sich nicht, so lang „einander nachzulaufen."

Marie redete nicht viel darein, ihre Augen waren die besten Tröster. „Mutter, heute begleit' ich Georg bis zum Weidenbusch," sagte Marie sehr bestimmt, als sich Georg am andern Morgen zur Abreise rüstete. Sonst hatte sie schüchtern um Erlaubniß gebeten, ihn auch nur zwanzig Schritte weit zu begleiten. Als sie aus dem Gesicht der Mühle waren, gab er ihr seinen Arm; mit tiefgesenktem Haupt ging sie still und langsam an seiner Seite.

„Nun, Marie, was hast Du? warum so traurig? wir haben ja leider Gottes! oft genug schon Abschied genommen!"

„Ich weiß nicht," sagte sie und erhob ihre Augen zu ihm, die voll Thränen standen, „es ist mir, als ob das ein Abschied wäre zum allerletztenmal, als ob wir uns gar, gar nicht mehr sehen sollten; ich habe auch heut Nacht so schwer geträumt....."

„Ach, Kindskopf!" sagte er leicht hin; Marie redete nicht, sie fühlte, daß sie hätte weinen müssen. „Nun, kein Wunder," sing Georg wieder an, „wenn Du heruntergestimmt wirst, es ist freilich eine miserable Geschichte, dieses lange Herumsitzen, und Dein Alter — nun Dein Vater, — brauchst nicht nicht so ängstlich die Haut zu drücken, — könnte wohl besser daza helfen. Thäte halt Noth, ich sprünge jedem Kässern, der ein bischen ein krummes Gesicht macht, mit einem Arzneiglas nach und klopfte an die Thüren, ob kein Kranker drin sei, nur um Patienten zu gewinnen! Sei aber nur getrost, Kind, geht's da nicht, so muß es wo anders gehen; gib Acht, ich komme doch noch in der Kutsche und hole Dich!"

Sie waren an dem Weidengebüsch angekommen, wo der Weg auf die Landstraße führte. „Komm, bleib noch ein wenig!" bat Marie, und setzte sich mit ihm auf die hölzerne Ruhbank, die bei den Büschen stand. Zum erstenmal seit jenen Abende in der Pension lehnte sie ihr Köpfchen an seine Brust und sah ihn voll an mit den treuen, klaren Augen, die ganz in Thränen standen.

„Aber Kind, was hast Du?" fragte er, seltsam bewegt.

„O nichts, ich möchte Dich nur noch einmal so recht ansehen; lach mich nur nicht aus!" Und recht tief und innig sah sie ihn an; ihre Augen sagten so viel mehr, als je ihre Lippen hatten sagen können.

Georg theilte ihre bangen Ahnungen nicht, er hatte den Druck und die Verstimmung von all der letzten Zeit her noch nicht ganz überwinden können, so wußte er kaum, was er thun sollte sie zu beruhigen, denn viel Zärtlichkeit, was man so nennt, mit Küssen und Umarmungen, hatte Marie nie geliebt, sie mochte gern neben ihm sitzen, ihre Hand in der seinen ruhen lassen, ihn herzlich ansehen; wo er ungestümer ward in seiner Zärtlichkeit, da scheu sie ihn leise zurück und bat so dringend, so demüthig: „o nicht so! nicht wahr? Du weißt ja doch, daß ich Dich lieb habe," daß er nicht widerstehen konnte, und das einfache Kind aus der Mühle hatte ihn seither in Respekt gehalten wie eine Königin.

Nun stand sie auf; „es wird spät, Du mußt gehen, behüt Dich Gott." — „Behüt dich Gott und behalt mich lieb" waren sonst immer ihre Abschiedsworte in den kurzen Briefchen, die sie nur schrieb, wenn es besondre Veranlassung gab; den Nachsatz ließ sie diesmal weg; warum? Georg besann sich nicht darüber, aber später, lange nach diesem Morgen, fiel es ihm wieder ein.

Kurz nach seiner Rückkehr hatte Georg den Freund gesprochen, der ihm den erfolgreichen Rath gegeben, sich in Pulverdingen niederzulassen, und ihm erklärt, daß er keine Woche mehr in dem Nest bleiben wolle.

„Ei was," meinte der, „Du bist zu ebenhinaus und zu vornehm, das darf einmal ein Anfänger nicht sein."

„Vornehm," lachte Georg bitter, „habe, weiß Gott, diesen Philistern nur zu viel den Hof gemacht!"

„Nun, in der Stadt hält's schwer, sie sind feig und fürchten den dicken Oberamtsarzt, wiewohl ich Dir sage, der wird nicht alt, sieh nur seinen kurzen Hals an; der stirbt am Schlagfluß, dann würde Dich's schön reuen, daß Du nicht dageblieben. Such Du vor der Hand mehr Landpraxis; geh mir nur ein einzigmal hinaus nach Grundlingen, da hab ich Dich kürzlich der Wirthin empfohlen und sie meinte, der Stadtarzt sei ihr schon lang entleidet, auch glauben die Leute, der müsse theurer sein, weil er so viel esse und noch zwei starke Gäule erhalte. Wenn ein jüngerer und dünnerer Herr hinaus käme, so von selbst, ohne daß man ihn besonders rufen ließe, so würde er gewiß Kundschaft bekommen. Probir's einmal, spazire hinaus, kannst gleich die Villa unterwegs betrachten, und kehr im Adler ein."

Georg ging hinaus; es war ein herrlicher Morgen, duftig, thauig und frisch, je recht um fröhlichen Muth für den Tag anzuregen, — er empfand nichts davon. Er wollte sich selbst weiß machen, er gehe nur so hinaus für sein Vergnügen, da er noch selten diesen Weg gemacht, und er wolle sich die Villa besehen, die unweit von Grundlingen neu hergestellt worden sollte, — er glaubte sich's doch nicht und wurde den peinlichen Gedanken nicht los: „Du gehst hinaus, um bei der Aderwirthin von Grundlingen nach Kundschaft zu sischen."

Er sah die neuhergestellte Villa etwa eine Viertelstunde ab vom Weg, — er ging nicht hinüber, „deßhalb bist Du ja doch nicht da," sagte er sich mit einer gewissen selbstquälerischen Bosheit. Das Gebäude hatte früher das Schloßchen geheißen und war im Besitz einer adeligen Familie gewesen. Der letzte des Geschlechts, ein geiziger, cynischer Hagestolz, hatte es verfallen und verderben lassen und war endlich darin gestorben. Einer jüdischen Gräfin von einer Seitenlinie war nun das Schloß zugefallen, wie man sagte: es war ein Baumeister mit Arbeitsleuten gekommen, die das alte Fledermausnest von Grund aus reinigten, neu und glänzend herstellten, obgleich noch ganz ungewiß war, ob die neue Besitzerin es je selbst beziehen würde; seither hatten es die gebildeten Stadtbewohner die Villa getauft. Die landschaftliche Umgebung des Schlößchens war nicht bedeutend, aber es hob sich anmuthig aus den alten hohen Bäumen, die es umgaben, in den neueingefügten gothischen Fenstern spiegelte sich die Morgensonne, vom Celtthurm wehte eine Flagge. „Nun ja, das ist nun Einem im Schlaf zugefallen," dachte Georg in höchst unberechtigtem Aerger, und „ich kann noch zehn Jahre mühverschleifen um das tägliche Brod."

Die Wirthin zu Grundlingen erkannte ihn, sie hatte ihn schon mit seinem Freund gesehen. „Sie kommen ja wie gerufen, Herr Doktor," sagte sie freundlich, indem sie ihm den verlangten Schoppen einschenkte, „mein Karlchen liegt seit gestern in Einer Hitze, ich weiß nicht, was an dem Buben ist, und hätte gern schon einen Doktor gefragt, aber wissen Sie, zu einem Doktor mit Kutsch und Pferden schickt man nicht gern zwei Stunden weit wegen so einem Buben, nun stärken Sie sich nur und sind dann so gut und sehen Sie nach ihm; in der Küche haben sie auch allerlei Anliegen, meine Bäbel und der Hausbub, wenn sie doch schon da sind, so schauen Sie nachher vielleicht auch nach ihnen."

Das Karlchen lag sehr betäubt und heiß da, der junge Doktor fühlte ihm den Puls, betrachtete die Zunge, schieß auf ein nahendes Scharlachfieber und, da die Wirthin drohend eine „Mixtur" für das Büblein wollte, bat er nun Feder und Papier, um zunächst ein schweißbeförderndes Mittel aufzuschreiben.

Kaum war er fertig, als die Magd höchst aufgeregt hereinstürzte: „Frau, was sangen wir an! Der Dick ist trunten angefahren, da der recht Doktor aus der Stadt, der unsern Herrn selig kurirt hat, bis er g'storben ist, und jetzt ist ein andrer da! was sangen wir aber an? er schnauft schon d' Stieg rauf?" Auch die Wirthin schien in großer Verlegenheit; „Herr Doktor," bat sie eilig und ängstlich, — „wenn Sie vielleicht nichts dagegen hätten, — da neben hinein, — 's ist zwar nur unser Rauchkämmerlein, — aber man wird nicht rufzig darin, — es könnte doch Verdruß geben —" „Danke, ich werde bleiben," sagte Georg sehr bestimmt. Angesteckt von der allgemeinen Hast wäre er beinah einem Augenblick in Versuchung gekommen, in das Rauchkämmerlein zu flüchten.

Sehr vornehm, sehr dick und sehr schnaufend trat in diesem Augenblick der geführchtete Oberamtsarzt herein. „Ich höre, Sie haben einen Patienten; ah," sagte er mit vornehmem Lächeln, „da sind der Herr Kollega! Bitte, will ja nicht stören, haben ja bereits

Digitized by Google

Das Krupp'sche Etablissement in Essen.

Digitized by Google

verordnet? Sie erlauben?“ Mit derselben unverschämt ironischen Miene legte er das Recept wieder hin und sagte: „charmant, wollen wünschen, daß es beste Wirkung thut. Der Herr Kollega wollen auf Schweiß wirken, rechnen, scheint's, auf eine starke Natur, ist dem Herrn Kollega vielleicht in seiner jungen Praxis noch nicht vorgekommen, daß bei Fieber zu stark schweißtreibende Mittel absolut tödtlich wirken können?“ — Die Mutter des Doktors war vor Zeiten Kammerfrau an einem Hof gewesen, sein Vater Leibchirurgus daselbst, weshalb sich der Doktor beharrlich einbildete, feine Hoffitten zu haben.

„Bitte Ihnen, Herr Doktor,“ bat die Wirthin, in tödtlicher Verlegenheit hin- und herlaufend, „es war nur ganz zufällig, der Herr Doktor Ran haben . . . .“ Innerlich kochend vor Aerger, zerriß Georg seine Verordnung und warf der Wirthin ein Halbguldenstück für die Zeche hin, „ich bin weit entfernt, ältern Rechten entgegentreten,“ sagte er, sich mühsam bezwingend, „guten Tag.“

„Thut mir leid, Herr Kollega,“ sagte der dicke Doktor, der vor der Thüre stand, mit der Fühlen Ruhe des Weisen, die einen Erzürnten geradezu wüthend machen kann, „bedaure, daß ich Sie nicht einladen kann, mit mir zurückzufahren, aber mein Freund, der Arzt des spanischen Gesandten, hat mich gebeten, mich der Frau Gräfin Rovera vorzustellen, die in diesen Tagen wahrscheinlich ihre neue Villa bezogen hat. Ich wollte nur zuvor meine Pferde hier füttern, wo ich leider den Herrn Kollega gestört habe.“

„Ganz und gar nicht,“ brachte endlich Georg hervor ohne vor Aerger zu ersticken und machte sich mit einer stummen Verbeugung Platz zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter, wo er noch glaubte, die Mägde und den Bedienten des Doktors hinter sich flichern zu hören; hinaus zum Dorf, wo er zufällig auf die rechte Straße kam, — ihm wäre in diesem Augenblick gleich gewesen, wenn er in den großen Steinbruch auf der andern Seite des Dorfs hinunter gerannt wäre.

Die Gedanken voll tiefer Herzensbitterkeit, mit denen er heimwärts schritt, rasch und eilig um von dem verhaßten Doktor nicht eingeholt zu werden, ließen sich schwer in Worte fassen. Sein Aerger über den Freund, der ihm den fatalen Rath gegeben, über sich selbst, der ihm beifall, über den Dicken, über die Wirthin, — erweiterte sich zum Aerger über die Menschheit im Allgemeinen und über die ganze Miserabilität ihrer Verhältnisse. Selbst der Gedanke an Marie verstärkte nur seinen Haß über die Erbärmlichkeit, in der auch dies liebe Kind zu Grunde gehen müsse. „Kannst Recht gehabt haben mit Deiner Ahnung,“ murmelte er vor sich hin; wer weiß, ob ich nicht in Wälde der ganzen elenden Geschichte ein Ende mache, mein eigner, bestfurirter Patient!“

Rasches Pferdegetrappel trieb ihn instinktmäßig, schnell zur Seite zu springen im Augenblick, wo er die schönste Gelegenheit gehabt hätte, sich überreiten zu lassen und so vielleicht mit Einemmale der ganzen Miserabilität los zu werden.

Eine junge Dame auf einem prachtvollen schwarzen Roß sprengte vorüber; lang herab floß das dunkle Reitkleid, mit schwarzem Sammt ausgeschlagen, auf dem schwarzen Hütchen wehte eine hochrothe Feder, im Fluge glaubte er ein wunderschönes junges Gesicht, von schwarzen Locken umwallt, zu erkennen, — aber sie war vorüber wie ein Traum, ein wunderbarer, seeuhafter Traum.

Ein minder traumartig aussehender Reitknecht folgte im steifen Ritt der Fee, die ihm weit hinter sich ließ. Aus dem leichten Wagen mit weißen Reifen bespannt, der nachfuhr, drangte sich ängstlich eine verschleierte Dame, und eine Dienerin vom Rücksitz stieß in fremder Sprache einen Schreckensruf aus.

Wie ein Traum war die glänzende Erscheinung verschwunden, so ungewohnt in den nüchternen, hausbackenen Umgebungen der kleinen Stadt.

Unwillkürlich hatte der Anblick der leuchtenden Gestalten Georgs Aerger etwas abgekühlt, aber ein tiefes Grollen stieg wieder in ihm auf, im Gedanken, daß alle Schönheit und Poesie des Daseins denn doch an den Besitz, den leiblichen, materiellen Besitz gebunden sei. „Glück und Liebe in der Hütte ist ein lächerlicher Traum,“ fuhr er fort in seinen bittern Betrachtungen; „dasselbe Gesetz, das dem Stumpfstraut nicht gestattet, sich zur königlichen Höhe der Pappel zu erheben, nach dem sich der Vogel frei und leicht in den Lüften wiegt, während der Hamster im Boden wühlt, dasselbe gilt auch in der Menschenwelt und hat die Loose abgegrenzt. Muß ungemein leicht sein, ekel zu sein und feinfühlend, auch sanft und heiter, wenn man in einem solchen Wagen hinfliegt,“ — murmelte er, „es gibt freilich auch eine tugendhafte Zufriedenheit, eine bescheidne Art von Vergnügen für den Wurm, wenn er sich ringelt im Sonnenschein, und für den Frosch, wenn er quakt im Sumpfe, — ich bin dazu nicht organisirt.“

In vollem Galopp sprengte ein Reiter gegen ihn. Es war der Reitknecht von vorhin. „Ist nicht ein Doktor von der Stadt diesen Weg gefahren?“ rief er in höchster Eile. „Dort, gegen den Hof zu;“ sagte Georg lakonisch und deutete nach der Richtung. „Kann ich ihn nicht verfehlen?“ rief der Diener angstvoll, „unsre Komtesß ist gestürzt und liegt im Sterben.“ „Führt mich rasch hin,“ sagte Georg, im natürlichen Drang zu helfen alles andre vergessend, „ich bin selbst Arzt, Ihr könnt den andern doch noch holen.“ „Können Sie reiten?“ fragte der bedrängte Diener. „Will's meinen.“ Der Diener stieg ab und half ihm aufs Pferd, „grade aus auf der Landstraße, kann nicht fehlen; — ich komme nach.“

Georg hatte seine ersten Reitstudien vor Zeiten in der Mühle gemacht und als Student nicht vernachlässigt. Er durfte nicht zu weit reiten, — an der Stelle, wo der Weg sich gegen die neue Villa wandte, da lag die Feengestalt, die er so eben bewundert und beneidet, den blutenden Kopf, der auf einen Steinhaufen geschlendert worden war, auf dem Schoß der Kammerfrau, das lange Reitkleid im Staub der Straße, das Hütchen mit der hochrothen Feder weit weggeschleudert, das schöne, junge Antlitz todtenbleich, die Augen geschlossen, das Pferd war fortgerannt, zur Seite hielt der Wagen, die Mutter war ausgestiegen und gebärdete sich wie unsinnig, „hebt um Gottes willen das Kind in den Wagen und fahrt beim Schlosse zu!“ schrie sie, „damit ihr Hilfe werde!“ denn der Kutscher und die Kammerfrau hatten versucht, die Blutende aufzubeben; sie stöhnte schwer; „Ihr bringt sie nu!“ rief die Gräfin wieder, „laßt das Kind ruhig, ganz ruhig!“

„Und kein Arzt in diesem verfluchten Laude!“ schrie sie auf französisch, als zu unendlicher Erleichterung der rathlosen Dienerschaft Georg angesprengt kam und rasch abstieg.

Die Noth des Augenblicks hatte alle nie geweckte Energie in seiner Seele wach gerufen. „Sie eilen zum Schloß,“ befahl er der Kammerfrau, „richten ein Bett ein und senden mehr Leute, die Kranke muß getragen werden! Sie, Frau Gräfin, setzen sich hier an den Rain, ganz ruhig! daß ich den Kopf der Kranken an Sie anlehnen kann!“ Eine entschiedene Stimme im Augenblick schwerer Noth ist immer ein Segen. Willenlos folgte die Gräfin, sachte sorgfältig wurde das blutende Haupt an die Brust der Mutter gelehnt, die auf den ernsten Wink des jungen Arztes unbeweglich stille hielt.

Ein Glück, daß Georg mit der Sorgfalt junger Doktoren vollständiges Verbandzeug bei sich trug, und daß er es nicht vorhin in seinem Unmuth in den Bach geschleudert hatte. Die Gräfin zuckte nur, als er mit scharfer Schere die prächtigen langen Haare abschnitt, nur die Wunde bloß zu legen; sie schien ruhiger zu werden, als sie sah, mit er mit geschickter Hand mit der Leinwand und Charpie in seinem Verbandzeug, mit seinem Tuch und dem Battistfuch der Kranken für den Augenblick das Blut stillte und die Wunde verband. Mit eben der Sicherheit, die so plötzlich über ihn gekommen, kommandirte er die Leute, die die Kammerfrau herbeigebracht: es lag noch Bauumaterial zu nicht allzuweit entfernt, auch dem eine Tragegesitzt werden konnte, aus Kissen vom Wagen und aus dem türkischen Shawl der Gräfin wurde ein möglichst bequemes Lager gebildet, die Bewußtlose darauf gelegt, und vorsichtig unter der Leitung des Doktors dem Schlosse zu getragen. Zum erstenmal seit sie das neue Gut in Besitz genommen, war die junge Herrin heute ausgeritten, licht und leicht und lebensfroh, — und so still, nur von dem Jammertönen der Mutter begleitet, hielt sie ihren Einzug.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Gußstahlfabrik von Krupp in Essen*).

(Hierzu das Bild auf Seite 45.)

Wohl in allen gebildeten Kreisen Deutschlands ist der Name des großen Gußstahlfabrikanten zu Essen häufig genannt worden. Er repräsentirt das glänzendste jener nicht seltenen Beispiele, wo thatkräftige, ausdauernde Männer in unserem industriell so mächtig bewegten Jahrhundert mit geringen Mitteln anfingen und sich zu außerordentlichen Höhen emporschwangen. Möge es uns gestattet sein, durch diese Zeilen die Aufmerksamkeit und das Verständniß unserer geehrten Leser zu steigern in Bezug auf die bereits erschienung und die erzielten Resultate.

Die hohe Achtung vor dem Träger des in der Ueberschrift genannten Namens und die Achtung vor geistigem Eigenthum überhaupt gebietet uns, die Fabrikation selbst mit großer Discretion zu behandeln, doch wird auch eine allgemeine Berührung der Principien, der Geschichte und der Leistungen für viele lehrreich und für die meisten von Interesse sein, deß sind wir gewiß.

Uralt, scheint es, ist die Fabrikation von Gußstahl, denn der berühmte indische Stahl, „Wootz" genannt, soll durch Schmelzung und Ausgießung in Formen erzielt worden sein. Der moderne Gußstahl wurde vor mehr als hundert Jahren in England erfunden, wo Huntsman schon 1740 eine Gußstahlfabrik zu Handsworth bei Sheffield anlegte.

Sehr treffend sagte der schwedische Schriftsteller Benct Oxist Andersen unterm 23. Mai 1799, daß noch allgemein und selbst von gelehrten Metallurgen und Chemikern behauptet wurde, Schmiedeeisen und Stahl sei nicht eigentlich schmelzbar, als schon längst Rasirmesser und andere feine Stahlwaaren im Handel vorkamen, welche den englischen Stempel Cast-Steel (Gußstahl) trugen. Dieselbe Bemerkung hätte man bei uns gewiß noch weit später mit Grund machen können.

Von demselben Schweden liegt eine Zeichnung mit dem Datum 15. December 1769 vor uns, welche die englischen Gußstahlöfen in anschaulicher Weise wiedergibt, und es darf behauptet werden, daß die heutigen Gußstahlöfen noch ganz in derselben Art konstruirt sind und gehandhabt werden, so daß nachfolgende Beschreibung auch auf die Oefen des Krupp'schen Etablissements anwendbar ist; nur die Essen sind jetzt viel höher und in einzelne große vereinigt. Der Grundriß zeigt sechs segenannte Mündöfen, von denen zwei im senkrechten Durchschnitt wiedergegeben sind. In den Oefen stehen auf kleinen Grundplatten die mit Deckeln dicht verschlossenen Tiegel (Schmelztöpfe), welche den zu schmelzenden Stahl enthalten. Um die Tiegel ist Koks als das vorzüglichste Brennmaterial angehäuft und seitliche Essen ziehen die anfachende Luft durch den unteren Rost in den Brennraum.

Durch die ungeheure Hitze einer solchen Feuerung gelangt der in Form von kleinen Stücken eingeschlossene Stahl innerhalb drei bis vier Stunden zum Schmelzen, und es schützt ihn die Absperrung der Luft, welche durch den sorgfältigen Verschluß des Tiegels und etwas schmelzende Schlacke bewirkt ist, vor der sonst unvermeidlichen Verbrennung. Er ruht denn das vollkommen flüssige Metall mit seiner außerordentlichen Temperatur von über 2000 Grad Reaumur in dem künstlichen Tiegel, bis die geschickte Hand des Arbeiters den letzteren mit zweckmäßiger Zange durch die kleine obere Verschlußöffnung heraushebt, um seinen weißglühenden Inhalt in gußeiserne oder aus Lehm gemachte Formen auszugießen. Nach dem Ausguß muß wieder guter Verschluß oder rasche Abkühlung vor dem Verbrennen schützen.

Künstlich nannten wir den Tiegel und gewiß mit Recht, denn die größte Kunst des Fabrikanten besteht darin, diese Tiegel so anzufertigen, daß sie die außerordentlich heißflüssige Schmelzung zwei bis drei mal aushalten. Sie werden aus einer wässerigen Anmengung von Kiesel- und Thonerde geformt; ihre Größe ist ungefähr diejenige eines cylindrischen Herrenhutes, nur etwas höher. Die Ladung bestand ursprünglich aus 10 bis 15 Kilogramm**) Stahl; gegenwärtig mögen 25 bis 50 Kilogramm geladen werden. Das ausgegossene Produkt wird bei mäßiger Glühhitze durch Hämmern und Walzen in die gewünschten Formen gebracht.

Warum schmilzt man, wird mancher fragen, unter so großen Umständen das Metall, wenn es schon vorher Stahl war?

Die Veranlassung zu der Operation liegt darin, daß man den Stahl durch bloße Erwärmung und Schweißung in offenen Feuern nicht zu einer solchen Gleichmäßigkeit, Feinheit, Härte und Festigkeit bringen kann, wie auf dem Wege der Schmelzung und späteren Hämmerung.

Stahl ist bekanntlich ein sehr reines schmiedbares Eisen, welches eine geringe Beimischung von Kohle besitzt und im Stande ist, durch gewöhnliche Härtung, das heißt durch rasche Abkühlung, eine sehr große Härte anzunehmen. Guter Gußstahl läßt sich aus dem weichen Zustande des gewöhnlichen Eisens durch alle Stufen bis zu dem Grade härten, daß er in Glas einschneidet; dabei übertrifft seine Festigkeit diejenige des Eisens um das zwei- bis vierfache und die große Gleichmäßigkeit bildet seine fast unerreichte Tugend.

Als Material für den Gußstahl nahm man früher geschmiedeten Rohstahl oder häufiger sehr gutes Schmiedeeisen, welchem durch wochenlanges Glühen in Kohlendampf die nöthige Beimischung an Kohle gegeben war; man nannte letzteren Prozeß: „cementiren." Der beste Gußstahl mag noch heute aus cementirtem schwedischen Dannemora-Eisen hergestellt werden; demnächst liefern die vortrefflichen Spatheisensteine des preußischen Siegerlandes, wie auch Steiermarks, ein sehr geschätztes Material. Die Kunst der neuen Zeit hat es indessen möglich gemacht, aus den meisten Eisensorten brauchbaren Gußstahl herzustellen und die Fabrikation des Materiales ist namentlich durch die neue Methode der Herstellung von Rohstahl oder Puddelstahl im gewöhnlichen Puddelofen sehr unterstützt worden. Ganz neuerdings beginnt das höchst merkwürdige Verfahren der Stahlbereitung des Engländers Bessemer eine bedeutende Rolle mitzuspielen.

Doch genug schon haben wir von den Principien gesprochen; kehren wir zurück zu dem speciellen Thema.

Die Einführung der höchst wichtigen englischen Erfindung in Deutschland hatte sich der einsichtsvolle Vater des jetzigen Fabrikanten, Friedrich Krupp zu Essen, im Anfange dieses Jahrhunderts zum Ziel gesteckt. Auf seinem kleinen Besitzthum daselbst vor dem westlichen Thore der Stadt gründete er im Jahre 1810 die erste deutsche Gußstahlfabrik.

Wie alle neuen Erfindungen in der Vorzeit nur äußerst langsam und schwierig zur Geltung gebracht werden konnten, so arbeitete auch Friedrich Krupp mit allen erdenklichen Anstrengungen sein ganzes Leben hindurch, ohne die vorzügliche Fabrikation zu einer großen Bedeutung zu bringen. Seinem einzigen Sohne, Alfred Krupp, war es vorbehalten, Außerordentliches zu erreichen. Mit seltenem, unbeugsamen Willen trat er in die Fußstapfen seines Vaters, erwarb sich zunächst in England die nöthigen Kenntnisse und setzte dann die Fabrikation in dem heimathlichen Werkchen fort. Auch er hatte große Schwierigkeiten lange Jahre hindurch zu bekämpfen, bis er endlich vor zwei etwa zwanzig Jahren dahin gelangte, die englischen Lehrmeister in einzelnen Punkten zu übertreffen. Er stellte zuerst Stahlwalzen von einer Festigkeit und Härte dar, wie man solche zuvor nie gekannt. Hierdurch begründete sich bald sein Ruf; die starke englische Concurrenz, welche alle Gebräuche, alle Vortheile für sich hatte, wurde überwunden.

Schon auf der ersten großen Weltausstellung zu London 1851 schlug Krupp seine englischen Concurrenten auch in der Massenhaftigkeit der Stahlblöcke. Sein zuerst gesandter Block wog circa 1500 Kilogramm und wurde nur noch von einem englischen übertroffen; doch kaum war dieses in Erfahrung gebracht, so schickte Krupp einen zweiten von 2500 Kilogramm und dieser blieb Meister. *Im Jahre

*) Wir freuen uns, in obenstehendem Aufsatze aus höchst competenter Feder unsern Lesern die zuverlässige Darstellung eines Werkes darbieten zu können, auf welchem seit lange die Augen der ganzen gewerblichen Welt mit gespannter Theilnahme ruhen, eines Werkes, welches zuerst den Glauben an Englands absolute Uebertegenheit in industrieller Hinsicht zerstört hat. Die Redaktion.

**) Das Kilogramm = 2 Zollpfund.

1855 auf der Ausstellung zu Paris blieb wohl mancher Freund der Industrie vor dem Krupp'schen Gußstahlblocke von 5000 Kilogramm stehen, welcher in dem 20 Minuten langen Anner-Gebäude an der Seine aufgestellt war. Ein riesiger Lokomotiv-Radreifen von bestem Gußstahl, aus einem Stück gewalzt, lehnte sich an denselben, und eine große Auswahl perfecter Stahlstücke, wie polirte Walzen, Wagenfedern, Maschinentheile war sorgfältig daneben gruppirt.

Die Krupp'sche Fabrik, welcher aus Pietät des jetzigen Besitzers die Firma des Gründers, Friedrich Krupp, bewahrt worden ist, war damals schon sehr bedeutend; sie beschäftigte 800 Arbeiter, besaß 8 Dampfhämmer, deren schwerster 15000 Kilogramm wog; und 12 Dampfmaschinen bewegten die mannigfaltigen und großartigen Apparate; die Jahresproduktion betrug nahe an drei Millionen Kilogramm. Konnte man interessen schon zu Paris diese Producte bewundern, so mußte man staunen, wenn man 1862 zu London an die Ausstellung Alfred Krupps trat. Hier lagen fertig geschmiedete, gehobelte und abgedrehte Schiffskurbelachsen bis zum Gewicht von 15,500 Kilogramm, die aus rohen Blöcken von 15 bis 25,000 Kilogramm hergestellt waren; ferner Eisenbahn-Radachsen, Radreifen in allen Dimensionen, sowie sonstige Theile von Maschinen und Apparaten aller Art; weiter fertig gehobrte und abgedrehte Kanonen vom verschiedensten Kaliber bis zu 9000 Kilogramm das Stück. Endlich übertraf ein roher Block von 20,000 Kilogramm fast alle Begriffe des Möglichen, derselbe hatte bei cylindrischer Form 1,16 Meter*) Durchmesser und 2,50 Meter Länge. Dieser enorme Block war nach vorher gemachten geringen seitlichen Einschnitten durch die Schläge eines Dampfhammers von 50,000 Kilogramm mitten durchgebrochen und zeigte auf der ganzen außerordentlich großen Bruchfläche den gleichförmigen körnigen, silberfarbenen Bruch des echten Gußstahles.

In der Fabrikation der Gußstahlkanonen hat Krupp bekanntlich in den letzten Jahren ganz unerhörte Erfolge erzielt. Schon seit 1847 hatte er diese Idee gepflegt und Kanonen angefertigt, doch die Dauer der Proben ging bis in das Jahr 1856. Dann aber hatten Louis Napoleon, sowie das preußische und einige andere Gouvernements die außerordentliche Leistungsfähigkeit der gezogenen Gußstahlkanonen eingesehen und Krupp bekam nun Bestellungen mehr als er effectuiren konnte. Zugleich wurden Gußstahlplatten für die gepanzerten Kriegsschiffe verlangt und die Fabrikation erhielt ein unabsehbares Feld der Lieferung.

Krupp wußte die Vortheile dieser Epoche sehr wohl zu würdigen und leistete das Mögliche, um den großartigen Ansprüchen zu genügen. Bis zum Anfange des Jahres 1862 waren schon über 1000 Stück Kanonen geliefert und gewiß noch größer ist die Masse der Geschütze nebst Geschossen und der Panzerplatten, welche in den zwei letzten, kriegerisch bewegten Jahren hergestellt worden sind.

Wenn man sich jetzt der Stadt Essen auf einige Meilen nähert, so hört man fast in jedem Gasthaus, in jedem Eisenbahnwagen erzählen von Krupps Anlagen und kommt man an Ort und Stelle, so sieht man ein Terrain von mehreren hundert Morgen bedeckt mit Fabrikgebäuden, Wohngebäuden, Magazinen, Lagerplätzen u. s. w. Schornsteine von 2—300 Fuß Höhe ragen überall in die Luft, man zählt deren außer den kleinen Essen der Werkstätten 36 Stück. Unser Bild, Seite 45, zeigt die Fabrik von Süstwesten, doch ist es nicht möglich, auf so beschränktem Raume die ganze Großartigkeit des Werkes zur Anschauung zu bringen. Wenn man die obige Fabrikation des Gußstahles in kleinen Tiegeln erwägt, so begreift man leicht, welch unabsehbare Reihen von Oefen und Tiegeln vorhanden sein müssen, um Blöcke von so vielen tausend Kilogrammen zu gießen und welche Schwierigkeit es haben muß, eine solche Menge glühender Tiegel gleichzeitig in die großen Formen auszuleeren. Die Ausdehnung des Werkes schreitet noch immer voran, jedes Stück Land, jedes Haus, welches in der Nachbarschaft zu haben ist, wird angekauft.

Ein Walzwerk von 4,60 Meter Länge mit Dampfmaschinen von 2000 Pferdekraft und 50 großen Dampfkesseln ist im Bau; mit demselben sollen Schiffsplatten bis zu 1 Fuß Dicke gewalzt werden. Von einem Dampfhammer von 100,000 Kilogramm wird erzählt, dessen Anlage eine Million Thaler kosten soll, und eine erstaunliche Menge neuer Werkstätten aller Art sieht man aus der Erde wachsen. Sechshunderteinzig belgische Ziegeltische, deren jeder circa 900,000 Ziegel in einer Saison macht, sind in Thätigkeit. Nach Rußland werden Kanonen bis zu 24,000 Kilogramm Gewicht geliefert. Eine der bedeutendsten Steinkohlengruben seiner unmittelbaren Nachbarschaft, die Zeche Graf Beust, ist von Krupp gepachtet und einige Kohlenkonzessionsfelder daselbst kaufte er zum Zwecke eigener Anlagen, auch von Eisen-Hochöfen spricht man, die er anlegen will.

Nach dem Berichte der Handelskammer zu Essen besaß Krupps Fabrik 1863 65 Dampfmaschinen, 24 Dampfhämmer, 271 Arbeitsmaschinen; es wurden circa 5500 Arbeiter beschäftigt und 12½ Millionen Kilogramm Gußstahl hergestellt.

Fast unglaublich sind somit die industriellen Fortschritte und Erfolge, welche ein energischer, talentvoller Mann vor unsern Augen entfaltet hat und wie hoch ist die persönliche Stellung, die er sich selbst errungen? Den Reingewinn des Betriebes aus vorigem Jahre schätzen alle Sachkenner auf mindestens eine Million Thaler. Von Berlin her hat man ihm den Titel Geheimer Kommerzienrath verliehen. An den Gehängen des schönen Ruhrthales bei Werden, eine Meile von Essen, hat er ein Terrain von 5 bis 600 Morgen angekauft und wandelt daselbe in einen Landsitz für seinen Aufenthalt um. Wer das Vergnügen gehabt hat, von ihm und seiner überaus liebenswürdigen Gemahlin in dem alten heimathlichen Hause mitten im Bereiche des Stahlwerkes bewirthet zu werden, der wird es ihm nicht verargen, daß er endlich seinen Wohnsitz aus diesem Dampf der Feuer und Essen und aus der Nähe der Erdbeben erschütternden Hämmer in reine Luft verlegt. Was er indessen für seinen Comfort verwendet, es ist nur ein geringer Theil von den enormen Summen, die er anlegt, um das materielle und sociale Wohl seiner Beamten und Arbeiter zu begründen und zu fördern.

*) Ein Meter = 2 Fuß 11½ Linien.

Weibliche Krankenpflege.

Von Henriette Davidis.

Wenn mit der ärztlichen Hilfe nicht eine gute, verständige Krankenpflege verbunden ist, so vermag der einsichtsvollste und erfahrenste Arzt wenig; seine wirksamsten Mittel bleiben ohne den gehofften Erfolg, ja es kann selbst mit einemmal das zerstört werden, was durch sein Nachdenken, seine Kunst und Mühe bis dahin erreicht ward.

Die Liebe ist zwar die beste Krankenpflegerin, sie ist sanft, geduldig, sorgsam, unermüdlich und erfinderisch, dennoch sieht man mitunter, daß aus Unkunde Mißgriffe auf Kosten des Kranken gemacht werden, welche diejenige am besten zu verhüten weiß, die oftmals Gelegenheit hatte am Bette geliebter Kranken zu stehen. Die Verfasserin weiß aus eigener Erfahrung, wie eine gute, liebevolle Pflege dem Kranken Erleichterung, ja Linderung seiner Leiden gewährt, sie kennt auch die Entbehrungen einer guten Pflege, und eben aus diesem Grunde erlaubt sie sich ihre Erfahrungen hierüber mitzutheilen.

Vor allem möchte ich darauf aufmerksam machen, nicht zu lange zu warten, ehe die Hilfe des Arztes herbeigeholt wird, denn schon mancher Kranke ist dadurch rettungslos geworden, daß dies zu spät geschah, dies ist namentlich bei Personen zu beachten, die bis dahin sich einer kräftigen Gesundheit erfreuten.

Zum Krankenzimmer eignet sich vorzüglich ein ganz trockenes, hohes, luftiges und ruhig gelegenes Zimmer, auf welches wo möglich die Morgensonne wirkt; kann dem Kranken ein solches gegeben werden, so ist in dieser Beziehung aufs beste für ihn gesorgt. Eine starke Helle suche man besonders in Krankheiten, welche die

Digitized by Google

Augen angreifen, z. B. bei den Blattern, dem Scharlachfieber, den Frieseln und Masern, sogleich von Anfang an zu vermeiden und später sei man darauf bedacht, den Reconvalescenten ganz allmählig wieder ans Licht zu gewöhnen, da durch einen zu raschen Wechsel früher gesunde Augen oft auf Zeitlebens geschwächt werden sind.

Die Bettstelle werde wo möglich nicht an eine Außenwand, keinenfalls aber in die Nähe eines Fensters oder einer Thür, welche gebraucht wird, gestellt, damit beim Ein- und Ausgehen aller Zug vermieden werde; auch stelle man sie so weit von der Wand, daß man auch hinter dem Bett zum Kranken gelangen kann. In schweren Krankheiten rathe ich, für ein zweites Bett zu sorgen, wegen die sogenannten Feldbettstellen des bequemen Hin- und Hertragens halber sich besonders eignen, um den Kranken, so oft es ihm angenehm ist, umbetten zu können. Nichts ist in Krankheiten wohlthuender als das Liegen in einem frisch gemachten Bett. Doch muß das zweite Bett bequem gemacht und so nahe gestellt sein, daß das Verbetten ohne große Anstrengung für den Kranken geschehen kann; die Kopfenden der beiden Betten müssen daher eine entgegengesetzte Richtung erhalten. In Ermangelung einer zweiten Bettstelle stelle ein Sopha oder wenigstens ein gepolsterter Lehnstuhl im Krankenzimmer sein, um dem Kranken darin mit Hülfe angesetzter Stühle gleichfalls eine liegende, möglichst bequeme Lage zu geben. Ein Bettvorhang, oder ein Bettschirm, ist in Krankheiten von großem Werth; am dienlichsten sind die doppelten, welche einen Winkel bilden und zusammengeklappt werden können, doch sind auch die einfachen brauchbar.

Beim Bettmachen gehe man recht vorsichtig zu Werke, damit durch das Aufdecken der Kissen und Ausbreiten der Betttücher und Decken dem Kranken kein Luftzug zugewehrt wird. Auch ist darauf Rücksicht zu nehmen, wie der Kranke am angenehmsten ruht, jedenfalls dürfen die Kissen nicht hoch über dem Kopf hinausstehen, der Kranke muß mit dem Kopfe auf dem Kissen ruhen; auch darf der Rücken, besonders die Kreuzgegend, keine hohle, sie muß vielmehr eine etwas erhöhte Lage haben. Das Unterbetttuch werde weich und sehr glatt gelegt und von allen Seiten gut eingesteckt, weil sich sonst leicht eine Falte bildet, die durch den Druck des Körpers Unruhigen bewirkt. Sehr zweckmäßig sind in Krankheiten einige kleine, weich und dick gefüllte Federn oder lose gefüllte Pferdehaarkissen (Steckkissen) etwa von der Größe einer halben Berliner Elle oder noch etwas größer, um sie überall unterstecken zu können, wo es dem Kranken angenehm ist. Das Bett muß, bevor derselbe hineingelegt wird, außer in den heißen Sommertagen, mittelst einer Wärmflasche bei jedem Umbetten erwärmt werden.

Höchst wohlthuend für Kranke ist auch ein öfteres Wechseln der Leib- und Bettwäsche, welche selbstverend gehörig ausgewärmt sein muß; man lasse sie, doch nicht im Krankenzimmer, am Ofen längere Zeit ausdünsten und anwärmen. Ueberhaupt ist Reinlichkeit dem Kranken wahrer Lebensbalsam. Daher versäume die Pflegerin nicht, ihm täglich wenigstens zweimal Gesicht und Hände mit nicht völlig kaltem Wasser zu waschen, das Haar glatt zu streichen und den Mund mit stark lauwarmem Wasser ausspülen zu lassen, weil selches den Schleim besser abnimmt und für die Zähne zuträglicher ist. Ordnung und Sauberkeit im Krankenzimmer ist dem Patienten ein eben so großes Bedürfniß als eine gute Pflege. Wenn darin kein Teppich liegt, dann gesche die Kehren ganz behutsam und zwar mit feuchtem Sande oder mit feuchten Theeblättern, welche den Staub aufnehmen, besonders wenn sie stellenweise zusammengelegt und dann auf eine Staubschaufel gelehrt werden.

Auch muß stets reine Luft im Krankenzimmer sein. Alles was die Luft verunreinigt, werde sofort herausgeschafft. Auch stark duftende Blumen halte man fern. Zuweilen ist es für Brustleidende sehr wohlthuend, wenn man ein Faß mit feuchtem Sande füllt, dahinein frisch abgeschnittene Zweige von Tannen, Fichten und Birken dicht nebeneinander steckt und solches in ihrer Nähe hinstellt; wöchentlich einmal müssen die Zweige erneuert werden.

Sollte mit dem Krankenzimmer ein Nebenzimmer in Verbindung stehen, so kann das Lüften um so besser geschehen, da dann bei zugemachter Thür im Nebenzimmer die Fenster geöffnet und, nachdem solche wieder zugemacht, die frische Luft hierein gelassen werden kann. Wo das Lüften indeß nicht auf solche Weise auszuführen ist, da wende die Pflegerin die nöthige Vorsicht an, damit nicht unmittelbar die Luft aufs Bett hinstrome und Luftzug entstehe. Das Fenster bei herumtergelassenem Rouleau zu öffnen, würde hier vielleicht am zweckmäßigsten sein. Dabei aber versäume man nicht, die vom Arzt vorgeschriebene Temperatur (gewöhnlich 15—16 Grad Reaumur) zu unterhalten.

Um die Luft im Krankenzimmer bei stürmischer Witterung, wo das Lüften schwierig ist, zu verbessern, wurde mir von einem erfahrenen Arzte empfohlen, einen reinen Bogen Postpapier abzubrennen und mit dem flammenden Papier einige Mal im Zimmer auf und ab zu gehen. Das Besprengen mit Essig oder das Räuchern mit wohlriechenden Mitteln führt der schon verunreinigten Luft noch neue Beskandtheile zu und mehrt dadurch nur die Unreinheit derselben. Dies aber geschieht nicht durch die Flamme des Papieres, sie verschluckt vielmehr die fremdartigen Theilchen und reinigt auf solche Weise die Luft.

Zum Einnehmen der Arznei sind Porzellanlöffel den silbernen vorzuziehen, weil manche Medizin, in letzteren genommen, falls sie nicht sogleich gereinigt werden, Grünspan oder andre schädliche Theile entwickeln, die alsdann der Kranke beim nächsten Einnehmen mit niederschluckt. Wird ein silberner Löffel gebraucht, so muß er jedesmal nach dem Einnehmen in ein Glas Wasser gestellt werden. Beim Eingeben von verschiedener Arznei ist sorgfältig Acht zu geben, welche gereicht wird, damit keine Verwechselung stattfinde. Damit beim Abzählen der Tropfen nicht aufangs mit einemmale mehrere herauskließen, mache ich stets mit dem nassen Korf einen Weg über den Rand des Glases, welchem die Arznei tropfenweise folgt. Alles was zum Einnehmen gehört, als: Arzneigläser, ein Glas Wasser mit dem hineingestellten Löffel und eine Wasserflasche nebst dem Trinkglas, stelle man zusammen auf einen kleinen Tisch am Bette und sorge für eine richtig gehende Uhr, da die Arznei mit der größten Pünktlichkeit gegeben werden muß. Der Schlaf des Kranken werde jedoch nicht unterbrochen, wenn er natürlich ist, weil derselbe wohlthuender wirkt als die beste Arznei: es müßte denn sein, daß der Arzt in gewissen Fällen ein Aufwecken für nothwendig hält, um Arznei zu reichen. Man lasse nach der Arznei nur dann ein wenig Wasser trinken, wenn der Kranke es wünscht. Um in heißer Jahreszeit die Arznei vor Gährung zu bewahren, muß sie in einem Glase frischen Wassers stehen, was häufig zu erneuern ist. Das Trinkwasser halte man in einer Flasche im Zimmer bereit, so daß das kranke kein ganz kaltes Wasser aus dem Brunnen zu trinken genöthigt ist, was nur in einigen heftigen Fieberzuständen erlaubt ist, wo der Arzt es verordnet hat. Ist das Trinkwasser sehr hart, so werde es gekocht und abgekühlt dem Kranken gereicht. Man lasse den Kranken besonders in Fieberzuständen häufig trinken; ein Getränk von gestandenem Wasser mit Himbeersaft oder Zuckerwasser mit Citronensaft ist äußerst erfrischend. Sollte aber die Brust leidend sein, so ist anstatt Himbeersaft und Citronensaft, Himbeersaft mit Wasser oder noch besser mit einer dünnen Abkochung von guter Hafergrütze ein heilsames Getränk. Zur Abwechselung ist auch ein Getränk von geröstetem Schwarzbrod mit kochendem Wasser übergossen, mit oder ohne etwas Citronensaft und Zucker, zuträglich; ebenso ein Aufguß wie Thee von Graupen mit starf kochendem Wasser, nach Belieben mit Zucker und Citronensaft, selbstredend beides erkaltet gereicht.

Im Krankenzimmer herrsche die größte Ruhe: die Pflegerin spreche wenig mit dem Kranken und besorge für ihn alles still und geräuschlos. Sie suche es dem Kranken abzunehmen, was er gern und nicht gern hat und nehme darauf die größte Rücksicht. Oftmals aber sind Kranke eigensinnig und wünschen mitunter was ihnen nicht dienlich ist, in solchen Fällen suche sie mit Klugheit und Liebe die Gedanken abzuleiten.

Abends werde zur rechten Zeit, vor neun Uhr, der Kranke umgebettet, für ein Nachtlicht (zweihes sie gestellt werden muß, daß der Schein ihn nicht berührt), für frisches Getränk und alles gesorgt, was über Nacht im Krankenzimmer gebraucht wird, damit, wenn sich Schlaf einstellt, dieser nicht durch Aus- und Eingehen gestört werde.

Die Umgebung zeige dem Kranken weder Besorgniß noch Traurigkeit, erzähle ihm nichts, was traurige oder freudige Gemüthsbewegte herbeiführen könnte und gehe nur auf gleichgültige Sachen ein; auch führe man ihm keine Besuche zu, ehe der Arzt es erlaubt, und auch dann nicht zu viele, besonders keine Abendbesuche, welche ungemein aufregend sind und wodurch schon öfters auf dem Wege der Besserung ein tödtlicher Rückfall verursacht worden ist. In Krankheiten aber, wo der Arzt die Ueberzeugung hat, daß keine Besserung möglich ist,

Digitized by Google

sollte man niemals Familienglieder, Freunde oder Freundinnen, wonach der Kranke sich sehnt, fern halten.

In langwierigen Krankheiten kann nicht Sorgfalt genug angewendet werden, um den Kranken vor den schrecklichen Leiden des Durchliegens zu bewahren, welches sehr schwierig, oft gar nicht zu heilen ist. Drum kann für den Kranken nichts bessereres geschehen, als nachstehend bemerkte Vorkehrungen anzuwenden. Man wasche dem Kranken frühzeitig genug, ehe sich die geringste Röthe zeigt, wenigstens zweimal täglich das Kreuz mittelst eines weichen Schwammes mit einer Mischung von $^1/_4$ bis $^1/_2$ Maß kaltem Regen- oder Flußwasser und dem Safte einer halben saftreichen Citrone. Das Abtrocknen geschehe mit einem weichen Handtuche, mehr durch ein gelindes Andrücken als durch Reiben, wobei jedesmal die Leibwäsche und das Unterbetttuch glatt gezogen werden müssen, so daß nicht durch eine Falte Reibung entstehe. Sehr zweckentsprechend ist auch eine Unterlage von einem Stück Seidenzeug.

Sollte hierbei dennoch ein Schein von Röthe unten am Kreuzwirbel entstanden sein, so mache ich auf die sofortige Anwendung des folgenden Mittels aufmerksam, das sich in auffallender Weise unter anderem an einem Kranken bewährte, der zwei Jahre das Bett nicht verlassen konnte und durch Anwendung dieses Mittels vom Durchliegen gänzlich frei blieb. Man nimmt etwa einen Theelöffel voll Quittenkerne, zerstößt sie gröblich, thut sie in eine kleine Obertasse, übergießt sie mit etwas gutem Rum und bedeckt die Tasse. Nach zwölf Stunden bestreicht man mittelst einer Feder die gerötheten Stelle dreimal täglich mit dem Quittenschleim.- Nachdem sich die Röthe verloren hat, ist das Bestreichen Morgens und Abends hinreichend, jedoch ist zu rathen, während der ganzen Krankheit fortzufahren. Ein anderes Mittel gegen das Durchliegen besteht in einem Theile starken Branntweins, einem Theile Bleiwasser und einem Theile Eiweiß, in einer Flasche stark geschüttelt. Auch ist Folgendes empfehlenswerth: Man lasse am Feuer ein Stück reines Hammelfett schmelzen, das dünne Fett auf ein Stück Löschpapier fließen, träufle Citronensaft darüber hin und lege es dem Kranken aufs Kreuz.

Hat durch Versäumniß sich schon eine wunde Stelle gebildet, so ist der Gebrauch nachstehender Salbe zu empfehlen: es werden weiße Feldrüben gewaschen, geschält, gerieben und ausgepreßt, der Saft wird mit ganz frischen Eidottern und etwas frischer, ungesalzener Butter, in Ermangelung mit Mandel- oder Provenceröl zu einer dicklichen Salbe gerührt, diese auf ein weiches Leinwandläppchen gestrichen und aufgelegt. In Zeiten, wo Feldrüben fehlen, vertritt folgende Heilsalbe die Stelle.

Man nehme ein frisches Eidotter, rühre nach und nach so viel Mandel- oder Provenceröl hinzu, daß es eine etwas dickliche Salbe wird, rühre sie eine gute Weile, vermische sie dann mit einigen Tropfen Citronensaft und bewahre sie vor Staub. Mit dieser Salbe bestreiche man mittelst einer Feder stark die wunde Stelle, bedecke sie darnach mit Charpie und lege eine weiche Compresse darauf. Nach jedesmaligem Abnehmen, was dreimal täglich behufsam geschehe und wobei es nothwendig ist, angeklebte Theilchen durch Aufnetzen mit lauwarmer Milch zu lösen, wasche man die Stelle mit lauwarmer Milch und Wasser, indem man mit einem Schwämmchen vorsichtig und sanft antupfe, nicht darüber wische.

Ein langwieriges Kraftsein vermehrt gewöhnlich große Schwäche. Man reibe deshalb dem Kranken mit warmer Hand täglich einmal den ganzen Rücken, Leib, Brust und Unterschenkel mit Wein sanft ein, thue das indeß äußerst vorsichtig, damit nicht eine Erkältung herbeigeführt werde. Wo aber die Kosten zu beträchtlich sind, nehme man zum Einreiben reinen Kornbranntwein. Doch ist es nothwendig, namentlich in kalter Jahreszeit, Wein und Branntwein vorher zu erwärmen. Damit das Heißmachen dieselben nicht verflüchtige, gieße man sie in ein Lau de Cologne- oder starkes Medizinglas, stelle es, während man den Kork mit dem Finger niederhält, in mäßig heißes Wasser, worauf der Inhalt bald erwärmt sein wird; stelle man das zugekorkte Glas ohne weiteres hinein, so würde der Kork beim Warmwerden davon fliegen.

Bei örtlichen Schmerzen, sei es in der Brust oder in einem anderen Theile, sind Einreibungen von flüchtigem Liniment lindernd und schmerzstillende. Ebenso ist bei solchen Schmerzen, welche oftmals bei Nervenleiden aus Schwäche herkommen, ein gelindes Einreiben mit Muskat-Balsam sehr wirksam. Man hat denselben flüssig und trocken; letzterer wird, in die Nähe des Ofens gebracht, flüssig, doch ist ersterer bequemer anzuwenden. Bei rheumatischen Leiden benehmen Einreibungen von Terpentinspiritus an den schmerzhaften Gliedern, wiederholt angewandt, häufig bald den Schmerz. Leidet der Kranke an Wassersucht, so reibe man zweimal täglich die geschwollenen Glieder sanft mit warm gemachtem Rüb- oder Baumöl ein (doch vor allem nicht mit gereinigtem Oel), die spröde Haut erhält dadurch etwas Geschmeidigkeit; Einreibungen mit Branntwein aber würden die Haut nur noch spröder machen.

Ein großes Erleichterungsmittel bei Asthma besteht in der Anwendung von Salpeterpapier. Ein Stück desselben von der Größe einer großen Hand wird in Streifen gerissen und jeder Streifen etwas zusammengedrückt, angezündet und im Zimmer, wo der Leidende sich befindet, auf den Ofen gelegt. Eine mir befreundete Dame theilte mir mit, daß sie bei starken Anfällen von Asthma zwei bis dreimal Papier anzünde und daß danach der Zustand vorüber gehe und sie, wenn es in der Nacht sei, bald einschlafen könne.

Kranken von großer Schwäche, oder auch bei geschwollenen Gliedern und rheumatischen Leiden ist wohl nichts beschwerlicher und aufregender als das Aus- und Anziehen einer Nachtjacke. Um das Wechseln derselben zu erleichtern, kam ich bei der Pflege meiner geliebten Mutter in einer schweren Krankheit auf den Gedanken, an einer bequemen Jacke den Aermel und die Naht an einer Seite aufzutrennen, jede einzelne Schnittseite mit dem Futter zusammenzureiben und an beiden Seiten derselben in passender Entfernung einige Bänder zu nähen. Nachdem der eine Aermel angezogen war, wurde die Jacke um den Rücken und um den andern Arm gelegt und mit den Bändern zugebunden. Eben oftmals hatte das nöthige Umkleiden die Kranke belästigt und angestrengt, was jetzt ganz leicht ausgeführt werden konnte. Den einem Nervenschlage gerührt, vermochte sie nicht durch Worte ihren Beifall kund zu geben; um so lebhafter aber sprach in ihren Mienen ein Lächeln das Gefühl dieser Wohlthat aus. Hierbei kann ich nicht umhin, auf die große Wirksamkeit der Watte aufmerksam zu machen. Jener Nervenschlag hatte eine halbseitige Lähmung hervorgebracht, so daß der Kopf ganz unbeweglich war. Es wurde der Kranken eine Tafel erwärmter Watte auf die gelähmte Schulter und den Hals gelegt, und schon nach einigen Stunden vermochte sie den Kopf zu heben und frei zu bewegen.

Was die Diät des Kranken betrifft, so überrede man ihn vor allem nicht zum Essen. Ein schwer Kranker bedarf nur Getränk, der Genuß von dieser oder jener Speise könnte schlimme Folgen haben. Auch wenn der Appetit zurückkehrt, ist stete Sorgfalt bei der Wahl der Speisen, der Zubereitung und der Portionen von größter Wichtigkeit. Bei ersterer richte man sich genau nach der Vorschrift des Arztes und gehe nicht eher zu einer kräftigen Diät über, bis derselbe es erlaubt. Die Portionen für Kranke dürfen niemals zu stark eingerichtet werden; wenn der Appetit schwach ist, kann derselbe leicht benommen, wenn er stark ist, zu sehr gereizt werden und Ueberladung herbeiführen.

Besonders auch werde für ein appetitliches Anrichten der Krankenspeisen gesorgt, der Kranke empfindet viel leichter Ekel als der Gesunde. Man bestimme für die Suppe ein Terrinchen und nehme überhaupt verhältnißmäßig kleine Geschirre, richte die Speisen zierlich darin an und vergesse nicht mit einem saubern Tuche die Ränder klar abzuputzen. Dann stelle man die Gerichtchen nebst Teller, Eßlöffel, Gabel und Messer, ein Schnittchen nicht frisches Weißbrot und zwei Servietten, um eine derselben als Unterlage zu gebrauchen, auf ein Tragbrett und bringe das Ganze mit einemmale ins Krankenzimmer.

Sobald der Arzt den Kranken von den Anfangs genossenen Wasserspuppen diepensirt und Mittags eine kräftigere Diät erlaubt, würden Tauben- und Hühnersuppen am passendsten sein, da Rindfleischsuppen leicht fiebern. Auch Hühnerbrüllen, anfangs nicht zu kräftig, ohne alles Fett, stubenwarm zu trinken gereicht, ist nach einer Krankheit von außerordentlicher Stärkung. Ein Arzt, welcher nach gehobener Krankheit nicht leicht stärkende Arznei verordnete, äußerte: „Die beste Stärkung geht aus der Küche hervor."

Indessen warne ich davor, dem Kranken, namentlich in der ersten Zeit, sehr kräftige Suppen zu geben, da sie bei großer Schwäche eine entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. Wenn der Arzt dem Kranken Fleischspeisen erlaubt, so würde Vermittags etwas ganz fein geschnittener, nicht salziger, roher Schinken mit einem Stückchen

Digitized by Google

Weißbrod (es muß aber zwei Tage altes Weißbrod sein), oder geschabtes rohes Rindfleisch mit etwas Salz gemengt, auf einer Schnitte Weißbrod sehr zuträglich sein. Ob etwas Wein dazu gegeben werden dürfe, kann nur der Arzt bestimmen. Auch würde, wenn der Kranke Neigung dazu hat und der Arzt es erlaubt, mitunter Vormittag oder Nachmittags um fünf Uhr ein ganz frisches, weichgekochtes Ei mit einer Schnitte Weißbrod, oder ein rohes Eidotter mit etwas Wein, vom besten Madeira oder Rothwein und Zucker angerührt, so auch eine Tasse Wasserchokolade mit Zwieback eine angenehme Abwechselung sein.

Noch sei erwähnt, daß, so oft dem Kranken eine sitzende Lage im Bett gegeben wird, das Kopfkissen sofort über den Rücken gelegt werden muß; bei längerem Sitzen ist es, ganz besonders in kalter Jahreszeit, nothwendig, daß eine wollene Jacke über die Nachtjacke gezogen werde, weil sonst gar leicht Erkältungen entstehen, die das Fortschreiten der Besserung hemmen.

Schließlich erlaube ich mir noch auf eins aufmerksam zu machen, nämlich, falls die Verwandten in schweren, lang anhaltenden Krankheiten dem Kranken nicht selbst die nöthige Pflege geben können, eine praktisch gelernte Krankenpflegerin zu engagiren. Bekanntlich können mit Recht sowohl die barmherzigen Schwestern der römisch-katholischen Kirche, die so menschenfreundlich, so still und treu ihren Beruf erfüllen, als bewährte Pflegerinnen empfohlen werden, als die aus der Anstalt des Dr. Fliedner in Kaiserswerth und zahlreichen ähnlichen Anstalten hervorgehenden evangelischen Diaconissinnen. Es ist dies ein von aller Selbstsucht freies, rein christliches Institut, weshalb die Vergütung sehr gering, täglich auf fünf Silbergroschen, gestellt ist, so daß es auch weniger Bemittelten möglich sein wird, Gebrauch davon zu machen. Pflegerinnen beider Confessionen wirken mit der größten Selbstverläugnung und unermüdlicher Treue für den Kranken. Man wird bald die Ueberzeugung gewinnen, daß man ihnen seine geliebten Kranken ruhig anvertrauen kann und daß nichts versäumt, vielmehr dem Kranken still und geräuschlos eine ausgezeichnete Pflege zu Theil wird. Dabei sind die Pflegerinnen aufpruchlos, machen im Hause weder Mühe noch besondere Kosten, ja, sie sind nicht einmal zu bewegen, außer dem Bestimmten, was der Anstalt zufließt, das Geringste als Anerkennung anzunehmen.

Eine Anstalt, wo männliche Krankenpfleger gebildet werden, befindet sich in Duisburg. Dieselbe ist aus der Kaiserswerther Anstalt hervorgegangen. Diese Krankenpfleger wirken in gleicher Weise wie die Diaconissinnen und besorgen gleichfalls mit rühmlicher Treue alles, was zu einer guten Pflege für männliche Kranke gehört.

Ein Maler auf dem Kriegsfelde.

Von **B. Camphausen.**

(Fortsetzung.)

Draußen auf der Welt lag tiefe Nacht und schloß mit ihrem Schleier viel hundert helle Kriegerangen zum letzten irdischen Schlaf; zum letztenmal sollten sie morgen die Sonne schauen. Die Nachtgespenster durchflogen die Sturmbefehle für die Bataillone das dunkle Land und lautlos und ahnungsvoll bereitet sich das Werk des Todes vor in leichtem Geisterschritt. Die große Prüfungsstunde für Preußens jugendliche Armee, die größte und ernsteste Feuertaufe des Feldzugs naht heran. Mit unhörbarem Flügelwehen schwebt dieser Lande uralter Todesengel, die ernste Walkyre, herab, senkt ihr Haupt auf den schlummernden Krieger, mit dem Hauche des Kusses ihn weihend zum Tode des Helden. Mitleidig aber geleitet der Traumgott den Schlafenden über lachende Fluren zur sonnigen Heimath, an den Herd der Seinen, in den Mutterarm, der seine Kindheit behütete. So schaut er noch einmal was ihm das liebste auf Erden, in des Lebens rosigem Morgenlicht. Da wirbelt die Reveilletrommel an sein Ohr, erwachend wirft er ab die bleierne Fessel des Schlafes, greift zur Wehr und steht gerüstet und fest da in den Reihen der Brüder. Noch ist's dunkle Nacht und lautlos geht der Marsch den stillen Colonnenweg entlang in die befohlne Aufstellung. Da dämmert's grau im Osten, der Tag bricht an, die Sonne steigt empor und das Menschenherz, beengter klopfend im dunkeln Brüten der Nacht, entringt sich dem Bann, wird freier und fröhlicher bei dem Lied der Lerche und brennende Kampfeslust zieht stürmisch ein, wo vorher beklommenes Schweigen gewesen. So steht am Waldesharg die tapfre Schaar, weiterer Befehle harrend.

Das sind die alten, oft gebrauchten Farben, mit denen ich mir, auf dem Lager liegend, das Bild dieser Stunden malte, und im Traume spannen die Fäden der erregten Phantasie weiter und weiter ihre wechselnden Bilder.

Nach kurzem Schlummer fand uns die frühe Morgenstunde bereit und marschfertig, und auch mein Herz erfüllte der helle Sonnenschein mit Zuversicht auf das Gelingen, nachdem der nächtliche Alp beklommenen Zweifels von mir gewichen. So wanderten wir rüstig und gespannten Erwartens hinaus des Weges nach Tünth. Unterwegs kamen wir bei einer an der Straße angetretnen Sturmkolonne vorbei — lauter frische, von Kampfeseifer leuchtende Augen, nirgends eine Spur von Gebrüchtheit, eine prachtvolle Schaar in Feldmützen, ohne Tornister, möglichst leicht gerüstet. Ueberall geräuschvolle, muntere Unterhaltung. Wie wir vorüber gehn, schallt es hinter uns her: „Aha, die wollen sich doch bei fauler Geschäft heut mit ansehn!“ So gelangen wir über die alte Schanzbrücke Schanze auf den Kirchhof von Broacker, von dem bereits Schaaren Neugieriger der fernen Kanonade zuschauen. Hoch an der Spitze des einen der beiden Doppelthürme klebt der alte, kärtige Seemann, der schon seit Wochen da oben sein lustiges Observatorium aufgeschlagen und mit gewaltigem Tubus höchst schätzenswerthe und stets richtige Beobachtungen über den Fortgang der Belagerung angestellt hat. Nach kurzer Rast ging's weiter bis an die Dünther Windmühle, wo wir unsern Stanpunkt festzuhalten angewiesen waren. Bald auch sprengte der Kronprinz, Wrangel, der Fürst von Hohenzollern und die ganze dazu gehörige Suite bei uns vorüber und hinauf auf die Höhe hinter den dieseitigen Batterien. Wir aber machten es uns dort bequem und richteten uns für das bevorstehende Schauspiel ein. Die Entfernung von hier über den Benningdamm bis an die Schanzen mag etwa drei bis viertausend Schritt betragen, und wenn auch etwas entfernt, gewährte diese Stelle doch einen der besten Ueberblicke über das ganze Terrain, da man die ganze Action im Profil vor sich haben mußte. Es war 9 Uhr Morgens und wir harrten, mit einem guten Fernrohre versehen, des entscheidenden Augenblicks. Eine zahlreiche Gruppe von Zuschauern aller Art stand in unsrer Nähe. Seit frühem Morgen schon arbeiteten die Geschütze aus allen unsern Schanzen und Parallelen: je näher die zehnte Stunde, je gewaltiger wurde ihr Schnellfeuer, womit dem in den Traversen und Schanzen liegenden Feinde noch zu guterletzt ganz mörderisch eingeheizt worden sein mag. Schuß auf Schuß (ich zählte 35—40 in der Minute) donnerte daher, ich lag auf dem abschüssigen Chausseerande, das Fernrohr, auf improvisirter Holzgabel gestützt, vor dem Auge. Die den Schanzen nächsten Erdwerke sind vollgepfropft mit den seit fünf Uhr Morgens eingerückten Sturmkolonnen, ihre Bajonnette blitzen in der Sonne, eine Zeit lang wird an einzelnen Punkten lebhaftes Kleingewehrfeuer aus ihnen unterhalten, jetzt urplötzlich verstummen alle Batterien — eine grauenerregende Stille tritt ein; — — noch glaube ich, nach der Uhr sehend, die ehne mein Wissen nachgeht — den Moment, Schlag zehn, nicht gekommen. Da schlägt leise ein Tambour seinen kurzen Wirbel, Antwort von andern — — nur jetzt plötzlich, als speie die Erde Gewaffnete aus, springen die Tausende mit donnerndem Hurrah auf die Brustwehr, die Sturmfahnen werden entfaltet und im Nu ist das ganze gelbe Blachfeld mit stürmenden Kriegern besäet! Welcher Moment! In der sieberhaftesten Erregung, hochklopfenden Herzens rufe ich den Umstehenden, die nicht wie ich mit dem fernsichtigen Rohr bewaffnet, zu — „da — jetzt geht's los — allenthalben Stürmen!“ und bohre mein Auge ins Glas. — — Unaufhaltsam, in rasendem Lauf, in lang ausgedehter Linie, stürmen die Braven vorwärts, im Nu ist der freie Raum

Digitized by Google

bis vor die Schanzen zurückgelegt, keins der berüchtigten Hindernisse ist auch nur sekundenlang für uns bemerkbar — jetzt sind die vordersten am Wall, hinauf gehts und da, — jetzt — auf Schanze sechs oder vier oder eins, wer vermag genau zu sagen, wo zuerst — weht die schwarzweiße Sturmfahne, hoch oben aufgepflanzt, vom Wall herab! eine zweite, dritte daneben, das Hurrah der Unsrigen zerreißt die Luft, immer dichter nach stürmen neu entsendete Schaaren, deutlich unterscheidet das Auge im wilden Knäuel die Einzelnen, wie sie vorwärts streben, hier mit dem Bajonnet, dort mit Faschinen, Sturmleitern, kleinen nur großen weißen Sandsäcken über dem Kopf, die Gräben zu füllen oder einen betretbaren Weg bahnend über hunderte von zusammengeschobenen Eggen mit spitzigen Eisenstacheln! Wüthend begrüßt sie der Däne mit Granaten, Shrapnells, Kartätschen und Flintensalven; Schanzen und Gräben umher speien die eroberten Schanzen hinein sagen, dort abwerfen und im Nu krachen ihre Schüsse dem fliehenden Feinde in den Rücken! — Doch da — was ist das? — da unten am Wasser entlang müssen sie weichen, hinausgeworfen aus Schanze eins stürzen hunderte rückwärts — — ein Moment furchtbarer Spannung — — doch nein — ich sehe lange Dänenmäntel, die Unsrigen sind ja im kurzen Waffenrock — es sind die gefangenen Feinde, die in Schaaren von hunderten eiligst aus ihrem eignen Feuer in unsere Parallelen flüchten; unverkehrt flattern ja allenthalben unsre Fahnen — kein Zweifel länger — ein glänzender Sieg ist unser! In der unglaublich kurzen Zeit einer Viertelstunde fiel das weitgerühmte Sebastopol des Nordens vor dem Sturmlauf der preußischen Jugend! Noch ringt und kämpft in ohnmächtiger Verzweiflung da drinnen in den Wällen der Däne und Wunder löwenmuthiger Tapferkeit werden davon berichtet, die

Feuer, aber nirgends steckt die hinaubrausende Menschenwoge! Da seh' ich Getroffene fallen, unbeweglich liegen bleiben — andere erheben sich noch einmal, brechen wieder zusammen und wälzen sich auf dem gelben Sande umher — noch andere, leichtverwundet oder vielleicht das Todesblei in der Brust, schleppen sich langsam zurück zum nächsten Verbandplatz. Schon sind alle Schanzenränder erstiegen und besetzt mit dunkeln Menschenmassen, überall flattern die Sturmfahnen im Morgenwind! Da schießt ein gewaltiger Feuerstrahl in weißen Qualm gehüllt an einer der Außenwände auf: eine Mine! tönt es aus den Reihen der Zuschauer — doch nein, das sind nicht die schmutzig empergewirbelten Erdmassen einer solchen — es ist der Pulversack der Unsrigen zum Sprengen der Pallisaden, der auffliegt! Wackrer Pionier, dessen Heldenthat schon Abends in Aller Mund war, vielleicht sah ich Dich gerade bei Deinem Winkelriedwerk! Immer nach durch die klaffende Spalte dringen neue Schaaren. Gott mit euch, brave Jungen! Da auf dem Kamm der Höhe, von der Sonderburger Chaussee her, kommen dunkle Reitermassen herauf, reitende Batterien, die im Eilmarsch und in sausender Carrière in aber unserm Auge, sowie das weitere siegreiche Vordringen an den Sonderburger Brückenkopf, das auch unserseits noch so manches Opfer gefordert, entzogen werden.

Während so dort der Kampf weiter tobt, fesselt ein neues Schauspiel das Auge. Langsam von der See her schnaubt das bepanzerte Ungethüm, der berüchtigte Rolf Krake, von den Unsrigen spottweise „Wolf Racker" getauft, näher durch die Fluth. Jetzt wendet er seine dunkle Seite und jetzt fahren brüllend dunkelrothe Flammenblitze, in dicken, gelblichen Qualm gehüllt, aus seinem schwarzen Rumpf. Majestätisch wälzen die schweren Rauchmassen sich über die ruhige Fluth. Aber da wird's auch lebendig in allen unsern Strandbatterien diesseits und jenseits des Wenningbundes! Schuß auf Schuß kracht aus unsern guten 24-Pfündern, besonders der fixen Gammelmark-Batterie. — Von allen Seiten schlagen die Geschosse um ihn ein, in mastshehem Gischt schießen die weißen Wassersäulen senkrecht an ihm auf, wieder und wieder! Schwerfällig und ruhig, im Bewußtsein seiner unbrechbringlichen Eisenwände, wendet er im Feuern her und hin, machtlos zerstäubend prallen einzelne Treffer

ab von seiner Rhinozeroshaut, nichtsdestoweniger von unserm Zuschauerkreis mit donnerndem Hurrah begrüßt, ebenso, wenn seine gewaltigen Kartätschsalven vom dreißsten Kaliber, mit denen er unsre Colonnen zu bewerfen strebt, unschädlich und meist zu kurz gehend in das Wasser vor dem Ufer einschlagen. Nach Berichten soll er fast gar keinen Schaden gethan und nur ein Paar Mann blessirt haben. Etwa vierzig Minuten hat so dieser interessante Geschützkampf gedauert — krach! — da fährt ihm eine unsrer Gammelmarker so recht sichtbar auf den Leib, da wo Berteck und Drehthurm sich berühren! (Bekanntlich ging dieser Treffer durchs Deck, setzte den einen Thurm außer Thätigkeit und tödtete und blessirte im Innern neun Mann!) Das scheint ihm denn doch außer Spaß; nur wenig grimmige Schüsse zibt er darnach noch ab und zieht dann, wie ein von Wespen gepeinigter Bulle, verdrießlich brummend und höchst mißvergnügt über sein schlechtes Geschäft, langsam ab und dampft aus der Schußweite.

Ein anderes großes feindliches Kriegsfahrzeug hatte natürlich gar nicht gewagt, heranzukommen und blieb müßiger Zuschauer aus weiter Ferne. So endete das vielgefürchtete Eingreifen der pomphaft gerühmten dänischen Seemacht, die den Würthshauspolitikern des gesammten Deutschlands so viel Kopfbrechens verursacht hat. — Vor einem einzigen Treffer aus unsern gezogenen Kanonen verstummt der ganze Spektakel!

Für uns endete damit, wie gesagt, das sichtbare Schauspiel des glorreichen 18. April; jenseits der Schanzen aber, nach Alsen zu, verrieth das fortdauernde rollende Kleingewehrfeuer, wie einzelne Kanonenschüsse, den blutigen Fortgang des Kampfes, der mit der Besetzung des diesseitigen Brückenkopfs vor Sonderburg gegen Dämmerung allmälig verstummte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Sonntagsmorgen in Bord Sr. Maj. Fregatte Thetis auf dem indischen Ocean.

Von einem Officier der Besatzung.

Eine bange Nacht lag hinter uns. Eine Orkanbö der heftigsten Art, wie sie auf der Grenze der Tropen urplötzlich aus heiterem Himmel darnieberfährt und den Ocean peitscht, daß er brausend und zischend sich gegen den Peiniger aufbäumt, hatte unsere schöne Fregatte mit Blitzesschnelle durch die empörten Fluthen gejagt. Die kräftigen Masten bogen sich wie schwankes Rohr unter der Gewalt des Sturmes, die Nacht lag schwarz und schwer auf den Wassern und die in unheimlicher Glut schäumenden Wogen brachen sich mit donnerndem Getöse an den Wänden des Schiffes, daß es in den innersten Fugen erzitterte.

Was vermag die schwache Kraft und Kunst des Menschen gegen solche Wuth der Elemente? Demüthig beugt er sein Haupt und harrt schweigend, was Gottes Hand über ihn verhängt.

Sie schwebte gnädig über uns. Zwei Stunden lang war das Schiff der Spielball der sich bekämpfenden Naturkräfte, dann ließ der Orkan plötzlich nach. Die finstern Wolken zerrissen, die Sterne schauten hernieder; immer schwächer wurde der Wind, die aufgeregte See brach hohl und kraftlos in sich zusammen und die unheimliche Ws verschwand, wie sie gekommen.

Jetzt, kurz vor Tagesanbruch, verrieth nichts mehr die Schrecken der Nacht. Tiefe Ruhe lagerte auf dem Meere, der leise Hauch des beginnenden Passatwindes vermochte kaum die Oberfläche des Wassers zu kräuseln, die Sterne spiegelten ihr Bild darin und die Sichel des Mondes zeichnete einen goldglänzenden Pfad auf den beschwichtigten Wogen.

Ermattet vom Kampfe schlummerte der Ocean; sein Riesenleib pulsirte kaum merkbar und die Wellen hoben und senkten sich langsam und geräuschlos, wie die Brust eines sanft Schlafenden. Leise und gleichmäßig schaukelte sich die Fregatte auf ihnen. Nichts erinnerte mehr an die Gefahr, in der sie vor kurzem geschwebt. Sämmtliche Segel waren an den Raaen entfaltet, um den schwachen Wind aufzusaugen, der jedoch noch nicht die Kraft hatte, sie zu füllen, und tiefe Ruhe herrschte im ganzen Schiff. Die Freiwache wiegte sich in ihren Hängematten im Zwischendeck und die Wache lagerte auf dem Deck, um sich für die gestörte Nachtruhe auf der Mittelwache zu entschädigen.

Glückliches, sorgloses Volk! Mit dem Weichen der Gefahr ist sie auch vergessen; niemand denkt daran, daß sie wiederkehren könne, und das harte Lager dünkt den gesunden kräftigen Naturen ein weicher Flaum, auf dem sie von der Heimath träumen.

Der Officier der Wache schreitet einsam auf dem Hinterdeck auf und ab. Mechanisch wirft er bei jeder Rückkehr zum Steuerrade einen Blick auf den Compaß oder auch auf die Segelfläche nach oben; doch beides erfordert bei dem schönen Wetter keine wirkliche Aufmerksamkeit und seine Gedanken schweifen in weite Ferne, zur Heimath, zu alle den Lieben, die er verlassen hat, um sie lange, lange nicht wiederzusehen.

Der Klang der Schiffsglocke weckt ihn aus seinen Träumen. Es schlägt „drei Glas“ — halb sechs, — das „Alles wohl“ der Posten tönt von den Krahnbalken, von der Rettungsboje und aus den Marsen und unterbricht die Ruhe der Nacht. Es ist Zeit zum Deckwaschen, und die Pflichten des Dienstes mahnen den Officier, seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Sonst beginnt diese tägliche Arbeit schon eine Stunde früher, aber heute ist Sonntag. Die sonnabendliche Reinigung wird so gründlich betrieben, daß sie jeden Nichtseemann zur Verzweiflung bringt; dafür beansprucht aber auch die sonntägliche um so weniger Zeit.

Der Officier eilt nach den wachehabenden Kadetten, aber vergebens. Jugend will ihr Recht haben und der Schlaf auf See ist gar zu süß. Lange hat das Pflichtgefühl der Knaben gegen die Forderung der Natur gekämpft, aber die schweren Augenlider sind im Gehen zugefallen und ein Bund Taumerk im Schatten des Großmastes dient als Schlummerkissen für das ermüdete Haupt.

Endlich erweckt sie der Ruf und sie eilen bestürzt zu dem Vorgesetzten. Doch dieser ist milde gestimmt, er gedenkt der eigenen Jugend und zürnt ihnen nicht. Es ist ja Sonntag; der erste Officier ist noch nicht auf dem Deck erschienen und da darf er wohl nachsichtig sein. Er ertheilt nur den Befehl zum Deckwaschen und die Kadetten fliegen nach Mittschiffs, um die Ordre dem dort befindlichen Bootsmannsmaat zu überbringen.

Dem Aermsten kommt das Commando sehr ungelegen. So eben hat ihm sein Freund, der Koch, eine heimliche Tasse Kaffee gesandt, deren Stammbaum in der Officiersmesse wurzelt und die mit gespartem Zucker gesüßt ist. Leider ist sie so heiß, daß sie sich noch nicht trinken läßt und nun muß auch gerade diese unglückliche Glocke „drei Glas“ schlagen. Wehmüthig reicht der Unterofficier den Labetrunk zurück, der ihm verloren geht, weil in diesem Augenblicke der erste Officier das Deck betritt. Mit einem sehnsüchtigen Blicke hinter der entschwindenden Tasse setzt er die silberne Pfeife an den Mund, aber ihr schrillender Ton schließt heute nicht mit einem lustigen Triller, sondern mit einer kläglichen Dissonanz.

„Alle Mann, klar zum Deckwaschen!“ folgt in tiefen Baßtönen dem Signal und schreckt die Schläfer auf. Das bis dahin so öde Deck belebt sich wie mit einem Zauberschlage; aus allen heimlichen Ecken und Lauschplätzchen, unter den Booten und aus den Hängemattenkasten tauchen Gestalten auf; die Pumpen rasseln, die Eimer

Digitized by Google

klappern, die Besen scheuern in gleichmäßigem Tacte das Deck und Ströme Wasser schwemmen den Schmutz fort, den zwar der Landmann vergebens suchen würde, den aber das geübte Auge des ersten Officiers und des Bootsmanns auf den schneeweißen Planken muthmaßt. Zu sehen ist jedenfalls noch wenig, denn der Tag ist noch nicht angebrochen.

Doch im Osten röthet sich der Horizont, das Funkeln der Sterne erblaßt, Eos Rosenfinger besäumen mit Gold die Wölkchen, welche wie Purpurinseln im blauen Aether schwimmen, eine Lichtgarbe zuckt am Firmamente empor, in bleudender Pracht entsteigt die Sonne dem Ocean und ihre goldigen Strahlen küssen die Wellen.

Der Tag ist da! in vollem Glanze erglüht er auf einmal, denn die Tropen haben keine Dämmerung und fast unvermittelt wechseln Licht und Nacht.

Freudig wird er von Jedermann begrüßt. Sechs Wochen lang waren nur Regen, Sturm und Kälte die steten Begleiter unseres Schiffes, das im hohen Winter das Cap der guten Hoffnung umschiffen mußte. Heute lacht zum ersten Male wieder der wolkenlose Himmel. Die Sonne sendet ihre warmen, belebenden Strahlen hernieder auf das Meer und umweht es mit dem Azurgewande, dessen tiefes, gesättigtes Blau mit dem Himmel um den Preis der Schönheit ringt.

Der allmälig anfrischende Passatwind füllt schwellend die Segel; ihr Pyramidenbau steigt mit schneiger Weiße in die Lüfte und der scharfe Kiel der Fregatte durchschneidet flüchtig die krystallene Fluth. Die blauen Wellen spielen tändelnd am schlanken Bug, sie spritzen muthwillig ihren Silberschaum hinauf und lassen ihn im Sonnenglanze in Regenbogenfarben schimmern, sie rauschen schmeichelnd an den Seiten, aber vergebens — die Stolze verschmäht das kindische Spiel. Majestätisch schwebt sie dahin und zieht mitleidlos das breite Kielwasser, an dem die heitern Kinder des Oceans zerschellen und ihr kurzes Dasein aushauchen.

Die mildren Strahlen der Sonne zaubern tausendfaches Leben hervor. Aus dem dunkeln Schooß der Tiefe strebt es überall nach oben, um im Himmelslichte zu keimen, zu wachsen und zu gedeihen. An Formen und Farben, wie die glühendste Phantasie sie kaum zu erdenken vermag, drängen sich Millionen Organismen an die Oberfläche, um ihr Tagewerk im Haushalte der Schöpfung zu verrichten, sterbend wieder hinab zu sinken in die Tiefe und dort verwitternd den Kreislauf der Natur zu vollenden.

Der räuberische Bonnit und der buntschillernde Delphin halten Wettlauf mit einander und stürzen sich in die zahllosen Herden fliegender Fische, die gejagt und verfolgt von zahllosen Feinden über die Wasserfläche schwirren, um ihnen dennoch zur Beute zu werden. Der Wasserstrahl des Pottfisches steigt wie ein Nebelwölkchen am Horizonte empor, die Tümmler ziehen in Schaaren gegen den Wind und die Sichelflosse des Hai, des heimtückischen Räubers der Tiefe, umkreist in weiten Bogen das Schiff.

Der Tropikvogel, im Licht der Sonne goldig glänzend, schwebt neugierig mitflatternd über den Spitzen der Masten und sein eintöniger Schrei mischt sich mit dem leisen Gewisper der Seeschwalbe, die rastlos dem Kielwasser folgt.

Auch wir Menschen fühlen neue Lebenskraft und neuen Muth. Die milde, reine Luft hebt die Brust, überall an Bord strahlen uns fröhliche, heitere Gesichter entgegen. Die durchlebte schwere Zeit ist vergessen und die schöne Gegenwart wird in vollen Zügen genossen. Der Sonnentag ist auch ein Sonntag und den Seeleuten daher doppelt willkommen. Die straffen Zügel der Disciplin werden heute etwas gelockert und die Freiheit, wenn auch in noch so bescheidenem Maße, winkt verlockend und süß.

Das Deckwaschen ist vollendet, die Freiwache geweckt und das Frühstück eingenommen. Um 8 Uhr mit der Flaggenparade steigt der preußische Aar an der Gaffel empor und entfaltet seine Schwingen auf dem weiten Ocean. So bewährt sich der Wahlspruch: „Vom Fels zum Meer", und der große Kurfürst lächelt freundlich vom Elysium herab, daß die Nachkommen ihre Aufgabe erkannt haben und der brandenburgische Adler nach langer Ruhe abermals auf dem Wasser horstet.

Die Fregatte strahlt im Schmucke ihres Festkleides. Wie das alles blitzt und blinkt im warmen Sonnenschein! Ist's doch, als wollte das ganze Schiff sich dankbar zeigen für den kostbaren Morgen.

Auf den Gesichtern der Mannschaft zeigt sich eine gewisse freudige Erregung. Nach langer Zeit steht einmal wieder eine ordentliche Musterung bevor und solche gründliche Sonntagsmusterung tritt stets als eine Art Ereigniß in das einförmige Leben an Bord. Jeder will Ehre dabei einlegen. Dies Gefühl bewegt den ersten Lieutenant wie den letzten Schiffsjungen und jeder trägt dazu bei, das Schiff und sich selbst im besten Lichte erscheinen zu lassen. Doch das ist's nicht allein, die Aussicht auf den freien Tag spiegelt sich ebenfalls in den Augen wieder und läßt sie fröhlich aufleuchten.

Selbst die „Retirten" fühlen kein schmerzliches Bangen bei dem Gedanken an die bevorstehende Musterung. Sonntags werden keine Strafen verhängt; erst am Montage ereilt sie die rächende Nemesis.

Der Bootsmann und die Unterofficiere laufen geschäftig hin und her, lassen hier schwabbern und dort abwischen, dies fortnehmen und jenes hinstellen. Das Tauwerk wird kunstreich in Scheiben und Figuren aufgeschossen und auf das Deck niedergelegt, die Hängematten werden in ihren Behältern, den Finknetzen, schnurgerade gestaut, so daß sie wie eine schneeweiße Linie den schwarzen Rumpf der Fregatte besäumen und der Cadett der Wache läßt zum dritten Male das Deck fegen, obwohl man vergebens nach Staub sucht.

Jn der Batterie ordnen der Feuerwerker und seine Maaten. Die Geschütze sind frisch lackirt und der Glanz der metallenen Schloßdeckel wird durch die dunkle Politur der Röhre noch mehr gehoben. Die Sonne wirft ihren Schein durch die Kanonenpforten und spiegelt sich auf den polirten Läufen und klingen der Gewehre und Säbel, die zu Sternen und Kreisen geformt die Bordwände und das Deck zieren.

Die Köche sind eifrig bestrebt, auch ihr Departement glänzen zu lassen. Die kupfernen Kessel und Töpfe sind mit außergewöhnlicher Sorgfalt geputzt, die Eisenplatten des Kochherdes strahlen von Fett und das Deck in der Nähe ist durch altes Segeltuch und Matten sorgfältig gegen Kohlenstaub und Schmutz gesichert.

Jm Zwischendeck hält der Stabswachtmeister mit den Backschaften. Wehe dem Unglücklichen, dessen Exzerzirthschaften nicht spiegelblank sind! Er wird unfehlbar „notirt" und „die schwarze Liste" ist morgen sein sicheres Loos.

Tische und Bänke, noch vom gestrigen Tage weiß gescheuert und seitdem nicht benutzt, werden von ihren Plätzen unter Deck herabgenommen und aufgestellt. Das Eßgeschirr wird sommetrisch darauf geordnet und die widerspenstigen Kleidersäcke preßt man mit Gewalt in die ihnen zugewiesenen Behälter. Alle herrenlos herumliegenden Kleidungsstücke und sonstige Gegenstände werden vom Stabswachtmeister, der Schiffspolizei, in einen großen Sack gesteckt. Es sind eben so viele corpora delicti, die bei der Montagsmusterung gegen ihre Eigner zeugen und ihnen einige schwere Stunden bereiten.

Auch im dritten Deck, in der Wasserlast und in den Vorrathsräumen herrscht nicht geringere Thätigkeit und überall schaffen fleißige Hände.

Die Officiere erscheinen im Paradeanzuge mit Hut und Säbel auf dem Hinterdeck und gehen leise sprechend an der Leeseite auf und ab.

Jetzt meldet der Posten: „Drei Glas". Der Tambour schlägt auf einen Wink des wachehabenden Officiers Appell und die Mannschaft tritt in Divisionen an ihren betreffenden Seiten an. Niemand bleibt unten, außer den Kranken wird keiner von der Sonntagsmusterung dispensirt.

Die Leute tragen weiße Hemden, blaue Tuchbeinkleider, schwarzseidenes Halstuch und Schuhe. Der mit lackirtem Wachstuch überzogene Hut sitzt keck nach hinten und das Seidenband, auf dem in goldenen Buchstaben der Name des Schiffes prangt, flattert lustig im Winde. Der blau gestreifte Kragen des Hemdes fällt weit über die Schultern zurück und der vom Halstuch nur lose zusammengehaltene Schlips läßt den Nacken und die kräftige Brust frei. Es ist eine kleidsame, schöne Uniform, dabei praktisch und den freiesten Gebrauch der Glieder gestattend. Sie sitzt zwar sehr bequem, aber bei aller scheinbaren Neuchalance verliert die Kleidung doch nicht den Charakter der Uniform. Dazu die jugendlich kräftigen Krieger, die frischen, fröhlichen Gesichter, das offene, freie Wesen und das intelligente Auge — wahrlich, wir dürfen stolz sein auf unsere seemännische Jugend, sie wird dem preußischen Namen stets Ehre machen!

Digitized by Google

„Ordnung!“ commandiren die Divisionsofficiere und halten die Vor-Inspection. An Backbord auf dem Hinterdeck ist das Detachement der Seesoldaten aufgestellt. An sie schließen sich nach vorn mit kleinen Zwischenräumen die Divisionen der Seeleute, die graden Nummern an Backbord, die ungraden an Steuerbord.

Die Steuerbordseite des Hinterdecks bleibt frei, sie gehört dem Capitän und dem wachehabenden Officier.

Der Capitän erscheint, nachdem der erste Officier ihm gemeldet, daß alles bereit sei, und die Inspection beginnt. Sie währt nicht lange, denn wenige Blicke genügen, um die tadellose Ordnung, die scrupulöse Reinlichkeit und die vorzügliche Haltung zu überseben, die Schiff und Mannschaft auszeichnet und nirgends Veranlassung zum Tadel gibt. Die Pfeife des Bootsmanns ertönt als Signal zum Abtreten und die Mannschaft begibt sich nach vorn. Der Dienst des Königs ist für den heutigen Tag beendet.

Horch! die Glocke schlägt abermals, aber jetzt in einzelnen feierlichen Tönen. Sie ruft zu einem andern Dienste, zum Dienste des Königs der Könige. Das Stimmen der Stimmen erstirbt, die Sennenfegel werden über dem Hinterdeck ausgespannt, Bänke und Stühle heraufgebracht und ein Betpult, mit der Nationalflagge bedeckt, bildet die Kanzel. Die Mannschaft versammelt sich unter dem Zelte, mit dem letzten verhallenden Glockenton hebt sich die preußische Flagge an der Gaffel auf halben Stock und die Kirchenflagge, weiß mit rothem Kreuz, nimmt ihre Stelle ein.

Der Küster vertheilt die Gesangbücher und der Prediger tritt in seiner Amtstracht vor den Altar. In harmonischen Accorden steigen die Töne des vom Musikcorps begleiteten Chorals zum wolkenlosen Himmel empor, der sich als lichte Kuppel des mächtigen Tempels wölbt, in dem die kleine Gemeinde jetzt ihre Herzen zum Schöpfer erhebt. Ein jeder in ihr ist von der Feierlichkeit der heiligen Handlung tief ergriffen. Selten wohl ist ein Gotteshaus mehr geeignet, die Seelen seiner Besucher mit andächtigerem Ernste zu erfüllen und weicher zu stimmen, als das zur Kirche umgeschaffene Deck eines Schiffes. Nirgends tritt dem Menschen das memento mori! deutlicher entgegen, als auf dem Meere. Wie ein offenes Grab, das ihn jeden Augenblick zu verschlingen droht, liegt es vor ihm. Ständlich zeigen ihm die Gefahren die Vergänglichkeit des irdischen Lebens und mahnen ihn mit ernstem Rufe in sich zu gehen und bereit zu sein, vor den Richterstuhl des Höchsten zu treten. Wer könnte dieser Mahnung sein Herz verschließen, wer sie mißverstehen, wo jeder Blick ihre Wahrheit mit unauslöschlichen Zügen bekundet? Selbst der Gotteslegner muß vor der Nichtigkeit seines Irrwahns zurückschrecken bei ihrem Rufe, der in seine Seele dringt. Er muß sich beugen und sie erkennen, die Allmacht Gottes, dessen Odem im Rauschen des Windes ihn umweht, dessen Auge in den Strahlen der Sonne ihn anschaut und dessen mächtige Hand sein schwankendes Schiff über dem Abgrunde der dunklen Tiefe hält.

Und diese Ermahnung, die auch der Prediger zum Texte seiner Rede nimmt, findet guten Boden in den Gemüthern seiner Zuhörer. Kein Nebengedanke zieht sie ab, mit ganzer Seele begehen sie die gottesdienstliche Feier und als der Schlußvers des Chorals verhallt in den Lüften, da zeigt der schweigende Ernst der Versammlung, daß sie mit einem Herzen zum Herrn emporgeblickt, das ihm wohlgefällt.

Am Familientische.

Gustav Freytags neuer Roman.

Von Freytags neuem Werke: „Die verlorene Handschrift. Roman in fünf Büchern,“ liegen durch des Verfassers und des Verlegers Güte die beiden ersten Bände vor uns, die sie in den Buchhandel gekommen sind, und wir können nicht umhin, auf diese bedeutende Erscheinung unsere Leser aufmerksam zu machen. Der Inhalt, soweit wir ihn kennen, ist folgender.

In einer deutschen Universitätsstadt grenzen zwei Häuser mit ihren Gärten an einander; aber Unfriede trennt ihre Besitzer, deren einer Filzhüte macht, während der andere Strohhutfabrikant ist. In tiefen zwei feindlichen Nachbarhäusern wachsen zwei Kinder auf, Fritz Hahn und Laura Hammet, die ungeachtet eines gelegentlichen Zusammentreffens doch erst spät dazu kommen, einander kennen und lieben zu lernen. Ein anderes Lebensgeschick tritt bald in den Vordergrund, durchzieht das ganze Buch wie ein rother Faden und dient ihrer eigenen Entwicklung gewissermaßen zur Folie. Fritz Hahn ist ein junger Gelehrter und dadurch mit Professor Werner, der bei Hummels zur Miethe wohnt, nahe bekannt und enge befreundet worden. Die beiden können ohne einander kaum leben. Da kommt Werner eines Tages einer verlorenen Handschrift des Tacitus auf die Spur, die wie er glaubt, sich in einem Schlosse Bielfein befinden müsse. Die Freunde eilen dorthin, werden von dem Besitzer, einem derben, aber intelligenten Landmann, erst etwas rauh empfangen, werden dann eingeladen, zu bleiben, unterlassen auch das Haus von oben bis unten, finden aber nichts. Macht aber Werner auch keinen wissenschaftlichen Fund, so macht er doch einen Lebens- und Liebesfund in der schönen Tochter seines Wirthes. Während eines Gewitters, bei dem sie sich unsichtig und muthig benimmt, erkennt er in ihr seine künftige Lebensgefährtin.

„Das Haus ist verwahrt,“ sagte Ilse, „se gut die Hand des Menschen vermag, wir aber vertrauen auf stärkeren Schutz.“ — Und das Wetter wälzte sich langsam näher, eine schwarze Masse nach der anderen scheb sich heran, und unter ihnen stieg ein fahler Taunschleier wie ein ungeheurer Vorhang höher und höher, der Donner rollte, kürzer die Pausen, wilder sein Dröhnen, der Sturm benlte um das Haus, jagte zornig dicke Staubwolken um die Mauern, Blätter und Halme flogen in wildem Tanze dahin.

„Der Löwe brüllt,“ sagte Ilse, die Hände faltend. Sie neigte auf einige Augenblicke das Haupt. Dann sah sie schweigend zum Fenster hinaus. —

„Und ein tüchtiges Wetter tobte um das alte Haus. — — Während der Donner tobte, ward es plötzlich finster in der Stube wie bei einbrechender Nacht, und immer wieder wurde die unheimliche Dämmerung durch den Schein der feurigen Schlangen zerrissen, welche über den Hof dahinfuhren.“

„In der Kinderstube war es laut geworden, man hörte das Weinen der Kleinen. Ilse ging an die Thür und öffnete: „Kommt zu mir,“ rief sie. Aengstlich tiefen die Kinder herein und drängten sich um die Schwester, sie faßten ihre Hände, die jüngsten klammerten sich an ihr Gewand. Ilse nahm die kleine Schwester und legte sie in die Hände des Professors, der neben ihr stand. „Seid still und sagt leise euren Spruch,“ mahnte sie, „jetzt ist keine Zeit, zu weinen und zu klagen.“

„Plötzlich ein Licht so blendend, daß es zwang, die Augen zu schließen, ein kurzer markerschütternder Krach, der in mißtönenden Knattern endete. Als der Professor die Augen öffnete, sah er in dem Scheine eines neuen Blitzes Ilse neben sich stehen, das Haupt ihm zugewendet, mit strahlendem Blick. — — — — Und sie hatte in unwillkürlicher Empfindung eines der theuren Leben seiner Obhut anvertraut, er stand in der Noth neben ihr als einer der Ihrigen. — Die neben ihm stand im Wetterschein, von blendendem Licht umgossen, sie war es, die er sich forderte für sein Leben.“

Und sie wird sein Weib. Sie zieht mit ihm in die Universitätsstadt, tritt in den Kreis der gelehrten Welt, der ihr Mann angehört, hält sich von ihm in das Alterthum und seine reichen Schätze einführen, aber wahrt sich ihren einfachen Kindergauben auch in den Kämpfen, die durch die freieren, philosophischen Ideen ihres Gatten oft in ihrer Seele entstehen. In allen Begegnungen der ihr noch vor kurzem so fremden Welt bewährt sie sich mit seltenem Takte und großer Umsicht. Sie ist ihrem Manne ein echtes, deutsches Weib, seine Freundin und Gehilfin, — sie ist ihrer Hausgenossin Laura Hummel eine treue Schwester, allen Hausfreunden, unter denen Dr. Hahn die erste Stelle einnimmt, eine liebenswürdige Wirthin. Streit und Hader weiß sie liebend zu verföhnen, doch gibt sie einst dem jungen Prinzen, der ihr Haus oft besucht, einen männlich festen Rath, der durch Kampf ihn zum Siege führt. Endlich kommt sie mit ihrem Gemahl in die Nähe des Landesfürsten, und seinen Hofes. Auch hier tritt ihre Einfalt in herrlichen Gegensatz mit dem steif innigtanten Wesen, das sie umgibt. Ihre Schönheit reißt den Fürsten zu unreinen Gedanken fort; er bereitet ihrem Gemahl und ihr Schlingen, um sein Ziel zu erreichen. Schon vor ihrer Verheirathung hatte sie eine Begegnung mit einer alten Zigeunerin gehabt; die hatte zu ihr gesagt:

„Wir können nicht wahrsagen, wir haben keine Macht über die Zukunft, und wir irren wie ihr andern auch. Aber manches sehen wir doch, schönes Fräulein, und ohne daß du verlangst, will ich es dir sagen. Der Herr da neben dir sucht einen Schatz, und er wird ihn finden, aber er soll sich hüten, daß er ihn nicht verliert; und du, stolzes Fräulein, wirst einen Mann lieb haben, der eine Krone trägt, und du wirst die

Digitized by Google

Wahl haben, ob du eine Königin werden willst, die Wahl und die Qual!“ Wird sie sich bewähren und siegen, wird ihr Glaube stark genug sein in dem Kampfe, der ihr bevorsteht? So fragen wir am Ende des zweiten Bandes. Wir wollen keine voreilige Antwort geben. Der dritte Band muß sie bringen. Auf ihn verweisen wir auch unsere Leser.

Es ist nicht unsere Aufgabe, das vorliegend skizzirte Werk zu kritisiren. Nur das möchten wir hervorheben, daß wir selten ein Werk mit so anhaltendem Interesse gelesen haben, als diesen neuen Roman. Und doch ist derselbe keineswegs, was man ein „spannendes Buch“ zu nennen pflegt. Die ruhige, anmuthige Behaglichkeit der Darstellung, die lebenswahre Schilderung der Natur und der Menschen, der frische Humor, der seine treffenden Streiflichter auf die verschiedenen Lebensverhältnisse und Gesellschaftsschichten, namentlich auf die Gelehrtenwelt, fallen läßt, die psychologisch feine Entwicklung der einzelnen Charaktere und ihres Innenlebens — das ist's, was uns darin angezogen und gefesselt hat.

R. K.

Noch etwas über die „Times“.

So sehr das Londoner Weltblatt für gewöhnlich den Mantel nach dem Winde hängt, muß doch zugestanden werden, daß es zuweilen der verirrten öffentlichen Meinung kräftig die Stirn bietet und einen heilsamen Einfluß auf sie ausübt. So kämpfte es im Jahre 1846, als die Eisenbahnspeculation eine so entsetzliche Ausdehnung in England gewann, energisch gegen diese verderbliche Manie, obgleich dieselbe ihm täglich 500 Pfund für Annoncen, die darauf Bezug hatten, einbrachte. Ebenso war es die Times, die im Krimkriege einen Feind ins Leben rief, der ausreichte, um die gröblich vernachlässigte Armee mit ordentlicher Kost und Kleidung zu versehen.

Zuweilen gefällt es dem meist sehr gravitätischen Blatte, sich einen Scherz zu erlauben. Vor einigen Jahren war die Zeitungssteuer in England noch sehr hoch. Alle Bemühungen, sie herabzusetzen, waren vergeblich. Dagegen setzte es Manchester durch, daß die Besteuerung des gedruckten Kattuns aufgehoben wurde. Am Tage nachdem das Parlament gedruckten Kattun für hinfort steuerfrei erklärt hatte, erschien die Times, auf dazu eigens hergerichteten Kattun gedruckt, ohne Stempel, anstatt auf Papier mit dem Zeitungsstempel. Einen finanziellen Gewinn konnte sie dadurch nicht machen; aber der Gesetzgebung zeigte sie, welche Lücken das Gesetz enthielt. Die Wiederholung des Scherzes wurde allerdings verboten, aber das nächstige Blatt besaß einen größeren Einfluß als je zuvor.

Die vier großen Leitartikel, welche jeder Tag bringt, sind meist ungemein gewandt und fesselnd geschrieben. Man sieht es ihnen nicht an, in welcher Hast sie entstehen. Oft sind sie in der Presse um 4 Uhr Morgens, wenn die Parlamentsrede, über die sie sich auslassen, vor Mitternacht noch nicht vollendet war. Es ist dabei nicht zu übersehen, daß alle diese Artikel ohne Namen erscheinen und daß ihre Verfasser auf keine Belohnung und Anerkennung Seitens des Staates zu rechnen haben, wie das in Frankreich so häufig der Fall ist. Ausnahmen von dieser Regel sind sehr selten. Vor einigen Jahren kam allerdings ein sonderbarer Fall von Beförderung eines Leitartikelschreibers vor. Derselbe hatte sich dem Lord Palmerston durch ungestüme Angriffe auf seine Politik etwas unbequem gezeigt. Es dauerte lange, bis sein Name entdeckt ward. Als das geschehen, wurde er in der höflichsten und rücksichtsvollsten Weise ersucht, eine sehr einträgliche Regierungsstelle anzunehmen, die ihn — etwa 1000 (engl.) Meilen entfernte. Als ein kluger Mann fräulte er sich nicht, ging und genoß seine jährlichen 2000 Pfund in großer Gemüthsruhe.

Eine hervorragende Stellung nehmen die auswärtigen Correspondenten der Times ein, die über die ganze Erde verbreitet wirken und, je nach der Wichtigkeit ihrer Mission, verschiedenartig, aber alle ungemein liberal bezahlt werden. Die Stellung ihrer Correspondenten in Paris rangirt, in politischem und socialem Werthe, nächst der des britischen Gesandten. Sein festes Gehalt, das nur ein Theil seiner Einnahme ist, beläuft sich auf 1200 Pfund, wozu freie Wohnung und eine Bibliothek kommen; er hat auch eine unbeschränkte Verfügung über den Telegraphen, und außerordentliche Boten warten stets auf seine Befehle, um seinen Principalen Correspondenzen zu überbringen, die er nicht der Post anvertrauen mag. Doch stets muß er gerüstet sein, seinen Posten gegen einen anderen, oft am entgegengesetzten Ende der Welt zu vertauschen.

Ueber die unmittelbar nach dem Tode eines großen Mannes von der Times gebrachten ausgezeichneten Nekrologe wird man nicht mehr erstaunen, wenn man erfährt, daß sie Jahre lang vorher gearbeitet werden, wie denn nach dem Tode des Herzogs von Wellington der Nekrolog, welcher Tags darauf erschien, den Macaulay vor mehr als 12 Jahren früher geschrieben, und seitdem vielfach gefeilt und umgearbeitet worden war.

Ungefähr 500 Briefe, an den Herausgeber der Times adressirt, die sich über jeden denkbaren und undenkbaren Gegenstand von öffentlicher oder privater Bedeutung auslassen, werden täglich von einem Beamten geöffnet, dessen Pflicht es ist, diejenigen auszuwählen, welche interessant genug zur Veröffentlichung sind, und etwa 495 in den Papierkorb zu befördern.

Mit ihren Kritiken ist die Times sparsam; aber sie sind stets gewichtig, oft Epoche machend für ein Buch. So soll ihre Kritik über „Adam Bede“ seiner begabten Verfasserin 2000 Pfund eingebracht haben. Ebenso wird niemand in London von Musikern zu sehr gefürchtet, gehaßt und geschmeichelt, als der Musikrecensent dieses einflußreichen Blattes.

Deutschland hat sich im Allgemeinen keiner besonderen Gunst des englischen Weltblattes zu erfreuen. Seine Angriffe auf uns sind oft ebenso tendenziös gehässig, als scheinbar von Ignoranz strotzend. Seit dem deutschen Kriege in Schleswig-Holstein haben wir angefangen, es haßen zu lernen; ein rechtschaffener Haß des Unrechts ist aber eine sittliche Macht, die zum Siege und zur Selbstständigkeit führt.

R. K.

Hahnemann und der Engländer.

Der Erfinder der Homöopathie brachte bekanntlich seine letzten Lebensjahre in Paris zu. Eine Französin, die er in seinem neunundsiebzigsten Lebensjahre heirathete, hatte ihn dorthin gezogen. Auch dort vollbrachte er eine Reihe bedeutender Kuren und sammelte viele Schüler um sich. Das Alter schwächte aber wohl nach und nach seine Geisteskräfte, wenigstens übertrieb er seine eigenen Vorschriften oft in einer abgeschmackten Weise. Er verschrieb nur die allerkleinsten Dosen. Fast rechtfertigte er den Scherz des großen Dupuytren, der einmal sagte:

„Hahnemann wirft einige seiner Kügelchen von dem Pont-Neuf ins Wasser, und schickt seine Patienten nach Havre mit den Worten: „Schöpfet Wasser aus der Seine, trinkt und ihr werdet genesen!“

Wie gesagt, er gab zuweilen zu diesen Spötttereien Anlaß und vielleicht auch zu der folgenden Anekdote, die, wenn nicht wahr, doch gut erfunden ist.

Eines Tages fährt ein reicher englischer Lord bei Hahnemann vor, um ihn wegen einer Krankheit um Rath zu fragen. Der Greis bört aufmerksam die Darlegung des Patienten an, nimmt ein Fläschchen, öffnet es, hält es unter die Nase des Lords und sagt:

„Riechen Sie! .... Gut! Sie sind geheilt!“

Der Engländer, überrascht, — was seinen Landsleuten selten begegnet — erwidert:

„Was bin ich schuldig?“

„Tausend Franken!“ lautet die Antwort des immer anwesenden Famulus.

Der Insulaner zieht ein Fünfzig Livres-Billet aus seiner Tasche, hält es unter die Nase des Arztes und sagt:

„Riechen Sie! .... Gut! Sie sind bezahlt!“

Mit diesen Worten verläßt er das Zimmer.

Wort und Geist.

Von Otto Sutermeister.

I.

Der Beste immer ward von seichen nur erkannt,
Die irgend ihm in Art und Tretflichkeit verwandt.
Wenn dich sein Wort durchdrang, so hast du's selbst gedacht
Und nur zu solchem Klang und Ehren nicht gebracht.
Sein Bild, das dich entzückt, du trugst es lang in dir,
Nur ist dir nicht geglückt wie ihm Ausdruck und Zier.
Sein Lied, von dem du voll, es schallt aus deiner Brust
Nur weil sie überquoll von seiner Qual und Lust.
Erkennen Gottes Spur ist selber götterhaft:
Gott wird erfahren nur mit seiner eignen Kraft.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des „Daheim“ in Leipzig, Postfir. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Willig in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und in Monatsheften. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.
Preis jährlich 2 Thlr., vierteljährlich ½ Thlr.

1865. Ausgegeben im October 1864. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 5.**

Marie und Maria.

Novelle von Ottilie Wildermuth.

(Fortsetzung.)

Welch ein rascher Wechsel der Scene in Georgs Leben! Gestern war er verhöhnt, gedemüthigt, verschmäht aus einem Bauernwirthshaus abgezogen, nun in seine nüchterne und nothdürftig eingerichtete Wohnung zurückzukehren und sehnsüchtig zu warten, ob nicht vielleicht ein erkälteter Marktbauer seine Dienste in Anspruch nehme. Heute wandelte er auf prächtigen Teppichen, wurde bedient wie ein Prinz, saß auf einem weichen Fauteuil zu Seiten des Lagers, wo auf seinen schneeweißen Kissen unter purpurrothseidner Decke die schönste Märchengestalt lag, wo selbst Krankheit und Wunde in anmuthiger Form erschienen.

Wenn er eine Demüthigung seines Beleidigers noch bedurft hätte, um sich über jene Niederlage zu trösten, so hatte er dies befriedigte Rachegefühl genießen können. Kaum eine halbe Stunde, nachdem sie die verunglückte junge Gräfin ins Schloß gebracht, war der vornehme Oberamtsarzt vorgefahren, der auf seinem Herwege schon von dem Unfall gehört, und hatte keuchend und schnaubend sich bei der Gräfin melden lassen, um das Empfehlungsschreiben des Medicinalraths aus der Residenz zu präsentiren.

Der furchtbar aufgeregten Dame, die mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihres Wesens in dem jungen Arzt bereits einen hilfreichen Gott erblickt, war nun der dicke, schnaubende Doktor, so vornehm er auch aussah, so held die goldne Uhrkette auf seinem Bauch blinkte, keineswegs eine erwünschte Erscheinung. In ihrem gebrochenen Deutsch, in ihrer fieberhaften Ungeduld konnte sie gar nicht nach höflichen Formen „suchen und kann hervorbringen: „Sie nicht brauchen, schon sehr gute Dekter, — nur fort, meine Tochter nicht stören! Jean, zeigen Sie dem Herrn den Weg!" und höchst dienstefissen nahm der Diener den dicken Herrn beim Arm und führte ihn buchstäblich zum Hause hinaus, also, daß sein Schnauben nachher furchtbar anzuhören gewesen sein soll.

Georg war zu tief und gewaltig von seiner jetzigen Aufgabe hingenommen, als daß er lange in dem heimlichen Triumphgefühl hätte schwelgen können, das der Bericht des Dieners über diese Scene einen Augenblick in ihm erregt hatte.

Nachhängen wollte und konnte er diesem Gefühle nicht. Das Interesse des Arztes und des Menschen, alles Denken und Wollen seiner Seele concentrirte sich jetzt in dem Einen Wunsch und Streben, seine Kranke zu retten. Da saß er, lange, lange Stunden, Tag und Nacht, den Blick auf das schöne bleiche Angesicht geheftet und forschte und dachte und suchte, ängstlich tief, wie er nie in seinen Studienzeiten gesucht, nach allem, was Hoffnung zur Rettung geben konnte.

Wie war er nun froh, daß er als Student im Austausch mit seinem Zimmernachbar, einem lustigen Franzosen, sich die französische Sprache, diesen Hauptschlüssel für den Verkehr, zu eigen gemacht hatte; so war ihm nun doch möglich, sich mit der Gräfin zu verständigen, die mangelhaft deutsch sprach.

Freilich mußte er auch die wilden Ausbrüche ihrer Verzweiflung anhören. All seine vorgefaßten Begriffe, schon vom Geographieunterricht im Gymnasium her, wurden hier umgeworfen. Immer hatte er doch gehört und gelesen: „der Spanier ist in seinem äußerlichen Gebahren feierlich, stolz und kalt, er wird nie den Anstand verletzen, auch nicht bei heftiger Erregung seiner innern Gefühle." Das paßte nun nicht auf diese Dame, die oft maßlos heftig, alles in den Aeußerungen ihrer Mutterangst, ihrer Zärtlichkeit gegen das todtkranke Kind vergaß. All ihre leidenschaftlichen Klagen, all ihren Jammer, mit dem sie das Kind schon zum voraus betrauerte, hörte er, aber er hatte auch die Worte gehört, die sie ihm schon am ersten Abend zugerufen, als man die Bewußtlose ins Haus getragen, und die sie seither oft wiederholt hatte: „retten Sie mein Kind, und sie ist die Ihre!" und sie hatten ihn wunderbar durchschauert. Wie oft er sich auch sagte: „Unsinn, das sagt sie in ihrer Aufregung und weiß es nachher nicht mehr, und wenn's ihr Ernst wäre, so hat es für mich keinen Sinn!" die Worte hörte er doch wieder und wieder in den stillen Stunden, wo er den Blick in diese traumartigen, wunderbaren Augen senkte, die bewußtlos noch in süß verlockendem Glanze strahlten, und die feine, heiße Hand in der seinen hielt.

Die junge Gräfin lag in heftiger Fieberglut, auch als die

Digitized by Google

Gefahr einer Verblutung vorüberschien. Sie war nie bei Bewußtsein, ihre Phantasien verstand er nicht, sie sprach spanisch, er suchte es auch nicht zu verstehen, aber mehr als für sein ärztliches Studium nöthig, versenkte er sich wieder und wieder in diese märchenhaften Augen. Da war die ganze Glut des Südens und doch wieder das tiefe Sehnen nach einer Welt, die nicht Süd und Nord kennt, — Augen, wie er sie nur an den wundersamen Marienbildern Murilles gesehen, — Maria hieß ja auch dies zauberhaft schöne Wesen, das ihm die Mutter zu eigen gab, — wohl nur um sie aus Grab zu legen! Maria! wie matt klang das deutsche Marie, Mariechen dagegen! er hatte jetzt nicht viel Zeit daran zu denken; er hatte noch nicht daran gedacht, ihr auch nur zu schreiben, bis ihm aus Pulverdingen Kunde zukam, daß man nach ihm gefragt. Man hatte dort natürlich bald die verwunderliche Geschichte erfahren, daß der junge Doktor Rau, der gar nichts zu schaffen gehabt, nun Liebarzt bei der spanischen Gräfin sei. Nun schrieb er Marien flüchtig die Geschichte der letzten Tage, — er sagte wahr, daß er nicht Muße und nicht innere Ruhe habe, ihr öfter zu schreiben, — er hatte sie wirklich nicht.

An Hilfsmitteln fehlte es ihm nicht; medizinische Bücher, Arzneien und Erquickungen für die Kranke, — alles wurde aufs schnellste herbeigeschafft — eine so gänzliche Nichtachtung der Geldmittel wie hier war ihm bis jetzt als ein unmöglicher Zustand erschienen. Nur eines geschah nicht, — wie oft auch die Anfenthalten und Fragen der Dienerschaft, wie oft vielleicht sein eigen Gewissen ihn mahnen mochte, es zu versuchen, — es wurde kein andrer Arzt berufen. Die Gräfin verlangte es nicht. Sei's, daß sie ein abergläubisches Vertrauen in den jungen Arzt setzte, der ihr zur rechten Stunde wie ein Engel erschienen war, sei's, daß sie glaubte, alle deutschen Aerzte glichen dem dicken Oberamtsarzt, der neun sie nun einmal ein Grauen gefaßt hatte, — sie forderte es nicht, und Georg unterließ es auch. Es war wohl kaum der Ehrgeiz eines jungen Doctors, der sein erstes Meisterstück allein machen will, es war mehr ein verzweifeltes Spiel auf Leben und Tod, das er mit dem Schicksal einging und dessen Motive er sich wohl selbst nicht klar machte. Das ist gewiß, daß er sein eignes Leben, alle Kraft seiner Seele und seines Leibes daran setzte, das Mädchen zu retten, die mehr und mehr dem Tode zu verfallen schien, er gönnte sich keine Ruhe bei Tag, keinen Schlummer bei Nacht, keine Erholung, kaum die nöthigste Speise; er kannte kein Streben und Bemühen mehr, keine Hoffnung und keine Furcht als um seine Kranke.

Wie lange Zeit er schon in seinem verzauberten Schlosse weilte, ob es draußen Regen war oder Sonnenschein, ob Frühling oder Winter, davon wußte Georg nichts. In der Welt draußen nur in der Dyschmühle war's aber Herbst, ein gesegneter Herbst, in dem sich fleißige Hände tüchtig regen mußten. Marie, die Marie in der Mühle, hatte von Herbstfreuden nicht viel genossen. Sie wurde zwar öfter von Honoratioren der Stadt zu kleinen Festlichkeiten geladen, — war sie ja doch mit einem Doktor versprochen, hübsch, wohlhabend und — „auf der Bildung" in der Residenz gewesen, und man kehrte auch gern wieder in der Mühle ein. Marie dankte für alles, sie kam sich vor wie eine Blume ohne Stengel, wenn sie ohne Georg, ohne Vater und Mutter sich in diesen Kreisen bewegen sollte. Sie war in der letzten Zeit überhaupt etwas still geworden, gar emsig in allen Hausarbeiten, — an der Aussteuer nähte sie nicht mehr oft.

Sie war heute fleißig und rührig gewesen allenthalben, im Garten, auf dem Flachsfeld, als sie winde, mit einem Körbchen getrockneten Obst im Arm, Abends nach Haus kam. „Ist ein Brief für Dich da", sagte ihr Bruder Christian, der nun schon in der Mühle tüchtig zu brauchen war.

„Herr, behüte meine Ohren vor traurigen Botschaft!" hatte die Müllerin heute früh in ihrem Morgengebet gelesen; warum fiel ihr gerade diese Stelle ein, als sie sah, wie Mariens Hand zitterte, als sie den Brief erbrach, wie sie sich den andern abgewandt aus Fenster setzte, um ihn zu lesen.

Den Müller, der eben seinen Vesperrunk zu sich nahm, bewegte durchaus keine traurige Ahnung. „Se, ist von dem Schlingel, dem Georg?" sagte er, nicht unzufrieden; „ist Zeit, daß er einmal wieder schreibt! will sehen, ob er seine Gräfin jetzt fertig kurirt und ihr begreiflich gemacht hat, daß ein Weibsbild nicht auf einen Gaul gehört. Ist ein kecker Bursch, daß er gar keinen andern Doktor hingelassen hat! Wundert mich nur, daß es die Alte gethan hat! Na, zahlen wird sie ihn nicht schlecht, und einen guten Namen macht ihm die Kur, Alte, wirst 'raus müssen mit Deinen Tuchballen."

Während so der Müller behaglich plauderte, hatte Marie ihren Brief gelesen, wieder zusammengelegt und war hinausgegangen in ihr Stübchen. Die Mutter hatte es wohl bemerkt, war ihr aber nicht gefolgt. Spät erst, als der Vater fragte: „wo ist die Marie? und was steht denn in dem Brief?" da erst stieg sie hinauf. Marie lag auf den Knieen vor dem Stuhl, das Gesicht tief in die Hände gedrückt, die Mutter kam sachte hinter sie, „Marie, weißt noch die Antwort der Maria? es kann auch ein Engel zu uns kommen, doch keine Freudenbotschaft bringt."

„Siehe ich bin des Herrn Magd," sagte Marie ohne aufzusehen mit tonloser Stimme, „mir geschehe . . . ." ihre Stimme brach im Weinen.

„Sag's noch nicht," sagte die Mutter, „sag's nicht, bis Du's von Herzen sagen kannst! es gibt noch ein ander Sprüchlein: „Vater, hilf mir aus dieser Stunde; doch darum bin ich in diese Stunde gekommen. Vater, verklär Deinen Namen." Und still ging sie zu ihrem Mann und Sohn hinunter und sagte: „lasst die Marie gerad' droben; sie ist gar müd, den Brief kannst ja morgen selbst lesen, Alter."

Georg schrieb zuerst die ganze Geschichte seiner Begegnung mit der Gräfin, ihrer Krankheit und der Verheißungen ihrer Mutter.

„Se habe ich Dir nun alles erzählt, liebe Marie," fuhr er fort, „und Du siehst, wie wenig ich selbst die Umstände herbeigeführt habe, die mich jetzt in eine so eigenthümliche Stellung bringen.

„Maria, die junge Gräfin, ist nun außer Gefahr über all mein Hoffen und Erwarten, und ich bin tausendfach dankbar dafür; es war ein gewagtes Spiel, daß ich, mit meiner jungen Erfahrung, die Kur allein unternommen habe. Noch ist Maria todtkunke, zeigt aber ein rührendes Vertrauen zu mir, von dem sie freilich in diesen letzten Wochen auch alle Hilfe fast allein empfangen hat.

„Ich habe Dir gesagt, Marie, welch seltsames Versprechen die Gräfin in der ersten Aufregung ihres mütterlichen Jammers gegen mich ausgesprochen. Ich schrieb es ihrer heftigen, leidenschaftlichen Natur zu, der Muttersangst, die mich durch eine ungeheure Verheißung zu ungeheurer Anstrengung treiben wollte. Se habe ich ihr auch gesagt, nun die Gemeste der Genesung nahe ist, und habe ihr ihr Wort zurückgegeben. Die Mutter will in ihrer feurigen Dankbarkeit nichts davon hören, sie verschert mich: auch Maria sei schon eingelebt in den Gedanken, daß sie ihren Lebensretter zu eigen gehöre und ich würde durch ein plötzliches Losreißen das zarte Kind tödten.

„Und nun, was soll ich thun? Soll ich Maria, die sich mir wirklich in kindlicher Hingebung zuzuneigen scheint, soll ich ihr jetzt, wo ein rauher Hauch, kommt er von außen oder von innen, die zarte Blume knicken und tödten könnte, — soll ich ihr sagen: „Du bist getäuscht worden, ich habe Dich nie geliebt, ich gehöre einer Andern?" oder soll ich sie in der Täuschung lassen, gestatten, daß diese junge, unberührte Seele, — sie ist kaum siebzehn, — daß sie sich mir erschließt in Liebe und Hingebung; wann ist dann der rechte Zeitpunkt, mich gewaltsam loszureißen, wann weiß ich gewiß, daß diese zartbesaitete Natur nicht zerstört wird von solchem Riß? — Fliehen, feglich und für immer fliehen, wäre vielleicht das einzige, aber ich kann, ich darf sie nicht verlassen, sie bedarf noch beständiger, sorgenvoller, sorgfältigster Aufsicht und Pflege, sie wird meiner Begleitung nicht entbehren können, wenn sie jetzt, sobald sie reisefähig ist, nach Italien soll, um unsre rauhe Herbstluft zu vermeiden.

„Marie, liebe Marie, Du mit Deinem klaren, sichern Gefühl, die Du mir immer mit schwesterlicher Liebe nahe warest, sage Du mir, was soll ich thun? Ich weiß, Du verstehst diese Verhältnisse, obgleich Du Dich ja fast immer nur in Deinem kleinen Kreis bewegt hast. Dein Vater kann mich nicht verstehen. Er würde glauben, ich suche nur nach Vorwänden, um wortbrüchig zu werden. Der Himmel weiß, wie schrecklich mir der Gedanke an Treubruch ist. Nur mit Deinem vollen, freien Willen soll ein Band gelöst werden, das Dir leider bis jetzt so gar kein Glück geben konnte, meine liebe, arme Marie.

„Also in Deine Hände sei die Zukunft von uns drei Menschen gelegt, ich will mich Deinem Spruche fügen und denken, daß es

Digitized by Google

Gottes Wille ist, der aus Deiner kindlich einfachen Seele spricht. Ach, je nachdem Deine Entscheidung ausfällt, wirst Du nicht nur Schiedsrichterin, Du wirst auch meine Vertheidigerin sein müssen bei den Deinen, die diese ungewöhnliche Gestaltung der Verhältnisse nicht recht verstehen können.

„Mißverstehe Du mich nicht, liebe Marie. Ich werde mich Deinem Ausspruch fügen in jedem Fall: ich werde nach Umständen vielleicht Zeit brauchen, mich aus so ganz andern Verhältnissen wieder in all die Erbärmlichkeiten zu finden, durch die ich mich nach Deines Vaters Meinung durchschlagen soll, — es wird ja auch zum Ziele kommen und ich würde bei Dir ein schwesterlich treues Herz finden, wenn auch unser Band beschlossen worden ist, ehe wir selbst Wissen und Willen dazu geben konnten.

„Also, liebe Marie, sprich ganz offen aus, was Du für recht und gut hältst, nur so soll es geschehen. Glaube, daß ich in all und jedem Fall sein und bleiben werde

Dein

treuergebener Georg.

„Ich wollte, Du könntest Maria sehen in ihrer zarten, wunderbaren Scheuheit, in all der Hilfsbedürftigkeit ihres Wesens, gewiß, Du hast nie etwas Rehhaftes erblickt. Gott gebe, daß die zarte Blume nicht im Genesen noch welke! ich fürchte auch das aufgeregte Wesen ihrer Umgebung, vor allem der Mutter."

Mariens Antwort.

„Es thut mir leid um Dich, mein lieber Georg, daß Du Dich so viel mit Fragen und mit Zweifeln geplagt hast in dieser letzten Zeit. Wenn Du Dein eigen Herz und wenn Du mich recht gekannt hättest, so hättest Du Dir viel Mühe ersparen können. Vielleicht hättest Du auch alle Noth erspart gleich zu Anfang mit einem einfachen Wort. So, wie alles gegangen, ist es jetzt natürlich, daß Du das schöne Fräulein lieb gewonnen hast, die der Herr durch Deine Hilfe so wunderbar gerettet hat. Und daß sie auch Dich lieb hat, das ist ja noch viel natürlicher, wo Du so viel an ihr gethan hast. Daß auch ihre Mutter so gern eingewilligt hat, das achte ich für wunderbar, sonst sollen solche Leute ja sehr stolz sein und auf den Stand sehen.

„Das weißt Du wohl, daß mich alles von Herzen freut, was Dich glücklich macht. Es ist mir immer leid gewesen, daß Du Dir's hast so sauer werden lassen müssen, und hat mich oft bekümmert, ob es nicht besser für Dich wäre, wenn Du ganz frei Deines Weges gingest. So geh denn nun in Gottes Namen, lieber Georg, und Gott segne und behüte Dich und Deine schöne Braut'

„Um mich darfst Du keine Sorge haben, und wegen der Eltern auch nicht. Du weißt ja, daß die Mutter nie dafür gewesen ist, etwas so weit voraus zu bestimmen, und der Vater meint's nicht so bös, wenn er auch jetzt zornig ist, er wird auch wieder zufrieden, wenn ich zufrieden bin.

„Noch einmal wünsche ich Dir recht von Herzen Gottes Segen und daß er Deine Braut wieder recht gesund und fröhlich erhalten möge.

„Lebe wohl, lieber Georg, ich danke Dir für alles Liebe und Gute, und wenn wir uns in diesem Leben nicht mehr sehen sollten, so helfe Gott, daß wir uns im Himmel fröhlich wiedersehen. Dann wirst Du gewiß wissen, daß ich Dir gar nie etwas nachgetragen habe.

Deine

getreue Marie.

Der Müller freilich hatte den Bruch nicht so sanftmüthig und ergeben hingenommen, wie Marie: er hatte gestucht wie in seinem ganzen Ehstand noch nie über den wortbrüchigen Schuft, an dem man so viel gethan; Mariens Thränen, die Bitten seiner Frau und die einfache Erwägung, daß man im Grunde doch nichts machen könne, hatten ihn aber am Ende bewogen, still zu bleiben.

Während Stadt und Gegend wirrballte von der wunderbaren Mähr von dem armen Vetter, der eine Prinzessin, — eine Gräfin war der Fama noch zu gering, — vom Tode errettet habe, und sie sammt ihren sieben Millionen heirathen werde, während der dicke Doktor vor Aerger einen gelinden Schlaganfall bekam und die Hertelbetzigerin in H. sich besann, ob sie nicht außer dem wilden Schwein, das sie geschlachtet, auch noch illuminiren sollte, an dem festlichen Abend, wo ihrer leiblichen Schwester ihr leiblicher Sohn mit einer leibhaftigen Gräfin durchreisen werde, während Herr Kolb, der glückliche Stiefpapa sich besann, ob er sein Weißwaarenlager nicht noch durch ein Korsettengeschäft erweitern solle auf die gloriose Verwandtschaft hin, und Frau Kolb abwechselnd in Freudenthränen schwamm ob ihres Sohnes Glück, und in Thränen des Mitleids um die arme Marie, der man freilich nicht habe helfen können, — während all dieser Bewegung war es in der Mühle recht still hergegangen. Marie und ihre Mutter hatten sie viel über den Müller vermocht, daß er nach außen schwieg über die ganze Sache, wie gewaltig er auch in den ersten Tagen daheim getobt hatte. Er hatte auch keine Lust, viel unter die Leute zu gehen, nachdem er einmal ausgesprochen, sein Mädchen habe selbst nichts mehr von dem Burschen gewollt und ihm gesagt, er könne gehen wohin er wolle, — und seitdem er das höhnische Lächeln der Leute darauf gesehen. Es gab solche, denen es schon wie eine Ehre für die Müllerstochter vorkam, daß sie nur mit einer solchen Dame hatte in Vergleich kommen können, — der Müller selbst gehörte nicht zu diesen.

Marie erhielt Erlaubniß, ihre alte Pathin in K. zu besuchen, die war schwach und hinfällig, fast ganz erblindet, und ein Besuch des stillen Mädchens war gar wohlthätig für sie.

Georg war so eilig als möglich mit seiner jungen Braut, die noch immer mit unendlicher Sorgfalt gehütet und gepflegt werden mußte, mit ihrer Mutter und all dem Gefolge nach Italien gezogen. Wunderbar leicht hatte er sich an all den fürstlichen Luxus seiner Umgebung, an die ehrfurchtsvolle Bedienung der Domestiken gewöhnt, — hie und da war ihm freilich noch, als sei er gleich der Aschenbrödel in diese glänzende Welt nur hineingezaubert und der prachtvolle Reisewagen werde sich unversehens in eine Nußschale mit Mäusen verwandeln, aber der Traum war äußerst behaglich und er hielt für das Beste, sich ihm ganz und gar hinzugeben.

Die Schwiegermama, die zu Zeiten noch immer Anfälle von leidenschaftlicher, fast wahnsinniger Angst um ihrer Tochter Leben hatte, und von Georg allein zu beschwichtigen war, hatte eine für seinen Maßstab ungeheure Summe in seine Hand gelegt, damit er sich rasch aller alten Verbindlichkeiten entledigen könne. „Auf der Reise wird der Kourier die Hauptausgaben bestreiten," sagte sie zu ihm, „versteht sich von selbst, daß Sie unbeschränkt über meine Kasse verfügen; wenn der Zeitpunkt kommt, wo mit meiner Tochter alles Ihnen eigen wird, das wissen wir ja noch nicht, vielleicht werden Sie mir auch dann die Verwaltung noch überlassen, da das meiste noch in Spanien steht, bis Sie unsre Sprache, unsre Papiere und das alles verstehen." Er sagte natürlich alles zu, es war ihm peinlich, über diesen Punkt zu reden; war's doch nicht eben unangenehm, wie ein Märchenprinz eine seidne Börse, mit wirklichem, wahrhaftem Geld gefüllt, in der Tasche zu tragen.

Der kostbarste Besitz, den er mit seiner Kur gewonnen, Maria selbst, war ihm noch am wenigsten eigen. Er selbst fürchtete sich am meisten vor allem, was das zarte Leben, das kaum dem Tode abgerungen war, hätte aufregen und dadurch gefährden können. Sie übte, wie von Anfang, einen tiefen Zauber auf ihn, und doch schenkte er sich, ein Wort der Liebe auszusprechen, sie erschien mehr wie ein wundervolles Kunstgebilde, an dem er die Augen weiden mochte, denn wie ein lebendes, liebendes Wesen, das ihm als Weib und Hausfrau zu eigen werden sollte; er begnügte sich, sie mit immer innigerer, zarterer Sorgfalt zu umgeben, sie nahm es dankbar hin mit der weichen, rührenden Sanftmuth Genesender. Sie sang zu deutsch bei ihm zu lernen, gar zu lieblich klangen die heimischen Laute mit dem fremden Accent von diesen weichen Lippen, immer tiefer und klarer wurde das Licht dieser wunderbaren Augen, — immer ferner, immer blasser erschien die schmucklose Gestalt des Mädchens aus der Mühle.

Sie hatten ein reizendes Landhaus am Comersee gemiethet. Maria ruhte auf weichen Polstern auf dem Balkon und Georg saß neben ihr, in all dem Zauberglanze des durchsichtig klaren italischen Himmels lag die Landschaft vor ihnen, ein leichtes Lüftchen vom See her kühlte die Glut des sonnigen Tages, — schön wie nie erschien Maria, wie sie so dalag, das Haupt zurückgelehnt, die glänzend schwarzen Haare, die der grausamen Scheere hatten fallen müssen, umgaben in kurzen Locken das schöne Angesicht und hoben wunderbar die südliche Blässe der Züge. In der glückseligen Müdigkeit einer Genesenden saß sie die köstliche Luft ein, die vom See herüber wehte,

Digitized by Google

lächelnd, dankvoll blickte sie auf zu Georg, der neben ihr stand, und verzückt in ihre leuchtenden Augen schaute. „Hast Du mich lieb, Maria?“ fragte er zum erstenmal. Eine leichte Wolke zog über das schöne Gesicht, sie legte die Hand über die Augen. Dann aber blickte sie auf und sah ihn, noch matt, mit lieblichem Lächeln an. „Das Leben ist so schön,“ sagte sie leise, „Du hast mir's wieder gegeben; ja, ich will Dein sein.“ Und zum erstenmal schlang er den Arm um sie und hieß das schöne Haupt an seinem Herzen ruhen; das volle, fast berauschende Gefühl seines traumhaften Glückes kam über ihn, — und doch, warum kam ihm im Augenblick des höchsten Jubels die oft gehörte, langvergessne Weise eines deutschen Liedes in den Sinn:

Sie hat die Treu gebrochen
Das Ringlein sprang entzwei.

Er hatte ja eigentlich nie Treue gelobt, so hatte er auch keine brechen können, beredete er sich, und inniger und wärmer umschlang er sein wunderbares Lieb; — aber es war doch wie Traum, nicht wie Leben.

An diesem selben Abend trugen sie in der stillen Gemeinde zu K. eine arme Pilgerin zu Grabe. Es war Mariens alte Pathe, der nun wohl das Licht wieder aufgegangen war, das ihr lange schon erloschen gewesen. Man war in K. keines stürmischen Jammers, keiner Trauerkleider an Särgen gewöhnt. Sie hatten dort lange schon gelernt, den Tod als einen Heimgang anzusehen und sangen ruhig und gemüthlich:

Eins geht hier, das Andre dort
In die ew'ge Heimath fort. . . .

Um so auffallender war es, daß die junge Verwandte, die ja nicht einmal lang um die Verstorbene gewesen, in so gar schmerzlichen Thränen an dem Grabe stand. Ach, die gute alte Pathe hatte nicht zwiel Theil an Mariens Thränen! Es war all ihr lang zurückgehaltnes Herzeleid, ihr Sehnen von Jugend und Liebe und Hoffnung, von Freude und Lebensglück, das aufwachte neben der Entschlafnen, die sie so treu gepflegt, es war der liefe, sehnsüchtige Wunsch: „o, dürft' ich neben sie mein Haupt niederlegen und einschlafen und nimmer, gar, gar nicht mehr aufwachen!“ Versunken in diese Gedanken, in all dies zum erstenmal freigegebne Leid, vernahm sie kaum die erbaulichen Worte der Leichenrede, die sich über Leben, Leiden und Hoffen der Heimgegangenen aussprach. Ein einziger Spruch von allem war sie hörte fiel in ihr Herz und in ihr Ohr: „Unsre Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schaffet eine ewige und über alle Maße wichtige Herrlichkeit, uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare. Denn was sichtbar ist, das ist zeitlich; was aber unsichtbar ist, das ist ewig.“ Ach, ihre Trübsal war nicht zeitlich und war nicht leicht, und doch mußte sie an den Spruch denken und ihre Thränen flossen nicht mehr so heftig und gaben der frommen Gemeinde keinen Anstoß mehr.

Kaum vom Sarge zurückgekehrt erwartete sie die traurige Botschaft: „Jungfrau Marie, es ist ein Knecht aus Ihrer Heimath da, mit einem Wäglein, Ihr Vater hat Unglück gehabt und ist von einem wilden Farren gestoßen worden; er liegt auf den Tod.“ „Ein Unglück kommt nie allein,“ dachte Marie in trüber Resignation als sie heimwärts fuhr in die dunkle sternlose Nacht hinein, keine Leuchte als den Spruch in ihrem Herzen, den sie gar nicht vergessen konnte.

Wenn man die schöne Erde ansieht in all ihrer Herrlichkeit, wenn man hört und liest von all den Schönen, Großartigen und Anmuthigen, das sie in den verschiedensten Ganen bietet, von Italiens lachenden Fluren, von den Schneebergen und smaragdgrünen Thälern der Schweiz, von Schottlands tiefblauen Seen und den wechselnden Ufern des Rheins, von dem Glanz, dem Leben, dem mannigfaltigen Verkehr unsrer Städte, und wenn man vielleicht daneben in irgend einen bescheidenen Erdwinkel, in eine Mansarde oder eine sonnenlose Stadtwohnung gebannt ist, —, dann dünkt es uns wohl ein herrliches Loos, wenn uns nun auf einmal die Wahl gegeben wäre, unsern Wohnsitz zu wählen da, wo es uns eben am allerbesten gefiele, mit vollster, unbeschränkter Macht über den Dämen der Erde, das Geld, der ein so bequemer Diener und ein so tyrannischer Herrscher sein kann. Und doch kann diese unbedingte Freiheit auch recht peinlich werden, denn „leider oder zum Glück,“ es ist in der That oft recht schwer zu bestimmen, wo es am allerschönsten und am allerbesten zu leben ist.

Davon wußte auch Georg und die Frau Gräfin von Novera zu sagen, die vor der Vermählung doch einen festen Wohnsitz wählen wollten. Maria selbst gab keine Stimme dabei. Obgleich sie täglich mehr erstarkte, obgleich ein zartes Roth unter den bleichen Wangen durchschimmerte und ihre Augen tiefer leuchteten, so schien sie doch noch gar matt und lächelte bestimmend zu allem, was die beiden beschlossen.

Nach Spanien wollte die Gräfin entschieden nicht; auf das ererbte Schloß bei Pulverdingen zu ziehen, das mit so großen Kosten hergestellt worden war, dazu hatte Georg nicht Lust, er stimmte für dessen Verkauf, auch die Gräfin scheute den Ort, wo sie so schwere Angst erlebt. Italien bot zu wenig Comfort für den Winter, nach einer größern Stadt hatte Maria kein Verlangen, — es wurde endlich ein reizendes Landhaus am Genfer See gewählt, und während die Gräfin und Maria in einem Hotel der Stadt verweilten, besorgte Georg die Vollendung der innern Einrichtung.

Er freute sich ungemein seines praktischen Talents zum vornehmen Herrn; er, der in der etwas geschmacklosen und sehr lückenhaften Eleganz des Tannenhofs aufgewachsen war, dem der rothe Teppich und der ovale Spiegel bei Müllers lange Zeit als der schönste Zimmerputz erschienen war, der als Student daheim und auf Reisen sich mit dem Bescheidensten hatte begnügen müssen, — er besorgte und arrangirte jetzt Teppiche, Fauteuils, Divane und alle Erfordernisse des raffinirten und bequemen Luxus, als ob er sein Lebtage unter diesen Dingen gelebt. Selbst der gewiegte Kammerdiener der Gräfin, der ihm freilich bei den Anschaffungen unentbehrlich war, bewunderte seinen Geschmack und seine Sicherheit. Jetzt erst schien ihm sein Glück, das seither in den Lüften geschwebt, Fundament und Boden zu gewinnen, jetzt erst, auf diesen blauseidenen Divan, in dieser heimlichen Rosenlaube, in diesem lauschigen Kabinet, konnte er sich Maria recht als Frau an seiner Seite denken; der prachtvollste Flügel, die kostbarste Laute wurden angeschafft, damit wollte er Maria überraschen und hoffte dann wieder die wunderbaren Töne ihres Gesangs zu hören, den er nur ein einziges Mal belauscht. Nie seitdem hatte er sie betreten können, wieder zu singen; sie war noch zu müde.

Es war ihm wohl bei dem geschäftigen Leben, das er führte in der Stadt und außerhalb der Stadt, bis die Einrichtung vollendet war, bei den kleinen Ueberraschungen, die er für Maria bereiten konnte, wenn auch von ihren eignen Mitteln. Ihr gegenüber war es ihm nicht drückend, daß er nur der Nehmende sein sollte; für niemand war das Geld so gänzlich werthlos als für Maria. Entbehrt freilich hatte sie es nie.

Was er beginnen wollte, wenn diese Geschäfte vollendet waren, wenn er die schöne Blume aus der Fremde ganz sein eigen nennen durfte, — das wußte er noch nicht. Als Arzt prakticiren, das ging nun einmal nicht für den Gemahl der Gräfin von Novera. Ein Landgut bewirthschaften, dazu hatte er in seinem Leben nie Lust und Talent gehabt, es fehlten ihm auch alle Vorstudien dazu. Nun er wollte ja sehen! Zunächst richtete er sich die prächtigste Bibliothek mit dem schönsten und bequemsten Schreibtisch ein, wo die Büsten berühmter Dichter und Schriftsteller in Nischen zwischen den schönen Bücherschränken standen, wo dunkelfarbne Vorhänge das Licht dämpften und eine prachtvolle Hänglampe das ganze Gemach angenehm erhellte, ob noch die kunstvolle Lampe auf dem Schreibtisch angezündet wurde. Da wollte er alte Lieblingsstudien wieder aufnehmen, zu denen ihm das Brodstudium und seine beschränkte Lage nicht Zeit gelassen, — es mußte sich alles finden. Wie oft hatte er sich gesehnt nach Freiheit in all der drückenden Beschränkung seiner letzten Jahre, nun hatte er goldne, unbeschränkte Freiheit mit seiner Zeit, mit seinen Mitteln zu schalten, und darüber noch das goldne Feenkind, das alle Wundergaben in seinen Schooß schüttete und sein eigen war mit demüthiger Liebe. Die Schwiegermama erschien ihm zu Zeiten in minder idealem Lichte, — ihr Wesen kam ihm oft nicht ganz lauter vor, ihre maßlose Heftigkeit konnte Grauen einflößen, — aber er hoffte, es würde wenig Veranlassung mehr kommen, sie hervorzurufen, und dann — sie, die stolze, reiche Gräfin gönnte ihm mit Freuden ihr Kind und allen Glanz und alles Glück, das sich daran knüpfte, während der Müller mit ihm gerechtet hatte um einen zwiel angegebnen Groschen!

Digitized by Google

Sie hatten ihre neue Villa bezogen und Georg reiches Lob gespendet über den Geschmack und Comfort der Einrichtung. Georgs Papiere waren von Haus gekommen, und der Hochzeitstag war festgesetzt, die Gräfin und der Kammerdiener hatten alles Geschäftliche besorgt. Er saß in seiner reichen, schön eingerichteten Bibliothek, er wußte noch nicht, wo er mit seinen Privatstudien beginnen sollte, und ruhte indeß in behaglichem Nichtsthun, selbst seine Gedanken ließ er lieber in unbestimmten reizenden Zukunftsplanen schweifen, als daß er sie sich sammeln ließ in ruhigem Ueberblick, da meldete ihm der Kammerdiener den hochwürdigen Herrn Brieu, den katholischen Vikar aus Genf. Der Geistliche, ein seiner Mann von ruhigem, angenehmem Benehmen, stellte sich ihm als den Vikar vor, bei dem die Frau Gräfin die Trauung bestellt habe. „Es sind bereits alle Förmlichkeiten besorgt," sagte er, „Sie haben blos noch als letztes Erforderniß diesen Revers zu unterzeichnen, in dem Sie sich verpflichten, die Kinder aus Ihrer Ehe katholisch erziehen zu lassen."

Daran hatte Georg bis jetzt nie gedacht, und unwillkürlich fuhr er von seinem Stuhle auf und zurück. „Ich glaubte hier von solchem Zwange frei zu sein ...," sagte er betreffen.

„Von Zwang ist keine Rede," sagte der Geistliche mit seinem ruhigen, höflichen Lächeln. „Sollte diese Erklärung ein kleines Opfer für Sie sein, so war es vielleicht nicht vermessen von der Frau Gräfin, anzunehmen, daß Sie auch ein Opfer nicht zu theuer finden würden, um den Preis, den sie Ihnen unbedingt zu eigen gegeben."

„Es handelt sich hier nicht um ein persönliches Opfer," begann Georg.

„Gewissermaßen nicht," fiel der Geistliche ein, „es ist die Rede von Ihren künftigen Kindern; sollte es aber für diese ein Opfer sein, in dem Glauben ihrer Mutter erzogen zu werden, in der sie frühe schon werden das Urbild aller Lieblichkeit und Vortrefflichkeit verehren lernen?" Georg fand nicht gleich eine Antwort. „Ich konnte mir kaum denken", fuhr sehr ruhig der Vikar wieder fort, „daß Sie, verehrter Herr, es überhaupt für ein Opfer oder Unrecht ansehen können. Sind Sie, wie ich glaubte annehmen zu dürfen, ein Mann von philosophischer Bildung, dem die Confession überhaupt als die temporäre Form gilt, in die gewisse unvergängliche Wahrheiten sich gekleidet haben, — nun dann kann die Form, in der diese Ihren dereinstigen Kindern gegeben werden, von wenig Bedeutung für Sie sein. Sollten Sie aber," hier schwebte ein feines Lächeln um die Lippen des Priesters, „sollten Sie sein, was man einen gläubigen Protestanten nennt, nun, so ist für Sie die Seligkeit nicht durch die Confession bedingt, sondern durch den Glauben, dessen Grundzüge Sie auch in unserm Bekenntniß finden. Wenn unsre Kirche gewiß zu sein glaubt, daß nur in ihr das Heil gefunden werden kann, so kann das für Sie, dessen Confession toleranter ist, doch kein Grund sein, Ihre möglichen Kinder von dieser Kirche auszuschließen und deshalb eine ganz schöne, reiche Zukunft hinzuwerfen. Uebrigens bin ich sehr gern bereit, mit Ihnen in jede Erörterung über die Confessionen, — denn um den Glauben handelt sich's hier nicht, das sehen Sie als Mann von Geist selbst ein, — in jede Besprechung einzugehen; es ist gar keine Rede von Zwang oder Ueberlistung."

Mit tiefer Beschämung fühlte Georg, daß er seit dem, was er im Confirmationsunterricht gehört und ohne tiefes Nachdenken angenommen hatte, garnichts gethan hatte, um für sich selbst festen Grund des Glaubens zu suchen, in dem er erzogen war. Die Bibel studieren, — nun, das hatte er für eine Sache der Theologen gehalten! Es war etwas in seiner Seele, das entschieden der burchaus materialistischen Richtung widerstrebte, die gerade damals in der Medicin aufzog Platz zu greifen, es war ihm lieb gewesen, daß Marie frommen Herzens und von einer frommen Mutter erzogen war; er hatte auch im Sinn gehabt, als Hausvater einmal ordentlich mit seiner Familie zum Abendmahl und zu Zeiten zur Kirche zu gehen, aber zu ernstem Nachdenken über seinen Glauben war er nie gekommen.

Das einzige was ihn noch zurückhielt, dem Priester zu willfahren, war der Gedanke: was Deine Väter erkämpft mit Gut und Blut, an was sie ihr Leben gesetzt, das verschleuderst Du Deinen Kindern mit Einem Federzug? Und als er nun doch die Feder nahm, um den Revers zu unterschreiben, da mußte er, er wußte nicht wie, an die Worte denken, die er als Knabe schon in einem Drama gelesen:

„Mit diesem Zug verspielt' ich meine Ehre,
Mit diesem Zug verkauft' ich mein Gewissen."

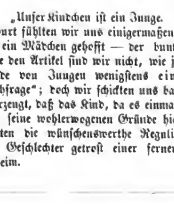
Das war aber Unsinn, von unten hatte er zum erstenmal wieder seit lange die Zauberlaute von Maria's Gesang gehört. — Sollte er zögern bei dem ersten Opfer, das er zu bringen hatte, um dieses herrlichen Wesens willen, — war's das erste? — er hatte unterschrieben.

(Schluß folgt.)

Aus unsern vier Wänden.

Unser Kindchen gehört nicht zu den „starken" Kindern, die sich ihre Pausbacken mit einem Separatfrachtzuge nachfahren lassen müssen, aber es hat auch keine Amme, welche sich rühmen dürfte: „Das ist alles mein Fleisch." Gott sei Dank, es gedeiht recht wohl ohne Amme.

„Unser Kindchen ist nicht schön, aber frisch und kerngesund; es ist nicht schön, das heißt — nicht unbedingt schön, nicht ideal schön, es hat seine eigene Art Schönheit ganz allein für sich, und schön oder nicht schön, so wie es ist, gefällt es uns am besten.



„Unser Kindchen ist ein Junge. Wir verhehlen nicht, bei seiner Geburt fühlten wir uns einigermaßen enttäuscht darüber, wir hatten auf ein Mädchen gehofft — der bunten Reihe wegen; denn ganz ohne den Artikel sind wir nicht, wie jene Familie, die sich unter der Herde von Jungen wenigstens ein Mädchen wünschte — „zur Nachfrage"; doch wir schickten uns bald in die vollendete Thatsache, überzeugt, daß das Kind, da es einmal ein Jungchen geworden, gewiß seine wohlerwogenen Gründe hierzu gehabt haben müsse, und stellten die wünschenswerthe Regulirung des Gleichgewichtes beider Geschlechter getrost einer fernerweiten segensreichen Zukunft anheim.

Digitized by Google

„Unser Kindchen übereilt sich nicht in seiner Entwicklung. Es ist ein bequemer kleiner Herr. Eile mit Weile, wer langsam geht, kommt auch zum Ziel; wer auch nicht gehen kann, der kriecht, und wer auch nicht kriecht, der zeigt das Feuer und die Lebendigkeit seiner Natur jauchzend durch zappelnde Bewegungen, vom Arm des glücklichen Vaters mit Hochschwung geschaukelt.

„Unser Kindchen, keines von den gepriesenen ruhigen, lammfrommen Kindern, schreit viel und hält die Mutter Tag und Nacht im Athem. Diese größer das Behagen, liegt es einmal Viertelstunden lang still auf der Decke, arbeitet mehr zum Vergnügen als aus Ungeduld mit den Füßchen im langen Kleide, macht „Bäschen“ „Brümmchen“, „krahlt“ gar so lieblich und singt sich am Ende selbst in den Schlaf.

„Unser Kindchen ist noch nicht sonderlich orientirt in der Welt; am besten Bescheid weiß es an der Mutterbrust, aber auch bei anderen Frauen und Jungfrauen fühlt es sich leicht heimisch, und während der Taufrede, die sehr erbaulich, nur ein wenig lang ausfiel, erlaubte sich der dreiste kleine Mensch ganz unanimirt mit der Nase zu spielen, die im Busenschlitzel seiner schönen und liebenswürdigen Pathe steckte — was und kein Zeichen von Dummheit zu sein schien.

„Unser Kindchen ist mit einem Worte kein Wunderkind, wie die kleinen Rademacher, — Nachbar Rademachers Kinder sind sämmtlich Wunderkinder nach Art der jungen Eulchen, von denen die alte Eule sagt: „meine Uhlkes sind lauter Duhwles“ (meine Eulchen sind lauter Täubchen) — aber in einem Punkte hat unser Kindchen doch einen unerreichbaren Vorzug vor allen anderen Kindern, selbst vor der kleinen Rademacher, was viel sagen will: es ist eben unser Kindchen.“

Welch glückseliger und berechtigter Elternstolz spricht aus diesen Worten Rudolf Reichenaus, der durch sein köstliches Buch: „Aus unsern vier Wänden“ ein rechter Hausfreund geworden ist in zahllosen deutschen Familien! Wie hat er es so glücklich verstanden, den Verkehr von Eltern und Kindern zu belauschen und einfach, schmucklos, treu zu zeichnen! Keine Phase des so mannichfach reichen Kinderlebens ist ihm, dem treuen Kinderfreunde, entgangen. Er hat es beobachtet in seinem Erwachen und Aufblühen, in seinem Ernst und Scherz, in seiner Liebenswürdigkeit und in seinen Unarten, in seinen Spielen, in seiner ganzen, reichen Poesie! Mit welchem unvergleichlichen Humor schildert er der Kinder „Morgentoilette“, ihr „Mittagsessen“, ihren „Abendsegen“! Wie fein hat er ihren Schlaf beobachtet! „Lieblich ist's“, sagt er, „den gesunden, erquicklichen Athemzug des Kinderschlafes zu belauschen, in den tiefen Frieden des ruhenden Gesichtchens zu blicken, über das die behagliche Bettwärme blühende Röthe haucht, damit morgen, zum schmackhaften ersten Frühhuß des Tages, die richtigen apfelrothen Bäckchen reif sind.“ Wie weiß er den Sand, diesen besten „Spielgefährten“ der Kinder zu preisen, ohne doch der Puppen, der schönaufgeputzten, wie der aus einem Stiefelknecht oder irgend einem anderen Hausgeräth improvisirten, zu vergessen. Welche anmuthige Poesie entdeckt er in den „Schuhchen“ der Kinder! Wie hat er dem Kindermunde, den Rückert so richtig „unbewußter Weisheit freh“ nennt, das Geheimniß des Kindheitsparadieses abgelauscht!

Reizend wird der Humor der Kindheit geschildert. „Am liebsten sind dem kindlichen Humor jene uralten Scherze, die schon Eltern und Großeltern erfreuten und immer wiederkehren, unsterblich wie die Kindheit selbst.

„Schäme Dich, Du hast Dir die Augen nicht gewaschen, Du hast ja schwarze Augen.“

„Vergiß nicht den Mund aufzumachen beim Essen.“

„Armer Junge, bist Du die Treppe heruntergefallen, hast Du Dir die Haare abgestoßen?“

„Wißt ihr schon, Weihnachten ist für dies Jahr abbestellt?“

Das Kind lebt mehr mit der Mutter, als mit dem Vater. Rührend ist die unermüdliche Geduld der Mutter mit den unzähligen Wünschen und Launen ihrer kleinen Schar. Unser Reichenau hat das nicht unbeachtet gelassen. Unvergleichlich ist die Skizze, die er unter dem Titel „Mutterchen“ entwirft.

„Interessant für den Statistiker des Kinderlebens müßte es sein, festzustellen, wie oft während des Tages und im Durchschnittsverhältniß zur Anrede „Papa“, die Kinder „Mama“ sagen, oder wie wir lieber hören: „Mutterchen.“

„An den Vater wenden die Kinder sich mehr in wichtigen Fällen, wenn es sich um Papier und Feder, Anschaffung eines Lehrbuchs, um Schul- und Stundengeld handelt, oder in Cardinalfragen lebensgefährlicher und ausnahmsweise bedeutungsvoller Vergnügungen, wenn sie im Flusse baden, zum Schlittschuhlauf, in die Thierbude gehen wollen — wo dann die Bitte, auch die durchaus furchtlose und vertrauensvolle Bitte, doch meistentheils ein gewisser stereotyper, grundernst strafles Zusammennehmen des ganzen Wesens bedingt, das bei der Berufung an die höchste, schicksalsähnliche Autorität des Vaters natürlich ist.

„Die Anliegen an die Mutter dagegen umfassen in ihrer Mannichfaltigkeit die ganze kleine Welt der Kindheitsinteressen, die ganze Skala kindlicher Stimmungen, kindlicher Wünsche und Gedanken, Fragen und Bitten, Rathbegehr und Beschwerde, Spielangelegenheiten und Zweifel bei der Arbeit, religiöse Bedenken, Nahrungssorgen und Garderobebedürfnisse, Wissenschafts- und Kunstbestrebungen, Liebesbezeugungen und Unarten wechseln in buntem Durcheinander.

„Mutterchen, dürfen wir noch vor dem Frühstück hinausgehen in den Garten?“

„Mutterchen, kann ich noch einen Zwieback — —?“

„Mutterchen, ein Schnupftuch!“

„Mutterchen, weißt Du nicht, wo mein Hut ist?“

„Mutterchen, der Karl neckt mich immer.“

„Mutterchen, wie schreibe ich „Fürst“, mit einem B oder F?“

„Mutterchen, hat unser seliges Schwesterchen im Himmel auch Spielzeug?“

„Mutterchen, ich hungere todt.“

„Schön, mein Jungchen.“

„Mutterchen, ich bin der Papa „zum Spaß“ — wie nöthig erscheint ausdrücklich zu bemerken, damit die Illusion nicht zu groß wird.“

„Mutterchen, fädle mir ein.“

„Mutterchen, bist Du mir wieder gut? Ach sei mir doch wieder gut!“ — wobei Thränen der Reue überreichlich strömen.

„Mütterchen, ist die Bertha nicht hier?“

„Mütterchen, da stehen noch zwei Birnen.“

„Beunruhige Dich nicht um die zwei Birnen.“

„Mütterchen, der Karl will gar nicht mit mir spielen.“

„Ja, Mütterchen, ich will wohl, aber er will immer Kutscher sein, und ich soll immer Pferdchen sein.“

„Mütterchen, welche Farbe soll ich hier nehmen?“

Der talentvolle junge Tintoretto gedachte eigentlich, den Hosen des biedern Laubmannes auf seinem Bilderbogen ein poetisch rosenrothes Colorit zu geben, sügt sich jedoch dem mütterlichen unvorgreifenden Dafürhalten, lieber das prosaische, aber naturtreue Ledergelb zu wählen, dessen Saftfülle sich keineswegs auf die ihm zunächst angewiesenen Umrisse beschränkt, sondern nicht unerheblich in die benachbarten Buschpartien überläuft.

„Mütterchen, ich habe mich gestossen.“

„Mütterchen, ich kann hier übersteigen, ohne mich zu halten.“

„Mütterchen, wer ist alter, die Auguste Rademacher oder die Clärchen?“

„Mütterchen, hast Du nicht ein Endchen Bindfaden? Ach, Mütterchen, Du wirst schon haben, Du willst es bloß nicht geben.“

„Mütterchen, sieh mal, wie hoch ich werfen kann.“

„Mütterchen, was soll ich doch machen? Mir wird die Zeit so lang.“

„Mütterchen, noch ein Licht zum Clavierspielen.“

„Mütterchen, erzähle uns ein Märchen.“

„Mütterchen, überhöre mich.“

„Mütterchen, mich schläfert.“

Mütterchen, Mütterchen und kein Ende!

So oft wird das Wort wiederholt, daß es von vielem Gebrauch bis zur Unkenntlichkeit verschiffen und entstellt, fast nur noch wie „Mö—r—chen“ oder „Mu—t—chen“ klingt.

Noch in die schlafende Nachtzeit hinein hören wir:

„Mütterchen, mich dursket.“

„Mütterchen, gib mir einen Kuß.“

„Mütterchen, mich juckt es so.“

„Mütterchen, Mütterchen, Mütterchen!“

„Nun was tausend hast Du schon wieder?“

„Mütterchen, jetzt juckt's mich nicht mehr.“

Alle Achtung und Ehrerbietung! So ein vielbegehrtes „Mütterchen“ hat keinen leichten Posten.“

Ueber die vier Wände hinaus und doch noch daheim treten wir mit den Kindern in das frohbewegte „Frühlingstreiben“, erleben ein „Sommermärchen“, träumen und machen Schneemänner im Winter, bis uns der ewiggrüne Weihnachtsbaum hell und leckend wieder hineinführt und wir endlich im gemüthlichsten Theile des Hauses, im „Großmutterstübchen“, glücklich anlangen. „Im Großmutterstübchen ist guter Rath nicht theuer, im Großmutterstübchen gewinnt man die wirksamste Fürsprache, wenn der Muth fehlt, die Bitte unvermittelt an die Eltern gelangen zu lassen, im Großmutterstübchen wohnt ein so liebevolles Verständniß für die Freuden und kleinen Leiden der Kindheit, das Großmutterstübchen hat ein Wort der Belehrung für jede wißbegierige Frage, eine liebreiche Ermahnung für jeden reuigen kleinen Sünder, einen frommen Kernspruch für jeden Sonntagmorgen, wenn die Glocken zur Kirche rufen, ein Lächeln für jeden Kinderscherz, einen Trost für jeden kindlichen Kummer, und erscheinen ungebetene Gäste — Eigensinn, Unart, üble Laune, die selbst nicht weiß was sie will, so können sie sich darauf verlassen, ihnen wird unverblümt die heilsame, gerade durchsahrende Wahrheit zu Theil.“ — „Ja — ihr Giebelstübchen mit seiner traulichen Enge, mit seinem behaglichen Stillleben des Alters, mit seinen sonnigen Morgenstunden, mit seinen gastlichen Familienabenden zur Winterszeit, während im Sommer schattige Baumwipfel vor seinen Fenstern rauschen und ferner Lerchenjang herüberklingt, mit seinem altehrwürdigen Hausrath, der längst wie zu lebendiger Einheit zusammengewachs und gleichsam eine Art monumentaler Familiengeschichte darstellt, das Großmutterstübchen mit seiner harmlosen Heiterkeit, seiner Groß und Klein verbrüdernden Nachsicht, mit seinem Schatze von Erfahrung und Lebensweisheit, ist allen, die mit Kindern verkehren darin ein- und ausgehen, der Heimat heimatlichste Stätte, der gemüthlichste Raum — in unseren vier Wänden.“

Ja, es ist viel Glück „in unsern vier Wänden“ — wir brauchen es nur zu ergreifen, und manche Klage, mancher Seufzer würde verstummen, wenn wir es dankbar erkennen und genießen wollten. Unsere Augen zu öffnen ist Reichenaus Buch ganz geeignet. Nachdem dasselbe in neun Auflagen im lieben Vaterlande herumgekommen ist, hat ein zweiter Kinderfreund, unjers Ludwig Richters ausgezeichneter Schüler, Oskar Pletsch, seine Hand mit ans Werk gelegt und 66 köstliche Zeichnungen dazu entworfen, von denen wir einige unsern Lesern oben vorgeführt haben*). So ist denn ein Buch entstanden, wie es wohl nur selten auf den Weihnachtsmarkt kommt. Eine schönere Gabe kann sich keine Mutter zum Christfeste wünschen — für sie und ihre Kinder quillt darin ein Born reiner und gesunder Freude. Möchten es recht viele Mütter unter dem Christbaum finden!

R. N.

---

*) Der vollständige Titel dieses von der Verlagshandlung prächtig ausgestatteten Werkes lautet: „Aus unsern vier Wänden. Von Rudolf Reichenau. Erste Abtheilung: Bilder aus dem Kinderleben. Zehnte Auflage. Mit 66 Originalzeichnungen von Oscar Pletsch, in Holzschnitt ausgeführt von Prof. H. Büxkner. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.

Durch die Heide.

Von Herm. Wagner.

Eine blühende Erika ist eine der lieblichsten Zierden des Blumenstisches — blühende Heide bildet den hauptsächlichsten Blumenschmuck der Herbstlandschaft unseres Vaterlandes.

Zweierlei eigenthümliche Bilder von scharf ausgeprägtem Charakter knüpfen sich für den Pflanzenfreund an dieselbe Blumengestalt! Dem geneigten Leser wird es nicht unlieb sein, wenn wir versuchen, dieselben in einigen Umrissen zu skizziren und ihm dadurch eine Arabeske zu bieten zur Einfassung für das blütenbedeckte Sträußlein, das sein Zimmer ziert.

Von der Mündung der Schelde an bis zum westlichen Abhange des Ural, dieser Grenzmarke zwischen Europa und Asien, hat sich das Heidekraut ausgebreitet. Es überzieht hier meilenlange Ebenen mit Sandboden, die mit ihm den gleichen Namen „Heiden“ tragen. Es steigt aber auch auf das Hügelland und bildet die Decke ganzer Bergzüge. In Norddeutschland bedeckt es eine ziemlich zusammenhängende Fläche von gegen 40 Quadratmeilen und man hat berechnet, daß es in ganz Europa einen Raum von etwa 5000 Geviertmeilen fast ausschließlich beherrscht. Jenseits des Ural fehlt es und in ganz Amerika, das sonst viele Pflanzenformen Europas in seinen nördlichen Gebieten wiederholt, ist es sonderbarer Weise nur auf Neufundland vorhanden, auf derselben Insel, welche den westlichen Anknüpfungspunkt für das länderverbindende Telegraphenatlas bilden helfte.

Das gemeine Heidekraut (Erica vulgaris L.) sehen einzeln betrachtet ein reizendes Blümchen, ist im Stande, durch seine höchst zierlichen Formen denjenigen zu entzücken, der es zum ersten Male erblickt. Seine kleinen Blättchen stehen so regelmäßig an den feinen Zweigen entlang, wie bei der Cypresse, die zahlreichen hellrothen Blüten bilden allerliebste Trauben und gewinnen noch mehr an Interesse, wenn man mit Messer und Nadel eine derselben zergliedert und die allerliebst gebauten inneren Theile derselben mit Hilfe eines Vergrößerungsglases besaunt.

Ganz anders gestaltet sich aber der Eindruck, den das Heidekraut hervorbringt, bei einem längeren Marsche durch „die Heide.“

Am frühen Morgen bricht der Wanderer auf. Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne übergolden die thauzuckten Spitzen der kaum fußhohen Sträuchlein. Die feinen Spinnweben dazwischen schimmern in allen Regenbogenfarben und die Heidelerche trillert ihr fröhliches Lied. Der Reisende schreitet wohlgemuth auf dem sandigen Fußpfade entlang und ergötzt sich noch an der Schönheit der Umgebung. Er steckt ein Zweiglein blühende Heide auf

Digitized by Google

seinen Hut und singt mit dem Vogel um die Wette das Lied vom „Blümlein auf der Heide."

Er wandert Stunden um Stunden, — ringsum bleibt die Landschaft dieselbe; immer derselbe enge Horizont, der kleine Kreis, aus dessen Mitte er scheinbar nicht herauskommt. Immer dieselben Tausende blühender Heidebüschchen, von denen eins gerade so aussieht wie das andere. — Die Sonne steigt höher, nirgends ist eine Handbreit Schatten zu finden. Die wenigen Kiefern und Birken, die je einzeln über die Fläche zerstreut sind, haben zu niederen, dürftigen Wuchs, viel zu weitläufig stehendes Laub, als daß sie eine Erquickung gewähren könnten. Es wird Mittag. Die Sonnenstrahlen werden blendend vom weißen Sande zurückgeworfen. Der Honiggeruch der Heide wird stärker und stärker. Die Umgebung bleibt immer dieselbe. So geht es den ganzen Tag lang fort bis zum späten Abend; bis die sinkende Sonne die ganze Fläche noch einmal mit dunklem Purpur übergießt.

Ringsum einförmige Oede und Stille. Nur summende Bienen, einige Saukäfer und hie und da ein unansehnlicher kleiner Schmetterling oder ein piepender Vogel, der, von dem Fußtritt des Wanderers aufgescheucht, emporsteigt, um rasch danach wieder zwischen den kleinen Büschen zu verschwinden.

Die Heide ist ein Ocean voll der lieblichsten Blumen, aber sie hat nicht das Großartige des Weltmeeres. Sie entzückt nicht, — sie ermüdet in hohem Grade. Der Mensch bedarf des Wechsels! Die schönste Form kann peinigend werden, wenn sie immer und immer wieder sich ausschließlich darstellt.

Von andern Pflanzen treten zwischen den Heidesträuchern nur wenige auf: eine unansehnliche Flachsfeide umspinnt wohl einmal mit dünnen fleischfarbigen Fäden und winzigen Blumenköpfen einige Heidebüsche, hie und da kommen einige hellblaue Jasionen, auch wohl einige gelbe oder weißliche Immortellen zum Vorschein; ein Büschel brauner Flechten im Sande, ein verschrumpfter Moosrasen oder einige Hälmchen dünnblättrigen Grases. Sie vermögen aber kaum die Einförmigkeit zu unterbrechen. Am meisten Abwechslung gewährt noch der Pflanzenwuchs, wenn in einer Senkung des Bodens durch die Feuchtigkeit, welche sich dort sammelte, Moor- und Torfbildung auftritt. Dort findet sich dann auch stellenweise die zweite Form unsers Heidekrautes, die großblumige, noch schönere Moorheide (Erica Tetralix), neben ihr auch wohl Moosbeeren und hübsche Enzianen.

Die Heide ist reich an Blumen und Honig und der Landmann schafft gern seine Bienenstöcke dorthin, um ihnen reiche Nahrung zu gewähren. An andern nährenden Stoffen dagegen ist sie so arm wie der lose Sandboden, dem sie entsprießt. Das Thierleben, das sich an sie anklammert, ist spärlich, dem Menschen bietet sie wenig. Die Heidschnucken der Lüneburger Ebene bilden bei ihrer exemplarischen Genügsamkeit eine Ausnahme, die nicht im Stande ist, den Gesammteindruck wesentlich zu schwächen. Die menschlichen Bewohner der Heide, von ihrem Boden stiefmütterlich genährt, können häufig auch nur durch die möglichste Anspruchslosigkeit ihr Dasein fristen.

Armuth des Bodens und Armuth der Pflanzenwelt, welche er zu tragen vermag, erzeugen Armuth des Menschen! Muß auch das Heidekraut zum Einstreuen in Viehställe dienen, werden auch aus seinen Zweigen Besen gebunden, es ist bis jetzt noch keinem gelückt, einen Industriezweig von Bedeutung auf die weiterverbreitete Pflanze zu gründen. Sie wird wohl gelegentlich zum Viehfutter und versuchsweise auch zum Gerben benutzt, reicht aber in keinem Falle allein aus. Das Bier, welches nach einer irischen Sage die Elfen von den Dänen aus Heide brauen lernten, möchte schwerlich jetzt noch Beifall finden. Aus der Heide ist eben nichts Nützliches weiter zu machen, sie ist eben nur schön!

Die Heideschenke, welche Abends den müden Wanderer aufnimmt, bietet ihm nur wenig Erquickung. Geht sein Marsch am nächsten Tage, am folgenden und abermals am folgenden wiederum über die schattenlose Heide, — immer durch den ermüdenden, weichen, blendendweißen Sand, so fühlet er schließlich die reizenden Blumen entsetzlich. Geist und Körper sind gleichzeitig ermüdet.

Selbst die Sage, die sich doch so gern an die hervorstechenden Pflanzengestalten unserer Heimat anklammert, hat in der Heide nur dürftige Nahrung erhalten und die wenigen Züge, die sie erfaßte, überstehen völlig das Liebliche des Blümchens. Es sind uns ihnen nur gespenstisch düstere Bilder geformt.

Dort, wo das Schlangenmoos zwischen den Heidebüschchen kreisrunde Plätze ausschließlich bedeckt, hatten bei nächtlicher Weile die Hexen ihre Tänze. An einer solchen Stelle erschienen die Zauberschwestern dem Macbeth und Banco; dort treiben im Zwielicht oder bei Mondschein die Heidegespenster ihr unheimliches Wesen.

Ueber die östlichen Heiden trabt noch ab und zu ein Rudel Wölfe und wittert nach Beute. Da ist selten ein Baum, auf den der Wanderer sich retten, — selten eine Hütte, in die er flüchten könnte. In manchen Gegenden ist's noch gebräuchlich, einen Strauß blühende Heide auf einen Baumast zu binden. Es soll eine Gabe sein für die Elster, die durch ihr lautes Geschrei das Nahen des Wolfes anzeigt.

Nichts ist leichter, als bei nebeligem Wetter auf der Heide sich zu verirren. Kein Hügel, kein Felsen oder sonst ein hervorstechender Gegenstand bietet ein Wegmal. Macht es der Wolkenschleier unmöglich nach den Gestirnen des Himmels die Richtung zu bestimmen, so kann der Umherirrende möglicherweise einen Kreislauf ausführen und nach stundenlangem Marschieren wieder auf derselben Stelle anlangen, von welcher er ausging. Selbst das Echo schweigt auf der Heide. Der Schall erstirbt bald, der Ruf wird rasch von der weichbewachsenen Fläche verschluckt. Die Blumensprache der Alten faßt ganz richtig diesen Gesammtcharakter der Heide auf, indem sie sagte:

„Wer heide ihm selber treit, mit laube und mit plüten, der zeugt dass er sin gemülde zur ungesellschaft habe, wann heide steht gerne inne der wilde, und hait ire wonunge nit gerne bei andern Krude."

Ein Maler auf dem Kriegsfelde.

Von W. Camphausen.

(Fortsetzung.)

Da die Entfernung von hier bis an die Schanzen um den Wennigshund herum so beträchtlich war, um heute noch zu Fuß und schon ermüdet das Schlachtfeld und am Abend wieder unser Quartier zu erreichen, so mußten wir leider dieses Unternehmen aufgeben und so machten wir uns auf den Weg zu dem eine halbe Stunde weiter gelegenen Observatorium. Unterwegs von der Höhe herab sprengte der Kronprinz mit seinem Gefolge im Galopp uns entgegen, und rief uns zu: „Alle Schanzen genommen, jetzt geht's nach Sonderburg!" was wir unsrerseits mit freudigem Hurrah, die Mützen schwenkend, erwiderten. So stob die hastige Schar bei uns vorüber; wir aber bestiegen den genannten Punkt, wo ich meinen Berliner Freund K. fand, und durch ihn die Bekanntschaft des trefflichen alten Artillerie-Obristen Neumann, des eigentlichen Begründers unsres gezogenen Geschütz-Systems, machte. Nach kurzer Rast stiegen wir hinab zur Gaarmelmarker Batterie, die noch unausgesetzt thätig war.

Ihr braver Commandant und Hauptmann Schmelzer empfing uns nebst einigen andern Offizieren mit größter Artigkeit. Als ich meinen Wunsch, eine Skizze der Batterie im Feuer aufzunehmen, aussprach, mußten sofort eine Anzahl unthätiger Leute vom 3. Jägerbataillon, trotz alles Depreciren meinerseits, mir aus Schanzkörben, Brettern ꝛc. einen improvisirten Sitz bauen, der zuletzt zu einer ganz bedenklichen Höhe gethürmt, alle andern Vortheile, nur nicht den des Praktischen für meinen beschiedenen Zweck erreichte. Dazu wurde noch aus irgend einer grade vorräthigen Planken-wand auf andern Schanzkörben eine Art Sonnenschirm errichtet, der aber, frei in der Luft stehend, von mehreren Leuten in seiner schwebenden Lage erhalten werden mußte. Ich bestieg dann, mehr verhindrlich, als von der Trefflichkeit meines neuen Ateliers überzeugt, meinen wackeligen Sitz unter dem übergehaltnen großen Schirm, nicht ohne Besorgniß, ein tückischer Windstoß könne mich plötzlich, wie die Maus in der Falle,

Digitized by Google

erschlagen und begann meine Arbeit. Die feuernde Batterie sah aber auch prächtig aus. Die Kanoniere seit 24 Stunden in beständiger Arbeit, Gesicht und Fäuste vom Pulverqualm schwarzblau,

dem wehenden Danebrog zum Schweigen. Eine Zeit lang noch hielten sich die schwarzen Sparren, das Skelett der Mühle, jetzt brach sie zusammen, Flammen und Feuerfunken tausendfach emporwirbelnd.

in ebenso geschwärzten Drillich- oder dunkelbraunen Ueberziehjacken über der Uniform, stachen höchst malerisch von den gelben Erdwällen und dem dahinterliegenden, tiefblauen Meeresarm ab, und wenn sie so in dem von der Abendsonne durchschienenen, gelben Geschützqualm unherhantierten, glaubte man wirklich eine Schar unterirdischer Höllengeister vor sich zu sehen. Da wurde geladen, gefeuert, gewischt ohne Unterlaß; wer da Lust hatte, Infanteristen, Jäger, alles half mit; dann erscholl der eintönige Befehl: „Erstes (zweites rc.) Geschütz: Feuer!“ und mit abgewandtem Gesicht die Schlagröhre abziehend, brummte der Bombardier: „Nach Sonderburg!“ Aus dem Qualm fuhr das furchtbare Geschoß, in sausenden und brummenden Schwingungen, wie ein riesiger Käfer die Lust durchschneidend. Drüben aber war nur zu deutlich die Wirkung dieser unfranktirten Adresse zu schauen. Rechts neben der Stadt braunte eine große Windmühle; thurmhoch schlug dunkelrothe Lohe daraus hervor und nöthigte die dänische, dicht daran stoßende Batterie mit

Einige anstoßende Nachbarhäuser fingen Feuer und brannten gleichfalls nieder, ein schauerlich schönes Schauspiel. Den wahrhaft überwältigendem Eindruck war es für mich, wenn ich, die Lefesäle Entfernung von mehr als einer halben deutschen Meile bis zu der Stadt jenseits des weiten Wasserspiegels vor Augen, die furchtbaren Sendboten aus nächster Nähe fortzischen hörte und bedachte, wie mit dem Namen Gammelmark-Sonderburg von dieser Stelle her die preußische Artillerie sich an die Spitze dieser Waffe aller Nationen gestellt hat. Wohl mögen seit Jahrhunderten schon schwerfällige Geschosse einen ebenso weiten Raum durchflogen haben, die Präcision und Treffsähigkeit aber, verkunden mit der furchtbaren Wirkung der gezogenen preußischen Kanonen, ist bisher noch von keiner Armee der Welt übertroffen worden.

Von dort wanderte ich mit K. und dem alten Neumann über Tünth nach Broacker. Hier vor dem Feldlazareth trat mir nun das Entsetzliche des Krieges in seiner ganzen erschütternden Gestalt,

das unmittelbar traurige Nachspiel des glorreichen Sieges zuerst vor die Augen. Mein Weg führte bei einer langen Wagenreihe vorüber, auf der Schwerverwundete, auf Stroh dahingestreckt, lagen. Die meisten waren von den Unsrigen; blutig nur mit zerschossenen Gliedern, denen bereits auf dem Schlachtfeld der erste, nothdürftige Verband angelegt war, harrten sie in todtenähnlichem Schweigen der Aufnahme ins nahe Spital. Still duldend, meist mit geschlossenen Augen, lagen die unglücklichen Opfer des Kampfes da, nirgends eine laute Klage, nur in nächster Nähe manchmal ein schweres Stöhnen, ein leises Schmerzgewimmer — ein jammervoller Anblick! Einzelne leichtverwundete Preußen und Dänen, wie versöhnt nach ausgetobter Leidenschaft, standen dabei, angelehnt von gaffenden Männern, Weibern und Kindern des Dorfes. Drinnen aber hatte unter der geschickten Leitung des vortrefflichen Kieler Cömarch das schauerliche Werk des Schneidens und Amputirens seinen Anfang genommen.

Verbei bei diesem entsetzlichen Bilde! In der frischen sonnigen Abendlandschaft draußen athmet die beklemmte Brust wieder freier auf. Von allen Seiten heimkehrende Stürmer: glücklich verschont von der Sichel des Todes, siegstrahlend und fröhlich, das „sante Gesichäft“ glorreich beendigt zu haben, suchen sie ihre einzelnen Quartiere auf. Ich schließ mich einem kleinen prächtigen Fünfundzwanzigger an, mit bärtigem, in der Sonne tiefbraun rothem Gesicht, krummen Reiterbeinen, Musketenlauf und Mütze mit Sträußen von Schlissel-

blumen geziert, und ließ mir seine speziellen Heldenthaten erzählen: „Wie ick eben ruf komme, schießt se 'n infamigter Danske uf drei Schritt det Gewehr uf mir ab un denn schlägt er de Hände übern Kopp zusamen und schreit: Pardohn! Ick sage: wart, verfluchter Hund; ick wer ihm det Pardohnschrein verdreiben und daderemit renn ick ihm mitt Haubajonnet durch un durch! Unsern Hauptmann seht jrade einer de Flinte vor de Brust, da schlägt ihm mei Unteroffizier mit den Kolben zusammen un so jeht's vorwärts, immer druff! Ja, mir Preißen' mir kommen überall rin, aber wenn wir in so 'ne Schanze jesteckt hätten — da wäre keen Deibel nich rinjekommen!“ u. s. w.

Andere, mit denen ich weiter ziehe, plaudern und schwadroniren in ähnlicher Weise. — Aus aller Augen leuchtet der Sieg und stolzestes Selbstgefühl und ich glaube fast, hätte man unsre Bataillone an diesem Tage in der Begeisterung und Trunkenheit des Sieges sich selbst überlassen, sie wären, Gott weiß wohin, gelaufen und hätten mit stürmender Hand Sonderburg und ganz Alsen genommen und den nirgend vor ihnen mehr Stand haltenden Dänen ins Meer gejagt!

Völlig abgespannt von den wechselnden Erregungen des Tages und todtmüde erreichte ich meine gastliche Fähre. Dort traf und begrüßte ich den Fürsten von Hohenzollern, der meinen gesunkenen Kräften in höchst erfreulicher Weise mit einer Flasche feurigen Bordeaux zu Hilfe kam. Bald saß ich in Gesellschaft eines einjährig freiwilligen jungen Arztes aus Berlin in einer Stube vor den gewohnten Delikatessen der ehrsamen Wirthin und ließ mir von seiner heutigen traurigen Thätigkeit in den Verbandplätzen erzählen. Die höchste Achtung aber auch vor diesen Männern und ihren Gehilfen, vor der segensreichen Wirksamkeit und trefflichen Organisation der Johanniter und barmherzigen Brüder beider Confessionen! Mit hingebendster Aufopferung, immer in der Feuerlinie, hatten sie ihr schweres Amt geübt an Freund und Feind, die die Noth alle, weß Landes auch, zu gleich hilflosen, hilfeflehenden Menschen gemacht hatte.

Am andern Morgen brachen wir in aller Frühe auf, um, was uns leider Tags vorher nicht möglich gewesen war, so bald als thunlich das gestrige Schlachtfeld zu besichtigen. Im Gravensteiner Schloß wimmelte es buchstäblich von gefangenen Dänen; besonders vollgepfropft war die dortige Schloßkapelle, die mit ihrem zopfig vergoldeten Schnitzwerk und Chorstühlen, den schweren, von der Decke herabhängenden bronzenen Armleuchtern ꝛc. einen höchst malerischen Hintergrund abgab zu dem bunten, regen Gemebild davor. In knäuelförmigen Gruppen standen die fuchsbärtigen, wettergebräunten „Lappern Landsoldaten“ oder lagen ermüdet, wohl auch leicht verletzt, an den Wänden auf Stroh umher. Ich unterschied zwei sich typisch wiederholende Physiognomien: die einen trugen den unverkennbaren Stempel stumpfsinniger Depriminheit oder Indolenz gegen ihre ganze Umgebung und nur ausnahmsweise bewahrten einzelne unter ihnen noch eine Spur jenes oft berichteten Trotzes und Fanatismus der Inselbänen, die andern und meisten aber, wohl Jütländer und Schleswiger, sahen zufrieden, ja vergnügt aus, daß sie dem gestrigen Blutbade, wie dem aufreibenden Dienst der letzten Wochen glücklich entronnen. Ich unterhielt mich mit Einzelnen, die gebrochen deutsch redeten, und alle wußten nicht genug zu erzählen von den übermenschlichen Strapazen, besonders wie sie fast allnächtlich wenigstens einmal allarmirt und in die Schanzen gejagt worden seien. Es waren martialische Gestalten, meist ältere Männer, Reservisten, die zum Unterschied von den dunkelgrau bemäntelten jüngern Jahrgängen, in lange, hellblaue, hochkragige Mäntel, überhaupt gut gekleidet waren. Fast alle letztern waren verheirathet und hatten zahlreiche Familien daheim. Solche waren denn auch vorzugsweise gleich bei Beginn des Sturmes übergelaufen, da ihnen jedes tiefere Interesse an dem Zweck des Krieges fehlte. In einem Zimmer des obern Stockwerkes lagen etwa 25 bis 30 leicht Verletzte, wüst und durchwacht, auf dem Streh an der Erde umher. Nachdem ich mir von einem derselben zum Andenken die bekannte dicke Kommisbrotflasche gegen Erlegung eines „Rixdalers“ erhandelt hatte, beeilten wir uns, in einem von zwei muntern, wohlgenährten Grauschimmeln gezogenen Gefährt, auf den Kampfplatz zu kommen. Das Wetter war bedeckt und trübe, einzelne Regentropfen fielen, kurz der Morgen war der Situation so angemessen als möglich. So kamen wir an dem Ort unsrer Bestimmung an und wie sah es dort aus! Das ganze weite Terrain vor, in und um den Paralleln der besäet mit waggeworfenen Armaturstücken, Bajonnet- und Säbelscheiden, Patrontaschen, angeleerten Tornistern von Seehundsfell, beim Beginn des Gefechts hinter sich geworfenen Spielkarten, tausenden von halbverrosteten dänischen Musketen u. s. w. Die Kinder Israel können nicht eifriger das vom Himmel gefallene Manna aufgelesen haben, als wir uns daran gaben, uns mit diesen Dingen zu beladen. Nicht lange, und ich war so bepackt und belastet, daß ich erschöpft inne hielt und weder vor noch rückwärts konnte. Die sofortige Unmöglichkeit einsehend, mich so den ganzen Tag über weiter zu schleppen und in der Hoffnung, noch genug derartige Beute anzutreffen, warf ich, kurz entschlossen, den ganzen Ballast wieder über Bord und begnügte mich mit einigen Kleinigkeiten, mit denen ich meine Tasche füllte, als Granatsplitter, dänische Patronen, Kartätschkugeln, einer dänischen Patrontasche u. dgl. Bald verkündeten einzelne Blutlachen die Annäherung an den eigentlichen Ort des Kampfes. Von verübergehenden Soldaten hörten wir, daß die preußischen Todten schon in der Nacht meist fortgeschafft seien, daß aber drehen noch Dänenleichen genug umherlägen. Und so war es auch. Abermals war ein Moment gekommen, den ich nicht ohne innern Schauder erwartet hatte und gegen den sich,

Digitized by Google

troz aller künstlichen Reflexion, das menschliche Gefühl sträubt. Die nackte Wirklichkeit sollte mir vorführen, was die Phantasie mich so oft als den conventionellen Zubehör eines soliden Schlachtgemäldes, in gedankenloser Gewohnheit, mit Farben auf die Leinwand zu bringen gelehrt hatte, ein leichen- und blutbedecktes Schlachtfeld!

Mit einer gewiß bergreiflichen Scheu trat ich an die ersten dahingestreckten Todten heran und zögernd und allmählig erst vermochte das Auge an dem entsetzlichen Anblick zu haften. Da lagen sie, meist schon in langen Reihen neben einander gelegt, fahl mit der blutlos geräumten Backe, starr und regungslos, das gebrochene Auge dem blauen Himmel zugewandt, der sich inzwischen wieder aufgeklärt hatte. Ich sah den Ersten, den Zweiten und andere und schon war ich im Stande, die Nächsten festen Blickes lange zu betrachten. Was ich im gewöhnlichen Einerlei des friedlichen Alltagslebens nimmer für möglich gehalten, erfuhr ich hier zum ersten Male in überraschender Weise an mir selber: die unglaublich rasche Abstumpfung des menschlichen Gefühls für das Gräßliche, wenn es in solcher Masse auftritt. Als ich nun gar den Stift zur Hand nahm und einige der charakteristischsten Todtengruppen zu skizziren begann, da war völlig jede Scheu verschwunden und ich sah in den schauerlich, gewaltsam dahingewürgten Menschenleibern nur noch das beliebige Etwas, das da aus graden und krummen Strichen bestehend, von mir nachzubilden sei und das ich mit derselben Gleichgültigkeit, wie etwa einen Tisch oder einen Stuhl zu Papier zu bringen strebte. Wenn es aber mir, den die Natur keineswegs mit übertrieben starkem Nervensystem ausgestattet hat, in so kurzer Zeit also ging, zu welchem Grade abgestumpfter Kälte muß der Soldat gelangen, der in langwieriger Campagne unzählige Wiederholungen dieser grassen Scenen erleben mußte! — Ich sah dort auf der Düppeler Wahlstatt, im Verlauf der beiden nächsten Tage, noch mehrere hundert Todte, zum Theil mit gräßlichen Verstümmelungen, zerschmetterten oder ganz fortgerissenen Gliedern, bei weitem die meisten aber waren vom sichern preußischen Zündnadelgewehr mitten durch den Kopf getroffen. Der Gesichtsausdruck war meist ruhig, manchmal sogar fast heiter, die bläulich bleichen Lippen, vom kurzstruppigen, nationalen, rothblonden Bart umsäumt, festgeschlossen. Die Finger wohl meist etwas krampfhaft, wie krapend, geschlossen. Gar zu krasse Anblicke waren in einem achtungswerthen Gefühl noch nicht gänzlich verloren gegangener, naturwüchsiger Soldatenästhetik, mit irgend einem Reck oder Mantelfetzen verhüllt. Einen hob ich leise auf — ein unförmlich zerschmetterter Schädel ohne Gesicht — Ruhe den Todten und vorbei! — —

Und sie alle waren ja todt, hatten ein augenblickliches schmerzloses Ende gefunden oder doch nach kurzem Ringen bald ausgelitten. War doch der gestrige Anblick der Schwerverwundeten in Broacker unendlich erschütternder gewesen. — Unwillkürlich gedachte ich der schönen Worte des von Riey komponirten altteutschen Schlachtgesanges:

Kein setzer Tod ist in der Welt,
Als wer vom Feind erschlagen,
Auf grüner Heid im freien Feld
Darf nicht hör'n groß Wehklagen.
Im engen Bett da Ein'r allein
Muß an den Todesreihen —
Hier sind er doch Gesellschaft sein,
Fall'n mit, wie Kräuter im Maien.

In den dänischen Communikationswegen, zwischen den Schanzen, flanden die dicken Blutlachen noch unaufgesogen vom Erdreich, am häufigsten — dort hat der Kampf wohl auch die meisten Opfer

gefordert. Ueberdem waren diese Gänge angefüllt mit den verschiedensten Gegenständen. Eines reichlich mit Blut befleckten dänischen Briefes, den ich aufhob, will ich gedenken, dessen theilweise zu entzifferender Inhalt mich fast zu Thränen rührte. Ein kleiner Knabe schrieb darin in kindlich unbeholfenen Zügen an seinen im Felde stehenden Vater. Es war das uralte und doch dem Vaterherzen so süße Gejchwäz von dem kleinen häuslichen Herde und seinem Frieden, von der Mutter und den Geschwistern, wenn er die letzte süße Suppe gegessen und wie er letzthin mit Tony, dem kleinen Pferde, Schlitten gefahren und so fort. Zum Schluß hieß es: „Wir sind so froh, daß es Dir gut geht und Du sollst bald wiederkommen, —" dann das letzte Wort: „Schreib bald!" — Und die Antwort? Da hatte der Arme sie mit seinem Herzblute geschrieben und war dann zusammen gebrochen! Eine daneben liegende Mütze, wohl die seine, nahm ich als Erinnerungszeichen mit!

Das sind die grausig rauchenden Menschenopfer jener nichtswürdigen Kopenhagener Journalisten und frechen Straßenpöbelherrschaft, des in Fanatismus und flatrsinnigem Trotz verblendeten vielgliedrigen Ungethüms mit der heuchlerischen Bischofsmütze auf dem Schädel!

Ist es doch bekannt, daß zwei Tage vor dem Sturm, nach ab-

gehaltenem Kriegsrath, die dänischen Befehlshaber, in besonnener Einsicht der längern Unhaltbarkeit der Schanzen, dem Kopenhagener Ministerium den Vorschlag zu ihrer Räumung gemacht und darauf die stolz von Rummer Sicher hertönende Antwort erhalten hatten: „Um jeden Preis darin auszuhalten!!“

Ich sah dann wie die Leichen haufenweise auf Bauerkarren gewerfen und an bestimmte große Begräbnißplätze gefahren wurden. Dort legte man sie zu 100 bis 200 in die tiefen Gruben zwischen Stroh neben und aufeinander und deckte die Erde darüber. Ein einfach gezimmertes Kreuz aus rohem Holz bezeichnete die gemeinschaftliche Grabstätte mit der Inschrift: „Hier liegen 150 tapfere Dänen.“ Darunter waren kunstlos, sinnig, zwei verschlungene Hände gemalt und oben an hing ein immergrünes Palmkränzchen. Ein rührendes Bild verschönter Waffenbrüderschaft!

Endlich standen wir vor den gewaltigen Schanzen, die wir die Tage zuvor so oft aus respektvoller Ferne geschaut hatten. Je imposanter aber die riesige Befestigungsweise derselben hervortrat, ein desto brillanteres Zeugniß legten sie ab von der über alles Lob erhabnen Bravour der Truppen, desto unbegreiflicher erschien es, wie diese mächtigen Forts in so beispiellos kurzer Zeit erstiegen und genommen worden waren. Unabsehbare Reihen zusammengestellter Eggen mit gekrümmten Eisenspitzen, ganze weite Strecken mit sogenannten Cäsarpfählen bespickt, dazwischen mächtige spanische Reiter mit kreuzweis abstehenden dreikantigen, geschärften Eisenklingen, im Kernschuß der Musketen dreifach gespannte Drahtgitter, Verhaue, Barrikaden, Wolfsgruben, kurz alle nur erdenklichen Mittel, die Sturmkolonnen aufzuhalten, waren angewendet worden und trotz alledem gerieth der gewaltige Anlauf unserer Braven auch nicht einmal sekundenlang ins Stocken! Mit kräftigem Fußtritt ist nur, sonst aber mit dem Hieb des Faschinenmessers wurden die Drähte zerhauen; einige Sandsäcke, über die stachligen Eggen geworfen, genügten den kühn vorauseilenden Tirailleuren für ihren verwegenen Pfad, und wie die heranwogende Meeresfluth die kleinen Dämme und Wälle der am Ufersand spielenden Badegäste spottend hinwegschwemmt, so verschwanden in nichts des Feindlings mühsam erkünstelte Hemmnisse vor dem stürmisch entfesselten todesmuthigen Willen deutscher Männer!

Aller Provinzen Landeskinder, alle Bataillone, alle Waffen hatten in tadelloser Bravour gewetteifert; die stattlichen schlesischen und rheinischen Garden mit den kleinen behenden Brandenburger Füsilieren, die breitschultrigen, stillen Westphalen mit den lärmenden, nur polnisch schwatzenden Achtzehnern, ihren Fahnenpaar mit Kreuz und Hostie und beständigem Ruf: Vorwärts! an der Spitze. Und wieder vom braven General Raven, der sterbend mit zerschmettertem Bein auf dem Wagen liegend, den begegnenden Soldaten zurief: „Gott sei Dank, Kinder, daß einmal ein preußischer General verwundet ist!“ — bis hinab zu dem jüngsten, eben erst dem Cadettenhause entsendeten Secondelieutenant, der in jugendlicher Leichtfüßigkeit, seiner Compagnie weit voraus, mit dem Zuruf: „Heran, heran, ich kann doch die Schanze nicht allein nehmen“, von tückischer Kugel schwer getroffen hinsinkt — in allen das lebendige kameradschaftliche Gefühl des gegenseitigen Vertrauens, der Zusammengehörigkeit, der Unentbehrlichkeit des Einen für den Andern! Dieser Eindruck des Ganzen ist mir vor allem von dort lebendig haften geblieben! Demzufolge mußte ich der begeisterten Strophe Scherenbergs gedenken:

Auch aber, unsern jungen Schwertgewalten,
Die ihr auf dänisch Leder schreibt: „Hurrah,
Wir sind die Söhne noch von unsern Alten,
Trotz neunundvierzigjähr'gem Capua.“
Werf' ich mein Lied in eurer Fahne Falten,
Die alte Treu in Jung-Germania:
„Nur brauf!“ ob sich der Ost, ob West erhebet —
Es geht — so wahr ein Gott im Himmel lebet!

Zunächst betrat ich die am Ufer gelegene Schanze Nr. I. Der etwa zwanzig Fuß tiefe Graben war bereits durch einen rasch aufgeworfenen Erdwall zugänglich gemacht, der zugleich durch eine Lücke in der, senkrecht aus der Tiefe des Grabens starrenden, mächtigen Pallisaden-Reihe führte. So gelangte ich in das Innere. Die Leichen waren bereits herausgeschafft, doch zeugten tiefe Blutlachen von der kurzen aber erbitterten Gegenwehr des Feindes. Alle noch vorhandenen Geschütze waren von unsern Batterien aufs unglaublichste demontirt und zu unbrauchbaren Trümmerhaufen zusammengeschossen. Das gesammte dänische Geschütz bestand aus plumpen eisernen Schiffskanonen, zum Theil kolossale 84-Pfünder mit kunstlos veralteten Lafetten. Unter der geringern Anzahl gezogener sind mir nur zwei oder drei schön verzierte, nachträglich mit Zügen versehene, alte Bronze-Rohre zu Gesicht gekommen. In den malerischsten Linien standen und lagen sie umher, jede Gruppe ein Bild für sich: die riesigen schwarzen Ungethüme mit ihren eisengrau gefärbten Lafetten, durch die Gewalt unsrer Geschosse in die tollsten Positionen geschleudert, zwischen den im Sonnenschein grell gelb beleuchteten Lehmwänden hätten wohl monatelangen Stoff für das Skizzenbuch gegeben. Manche standen völlig auf dem Kopfe, andere waren tief in den Sand gewühlt, die dicken Holzräder zersplittert weit abliegend. Ueber allem aber flatterte im Winde die preußische Sturmfahne. Auf der weißen Hälfte der einen in dieser Schanze war schauerlich bedeutsam der Name der stürmenden Schaar mit blutigem Finger geschrieben: 5. Comp. 4. Gard.-Reg. z. F. Uebrigens war in den ersten Tagen nach dem Sturm der Aufenthalt in den Schanzen zuweilen nicht ohne Gefahr. In Nr. I. saßen wir längere Zeit zeichnend auf dem noch gefüllten Pulvermagazin, während dessen Eingang mit der größten Strenge von Laver gestellten Posten bewacht wurde, die keinen Tabakraucher duldeten. Dazu lagen allenthalben Dutzende noch nicht verwandter, bereits gefüllter Sprengeschosse, Granaten mit dem Zünder darauf rc. umher, mit denen die neugierig betastende Soldatenfaust nicht immer allzu vorsichtig hantierte. Einzelne leichtere Unglücksfälle sollen auch wirklich vorgekommen sein. Ungefährlicher waren die gewaltigen, mit einem eisernen, angegossenen Henkel versehenen Kartätschbüchsen von Eisenblech, deren Inhalt ganz besonders zu mitführenden Andenken herhalten mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des „Daheim“ in Leipzig, Poststr. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Kornig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und in Monatsheften. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.
Preis jährlich 2 Thlr., vierteljährlich $\frac{1}{2}$ Thlr.

1865. Ausgegeben im November 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1865 bis dahin 1865. **№ 6.**

Marie und Maria.

Novelle von Ottilie Wildermuth.

(Schluß.)

Während sich so alle Wege für ihn ebneten zum freudigen Ja, hatte Marie, nicht Maria, nur Marie, das schlichte Müllerkind, in der Heimat draußen ein Nein gesprochen, das ihrem weichen Herzen wohl mehr gekostet, als Georg seine Lutterschrift. Ihr Vater war todt, sie wohnte mit der Mutter noch in der Mühle bei Christian, ein junger Pfarrer, der Neffe ihres lieben alten Schulmeisters, der frühe zum Wittwer geworden, hatte um sie geworben, — ein redliches Herz, das ihr und der Mutter eine freundliche Heimath bot. Marie hatte ihm gedankt, so herzlich und demüthig, daß er sie im Versagen erst recht lieb gewann, „nimm mir's nicht übel, Mutter," hatte sie diese gebeten, „siehst Du, es wäre eine Sünde, Ja zu sagen mit einem andern Andenken im Herzen."

„Und solltest Du das Andenken, daß Dir nur zu Leid und Aergerniß geworden, nicht ausreißen und von Dir werfen?" fragte die Mutter.

„Liebe Mutter, Gott weiß, an den Gatten einer andern denke ich nicht mit einem Gefühl, das Sünde wäre, aber es ist mir immer, als komme eine Zeit, vielleicht nach langen, langen Jahren, wo ich ihn wiedersehen werde, wie, kann ich nicht sagen, krank und elend vielleicht, Du weißt ja, es ist mir oft so etwas vor, ich hab' es damals auch gespürt, wie alles aus geworden ist. Siehst Du, Mutter, dann möchte ich freie Hand haben, daß ich ihn pflegen dürfte und ihm Gutes thun, und einstweilen wird mir ja der liebe Gott auch ein Tagewerk geben, daß ich nicht nunütz bin."

Die Mutter ließ sie gewähren, obgleich sie wohl fühlte, daß sie selbst nicht lange mehr bei dem Kinde sein werde.

Die Villa am Genfersee war festlich geschmückt und nahm sich aus wie ein Feenpalast; morgen sollte die Trauung des jungen Paares sein. Alle Schwierigkeiten waren gebuet; was Georg in Geld- und Geschäftsangelegenheiten noch zu unterzeichnen hatte, das hatte er leichter und lieber gethan, als jenen Revers, den er sich aus dem Sinn zu schlagen suchte. Seiner Mutter hatte die Gräfin einen prächtigen Schmuck zum Genuße gesandt und sie zu einem spätern Besuch eingeladen, da jetzt, im Spätherbst, die Reise nach der Schweiz doch nicht angenehm sein würde.

Auch das junge Paar wollte keine Reise machen, — Maria war noch immer müde, obgleich nun mehr als ein Jahr vergangen war seit ihrem Unfall. Aber Georg war nicht eben bekümmert darüber, daß die Mama gleich nach der Hochzeit für längere Zeit nach Spanien reisen wollte, um ihre Angelegenheiten dort zu ordnen.

„Wirst Du sein Heimweh haben nach Deinem sonnigen Vaterlande, wenn die Mutter dahin geht?" fragte er zärtlich Maria.

„O nein, es ist hier auch schön," sagte sie mit sanftem Lächeln.

Und es sollte recht schön werden, hoffte er, wenn er erst seine schöne Blume allein, ganz allein hegen und pflegen durfte! Die Mutter mit ihrem leidenschaftlichen Wesen, vor dem das zarte Kind stets Furcht zu haben schien, die war gewiß allein das Hinderniß, daß sie noch nicht so recht frisch und freudig wieder aufgeblüht war.

Es war der Vorabend der Hochzeit. Die Gräfin war in die Stadt gefahren, um noch manches für ihre Abreise zu besorgen. Georg hatte heimlich einen Pavillon an einer entlegenen Stelle des Gartens zu einem reizenden Blumentempel umgeschaffen, das obere Zimmerchen darin aber mit den schönsten Ansichten aus Spanien geschmückt; damit wollte er nach der Mutter Abreise Maria überraschen.

Nun ging er nach ihrem Zimmer, um sie zu einer kleinen Fahrt auf dem See abzuholen, — da lagen in fürstlichem Glanz die Brautgewänder für morgen ausgebreitet, die schwere, schimmernd weiße Atlasrobe, der duftige Schleier mit der Krone von Myrthen- und Orangeblüthen, der Schmuck von Perlen und Brillanten, als ob es Feen und Elfen zusammengetragen hätten.

„Die gnädige Comteß sagten, daß sie eine Strecke weit mit der gnädigen Frau Gräfin fahren wollten," sagte ihm die neuangenommene Kammerfrau, „sie wollen zu Fuß nach Hause gehen." Das war ein seltener Entschluß von Maria, die seit jenem Sturz all ihre jugendliche Keckheit verlassen zu haben schien. Er beschloß, sie aufzusuchen; sie konnte von der Landstraße aus nur Einen Weg gegan-

Digitized by Google

gen sein, einen reizenden Fußpfad durch Gebüsch, den er sie schon geführt. Rasch ging er hinaus, um ihr dort zu begegnen.

Und er verfehlte sie nicht. Auf einer Bank unter Bäumen, auf einer leichten Anhöhe, die, lieblich abgegrenzt, einen Blick auf den blauen See und den Montblanc gewährte, wo er früher schon mit ihr gesessen, da ruhte sie wieder, innig angeschmiegt an einen fremden Mann, einen schönen jungen Mann mit schwarzem Bart und dunklem Angesicht, und sie blickte zu dem Fremden auf mit so strahlenden Blicken, wie Georg sie nie von ihr gesehen; ihr Auge hatte seinen Glanz, ihre Wange ihre Blüthe wieder, ihre Stimme so süßen, innigen Klang, — der dort war ein besserer Arzt, als der deutsche Medicinер.

Dunkelglühend vor Wuth und doch sprachlos, wie an allen Gliedern gelähmt, stand Georg hinter dem Gebüsch, durch das er heraufgekommen, und starrte auf das schöne Paar, das seine Nähe nicht ahnte. Sollte er hervorstürzen und den fremden Schuft zur Rechenschaft ziehen? — er war freilich nur mit seinem Spazierstöckchen bewaffnet; neben dem Spanier dort, — denn dafür hielt er ihn, lag, wenn ihn nicht alles täuschte, eine Pistole, eine seltsame Waffe zum Rendezvous mit einer Dame. Nun, die fürchtete er nicht; er fühlte in diesem Augenblick der Wuth Kraft genug in sich, den Burschen sammt seiner Pistole zu packen, zu erwürgen, in den See zu schleudern, — aber es war doch etwas in ihm, das ihn zurückhielt. Es war nicht Feigheit: es war der Blick auf Marias strahlendes Angesicht, der ihn mit Wuth und mit unsäglicher Trauer erfüllte und doch seinen Arm zurückhielt. Hatte er ihr Leben gerettet, um sie elend zu machen?

Er wandte sich und ging zurück mit Gefühlen unsäglicher Bitterkeit. So war sie, die er geliebt, verehrt wie ein höheres Wesen, so war sie eine Spanierin, wie man sie sonst geschildert, die den Geliebten einfängt, wenn der Ehemann den Rücken wendet, und die Madonna verhüllt, damit sie nicht zusieht, ein Weib aus dem Lande, wo die vermählte Frau noch eine Schutzwache braucht für ihre Tugend. Aber warum hatte sie ihn betrogen, ihn, den armen deutschen Doktor, der ihr ja nichts bieten konnte, als sein dummes, redliches Herz? — sein redliches Herz? Es war nur eine leise Stimme in seinem Innern, die so fragte, die ihn mahnte an eine Liebe, die auch er von sich gewerfen, — die er betrogen, wollte er sich nicht gern sagen; der bittre, heiße Groll über die, die ihn so schmählich getäuscht, ließ keine andere Stimme laut werden. Wollte er fort, diese Nacht noch, hinaus in die weite Welt, in den Tod vielleicht! Was kümmerte ihn das Leben? Oder wollte er den Morgen kommen lassen und die Stunde der Trauung und sie dann erst niederschmettern mit der Anklage ihres Verraths? Schonung war er ihr nicht schuldig, sie hatte ihn auch nicht geschont.

Er war zu müde an Seele und Leib, um überhaupt etwas bedenken oder unternehmen zu können; er warf sich angekleidet aufs Bett und lag schlummerlos oder in schweren, unheimlichen Halbträumen, die schlimmer sind als Schlaflosigkeit.

Der Morgen dämmerte; matt und schwer erhob er sich aus seiner dumpfen, unerquicklichen Ruhe, immer noch zu müde, zu betäubt, um einen Entschluß zu fassen. Die Traumg sollte früh stattfinden, auf acht Uhr war der Wagen bestellt, der sie nach Genf in die katholische Kapelle führen sollte. Georg hatte den Kammerdiener fortgeschickt zum Kaffe, zerbrochen an Seele und Leib, in seinem Fauteuil, das prachtvolle Dejeuner in Sitter unberührt vor sich. O, daß alles ein Traum gewesen wäre! Daß er auf seinem Rohrstuhl säße in seinem bescheidenen Doktorlogis zu Pulverdingen, und Frau Hartung träte ein mit der eingeschenkten Kaffeetasse und dem Brödchen. Er hätte freilich nicht mehr hinausgehen mögen, um Praxis zu werben, aber er war ja so jung gewesen, — jetzt freilich kam er sich alt vor, — gealtert in einer Nacht! — Das Warten wäre am Ende nicht so schwer gewesen im Gedanken an das sanfte Angesicht, dem ein helles Freudenlicht aufging, so oft er kam .... Das war nun alles verbüßt.

Es klopfte leise an seiner Thür, — Maria trat ein im weißen Atlasgewand, aber noch ohne Schmuck und Schleier, etwas bleich, aber mausesprechlich lieblich; nie war ihm ihre Schönheit wunderbarer, zauberhafter erschienen. Sie setzte sich auf einen Stuhl ihm gegenüber und sagte mit der leisen und doch klaren Stimme, in den deutschen Lauten, die sie von ihm erlernt, die ihn so entzückt hatten, als sie sie zum ersten Male versucht: „Willst Du mich ganz ruhig anhören, Georg? Ich muß Dir viel sagen, aber ich will nicht lange Worte machen." Er nickte nur mit finsterem Blick, froh, daß er nicht reden durfte. „Es sind drei Jahre, daß mein Vater todt ist," hub sie wieder an. „Er hat mich sehr lieb gehabt; warum er aber mit meiner Mutter nicht in Liebe leben konnte, weiß ich nicht; ich dachte oft, sein Freund, der Graf Fuentos, auf den er alles hielt, sei schuldig, daß er die Mutter nicht mehr liebte, und ich weiß nicht, ob der Graf ein guter Mann ist. Felix aber, sein Sohn, ist gut und edel und wir haben uns immer lieb gehabt," — eine helle Röthe flog über das schöne blasse Gesicht; Georg sah nicht auf. „Als der Vater starb, hat er der Mutter einen Jahrgehalt bestimmt, der nicht groß ist. Das ganze Vermögen aber, und das ist sehr viel, sollte vom Grafen Fuentos verwaltet und meinem Gatten übergeben werden, wenn ich heirathe. Ich habe das früher nicht gewußt, den Felix aber habe ich lieb gehabt, schon als Kind, und wir haben uns verlobt im Hause seines Vaters. Die Mutter war darüber sehr unglücklich und weinte, und sagte, sie werde arm und elend; Graf Fuentos sei ein böser Mann, ihr Feind, seine Güter seien alle verschuldet; wenn ich Felix Frau werde, so werde er das meine nehmen und sie werde verlassen von ihrem einzigen Kinde. Ich wußte wohl, daß Felix gut war und sie nichts entbehren lassen würde, aber er war sehr jung und sein Vater heftig und gewaltthätig. So reiste die Mutter mit mir durch allerlei Länder, um mich von Felix zu entfernen, zuletzt nach Deutschland, wo uns das Gut zugefallen war, und sagte mir immer, Felix habe mich nie lieb gehabt, er habe nur meine Hand begehrt, weil sein Vater all mein vieles Geld brauche. Ich habe es nicht geglaubt, aber ich hörte gar nichts von Felix mehr und die Mutter that mir alles, alles zu Lieb, was nur mein Herz begehrte.

„Da bin ich vom Pferd gestürzt, das weißt Du ja, und war so sehr krank, und habe lange nichts von mir gewußt; so oft ich aber aufblickte, habe ich Dich gesehen und Du hast mir jeden frischen Trank gegeben und die kühlen Tücher alle, die mir so wohl gethan haben an meiner heißen Stirn, und ich habe Dich sehr lieb gewonnen, aber nicht so wie Felix.

„Da sagte mir die Mutter, wie ich wieder etwas verstehen konnte, Du habest mich über alles lieb, und habest mich in dem schlimmen Fieber gepflegt mit Gefahr Deines eigenen Lebens; sie habe Dir versprochen, daß ich Dein werde, wenn Du mein Leben rettest; Felix wisse und wolle nichts mehr von mir; wenn ich wolle die Seine werden, so sei sie auf immer von ihrem Kinde getrennt und in Armuth verbannt.

„Da habe ich denn nachgegeben; ich war auch so müde und wußte kaum, was ich that; ich war nicht glücklich, aber ich wollte Dein treues Weib werden, weil Dir's die Mutter versprochen.

„Da kam Felix, der mich schon lange gesucht; gestern Abend, als ich spazieren ging, sah ich ihn zum erstenmal wieder. Er hat in Liebe an mich gedacht all diese Zeit, und nun ist sein Vater schnell gestorben, er aber will all unser Gut theilen mit der Mutter und sie in Liebe und Ehren halten ihr Lebenlang. Da habe ich vergessen in meines Herzens Freude, daß ich noch Deine Braut bin. Aber nicht wahr," — nie hatte sie in so innigen Tönen zu ihm gesprochen — „nicht wahr, Du gibst mich dem Felix? So lieb, wie er, kannst Du mich doch nicht haben; Du kennst mich nicht so lang und sprichst nicht unsre Sprache und bist nicht unsers Glaubens! — Nicht wahr, Georg? Felix sagt, wenn Du nicht anders wolltest, so werde er kämpfen mit Dir um meinen Besitz, aber nicht wahr, Georg, das Herzleid thust Du mir nicht an?"

Groll und Bitterkeit waren aus seinem Herzen gewichen, wie sie ihm so einfach und offen ihr Herz und Leben dargelegt in dem mangelhaften Deutsch, das ihr so lieblich stand, — ein tiefes, unsäglich schmerzliches Herzweh war ihm geblieben.

„Thu wie Du willst, Maria, ich habe kein Recht an Dich," sagte er mit trauriger Stimme; sie segnen, wie ihn einst Marie, das konnte er nicht.

„Aber Du grollst mir nicht, und hast keinen Haß auf Felix?"

„Er hätte zu mir kommen und als Mann mit dem Manne reden können, eh er mir hinter dem Rücken die Braut gestohlen," entgegnete Georg finster, „aber ich will nicht mehr rechten, ich gehe noch heute."

„Aber er wollte offen zu uns kommen, es war Zufall, daß er mir begegnete," versicherte angstvoll Maria. „O, versprich mir,

Digitized by Google

daß Du nicht im Groll von uns gehst! nicht jetzt gleich in alle Weite, daß wir uns gar nicht mehr sehen können; bitte, versprich mir's!"

„Ich gehe zunächst nach Genf und bedenke dort meine nächste Zukunft; sehen wollen wir uns nicht mehr. Behüt' Dich Gott, Maria!" Er gab ihr die Hand. Einmal noch sah er tief in das wunderbare Antlitz, einmal noch berührte er ihre Lippen, dann verließ er das Zimmer und das Schloß.

Der Zauber war vergangen, — der Feenwagen Aschenbrödels war zur Nußschale geworden; ein einsamer Wanderer, ging er die Straße, die nach Genf führt; wohin weiter? Das wußte er noch nicht; er fühlte sich gänzlich rathlos, Muth und Thatkraft waren erschlafft und gebrochen.

Der Gräfin Kammerdiener hatte seine Wohnung in Genf erkundet; alle seine Effekten wurden ihm nachgesandt nebst einem französischen Brief der Gräfin, den er ungelesen zerriß. Was von Geld und Preziosen dabei war, das sandte er zurück. Seine Kleider und die nöthige Summe für den nächsten Unterhalt behielt er; er fühlte, daß es kindischer Trotz gewesen wäre, als Bettler fortzuziehen. Soviel durfte er schon von der Gräfin annehmen für die Rettung ihres Kindes.

Er hatte noch Gelegenheit den Großmüthigen zu spielen, denn so leicht und einfach, wie sich wohl Maria gedacht, ging der Tausch des Bräutigams nicht vor sich. Georgs williges Verzichten, die reichen Spenden der Mutter, der jetzt natürlich ein ebenbürtiger katholischer Schwiegersohn lieber war, als der deutsche Doktor, und die emsigen Bemühungen des katholischen Bikars ebneten endlich die Wege.

Der Geistliche hatte eine gewisse Zuneigung zu dem Deutschen gefaßt und ihn achten gelernt, als er ihm im Auftrag der Gräfin eine glänzende Summe in zartester Form hatte übergeben sollen, nur als Entschädigung für die Praxis, die er um ihretwillen aufgegeben.

„Ich danke," hatte Georg kurz und entschieden gesagt, „meine Dienste sind belohnt, die Praxis, die ich verloren, ist nicht der Rede werth."

„Könnte ich nicht irgend welchen Planen für Ihre Zukunft förderlich sein?"

„Ich habe keine Plane."

„Aber Sie sind jung, kenntnißreich, begabt, Sie können nicht in diesem Hinbrüten verharren, zumal wenn Sie alle Hilfe zurückweisen. Eine große, wissenschaftliche, nicht ganz gefahrlose Expedition geht demnächst von Frankreich in den Orient ab, und erstreckt sich vielleicht noch weiter, es wird ein junger, gesunder Arzt zur Begleitung gesucht. Wie, wenn meine Verbindungen dazu dienen könnten, Ihnen diese Stelle zu verschaffen?"

Das war es. Fort, weit übers Meer, fort von allem, was ihn an die Vergangenheit mahnte, an seine verlorne Heimath, an sein verschleudertes Leben — fort, in die weite, weite Welt! Mit fast leidenschaftlicher Wärme bat er den vielvermögenden Priester, sich für ihn zu verwenden und wollte gewillig noch in Genf warten, bis es zur Entscheidung gekommen.

Er wandelte eines Tags in gedankenlosem Brüten im Freien, all die Herrlichkeit der umgebenden Natur hatte noch keine Sprache für sein Herz, aber autre, ernste Stimmen waren in diesen stillen Tagen laut geworden in seiner Seele. Hätte er diese herbe Täuschung erlebt, wenn er einfach Treue gehalten hätte wie ein Mann? — Daß schlaue Berechnung gewesen, was er bei der Gräfin für die glühende Hingabe eines dankbaren Mutterherzens gehalten, das hatte er wohl erkannt, aber Marias Bild stand wieder, wenn nicht ohne Irrthum, so doch rein und ohne Flecken vor seiner Seele.

„Prenez garde!" rief's, nicht eine schöne Reiterin, wohl aber ein prächtiger Wagen, der anfuhr, zwang ihn rasch auf die Seite zu springen. Eine leichte weiße Gestalt in Kranz und Schleier saß darin, er sah sie einen Augenblick, — dann war die Erscheinung vorüber.

„Das war der letzte Akt des Drama," sagte er mit tiefem Weh.

Wenige Wochen nach dieser letzten Begegnung stand Georg auf dem Verdeck des Schiffes, auf dem die Expedition von Malta abfuhr. Er hatte niemand in der Heimath Lebewohl gesagt, er konnte scheiden wie Childe Harold:

Nun bin ich in der Welt allein,
Auf weiter, weiter See;
Was ließ' ich andern Seufzer weihn,
Wenn keinen rührt mein Weh?

Willkommen Wind und Wogen ihr,
Und, — wenn die Fahrt vollbracht,
Willkommen Wüst und Höhle mir!
Mein Heimathland, gut Nacht!

Man hält den Frühling so recht für eine wanderlustige Zeit, die liebliche Zeit, wo die Blumen ihre Aeuglein wieder aufschlagen und das beschäftigte Laubwerk sich leise entwickelt in frischem Hoffnungsgrün, die fröhliche Zeit, wo die Bächlein wieder rinnen und die Mühlen sich sonnen, die gesährliche Zeit, wo, nach dem alten Volkswitz, der Salat schießt und die Bäume ausschlagen.

Mich dünkt aber, im Frühling ist gut daheim bleiben, wenn einem irgend eine freundliche Heimath beschieden ist, eine Heimath mit einem Blick ins Grüne, mit einem Pfad hinaus ins Freie. Auch die einfachste Gegend ist lieblich zu beobachten, wenn sie so allmälich ihr Festgewand anlegt, es thut so wohl, die langvereinschlossenen Fenster zu öffnen für die laue Frühlingsluft und behagliche philisterhafte Spaziergänge zu machen mit den Seinen an den grünenden Hecken vorüber, über den neubethauten Rasen; Schneeglöckchen und die ersten Veilchen sucht man daheim, nicht auf Reisen.

Aber der Herbst ist eine wanderlustige Zeit! Die ersten goldnen Herbsttage, wo die Erde noch ihre schönsten Gewänder anlegt wie eine Nonne vor der Einkleidung, eh ihre goldnen Locken unter der Scheere fallen und sie die glänzenden bunten Gewänder vertauschen muß mit dem farblosen Nonnenkleid. Im Herbst ist's lustig hinauszuziehen, so recht die letzte Schönheit des scheidenden Jahrs zu genießen in vollen Zügen und dann heimzukehren in eine traulichere, friedlichere Heimath, wo ein gemüthliches Stübchen, wo warme Herzen und freundliche Augen unser warten.

Am Abend eines schönen Herbsttags schritt auch unter den reichgesegneten Fruchtbäumen, zwischen den vielgeschäftigen Menschen, ein Wandersmann, der keine freundliche Heimath wußte, die sich ihm aufthun würde für die Winterszeit. Sein Angesicht war gebräunt von der Sonne ferner Länder und älter als seine Jahre; er trug selbst sein leichtes Reisegepäck und schien ziemlich planlos zu wandern, nicht mit dem geraden, bestimmten Schritt dessen, dem ein gewisses Ziel im Sinne liegt, das er heute noch erreichen will. Die Gegend, durch die er ging, war eben nicht eine wie sie Touristen aufzusuchen pflegen, es war nur ein Stückchen Schwabenland, wie man es an manchem Punkt dieser schönen Gaue viel reizender und malerischer finden kann.

Zur Rechten lagen weitgedehnte Kornfelder, längst abgemäht, nur blaßrothe Winden und verspätete Kornblumen blühten noch zwischen den Stoppeln, der Blick war begrenzt durch einen sanften Hügelzug. Zur Linken zog sich leise abwärts Wiesenland, nicht mehr bunt durchwoben mit Blumen, wie das erste lustige Gras, aber in weichem, stillem Grün, das dem Auge wohl thut, wie friedliche Entsagung dem Herzen. Reiche Obstbäume faßten die Straße ein zu beiden Seiten, gebrochen und geschüttelt ward ihnen der reiche Segen abgenommen, lustige Kinder trieben sich unter den Bäumen umher, um aufzulesen, zu schmausen, und wieder schreiend davonzuspringen, wenn der neckische Bursch, der oben zwischen den Aesten saß, ihnen ein Paar Aepfel auf den Rücken warf.

Der Wanderer war Georg Rau und die Gegend war nicht all zu fern vom Hofe seines Vaters, aber er war nicht eingekehrt in seiner alten Heimath.

Er kehrte von langen und mannigfaltigen Wanderzügen zurück, er hatte sich nach Vollendung seiner Reise noch in Frankreich aufgehalten, um ein Werk über die Reise vollenden zu helfen, er hatte sein kleines Vaterland wieder aufgesucht, obwohl er jetzt auch in der Fremde vielleicht eine sichere Existenz gefunden hätte, — warum? das wußte er selbst kaum, hatte er doch nichts mehr dort, das er sein eigen nennen konnte!

Er hatte bei seiner Abreise vor drei Jahren niemand Kunde von sich gegeben und spät erst, von der Reise aus, seiner Mutter geschrieben. Ihre Briefe hatten ihn nicht getroffen und erst bei seiner Rückkehr hatte er erfahren, daß sie mit ihrem zweiten Gatten nach Amerika ausgewandert sei.

Nach langem Bedenken hatte er sich auch entschlossen, bei einem

Digitized by Google

alten Universitätsfreund, der Arzt in der kleinen Stadt unweit der Mühle war, nach der Familie des Müllers zu fragen. Er hörte, der dicke Christian habe, noch sehr jung, eine rüstige Wittwe geheirathet und hause mit ihr auf der väterlichen Mühle, die Wittwe des alten Müllers sei mit der Tochter in die Brüdergemeinde zu K. gezogen und dort vor einem Jahr gestorben, die Tochter lebe nicht mehr zu K., so viel er gehört; man sage, sie habe einen Pfarrer geheirathet, bei dem Pfarramt zu K. werde er dies gewiß leicht ermitteln können.

Georg hatte nicht weiter nachgefragt. Er war nun auf dem Weg nach einer kleinen Stadt, wo man einen Arzt suchte, er wollte, wenn es ihm gefiel, sich dort niederlassen; so viel er für sich allein nöthig hatte, dachte er wohl leicht dort zu erwerben, und es verlangte ihn nach Arbeit, nach einem Beruf.

Da er nicht zu eilen brauchte, hatte er sich Zeit zur Wanderung genommen, jetzt war er müde, die Sonne neigte sich und er sah noch keinen Ort in der Nähe. „Wie weit ist's bis zum nächsten Dorf, wo man gut übernachten kann?“ fragte er einen Mann, der seine Aepfel auf einem Handkarren vor sich schob.

„Nach A.? da ist's noch gute dreiviertel Stunden.“

„Das ist weit,“ sagte der müde Reisende, „geht Ihr denn auch noch so weit mit Euren Aepfeln?“

„Ich? nein, ich geh da 'nunter auf den Hof, aber da ist kein Wirthshaus.“ Und er schob seinen Karren seitwärts ab, einen leckenden grünen Pfad zwischen Hecken, der hinunter auf den Hof führte, dessen weiße Häuser hinter grünen Bäumen verschimmerten.

„Arabische Gastfreundschaft, wo man jeden Fremden in sein Zelt lädt, herrscht nicht in meiner lieben Heimath,“ dachte Georg; er erwog nicht, daß der Bauer wohl gar nicht so keck gewesen wäre, den seinen Herrn zu sich einzuladen, an einem schönen Abend, wo er noch eine Stunze guten Wegs hatte in ein Wirthshaus, daß bei uns die Bauern keineswegs auf unvorhergesehene Gäste eingerichtet sind, und die Fremden in der Regel nicht damit zufrieden wären, Kameelshilt zu trinken und sich auf einer Matte auszustrecken wie im Zelt eines Arabers.

Georg aber hatte gelernt, sich auf Reisen zu behelfen, die Landstraße lag mit einemmale so langweilig und staubig vor ihm, seine Müdigkeit nahm zu, der Hof schien so einladend herauf zu winken, daß er beschloß, es doch zu versuchen, dort ein Nachtquartier zu finden. „Mag sein, ich finde dort ein Glas Milch und einen Altvaterstuhl zum Ausruhen,“ dachte er, „im schlimmsten Fall lasse ich mich auf irgend einem Ochsenwagen zum nächsten Wirthshaus führen.“ So ging er den Weg hinunter, auf dem der Bauer schon verschwunden war.

Die wenigen, stattlichen Häuser des Hofs lagen einzeln in Gärten oder Gehöften, reichlich umgeben mit den Spuren landwirthschaftlichen Betriebs. Ein viel kleineres Häuschen stand seitab von den andern in einem Obstgarten, der mit einer niedrigen, sauber gepflegten Hecke eingefaßt war. Gerade dies kleine niedrige Häuschen war das einladendste, es war schneeweiß getüncht, mit spiegelhellen Fenstern, rings um das Haus das lieblichste Blumengärtchen, dessen blühende Levkojen und Reseden herrlichen Duft ausströmten. Unter der Linde vor der Pforte, die das Häuschen überragte, stand eine Bank und ein Tischchen. Auch vor den Fenstern waren Blumenbrettchen, und ein Kanarienvögelchen, schon ein seltner Gast auf dem Dorfe, hüpfte in seinem Käfig dazwischen.

Bon allen Hütten und Palästen, die er je gesehen, war keine Behausung auf der Welt Georg noch so freundlich erschienen, wie dies Häuschen; wenn auf der weiten Erde noch der Friede wohnte, so mußte es hier sein. Keklich öffnete er das Pförtchen in der Hecke und schritt auf die Hausthür zu, die sich leicht öffnete.

Die Hausthür war aber zugleich die Zimmerthür, unmittelbar aus dem grünen Gärtchen, aus Gras und Blumen trat man in die helle Stube, durch deren Fenster der letzte Sonnenstrahl hereinfiel, und die den halben Raum des Häuschens einnahm. Ein Altvaterstessel stand am Fenster, in dem saß ein alter Mann, dessen schneeweiße Haare unter einem schwarzen Sammtkäppchen vorsahen; ein schlankes Mädchen in grauem Kleid mit gescheiteltem blonden Haaren saß auf einem niedrigen Stuhl ihm gegenüber und las ihm vor; auf dem Tischchen zwischen beiden lag eine Landkarte und ein Lexikon. Das Mädchen blickte verwundert auf als die Thür aufging, ein Paar klare braune Augen schauten ihn an, fest und tief, nicht wie man einen Fremden, wie man einen Langerwarteten ansieht. Leisen Schrittes kam sie ihm entgegen, bot ihm die Hand und sagte mit dem herzinnigen Ton, den er nie ganz vergessen: „Grüß Dich Gott, Georg, bist Du einmal gekommen?“

„Marie, Du bist's, Marie?“ rief er wie im Traum, „wie kommst Du hierher, und wie konntest Du wissen, daß ich komme?“

„Es ist mir immer so vor gewesen,“ sagte sie mit ihrem alten, traulichen Lächeln, „Du werdest noch einmal da zur Thür hereinkommen, und werdest frei sein, daß Du mich findest. Ich bin hier schon lang bei meinem alten, lieben Lehrer.“ „Der Herr Doktor Nau,“ stellte sie ihn jetzt dem alten Schulmeister vor, der nicht recht wußte, was vorging, und sich etwas mühsam von seinem Sitz erhob. „Du wirst Dir ihn wohl noch denken können, den Georg vom Tannenhof, weißt Du?“

„Ach ja wohl,“ sagte der alte Mann, „kann mir ja Ihre Eltern selig noch wohl denken, aber wie kommen Sie denn da her, auf unser Höstein? Das hat ja der Franzos in den Kriegszeiten nicht einmal gefunden!“

„Das erzählt Ihnen der Herr Doktor, so lang er sich ein bischen erfrischt.“ Marie eilte hinaus und brachte ein steinernes Krüglein, ein krystallhelles Glas und schön weißes Brod auf einem grünen Porzellanteller, und schenkte ihm ein, goldklaren, perlenden Wein; „wir haben einen guten,“ rühmte sie lächelnd, „der Großpapa, — ich heiße ihn jetzt so, weil ich meinen eignen ja nie gekannt habe, — der Großpapa trinkt wenig, da muß er guten und reinen Wein haben.“

Da saß er auf Mariens Stuhl dem alten Mann gegenüber, behaglich, als ob er jeden Abend da sitze und erquickte sich und ließ sich von dem Schulmeister erzählen, wie er zum Dienst zu alt geworden sei und von seinem letzigen Bruder das Häuschen hier ererbt habe. „Da hab' ich mich zuerst plagen müssen mit einer bösen, alten Haushälterin,“ klagte er ihm, „uns es sah bei uns aus, daß es eine Schande war, da mein braves Weib gestorben war. Nun starb aber auch die Müllerin in K., und wie ich bei ihrer Leiche war, hab' ich dem lieben Kind, der Marie, geklagt, wie ich so alleiu sei auf der Welt, und sie ist zu mir gekommen und bei mir geblieben. Herr Dekter, was das für ein gesegnetes Kind ist, das weiß der liebe Herrgott allein.“

Während der Alte sein Ende finden konnte im Lobe seines Lieblings, waltete draußen Marie in der kleinen Küche, zu der eine Thür und ein Schiebefensterchen von der Stube führte, ihr kleines Dienstmägdlein war vom Brunnen heimgekommen und hocherstaunt, einen fremden Gast vorzufinden. Draußen kochte und prasselte das Festmahl, Suppe und Pfannkuchen, und dazwischen wanderte Marie geräuschlos aus und ein, deckte den eichenen Tisch in der Mitte des Zimmers, sagte den beiden mitunter ein freundliches Wort und bat sich aus, daß der Herr Dekter erst von seinen Reisen erzähle, wenn sie auch da sei.

Wie war es dem Georg doch auf einmal so ganz unbeschreiblich wohl geworden! So daheim hatte er sich ja in seinem ganzen Leben noch nicht gefühlt!

Das war keine künstlich gemachte Rücksicht und Freundlichkeit Mariens, unter der sich die verhaltne Bitterkeit eines gekränkten Herzens birgt; es war die lautere Güte eines treuen Herzens, das nie eine Bitterkeit genährt, oder das sich jeden Stachel ausgezogen in der Kraft frommer Hingebung.

Wie gemüthlich saßen sie zu Drei um den Tisch mit der ringsum laufenden Fußbank, die ihn an die Tafel in der Mühle erinnerte, wie fand er Marie so blühend in unverwelkter Lieblichkeit, wie zerrannen jetzt erst wie Nebel alle die Bilder, die ihn berückt und beglückt und so unaussprechlich elend gemacht hatten!

„Aber wo finder ich ein Unterkommen für die Nacht?“ fragte Georg, als er der Mahlzeit mit bestem Appetit alle Ehre angethan, „darf ich hier in Großpapas Armsessel bleiben? Ich kann überall schlafen.“

„Ei nein, wir haben ein Gaststübchen,“ rühmte Marie mit Stolz, „eben, neben Großvaters Schlafstube und meinem Alkoven. Der Herr Pfarrer, Großvaters Neffe, kommt manchmal hieher, auch die Frau und die Kinderlein haben uns schon besucht.“

Und es war ein ganz komfortables Gaststübchen; das Müllermariele hatte immer gewußt, was sich gehört. Georg schlief darin herrlich bis an den lichten Morgen, wo er in die sonnige, grünum-

Digitized by Google

rankte Stube trat, wo Marie bereits auf dem Tischchen am Fenster auf schneeweißer Serviette ein lockendes Frühstück bereit hielt.

„Haben Sie gut geschlafen?“ fragte der heitre alte Mann, ganz stolz und vergnügt einen Gast zu haben. Ja, das hatte er! so süß war sein Schlummer gewesen, seine Träume so friedlich und sein Erwachen so frisch, — seit seinen Knabenjahren hatte er so herrlich nicht geschlafen.

Drei Tage süßer Rast gönnte er sich auf dem Hof, und Marie führte ihn all die stillen, friedlichen Wege, die sie sonst allein oder mit dem alten Schulmeister wandelte, zwischen den grünen Wiesen und hohen Kornfeldern hin, an dem klaren Bach und in dem kleinen Buchenwäldchen.

Da legte er seine ganze Vergangenheit, jede Verirrung und jede Täuschung seines Lebens vor ihrer klaren Seele nieder und es that ihm wohl, es zu thun. Marie hatte keine Beichte und keine Abbitte verlangt. „Ich habe Dir längst vergeben,“ sagte sie mit schwesterlicher Innigkeit. „Ich weiß, daß Du mir nicht hast weh thun wollen und daß Du damals geglaubt hast, Du könnest nicht anders. Wenn Du im Irrthum gewesen bist, so hast Du Dir selbst am wehesten damit gethan.“

„Aber ich habe Dir doch weh gethan, Marie, Du hast doch gelitten?“ fragte er; — er wollte nicht, daß sie ihm zu leicht verschmerzt.

„Ich bin sehr traurig gewesen, lieber Georg, und recht unglücklich, bis ich gelernt mit demüthigem Herzen sprechen: „Siehe ich bin des Herrn Magd“, und die Magd hat Kinderrechte erlangt,“ fügte sie leise hinzu, und das Lächeln des süßen, tiefen Gottesfriedens, der all ihr Wesen umfloß, brach klar nur voll aus ihren treuherzigen Blicken.

„Das habe ich gewußt,“ hub sie wieder an, „daß Du einmal wiederkommen werdest. Freilich bildete ich mir immer ein, Du kommest krank und müde und hilfsbedürftig, und ich habe nur deshalb eine Freude gehabt, mein Elternhaus zu sparen. — Aber das brauchst Du nun nicht.“

„Das brauche ich nicht!“ rief Georg. „Wohl habe ich reine Schätze gesammelt auf meinen Reisen und kehre nicht viel reicher zurück, als ich gegangen bin. Aber ich fühle Kraft in mir und Muth, meine Zukunft aufzubauen. Aber arm bin ich doch, arm an Frieden und Herzensfreude, und ein Herz brauche ich, das mir mein Haus zur Heimath macht. Nicht wahr, Marie, Du hast verziehen? nur wenn ich mein Haus gegründet habe, so darf ich Dich einführen als mein bestes Gut.“

Da schüttelte Marie leise den Kopf. „Du weißt ja,“ wiederholte sie, „daß ich Dir nie etwas nachgetragen habe. Sieh, ich will für Dich sorgen wie eine Schwester; es freut mich von ganzer Seele, wenn Du all das Meine mit mir theilst wie ein Bruder, der meine

Ein Konzeriger, Arisbirische Überfallend.

Originalzeichnung von Robert Kretschmer.

braucht es nicht; wenn Du nicht eine andre Frau wählst, so will ich einmal zu Dir kommen und Dich pflegen, wenn wir alt genug geworden sind, und will bei Dir bleiben bis zum Tod, aber.....“

„Mein Weib willst Du nicht werden, das habe ich verscherzt,“ sagte Georg mit bitterer Traurigkeit.

„Sieh,“ fuhr Marie leiser fort, und ein tiefes Erröthen zog über ihr Angesicht, „zur Frau sollst Du mich nicht wählen, weil Du es für Pflicht hältst gegen die Marie, der Du einmal verlobt gewesen und die Du verlassen hast, auch nicht, weil Du nun müde bist von der Welt und ausruhen möchtest bei einem eignen Weibe. Deine treue Schwester will ich sein, für Dich sorgen und für Dich beten so viel ich kann, aber Deine Frau kann ich nur werden, wenn Du gewiß weißt, wenn Du mir vor Gott bekennen kannst, daß Du mich über alles lieb hast, nächst dem lieben Gott, daß Du Dir keine Freude auf Erden denken kannst ohne mich, nur kein Leid, das Du nicht tragen könntest mit mir, und bis Du das weißt, mußt Du zuvor wieder in der Welt leben, und mußt Dein eigen Herz prüfen.“

So stolz war die demüthige Müllermarie und sie blieb bei ihrem Worte, auch beim Abschied, wo Georg so gern eine Gewißheit mitgenommen hätte.

Als er aber wiederkehrte nach Monden und ihr sagte, daß er einen nützlichen, lohnenden Berufskreis gefunden, das eigne Brod, auf das der Müller selig so großen Werth gelegt, als er sie vor Gott versichern konnte, daß er kein Gut auf Erden so innig begehre als ihre Liebe, als ihr frommes, treues Herz, das ihm helfen möge seinen Weg zum Himmel zu suchen, — da konnte sie in seliger Demuth sagen: „Ich bin des Herrn Magd, mir geschehe wie Du gesagt hast."

Marie wollte den alten Lehrer so bald nicht verlassen, „hast lange genug gewartet," sagte sie scherzend zu Georg, „nun warte noch ein Weilchen länger, der Großvater kann nicht sein ohne mich." Warten wollte aber der Georg nicht mehr, der Alte sollte die neue Heimath seiner Marie theilen, und er willigte ein, um kein Hinderniß zu sein für ihr Glück. Dazu kam es aber nicht. Wenige Tage nachdem er sie in seinem schönsten Staat zum Altar geleitet, fand ihn das Pfarrtöchterlein, das bis zu seiner Uebersiedlung bei ihm bleiben sollte, entschlummert in seinem Lehnstuhl. In seiner Bibel, die vor ihm lag, war das Kapitel aufgeschlagen von Moses, der vor seinem Tode noch hinüberseht in das Land der Verheißung.

Von Gräfin Maria hat Georg nichts mehr gehört; nur wie im Traum schweben manchmal jene Tage voll Glanz und Glück und Herzeleid an ihm vorüber. An Mariens Seite aber hat er das Beste und Schönste gefunden, was ein Mann auf Erden begehren kann, einen Beruf, in dem er ist im Schweiß seines Angesichts, aber im Segen arbeiten kann mit seiner gottgeschenkten Kraft, eine Heimath, auf die er sich freuen kann, die ihm die Erde lieb macht und die ihn doch lehrt in fröhlicher Hoffnung aufsehen zum Himmel.

Der Königstiger.*)

(Hierzu das Bild auf S. 73.)

Der Königstiger ist eine herrliche, wunderschön gezeichnete und gefärbte Katze. Seine Gestalt ist höher, schlanker und leichter, als die des Löwen; in der Größe aber steht der Tiger keineswegs hinter jenem zurück. Ein erwachsener männlicher Tiger erreicht regelmäßig sieben bis acht Fuß Gesammtlänge von der Schnauze bis zur Schwanzspitze; es sind aber nicht selten einzelne sehr alte erlegt worden, bei welchen die in derselben Weise gemessene Länge neun Fuß ergibt. Die gewöhnliche Körperlänge beträgt etwas über fünf Fuß, die Länge des Schwanzes $2^1/_4$ Fuß, die Höhe am Widerrist $2^1/_2$ Fuß. Der Leib ist etwas mehr verlängert und gestreckter, der Kopf runder, als der des Löwen, der Schwanz ist lang und quastenlos, die Behaarung kurz und glatt und nur an den Wangen bartmähnig verlängert. Das Weibchen ist kleiner und hat auch einen kürzern Backenbart. Alle Tiger aber, welche in nördlicher gelegenen Ländern wohnen, tragen ein viel dichteres und längeres Haarkleid, als diejenigen, deren Heimat die heißen Tiefländer Indiens sind. Die Zeichnung des Thieres zeigt die schönste Anordnung von Farben und einen lebhaften Gegensatz zwischen der hellen, rostgelben Grundfarbe und den dunklen Streifen, welche über sie hinweglaufen. Wie bei allen Katzen ist die Grundfärbung auf dem Rücken dunkler, an den Seiten lichter und auf der Unterseite, den Innenseiten der Gliedmaßen, dem Hinterkörper, den Lippen und dem Untertheile der Wangen weiß. Vom Rücken aus ziehen sich nun weit auseinanderstehende, unregelmäßige, schwarze Querstreifen in schiefer Richtung theils nach der Brust, theils nach dem Bauche herab, etwas von vorn nach hinten. Einige dieser Streifen sind doppelt, der größere Theil aber einfach und dann dunkler. Der Schwanz ist lichter, als die Oberkörpertheile, aber auch er ist durch dunkle Ringel ausgezeichnet. Die Schnurren sind weiß, die Nase ist ungefleckt und die Iris gelblichbraun. Die Jungen sind genau so gezeichnet, wie die Alten, nur hat ihre Grundfärbung einen etwas hellern Ton. Auch bei dem Tiger kommen verschiedene Abänderungen in der Färbung vor; die Grundfarbe ist dunkler oder lichter und in seltenen Fällen sogar weiß mit uebligen Seitenstreifen.

Ebensowohl als in den Dschungeln oder Rohr- und Graswäldern mit wenigen Bäumen, aber viel Gesträuch, begegnet man dem Tiger in großen, hochstämmigen Wäldern, wenn auch immer nur bis zu einer gewissen Höhe über dem Meeresspiegel. Nach den herdenreichen Alpenweiden in den Hochgebirgen Asiens geht er niemals empor; nur sie öfter kommt er dicht an die Dörfer, ja selbst an die Städte heran. Die schilfbewachsenen Ufer der Flüsse, die ungeheuren schilfartigen Bambusgebüsche und andere Dickungen sind seine Lieblingsplätze; allen übrigen Orten aber soll er den Schatten unter einem buschigen Strauche, Koritha genannt, vorziehen, weil dessen Krone so dicht ist, daß sich kaum ein Sonnenstrahl zwischen den Zweigen hindurchstehlen kann. Die Zweige sind nämlich nicht blos sehr verflechten, sondern hängen auch nach allen Seiten über und fast bis zur Erde herab, bilden also eine dunkle und äußerst schattige Laube, welche das Thier ebensogut vor dem Auge verbirgt, als sie ihm Kühlung gewährt. Diese Liebhaberei des Tigers für die Koritha ist so bekannt, daß bei den Jagden die Treiber stets zuerst ihr Augenmerk auf jene Büsche richten. Hier verbirgt er sich, um zu ruhen, und von hier aus schleicht er an seine Beute heran, bis er sie nahe genommen ist, daß er sie mit wenigen Sätzen erreichen kann. Er hat alle Sitten und Gewohnheiten der Katzen, aber sie stehen bei ihm im gleichen Verhältniß zu seiner Größe. Seine Bewegungen sind jedoch noch anmuthig, wie die kleinerer Katzen, und dabei ungemein rasch, gewandt und zugleich ausdauernd. Er schleicht unhörbar dahin, verstellte gewaltige Sätze zu machen, klettert trotz seiner Größe rasch und geschickt an Bäumen empor, schwimmt meisterhaft schnurgerade über breite Ströme und zeigt dabei immer die bewundernswürdige Sicherheit in der Ausführung jeder einzelnen Bewegung.

Der Tiger bekundet mit beschleicht schlangenartig seine Beute, stürzt dann pfeilschnell mit wenigen Sätzen auf dieselbe los und schlägt die Krallen mit solcher Kraft in den Nacken ein, daß auch das stärkste Thier sofort zu Boden stürzt. Die Wunden, welche er schlägt, sind immer außerordentlich gefährlich; denn nicht blos die Nägel, sondern auch die Zehen dringen bei dem fürchterlichen Schlage ein. Jedwieden hat solche Wunden gesehen, welche fünf Zoll tief waren. Selbst wenn die Verwundung eine verhältnißmäßig leichte ist, geht das Opfer gewöhnlich zu Grunde, weil bekanntlich alle Wunden, welche gerissen werden, ungleich gefahrvoller sind, als solche, die durch ein scharfschneidiges Werkzeug hervorgebracht worden sind. Kapitän Williamson, ein Offizier, welcher zwanzig Jahre in

*) Das Werk, welchem wir mit Bewilligung seines Verlegers die obige Text- und Illustrationsprobe entnehmen, „Brehms Illustrirtes Thierleben, mit Bildern von Robert Kretschmer" (Hildburghausen, Verlag des Bibliographischen Instituts) ist in textlicher Beziehung schon vielfach anerkennend gewürdigt worden; wir beschränken uns daher darauf, dasselbe besonders seiner bildlichen Seite wegen als eine höchst erfreuliche Erscheinung allen Freunden der Natur warm zu empfehlen.

Gewöhnlich werden die einem illustrirten Werke beigegebenen Abbildungen als ein bloßer Schmuck desselben bezeichnet, und selten ereignet es sich, daß die Besprechung eines solchen Werkes die bildliche Ausstattung anders, als nebenbei erwähnt, als eine für den Leser noch außerdem willkommene „Zugabe". Das ist, besonders bei naturwissenschaftlichen Werken, eine falsche Auffassung. Hier hat die äußere Erscheinung des geschilderten Gegenstandes, z. B. eines Thieres, einer Pflanze, einen ganz besonderen Werth; es tritt bei den Illustrationen derselben, also außer der vorausgesetzten wissenschaftlichen Genauigkeit, noch die malerische Seite in Form, Charakter, Bewegung hinzu; die Zeichnungen werden demnach dem ersten Ueberblick den Eindruck eines Kunstwerkes machen müssen, die genauere Durchsicht derselben erst feststellen, daß auch die wissenschaftlichen Bedingungen darin erfüllt sind.

Ein solches vollkommenes, von seinem Verleger mit außerordentlichen Kosten ausgestattetes und auf einen sehr großen Leserkreis berechnetes Werk ist das vorliegende. Eine Naturkunde in populärster Gestalt sollte es sein, und wenn der gänzliche Erfolg eine Garantie adgibt, so ist der Zweck im besten Sinne erreicht. Die Wissenschaft ist hier gleichsam nur der Boden, auf welchem Schilderung und Bild in freier literarischer, wie malerischer Bearbeitung sich vor dem Leser bewegen und besonders die Bilder sind mit einer wissenschaftlichen Treue, künstlerischen Feinheit und feiner physiologischen Beobachtung gezeichnet und mit solcher Feinheit gedruckten, daß sie als Meisterwerke bezeichnet werden müssen.

Die Redaktion.

Digitized by Google

Bengalen gelebt und außergewöhnliche Erfahrungen gesammelt hatte, versichert, daß er niemals einen von dem Tiger Verwundeten habe sterben sehen, ohne daß dieser vorher von Starrkrämpfen befallen worden sei, und fügt hinzu, daß auch die leichtesten Verwundungen, welche geheilt werden, bei der geringsten Veranlassung wieder aufspringen. Solche leichte Wunden kommen aber nur äußerst selten vor; denn gewöhnlich sind die Schläge, welche der Tiger erheilt, tödtlich.

Ebenso selten als die Rettung aus den Klauen des Tigers, sind die Fälle, in welchen sich derselbe vor dem Menschen zurückzieht, ohne überhaupt einen Angriff zu machen. Uebersättigung und damit zusammenhängende Faulheit sind die gewöhnlichen Ursachen eines solchen Rückzuges; zuweilen läßt auch der Schrei des Tiger seine Stärke vergessen.

Ebensowenig als das Feuer, besonders bei großem Hunger, den Tiger schreckt, hält ihn das Wasser ab, sich seiner auserlesenen Beute zu bemächtigen; denn mehr als ein Reisender berichtet, daß er Augenzeuge war, wie die Tiger sich in die Ströme stürzten und auf Kähne zuschwammen, um einen der Ruderer von dort herauszureißen.

Möckern schiffte sich mit seinem Freunde Tirer von Calcutta nach der Insel Sangar. Ehe noch das Ziel erreicht worden war, stieg letzterer an das Land, ging vorwärts und bemerkte einen Tiger. Augenblicklich floh er zum Flusse zurück und sprang, da ihm der Tiger nachsetzte, in die Wellen und suchte sein Heil in der Flucht, denn er war ein vorzüglicher Schwimmer. Der Tiger sprang ebenfalls ins Wasser, schwamm hinter ihm her und kam ihm näher und näher. Tirer, welcher das Tauchen vorzüglich verstand, suchte jetzt seine Rettung unter der Oberfläche des Wassers und schwamm, soweit er konnte, tief im Strome dahin. Als er wieder auftauchte, sah er denn auch mit Freuden, daß der Tiger, ohne Zweifel, weil er seine Beute nicht mehr erblickte, auf der Rückkehr war. Der Verfolgte gelangte glücklich an den Kahn, in welchem sich sein Freund befand.

Ein anderer Tiger schwamm quer über den Strom einem Boote zu und erkletterte es trotz alles Schreiens der entsetzten Schiffer. Einige von diesen stürzten sich augenblicklich in die Wellen, die anderen verrammelten sich in der kleinen Kajüte am Hintertheile des Fahrzeuges. Der Tiger, jetzt alleiniger Herr des Bootes, saß stolz am Vordertheile und ließ sich ruhig stromaufwärts treiben; da er aber sah, daß die beabsichtigte Beute ihm entgangen war, sprang er endlich mit einem Satze in den Fluß, stieg ans Ufer, schüttelte sich ein wenig und verschwand bald darauf in den Dschungeln.

In neuerer Zeit hat die englische Regierung in den ihr unterworfenen Landstrichen viel für Verminderung der Tiger gethan; aber noch immer gibt es deren genug. Man bezahlt seit geraumer Zeit zehn Rupien für jeden Tigerkopf, und schon vor ungefähr sechzig Jahren hatte man auf diese Weise 30,000 Pf. St. verausgabt. Diese Summe hat übrigens Zinsen getragen, wie kaum eine andere; denn in allen Gegenden, wo sich viel englische Niederlassungen befinden und von den Engländern die Ausrottung ernstlich betrieben wird, ist der Tiger fast vernichtet. Die Insel Ceffinbazar ist durch den unerschütterlichen Muth eines Deutschen, welcher mehrere Male in einem einzigen Tage fünf von den Ungeheuern tödtete, vollkommen gereinigt worden. Aber dieser Held steht immer noch hinter dem Richter Heinrich Ramus zurück; denn dieser hat während seines Lebens nicht weniger als 360 Tiger eigenhändig erlegt. Man hat gelernt, gegenwärtig die Jagd regelrecht zu betreiben und erzielt dadurch vortreffliche Erfolge.

Am ergiebigsten sind die Einzeljagden, welche Engländer allein oder mit wenigen Gehilfen unternehmen. Wie Afrika seine Löwenjäger, hat Ostindien seine besonderen Tigerjäger, und eine der ersten Stellen unter ihnen dürfte der Lieutenant Rice einnehmen. Derselbe hat ein besonderes Werk herausgegeben, unter dem Titel „Tiger Shooting in India“, und erzählt darin, daß er 68 Tiger, drei Panther und 25 Bären erlegt und außerdem noch viele derselben verwundet habe.

Mit vortrefflichen Doppelläufen versehen und von wohl bezahlten Treibern und einer Koppel muthiger Hunde begleitet, drang Rice herzhaft in das Dickicht und suchte selbst den aufgescheuchten Tiger auf.

Bei einer solchen Jagd gerieth der Fährdrich Elliot, ein Freund des Tigertödters, in große Gefahr. Von vierzig Treibern unterstützt, hatten beide Engländer eine Dschungel in Angriff genommen, welche nicht viel zu versprechen schien, und waren mit ihren Gewehren auf kleine Bäume gestiegen, um den Erfolg der Untersuchung abzuwarten. Plötzlich schenchten die Leute einen schönen Tiger auf, und dieser schritt langsam auf sie zu. Sie schwiegen ganz still, aber einer ihrer Begleiter, welcher auf einem andern Baume Wache hielt und fürchtete, daß sie von dem Tiger überrascht werden möchten, schrie ihnen zu, auf ihrer Hut zu sein. Dies war genug, den Tiger von der eingeschlagenen Richtung abzulenken, so daß die Engländer kaum Zeit hatten, ihm eine Kugel nachzusenden. Sein lautes Gebrüll verkündete, daß er verwundet sei, doch hatte er sich schon zu weit in die Rohrwälder zurückgezogen, als daß man ihn noch mit Sicherheit hätte treffen können. Er wurde nun von den ungeduldigen Jägern mit mehr Hitze als Vorsicht verfolgt. An der Spitze ihres geordneten Jagdtrupps durchgezogen sie das Dickicht, von den Blutspuren geleitet, bis sie nach etwa 300 Schritten auf eine offene Gegend kamen, wo alle Zeichen verschwanden. Vergebens waren einige Leute auf die höchsten Bäume geklettert, sie hatten weder in den Büschen, noch im hohen Grase etwas bemerkt. Die beiden Engländer gingen ihren Begleitern etwa 20 Schritte langsam voran mit auf den Boden gerichteten Blicken, um hier nach den Blutspuren zu spähen. Da läßt sich plötzlich ein wüthendes Gebrüll hören, und der Tiger springt aus einer unter dem Grase verborgenen Höhlung hervor mit gerade auf Rice los. Dieser hat kaum Zeit, auf zwei oder drei Schritt Entfernung seine beiden Läufe auf den Kopf des Unthiers loszubrennen, und durch den Knall, den Rauch und vielleicht auch durch die Kugeln abgelenkt, springt es nun mit einem ungeheuern Satze auf den Jagdgefährten, noch ehe derselbe seine Büchse anlegen kann. Mit der Schnelligkeit des Blitzes war dies geschehen, und als Rice dem Tiger nacheilte, sah er schon seinen unglücklichen Freund zu den Füßen des grimmigen Gegners hingestreckt. In demselben Augenblicke reichte ihm der Hauptreiber mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit und Ruhe ein zweites geladenes Doppelgewehr. Er schoß sogleich den ersten Lauf ab, aber erfolglos; — jetzt wußte er inne halten: der Tiger hatte seinen ohnmächtig gewordenen Gefährten beim Oberarm gepackt und schleppte ihn nach dem Teiche zu, aus welchem er hervorgesprungen war. Der nächste Schuß mußte also nothwendig das Thier in das Gehirn treffen; denn eine jede andere, nicht augenblicklich tödtliche Wunde würde die rasende Wuth der furchtbaren Katze nur noch mehr gereizt haben. Rice folgte deshalb dem Thiere in ganz kurzer Entfernung, um den günstigsten Augenblick abzuwarten. Nachdem er einige Male vergeblich gezielt, glaubte er endlich diesen Augenblick gekommen zu sehen, feuerte ab und traf den Schädel des Tigers, welcher sterbend über sein Opfer hinrollte. Ein zweiter Schuß tödtete ihn vollends, und jubelnd befreite er jetzt seinen Freund von dem erdrückenden Gewicht des Raubthiers.

Es ist merkwürdig, daß ein so gewaltiges Thier, wie der Tiger, gewöhnlich auch einer leichten Verwundung erliegt. Ein angeschossener Tiger geht fast regelmäßig zu Grunde. Dabei wirken freilich noch andere Ursachen mit. In jenen heißen Ländern ist das Heer der stechenden und blutsaugenden Kerbthiere selbstverständlich ein weit größeres, als bei uns. Hunderte von Fliegen beeilen sich, ihre Eier in den Räubern der Wunde abzulegen. Da entstehen denn schon am zweiten Tage die bösartigsten Geschwüre. Es stellt sich Wundfieber ein, und das Thier geht zu Grunde, selbst wenn die Kugel keinen einzigen der ersteren Theile getroffen hat. Die geübten Jäger sehen übrigens augenblicklich, ob sie einen Tiger so verwundet haben, daß er bald verendet, oder ob er blos leicht getroffen worden ist. Bei Schüssen nämlich, deren Kugel das Herz, die Lungen oder die Leber durchbohrt hat, streckt der fliehende Tiger beim Gehen gleichsam krampfhaft alle seine Klauen aus, und diese hinterlassen jetzt eine auch dem Unkundigen besonders auffallende Fährte, während er, wenn er blos leicht verwundet wird, wie gewöhnlich auftritt, d. h. gar keine Fährte zurücklässt. An den Blutspuren ist selten die Verwundung zu erkennen, ja in den meisten Fällen verlieren die durch die Brust geschossenen Tiger kaum einen Tropfen Blut. Das leicht aufliegende und verschiebbare Fell bedeckt bei den Bewegungen des Thieres die Wunde so vollständig, daß es den Austritt des Blutes verwehrt.

Die Tigerin wirft zwei bis drei Junge an einem unzugänglichen Orte zwischen Bambus oder Schilf, am liebsten unter der dichten und schattigen Laube einer Korinthe. Die Thierchen sind, wenn sie zur Welt kommen, halb so groß wie eine Hauskatze und nach Art aller jungen Katzen ganz reizende Geschöpfe. In den ersten Wochen verläßt die Mutter ihre geliebten Kleinen nur, wenn sie den nagenden

Digitized by Google

Hunger fühlt. Sobald sie aber etwas größer geworden sind und auch nach fester Nahrung verlangen, streift sie weit umher und wird dann doppelt gefährlich. Der Tiger bekümmert sich gar nicht um seine Brut, unterstützt jedoch die Alte bei etwaigen Kämpfen für dieselbe. Nicht selten gelingt es, die jungen Tiger zu rauben. Dann hört man das rasende Gebrüll der Alten mehrere Nächte hindurch erschallen, und sie erscheint tollkühn in der Nähe der Dörfer und Wohnplätze, in denen sie ihre Nachkommenschaft vermuthet. Findet sie die Spur der Räuber, so sucht sie dieselben auf, und nun heißt es auf der Hut sein, weil die gereizte Mutter dann gar keine Gefahr mehr kennt und sich tollbreist auf die Räuber ihrer Kinder stürzt. Gewöhnlich leiten die Jungen ihre Mutter durch ihr Geschrei selbst auf die rechte Spur.

Zwei junge Tiger, welche von den Eingebornen einem englischen Kapitän gebracht wurden, heulten so laut und anhaltend, daß nicht blos die Alte, sondern auch ein männlicher Tiger dadurch herbeigelockt wurden. Beide beantworteten nun das Geschrei der Jungen mit dem fürchterlichsten Gebrülle. Aus Besorgniß vor einem Ueberfall ließ der Engländer die kleinen Tiger frei und bemerkte am folgenden Morgen, daß sie von den Alten geholt und in das nahe Gebüsch gebracht worden waren. Wie häufig junge Tiger gefangen werden müssen, sieht man am besten daraus, daß nicht nur alle Thiergärten, sondern auch fast alle Thierschaubuden Tiger besitzen: denn man muß hierbei bedenken, daß gerade in der Gefangenschaft sehr viele dieser schönen Thiere zu Grunde gehen.

Jung eingefangene und verständig behandelte Tiger werden sehr zahm, zeigen sich aber niemals so zutraulich und täuschend, wie Löwen unter ähnlichen Umständen. Man hat es in neuester Zeit sehr weit in der Zähmung des Tigers gebracht: sehr häufig wagen die Thierbändiger, selbst zu ihnen in den Käfig zu gehen und allerlei Spiele oder sogenannte Kunststücke mit ihnen zu treiben. Allein eine gefährliche Sache bleibt das immer. Als echte Katze zeigt der Tiger an diejenigen, welche ihm schmeicheln, eine gewisse Anhänglichkeit und erwidert auch wohl Liebkosungen oder läßt sie sich wenigstens gefallen: doch bleibt seine Freundschaft stets zweifelhaft, und wohl blos so lange, als er die Herrschaft des Menschen anerkennt, läßt er sich von diesem mancherlei anthun, was seiner eigentlichen Natur zuwider ist. Volles Vertrauen verdient er nie. — Die beiden schönen Tiger unseres Hamburger Thiergartens begrüßen mich durch ein eigenthümliches Schnauben, sobald ich mich zeige, und lecken mir zärtlich die Hand; dennoch darf ich mich niemals verleiten lassen, die ihnen gegenüber nöthige Vorsicht zu vergessen: es liegen hierfür zu viele warnende Thatsachen vor. Ein jung aufgezogener Tiger in Batavia, welcher aus seinem Käfig entkam und entliefen war, tödete sofort ein Pferd, erhaschte er sich den Menschen und Thieren bisher als sehr freundlich gesinnt gezeigt hatte. Er mußte erschossen werden. Von anderen, welche ihm Käfig sich befanden, erfuhr man leider nur zu häufig Beweise ihrer Unbändigkeit und Grausamkeit, und mehr als ein Thierwärter oder neugieriger Beschauer hat durch den Tiger sogar hier in Europa sein Leben eingebüßt.

Ein Brief.

Von **Emanuel Geibel.**

Aus meines Krankenzimmers Haft, wo böse Gicht
Den einst so rüstigen lustgewohnten Wandersmann
Auf's Lager hinwarf, send' ich meinen Gruß Dir heut,
Zwar kein Tortaus, wenn ich gleich zur Tänenfahrt
Beharrlich anrief, aber ganz so labm, wie er.
Und während draußen über Strom und Hügel nun
Die Tage wandeln, deren frischer Hauch mir sonst
So manches Lied im Busen weckte, schmachtend ich hier
In dumpfen Wänden zu verstummter Rast verdammt,
Dem flügelmuntern Kranich ähnlich, der mit Harm
Den hellen Ruf des Wanderschwarms von fern vernimmt.

Im Weitern freilich, wenn nicht eben allzuarg
Das Uebel wüthet oder das erhitzte Blut
Bei Nacht den Schlummerlosen ängstet, fühl' ich mich
So elend nicht, dem liebevoll manch treu Gemüth
Die trübe Zeit theilnehmend zu erheitern strebt.
Bald kommt ein Freund und sagt mir was die Welt bewegt.
Und breiter willig vor dem vielfach Fragenden
Die Schätze neuen Wissens aus, bald füllt ein Strauß
Von frischen Rosen, den der Wirthin Güte band,
Den Raum mit Wohlgerüchen, bald, nach Schwalbenart
Mein Bett umflatternd, schwebt mein blühend Töchterchen
Leichtfüßig, jedes Winke gewärtig, aus und ein
Und scherzt mit heitrem Plaudern mir die Grillen fort.
Dazwischen greift' ich, weil ein ernster Tagewerk
Der Arzt verbot, nach alten Büchern, wie sie just
Zur Hand mir liegen. Tiefes zerlies'nen Phantasus
Durchklärt' ich wieder, kühl umweht vom Dämmerlicht
Des Märchenwaldes, oder Fouqués Zauberring,
Der einst des Knaben fabelhaft Entzücken war,
Als, zwischen hohen Dächern kauernd, heimlich er,
An Stirn und Wangen glühend, Blatt um Blatt verschlang,
Und der noch heute durch des Planes kühnen Wurf
Und bunte Fülle mein erinnernd Herz ergötzt.

Auch läßt der Herbst, als wollt' er seinem Freunde nicht
Ganz trostlos werden, dann und wann ein Lächeln mir
Aufs Lager fallen. Von der Erde seh ich zwar
Nichts, als den Wipfel eines großen Apfelbaums
Und durchs Gezweig mit seiner Thüllene Zwillingsbau
Den alten Dom, der mir am Sonntag Orgelton
Herübersendet und gedämpften Chorgesang;
Doch drüber weithin breitet sich der Himmel aus
Und zeigt bei Tag auf leuchtend blauem Grunde mir
Den Zug der Wolken; aber, wenn der Abend sinkt,
Zum Feuermeere wird er, drin phantastische
Gebirge schwimmen, Gärten, die von Purpur blühn,
Und goldne Schlösser, bis das prächt'ge Farbenspiel,
Nachdem es aller Kreideine Glut durchlief
Vom Licht des Sapphirs zum geschmeidgen Blutrubin,
Gemach erlischt und stibrem, einer Fackel gleich,
Der Abendstern aus dämmergrünen Lüften taucht.

Das ist die Stunde, da im Buch vergangner Zeit
Erinnrung blättert. Weit hinaus, wohin die Fahrt
Des Lebens einst den nimmermüden Pilger trug,
Schweift, wachen Traums, in fesselleisem Flug der Sinn
Und sucht die Stätten seiner alten Freuden auf.
Aus Sonnennebeln hell mir ihren Tempeln steigt
Die Burg Athens; das alte Schloß im Habichtswald,
Das forstumrauschte, wo der Dichter still gereift,
Taucht grüßend auf, am Uferkiesel braust der Rhein,
Ein Echo weckend ungestümer Jugendlust,
Und fern, vom weißen Säntisgipfel überragt
Azurnen Schimmers, wie ein Stück vom Himmel, blaut
Der See von Lindau, dessen üppig Rebgestad
Durchsonnt vom Frieden wolkenleisten Liebesglücks
Den schönsten meiner Herbste sah — Wo sind sie hin,
Die goldnen Tage? Wo die Treuen, die mit mir
Den Segen ihres Strahls getheilt? Ach, freiselnd rinnt
Durch meine Brust der Schauer der Vergänglichkeit,
Und tiefe Wehmuth füllt mich an —

Doch plötzlich rauscht
Der Pforte Vorhang; leise mit der Kerze tritt
Mein Kind herein, ein lieblich Bild der Gegenwart,
Und wie es sorgsam mit besonnter Hand mir nun
Die Kissen ordnet und sich zärtlich an mich schmiegt:
Da weicht der Schatten, der mein bangend Herz beschlich,
Und dankbar fühl' ich, ausgesöhnt mit meinem Loos,
Wie reich ich noch gesegnet bin, und lebe gern.

Digitized by Google

Ein Maler auf dem Kriegsfelde.

Von W. Camphausen.

(Fortsetzung.)

Während ich noch mit Zeichnen beschäftigt war, erschien Prinz Albrecht, rief mir guten Morgen zu und ließ sich meine gesammelten Detailskizzen zeigen. Desgleichen bald nachher auch Prinz Carl, der, als Chef der Artillerie, der trefflichen Gammelmark-Batterie, nach längerer Anwesenheit darin, den Ehrennamen „der Feldzeugmeister-Batterie" gegeben hat.

Als der dort augenblicklich das Commando führende Hauptmann mit lautem Befehl und, wie mir schien, nicht ohne Bezug auf meine bescheidene Gegenwart die Ordre gab, von jetzt ab keine Bummler und Civilisten mehr hereinzulassen, belehrte ich denselben alsbald durch meine, vom Kronprinzen unterzeichnete Legitimation, daß ich zwar zur überflüssigen Categorie der letztern gehöre, aber doch in etwas besserer Absicht als des bloßen unnützen Bummelns wegen da sei, worauf sich der stolze Kriegsmann etwas betreten, aber sehr verbindlich, beruhigte.

Ich besuchte nun, der Reihe nach, die nächsten Schanzen. Ueberall, mehr oder weniger, dieselbe grauenhafte Verwüstung, die mächtigen Blockhäuser mit ihrem quadratschuhdicken Gebälk gleich Strohhalmen zerknickt und zersplittert; allenthalben ähnliche Gruppen zerstörter Geschütze in der mannigfachsten Abwechslung.

In Schanze II., berühmt durch die heldenmüthige Vertheidigung des tapfern Lieutenant Anker, brannte schon seit zwei Tagen das Blockhaus und aus dem gewaltigen Aschenhaufen starrten nur noch einzelne verkohlte, noch rauchende Balken schwarz und phantastisch in die Luft empor. In Schanze IV. lag ein kunstvoll gegossenes Bronzerohr im Sande, das von einem rexfeligen patriotischen Bauersmann mit großer Emphase als eines von denen wiedererkannt wurde, die ihnen der Däne, wie er sagte, damals im Jahre 50 aus Rendsburg gestohlen habe!

In Schanze VI., die mich sowohl durch ihr ganz besonders interessantes Innere, als auch dadurch anzog, daß sie, unter Anführung des braven gefallenen Major v. Beeren, von den Düsseldorfern und andern rheinischen Jungen erstürmt war, traf ich den Pionnier-Lieutenant Bendemann, der sich, als einer der Ersten, gestern besonders hervorgethan hatte. Vor dieser, wie den nächsten Schanzen bis zu Nr. X. waren die Palissadenreihen, vom Rand des Grabens aus, horizontal mit der Spitze gegen die Brustwehr gerichtet, was die ersten Stürmer genöthigt hatte, von denselben aus erst den Sprung in den zwanzig Fuß tiefen Graben zu thun.

Dabei muß einer der Unsrigen getroffen worden sein, denn ich fand auf einer der Palissaden eine große frische Blutlache. Die sofort eingreifenden Pionniere, die überhaupt bei der ganzen Affaire den höchsten Grad von Bravour, verbunden mit besonnener Geschicklichkeit und größter Kaltblütigkeit, im heftigsten Gewehrfeuer bewiesen haben, machten dann durch Sprengen oder mit ihren Aexten und Hacken augenblicklich eine für die Nachrückenden leichter passirbare, breite Lücke. Ebenso wurden die bereits genommenen und hinten mit einem offenen Zugang versehenen Schanzen im Nu von ihnen geschlossen, worauf die den Sturmcolonnen zugetheilten Artilleristen die noch brauchbaren dänischen Geschütze sofort umdrehten und mit der ersten besten, eben vorhandenen Ladung den fliehenden Feind beschossen. Würde es das Maß meines Berichtes nicht übersteigen, so könnte ich unzählige Züge anführen, die alle das Zeugniß ablegen, wie rasch in einander greifend, fix und entschlossen die Armee sich während der Aktion benommen hat. Die Zeitungen haben das meiste davon berichtet, ich erinnere nur noch an den ebenso verwegenen, als glücklich ausgeführten Handstreich des Hauptmann Hoffmüller, der mit sechzehn Mann am hellen, lichten Tage über den Alsensund ruderte, dort die verblüffte Besatzung aus ihrer Strandbatterie hinausjagte, die drei Geschütze derselben vernagelt, sämmtliche Munition in das Boot schafft und so, bevor die Dänen mit Verstärkung zurückeilen, das diesseitige Ufer wieder erreicht.

Mit herannahendem Abend fuhren wir über Broacker, auf friedlich stillem Wege, zurück nach Ekensund, wo wir noch einen kleinen Transport verwundeter Dänen, der Fähre harrend, antrafen. In unserm Gasthause war alles voll neuer Einquartierung, weshalb wir auf unser Schlafzimmer angewiesen waren. Bald aber stand das gewohnte „Tischchen deck dich" da, diesmal unter anderm mit einer leckern Schüssel gebackner Dorsche, die denn auch reichliche Gnade vor unsern Augen fanden. Da mich meine Augen in ungewöhnlicher Weise schmerzten, so suchte ich bald mein Lager und genoß der Ruhe.

Am andern Morgen begann zeitig von neuem die Fortsetzung unserer Schanzendurchsuchung und es wurde geschaut und gezeichnet nach Herzenslust. Etwas behindert dabei war ich allerdings durch eine inzwischen eingetretene leichte Augenentzündung, ein hier sehr verbreitetes, durch den scharf blasenden Seewind, den feinen Staubsand und die schattenlos herabbrennende Sonne erzeugtes Uebel. Unterwegs, an der Nübler Dorfkirche, waren wir noch Zeugen einer ernsten Trauerfeierlichkeit. Auf dem kleinen Friedhofe, dicht an der Heerstraße, fand die Beerdigung einer Anzahl der beim Sturm gefallenen preußischen Krieger statt. Eine dazu kommandirte Pionnier-Compagnie erwies ihnen, unter den erhebenden Klängen des Beethoveuschen Todtenmarsches, die letzten militärischen Ehren.

In der Schanze VI. begrüßte mich der mir bekannte Major v. R. und bewirthete uns mit dem dort befindlichen Hauptmann B. vom 55. Regiment in ihrer kleinen, am Schanzeneingange errichteten Kasematte mit einer Tasse kräftiger Bouillon und kalter Küche. Darnach besahen wir das Terrain hinter den Schanzen. Wenn man dort den von den preußischen Geschossen buchstäblich zu einer einzigen Grube zerwühlten Erdboden betrachtete, so mußte man der Standhaftigkeit und zähen Ausdauer der Dänen volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es mußte in diesen Gruben und Communicationswegen ein entsetzlicher Dienst gewesen sein und fast übermenschliche Geduld mag dazu gehört haben, es hier unter dem unausgesetzten Springen der Wurfgeschosse auszuhalten. Aehnlich den Chorstühlen in den Kirchen hatte aber auch jeder einzelne Mann sich in einer besondern Grube, deren Seitenwände mit Brettern und Erdsäcken befestigt waren, zu schützen gesucht. Trotzdem aber mußte der Tod hier täglich seinen Tribut gefordert haben. In einer dieser Gruben fand ich einen noch frischen, gewaltigen Blutsteck in Mannshöhe; dort hatte ohne Zweifel ein Granatsplitter dem unglücklichen Bewohner den Kopf und dann noch das schwere Bekleidungsbrett der Seitenwand durchschlagen. Ferner war hier das Feld wie besäet mit zerschossenen Lafetten, Munitionskarren u. dgl., die, unbrauchbar geworden, von den Dänen aus den Schanzen gezogen und umhergeworfen waren. Auch fanden wir noch fünf todte Artilleriepferde von einer preußischen Batterie, die beim Auffahren in die eroberten Schanzen durch einen einzigen feindlichen Schuß dahingestreckt worden waren. Das war denn ein rechter Fund für uns und wir machten uns auch gleich daran, die zum Theil freilich scheußlich verstümmelten, aber in den malerischsten Stellungen daliegenden Thiere zu zeichnen. Endlich mußte auch noch die höchst pittoresk eingeschossene Windmühle vor dem Sonderburger Brückenkopf daran, die, weil ihr Besitzer mit dem Feinde auf Alsen eine verrätherische, telegraphische Communication, vermittelst der Flügel, unterhalten hatte, den preußischen Batterien nach wenig Schüssen verfallen war. Als wir dort so umherstreiften, führte der Weg uns bei einer Anzahl umherliegender, noch ungebrauchter Granaten vorüber. College H., vorangehend, bedeutete mir, wie dort gleich eine Explosion stattfinden werde. In der Meinung, er scherze, schreite ich dicht daran her, als plötzlich eine kolossale Rauchwolke zischend aufsährt. In der festen Ueberzeugung, daß die ganze freundliche Gesellschaft sofort folgen und nach allen Richtungen auseinander platzen werde, suche ich mit zwei gewaltigen Hechtsätzen aus dem unheimlichen Bereiche zu kommen. Es blieb indeß alles still und nun erst erfuhr ich, daß der Wind H.'s Cigarrenasche ab und gerade auf einen Haufen losen Pulvers geweht hatte, der aus einer der oben offenen, umgestürzten Geschosse ausgelaufen war. Zum Glück war die Verbindung desselben mit den umherliegenden Bestien unterbrochen gewesen — sonst wäre unsre, mit Professoren gesegnete, edle Stadt Düsseldorf wohl um einen derselben ärmer geworden!

J. G.

Digitized by Google

Auf unserm Rückwege wiederholte sich das Schauspiel des Morgens — Begräbniß der Todten auf dem Kirchhof zu Broacker. Wir kamen dann zeitig nach Eckensund zurück und in unser Quartier.

Mittlerweile hatte der Zudrang von neugierigen Besuchern aller Stände in den Schanzen bereits in einer für unsere Zwecke höchst lästigen Weise zugenommen und aus dem ganzen Lande wallfahrteten patriotische Touristen herbei, wodurch die ganze Umgebung das Aussehn einer großen Kirmeß anzunehmen begann. Die scharfe Vorpostenkontrolle war gefallen und von den feindlichen Strandbatterien auf Alsen her war eine stillschweigende Waffenruhe eingetreten. Auch unsern Batterien auf der eroberten Höhe war Befehl ertheilt, nur dann nach Sonderburg hin zu feuern, wenn von dort gegen unsre Positien der Anfang gemacht werde. Es blieb aber, wie gesagt, alles ruhig und der Besuch des Schlachtfeldes wurde dadurch zu einem harmlos ungefährlichen Spaziergange. Schaarenweise bevölkerte sich die Gegend und alles schleppte sich mit aufgerafften Erinnerungszeichen, schweren Bombensplittern, Säbelscheiden, eisernen Musketenlaufstöcken; die Soldaten aber trugen fast jeder eine alte dänische Muskete, um daheim im Quartier nach Spatzen zu schießen und andern Unfug anzustellen. Begann ich nun in diesem Wirrwarr zu zeichnen, so war ich alsbald von einem Kreis von Gaffern umringt, so daß es nur noch unter den erschwerendsten Umständen möglich wurde, damit fortzufahren. Indeß ergötzten mich doch dabei die naiv treuherzigen Fragen und Bemerkungen der Soldaten oft höchlichst. Der eine fragte: „wann denn det Bild eejentlich fertig werde, un ob man det denn nich uf'n Briefbogen haben könne?“ Der andere, eine Protektermiene annehmend, encouragirte mich zum Ausharren in der Arbeit mit den beruhigenden Worten: „Davon koof ick mir ooch eens, wenn's fertig is:“ noch andere endlich, denen meine Manipulation augenscheinlich zu langsam ging, wandten sich zum Weitergehn: „ach, komm man, det kriegen wir ja alleens doch noch uff der Kirmes zu sehn!“ Das war nun für einen Künstler, der nach nationalem Einfluß auf das Volk strebt, freilich alles recht schön; ich glaubte indeß doch darin fürs erste genug geleistet zu haben und beschloß am Morgen des 21. meinen allmähligen Rückzug anzutreten, zumal das Drama hier zu Ende und die Fortsetzung erst vor Fridericia spielen sollte.

So fuhr ich denn am andern Morgen, H. Lebewohl sagend, in Begleitung des Berliner K., gen Flensburg. Unterwegs meldeten uns in voller Wehr daherziehende Bataillone, die Helme mit Sträußen von Buxpalm und Schlüsselblumen geziert, daß heute ganz unerwartet Seine Majestät der König zur Besichtigung der eroberten Schanzen, wie seiner braven Stürmer kommen werde. An meinen nach Hause strebenden Freund gebunden, war es mir nicht möglich, sofort, wie ich wünschte, umzukehren und in dem verdrießlichen Brüten über meinem „Pech“ rumpelte nach dreistündiger Fahrt unser Fuhrwerk in Flensburg hinein, wo der ganze Ort in größter Bewegung war. Besonders vor dem Hôtel Rasch, wo der König abgestiegen, glänzte und schimmerte es von Offizieren des Hauptquartiers in allen Regimentsuniformen des preußischen Heeres, andrer deutscher Bundesländer, Oesterreicher, Franzosen, Russen ꝛc. ꝛc. Alles harrte der Abfahrt des Königs nach dem Schlachtfelde, um sofort in unzählig dort bereitstehenden Wagen zu folgen. Nach langem, vergeblichem Bemühen gelang es mir, noch einen Platz im Wagen des jungen Prinzen Carl v. Hohenzollern zu erhaschen und so fuhr ich, höchst glücklich über die Freundlichkeit des jungen Herrn, mit diesem und

dem Major im Generalstab, Grafen Finkenstein, meine drei Stunden wieder zurück, von wo ich gekommen war, immer dicht hinter dem königlichen Wagen, der von einer glänzenden Kürassier-Eskorte geleitet wurde.

In Gravenstein angelangt, bestieg der König, im buntesten Durcheinander mit der ganzen Suite, die bereitgehaltnen Pferde und verschwand bald, den Kronprinzen und Prinzen Friedrich Carl, der in der Scharlach-Husaren-Uniform mit wehendem Reiherbusch, auf einem wundervollen Araberschimmel, eine höchst ritterliche Erscheinung war, zur Seite, gefolgt von der ganzen schillernden und gliszernden Masse auf der Chaussee durch den hochstämmigen, dunkeln Buchenwald.

Bei Atzbüll waren die Sturmkolonnen auf allerhöchsten Befehl genau in dem Anzuge, wie sie am Morgen des 18. gewesen, aufgestellt, und es gewährte einen erhebenden Anblick, wie jetzt der König, gefolgt von all den in dieser Campagne berühmt gewordenen Persönlichkeiten, die Reihen seiner Braven durchschritt, Worte des Dankes und der Anerkennung ihrer Hingebung an Einzelne, wie an sie alle zusammen richtete und dann die Bataillone bei sich vorbeidefiliren ließ. Und nun hätte einer diese fröhliche Siegerschar sehen müssen! Stolzen Schrittes zogen sie daher mit ihren zahlreich eroberten, lustig flatternden Tambrogfähnlein, die glänzenden Augen in den sonnegebräunten Ge-

Digitized by Google

sichtern, mit den verwitterten Feldmützen, den phantastisch verschiedensten Fußbekleidungen und Gewehr über! Manch ehrliche, im strammen Garnisondienst des Friedens gealterte Soldatenhaut mag ein leiser Schauder überrieselt haben, bei einer solchen Königsparade!

Auf dem Wege nach den Schanzen holten wir die Leiche des gefallenen dänischen Generals Duplat ein, die von einer Abtheilung Garde-Ulanen nach Sonderburg geleitet wurde, um dort den Dänen ausgeliefert zu werden. Der auf offnem Wagen ruhende Sarg war reich mit Kränzen und Schleifen in den dänischen Farben, sowie mit einer silbernen Gedenkplatte, einem Geschenk des Kronprinzen, verziert. Ein dänischer gefangener Offizier und einige Gemeine folgten in zwei Wagen ihrem tapfern todten Anführer, dessen sterblicher Hülle von allen Begegnenden in achtungsvollem Salutiren Platz gemacht wurde.

Nachdem der König das Johanniterspital in Nübel besucht und an den Schanzen angelangt war, besichtigte er mit seinem Gefolge dieselben der Reihe nach auf das Genaueste. Mich dem Gefolge anschließend, hatte ich die Ehre, durch den Prinzen Arenberg von Windischgrätz-Dragonern dem wackern Feldmarschalllieutenant von Gablenz vorgestellt zu werden, der sich eine Zeitlang in freundlichster Weise mit mir unterhielt und mich einlud, nach Fridericia zu kommen. Der bildschöne, schlankgewachsene Mann, in der kleidsamen Generalsuniform: hechtgrauem Rock, scharlachgestreiften Beinkleidern, dem kleinen, goldbetreßten, mit grünem Federbusch geschmückten Hut war gar statttich anzusehn. — Beim Umherwandern fand ich unfern einer der Schanzen eine angefangene dänische Mine — welches Glück, daß sie nicht fertig und den Unsrigen zum Verderben geworden war! In einem Graben lag ein abgerissener Fuß, noch im blutigen Stiefel steckend, und anderes mehr.

Mittlerweile war es Abend geworden und der Mond aufgegangen. Ich hatte den ganzen Tag, vom Frühstück um 6 Uhr in Ekensund an bis um 11 Uhr Nachts, nichts zu genießen bekommen, als ein beim Marketenderwagen mühsam erobertes Glas Bier. Ermüdet und ausgehungert stand ich so bei meinem Wagen, der beiden Herren, die mit mir gefahren waren, harrend. Da rollte in offener Kalesche an der Seite des Kronprinzen der König heran. Mich gewahrend, ließ er halten und winkte mir, an den Wagen zu kommen, wo er sich dann sehr gnädig und freundlich nach meinem hiesigen Thun und Treiben erkundigte und sich demnächst meine gesammelten Skizzen zur Ansicht ausbat.

Von Gravenstein, wo meine Wagengefährten zu dem offiziell befohlenen Souper zu bleiben hatten, fuhr ich mit dem Hofmarschall des Prinzen Albrecht, Obrist v. d. S., der so freundlich war, mich in seinem Wagen aufzunehmen, nach Flensburg weiter. Meine entzündeten Augen schmerzten mich in der scharfen Nachtluft bei offnem Wagen gewaltig, und ziemlich abgespannt erreichten wir das Gehölz eine halbe Stunde vor Flensburg, als aus einem, hinter uns zurückbleibenden Wagen uns zugerufen wurde: ob wir nicht noch Platz übrig? ihnen, den Inhabern des Wagens, seien die Pferde marode geworden. So bestiegen denn drei höhere Offiziere unsern geräumigen Wagen, darunter der Kriegsminister v. Roon und der Generallieutenant Vogel von Falkenstein.

Königsparade.

So gelangten wir nach Flensburg, wo die heute versäumte Beköstigung glänzend nachgeholt wurde. Dazu hatte ich das Vergnügen, meinen alten Freund von Düsseldorf her, Obristlieutenant v. R., Commandeur des dritten Dragonerregiments, zu treffen, mit dem ich bis nach Mitternacht plaudernd zusammensaß, alter Zeiten gedenkend. In mein Nachtquartier gerückt, fand ich meinen Gefährten H. bereits mit den krampfhaftesten musikalisch-deklamatorischen Bemühungen beschäftigt, mir die Versicherung eines eben so gesunden als tiefen Schlafes zu geben.

Der andere Tag verstrich unter kleinen Besorgungen und Zurüstungen zur Heimkehr. An den Schanzen begann es stiller zu werden und mit jedem neuen Tage verwischten sich mehr und mehr die interessanten, frischen Spuren des wilden Kampfspieles vom 18. und ein längeres Verweilen erschien mir deswegen wenig zweckmäßig, wohl aber als eine ungünstige Beeinträchtigung des ersten lebendigen Eindrucks des Erlebten. Auch wurde der größte Theil der Armee, sammt dem gewaltigen Belagerungspark, bereits nach Fridericia dirigirt. Nachdem ich mit meinem alten Freunde R. noch

einen hübschen Spaziergang auf die Höhe hinter der Stadt gemacht und zu Mittag gespeist hatte, begleitete ich denselben zu einem Besuch in das dortige Johanniterspital, in dem sein in dem Nachtgefecht des 16. blessirter Bruder Platz gefunden hatte. Es lagen dort etwa zwanzig meist schwer verwundete Offiziere; alle aber erschienen in der freundlichen Umgebung des hübsch gelegenen Hauses und unter der vortrefflichen, mütten Pflege der schwarzgekleideten, mit saubern weißen Häubchen bedeckten Krankenwärterinnen des Ordens heiter und voll Freude über den Sieg, und rauchten behaglich ihre Cigarren.

Hauptmann v. R., mit dem ich mich lange unterhielt, war glücklich in der Aussicht, seinen zerschossenen Oberarm gebrauchsfähig erhalten zu sehen. Neben ihm lag ein minder glücklicher blutjunger Offizier, dem Tags zuvor das Bein unterm Knie abgenommen war. Trotzdem nahm er heitern Gemüthes Theil an unserm Gespräch und blies sich mit den blauen Tabakswölkchen die trüben Grillen aus dem Sinn.

In die Stadt zurückgekehrt, wo der König sein Nachtquartier nehmen wollte, war alles noch lebendig und voll geschäftigen Hin- und Herrennens. Spät Abends hatten wir auf des Königs speziellen Wunsch noch die Ehre, unsre Skizzen vorzulegen.

Am Mittag des nächsten Tages wurden wir stolt zur Abreise und wenige Minuten, nachdem Seine Majestät unter schallendem Hurrah der Menge per Extrazug abgefahren war, dampften auch wir davon.

In Altona und Hamburg wiederum großer Trouble ob der Ankunft des Königs und, trotz der späten Stunde, Illumination, Pechtonnen und lärmende Menschenmassen auf allen Straßen.

Mühsam im Schritt durch das Gewühl fahrend, erreichte ich in meiner Droschke meine Station bei Schwager W., bei dem ich Nachtquartier haben sollte. Dort fand ich noch muntere Gesellschaft von Herren und Damen, sprudelnd von patriotischen Auslassungen, die bald der Sache des befreiten Bruderlandes, bald der siegreichen preußischen Armee galten. Ermüdet und halbblind mußte ich, noleus volens, noch ans Erzählen und dazu mein Skizzenbuch vorzeigen, bis ich endlich im bequemen Bett einige Stunden der Ruhe pflegen durfte.

Am 24., Sonntags früh 6 Uhr saß ich wieder auf dem dahineilenden Bahnzuge gen Lauenburg. Dort wird man auf gewaltigen Dampfboot über die Elbe befördert und ich hatte Gelegenheit, mich an dem reizend am hohen Ufer gelegenen Städtchen zu erfreuen, das in dem herrlichen Frühlingsmorgen gar freundlich auf mich herabschaute. In Lüneburg traf ich mit H., der von Altona via Harburg aus gefahren war, wieder zusammen und so ging's unaufhaltsam weiter. Minden zeigte uns als Epilog zu unserm nun zu Ende gehenden Drama noch den gefangenen Lieutenant Auker, der dort unter einer Gruppe preußischer Offiziere stand, freundlich lächelnd und wenig aufsehend, wie man sich einen so verzweifelt heldenmüthigen Kriegsmann gedacht hätte und von dem unthersehenden Publikum neugierig und respectvoll angeglotzt wurde. Weiter ging's durch die Porta und Westfalens sonnig fruchtbare Ednen und Thäler und endlich tauchen die beiden Ollppesstürmer wieder wohlbehalten in zwei völlig unversehrten Exemplaren auf dem Perron des heimischen Bahnhofes.

Und wieder, wie auf Flügeln des Windes, war ich von Nord nach Süden, aus dem noch winterlich ruhenden Schleswig, wo noch kein Blättchen die Sträucher geziert, ja kaum ein keimender Grashalm die dunkle Erde durchbrochen hatte, — hineinversetzt in das üppig sprossende Frühlingsgrün des Düsseldorfer Hofgartens, dessen schon hochhinaufbelaubte Bäume dem altbekannten Ankömmling den ersten freundlichen Willkommgruß zuranschten. In meiner Behausung aber war alles still und dunkel und ausgeflogen — ins Shakspearefest! Und wieder das Shakspearefest!

Zurückgekehrt an den Altar meiner friedlichen Muse schließe ich meinen Bericht in der festen Hoffnung, daß bald die verbündeten Fahnen siegreich flattern werden über dem ganzen befreiten Bruderlande! Noch harrt Alsens deutsche Erde, noch die meerumbrandeten Nordsee-Inseln der Erlösung aus des Drängers Gewalt, der sich von neuem einwöhlt in ihre bergende Schelle. Kampflustig aber schaut unsre Strandwacht über die Wasser ins nahe Feindeslager und harrt der alten Blücher-Losung: „Vorwärts!"

(Fortsetzung folgt.)

Am Familientische.

Eine Grabschrift.

Auf dem Kirchhof eines Städtchens der Mark Brandenburg bezeichnet eine hölzerne Tafel das Grab eines ehrsamen Arbeitsmannes, der das Unglück hatte, beim Baumfällen von einer stürzenden Eiche erschlagen zu werden. Die trauernden Hinterbliebenen ließen auf jene Tafel folgende Inschrift setzen:

Vergnügt und ohne Sorgen
Ging er am frühen Morgen
Auf seine Arbeit aus.
Da traf ihn eine Eiche,
Und ach! als todte Leiche
Kam Abends er betrübt nach Haus.

Höflichkeit ist zu allem nütz.

Erzherzog Johann von Oesterreich begegnete einmal, als er einsam in einfacher Kleidung auf einem Jagdpug streifte, zwei Bauern. „Na guter Freund, bekommen wir heut noch Regen?" fragt er den einen leutselig. „Gut an Himmel nit dumm's Vieh, so fehlt's selber," sagte der Angeredete. Der Andre stößt ihn an als der Herzog vorbei ist, „Du, das war ja der Erzherzog!" „Ist's wahr?" sagt der Erste verwundert, „aber i bin froh, daß i net grob gwesen bin!"

Wort und Geist.

Von Otto Sutermeister.

II.

Gott hat von außen nicht uns Sprache beigebracht,
Auch nicht aus eigner Macht haben wir sie erdacht;
Des Menschen Geist ist selbst ein werdend Gotteswort,
Das frei und freier sich gestaltet fort und fort.

III.

In meinem Wort bin ich, doch bin das Wort ich nicht:
Gott ist in mir, doch nur mit einem Strahl von Licht.

IV.

Ein Wort, urlängst verstummt auf modrigem Papier,
Traf heut mein Blick, und laut und traut ertönt' es mir;
Ein Weizenkorn, versenkt in tausendjähr'ge Nacht
Des Grabes, ist es so zum Leben neu erwacht,
Und schauernd überstrigt mein Geist den Raum, die Zeit,
Und einen Anbauch spürt er der Unsterblichkeit.

Briefkasten.

Den zahlreichen Einsendern von Gedichten und gedruckten Proben ihrer Leistungen müssen wir bemerken, daß es uns ganz unmöglich ist, das nicht zur Aufnahme geeignet Befundene zurückzusenden. Dasselbe gilt von Büchern, die uns zur Besprechung eingeschickt werden.

Die Redaction.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des „Daheim" in Leipzig, Poststr. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von **A. Klasing** in Bielefeld, herausgegeben von Dr. **Robert Koenig** in Leipzig.
Verlag der **Daheim-Expedition** von **Velhagen & Klasing** in Bielefeld und Berlin. — Druck von **Fischer & Wittig** in Leipzig.

Digitized by Google

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und in Monatsheften. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.
Preis jährlich 2 Thlr., vierteljährlich $^1/_2$ Thlr.

1865. Ausgegeben im November 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1865 bis dahin 1865. **№ 7.**

Der Polizeiagent.

Erzählung von **Friedrich Gerstäcker.**

I.

Im Packwagen.

Es war im Juli des Jahres 18—, als der von Cassel kommende Schnellzug in Guntershausen hielt und dort solch eine Unzahl von Passagieren vorfand, daß die Schaffner kaum Rath und Aushilfe wußten. Alle Welt kannte sich aber auch gerade in dieser Zeit unterwegs, und die Züge — da das andauernd schlechte Wetter bisher die Reisenden zurückgehalten — waren bei dem ersten warmen Sonnenstrahl gar nicht auf einen so plötzlichen Andrang berechnet gewesen.

Uebrigens machte man möglich, was eben möglich zu machen war. Alle vorhandenen Wagen wurden eingeschoben, jeder noch freie Platz dritter Klasse — zum großen Aergerniß mit Hutschachteln und Reisetaschen reich bepackter Damen — auf das gewissenhafteste ausgefüllt, und dann in die zweite, ja sogar selbst in die erste Klasse eingeschoben was eben hineinging. Die nächsten Stationen nahmen ja auch wieder Reisende ab, und nach und nach regulirte sich alles.

Durch diesen Aufenthalt hatte sich der Schnellzug aber auch um eine gute halbe Stunde verspätet und war eben zum Abfahren fertig, als noch ein leichter Einspänner angerasselt kam und ein einzelner Herr, eine kleine lederne Reisetasche in der Hand, heraus und darauf zu sprang.

„Zu spät," rief ihm der Oberschaffner entgegen und gab den verhängnißvollen schrillenden Pfiff; „wir haben alle Personenwagen besetzt."

Der Fremde, der augenscheinlich kein Neuling auf Reisen war, warf einen raschen, prüfenden Blick über die lange Wagenreihe und sah Kopf an Kopf in den Fenstern — aber die Schiebethür des Packwagens stand noch halb geöffnet.

„Dann werde ich mich bis zur nächsten Station bei den Koffern einquartieren," lachte er, und ohne die Einwilligung des Schaffners abzuwarten, der übrigens auch nichts dagegen hatte, sprang er auf den Wagentritt und in den Packwagen hinein. Bei einem solchen Andrang von Personen mußte sich ein jeder helfen so gut er eben konnte.

„Das ist eigentlich nicht erlaubt —" sagte der Packmeister; aber der Fremde kannte genau die Sprache, die hier alleinige Geltung hatte, und dem Packmeister ein Stück Geld in die sich unwillkürlich öffnende Hand drückend, lachte er:

„Ich führe ganz vortreffliche Cigarren bei mir, und wenn ich nicht im Weg bin, erlauben Sie mir wohl eine Viertelstunde Ihnen hier Gesellschaft zu leisten."

„Haben Sie denn ein Billet?" frug der Mann und sein Gefühl sagte ihm, daß er ein großes Silberstück in der Hand hielt.

„Noch nicht — ich bin eben erst, wie der Zug abgehen wollte, mit einem Einspänner von Melsungen herüber gekommen. Mein Billet nehme ich auf der nächsten Station."

„Na da setzen Sie sich nur da drüben auf den Koffer, in Treyfa gibt's Platz," bemerkte der Packmeister, während der Fremde seine Cigarrentasche herausnahm und sie dem Manne hinhielt.

„Mit Erlaubniß — danke schön" — die Bekanntschaft war gemacht, der Zug überdies in Bewegung und der Passagier, bis ein anderer Platz für ihn gefunden werden konnte, rechtsgültig untergebracht.

Eine Cigarre wirkt überhaupt oft Wunder, und die Menschen, die sich diesen Genuß aus ein oder dem andern Grunde versagen, wissen nur ahnen gar nicht, wie sehr sie sich oft selber dadurch im Lichte stehen.

Mit einer Cigarre ist jeder im Stande, augenblicklich auf indirekte Art eine Unterhaltung anzuknüpfen, indem man nur einen Reisegefährten um Feuer bittet. Ist dieser in der Stimmung, darauf einzugehen, so reicht er die eigene Cigarre zum Anzünden. Paßt es ihm aber nicht, so bleibt ihm immer noch ein Ausweg — er reicht dann dem Bittenden einfach ein Schwefelholz. Der Empfänger dankt, zündet seine Cigarre an, wirft das Holz weg, und betrachtet sich als abgewiesen.

Mit einer dargebotenen Cigarre gewinne ich mir außerdem das Herz unzähliger Menschen, die der nicht rauchende Reisende in gemeiner Weise durch schnöde Fünf- und Zehn-Groschenstücke gewinnen muß.

Digitized by Google

Sitz' ich auf der Post neben dem Postillon auf dem Bock, so öffnet mir eine Cigarre sein ganzes Herz; ich erfahre nicht allein die außerordentlichen Eigenschaften seiner Pferde, sondern auch die Familiengeheimnisse des Posthalters, und erweiche ich dasselbe sogar noch mit einem Glase Bier, so liegt sein eigenes Innere offen vor mir da.

Selbst der gröbste Schaffner wird rücksichtsvoll, sobald er die ihm dargereichte Cigarrentasche erblickt — man soll nämlich derartigen Leuten nie eine einzelne Cigarre hingeben, weil sie außerordentlich mißtrauisch sind und leicht Verdacht schöpfen können, man fahre besondere „Bafunger" Sorten bei sich für solchen Zweck und das verletzt ihr Ehrgefühl.

Auch der Packmeister war gesprächig geworden — die Cigarre schmeckte ausgezeichnet — und erzählte von dem, was ihm natürlich am nächsten lag, von der ewigen unausgesetzten Plackerei, so daß man seines Lebens kaum mehr froh werden könnte. Die ganze Welt reise jetzt — wie er meinte — in die Bäder. Er reiste auch in einem fort — alle Wochen drei Mal in die Bäder, kam aber nie hin, und hatte kaum Zeit, sich Morgens ordentlich zu waschen, viel weniger zu baden. In seinem Packwagen stehe er dazu wie eine Schnecke in ihrem Haus, nur daß die Schnecke nicht ununterbrochen Koffer und Hutschachteln ein- und auszuladen hätte. „Sehn Sie" — setzte er dann hinzu — „so gewöhnt man sich aber daran, daß ich schon Nachts in meinem eigenen Bett — wenn ich meine Nacht daheim hatte, und ich schlafe dicht am Bahnhof — im Traum, sowie ich nur die verdammte Locomotive pfeifen höre, Bettrede und Kopfkissen in die Stube hineingefeuert habe, weil ich glaubte, es wäre Station und ich müßte aussteigen. Es ist Sie ein Hundeleben."

Wieder pfiff diese nämliche Locomotive. Der Zug hielt an einer der kleinen Stationen und drei Koffer gingen hier ab und ein anderer Koffer mit zwei Reisesäcken und eine Kiste kam hinzu. Der Fremde mußte aber noch sitzen bleiben, denn der Aufenthalt dauerte zu kurze Zeit, um ein Billet lösen zu können.

„Ich begreife nicht," sagte der Fremde, „wie Sie sich da immer so zurecht finden, daß Sie gleich wissen, was expedirt wird und was dableibt. Kommt da nicht auch oft ein Irrthum vor?"

„Doch selten," meinte der Packmeister, indem er sich seine bei der Expedition ausgegangene Cigarre wieder mit einem Schwefelhölzchen anzündete — „man bekommt Uebung darin. Nur heute wär' mir's in dem Wirrwarr bald schief gegangen, denn in Guntershausen hatte ich das Verlehen den nämlichen Koffer hinausgeschoben, auf dem Sie da sitzen. Glücklicher Weise kriegte ihn der Eigenthümer noch zur rechten Zeit in die Nase — und das bischen Spektakel, was der machte! Aber es war ja noch kein Malheur passirt, und so schoben wir ihn wieder herein. Den Packmeister möchte ich überhaupt sehen, dem nicht schon einmal ein falscher Koffer entweicht ist — der Telegraph bringt das alles wieder in Ordnung. — Staatseinrichtung das, mit dem Telegraphen."

Der Fremde hatte sich, während der Mann sprach, fast unwillkürlich den Koffer angesehen, auf dem er saß, und stand jetzt auf und las das kleine Messingschild. Es enthielt nur die zwei Worte „Comte Kornikoff."

„Und wie sah der Herr aus, dem der Koffer gehörte?" frug er endlich.

„Oh ein kleines, schwächtiges Männchen," meinte der Packmeister, „mit einem pechschwarzen Schnurrbart und einer blauen Brille."

„Wohin geht denn der Koffer heute?"

„Nach Frankfurt — ich war ja ganz confus und glaubte, er ginge nach Cassel, weil ich gestern den Packwagen dorthin hatte."

„Wieder pfiff die Locomotive und während der Packmeister von seinem Geschäft in Anspruch genommen wurde, betrachtete der Fremde das Schild noch genauer, aber er sprach nichts weiter darüber, und da sie gleich darauf in Treysa hielten, mußte er fort aussteigen und ein Billet lösen. Hier war auch eine große Zahl von Passagieren abgegangen und Platz genug geworden.

„Wohin fahren Sie?"

„Frankfurt —"

„Die vorderen Wagen."

Der Fremde schritt an der Reihe hinauf und sah in die verschiedenen Coupés hinein. In den einen saß ein Herr und eine Dame. Der Herr trug eine blaue Brille. Er öffnete sich selber die Thür, stieg ein, grüßte und nahm dann in der einen Ecke Platz.

Der Herr mit der blauen Brille schien das nicht gern zu sehen — er schaute aus dem Wagenfenster, als ob er einen Schaffner herbeirufen wollte, und warf dann einen forschenden Blick auf den Fremden. Dieser aber kümmerte sich nicht darum, legte seine kleine Reisetasche in das Netz hinauf, und machte es sich dann vollkommen bequem.

„Bitte, Ihr Billet, mein Herr —"

„Hier —"

„Sie haben aber erste Klasse."

„Es sitzen einige Damen erster Klasse," sagte der Fremde, „und da ich den Herrn da rauchen sah, nahm ich hier Platz. Die Dame wird mir wohl das Anzünden einer Cigarre erlauben."

Die letzten Worte waren, wie halb fragend, an die Dame gerichtet, deren Gesichtszüge sich aber nicht im Geringsten dabei veränderten. Sie mußte den Sinn derselben gar nicht verstanden haben.

Der Schaffner coupirte das Billet und die Passagiere waren allein; da aber der Fremde der Artigkeit Genüge leisten wollte, nahm er seine Cigarrentasche heraus, aus dieser eine Cigarre und sagte dann noch einmal, sich an den Herren wendend:

„Die Dame scheint meine Frage nicht verstanden zu haben. Sie erlaubt mir wohl, daß ich rauche?"

„Sprechen Sie Englisch?" frug der Herr in dieser Sprache zurück — „ich verstehe kein Deutsch —"

„Ich muß sehr bedauern," sagte der Fremde achselzuckend, aber wieder in deutscher Sprache. Die Unterhaltung war dadurch unmöglich geworden, die Pantomine indeß zu deutlich gewesen, und der Herr mit der blauen Brille reichte dem, wie es schien, eben nicht willkommenen Reisegefährten seine brennende Cigarre zum Anzünden, die dieser dankend annahm und dann zurückgab.

Die Dame hatte den Kopf halb abgewandt und sah zu dem geöffneten Fenster hinaus. Der Fremde warf unwillkürlich den Blick nach ihr hinüber und mußte sich gestehen, daß er selten, wenn je in seinem Leben, ein schöneres Gesicht, regelmäßigere Züge, feurigere Augen und einen taillenloseren Teint gesehen habe. Und wie schön mußte das Mädchen oder die Frau erst sein, wenn sie lächelte; denn jetzt zog eine Mischung von Trotz und Stolz — vielleicht der Unwillen über des Fremden Gegenwart, die fein geschnittenen Lippen zusammen und gab dem lieben Antlitz etwas Finsteres und Hartes, was ihm doch sonst gewiß nicht eigen war.

Ein kurzes Gespräch entspann sich jetzt zwischen dem Herrn und der Dame, auf das der Fremde aber nicht zu achten schien, denn er nahm ein Eisenbahnbuch aus der Tasche und blätterte darin. Die Dame sagte, ohne jedoch den Blick von der Landschaft wegzuwenden, ebenfalls in englischer Sprache:

„Wer ist der Fremde?"

„Ich weiß es nicht," lautete die Antwort, „aber wir brauchen uns seinetwegen nicht zu geniren; er versteht kein Englisch."

„Aber er sieht englisch aus."

„Bewahre," lachte der Mann — „er hat auch nicht ein einziges englisches Stück Zeug an seinem Körper — die Reisetasche ist ebenfalls deutsch, gerade so wie sein Handbuch."

„Er ist lästig, wir hätten erster Klasse fahren sollen."

„Liebes Herz, das schiltst uns nicht vor Gesellschaft, denn der Herr hat ebenfalls ein Billet erster Klasse und ist nur hier eingestiegen, weil er mich rauchen sah."

„Dein fatales Rauchen." — Die Unterhaltung stockte und der Herr mit der blauen Brille warf noch einen prüfenden Blick nach seinem Reisegefährten hinüber, der aber gar nicht auf ihn achtete und sich vollständig mit seiner Cigarre und seinem Buch beschäftigte. Nur dann und wann hob er den Blick und schaute nach beiden Seiten auf die Landschaft hinaus und streifte dann damit, wenn auch nur flüchtig, den Fremden.

Es war eine kleine, aber zierliche schlanke Gestalt, sehr elegant, aber fast zu sorgfältig gekleidet, auch mit mehr Schmuck als ein wirklich vornehmer Mann zu zeigen pflegt. Die Hände hatten aber etwas wirklich Aristokratisches — sie waren weiß und zart geformt und wenn er den Mund zum Sprechen öffnete, zeigte er zwei Reihen auffallend weißer Zähne. Sein Haar war braun und etwas gelockt, der Schnurrbart aber von tiefer Schwärze, jedenfalls gefärbt. Die Augen ließen sich nicht erkennen, da sie von der blauen Brille bedeckt

Digitized by Google

wurden. Trotzdem aber, daß er nur englisch zu sprechen schien, war er vollkommen nach französischer Mode gekleidet. Aber die junge Dame trug in ihrem Putz und Reisezauq den entschieden englischen Charakter, wie auch entschieden englische Züge. Ihren Begleiter würde man weit eher für einen Franzosen als für einen Sohn Albions gehalten haben.

Mehrere Stationen blieben die Drei allein in ihrem Coupé. Die Dame war müde geworden und hatte — soweit es die Bewegung des Wagens erlaubte — ein wenig geschlafen. An Gießen aber kamen noch eine Anzahl Passagiere hinzu und zwei von diesen, ein Herr und eine Dame, stiegen in dies nämliche Coupé. Wieder ein Paar Engländer und die Dame, wenn auch schon ziemlich in den Jahren, doch mit den unverweiflichen, langen Hohelspahnlocken, die ihr vorn fast bis zum Gürtel nieder hingen; der Herr mit einem breitränderigen, schwarzen Filzhut, einem kleinen, sehr mageren Schnurrbart und einer Cigarre im Munde — lauter continentale Reiseerinnerungen, die wieder fallen müssen, sobald der Eigenthümer derselben den Boden seines Vaterlandes aufs neue betritt.

Wenn sich die beiden Herren aber auch ziemlich kaltblütig gegenüber verneigten, so schienen die Damen dagegen schon beim ersten Blick die gemeinsame Nationalität erkannt zu haben, und kaum saß die Neuhinzugekommene, als sie auch ein lebhaftes Gespräch mit ihrer jungen Nachbarin begann, an dem sich diese ebenfalls zu freuen schien, denn ihr Gemahl oder Begleiter hatte sie wenig genug unterhalten.

Engländer auf dem Continent — wie könnte es ihnen auch an Stoff zur Unterhaltung fehlen? Vereinigt sie nicht ein gemeinsames Leid und Elend? Werden sie nicht gleichmäßig von allen Wirthen, Kellnern, Droschkenkutschern, Gepäckträgern und Lohndienten geprellt, und kann ein wirklicher Engländer ohne Lohndienten auf dem Continent durchkommen, denn spricht er je die Sprache des Landes, auf dem er seine freie Zeit verbringen will? — Und hunderten kann einer.

Das Gespräch — sowie nur die ersten Fragen über woher und wohin erledigt waren, drehte sich auch nur um diesen Gegenstand, und der Herr mit dem breitkrämpigen Hut nahm bald lebhaften Theil daran.

Er kam mit seiner Frau natürlich von London, hatte vier Wochen zur Reise bestimmt, zwei davon schon nützlich verwandt, und schien fest entschlossen, auch die andern beiden noch daran zu setzen, um sich in jeder nur erreichbaren Stadt Deutschlands über die Wirthe im Einzelnen und das Volk im Allgemeinen zu ärgern, und um dann mit dem stolzen Bewußtsein nach Hause zurückzukehren, daß es doch nur ein England in der Welt gäbe.

Die junge Frau kam, wie sie sagte, mit ihrem Mann von Hannover, wo sie ein Jahr bei Freunden zugebracht. Sie beabsichtigten jetzt auf einen Monat nach Frankfurt oder auch vielleicht in ein benachbartes Bad zu gehen, um ihre Gesundheit, die durch den längeren Aufenthalt in dem rauhen Lande angegriffen sei, wieder herzustellen.

„Und wo werden Sie in Frankfurt wohnen?“

Sie wußten es noch nicht — der Herr mit dem breiträndrigen Hut schlug die „Stadt Hull“ als ein sehr billiges, ihm besonders empfohlenes Gasthaus vor. Uebrigens könne man ja vorher über den Preis von „board und lodging“ afforiren — er thäte das immer, wenn es auch ein wenig „schäbig“ aussähe — den deutschen Wirthen gegenüber sei man sich das aber schuldig.

Beide Parteien beschlossen deshalb, in Stadt Hull zu übernachten und gemeinschaftlich zu essen — „es sei das billiger.“ Morgen konnte man dann auch zusammen einen Lohndiener nehmen, und sparte dadurch die halbe Auslage — der morgende Tag würde überhaupt ein sehr angestrengter werden, denn es gab in Frankfurt — nach Murray — eine Unmasse von Sehenswürdigkeiten, die nun einmal durchgekostet werden mußten, wenn man nicht die Reise umsonst gemacht haben wollte.

Der Herr mit der blauen Brille hatte sich nicht sehr an der Unterhaltung betheiligt. Er schien keine Freude daran zu finden. Auch die Aufforderung, gemeinschaftlich in Stadt Hull zu logiren, beantwortete er zweideutig, während die junge Dame augenblicklich bestimmt zusagte. Dann lehnte er sich in seine Ecke zurück und schlief — er verhielt sich wenigstens von da an vollkommen ruhig, wenn man auch der blauen Brillengläser wegen nicht einmal sehen konnte, ob er nur die Augen geschlossen hielt.

Es war indessen dunkel geworden — die übrigen Passagiere wurden ebenfalls müde, und nur auf der vorletzten Station unterbrach der Schaffner noch einmal die Stille, indem er die Billette nach Frankfurt abforderte.

Der Fremde mit der blauen Brille schien wirklich eingeschlafen zu sein. Er fuhr, als ihn der Schaffner, der neben ihm durch das Fenster sah, auf die Schulter klopfte, erkenntlich wie erschreckt in die Höhe und sah sich wild und verstört um — er hatte jedenfalls geträumt, und suchte dann, als er begriff was man von ihm wollte, in der Westentasche nach seinem Billet.

Ein kleiner weißer Streifen Papier fiel dabei auf die Erde und der Fremde mit der Reisetasche, der jenem schräg gegenüber saß, stellte den Fuß darauf. Dann war wieder alles still; der mit der blauen Brille lehnte sich in seine Ecke zurück und sein halbes Vis-à-vis nahm sein Taschentuch heraus, ließ es wie zufällig fallen und bot dann den Zettel damit auf — es war der Gepäckschein.

Bald darauf rasselte der Zug mit einem markdurchschneidenden Pfeifen — daß Einem die eigene Lunge weh that, wenn man es nur hörte — in den Frankfurter Bahnhof ein, und der Fremde mit der kleinen Reisetasche war der erste, der aus dem Wagen sprang und zu dem Gütekarren eilte. Hatte er indessen unrechtliche Absichten dabei gehabt, so sollte er die vereitelt sehen, denn es dauerte eine Ewigkeit, bis der, wie es schien, wohlgemerkte Koffer, auf den der Schein lautete, zum Vorschein kam, und bis dahin war der rechtmäßige Eigenthümer schon ebenfalls herbeigekommen und erkannte sein Gepäck. Vergebens suchte er indessen in allen Taschen nach seinem Schein und fluchte auf deutsch, englisch und französisch, daß ihm die Beamten sein Gepäck nicht ohne denselben ausliefern wollten.

Der Fremde hatte sich etwas zurückgezogen und stand im Schatten eines Pfeilers — jedenfalls machte er da die Entdeckung, daß der Herr mit der blauen Brille nicht allein vollkommen gut deutsch, sondern auch französisch sprach, und sich in beiden Sprachen erbot, seine Koffer zu öffnen und dadurch zu beweisen, daß er der Eigenthümer sei.

Der Inspekter kam endlich heran und ersuchte ihn sehr artig, nur so lange zu warten, bis das übrige Gepäck fortgenommen sei; wenn er dann die passenden Schlüssel producire, möge er seine Koffer mit fortnehmen.

Der Fremde zeigte Anfangs viel Ungeduld, und erklärte mit dem nächsten Zuge nach Mainz noch weiter zu wollen, der Inspekter bedeutete ihm aber, daß er dann hätte besser auf seinen Gepäckschein Acht geben sollen — den Zug nach Mainz erreiche er aber doch nicht mehr, da derselbe schon vor einer Viertelstunde abgegangen, weil sich der Schnellzug verspätet habe. Es blieb ihm zuletzt kein anderer Ausweg, als dem gegebenen Rath zu folgen, und als seine Koffer wirklich zurückblieben, um er sich durch seine Schlüssel als der rechtmäßige Eigenthümer legitimiren konnte, bekam er endlich sein Gepäck und ließ es — einen großen und einen kleineren Koffer — in die durch die Dame schon in Besitz genommene offene Droschke schaffen.

Dicht dahinter hielt noch eine verschlossene Droschke ohne Gepäck; sonst hatten sämmtliche Wagen, selbst die Omnibusse, schon die Bahn verlassen, und der Kutscher fuhr jetzt, auf die Anweisung des Reisenden, nicht nach der Stadt Hull, sondern nach dem „Hôtel Methlein.“

Die andere Droschke folgte in etwa zwanzig Schritt Entfernung nach, und hielt, als die erste in den Thorweg einfuhr. Ein Reisender mit einer kleinen Reisetasche in der Hand stieg aus, befahl dem Droschkenkutscher zu warten, und betrat dann zu Fuß das nämliche Hotel.

Dort angekommen legte der Reisende nur eben in dem ihm bezeichneten Zimmer sein geringes Gepäck ab, bestellte sich unten im Speisesaal etwas zu essen und verließ dann auch einmal das Hotel, um nach dem Telegraphenbureau zu fahren. Dort gab er folgende Depesche auf:

Mr. Burton, Union Hotel, Hanover.

Ist ein Graf Kerniköff ein Jahr in Hannover gewesen? — Fremdenliste nachsehen. Kommen Sie so rasch als möglich hierher. — Bin ich abgereist, liegt ein Brief im Hotel. — H.

Dann kehrte er ins Hotel zurück und verzehrte sein Abendbrot, das ihm der Kellner brachte.

Der Saal war leer; nur vier Herren saßen an einem Tisch und schienen, schon ziemlich angetrunken, den Geburtstag des einen

Digitized by Google

zu feiern, der mit schwerer Zunge noch eine Flasche moussirenden Rheinwein bestellte. Um den Fremden bekümmerte sich niemand.

Dieser aß das ihm vorgesetzte Beefsteak, trank seine Flasche Wein dazu und wartete es ruhig ab, bis ihm der Kellner das Fremdenbuch brachte. In dasselbe schrieb er sich ein als W. Hallinger, Particulier aus Breslau und blätterte dann die Seiten nach den dort eingetragenen Namen durch.

Ganz zuletzt — dicht über seinem eigenen Autograph — standen seine Reisegefährten eingetragen: „Comte Kornikoff und Frau, Privatier aus Petersburg — von Hannover nach Frankfurt."

Der Kellner hatte dabei bemerkt Nr. 6 und 7.

„Wollen Sie morgen früh geweckt sein?" frug ihn der Portier, als er seine Flasche beendet und seine Cigarre ausgeraucht hatte, und eben im Begriff stand, zu Bett zu gehen.

„Wann geht der erste Zug?"

„Wohin?"

„Nach Mainz oder Wiesbaden."

„Sechs Uhr."

„Gehen da noch mehrere Passagiere ab?"

„Jawohl," erwiederte der Portier, auf die für den Hausknecht bestimmte Tafel zeigend — „Nr. 5, Nr. 17 und Nr. 37 lassen sich wecken. Soll ich Sie ebenfalls notiren?"

„Ach, ich weiß nicht; ich bin müde heut Abend. Ich werde wohl erst mit dem zweiten Zug fahren."

„Sehr wohl, mein Herr — Kellner, Licht auf Nr. 8. Angenehme Ruhe."

Der Fremde stieg auf sein Zimmer hinauf und sah vor Nr. 7 ein Paar Herrenstiefeln und ein Paar leterne Damenschuhe stehen. Im Hotel schlief aber schon alles; es war spät geworden, da sich der Zug überhaupt verspätet hatte und der „Particulier Hallinger" suchte ebenfalls sein Lager.

II.

Der Bundesgenosse.

Am nächsten Morgen war der Fremde, der sich in dem Fremdenbuche als Particulier Hallinger eingeschrieben hatte, trotzdem daß er nicht geweckt wurde, ziemlich früh wieder munter, aber es schlug acht Uhr, nur die Stiefel und die Damenschuhe standen noch immer vor Nr. 7, ohne herumgeholt zu sein. Erst gegen neun Uhr schienen die Insassen jenes Zimmers ordentlich munter zu werden, und um halb zehn Uhr wurde Kaffee bestellt. Aber erst gegen zwölf Uhr ging der Herr aus, und zwar allein — die Dame blieb auf ihrem Zimmer. Wie der Kellner aussagte, fühlte sich die Dame nicht ganz wohl, und wollte heute ausruhen — er hatte wenigstens nicht in das Zimmer gedurft, und das Stubenmädchen mußte den Kaffee hinein tragen. Wahrscheinlich lag sie noch im Bette.

So verging der Tag. Der Fremde ging ebenfalls nicht aus, sondern schrieb auf seinem Zimmer, schickte aber nur einen Brief an Messrs. Burton & Burton, London, 12 Fleetstreet durch den Hausknecht auf die Post. Thatsache war übrigens, daß er sich ungemein für seine Nachbarschaft zu interessiren schien, denn als der Herr wieder nach Hause kam, rückte er sich leise einen Stuhl an die verschlossene Verbindungsthür und horchte Stunden lang und mit einer merkwürdigen Ausdauer dem da drüben gehaltenen Gespräch, jedoch ohne besonderen Nutzen. Die laut gesprochenen Worte waren vollständig gleichgültiger Natur, und das andere konnte er eben nicht verstehen.

Zu Mittag aß er an der Table d'hôte, aber von Nr. sechs oder sieben ließ sich niemand dabei blicken. Die Dame schien sich noch angegriffen von der Reise zu fühlen und heute speisten auf ihrem Zimmer.

Erst Nachmittags begegnete er dem „Grafen Kornikoff" auf der Treppe und dieser sah ihn etwas überrascht durch seine blaue Brille an. Der Fremde heuchelte aber vollständige Gleichgültigkeit, nahm nicht die geringste Notiz von ihm, und that wenigstens so, als ob er ihn gar nicht wieder erkenne.

So verging der Tag, ohne daß die beiden Reisenden Miene gemacht hätten, Frankfurt wieder zu verlassen. Der Oberkellner, mit dem sich Herr Hallinger über die „bildschöne junge Frau" unterhielt, wußte wenigstens nicht das Geringste davon. Abends aber, als der Schnellzug von Hannover erwartet wurde, ging Hallinger hinaus auf den Bahnhof, und brauchte, als der Zug endlich einlief, auch nicht lange nach dem Erwarteten zu suchen. Dieser hatte ihn schon von seinem Coupé aus bemerkt und kam rasch auf ihn zu.

„Hamilton! nun, was Neues?"

„Ich glaube, ich bin auf der richtigen Spur, Mr. Burton," sagte dieser, indem er achtungsvoll seinen Hut berührte. „Aber wo ist Ihr Gepäck?"

„Nichts als die Reisetasche hier."

„Desto besser; auf der Jagd darf man nicht unnöthigen Plunder mitschleppen. Kommen Sie, ich habe schon eine Droschke."

„Gehen wir nicht lieber zu Fuß?"

„Es ist zu weit und — fahren ist sicherer."

„Und was haben Sie nun entdeckt!" frug der junge Engländer, als beide eingestiegen waren und daben rasselten — die Unterhaltung wurde auch in englischer Sprache geführt.

„Das will ich Ihnen mit kurzen Worten sagen," berichtete der fälschlich als deutscher Particulier eingetragene Fremde. „Durch einen reinen Zufall war ich genöthigt, ein Paar Stationen in einem Packwagen zu fahren, und fand dort einen Koffer, dessen Messingschild den Namen „Comte Kornikoff" trug."

„Und Sie glauben, daß jener Schuft Kornik dahinter stecke?"

„Durch den Namen allein wäre ich vielleicht nicht einmal darauf gefallen," fuhr Hamilton fort, „aber das französische Wort Comte war jedenfalls später zu dem Namen gravirt, denn es nahm nicht den Raum ein, den ihm der Graveur gegeben hätte, wenn er es von Anfang an darauf gesetzt. Ebenso schien das oft hinzugefügt."

„Und die Beschreibung des Eigenthümers paßt?" rief Mr. Burton rasch.

„Ja und nein. Wohl in der Gestalt, aber sonst nicht ganz; der dunkelblonde Backenbart fehlt."

„Der kann abrasirt sein."

„Das ist möglich — aber er trägt einen vollkommen schwarzen Schnurrbart und eine blaue Brille."

„Der Schnurrbart ist vielleicht gefärbt."

„Das vermuthe ich selber. — Die Dame ist bei ihm."

„Miß Fallow?"

„Unter dem Namen der Gräfin Kornikoff natürlich, — wenn das nämlich der von uns Gesuchte ist. Sie kennen ihn doch genau?"

„Als ob er mein leiblicher Bruder wäre. Er war ja sieben Jahre in meines Vaters Haus und die beiden letzten als Hauptcassirer, wo er sich — wer weiß durch was, verleiten ließ, diesen bedeutenden Kassendiebstahl zu begehen."

„Wahrscheinlich durch eben diese junge Dame," sagte Hamilton, „von der ich ganz allerliebste Sachen gehört habe. Ihr eigentlicher Name ist Lucy Fallow, Tochter eines Schneidermeisters in London, aber die Eltern sind beide todt. Es sollen ganz ordentliche Leute gewesen sein. Das junge Mädchen hatte, ihres anständigen Benehmens wegen und da sie wirklich nicht ungebildet ist, ein Paar Jahr mit einer vornehmen Familie reisen können, und dann später auch noch die und da Unterricht in Musik gegeben. Dadurch kam sie auch in Lady Clives Haus, von wo aus sie jetzt beschuldigt wird, einen sehr werthvollen Schmuck entwendet zu haben."

„Der sich dann vielleicht in ihrem Koffer findet."

„Beinah hätte ich diese beiden Koffer erwischt," lächelte Hamilton leise vor sich hin, „aber ich durfte kein Aufsehen erregen, bis ich nicht durch Sie hier Gewißheit über die Persönlichkeit erlangen konnte. Die Dame kennen Sie nicht selber?"

„Nein — ich habe sie nie gesehen."

„Und von einem Grafen Kornikoff in Hannover auch nichts gehört?"

„Nicht das Geringste. Kein Mensch wußte dort etwas von ihm, und er fand nicht einmal in einem Fremdenblatt. Er kann nur durchgereist sein, und Sie werden gewiß die richtige Spur gefunden haben. Uebrigens müssen wir vorher die nöthigen Schritte auf der Polizei thun."

„Ist schon alles geschehen," sagte Hamilton. „Ich habe den Verhaftsbefehl für das Pärchen schon in der Tasche, und den Burschen mit seiner Donna fest, sowie Sie mir nur bestätigen können, daß er der Rechte ist."

„Ich hätte im Leben nicht geglaubt," sagte Mr. Burton, „daß Sie dem Betrüger so bald auf die Spur kämen. Es geht alles nach Wunsch. Apropos, haben Sie denn die Dame auch zu sehn bekommen?"

„Ich bin ja mit ihnen in einem Coupé gefahren," lachte

Digitized by Google

Erntezug.
Originalzeichnung von Otto Günther.

Hamilton, „und sie ahnten dabei wahrscheinlich nicht, daß sie einen geheimen Polizisten bei sich im Wagen hatten. Nun ich denke, wir werden noch länger Reisegefährten bleiben. Aber da sind wir — jetzt haben wir nur darauf zu sehen, daß uns die Herrschaften nicht etwa morgen in aller Früh durchbrennen. Wollen wir gleich auf Ihr Zimmer gehen?"

„Ich muß erst etwas essen; ich bin ganz ausgehungert."

„Schön — dann kommen Sie mit in den Speisesaal, wir finden ihn um diese Zeit fast leer."

Sie hegen rechts ein, um den Saal zu betreten. Als aber Hamilton die Hand nach der Thür ausstreckte, öffnete sich diese, und Graf Kernikoff trat heraus, warf einen flüchtigen Blick auf die beiden und schritt dann langsam über den Vorsaal, der Treppe zu.

„Das war er," flüsterte Hamilton seinem Begleiter zu — „wenn er Sie nur nicht erkannt hat."

Unwillkürlich drehte Burton den Kopf nach ihm um, konnte aber die schmächtige Gestalt des Herrn nur noch sehen, wie er eben um die Ecke bog, ohne jedoch dabei zurückzuschauen.

„Das glaub' ich kaum," sagte Burton, „denn der Moment war zu rasch, und dann hätte er doch auch jedenfalls irgend ein unwillkürliches Zeichen der Ueberraschung gegeben. In der Verkleidung und mit der blauen Brille und dem schwarzen Schnurrbart würde ich selber aber nie im Leben diesen Mr. Kernik vermuthet haben. Wenn Sie sich nur nicht geirrt, denn in dem Fall versäumen wir hier viel Zeit."

„Ist es denn nicht wenigstens seine Gestalt?" frug Hamilton.

„Die nämliche Gestalt allerdings," bestätigte Burton, „aber das Gesicht konnte ich — unvorbereitet wie ich außerdem war — unmöglich in der Geschwindigkeit erkennen. Wann geht denn der erste Zug morgen früh?"

„Erst um sechs Uhr."

„Ah dann ist ja voller Tag," sagte Burton, „und im schlimmsten Fall halten wir ihn mit Gewalt zurück. Wäre es aber nicht besser, wir äßen auf unserem Zimmer?"

„Jetzt kommt er nicht mehr herunter," meinte Hamilton. Jedenfalls setzen Sie sich mit dem Rücken der Thür zu, und wenn er dann ja noch einmal den Saal betreten sollte, so werde ich bald sehen, was er für ein Gesicht dabei macht."

Hamilton hatte übrigens Recht. Graf Kernikoff ließ sich nicht mehr blicken und als die beiden ihr Abendbrod beendet hatten, gingen sie auf Mr. Burtons Zimmer hinauf, das einen Stock höher als Hamiltons lag, um dort noch manches zu besprechen.

Burton hatte sich jedoch vorher, auf Hamiltons Rath, unter einem französischen Namen in das Fremdenbuch eingetragen, um doch jede nöthige Vorsicht zu gebrauchen. Auch versäumte der schlaue Polizeibeamte nicht, vor Schlafengehn noch einmal die Tafel des Portiers zu revidiren, ob sich vielleicht Nr. 6 oder 7 darauf befand, um früh geweckt zu werden. Das war aber nicht der Fall, und Hamilton glaubte jetzt selber, daß jener Herr, wenn es wirklich der Gesuchte gewesen, Mr. Burton in dem Moment ihres augenblicklichen und unerwarteten Begegnens nicht erkannt haben konnte. Er brauchte also auch nichts zu überstürzen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus allen deutschen Gauen.

1. Ein Stück Altsassenland.

(Hierzu das Bild auf Seite 85.)

Bevor die Weser durch die Porta westfalica in die große norddeutsche Ebene tritt und in meist ununterbrochenem nördlichen Laufe dem Meere zueilt, durchströmt sie von Hameln an in westlichem Laufe ein sechs bis acht Meilen langes Thal, das, zu beiden Seiten von malerischen Gebirgen begrenzt, den vollen Reiz eines Gebirgslandes mit dem Wechsel der anmuthigsten Landschaften bietet. Dieses Fleckchen deutscher Erde ist die gesegnete Grafschaft Schaumburg und mit Stolzem Selbstgefühl nennt sich der Bewohner einen „Schaumburger". Wie ein schönes Silberband schlingt sich die Weser in vielfachen Krümmungen durch dieses schöne Thal, das sie zum Zeichen ihrer vollkommenen Herrschaft fast alljährlich überschwemmt, und im Laufe der Zeit mit mannichfachen, jetzt oft verlassenen Flußbetten durchfurchte, nachdem sie einst das Wesergebirge an der Porta durchbrochen hatte. Am südlichen Ufer treten die breitgewölbten lippischen Hügelreihen bis nahe an den Fluß heran, doch höher und zugleich auch prächtiger steigt das Gebirge auf der rechten Seite der Weser auf. Mit dem Süntelgebirge, das im Osten die Verbindung mit dem übrigen norddeutschen Gebirge vermittelt, verknüpft sich westlich die Weserkette, die parallel mit der Weser von Osten nach Westen zieht und mit dem Jakobsberge, der rechten Säule der Porta westfalica, endet. Wellenförmig, gleichsam symmetrisch, steigt und fällt die Scheitellinie der Bergwand und wird durch zahlreiche, flach eingeschnittene Lücken in ebenso viele ausgezeichnete Berge getrennt, welche ebenso sehr durch ihre grotesken Formen, als durch die herrlichen Aussichten, die ihre Gipfel entfalten, unsere Aufmerksamkeit fesseln. Nirgends vielleicht ist im norddeutschen Hügellande der Contrast zwischen Höhe und Tiefe so scharf und so großartig ausgeprägt: während wir gegen Süden zu dem Rande steiler Abhänge stehen, unter denen die Weser in fruchtbarem Thalgrunde sich hinwindet, senkt sich nordwärts das Gebirge so allmälig, daß sein Abfall kaum bemerkbar wird. Da finden wir den „Hohenstein" mit seiner schroffen gewaltigen Felsenkrone, der wohl, wie die Sage erzählt, einst den heidnischen Berfahren als Opferplatz gedient haben mag. Weiter gegen Westen zeichnet sich weithin sichtbar der „Paschenberg" aus, unter dem der tiefere „Nesselberg" die das Thal beherrschende „Schaumburg" trägt; ferner der Stadt Rinteln gerade gegenüber der „Luhdener Berg" mit der berühmten Klippe, welche die Mühe des Besteigens durch ihre weite Aussicht lohnt, und die langgestreckte Bergkuppe des „Papenbrink." Weit hinaus schweift von diesen Bergen der Blick südöstlich bis zum Harze und zum Solling, westlich bis zu den sauerländischen Höhen, und zu den Füßen gewahrt man das liebliche Gelände des Flusses, in dem eine ganze Welt, wie auf dem Schilde des Achilles, vor der trunkenen Seele ausgebreitet daliegt.

Könnt' ich Dich einmal, freundlicher Leser, hinaufführen auf eine dieser Höhen und Dir die bescheidene und doch so herzannuthende Schönheit zu Deinen Füßen zeigen! Die Weser- und Waldluft würde Dir zu Herzen dringen, das alte Sassenland würde seinen herben, spröden Reiz Deinem Sinn erschließen und hinaus in die Welt würdest Du die Kunde tragen von einem neuentdeckten romantischen Land dahinten, weit hinter den Bergen.

Wie oft sah mich an Sonntagmorgen die aufsteigende Sonne den Berg hinanklimmen, der zur Luhdener Klippe führt; und wenn ich auf ihr angekommen war, mich gelagert hatte ins nasse Gras und nun Umschau hielt ins weite Land, da blitzte rings die Welt in thauiger Schönheit, da schimmerten weit die Wasser all, die Tümpel, die Teiche, die zum Horizont verlaufenden, hie und da immer, immer wieder auftauchenden Windungen des Flusses, da rauzen sich von der Weser die Nebel los, schwuchten hin und her, ballten sich zusammen zu unbestimmten Formen und dann zogen sie zum dunklen Wald wie die Schatten altsässischer fliehender Krieger. Und wenn dann das leuchtende Tagesgestirn Herr geworden war über das Chaos, wenn ein Meer von Licht herniederflutete über das glückliche Land, dann jubelte mein Herz laut auf vor der unnennbaren Schönheit und die Morgenglocken der Dörfer in der Runde fielen ein zu einem vollen, tönenden Chor.

Aber was ist dieses weite Feld des Auges gegen das der Erinnerung, welches 1800 Jahre umfaßt, und bis zur Geburt Christi zurückgeht! Alle die großen Momente der deutschen Geschichte vom Befreiungskampfe gegen die Römer bis zu der neuern und neuesten Zeit werden hier an unserm geistigen Auge vorübergeführt. Dieses Thal war es, wo sich die römische Weltherrschaft an dem Widerstande

Digitized by Google

des Sachsenvolkes brach, mit Recht sucht man hier die Stelle der Schlacht bei Idistarisus, welche zwar zu Gunsten der Römer ausfiel, doch aber die deutsche Tapferkeit in solchem Lichte zeigte, daß die Römer auf ein weiteres Verdringen für immer verzichteten. Auf den bewaldeten Höhen des Hohensteines ferner war es, wo im dem Kriege Karls des Großen mit dem heidnischen Sachsenvolke Wittekind seine Scharen sammelte und die fränkischen Aufbörer Adalgis und Geilo auf der noch jetzt „Dachtelfelb“ genannten Wahlstatt in die Flucht schlug. Als nun der Sieg des Christenthums auch bei den Sachsen entschieden war, drang Landescultur und Gesittung auch in dieses waldbekränzte Thal, und die reichen Klöster von Fischbeck, Rinteln und Möllenbeck, deren stattliche Reste noch jetzt unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, erstanden und mit ihnen die Besten und Burgen, die zum Theil noch jetzt die Bergesgipfel krönen. Doch auch diese Zeit zog vorüber, eine neue brach an — die Reformation fand Eingang, und war namentlich für diese Gegend um so wichtiger, als gerade damals die blühendste Periode der Grafschaft begann. Der Fürst Ernst von Schaumburg verwandte die reichen Mittel, welche ihm die noch ungetheilte Grafschaft und seine sonstigen, nicht unbedeutenden Besitzungen darboten, zur Hebung und Bildung seines Volkes. Er gründete die Universität Rinteln, es schien eine neue schöne Zeit anzubrechen, als sein Tod, die Zersplitterung der Grafschaft und namentlich der dreißigjährige Krieg nur zu bald dieses Glück störten und auf lange Zeit vernichteten. Das Mißgeschick, welches die Universität gleich nach ihrer Gründung bis zu ihrer Aufhebung durch Napoleon verfolgte, war nur ein Abbild der Greuel, welche Krieg und dadurch einreißende Barbarei herbeiführten. Ward auch am Fuße der Paschenburg, bei Olxendorf, die entscheidende Schlacht geliefert, welche die Kaiserlichen aus dieser Gegend vertrieb, die Verwüstungen des Krieges blieben dem Weserlande doch nicht erspart und in ihrem Gefolge lagerten Aberglaube und Verdumpfung noch lange Zeit auf den Geistern und machten es möglich, daß noch in den sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts hier so zahlreich die Hexen verbrannt werden konnten, obgleich schon 30 Jahre vorher Friedrich Spee gerade in Rinteln sein berühmtes Werk gegen dieses Unwesen hatte an das Licht treten lassen.

Doch versagen wir es uns, auf die so reiche Geschichte unseres Thales einzugehen, liegt es doch heute so hell und sonnenklar vor unsern Blicken da, als wollte es die Erinnerung an die oft herbe Vergangenheit durch die schöne Gegenwart aus unserm Geiste verdrängen! Auf dem fetten Marschboden erblicken wir vor uns Aecker und Wiesen in launiger Abwechslung, an die sich nach den Bergen zu schattige Buchenwälder anlehnen; überall besäet von den weithin leuchtenden hellrothen Dächern der Bauernhäuser, die aus den Bäumen scheinlich hervorlugen. Die Häuser sind nach alter Sitte so gebaut, daß Tenne und Küche unz zu beiden Seiten die Ställe noch in einem Raume sich befinden, über dem höhern Erdgeschoß ein zweites ganz niedriges sich erhebt, und oft noch oben am Giebel das alte Sachsenzeichen, der doppelte Pferdekopf, im Gebälke sich zeigt; auch die Dörfer sind meist nach sächsischer Weise angelegt, weithin zerstreut, ohne sichtbaren Zusammenhang. Das Haus wird von schattigen Baumgruppen eingefaßt, diese sowie ein Weiher sind Erforderniß auch des kleinsten Kotten, Buchenhain und Weißdornhecke umzäunen auch das geringste Gebiet. Die Weide ist in einzelne befriedigte Kämpe eingetheilt, in denen das Rindvieh vom Frühjahr bis zum Herbste verbleibt. Es gewährt ein gar freundliches Bild, wenn die Viehmagd, reinlich gekleidet, mit dem Milchkübel auf dem Haupte und in den Händen das Strickzeug, rüstig den Kämpen zuschreitet, wenn die Kühe mit freundlichem Blöken sie begrüßen und gernfen selbst herankommen zum Sitze der Melkerin. Aber diese weiß sich auch etwas zu gute auf ihre Pflege der Kühe, hat sie doch im Frühjahr, als das Vieh die Weide bezog, von der Herrschaft zur Anerkennung ihrer Dienste reichen Schmuck an wallenden buntfarbigen Bändern erhalten, die sie jetzt am Sonntag hinten an der Haube befestigt und mit Wohlgefallen im Winde flattern läßt.

Ueberhaupt ist hier die Landwirthschaft nur Viehzucht allgemeine und bei der Ergiebigkeit des Bodens lohnende Beschäftigung, und selbst in den Städten bildet dieselbe neben der Betreibung städtischer Gewerbe den soliden Grund des Einkommens der meisten Bürger. Da gibt's denn freilich vom Beginne des Frühjahrs bis zum Spätherbst genug zu schaffen und oft wollen, wenn die Arbeit drängt, Hände und Tage nicht ausreichen, um alles zu vollenden. Dafür kehrt denn aber auch mit dem Erntesegen Fröhlichkeit und muntre Lust in alle Höfe und in alle Hütten ein, das langersehnte „Erntebier“ wird gefeiert und Jung und Alt nehmen an der Freude Theil, die dabei — namentlich bei dem Erntezuge — laut wird. Auf Tonnenreifen, die noch oben immer enger werden, bindet man die Blumen, reiht Schnüre von Perlen auf, legt auch wohl oben darauf eine Guirlande von Cichsalen, ringsum flattern Tücher und Bänder, welche Burschen und Mädchen beigesteuert haben, um dieselben dann später ihrem Sonntagsstaate zuzufügen und nun, wenn der Kranz von der Hand der Mädchen, denen es eine gar liebe Beschäftigung ist, ihn auszuschmücken, auf einen Wagen gehoben worden ist, setzt sich der Zug in Bewegung. Voran traben drei bis vier Reiter, neben denen oft auch wunderlich costümirte Mohren und Müller mit Peitschengeknall das Nahen des Zuges verkündigen, und wenn sich dann Schaulustige heranndrängen, dieselben durch allerhand Possen erheitern oder auf die Kinder zulaufen und diese neckisch am Arme zu fassen suchen. Dann kommen die Musiker, die ihren schönsten Walzer zum Besten geben, jeder mit einem Blumenbouquet an Rock und Mütze als zum Zuge gehörig bezeichnet. Auf dem Erntewagen sitzen die Knechte und Mägde vom Hofe in ihrem besten Staate, die Mädchen tragen den Erntekranz, der zwar durch seine Schwere oft lästig wird, doch aber durch seinen großen Umfang wenigstens die Annehmlichkeit bietet, bei eintretendem Regen die tragenden Mädchen unter sein schützendes Dach zu nehmen und ihren Sonntagsstaat gegen den vernichtenden Einfluß der Witterung zu schützen. Zuerst muß das letzte Gebund Getreide vom Felde geholt und dem Bauer vorb Haus gefahren werden, dann aber bewegt sich der Zug oft auch noch vor benachbarte Häuser oder Höfe, wo angehalten und dem Besitzer ein Hoch gebracht wird, natürlich indem unterdessen der Hofmeister (Oberknecht) möglichst oft die durstigen Kehlen aus dem auf dem Wagen befindlichen Branntweinfäßchen genetzt hat. Kehrt dann der Zug zum Hofe zurück, so erhebt sich der Gesang: „Nun danket alle Gott,“ der Bauer, oder auf größeren Höfen der Pächter, muß nochmals hochleben, und sich dadurch erkenntlich erweisen, daß er an jeden Theilnehmer des Zuges, auch an die Musikanten einen Stuten (eine Art Kuchen) vertheilen läßt. Während dies geschieht, setzt sich alles zum Kornboden hin in Bewegung, der für diesen Zweck in eine Tanzhalle umgewandelt ist. Der Tanz nimmt alsbald seinen Anfang und wird solange fortgesetzt, als noch jemand da ist, der springen kann, und das dauert ziemlich lange, denkt man doch, es geht fürs ganze Jahr und ist doch unbegrenzte Freiheit zu essen und zu trinken, um stets mit neuer Kraft wieder zum Tanze anzutreten. Endlich verstummt denn der laute Jubel allgemach und der dämmernde Morgen macht dem Feste ein Ende.

Auch fonst findet sich während des Jahres noch manche Gelegenheit fröhlich zu sein und sich im Feststaat zu zeigen. Gibt es keine Hochzeit, die hier noch in althergebrachter Weise gefeiert wird, indem die Einladung durch den Hochzeitbitter in festlichem Schmuck in Begleitung von vier Brautjungfern geschieht, und wozu sich dann von Nah und Fern Verwandte und Freunde dem Brautzuge zur Kirche anschließen, um später im Hochzeithause an Tanz und Essen sich zu ergötzen, bis die drei Tage und drei Nächte, die jede Hochzeit dauert, zu Ende sind; hat man keine „Kindelbeer“ (Kindtaufe) zu feiern, die ebensowohl Nah und Fern zu froher Feier vereinigt, so findet sich doch für die tanzlustige Jugend noch Raum und Zeit, um der unverwüstlichen Tanzlust Genüge zu thun. Namentlich versammeln sich an Sonn- und Festtagen die Bewohner der Umgegend gern auf der Paschenburg, wo sich ein Tanzsaal für das Landvolk findet, und es gewährt ein eignes Vergnügen, diesen kräftigen Menschenschlag in der Landestracht, die Bursche in kurzen Jacken und saubern baumwollenen Mützen, die angesessenen Männer in ihren knopfreichen, meistens auf künstlichem Wegstuhle gefertigten Röcken, mit ihren Hüten von niedriger Kapsel, die artigen, kräftigen Mädchen in ihren bänderreichen, spitzen Mützen, knappen Miedern und mit Band eingefaßten Röcken, in wohlgehaltenem, schroff markirtem Takte mit der unermüdlichsten Ausdauer im Walzer sich drehen zu sehen. Wie eifrig hier der Tanz betrieben wird, mag man daraus entnehmen, daß einst, am Geburtstage des Landesherrn, während eines einzigen Abends drei Pfund Schuhnagelköpfe abgetanzt wurden, die man dort noch triumphirend verzeigt. Zweifeln geht übrigens auch hier die Freude in Kauflust über, die einmal seit Tacitus Zeit bei den Deutschen heimisch scheint, und an welcher der namentlich früher

Digitized by Google

unmäßige Genuß des Biers und Branntweins die meiste Schuld trägt.

Noch malerischer ist es, die verschiedenen Landestrachten etwa an einem Markttage in den Städten neben einander zu sehen, wo auch die weiter oberhalb an der Weser heimischen sogenannten „Bückeburger" sich zeigen. Hier tragen die Frauen einen leuchtend rothen, mit Band umsäumten Wollrock, schwarzes Tuchmieder, von silbernen Spangen gehalten, ein Hemd vom feinsten weißen Leinen, das oben in bauschigem Kragen den Hals umschließt und in weiten Aermeln bis zu den Handgelenken herabfällt, namentlich aber bildet den Hauptschmuck die Kette der prachtvollsten Bernsteinperlen, deren Dicke oft jedes Umwenden des Halses unmöglich macht. Die Männer tragen den breitkrämpigen Hut von schwarzem Filz, wie er überall in Westfalen sich wieder findet, einen langen weißen Rock von Leinen, mit silbernen Knöpfen, feuerrothe Weste, ebenfalls mit silbernen Knöpfen, enganliegende Beinkleider und Stulpenstiefeln. Schwerlich auch wird man im Munde eines solchen Bauern die kurze Pfeife vermissen, die er fast beständig zwischen den Zähnen zu tragen pflegt.

Ueberall aber, im Feierkleid und im Schweiße der Arbeit, trägt der Landmann hier zu Lande ein scharfes Gepräge seiner Nationalität, der Schaumburger ist schlicht und bieder, aber auch derb bis zur Grobheit. Stolzes Selbstbewußtsein zeigt sich in seinen Worten und in seinem ganzen Auftreten, dabei aber hat er nichts Abstoßendes, sondern grüßt gern jeden, der ihm in den Weg kommt und läßt sich mit ihm in eine Unterhaltung ein in der weichen, wohlklingenden Mundart, die im Weserthale herrscht. Liebe zum heimathlichen Boden ist eine besondere Eigenthümlichkeit dieser Thalbewohner, nur schwer entschließen sie sich, denselben zu verlassen, dabei zeigt sich eine treue Anhänglichkeit an die angestammte Sitte, so daß man das Alte selbst mit einer gewissen Zähigkeit festhält und dem Neuen nur langsamen Zugang verstattet.

Glückliches Völkchen, das noch unberührt von der Mode des Tages seine alte Sitte bewahrt und darin einen Schatz besitzt, den es vererben möge auf Kinder und Kindeskinder, sei mir herzlich gegrüßt in Deinem stillen, schönen, buchenumrauschten Weserthal!

W. G.

Berliner Schlagschatten.

Von A. v. Seld.

Berlin nimmt unter den Städten Deutschlands an Häuser- und Einwohnerzahl, an geistiger Entwickelung und schöner Architektur den ersten Rang ein. Aber noch nicht lange behauptet es diese Stellung gegen die andern Hauptstädte. Als im Jahre 1679 (wenn wir dem theatrum europaeum glauben dürfen) Wien durch die Pest in drei Monaten 190,000 Einwohner verlor, ohne dadurch ausgesterben zu sein, da zählte Berlin noch nicht 14,000 Einwohner. Bei der Thronbesteigung des großen Kurfürsten aber (1640) enthielt es gar nur 6000 Einwohner, viele Häuser waren mit Stroh und Schindeln gedeckt, vor ihnen standen zu beiden Seiten der Straße Schweinefälle, deren Bewohner den Tag über frei umherliefen, und den ungepflasterten Boden aufwühlten.*) Mitten in den Straßen befanden sich offene Ziehbrunnen, wie man sie jetzt noch auf den Dörfern findet, die Brunnen selbst hatten hölzerne Einfassungen, und an dem Ziehbalken war der Eimer mit einem Strick befestigt. Nur vor dem Schloß war der Brunnen zur Auszeichnung mit einem Schieferdache versehen, und eine Kette ersetzte die Stelle des Strickes.

So arm war damals Berlin noch an Handwerkern, daß der Kammerpräsident dem Kurfürsten nach Holland schreiben mußte, es fehle an einem Steinmetz zum bevorstehenden Schloßbau, indem der einzige vorhandene gestorben sei; worauf denn der Kurfürst sich nicht nur einen Steinmetz, sondern auch einen Zimmermann mitbrachte. Der Schloßbau selbst wurde von einem seiner Kammerdiener geleitet; denn an einem Architekten fehlte es ganz und gar.

Unter des großen Kurfürsten weiser und kräftiger Regierung nahm zwar auch die Bedeutung seiner Residenz zu, doch machte noch unter seinem Nachfolger das Städtchen Stendal, den meisten Lesern vielleicht kaum dem Namen nach bekannt, Berlin den Rang streitig, als die Erbhuldigung mit Pracht gefeiert wurde, und nur ein Machtwort des Herrschers konnte den oft erneuerten Rangstreit zum Nachtheil Stendals entscheiden.

Das war, vor zwei Jahrhunderten, dasselbe Berlin, das heute 600,000 Einwohner zählt, dessen Anstalten für Kunst, Wissenschaft und Verwaltung mit den ersten Städten Europas wetteifern, und das mit gerechtem Stolz sich die Königin der königlichen Städte nennt.

Berlin zählte, wie gesagt, 1640 sechstausend Einwohner, heute fast sechsmal hunderttausend. Diese Hunderttausende sind nicht die Nachkommen jenes Stammes, sie sind dem bei weitem größern Theil nach Zugewanderte aus einheimischen und fremden Provinzen. Die französische Colonie, die böhmischen und mährischen Brüder, die Garnison (früher größtentheils geworbene Ausländer) vermehrten sich massenweise; Künstler und Handwerker, Schriftsteller und Gelehrte, Dienstboten und Staatsdiener, die ihr Ruf, der Ruf der neuen Hauptstadt herbeizog, vermehrten einzeln aber anhaltend die Zahl der Einwohner. Jeder brachte seine Sitten, seine Gewohnheiten, seine Tracht und seine Sprache mit, vermischte und verwischte bald seine Eigenthümlichkeit mit dem Thun und Treiben, das er hier vorfand, und half so eine Bevölkerung bilden, deren Eigenthümliches darin besteht, daß sie nichts Eigenthümliches hat. Ein Zug nur tritt uns beredtsam entgegen, er ist fast allen gemeinsam, und zeigt sich besonders in den untersten Klassen: Das Vorherrschen des Verstandes vor dem Gemüth.

Auch heute noch besteht der größere Theil der Einwohner aus solchen, die nicht in Berlin geboren sind; die meisten sind eingewandert von außerhalb. In der Regel bleibt der Schlichte, Einfache in der Heimath; der Gewitzigte aber, der unruhige, der industriöse Kopf sucht sich einen andern Wirkungskreis. Was ihm lieb und theuer, was ihm durch Erziehung und Gewohnheit heilig geworden war, läßt er zurück. Die Eltern, die ihn erzogen, die Prediger, die ihn confirmirt, die Lehrer, die ihn gebildet, sind seinem Blick — durch die Menge der neuen Gegenstände, durch den Kampf mit äußern Berhältnissen —, oft auch seinem Gedächtniß entrückt; alles ist ihm fremd, und wird ihm mit der Zeit wohl bekannt, doch nie so befreundet, als wenn es durch die tiefen Eindrücke der Kindheit geheiligt worden wäre. In den höhern Ständen spricht sich das weniger schroff aus, weil da überhaupt sich alles weniger schreift, ausspricht, und weil in ihnen das Gemüth äußerlich weniger hervortritt; aber Grund und Wirkung sind dieselben. Intelligenz hat die meisten hergeführt; entweder das Vertrauen, das der Staat in ihre Intelligenz setzte, indem er sie berberief, oder das sie selbst zu sich hatten, indem sie sich hier niederließen, um ihr Wort und Werk geltend zu machen.

So zeigt sich denn allerdings hier ein Zusammenströmen von Kenntniß und Einsicht, wie vielleicht in keiner Stadt sonst, zugleich aber auch ein auffallender Mangel an Sitten vor den Erhabenen und Heiligen, und es fehlt dem Berliner Volke ebenso sehr an Aberglauben, als an Glauben.

I. Grobheit.

Berlin rühmt sich, eine feine Stadt zu sein, und einiges daran und darin ist allerdings sehr fein, z. B. die Stimme seiner Damen, die oft so dünn und so schrillend ist, wie eine nicht gölte Thürangel, und die Betrügereien seiner Industrieritter, die recht gut wissen, daß unsere Gesetze nur grob gegen den Dieb, aber ungemein wohlwollend

*) Bei Hoffestlichkeiten wurde den Bürgern befohlen, die Ställe verschließen zu halten, denn in Ermangelung von Equipagen und Pferdeställen mußten sich die eingeladenen Herrschaften der Sielen bedienen, um durch Koth und Pfützen kenntlich an den Hof gelangen zu können. Einst gerieth ein Haufen wild gewordener Schweine zwischen die Sielzen und warf die Damen mit Cavaliere mit ihren Reifröcken und Allongenperrücken ins schmutzige Wasser. Der Herzog von Nassau, der sich darunter befand, wurde, noch ganz durchnäßt, einem Herrn vorgestellt und sagte zu demselben: „Heute bin ich nicht Nassau, sondern saunaß."

Digitized by Google

gegen den Betrüger sind. Aber auch tief ist manches in Berlin, ja selbst zu tief, z. B. die Rinnsteine, die Kleider-Ausschnitte der Damen und die Verdorbenheit der Jugend. Es ist merkwürdig, daß sich diese Feinheit mit Grobheit verträgt, aber sie vertragen sich wirklich wie Ehekinde, die sich zwar schlagen, aber doch mit einander auskommen.

Die Grobheit Berlins äußert sich an allen öffentlichen Orten, es seien nun Gast-, Wein-, Bier-, Bett-, Speise-, Kaffee- oder Schauspielhäuser; diese Grobheit ist ausgezeichnet in ihrer Art oder vielmehr in ihrer Unart. Während in andern größeren Städten ein Ungeschliffener von allen verwundert angeblickt und dadurch zur Artigkeit gebracht wird, so schaut man hier einen Artigen so verwundert an, daß er auf die Vermuthung kommt, er sei grob gewesen, und daß er's nun erst wird aus bloßer Höflichkeit.

Ist bei einer Anstellung oder sonst an öffentlichen Orten ein Gedränge, und man macht vor einem ältlichen Herrn oder vor einer Dame Platz, so sieht der Herr und die Dame und die Umstehenden den Weichenden von oben bis unten an, als wollten sie fragen: „Bist Du dem Herrn Geld schuldig? oder scheust Du die Berührung der Dame?"

Wer einen Platz hat, der behält ihn ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, es sei in der Kirche oder im Kaffeehause; wer auch noch einen abtreten könnte, bietet ihn gewiß nicht an, oder verweigert ihn gar, wenn er darum ersucht wird; hat einer keinen Platz, so macht er sich Platz mit seinen Ellenbogen.

Wer den andern dabei auf den Fuß tritt, ist nicht betreten deshalb, wer dem andern den Hut aus der Hand stößt, macht kein Aufhebens davon, sondern läßt ihn liegen.

Diese Grobheit der Herren ist Schuld der Damen, denn von ihnen werden wir gezogen, warum lassen sie uns ungezogen? Sie sagt: „Jeder Fehler des Weibes ist des Mannes Schuld," und er hat nicht Unrecht, ich habe aber auch nicht Unrecht, wenn ich behaupte: wir benehmen uns gegen Damen gerade so, wie sie es haben wollen; wenn sie aber haben wollen, daß wir ungezogen gegen sie sind, wie können da Männer eine höflichere Behandlung verlangen, als die Frauen?

Diese Herrengrobheit aber ist ansteckend, sie wird zur Dienergrobheit. Es gibt keinen Ort in der Welt, in dem die Marqueure, Kellner und was sonst in dieses Fach schlägt, eine so wegwerfende Art haben, mit den Gästen umzugehen, als hier. Wo man sonst auch hinkommt, überall wird man artiger aufgenommen: im Oesterreichischen mit frenudlichem Wohlwollen, am Rhein mit bereitester Aufmerksamkeit, in Polen nur Anstand mit Unterthänigkeit, nur in Berlin mit rücksichtsloser Grobheit. Wenn man hier etwas von einem Kellner verlangt, bekommt man das Verlangte vielleicht, eine Antwort aber gewiß nicht, daher kann es vorkommen, und es kommt nicht selten vor, daß, wenn man mehremal etwas verlangt und nicht erhalten hat, und sich ungeduldig äußert, der Kellner bei der dritten Aufforderung mit dem Kopfe nach seinem Collegen hinweist und gleichgültig sagt: „Das ist dem seine Sache!"

Man hat nirgend hier das Gefühl, daß man ein gern gesehener, willkommener Gast ist; überall kommt man sich vor wie ein überlästiger, der schon lange aus Gnade gefüttert wird, und den man gern los sein möchte. Es gibt einzelne Wirthe, die diesen Uebelstand einsehen, und ihn gern beseitigen möchten; ich kenne einen, der seine Kellner aus Frankfurt am Main kommen ließ, weil sie dort sich durch ihre Gewandtheit und Artigkeit ausgezeichnet, aber kaum hatten sie hier einige Wochen verlebt, so waren sie ebenso grob wie ihre Berliner Collegen.

Auch die Grobheit der Diener ist die Schuld der Damen, denn sie ist die Schuld der Herren; wenn die Herren fein, werden's die Diener sein, da nun die Damen uns grob machen, und wir durch unsere Grobheit die Diener, so tragen die Damen mittelbar die Schuld. Wir Herren aber sind unschuldig, wie gewöhnlich, denn wenn die Damen uns besser gezogen hätten, so würden wir besser sein.

Ebenso unschuldig sind die Diener, die Herren machen sie grob. Wenn man den Menschen aus einer geringen Klasse ungezogen behandelt, so wird er's selbst; wenn man bei andern Gelegenheiten, wie mit seinesgleichen, mit ihm Späße treibt, Billard um Geld mit ihm spielt oder ihn wohl gar schuldig bleibt, dann betrachtet er die Gäste bald wie seinesgleichen und behandelt sie auch so. Ob sein Herr dadurch einen Gast verliert, das ist ihm sehr gleichgültig, und eigentlich ist das auch nicht einmal zu fürchten, denn da der Gast die Grobheit auf allen seinen Wegen findet, so kann er ihr nicht aus dem Wege gehen.

Diese Grobheit der Berliner Kellner ist in den Provinzen wie im Auslande berüchtigt; ich hatte viel davon gehört, aber ich fand mehr, als ich erwartete, sie sind größer, als ihr Ruf, d. h. größer.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Maler auf dem Kriegsfelde.

Von **W. Camphausen.**

(Fortsetzung.)

Auf Alsen.

Wieder stehe ich, diesmal allein, auf der kleinen Spitzberg-Höhe, die in den blutigen Apriltagen stets mit Zuschauern bedeckt war, deren Blick von dem kriegerischen Schauspiel zu ihren Füßen gefesselt wurde. Und heute? Lautlos, einsam breitet sich das Gefilde vor mir aus, vor wenig Monden noch vom ehernen Waffentlerm durchtost und erschüttert. Wo der Fuß des Kriegers, die Hufe der geschützschleppenden Rosse die ganze Ebene zu einer großen, gelben Saud- und Lehmfläche zerstampft und auch nicht ein einzig grünes Hälmchen verschont hatte, da ist die Pflugschaar siegreich wieder in ihr friedliches Recht getreten, und es wogen nun, so weit das Auge schweift, üppige Haferfelder im Abendwinde! Nur wenige, mit blumem Unkraut bewucherte Streifen durchziehen wie riesige Narben den grünen Teppich und verrathen die Stellen, wo die tiefeingeschnittenen Laufgräben und Parallelen ihre rastlos brüllenden Feuerschlünde bargen. Weiterhin, droben, von wo die Schanzen herabstarrten, in finster-grimmigem Schweigen der nahen Vernichtung entgegensehend, zeugen nur noch spärliche Reste gesprengter Pulverkammern, von der Sonne weißgebleicht, gleich Todtengebein, von den gigantischen Dänen-Wällen. Auch dort jetzt überall nur nickende Aehren, in deren grünes Gewand Mutter Erde sich wieder gehüllt hat und unbefangen, heuchelnd zum Himmel emporschaut, als sei ihr jede Erinnerung der Tage geschwunden, an denen sie das Blut ihrer Kinder in gierigen Zügen getrunken, ihre zerschmetterten Leiber verschlungen. An der Sonderburger

Digitized by Google

Heerstraße aber mahnen Dich die großen Grabhügel mit ihren schlichten Soldatenkreuzen, an denen noch immer des „treuen Kameraden“ gespendete frische Kränze hangen, an das wilde Schnitterfest des Todes, das jene Tage gesehen haben. Seine mörderischen Hekatomben sind verrauscht; über ihrer Asche aber steigt fröhlich die Lerche aus der grünen Saat empor und in ihr Abendlied tönt die uralte Weise: „Aus dem Tode das Leben!“

Unter so friedlichem Zauber der Landschaft wandre ich die Straße hin; da begrüßt mich eine alte Bekannte meines Skizzenbuches von damals: die eingeschossene Düppel-Mühle, deren Lockungen seitdem wohl kein studiensammelnder Museensohn, kein speculirender Photograph widerstanden hat. Aber auch ihre pittoresken Reize schwinden, die Menschenhand beginnt an ihr das Werk der türkisch widerwillig gesinnt, und es streichen so hämisch verbissene Gesichter bei einem vorüber, daß man sich mehr als irgendwo wie in Feindesland fühlt. Freundlicher Anfrage sind diese Leute unzugänglich; besser wirkt ein derbes deutsches Kraftwort im Commando-Ton des Siegers und nicht selten verwandelt sich darnach der Trotz in kriechende Unterwürfigkeit.

In dem sogenannten Hotel, dessen Comfort zu völliger Ebbe gesunken war, verbrachte ich, als der einzige Gast, in einem unverschließbaren wüsten Zimmer auf einer Art Felterdank eine miserable Nacht. In einem der mir spärlich zugemessnen Schlummermomente aber hielt mir ein mißgünstiger Traum-Kobold irgend ein vielgelesenes Zeitungsblatt des nächsten Tages vor die Augen, in dem unter „Vermischtes“ zu lesen war: „Sonderburg. Heute Morgen ist der

Verjüngung und schon breiten sich stattliche, goldgelbe Strohdächer aus über der anliegenden Müllerwohnung. Trunten, am Ufer des Alsensundes, sucht man vergebens nach einer Spur des großen Brüllenkespes, mit dessen Einnahme bei sinkender Sonne der blutige Düppel-Kampf sein Ende fand. Wie ich aber jetzt, über die Schiffbrücke schreitend, Sonderburg betrete, da bieten sich denn freilich dem Auge die Spuren der Kriegsgeißel noch in wildester Frische dar. Ist es doch hier, als ob über Nacht erst die Gammelmarker Batterien ihren Eisenhagel eingestellt hätten. Fast der Erde gleich liegt der südliche Stadttheil, nach der Hafenseite zu, in Schutt und Trümmern, einzelne schwarze Giebel starren melancholisch aus dem Müll empor; weiterhin, in den höher gelegnen Straßen, seltsame Bilder unversehrter saubrer Häuschen, wie gefeit vor dem vernichtenden Geschoß, denen der Nachbar bis auf den Grund von der Seite fortgerissen ist. — Nur spärlich erst rührt sich die zurückgekehrte Einwohnerschaft zur Herstellung ihres Obdaches gegen die herannahende rauhe Jahreszeit, die hier, an diesen nordischen Küsten, doppelt unwirsch auftreten mag. Die Städter sind zum größten Theil dänisch und dem Deutschen nach seiner bösen Heimsuchung naturch seine Schlachtbilder berüchtigte Maler C. in seinem Bett ermordet gefunden worden ꝛc.“ Dem war nun Gott Lob am andern Morgen, bei dessen freundlicher Helle die Behausung mit ihren Insassen, wenn auch verkommen, doch in Wahrheit eine weniger blutdürstige Physiognomie zeigte, nicht ganz so schlimm. Der böse Traum fand seine natürliche Deutung darin, daß es wenigstens nicht meiner armen Person gegolten hatte. Tagegen machte ich die ethnographisch interessante Bemerkung, daß die hiesigen Insulaner sich insofern in ihren nationalen Passionen mit denen der Südsee begegnen, als sie, wie auch von diesen erzählt wird, eine unwiderstehliche Vorliebe für Regenschirme hegen, besonders wenn solche, wie der meinige, noch funkelnen und jungfräulich ungenetzt, aus dem Hamburger Magazin stammen. Nach solchem Traum ward es mir natürlich leicht, mich über diesen Verlust zu trösten, um so mehr, als ich mich von dem Vorwurf frei wußte, daß mein schöner Schirm zu jener bekannten philosophischen species gehört habe, die überall „in Gedanken stehen bleibt“.

Indem ich noch erwägte, ob ich nicht bei unsrer Gesandtschaft über so gewaltsamen Bruch des Waffenstillstandes Klage führen sollte,

meldete man mir von der Commandantur, daß ein bereitwilligst gestelltes, mit vier rüstigen Pionnieren bemanntes Boot meiner harre, das ich denn auch sofort bestieg, um mich an die Punkte des Absendungsortes rudern zu lassen, an denen am 29. Juni der Uebergang stattgefunden hatte. Nach zweistündiger Fahrt durch das krystallblaue, mit tausenden von bunten Quallen bevölkerte Wasser waren wir an Ort und Stelle, und ich konnte mich persönlich überzeugen, welche Schwierigkeiten unsere braven Truppen bei der Erklimmung des steil abfallenden Uferrandes, unter dem heftigsten Kartätschfeuer, zu überwinden gehabt hatten.

Erst nach mehrfachen Versuchen, über das steinige Flachwasser hinweg, zu landen, gelang es uns, eine Stelle zu finden, wo mit einem kühnen Sprunge aus dem Boot fester Boden zu erreichen war und ich bereite mich nun, zunächst das ganze Absenr Gefechts-Terrain zu durchwandern. Dabei berichteten mir meine Pionniere als Augenzeugen des genauesten über die Art des Ueberganges, die Lage der gegenseitigen Batterien u. s. w. So sah ich, angeregt durch die charakteristische Umgebung, im Geiste noch einmal die in der neueren Kriegsgeschichte beispiellos dastehende, kühne Waffenthat unserer preußischen „Kinder", wie sie so oft verächtlich vom Ausländer bezeichnet werden, vor sich gehen und unwillkürlich belebte die Phantasie die vor mir liegenden Ufer mit ihren mächtigen Buchwaldungen, Saatruphelz mit daraussteußenden Gehöft und Ziegelei fern jenseits, den breiten Sund und um mich her die jetzt so einsamen Wiesengründe, begrenzt von den nahen Waldschatten der Feldenkoppel.

Noch liegt tiefes, nächtliches Schweigen auf Wald und Gewässer. Schlaftrunken, verdrossen schwankt die dänische Strandwacht auf und ab, ahnungslos — denn nichts kündet außergewöhnlich Nahendes.

Die erste Stunde des grauenden Sommermorgens geht zu Ende — horch — von drüben her, aus dem Saatruphelz dringt vorsichtig verhaltnes Rollen, Rutschen, Pferdegetrit, vermischt mit leisem Kommandowort. Jetzt werden dunkle, bewegliche Punkte sichtbar, Menschengruppen, mehr und mehr und nun, unplötzlich, wie auf einen Zauberschlag, sind hunderte von flachen Booten und Kähnen das Ufer hinab ins Wasser geschoben. Im Nu belebt sich der ganze weite Strand, allenthalben aus dem tiefen Dunkel des Buchwalds brechen die Bataillone hervor, rasch sind die Boote bemannt und jetzt gleiten sie leise, aber mit hastigen Ruderschlägen, über die regungslose Flut. Schon sind sie unbemerkt bis zur Mitte gekommen — da kracht aus der erwachten Batterie der erste Kartätschschuß, den Nahenden seinen grimmigen Morgengruß entgegen und dröhnt weithin durch die lautlose Sommernacht. Und rings am ganzen Ufer wird's jetzt lebendig im Dünenlager, Schuß auf Schuß aus Geschütz und Kleingewehr, jeder ein Feuerstrahl im Dunkel des Zwielichts, prasselt auf die verwegenen Fahrzeuge, die jetzt, zu gewaltigem Ruderschlag ausholend, pfeilschnell mit jubelndem Kampfruf heransausen. Der Strand entlang aber lodern plötzlich überall flammende Fanale hoch auf in den Morgenduft, den entkernteren Dünenscharen die Stunde des Kampfes verkündend. Jetzt sind die ersten Kähne genaht, da gebietet das seichte Fahrwasser Halt; noch fern vom Ufer hält es den kampfglühenden Füsilier nicht länger in wehrloser Passivität, hinaus — bis an die Hüfte ins Wasser, watet er aus Ufer; jetzt, dem Marker gleich in behendem Erklimmen, geht's den steilen Hang hinan und mit stürmender Faust stürzt er sich in den Schützengraben des Feindes, der meilenweit am Ufer sich hinzieht. Wildes, wüthendes Handgemenge: den Schuß verachtend reden Kolben und Bajonett ihre stumme aber feste schauerliche Sprache. Tort stürzt der brave Vierundzwanziger den Kameraden voran mit dem Ruf: „Die Batterie nehm' ich allein" in die Schießscharte der Schanze, dicht vor die Geschützmündung, die in demselben Moment ihren tödtlichen Schlund aufreißt und, in Stücke zerrissen, den Allyatraven dahinstreckt! Und allenthalben, Boot auf Boot schwimmt heran, entsendet neue Scharen — jetzt auch größere Fahrzeuge, sog. Maschinen, bespanntes Geschütz, schnaubende Rosse, Reitergeschwader überführend. Aber da dampft auch der schwarze Hallunke, der Relf aus der Augustenburger Föhrde vor, legt sich breitspurig, quer, mitten vor den Sund und speit brüllend und qualmend seinen Kartätschhagel aus über den Beetkelennen, die jede Salve mit donnerndem Hurrah begrüßen. Auch diesmal, Gottlob! thut er nur wenig Schaden, auch diesmal verderben ihm unsre guten Gegegenen wieder das Geschäft, auch diesmal birgt er sich bald wieder, retirirend, in seinen Schmollwinkel, die schützende Bucht, aus der er nach einer Weile nur noch einmal wieder verbricht, um, seine Kanonenboote am Schlepptau, für immer das Weite zu suchen.

Derweil haben die Unsrigen allenthalben Fuß gefaßt, rasch wird der Feind aus seinen Uferverschanzungen hinaus in die nahe Fohlenkoppel getrieben, sein Geschütz beim Davonsprengen eingebeit und genommen. Aber jetzt wirbelt auch über die ganze Insel, von Dorf zu Dorf die Allarmtrommel und Bataillon auf Bataillon wirft sich den verhaßten Preußen entgegen. Die aber stürmen weiter und weiter, von Knick zu Knick, trotz wüthendem Widerstand bis Alär, wo der ergrimmteste Kampf eine Zeitlang zum Stehen kommt. Manchen Braven, der Strapazen und Gefahr des ganzen Feldzugs glücklich bis hierher durchgemacht, mäht hier, wo des Friedens Palme schon winkt, noch die unerbittliche Sichel des Todes: aber verwürfts unaufhaltsam, siegesmuthig weiter rauschen unsre Fahnen: fern und ferner rollen die Gewehrsalven, in regellofer Flucht nach Nord und Süd ergießen sich die flüchtigen Scharen über die kampfdurchtobte Insel, die in Flammen aufzugehen scheint, als jetzt der abziehende Feind seine Barackenlager und Fourragevorräthe in Brand steckt. Mittlerweile ist auch Sonderburg genommen und auch der letzte Versuch des Feindes, sich im Dorfe Bellerup noch einmal festzunisten, ist vergeblich. Immer weiter gehetzt, stürzt er daven, bei Höruphaff streckt sein ganzes 10. Regiment, abgeschnitten, die Waffen, der Rest wirft sich auf die furchtbar verschanzte Halbinsel Kekenis und rettet sich von dort auf seine Schiffe. Der Abend des 1. Juli sah kein dänisches Bajonett mehr auf dem grünen Eilande! So war mir der Tag von Alsen an Ort und Stelle und durch die Erzählungen von Mitkämpfern, besonders auch von seinem Helden, dem tapfern, durch persönliche Bravour so ausgezeichneten Herwarth, wieder lebendig geworden.

Das bereits Merkzeichen des Kampfes aber fand ich bei den Resten der großen Rönbefestschanze, wo auf einem Brachfelde noch tausende von blauen dänischen und weißen Patronhülsen der Unsrigen umherlagen: ein Beweis des mörderischen Feuergefechtes, das dort in nächster Nähe der Gegner getobt haben mußte.

Nach Sonderburg zurückgekehrt, fand ich den Major v. B. von den gelben Ulan Ulanen, an den ich empfohlen, meiner harrend. Mit unverzeihlicher Liebenswürdigkeit beredete er mich, der ich eigentlich den Hauptzweck meiner Reise schon erreicht zu haben glaubte, ihm sofort in sein Cantonnirungs-Quartier nach Schwenstrup, an der Ostküste der Insel, zu folgen. Ich hatte die wüste, ungastliche Stadt zur Genüge gesehen, war auch am frühen Morgen noch draußen in der, jetzt mit unsern Vierundzwanzigpfündern armirten Strandbatterie und auf den wenigen Trümmern jener baraufstehenden massiven Minenmühle gewesen, die, am 18. April in thurmhohen Flammen stehend, mir einen so fesselnden, furchtbar-prächtigen Anblick geboten hatte. So lustig ich denn mit meinem neuen Beschützer dessen be-

quemes, soldatisches Zweigespann, der gelbfrazige Rosselenker schwang die Peitsche und sausend ging's mit den muthigen, starkknochigen Rappen zur Stadt hinaus. Auf dem Wege nun, wenngleich bei beginnendem Regen, erschloß sie liebliche Insel mir ihre ganze Fülle von Schönheit. Auf trefflich gebahnten, mit Erlengebüsch besetzten Wegen stiegen wir dahin, Häslein und rothhärige Rehe setzen, von friedlicher Aesung gescheucht, flüchtig davon und in bunten, harmonischem Tanz wirbelu die wechselnden Landschaftsbilder bei dem gefesselten Auge vorüber, jetzt durch anmuthige Thäler, drin freundlichwohlthätige Dörfer, üppig wogende Aehrenfelder, ernst umkränzt vom mächtigsten Buchwald, jetzt über freie, von der frischen Seeluft umspielte Höhen, von denen herab, fern, wie Nebelstreif, die Küste Fünens zu schauen. So geht die Fahrt weiter, über den Augustenburger Schloßhof, durchs gleichnamige Städtchen rasselnd, weiter durch Ketting bei sinkendem Tageslicht und jetzt in Schwendrup, bei völliger Dunkelheit und in strömendem Regen, halten die dampfenden Gäule und wir treten ein unter das gastlich schützende Dach des wackern Pastors A. und seiner liebenswürdigen Familie, um an der wohlbesetzten Abendtafel bei heißem Grog die nach so reichem Schauen des Tages etwas gesunkenen Lebensgeister wieder aufzufrischen.

(Schluß folgt.)

Am Familientische.

O du lieber Augustin, —

wer kennt nicht diese unverwüstliche Melodie mit ihrem unverwüstlichen Texte? Wer hätte sich noch nie dabei betroffen, daß er selbst einmal, fast ohne es zu wissen, jene bekannten Töne vor sich her pfiff? Die Welt ist unbarmherzig; den Humor von Lied und Text hat sie seit nun 200 Jahren fröhlich genossen, aber nach Dichter und Componisten hat sie nicht gefragt. Auch wir würden davon so wenig etwas wissen, wie irgend einer unserer Leser, wenn nicht Otto Beneke in seinem hübschen Buche von den „unehrlichen Leuten“ uns die Historie erzählt hätte. Dichter und Componist jener Arie ist nämlich eine und dieselbe Person und zwar keine andere, als der lustige Musikmeister Augustin, der vor 200 Jahren in Wien die Geige strich und die tanzlustigen Füße der Wiener und Wienerinnen derzeit gerade so flink in Bewegung setzte, wie neuerdings ein Strauß oder Lanner. Ein echter Spielmann war er, mit unverwüstlicher Heiterkeit und mit einer Kehle, die das Trinken nicht minder gut verstand, wie das Singen, und die Sorge um die Pest, welche damals die Kaiserstadt in Schrecken setzte, allabendlich bei leichtsinnigem Gläserklang erstickte. So hatte Herr Augustin wieder einen Abend mit guten oder schlimmen Freunden verjubelt, und als die Mitternacht kam und der Wirth ans Nachhausegehen mahnte, da sollte er die Zeche bezahlen, und — sein Beutel war so gut wie leer. Er langte den letzten Heller hervor, und auf des Wirthes Murren und Schnauben blieb ihm nichts übrig, als seinen Rock demselben zum Pfande zu lassen. Es ist ja Nacht! dachte der Musikant, und zu Hause hatte er noch einen. So machte er sich mit schwankenden Schritten auf den Weg, mit dem Stock fühlend und tastend und die Geige, seine treue Begleiterin, fest unter den Arm drückend. Aber die Nacht war rabenschwarz, ein kalter Wind ging, und es regnete wie auf den Hund. Was Wunder, daß unser Orpheus des Weges fehlte, und daß, ehe noch eine Viertelstunde verging, der Stock verloren, und der Hut ihm vom Kopfe geblasen war. Was kümmerte ihn das aber in seiner rosigen Laune? Hatte er doch seine Geige noch, und mit dem Bogen fuhr er durch die Finsterniß, als schlüge er Takt zu der Windesmusik, die durch die Gassen fegte. Aber das Schlimmste sollte noch kommen. In der Dunkelheit war der arme Augustin, der wie ein Odysseus sein Ithaka suchte, auf Abwege gerathen und der Riesengrube nahe gekommen, in der Wiens Gassenschmutz dermalen seine Ruhestätte zu finden pflegte. Arglos nähert sich der joviale Sänger in emsigem Zickzackschritte diesem schauderhaften Abgrunde, sein erleuchtender Strahl fällt durchs düstere Gewölk auf seinen Irrpfad, er taumelt heiteren Sinnes über den Rand und — stürzt in die Tiefe! Ein Herz von Stein müßte man haben, wenn man den armen Musikanten, ob er gleich dem Weine mehr ergeben war, als von einem rechtschaffenen Manne vernunftwärtet werden kann, ob seines Mißgeschickes nicht aufrichtig bemitleidete. Aber Herr Augustin hatte in seiner Noth weder Zeit noch Lust, den Kopf hängen zu lassen. Nachdem er die tröstliche Entdeckung gemacht, daß der Wiener Gassenschmutz weich und daß die Zahl seiner Gebeine noch richtig und keines zerbrochen sei, suchte er einen Ausweg, aber vergebens. Der Abhang war allzu steil, um jeder Schritt, den er mühselig zu machen suchte, brachte ihn immer tiefer in die unsaubere Trostlosigkeit; keine Menschenseele war in der Nähe, und so blieb ihm nichts übrig, als Geduld, das edle Kraut, von dem sonst die Musikanten nicht eben viel wissen wollen. Aber eine Beruhigung hatte er doch: seine Geige war gerettet, und wenn Herr Augustin nur seine Geige hatte, so meinte er alles zu haben. Da überkam ihn seine Künstlerlaune; bis an den Leib im Sumpfe steckend, stimmte er die Saiten, als sollte er im hellen Ballsaal zum Tanze aufspielen. Er setzte den Bogen an, er präludirte und auf einmal sang er und spielte dazu, sein eigenes Mißgeschick lustig parodirend:

O du lieber Augustin, Augustin, Augustin,
O du lieber Augustin, alles ist weg.
Stock ist weg, Rock ist weg,
Augustin liegt im Dreck.
O du lieber Augustin, alles ist weg!

Und sein Spiel, sein Sang führte zur Rettung. Der Tag wollte fast anbrechen, und einige früh Vorübergehende hörten die wunderliche Melodie, die aus dem Orkus emporstieg. Sie blieben lauschend stehen, kamen näher und entdeckten endlich den wohlbekannten Bruder Augustin, der nun sammt Geige und Bogen mit Stricken und Stangen zu Tage gefördert wurde. Hoffentlich hat der leichtsinnige Spielmann aus diesem Erlebniß sich eine Nutzanwendung gemacht und sie bis an sein Lebensende nicht wieder vergessen. Wer aber jenes Lied pfeift, der gedenke des Wiener Componisten und hülle sich vor dem Glase und vor dem Sumpfe!

O.

Die Pflege der Erikeu.

Nachtrag zu dem Artikel in Nr. 5: Durch die Heide.

Daß die Pflege der Erikeu nicht so ganz leicht ist, wird manche Freundin hübscher Topfblumen zu ihrem Leidwesen vielleicht schon aus eigner Erfahrung wissen. Sie kaufte eines jener üppig blühenden Sträuchlein, stellte es im Zimmer am geeignetsten Orte auf, schützte es sorgsam vor dem verderblichen Strahl der Mittagssonne, gab ihm auch öfters durch Oeffnen der Fenster frische Luft und doch starb das kleine eigensinnige Ding schon nach wenig Wochen ab, ohne daß eine Ursache zu bemerken gewesen wäre. Nicht selten führt das Wasser, welches zum Begießen verwendet wird, den Tod der Erikeu herbei. Sie wollen durchaus keinen Kalk leiden und die meisten unserer Brunnen enthalten sogenanntes hartes Wasser, d. h. solches, das kohlensäuren oder schwefelsauren Kalk (Gyps) aufgelöst enthält. Wasser, das beim Kochen Topfstein absetzt, das beim Verdunsten im Glase einen weißlichen Ueberzug zurücklässt, ist für Heidekräuter untauglich.

Es gibt nicht zu viele Gärtner, welche die Zucht der Erikeu mit Erfolg zu betreiben verstehen. Schon die Mischung der Topferde erfordert viel Vorsicht. Die schlechthin sogenannte Heideerde, wie man sie im Walde findet, ist nicht ohne Weiteres dazu geeignet. Es währt nicht lange, so setzt sie sich fester zusammen, als den Wurzeln der eingepflanzten Erikeu behagt, und letztere beginnen zu kränkeln. Es muß der Erde ein guter Theil seiner Sand beigemischt werden. Durch Schlämmen entfernt man aus dem Sande vorher den Thon, der das Verhärten der Erde bewirkt. Dann mischt der Gärtner noch etwa ein Viertheil fasrige, lockere Moorerde dazu, außerdem einige zerfaserte Holzkohlen und Feuersteinstückchen. Während des Winters müssen die Erikeu an einem möglichst hellen, trockenen Orte aufgestellt werden und dürfen höchstens 1 bis 5 Gr. R. Wärme erhalten. Bei Thauwetter öffnet man Mittags die Fenster und gibt ihnen frische Luft. Im August und September setzt man sie um und vermehrt sie dann durch Stecklinge, Ableger und Samen.

Herm. Wagner.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des „Daheim“ in Leipzig, Poststr. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im November 1864. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 8.**

Unser Daheim ist mit so großer Aufmerksamkeit aufgenommen worden und hat für die kurze Zeit seines Bestehens eine so bedeutende Verbreitung gefunden, daß es nicht befremden kann, wenn ihm auch Angriffe und Verdächtigungen, theils von Concurrenz theils von Partei wegen zu Theil geworden sind. Wir konnten das nicht anders erwarten und haben es nicht anders erwartet. Unsere Antwort ist: Unser **Programm** und unser **Inhalt**. Das Programm ist unser Fundament. Wir sind entschlossen, unverrückt auf ihm stehen zu bleiben und uns auf keinerlei Parteistreitigkeiten einzulassen, denn „in die Familie gehört nicht der Kampf der Parteien." Von loyalen Männern **aller** Parteien aber dürfen wir erwarten, daß sie uns nur nach dem Inhalt unseres Blattes, also nach dem, was wir versprochen und was wir halten, beurtheilen.

Unser Programm (vgl. Nr. 1) lautete also:

„Unser Blatt hofft ein Freund des Hauses zu werden und des Ehrenrechts eines Familiengastes, dem jedes Haus seine Thür vertrauend öffnen darf, werth zu bleiben.

„In die Familie gehört nicht der Kampf der Parteien; das „Daheim" wird ihre Streitrufe über seine Schwelle tragen. Die deutsche Familie beruht auf dem Fundament der Religion und Sitte, unser „Daheim" wird daher alles entfernt halten, was dieses Fundament direct oder versteckt untergraben könnte. In das Gebiet von Staat und Kirche einzugreifen, ist nicht unseres Blattes Beruf, aber ein edles deutsches Familienleben zu fördern, mit heiterm und ernstem Wort, das ist seine Aufgabe.

Im Uebrigen sei der Inhalt des Blattes sein Programm!"

Die Verlagshandlung. **Die Redaction.**

Der Polizeiagent.

Erzählung von **Friedrich Gerstäcker.**

(Fortsetzung.)

III.

Entwicht.

Mitternacht war lange vorüber, als sich Hamilton endlich erschöpft und ziemlich ermüdet auf sein Lager warf, aber trotzdem befand er sich schon um fünf Uhr angekleidet wieder draußen auf dem Gang, denn heute sollte er ja den Lohn seiner Bemühungen ernten, und die Zeit durfte ihn nicht lässig finden.

Das Schuhwerk stand indeß noch immer friedlich dort draußen, des Hausknechts gewärtig, aber die Bewohner des Zimmers mußten auf sein — sollten sie doch am Ende heute Morgen abfahren wollen?

„Nein, mein lieber Mr. Kornik," lachte der Engländer still vor sich hin, „da wir Sie so hübsch in der Falle haben, wollen wir auch Acht geben, daß Sie uns nicht wieder durch die Finger schlüpfen."

In dem Augenblick wurde in Nr. 7 die Klingel gezogen und Hamilton trat in seine Stube zurück, ließ aber die Thür angelehnt. Er horchte — aber er konnte nicht hören, daß irgend jemand ein Wort sprach. Ein Paar Stühle wurden gerückt und Schieladen ziemlich geräuschvoll auf- und zugemacht, aber es sprach niemand da drinnen ein Wort. Hatte sich das junge Ehepaar vielleicht gezankt?

Draußen klopfte der Kellner an Nr. 7 an.

„Walk in."

Digitized by Google

Die Thür öffnete sich.

„Do you speak english?“ lautete die Frage der Dame.

Der Kellner antwortete leise einige Worte, die Hamilten nicht verstehen konnte, aber die Frage mußte verneinend beantwortet sein, denn die Dame erwiderte gleich darauf heftig:

„So send somebody with whom I can speak.“

Der Kellner — Hamilten sah durch die Thürspalte, es war ein ganz junger Bursch, der augenscheinlich gar nicht wußte, was die Dame von ihm wollte — eilte wieder die Treppe hinab. „Aber alle Wetter, wo stak denn Mr. Kornik, der doch ganz vortrefflich deutsch sprach?“

Hamilten erschrak. Hatte der Verbrecher wirklich gestern Abend Burton erkannt und sich selber in Sicherheit gebracht? Darüber mußte er Gewißheit haben — aber seine Stiefeln standen noch vor der Thür. War er vielleicht krank geworden?

Er stieg rasch die Treppe hinunter zum Portier, den er auch schon auf seinem Posten fand.

„Ah, Portier, wissen Sie vielleicht, wann der Herr auf Nr. 7 wieder abreisen wird?“

„Auf Nr. 7?“

„Graf Kornikoff, glaube ich —“

„Ah — ja, der Herr Graf, kann ich wirklich nicht sagen. Er wollte heute Abend wieder kommen.“

„Wieder kommen?“

„Ja — er ist heute Morgen halb zwei Uhr mit Extrapost nach dem Taunusgebirg gefahren.“

„The devil he is,“ murmelte Hamilten leise und verblüfft vor sich hin — „und hat er Gepäck mitgenommen?“ frug er laut.

„Nur eine Reisetasche — die Dame ist ja noch hier.“

„Haben Sie ihn denn gesehen?“

„Natürlich — ich habe die Tasche ja an den Wagen getragen.“

„Aber wann, um Gottes Willen, schlafen Sie denn?“

„Ich? — nie,“ lächelte der Mann in voller Ruhe. Aber Hamilten hatte andere Dinge im Kopf, als sich mit dem Portier zu unterhalten. Mit wenigen Sätzen war er eben an Mr. Burtons Zimmer, den er auch schon vollständig angekleidet und seiner wartend traf.

„Er ist fort,“ rief er diesem ganz außer Athem entgegen, „richtig durchgebrannt. Er muß Sie gestern Abend erkannt haben. Der Lump ist mit allen Hunden gehetzt.“

„Und was jetzt?“

„Ich muß augenblicklich nach, denn der Postillon, der ihn gefahren hat, wird zurück sein und weiß jedenfalls die Station. Dort findet sich dann die weitere Spur.“

„Mit der Donna?“

„Nein, die ist zurückgeblieben, die überlasse ich jetzt Ihnen. Wahrscheinlich hat sie auch einen Theil von Ihres Vaters Gebeten in Verwahrung — jedenfalls den Schmuck. — Hier ist der Verhaftsbefehl für Kornik und seine Begleiterin — mir kann er doch nichts helfen, denn er gilt, von den Frankfurter Behörden ausgestellt, nur für das hiesige Gebiet. Das ist eine verzweifelte Wirthschaft in Deutschland, wo ein Mann in einer einzigen Stunde in drei verschiedener Herren Länder sein kann.

„Aber wie bekomme ich heraus, ob das auch in der That jene berüchtigte Miß Fallow ist, lester Hamilten? Die Flucht des Grafen, wenn er wirklich geflohen, bleibt allerdings sehr verdächtig und ich zweifle kaum, daß Sie auf der richtigen Fährte sind, aber es — wäre doch eine ganz schändliche Geschichte, wenn wir es nicht mit den rechten Leuten zu thun hätten, und jetzt einer wildfremden und ganz unschuldigen Dame Unannehmlichkeiten bereiteten.“

„Machen Sie sich deshalb keine Sorgen!“ lachte Hamilten. „Daß ich Ihnen aus diesem Grafen Kornikoff den richtigen und unverfälschten Kornik herausschäle, darauf können Sie sich fest verlassen, und dies junge, wirklich wunderhübsche Geschöpf, was ihn begleitet, hätte sich dem Lump auch nicht an den Hals geworfen, wenn sie nicht schon vorher durch ein Verbrechen mit einander verbunden gewesen wären. Nein, die einzige Sorge, die ich habe, ist die, daß Ihnen die junge Dame einmal ebenso eines Morgens unter den Händen fortschlüpft, wie ich mir in fabelhaft alberner Weise habe den Hauptschuldigen entwischen lassen, und wenn ich ihn nicht wiederbekäme, wäre das ein Nagel zu meinem Sarg. Aber noch hab' ich Hoffnung — ich kenne den Herrn jetzt, denn ich habe ihn mir genau angesehen und wenn er sich wirklich auch den schwarzen Schnurrbart abrasirte und die blaue Brille in die Tasche steckte, so denke ich ihm doch auf den Hacken zu sitzen, ehe er es sich versieht.“

„Er wird direkt über die Grenze nach Frankreich fliehen.“

„Daran habe ich auch schon gedacht, denn Geld genug hat er bei sich, aber dagegen hilft der Telegraph. An die beiden Grenzstationen werde ich jetzt vor allen Dingen genau telegraphiren, und wenn ich da ein Wort mit einfließen lasse, daß der Herr mit dem Revolutionscomité in London in Verbindung stände, passen sie auf wie die Hefelmacher.“

„Und Sie wollen dem Kornik nach?“

„Augenblicklich, sowie ich die Depeschen befördert habe. Ich nehme jetzt ohne weiteres Extrapost und treffe ich ihn, so telegraphire ich ungesäumt.“

„Und ich lasse unterdessen die Dame verhaften?“

„Das ist das Sicherste. Sie können ja Bürgschaft leisten, wenn es verlangt werden sollte. Auf dem Gerichte finden Sie auch jemand, der englisch spricht.“

„Abscheuliche Geschichte,“ murmelte der junge Burton zwischen den Zähnen, „daß uns der Lump auch gestern Abend gerade so zur unrechten Zeit in den Weg laufen mußte.“

„Das ist jetzt nicht zu ändern,“ rief aber der weit entschiedenere Hamilten — „wir haben immer noch Glück gehabt, das Volk Hühner so rasch anzutreffen und zu sprengen. Jetzt halten Sie nur Ihren Part fest, und ich glaube Ihnen garantiren zu können, daß ich meine Häfte ebenfalls zur rechten Zeit einbringe.“

„Und wissen Sie gewiß, daß Kornik die Stadt verlassen hat?“

„Gar kein Zweifel — aber das erfahre ich ja auch gleich auf der Post. Jetzt wollen wir nur noch einmal hinunter und sehen, ob wir nichts mehr von der Donna zu hören bekommen.“

Es war in der That das Einzige, was sie thun konnten. Sie fanden die Thür aber wieder geschlossen und Hamillen wandte sich unten an den Oberkellner, um womöglich etwas Näheres zu erfahren.

„Ach, Oberkellner, meine Rechnung — ich reise ab.“

„Zu Befehl, meine Herr —“

„Apropos, was war denn das heute Morgen für ein Lärm auf Nr. 7? Meine schöne Nachbarin schien ja sehr in Eifer.“

Der Oberkellner lächelte.

„Der Herr Gemahl hat die Nacht eine kleine Extrafahrt gemacht und die Dame scheint eifersüchtig zu sein.“

„Es scheint als ob er heimlich auf und davon gegangen wäre,“ sagte Mr. Burton leise zu Hamilten. Dieser zuckte die Achseln.

„Gott weiß es,“ erwiderte er, „aber das werden Sie jetzt herausbekommen. Lassen Sie sich nur nicht etwa von Thränen rühren, denn wir haben es hier mit einer abgefeimten Kokette zu thun, der auch Thränen zu Gebote stehen, wenn sie dieselben braucht. Ich aber darf keinen Augenblick Zeit mehr verlieren. Auf die Koffer in Korniks Zimmer legen Sie augenblicklich Beschlag und lassen sie visitiren. Kornik hat wahrscheinlich alle Papiere entfernt und mitgenommen; aber in der Eile bleibt doch noch manchmal ein oder die andere Kleinigkeit zurück, die leicht zum Verräther wird.“

„Und wenn sie sich weigert? — wenn sie sich auf ihren Rang, vielleicht sogar auf einen, wer weiß wie erhaltenen Paß beruft? Die Behörden hier werden sie in Schutz nehmen.“

„Gott bewahre,“ sagte Hamilten, „Sie haben ja das Duplicat unserer englischen Vollmachten mit der Personalbeschreibung der beiden Verbrecher in Händen. Korniks Flucht hat ihn dabei schon verdächtig gemacht und das weniger, was man Ihnen zugestehen kann, ist eine Durchsuchung der Effecten im Beisein eines Polizeibeamten, und dann die Detenirung der Person selber in Frankfurt, bis ich mit ihrem Helfershelfer zurückkomme. In dem Fall können Sie dieselbe meinetwegen — natürlich unter polizeilicher Aufsicht — so lange hier im Hotel lassen.“

„Eine unangenehme Geschichte bleibt es immer,“ sagte Mr. Burton, mit dem Kopf schüttelnd.

„Unangenehm, by George,“ lachte Hamilton — „bedenken Sie, daß 20,000 Pfr. Sterling Ihres Geschäfts dabei auf dem Spiel stehen, von dem Schmuck, der ebenfalls auf 3000 taxirt ist, gar nicht zu reden. Und nun ade; hoffentlich bringe ich Ihnen bald den Patron selber. Verlassen Sie nur die Stadt nicht“ — und mit den Worten rasch zu dem kleinen Stehpult tretend, hinter welchem

sich der Oberkellner befand, berichtigte er seine Rechnung und sprang gleich darauf draußen in eine Droschke, um seine Verfolgung anzutreten.

IV.

Die schöne Fremde.

Mr. Burton blieb in einer nichts weniger als behaglichen Stimmung zurück, denn er hatte ganz plötzlich die Leitung einer Angelegenheit bekommen, in der er bis jetzt nur gedacht hatte als Zeuge, und vielleicht als Kläger aufzutreten.

James Burton war überhaupt der Mann nicht, in irgend einer Angelegenheit entscheiden und selbständig zu handeln; er verhielt sich am liebsten passiv.

In einer der ersten bürgerlichen Familien seines Vaterlandes erzogen, in den besten Schulen herangebildet, in der besten Gesellschaft aufgewachsen, war er von edlem, offenem Charakter, dem sich ein gesunder Verstand und ein weiches Herz paarte. Das letztere ließ ihm aber nur zu oft mit den ersteren davon, und selber unfähig eine unrechtliche Handlung zu begehen, gab es für ihn auch nichts Schrecklicheres auf der Welt, als solche einem anderen zuzutrauen.

Nichtsdestoweniger bekam er es hier mit einer nicht wegzuleugnenden Thatsache zu thun, denn William Kornik, von seinem Vater mit Wohlthaten überhäuft und in eine ehrenvolle und einträgliche Stellung gebracht, hatte das Vertrauen seines Hauses auf eine so nichtswürdige Weise getäuscht und mißbraucht, daß ein Zweifel an seiner Unehrlichkeit nicht mehr stattfinden konnte. Gegen diesen würde er auch mit rücksichtsloser Strenge vorgegangen sein, aber jetzt bekam er plötzlich den Auftrag, gegen eine Frau einzuschreiten, deren Betheiligung an dem Raub allerdings wahrscheinlich, aber keineswegs völlig erwiesen war. Und doch sah er auch recht gut ein, daß Hamilton Recht hatte, wenn er verlangte, die jedenfalls sehr verdächtige Person wenigstens so lange fest und unter Aufsicht zu halten, bis er mit dem wirklichen Verbrecher zurückkehren könne. Nur daß ihm dazu der Auftrag geworden, war ihm fatal, und er hätte vielleicht eine große Summe Geldes gegeben, um sich davon loszukaufen, aber das ging eben nicht, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich der einmal übernommenen Pflicht nun auch nach besten Kräften zu unterziehen. Er beschloß dabei im Stillen, daß die Dame sehr stolz und frech gegen ihn auftreten würde, und war fest entschlossen, sich nicht einschüchtern zu lassen. Um den verbrecherischen Erwerb des Geldes mußte sie ja wissen, sie wäre sonst nicht heimlich mit ihm geflohen, und wenn sich dann auch noch herausstellte, daß sie den Schmuck der Lady Clive entwendet hatte, dann brauchte er auch weiter kein Mitleiden mehr mit ihr zu haben, und jede Rücksicht hörte von selbst auf.

Nichtsdestoweniger konnte er sich doch nicht entschließen, die Höflichkeit soweit außer Acht zu lassen, als sich vor zwölf Uhr bei ihr melden zu lassen. Aber er traute ihr deshalb doch nicht; denn Mr. Kornik war ihm auf viel zu rasche Art abhanden gekommen, um nicht etwas Aehnliches auch von seiner Frau oder Gefährtin zu fürchten. Er ging deshalb, sehr zum Erstaunen des Portiers, der gar nicht wußte, was er von dem unruhigen Gast denken sollte, und ihn fragte, ob er vielleicht Zahnschmerzen habe, die langen Stunden theils auf dem Vorsaal, theils auf der Treppe auf und ab — denn das verzweifelte Haus hatte ja zwei Ausgänge — und horchte verschiedene Male oben an der Thür, um sich zu versichern, daß nicht der zweite Vogel ebenfalls heimlich ausgeflogen sei.

Aber diese Furcht schien grundlos zu sein. Das Studenmädchen, dem er auf der Treppe begegnete, brachte das Frühstück hinauf, ein Glas Madeira und ein Beefsteak, die verlassene Frau nahm also noch substantielle Nahrung zu sich, und als es endlich auf sämmtlichen Frankfurter Uhren — was bekanntlich eine lange Zeit dauert — zwölf geschlagen hatte, faßte er soviel Muth, der Dame seine Karte hinaufzuschicken und anfragen zu lassen, ob er das Vergnügen haben könne, ihr seine Aufwartung zu machen.

Das klang allerdings nicht wie das Vorspiel einer criminellen Untersuchung, aber die gewöhnlichen Gesetze der Höflichkeit durften doch auch nicht außer Acht gelassen werden. Höflichkeit schadet nie, und man hat dadurch oft schon mehr erreicht, als durch sogenannte gerade Derbheit, was man im gewöhnlichen Leben auch wohl Grobheit nennt.

Die Antwort lautete umgehend zurück, daß die Dame sich glücklich schätzen würde, ihn zu begrüßen und nur noch um wenige Minuten bäte, um ihre Morgentoilette zu beenden.

Die wenigen Minuten dauerten allerdings noch eine reichliche halbe Stunde, aber Mr. Burton war gar nicht böse darüber, denn er bekam dadurch nur noch so viel mehr Zeit, sich zu sammeln und sich ernstlich vorzunehmen, diese Person allerdings mit jeder Artigkeit, aber auch mit jeder, hier unumgänglich nöthigen Strenge zu behandeln. Was half es auch, Rücksicht auf ein Wesen zu nehmen, das sich an einen Menschen wie diesen Kornik soweit weggeworfen hatte, sogar Theilnehmerin seiner Verbrechen zu werden. Dabei überlegte er sich auch, daß es weit besser sein würde, im Anfang keine einzige Frage derselben zu beantworten, sondern vor allen Dingen erst alles herauszubekommen, was sie wußte. Volle Aufrichtigkeit allein konnte ja auch jetzt ihre Strafe mildern und ihrem Vergehen das Gehässige der Versteckheit nehmen, und durch ihr Geständniß bekamen sie außerdem gleich ein Hauptzeugniß gegen den jetzt noch flüchtigen Verbrecher.

Mitten in diesen Betrachtungen wurde er durch die Klingel auf Nr. 7. gestört, die den Kellner herbeirief. — Dieser erschien gleich darauf wieder und meldete Herrn Burton, die Dame erwarte ihn.

Also der Augenblick war gekommen, und mit festen Schritten stieg er die Treppe hinan. Wußte er doch auch schon vorher, wie er die Dame finden würde, die je ewig lang gebraucht hatte, ihre Toilette zu machen: im vollen Staat natürlich, um ihm zu imponiren und jede Frage nach einer begangenen Schuld gleich von vornherein abzuschneiden. Aber er lächelte trotzig vor sich hin, denn er wußte, daß eine derartige plumpe List bei ihm nicht das Geringste helfen würde. Er ließ sich eben nicht verblüffen.

Mit festen Schritten stieg er die Stufen hinan und klopfte an — aber doch nicht zu laut. „Walk in," hörte er von einer fast schüchternen Stimme rufen, und als er die Thür öffnete, blieb er erstaunlich bestürzt auf der Schwelle stehen, denn vor sich sah er das lieblichste Wesen, das er in seinem ganzen Leben noch mit Augen geschaut.

Mitten in der Stube stand die junge Fremde — nicht etwa in voller Toilette, mit Schmuck und Putz und Flitterstaat behangen, wie er eigentlich gefaßt hatte sie zu finden, sondern in einem einfachen, schneeweißen Morgenanzug, der ihre Schönheit nur um so reizender erscheinen ließ, und während ihr blaues Auge feucht von einer halbzerdrückten Thräne schien, streckte sie dem Eintretenden die Hand entgegen und sagte mit vor Bewegung zitternder Stimme:

„Sie sendet mir der liebe Gott, mein Herr — Ihr Name ist mir zwar fremd, aber aus Ihrer Karte sehe ich, daß Sie ein Landsmann sind, also ein Freund, der mich in der größten Noth meines Lebens trifft, und mir gewiß, wenn er nicht helfen kann, doch rathen wird."

„Madam," sagte der junge Burton, durch diese keineswegs erwartete Anrede ganz außer Fassung gebracht, indem er die ihm gereichte Hand nahm und fast ehrfurchtsvoll an seine Lippen hob, „ich — ich begreife nicht recht — ich gestehe, daß ich — Sie entschuldigen vor allen Dingen meinen Besuch."

„Ach würde Sie darum gebeten haben," sagte die junge Frau herzlich, „wenn ich gewußt hätte, daß ein Landsmann mit mir unter einem Dache wohnt, aber das Fremdenbuch, das ich mir heute Morgen bringen ließ, zeigte keinen einzigen englischen Namen — doch ich darf nicht selbstsüchtig sein," unterbrach sie sich rasch — „Sie sind da — ich sehe in dem edlen Ausdruck Ihrer Züge, daß ich auf Ihren Beistand rechnen kann, und nun erst vor allen Dingen, Ihre Angelegenheit. Lassen Sie mir das Räthsel, das Sie, einen vollkommen Fremden, gerade in dieser Stunde zu mir hergeführt — und bitte, nehmen Sie Platz — ob, verzeihen Sie der Aufregung, in der Sie mich gefunden, daß ich Sie schon so lange hier im Zimmer habe stehen lassen."

Damit führte sie ihn mit einfacher Unbefangenheit zu dem kleinen mit rothem Plüsch überzogenen Sopha und nahm dicht neben ihm Platz, so daß es dem jungen Mann ganz bekommen zu Muthe wurde. Auch die Frage diente nicht dazu, ihm seine ruhige Ueberlegung weiter zu geben, denn kaum er dem Sessel neben ihm jetzt mit kalten, dürren Worten sagen, daß er hierher gekommen sei, um sie des Diebstahls zu bezüchtigen und in Haft zu halten? Es war erdenklich als ob ihm die innere Bewegung die Kehle zusammenschnürte und er brauchte geraume Zeit, um nur ein Wort des Anfangs zu finden.

Digitized by Google

Die junge Frau an seiner Seite ließ ihm dabei vollkommen Zeit sich zu fassen, und nur wie schüchtern blickte sie ihn mit ihren großen, seelenvollen Augen an. Und diese Augen sollten jemals die Helfershelfer eines Verbrechens gewesen sein? Es war nicht möglich; Hamilton hatte den größten nur denkbaren Mißgriff gemacht und ihn selber jetzt in eine Lage gebracht, wo er mit Vergüten tausend Pfund Sterling bezahlt hätte, um nur mit Ehren wieder heraus zu sein.

Endlich fühlte er aber doch, daß er nicht länger schweigen konnte, ohne sich lächerlich zu machen und begann, wenn auch anfangs noch mit leiser, unsicherer Stimme.

„Madam — Sie — Sie müssen mich wirklich entschuldigen, wenn ich Sie von vornherein mit einer Frage belästige, die — die eigentlich Ihren — Ihren Herrn Gemahl betrifft — denn auch denn auch vorzugsweise mein Besuch galt; denn ich würde nicht gewagt haben, Sie zu stören. Aber — seine so plötzliche Abreise — und mitten in der Nacht hat einen Verdacht erweckt, der —"

„Einen Verdacht?"

„Uebrigens," leutte Burten ein, da ihm plötzlich wieder beifiel, daß er ja vorher alles hatte hören wollen, was die Dame ihm sagen würde, um danach sein eigenes Handeln zu regeln — „hängt alles vielleicht mit dem zusammen, wegen dessen Sie selber meinen Rath verlangten und wenn Sie nur die Freundlichkeit haben wollten —"

„Aber einen Verdacht? — sagte die junge Dame rasch und erschreckt, indem sie ihre zitternde Hand auf seinen Arm legte und in der gespanntesten Erwartung mit ihren schönen Augen an seinen Lippen hing. — „Welcher Verdacht könnte auf ihm ruhen? — In welcher Verbindung können Sie mit ihm stehen? Oh, spannen Sie mich nicht länger auf die Folter — machen Sie mich nicht unglücklicher, als ich es schon bin. Ach, ich hatte ja geheßt, daß Sie gerade mir Hilfe und Trost bringen sollten; tragen Sie nicht dazu bei, meine Unruhe durch längeres Schweigen noch zu vermehren."

Mr. Burten fand sich so in die Enge getrieben, daß er schon gar keinen möglichen Ausweg mehr sah. Er war ja auch eigentlich verpflichtet zuerst zu sprechen. Er hatte eine Unterredung mit ihr erbeten, nicht sie mit ihm, und wenn ihn auch ein wahrhaft verzweifelter Gedanke einmal einen Moment erfaßte, sich aus der ganzen Geschichte durch irgend eine Ausrede hinauszuliegen, sich ihm doch uns Leben nicht das Geringste, auch nur einigermaßen Glaubwürdige bei. Es blieb ihm also nichts übrig, als der jungen Dame — natürlich so schonend wie das nur irgend geschehen konnte — die Wahrheit zu sagen, und dabei war er auch im Stande zu sehen, welchen Eindruck die Beschuldigung auf sie machen würde — danach wollte er dann handeln."

„Madam," sagte er, aber noch immer verlegen — „beruhigen Sie sich — es wird sich ja noch alles aufklären. — Ich selber — ich bin ja fest davon übergeugt, daß Sie der — unangenehmen Sache, um die es sich handelt, vollständig fern stehen — es ist auch noch nicht einmal ganz fest bestimmt, ob Ihr Herr — Herr Gemahl auch wirklich jene Persönlichkeit ist, die wir suchen — die ganze Sache kann ja möglicherweise ein Irrthum sein, und nur der dringende Verdacht, den mein Begleiter gegen mich ausgesprochen hat, veranlaßt mich —"

„Aber ich verstehe Sie gar nicht," sagte die junge Dame, und sah dabei gar so lieb und doch so entsetzlich unglücklich aus, daß ihm erbarmlich das eigene Herz weh that.

„Ich muß deutlicher reden," fuhr Mr. Burten fort, der sie nicht länger in dieser Aufregung lassen durfte. Alles hören Sie. Mein Name ist James Burten. Ich bin seit diesem Jahre Theilhaber der Firma meines Vaters Burten & Burten in London. Seit sieben Jahren hatten wir einen jungen Mann in unserm Geschäft, einen Polen, Namens Kornik, der sich durch seine Geschicklichkeit nur Umsicht so in meines Vaters Vertrauen einschlich, daß er ihn vor zwei Jahren zu unserm Hauptcassirer machte. Mein Vater wußte nicht, daß er eine Schlange in seinem Busen nährte. Vor etwa acht Tagen verschwand dieser Mensch plötzlich aus London und zwar an einem Sonnabend Abend, wodurch er etwa vierzig Stunden Vorsprung bekam, denn da nicht der geringste Verdacht auf ihm lastete, fiel auch sein Ausbleiben am Montag Morgen nicht so rasch auf, wie das sonst vielleicht der Fall gewesen wäre. Nur weil mein Vater fürchtete, daß er könne unwohl geworden sein, schickte er in seine Wohnung hinüber, die sich namittelbar neben uns befand, und hörte hier zu seinem Erstaunen, daß Mr. Kornik sowohl Sonnabend als Sonntag Abend nicht nach Hause gekommen sei."

„Aber was, um Gottes Willen, habe ich mit dem allen zu thun?" unterbrach ihn die junge Dame, erstaunt mit dem Kopfe schüttelnd.

„Erlauben Sie mir," fuhr Mr. Burten, in der Erinnerung an das Geschehene wärmer werdend, fort: „Der erste Gedanke meines Vaters war, daß ihm ein Unglück begegnet sein könne, ein anderer Commis aber in unserem Haus mußte doch etwas bemerkt haben, was ihm verdächtig verkam. Er bat uns dringend, keine Zeit zu versäumen und die Kasse zu revidiren, und da stellte sich denn bald das Entsetzliche heraus, daß eine sehr bedeutende Summe fehlte, die, nach den über Tag eingegangenen Erkundigungen, gegen 20,000 Pfz. Sterling betrug."

„Mein Vater wandte sich augenblicklich an die Polizei, und ein sehr gewandter Detective, der uns besuchte, und der zur Verfolgung bestimmt wurde, gerieth auch an nem nämlichen Tag auf eine andere Spur, die, wie er meinte, sicherer zur Entdeckung des Verbrechers führen konnte. Derselbe war nämlich, wie der Polizeiagent sehr rasch herausbrachte, mit einer jungen, sehr — ge — sehr gewandten Dame bekannt geworden und als an dem nämlichen Tag eine andere Klage gegen diese einlief, daß sie in dem Haus einer Lady, wo sie Stunden gab, einen werthvollen Schmuck entwandt haben sollte, ebenfalls aber nirgends aufzufinden war und seit dem nämlichen Abend fehlte, wie jener Kornik — so blieb zuletzt kein Zweifel, daß beide mitsammen gestohen sein mußten."

„Jetzt war kein Augenblick mehr zu verlieren um der Verbrecher habhaft zu werden. Lady Clive — so hieß jene Dame — setzte selber eine namhafte Summe für den Polizeibeamten aus; da dieser aber weder die Dame noch unsern früheren Kassirer persönlich kannte, entschloß ich mich, ihn zu begleiten und wir begannen gemeinschaftlich unsere etwas ungewisse Fahrt."

„Und jetzt?" frag die Fremde, aufscheinend in größter Spannung.

„Indessen," fuhr Mr. Burten fort, „wurde kein mögliches Mittel versäumt, die beiden aufzufinden, falls sie sich noch in England selber aufhalten sollten. Zugleich telegraphirten wir an die nächsten Hafenplätze. Mein ganz vertrefflicher und gewandter Begleiter war aber schon auf eine Spur gekommen, die ihn nach Hamburg führte. Mit dem Hamburg Packet waren nämlich am Sonnabend Abend zwei Personen abgegangen, die der Beschreibung wohlkommen entsprachen. Einer der Cassenleute in dem Office des Dampfboots behauptete sogar, Kornik an jenem Abend mit einer Reisetasche an dem Landungsplatze des Dampfboots gesehen zu haben. Wir folgten augenblicklich, verloren aber die Spur in Hamburg wieder und glaubten sie erst in Hannover — freilich, wie sich später erwies, irrthümlich — wieder zu finden. Dort ließ mich Mr. Hamilton zurück, während er selber, von einer Art polizeilichen Instinkts getrieben, nach Frankfurt vorausseilte und hierher zu — zufälliger Weise — mit Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl die Reise in einem Coupé machte."

Ein leises Zittern flog über den Körper der Frau, aber ihre Züge verriethen keine Spur von Ueberraschung, und nur mit mehr erstaunter als bewegter Stimme sagte sie:

„Und jetzt?"

„Und jetzt," fuhr Mr. Burten verlegen fort, „glaubte er, durch mehrere zeugenbar zusammentreffende Umstände jenen aus London mit unserem Geld entflohenen Kornik in dem — Sie dürfen mir nicht zürnen, denn Sie haben die volle Wahrheit verlangt — in dem — Grafen Kornikoff wieder zu finden, da sich dieser heute Nacht so heimlich —"

„Heiliger Gott der Welt!" rief die junge Frau, entsetzt emporspringend: „reden Sie nicht aus. Daß ich denn meinen Ohren traunen? In dem Grafen Kornikoff vermuthen Sie den entsprungenen Verbrecher? Und dann ist, Ihrer Meinung nach — seine Begleiterin jene Diebin des Diamantenschmucks?"

„Bat Madam!" rief Mr. Burten, ebenfalls erschreckt von seinem Sitz aufspringend, „ich sage Ihnen ja" —

„O mein Vater im Himmel, selbst das noch," rief aber das schöne Weib, die Arme wie flehend emporstreckend, „auch das noch — auch das noch in meinem Jammer und Elend. — Aber kommen Sie," fuhr sie leidenschaftlich fort, indem sie plötzlich wieder Mr. Burtens Arm ergriff und ihn fast mit Gewalt zu ihrem Koffer zog — „ich

Digitized by Google

Der Dom zu Regensburg.
Originalzeichnung von Carl Spitzweg.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS
Digitized by Google

bin nur ein armes schwaches Weib, hilflos und ohne Schutz im fremden Lande — aber Sie haben vielleicht ein Recht, der Spur eines verübten Verbrechens nachzuforschen. Ich habe nichts als meinen ehrlichen Namen, aber den kann ich, Gott sei Dank, mir erhalten und Ihnen bin ich noch dazu verpflichtet, mir die Gelegenheit zu geben mich zu rechtfertigen. Mir schwindelt der Kopf, wenn ich mir denke, daß Sie auch nur eine Stunde länger mich in einem so furchtbaren Verdacht haben sollten."

„But, my dear Madam," rief Burton, jetzt vergebens bemüht, zu Worte zu kommen. Die Frau ließ ihn nicht.

„Nein, nein," fuhr sie immer erregter fort und schloß mit vor Eifer zitternden Händen ihren Koffer auf, warf den Deckel zurück und riß die dort sorgfältig und glatt eingepackten Röcke wild und leidenschaftlich heraus. „Da — hier — hier ist alles, was ich auf der Welt mein nenne — da meine Wäsche — da meine Kleider," fuhr sie fort, die genannten Sachen, ohne daß es Burton verhindern konnte, über den Boden streuend, „hier mein Schmuck — eine dürftige Korallenkette mit einem goldnen Kreuzchen, das Erbteil meiner seligen Mutter — und wie ich früher ihren Tod beklagte, jetzt danke ich Gott, daß sie diese Stunde nicht erlebte. — Hier meine —" sie konnte nicht weiter — ihr Gefühl überwältigte sie. Sie richtete sich auf und wollte zum nächsten Stuhl schwanken, aber sie vermochte es nicht und wäre zu Boden gesunken, wenn sie nicht James Burton in seinen Armen aufgefangen hätte.

Das war eine böse Situation für den jungen Mann — der warme Körper der jungen Frau ruhte an seinem Herzen, und vergebens suchte er sie durch tausend Trostesworte ins Leben zurückzurufen. — Und wie ihr Herz dabei schlug — er wußte sich keines Rathes, als sie aufs Sopha zu tragen. Und als er sie in die Höhe hob, trafen seine Lippen unwillkürlich auf die ihrigen und ruhten einen Moment darauf. Entlich raffte er sich empor. Er wollte nach Hilfe rufen, aber er wagte es nicht — was mußten die Leute im Hotel davon denken, wenn er in einer solchen Situation mit der jungen Dame betroffen wurde? Auf dem Waschtisch stand ein Glas Eau de Cologne — damit benetzte er ihr Taschentuch, hielt es ihr unter die Nase und rieb ihr Schläfe und Puls, und als das alles nicht helfen wollte, tauchte er das Hauptuch in kaltes Wasser und legte es ihr um die Stirn. Aber es dauerte wohl zehn Minuten, ehe er sie zum Bewußtsein zurückrief, und als sie endlich erwachte, befand sie sich in einem so furchtbar überreizten Zustande, daß sie den über ihr lehnenden Arm des jungen Mannes ergriff, ihre Stirn dagegen lehnte und bitterlich weinte.

Mr. Burton that das unter solchen Umständen Zweckmäßigste — er ließ sie sich ausweinen und es gewährte ihm sogar einige Beruhigung, daß er sie dabei mit seinem linken Arm stützen und halten konnte. Aber diese Schwäche dauerte nicht lange. Die junge Frau zeigte eine ungemeine Willenskraft, dieses augenblickliche Erliegen ihres Körpers zu bewältigen, und mit leiser Stimme sagte sie:

„Ich danke Ihnen — ich fühle mich stärker — es ist vorbei. Lassen Sie mich jetzt alles wissen — o verbehlen Sie mir nichts — ich muß es ja erfahren und dann habe auch ich Ihnen ein Geständniß abzulegen. — Ich fühle, daß Sie es gut mit mir meinen. Zürnen Sie mir nicht, meiner Heftigkeit wegen."

„Oh, daß ich Ihnen beweisen könnte, wie innigen Antheil ich an Ihrem Schicksal nehme," rief Mr. Burton bewegt aus.

„Und wo ist Ihr Begleiter jetzt?" fing die junge Frau, die noch immer halb von seinem Arm gehalten wurde.

„Ich weiß es nicht," sagte Mr. Burton mit einer gewissen Genugthuung, ihr darauf eine bestimmte Antwort geben zu können. „Er folgt jenem Grafen Kornikoff, um sich sicher zu stellen, ob er es in diesem mit dem vermutheten Kornik zu thun hat. Nun aber sagen Sie auch mir, dear Madam — wie kommen Sie in die Gesellschaft jenes Mannes? — wie lernten Sie ihn kennen, und hatten Sie keine Ahnung, daß er ein Betrüger sei?"

„Ich kann es mir jetzt noch nicht denken," rief die Unglückliche — „es ist nicht möglich — er hätte ja, wenn es wahr wäre, ein tausendfaches Verbrechen an mir selber verübt. — O lassen Sie mich noch an seine Unschuld glauben."

„Wie gern wollte ich Sie in dieser Täuschung lassen," sagte Mr. Burton, „aber ich muß gestehen, daß viele, viele Umstände dagegen sprechen."

„Dann finden wir auch in seinem Koffer Aufschluß über das Vergehen," rief da die Dame plötzlich, indem sie sich vom Sopha emporrichtete. „Er hat sein ganzes Gepäck zurückgelassen und nicht allein zu Ihrer, nein auch zu meiner Genugthuung muß ich jetzt darauf bestehen, daß Sie es auf das Genaueste untersuchen.

Mr. Burton wollte sie davon zurückhalten, weil er nicht mit Unrecht fürchtete, daß sie sich aufs neue dadurch sehr aufregen würde, aber sie bestand fest darauf und da ihm selber daran lag, das hinterlassene Eigenthum jenes Menschen nachzusehen, gab er endlich ihrem Wunsche nach. Vergebens aber durchsuchten sie jetzt den ganzen, ziemlich geräumigen Koffer; es fand sich nichts, was irgend einen Aufschluß hätte geben können. Ganz unten nur in der Ecke lag ein zusammengedrücktes Papier — ein altes Couvert, in das ein Paar alte Hemdknöpfchen und eine Westenschnalle eingewickelt waren, und auf dem Couvert stand die Adresse:

W. Kornik Esq.

Care of Messrs. Burton & Burton — London.

Mr. Burton entfaltete das Couvert, las es, und reichte es dann schweigend, aber mit einem beredten Blick der Dame. Diese aber hatte kaum das Auge darauf geworfen, als sie mit leiser, entsetzter Stimme sagte:

„Vater im Himmel! also doch" und ihr Antlitz in ihren Händen bergend, stand sie wohl eine Minute still und schweigend und wie ineinandergebrochen. Endlich richtete sie sich wieder empor, und dem jungen Mann noch einmal die Hand entgegenstreckend, sagte sie:

„Ich danke Ihnen, Mr. Burton — danke Ihnen recht von Herzen, daß Sie den Schleier gelüftet haben, der mich von einem Abgrund trennte. Wenn Sie aber jetzt Ihrer Güte gegen mich die Krone aufsetzen — wenn Sie mich für ewig verpflichten wollen, dann lassen Sie mich jetzt nur für eine kurze Stunde allein, um mich zu sammeln. Ich kann jetzt nicht danken — ich bin es nicht im Stande — meine Glieder verfagen mir den Dienst. In einer Stunde kommen Sie wieder zu mir, dann sollen Sie alles erfahren, was mich betrifft, und wir können dann vielleicht gemeinschaftlich berathen, was zu thun, wie Ihnen — wie mir zu helfen ist. — Wollen Sie mir das versprechen?"

„Madam," sagte Mr. Burton mit tiefem Gefühl, und jetzt vollständig überzeugt, daß dies liebliche Wesen nie und nimmer eine Mitschuldige sein könne, — „Sie haben ganz über mich zu befehlen und was in meinen Kräften steht, mich Ihnen nützlich zu machen, soll gewiß geschehn. Fassen Sie Muth, und vor allem fassen Sie Vertrauen zu mir, und ich hoffe, es soll noch alles gut werden. Ich lasse Sie jetzt allein — in einer Stunde bin ich wieder bei Ihnen — vielleicht ist auch bis dahin schon Nachricht über den Flüchtling eingetroffen. — Sorgen Sie sich nicht," setzte er aber herzlich hinzu, als er dem wehmüthigen Blick begegnete, der auf ihm haftete. — „Sie haben einen Freund gefunden." — Und die Hand, die er noch immer in der seinen hielt, an seine Lippen preßend, durchrieselte es ihn erbentlich wie mit süßen Schauern, als er einen leisen Druck derselben zu fühlen glaubte. Aber er ließ sie los, verbeugte sich vor der jungen Dame ehrfurchtsvoll und stieg dann rasch in sein Zimmer hinauf, um die Erlebnisse der letzten Stunde noch einmal an seiner Erinnerung vorüberziehn zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Wanderung durch Deutschlands Bauwerke.

1. Der Dom zu Regensburg.

(Hierzu das Bild auf Seite 97.)

Bei keinem anderen Volke finden wir eine so innige, tiefgreifende, organische Verschmelzung zwischen Religion und Kunst, als sie uns in den herrlichen Domen Deutschlands verkörpert entgegentritt. Zeugen nicht diese hochgestreckten Thürme von einer innigen Sehnsucht nach oben, symbolisiren nicht ihre kühnen Durchbrechungen, die beinahe unmöglich scheinenden und doch so soliden Construktionen den Sieg des Geistes über die Materie*)! Wie weiten die hellen und doch nicht blendenden Hallen das Herz aus, wie tiefen Frieden senkt das durch die bunten Scheiben mannichfach gebrochene Licht in die von Leidenschaften durchstürmte Brust des Gläubigen, der in die Kirche eintritt, um dem Streit der Welt zu entgehen! Wie wahr ist es, was Anastasius Grün in seinem „Pfaffen von Kahlenberg" sagt:

„Die deutsche Kunst ist's, die vollbringt,
Daß Anmuth der Gewalt nicht fehle:
Der Thurm von Stein scheint eine Seele,
Die christlich fromm nach aufwärts ringt."

Wenn wahrhafte Schönheit einem Kunstwerk nur unter der Bedingung zugesprochen werden kann, daß einerseits der Eindruck, den seine Totalform auf das Gemüth macht, völlig übereinstimmt mit der Idee, die seiner Bestimmung zu Grunde liegt, andererseits alle Einzelformen in vollständiger Harmonie mit dieser Totalform sowohl, als unter sich stehen, dann kann unter allen gothischen Kirchen des Mittelalters nur den deutschen Domen diese Eigenschaft zugesprochen werden, denn nur an ihnen sind die Einzelformen zu vollständiger Harmonie entwickelt, nur bei ihnen wirkt die Gesammtanschauung in derselben Weise auf das Gemüth, wie der Geist des Christenthums auf das Herz wirkt. Aus dieser Thatsache stehen wir nicht an, zu folgern, daß der gothische Styl in den Domen Deutschlands seine höchste Vollendung erreicht hat und daß er, und kein anderer, der eigentlich christliche Baustyl ist.

Da nun in der ganzen Kunstgeschichte kein Beispiel vorkommt, daß ein Kunststyl bei einem anderen Volke, als bei dem, welches ihn erschaffen, seine höchste Blüte erreicht hätte, so können wir behaupten, daß der gothische Baustyl auch seiner Entstehung nach ein deutscher ist. Warum sollten wir ihn nicht auch „deutsch" nennen? Für uns hat Göthes Wort noch immer Geltung, das er an den großen Baumeister des Straßburger Münsters richtet: „Und nun soll ich nicht ergrimmen, heiliger Erwin, wenn der deutsche Kunstgelehrte auf Hörensagen neidischer Nachbarn seinen Vorzug verkennt, kein Werk mit dem unverstandenen Worte Gothisch verkleinert! da er Gott danken sollte, laut verkündigen zu können: „Das ist deutsche Baukunst, unsre Baukunst!" da der Italiener sich seiner eignen rühmen darf, viel weniger der Franzos."

Ein solches Denkmal deutscher Baukunst ist der Dom St. Petri zu Regensburg, dessen Bau Bischof Leo der Thundorfer im Jahre 1275 begann. Fünf Jahre später war bereits der Chorbau und das dreischiffige Langhaus bis zu den Thürmen vollendet. Aber Jahrhunderte lang zog sich der Bau hin, oft unterbrochen, oft ganz aufgegeben. Im Jahre 1634 verzichtete man endlich auf die Hoffnung, ihn zu vollenden, und die Thürme wurden mit Nothdächern versehen. Unser Jahrhundert hat das Verdienst, ihn gründlich restaurirt zu haben; es wird ihn auch vollenden, denn seit 1860 ist durch König Ludwig I. von Baiern der Ausbau der Thürme in Angriff genommen worden.

Unser Bild zeigt Dir, lieber Leser, die älteste und schönste Seite des Prachtbaues, die Ostseite, nach alter christlicher Sitte eintsand sie, die den Altar in sich birgt, zuerst. Sie bietet deshalb die reinsten Formen dar, während die Façade, wenn auch zum Theil höchst originell und malerisch, doch an den Charakter französischer Façaden erinnert.

Treten wir hinein und werfen einen Blick auf das Innere! Dasselbe ist 310 Fuß lang und 118 breit. In den Mittelschiffe begeanet unserm Blick ein Marmordenkmal aus dem sechszehnten Jahrhundert, dem Bischof Philipp Wilhelm, Herzog von Baiern geweiht. Auch dem Fürsten Primas Carl von Dalberg ist hier ein Denkmal errichtet, auf dem seine letzten Worte: „Liebe, Leben, Gottes Wille," in weißen Marmor gegraben, prangen. In ganzen schweren Silber leuchtet Dir der Hochaltar entgegen, die Stiftung eines Grafen Fugger. Weiter erblickt Du ein thurmartiges Tabernakel, von Wolfgang Roritzen gearbeitet. Vor allem aber gehe nicht vorbei an Peter Vischers Werke, einem trefflichen Relief in Erzguß, das Christus bei den Schwestern des Lazarus darstellt. Auch der Ziehbrunnen und die Kanzel sind beachtenswerth. Durch die schönen, schlanken Fenster und die klar und flüssig geglieterten Pfeiler erscheint das Innere luftig und erhebend, während die durch das bunte Glas und durch die leichten Spitzgewölbe hervorgebrachte lustige Beleuchtung Dich feierlich und ernst stimmt.

Von außen und von innen ist diese deutsche Peterskirche eine Zierde unseres Vaterlandes und eine Perle unserer Kunst. Wie Dein Auge sich daran weidet und erquickt, wird Dein Geist sich daran erbauen und erheben.

Dr. M.

*) Der innige Zusammenhang, zu welchem Kunst und Religion verwachsen war in dem geistigen Leben unserer Vorfahren, zeigt sich übrigens nicht blos in der Form der deutschen Dome, sondern auch in der Art und Weise, wie die Bauten ausgeführt wurden. Dies geschah nämlich durch halbkirchlich eingerichtete Genossenschaften von Bauleuten, durch die sogenannten Bauhütten. Fast alle deutschen Dome wurden durch die Brüder dieser Bauhütten oder Baulegen unter selbstgewählten Meistern ausgeführt.

Die Schweiz, das Land der Gegensätze.

Von **Eduard Osenbrüggen.**

Eine Hauptzierde der schönen Schweiz sind ihre vielfarbigen Seen, von denen jeder seinen besonderen Character hat. Der Bodensee imponirt durch seine Größe und wurde auch im Mittelalter, als man sich dessen noch mehr bewußt war, daß die Umwohner demselben deutschen Namen angehörten, das schwäbische Meer genannt. Wer von Deutschland kommend seine erste Schweizerreise macht, wird nicht lange auf ihn und an ihm verweilen, denn wem die Schneegipfel des Appenzeller Alpstocks zuwinken, der wird eilen sich in die Zauberwelt zu vertiefen, die wie ein ungelöstes Räthsel vor ihm liegt. Wenn er dann nach kurzer Eisenbahnfahrt an einem sonnigen Tage den blanken Zürichsee erblickt, so wird es einiger Zeit bedürfen, bis das Auge zur Ruhe kommt. Das bewegte Leben der Stadt, die am ruhigen See und am raschen Flusse zugleich liegt, wird ihn fesseln, und wenn er sieht, wie die aus dem See strömende Limmat dahin eilt, um ihre klare Fluth mit der Aare zu verbinden und mit dieser in den Rhein sich zu ergießen, so wird er der schnellen Botin Grüße mitgeben in die deutsche Heimat. Wenn dann die Sonne niedergehen will, so nehme er ein Schiffli und fahre hinaus auf den See von wunderbarer Reinheit, er sieht „wie's Fischlein ist so wohlig auf dem Grund," unzählige Boote schweben leicht wie Delphine vorüber, die Ufer, mit netten weißen Häusern besäet, spiegeln sich im Wasser, und wo der See endet, da erheben sich die majestätischen Bergrieseu vom Glärnisch bis zum Titlis, deren Eis- und Schneefelder aus dieser Ferne wie ein Silbergürtel die Erde vom Himmel abgrenzen. Vielleicht ist er so glücklich, das erste Alpenglühen zu schauen, wo das Brenneli auf dem Glärnisch vom letzten Kuß des scheidenden Sonnengottes erröthet.

Digitized by Google

Dem Zürichsee ähnlich und unähnlich ist der Genfersee, ähnlich, insofern man beide, im Gegensatz zu dem rauhen und greteschen Vierwaldstätter- und Walensee, civilisirt nennen kann, aber, obwohl das Wasser des Zürichsees durch Klarheit und Durchsichtigkeit sich auszeichnet, hat es nicht das constante tiefe Blau des Genfersees. Den Zürichsee muß man beim Sonnenuntergang sehn, den Genfersee im hellen Mondschein. Da ist er unvergleichlich und ich gebe den Genfern Recht, wenn sie sagen, wer den Leman nicht im Vollmond um Mitternacht gesehen habe, der kenne ihn nicht. Wenn der Mond seinen Silberschein auf dem geheimnißvollen blauen Wasserspiegel tanzen läßt, die lauschigen Kastanienwälder und Rebgelände als Schatten das Zauberlicht erhöhen, so hat man wohl ein Recht, mit wachem Auge zu träumen und in der Geisterstunde die lenschen Wassernixen zu schauen, die in schäkerndem Spiel ans ihrem blauen Elemente auftauchen. Dem Maler möchte es schwer sein, dies in einem Farbenbilde darzustellen, das Tonbild eines Nocturne würde eine solche Mitternacht getreuer wiedergeben können.

Der kleine aber tiefe Zugersee, wie er in der Mitte liegt zwischen dem Zürichsee und dem Vierwaldstättersee, ist auch in anderer Beziehung der Uebergang von jenem zu diesem. Wenn ihm das Prädicat lieblich in höherm Grade zukommt und er darin dem Zürichsee ähnelt, so ist doch seine Farbe nicht mehr blau, sondern weißlichgrün und verbereitet auf das volle Grün des Vierwaldstättersees, das bei der Tellskapelle am Areuberge einen Farbenton erreicht, wie er sonst wohl in keinem Gewässer vorkommt. Ebenso eigenthümlich wie seine Farbe ist die Gestalt des ersten der großen Schweizerseen, den die Natur verschwenderisch ausgestattet und die Geschichte geadelt hat.

Ziehen wir von den größeren Schweizerseen noch den Thuner- und den Brienzersee und den Walensee in den Vergleich, so hat jeder derselben seine besonderen Schönheiten und eine andere Gruppe bilden dann weiter die vielen kleineren Bergseen, von dem Davosersee an, der noch den Wanderer einladet, im Waldeskschatten seines Ufers eine Rast zu machen, bis zu dem unheimlichen, düstern Todtensee an der Grimsel, dem man vorbeieilt, um wieder in den Bereich des Lebens zu kommen, das sich in dem grasartigen Handelfall, und dem saftigen Grün des Haslithales so mächtig und so üppig entfaltet.

Diese kurze Skizzirung der Schweizerseen sollte mit einem Blike einleiten in die Betrachtung der Gegensätze, die sich überall wiederholen, von welcher Seite man die Schweiz ansehne, in den rechtlichen und socialen, in den sprachlichen und Gemeindeverhältnissen.

Die Schweiz ist durch die neue Bundesverfassung von 1848 in eine neue Entwickelungsphase des politischen Lebens getreten. Aus dem Staatenbunde wurde ein Bundesstaat und an die Stelle der Tagsatzungen und beweglichen Bevorte Zürich, Bern und Luzern kam Bern als fester Bundessitz. Angesichts der hehren Jungfrau und des ernsten Mönchs erhebt sich das Bundesrathhaus, zwar nur ein kleines Menschenwerk gegenüber den Felsendomen, die seit vielen tausend Jahren in ruhiger Majestät dastehn, aber doch in seiner Structur aus dem Granit und Marmor der einheimischen Berge die Solidität des Vorbildes nachahmend. Dieser Bundespalast, wie man ihn wohl zu nennen beliebt, ist nun zwar ein stattlicher Ausdruck, ein Sinnbild der Bundesverfassung und man hört auch nicht selten in den Kantonen über zu starke Centralisation klagen, aber Bern ist doch kein Paris und der Bundespalast gleicht nicht den Tuilerien. Nach der Bundesverfassung ist die Centralisation nur so weit geführt, als es der Schweiz zum Heil gereicht, deren Glieder dadurch zu einem organischen Staatskörper sich vereinen, sie enthält den glücklichen, von hoher Staatsweisheit zeugenden und sich bewährenden Versuch, die Bundessouveränetät und die Kantonssouveränetät in das rechte Gleichgewicht zu bringen. Wenn sich wirklich ein Uebergreifen der ersteren hie und da zeigen sollte, so wäre das nicht die Schuld des Verfassungsgesetzes, sondern der Menschen, welche das Gesetz handhaben. Einer der ersten schweizerischen Staatsmänner sprach als Nationalrathspräsident im Januar 1863 in einer seiner kräftigen Reden die Worte:

„Der schöne Baum unseres neuen Bundes, der seine schützenden Zweige über das ganze Vaterland ausbreitet, hat zu seinen Wurzeln die Kantone. Würden wir diese Wurzeln verkümmern und absterben lassen, so würde damit auch dem Baume der sichere Untergang bereitet." Solche Worte aus dem Munde eines Mannes, der zu den Gründern des neuen Bundes gehört, werden von Zeit zu Zeit nöthig gefunden, um zu beruhigen, wenn in einem Kanton die Furcht vor Beeinträchtigung der Kantonssouveränetät zu laut sich äußert. Die Kantone wachen ängstlich darüber, daß ihnen ihre selbstherrlichen Rechte nicht entzogen werden. Ihre Verfassungen sind ihnen vom Bunde gewährleistet; die Rechtsgesetzgebung und Rechtspflege ist in ihren Händen, wie das Finanzwesen, die Polizei, das Schulwesen und die kirchlichen Einrichtungen, so weit nicht dem Allgemeinen eine nothwendige Concession gemacht werden muß. Daraus ergibt sich denn in der Einheit eine Vielheit mit dem wunderbarsten Farbenspiel.

Der Anblick einer unter freiem Himmel am Sonntag vor eingehendem Mai tagenden Appenzeller Landsgemeinde versetzt uns in die Zeit germanischer Gauversammlungen zurück. Das Volk, für welches die politische Mündigkeit mit dem achtzehnten Jahre beginnt, kommt bewaffnet zu diesem Concilium, wie es früher von den Bergen herabhieg auf den kriegerischen Sammelplatz mit Schlachtschwert, Hakenbüchsen oder Spießen, wenn das Harthorn ertönte. Die jetzige Bewaffnung, wo einer nach Vorschrift eines alten Mandats mit einem „lang anschulich Seitengewehr" erscheint, ein anderer mit einem kurzen Schwert, und wo die jenstige Kleidung nichts weniger als kriegerisch ist, kann dem Zuschauer komisch erscheinen, wer aber weiß, daß die Waffe das äußerliche Zeichen der Ehre ist, daß für Ehrentzeichnung noch die Formel besteht „von Ehr und Gewehr setzen," und wer dann die ganze Feierlichkeit der Versammlung verfolgt, der wird diese kleine Tradition des alten Germanenthums nicht weiter belächeln, zumal wenn er sieht, wie der regierende Landammann und neben ihm der Landschreiber und der Landesweibel in seiner Amtstracht auf dem erhöhten Gerüste, dem „Stuhl," der mit den Landesfarben bemalt ist und an welchem zwei große Schlachtschwerter angebracht sind, niederknieen und um den Beistand Gottes beten für die gedeihliche Behandlung der Landesangelegenheiten. Den Hauptgegenstand der Verhandlung bilden meistens die Wahlen der Beamten, die in der Regel nur auf ein Jahr gewählt werden. Die Namen dieser Beamten sind auch noch recht alterthümlich: Landammann, Pannerherr, Statthalter, Seckelmeister, Landeshauptmann, Landesfähnrich, Landesbanner, Landeszeugherr, Armeuleutenseckelmeister. Sowohl bei den Wahlen wie bei den weiteren Traktanden entscheidet das „Handmehr", und wo eine Angelegenheit besonders wichtig erscheint, drücken die stimmenten Landleute ihr Interesse durch eine lebhafte Wirbelbewegung der aufgereckten Hände aus.

Solche Landesgemeinden in ähnlicher Form, nur ohne die allgemeine Bewaffnung, bestehen, auch noch in Uri, in Nidwalden und Obwalden, in Glarus, und wir haben die Erscheinungsform der primitiven Urdemokratie, die nur in kleinen Staatskörpern mit einfachen Lebensverhältnissen möglich ist, aber auch da, wie die Geschichte der schweizerischen Landsgemeinden zeigt, zu den schlimmsten Ausschreitungen kommen kann, als da sind Justizmerde, Parteirnd, confessionelle Intoleranz ꝛc., denn das Volk ist der Souverän in großen und kleinen Dingen; es kann in einer und derselben Landsgemeinde über Leben und Tod eines Menschen entschieden werden und ob die junge Welt bis 9 Uhr oder bis Mitternacht tanzen darf. Das Fortbestehen der in Urdemokratie verstellenden Landsgemeinden ist in der Gegenwart nur dadurch möglich in der Schweiz, daß die Kantonalsouveränetät durch die Bundessouveränetät gedeckt wird und daß der Schwerpunkt des schweizerischen Staatswesens in der letzteren liegt.

Treten wir jetzt auf die Tribüne des Rathhausfaals in Zürich zur Zeit einer Sitzung des Kantonraths oder „Großenraths," so haben wir ein Bild vor uns, das von einer Appenzeller Landsgemeinde sehr verschieden ist. Ungefähr 200 Männer, die das Volk als seine Vertreter gewählt hat, sitzen da in schwarzer Kleidung, aber ohne den menschlichen französischen Frack, und verneymen die Eröffnungsrede des für die Sitzung gewählten Präsidenten oder hören auf die Rede eines Mitgliedes oder Großraths. Der Präsident spricht ein möglichst reines Hochteutsch, freilich nicht ohne das unvermeidliche angeborne „ischt," „Geischt," „Vatterland," den sonstigen Reinern ist eine stärkere dialektische Beimischung gestattet, aber die Annäherung an den Gebrauch der Schriftsprache ist sichtbar. Die Züricher, deren Streben nach Reichthum überhaupt recht lobenent gewesen ist, haben sich auch einen Sprachreichthum verschafft und unterscheiden seit einigen Decennien Gutteutsch (Hochteutsch), Großenraths-Tütsch und Züritütsch. Das kräftige Züritütsch ist zwar die allgemeine Herzenssprache und im Verkehr der Züricher unter sich allein zulässig, aber

im Gespräch mit Freunden aus Deutschland wird das Hochdeutsch verwendet, so gut es gehen kann, und da kommt denn das Großeurraths-Tütsch als dritte Sprachform zur Anwendung bei denen, die nicht durch längeren Aufenthalt in Deutschland sich das Hochdeutsch ganz angeeignet haben. Uebrigens ist auch jedem einigermaßen gebildeten Züricher die französische Sprache geläufig und durch den Weltverkehr, in welchen sie der Handel geführt hat, ist die Kenntniß des Italienischen nur auch des Englischen unter den Zürichern ziemlich verbreitet.

So wie in dem Bundesstaate der Schweiz die Souverenetät der Kantone nicht nur nicht ihren Untergang gefunden hat, sondern in richtiger Formel gesagt werden kann, die Kantonalsouverenität bilde die Regel, die Bundessouverenätät die Ausnahme und jene werde durch diese nur beschränkt, soweit der Staatszweck der ganzen Eidgenossenschaft es erfordere, so ist in der weiteren Gliederung sehr zu beachten, daß in den Kantonen die Gemeinden eine große Selbständigkeit und Autonomie haben. So wie es einen Bundespräsidenten und Präsidenten der Kantone gibt, so haben auch die Gemeinden ihre Präsidenten, und mancher Präsident einer Dorfgemeinde weiß in seiner Person das Herrscherprinzip sogar in einer wenig republikanischen Weise zu repräsentiren, wenn „seine Mittel erlauben ihm das“ und das Geld ist so gut in der Schweiz eine Macht wie in England.

Die Gemeinden haben Rechte, wie die eigene Wahl ihrer Vorstände und Beamten, auch die Selbstverwaltung und Selbstbesteuerung, aber mindestens eben so große Pflichten und nehmen in der Erfüllung dieser Pflichten einen großen Theil der Aufgabe auf sich, welche der Staat zu lösen hat. Die Schulpflege wie die Armenpflege ist wesentlich Sache der Gemeinden, und wie ihnen die Schulpflege am Herzen liegt, das zeigt sich in vielen Dörfern darin, daß das beste Haus des Dorfes, in welchem nicht gerade reiche Fabrikanten wohnen, das Schulhaus ist. Es wetteifert darin ein Dorf mit dem Nachbarn und es ist rührend, von einem Bauernknaben den Ausspruch zu hören: „Er hat ein Haus wie 'n Schulhaus.“

Vergleichen wir nun aber die Gemeinden in den verschiedenen Theilen der Schweiz mit einander, so finden wir da wieder eine große Verschiedenheit. Die Franzosen und Italiener handhaben das Gemeindewesen anders als die Deutschen und die Stadtgemeinden und Dorfgemeinden sind natürlich sehr verschieden von einander, aber auch wenn wir uns zunächst an die größere Zahl der Dorfgemeinden halten, ist die Entwickelung derselben in den Ländern der Schweiz gar nicht die gleiche gewesen. Am unabhängigsten von der Staatsregierung sind wohl die Gemeinden in Appenzell-Außerrhoden und mehr noch in Graubünden. Der letztere Kanton ist erst in neuerer Zeit aus einer Anzahl kleiner Republiken zusammengewachsen und die Selbständigkeit, welche die Gemeinden in den kleinen Kreisen hatten, ist möglichst conservirt.

(Schluß folgt.)

Ein Maler auf dem Kriegsfelde.

Von **W. Camphausen.**

(Schluß.)

Und wie ich jetzt, in die weiche Sopha-Ecke genöthigt, in dem trauten Kreise sitze, in lebendiger Unterhaltung, tauschend, berichtend, fühl' ich mich heimisch, wie unter alten Bekannten der Jugendzeit, trotz weiter Länderstrecken zwischen mir und den Meinigen. Ist es doch, als ob hier an der äußersten Grenzmark deutscher Erde der Genius des Vaterlandes, bevor der Ocean seinem Walten ein Ziel setzt, sich noch einmal in seinem ganzen Werthe mir verkörpern wolle, sie tritt deutsche Sitte und Gastfreundschaft in der Väter Weise mit erwärmendem Hauche dem Wanderer aus Herz. Was die charakterlose Hafenstadt Souderburg mit ihrer gemischten Bevölkerung unmöglich zu erzeugen vermochte, das Gefühl, auf deutscher Erde zu sein, das gibt das innere Inselland und seine Bewohner unträglich und übergezeugend wieder und auch die letzten noch gebliebenen Nebel des verjagten Dänenthums werden sicherlich bald vor dem frischen Wehen der jungen Freiheit verschwinden. Solche Gewißheit erzeugen in uns Gestalten wie die des schlichten Pastors mit dem offnen deutschen Auge im kernigen Antlitz, unter dem ehrwürdig weißen Haupthaar. So steht er im Gäste bleibend vor mir, ohne Kopfhängerei und Pathos, aber in echtem Gottvertrauen und festem Sinn, der auch die irdischen Gaben des Himmels nicht abweist, sondern, gleich den Patriarchen des alten Bundes, einem tüchtigen, wohlgeordneten Amwesen mit Länderei und Herden vorzustehen weiß, ohne dadurch seine Seelsorger-Pflicht zu verkürzen.

Wie bereit er uns zu berichten wußte von der Dänenwirthschaft und ihren Plackereien und Drangsalen, wie die blutsaugerischen Vögte die Deutschen gepeinigt, wie er einst dem dänischen Kriegsmann, der prahlerisch meinte: „Die Preußen konnten uns ja nicht einmal treffen“ in vernichtender deutscher Derbheit erwidert hatte: „Und doch geschlagen? ja, wenn der bloße Knall schon hinreicht, da wär' es ja Barbarei, noch zu treffen!“ Und dann, wie sehnsüchtig und doch voll tiefbesorgten Zweifels, er mit den Gesinnungsgenossen dem Kanonendonner von Düppel gelauscht und dann nach dem befreiten Festlande hinübergeschaut habe: wird man auch unsre Ketten zu lösen kommen? Ja, wohl wird in solchen Kreisen, bei solchen Berichten zu unumstößlicher Klarheit, was man seit Jahren in gedankenloser Gewohnheit in der Tagespresse durchflogen: Das „stammverwandte“ Schleswig-Holstein mußte befreit werden, unsre Waffen mußten zu Ende führen, was sie trotz allem Drohen und Ignorantengeschrei des Auslandes muthig begannen. Nur so ist die alte nationale Ehrenschuld ruhmvoll gesühnt, nur so das vergossene Blut nicht nutzlos geflossen und die edelste, reinste deutsche Sache, so Gott will, zu segensreichem Abschluß gebracht worden für alle Zeiten!

Unter solchen Gesprächen, bei denen meine gesammelten Skizzen als willkommene Illustrationen die Runde machen mußten, war es allmälig Schlafenszeit geworden. Meinen freundlichen Wirthen Gute Nacht sagend, folgte ich deshalb unter herabströmendem Platzregen und heulendem Seewind dem, mit der unentbehrlichen Stallaterne durch die absolute Finsterniß voranleuchtenden Lanzenreiter und suchte das mir bereitete Nachtquartier auf. Zum Glück war die Wanderung dahin nur kurz und führte, je viel ich erkennen konnte, über einen mit hohen Bäumen besetzten Kirchhof in das nahe Dorf. Hier, in der Behausung eines patriotischen Bauersmannes, dessen deutsche Gesinnung ich schon zweifellos aus der schlichten und rührenden Weise erkennen konnte, mit der mein Stübchen zu meiner Aufnahme hergerichtet war, sank ich denn auch bald in die mächtigen Federkissen und schlief den Schlaf des Gerechten, in dessen Träume kein böser Kobold Mordgedanken, vielmehr, bei dem draußen tobenden Unwetter, das behagliche Gefühl verwob, unter dem schützenden Obdach des ehrlichen Landmannes wie in Abrahams Schoß zu ruhen.

Da ich am andern Morgen, bei fortdauerndem Zürnen der Elemente, die Unmöglichkeit einsah, eine von meinem Major projektirte, vielversprechende Fahrt über die schöne Insel ausführen zu können, war ich leider genöthigt, meine Heimreise anzutreten. So verabschiedete ich mich mit dankbarem Herzen von den, in so kurzen Stunden mir so lieb gewordenen Menschen, bestieg die für mich bereitstehende Kalesche des Majors und verließ, gegen den Regen sorglich mit Kissen, Decken und Schirm versehen, das traulche Pastorat.

Wieder gelangte ich, von Sturm und Wetter gepeitscht, in sausendem Rasselauf zurück nach Souderburg, von wo ich nach kurzer Rast durch die Gefälligkeit des zeitigen Commandanten, Prem.-Lieutenant M. von 60. Regiment, in wenigstens halbgeschlossenem Wagen, hierlandes immerhin eine Seltenheit, nach Flensburg zurückbefördert wurde.

Der Himmel lag fortwährend schwer und triefend, wie eine nasse Wolldecke, über der Landschaft, die dadurch in einen undurchdringlichen Nebel gehüllt war und je beschäftigte ich mich, in gänzlicher Abwesenheit anregenteren Stoffes, aus meiner Wagenecke mit den allerdings höchst merkwürdigen Umrissen meines Kutschers, eines etwa 16jährigen steckenäsischen Burschen, der vor mir, bewegungslos

Digitized by Google

auf seinen luftigen Sitz geklebt, den Elementen Trotz bot. Seines Principals riesigen Flausrock hatte er als Schutzwaffe übergezogen und war darin so vollständig verschwunden, daß, hätte ich nicht bei der Abfahrt ein menschliches Wesen aufsteigen gesehen, ich unmöglich aus diesem Faltenspiel, das allen mühsam erlernten akademischen Regeln vom Mitmachen der Form auf das impertinenteste Hohn sprach, das Dasein eines solchen hätte ahnen können. So hatte dies beregnete Chaos von fester und flüssiger Masse allmählich das Aussehen einer wohlgerathnen Merchel oder Backpflaume erreicht und nur das oberste Ende einer Zipfelmütze verrieth durch kaum merkliches Wackeln, daß noch Leben darin vorhanden sei. Wenn ich nun unterwegs und, da er kein Wort deutsch redete, nur zu den nöthigsten Weisungen mich in der üblichen Weise, sich dem Ausländer verständlich zu machen, laut schreiend an ihn wandte, so gab er so krampfhafte, niegehörte Töne von sich, daß mir dabei ganz tragisch zu Muth wurde und ich ernstlich eine außergewöhnliche Störung des Organismus in Folge des Unwetters zu befürchten begann. Als ich indeß in Rinkenis untergefahren ins Gastzimmer trat und ihm dort einige Kümmel mit Butterbrot vorsetzen ließ, überzeugte ich mich von meiner vergeblichen Besorgniß, indem er sich dabei, was das Deutsch verstehen betraf, weit gelehriger bezeigte und mit bewunderungswürdig raschem Geistesblitz den Bestimmungsort dieser Stärkungsmittel begriff. In Folge dessen bildete sich denn auch für die zweite Hälfte der langen Fahrt ein weit innigeres Verhältniß zwischen uns aus, dem er seinerseits durch öfteres Umwenden mit vertraulichem Grinsen einen freilich noch sehr entwicklungsbedürftigen Ausdruck zu geben bemüht war. So lieferte er mich denn auch wohlbehalten an Hotel Rasch ab, doch nicht, ohne vorher noch eine glückliche Probe seines Einlebens in die Situation abzulegen. Er war nämlich allmälig so vertraut mit dem flüssigen Element geworden, daß er, anstatt die Hauptstraße gradeaus auf dem nächsten Wege weiterzufahren, es vorzog, plötzlich links abzubiegen, um an dem Hafen vorbei, der zufolge des Wetters den ganzen Quai fußhoch überfluthete, höchst mühsam bis an die Axen im Wasser, das Hotel von der Rückseite zu erreichen.

„kehrt er Abends froh nach Haus und segnet Fried' und Friedenszeiten."

Die Nachmittagsstunden verbrachte ich bei dem dortigen, in seinem Fach höchst ausgezeichneten Photographen Brandt, aus dessen reichem Vorrath von Aufnahmen der interessantesten Art ich mir eine hübsche Auswahl für meine Mappe entführte.

Am andern Morgen saß ich zeitig auf dem Altenaer Bahnzuge und meine weitere Rückfahrt ging nun im Fluge von dannen. Unterwegs überall die Merkzeichen des kommenden Friedens, scharenweis entlassene Reservisten, lärmend und jubelnd unter dem Berliner Motto: „Ueberall gut, bei Muttern am besten!" Den unverwüstlichsten Soldatenhumor aber fand ich während der Fahrt in einem Artilleristen, einem „richtigen Berliner" verkörpert, der, bei Alsen in den Fuß geschossen, mühsam im Pantoffel an seinem Krückstock daherhumpelte. Trotzdem war er der Lustigen Lustigster und hielt durch seine tollen Späße die ganze Reisegesellschaft des Zuges in fortdauernden Gelächter. Jetzt berichtete er von Düppel und wie er dabei immer so recht „propper" oder „feste" weggeschossen, jetzt sang er mit mehr Begeisterung als Schule ein naturwüchsig Soldatenlied der Neuzeit, jetzt suchte er mit seiner Krücke, an die er mit einem dreifarbig schleswig-holsteinischen Bande einen auf der Station erhandelten geräucherten Aal gebunden hatte, aus dem Wagenfenster einem griesgrämigen Weichensteller oder gaffenden Bummler an der Nase vorbei. Das alles in einer so gutmüthigen Ausgelassenheit, daß die Gesichter der Gespotten, anstatt böse zu werden, stets nur nolens volens den Reflex seines Humors wiederzugeben vermochten. Seine ferneren Späße verschwammen in dem geschwätzigen Gesumse österreichischer Infanteristen in meinem Nachbar-Coupé, die, gleichfalls dem Süden zueilend, einander recapitulirten, wo alles mit dem Danske ganz unsinnig gerauft worden sei. Gern hätte ich, in Altona angelangt, dem fideln Invaliden Valet gesagt; im Wirrwar des Aussteigens aber war er mir unter den Augen entschwunden.

In Hamburg las ich an den Straßenecken: „Circus Renz, heute Abend: Große Erstürmung der Düppler Schanzen, angeführt vom gesammten Personal ꝛc. ꝛc." Meinem Versatze getreu, alles irgend auf die Kriegsereignisse Bezügliche mitzunehmen, fand ich mich zur bestimmten Stunde dort ein und sah mit inniger Theilnahme, wie unter ehrenbetäubendem Lärm von Pauken, Trompeten und Flintensalven die tapfern Ziethen- und Liechtenstein-Husaren, nachdem die Infanterie so recht nicht zu reüssiren schien, mit Todesverachtung in wahnsinnigen Lancaden hoch oben in das Schanzengerüst hineinsprengten, um, natürlich bei bengalischem Feuer, das übliche „grostartige Schlußtableau" zu bilden. Du aber, Vater Wrangel, alter Degen, hättest zugegen sein müssen, um zu sehen, wie Dein gleisend Abbild, immitten stehend, sentimental die Hände über der Gruppe segnend ausbreitete!

Und da oben auf Freiplätzen, den durchmarschirenden Kriegsleuten zur Verfügung, sitzen die echten bärtigen, gebräunten Düppelbelden im verwitterten Waffenrock und schauen ehrbar staunend dem tollen Jagen zu: ein einziger von ihnen ein beredtes Capitel aus der Chronik des Feldzuges, eine unendlich treuere Verstellung von dem ruhmreichen Düppeltage, als der ganze halsbrechende Speckakel. Indessen die Sache zieht, Bude und Kasse sind voll, Hamburgs Spießbürger weiß, höchst beruhigt, doch nun auch, wie es bei Düppel hergegangen und, mit Göthes Spaziergänger

Andern Tages früh ging's denn ohne Aufenthalt der rheinischen Heimath zu und ich durchflog die bekannte norddeutsche Ebene, ohne irgend Neues zu sehen, mit Ausnahme von Herford, wo ich die unliebsame Bemerkung machte, daß dort für den Reisenden, der, nach einem Trunke Bairisch trachtend, während kurzen Haltes allzu eilig aussteigt, alle Anstalten getroffen sind, so unglücklich zu Falle zu kommen, wie es mir erging, der ich manche lange Woche daran zu kuriren hatte.

So endigten meine Kriegsabenteuer; hatte ich doch nun zur lehrreichen Vervollständigung der empfangnen Eindrücke zum Beschluß noch den, wenngleich nicht so rühmlicher Weise, wie die aktiven Streiter, doch als Bleßirter und nicht mit so heiler Haut and den Ereignissen hervorgegangen zu sein, wie mancher der letzteren, der fischgefund aus allen Fährlichkeiten an den heimischen Herd zurückkehrte.

Da saß ich denn in der Einsamkeit des Hausarrestes mit verwundetem Schienbein an den Stuhl gefesselt und hatte Muße die Fülle, um über meine nächsten künstlerischen Probleme: quid nunc? nachzusinnen. Da draußen schwiegen die Stürme des Kampfes, in der Stille der Werkstatt aber sollen meine Aktionen und Schanzarbeiten von neuem beginnen. Heiße Kämpfe stehen bevor, bis ich meine Fahne auf bescheidner Höhe des Gelingens aufpflanzen darf. Die aber will nicht im Sturmlauf von Düppel, sondern im bedächtig schrittweisen Vorgehen erstiegen sein und nimmer darf patriotische Sympathie einen Unterschied machen zwischen Freund und Feind. Beide wollen gleich respektvoll behandelt sein und das Conterfei des gelungneren Landsmannes schützt nicht vor der stillen aber dauernden Rache des verzeichneten Tänen!

Dir aber, geduldiger Leser, der Du mich auf meinen Fahrten bis hierher begleitet hast, ein freundlich Lebewohl! Findet Dein Auge in der Folge beim Umherschauen in den Sälen einer vaterländischen Gallerie den Namen des Autors dieser Skizzen auf einem gut-

Digitized by Google

gemeinten Bataillestück, der Frucht seiner Erlebnisse, wieder, so gönne dem alten Reisegefährten eine wohlwollende Kritik.

Und Du, meerumschlungenes Schleswig-Holstein, vielbesungenes, heißumworbenes, glorreich befreites deutsches Land, Dich finde der Friede, der lächelnd, neugeboren vor der Thür steht, segnend die Hand haltend über Schloß, Stadt und Hütte! Oeffne dem Kleopfenden, vor dessen lieblichem Bilde der Dämon des Krieges weichen möge, der seine dunkeln Flügel so ernst über diese reichen Marken geschlagen hat. Wohl werden die blutigen Schemen seiner Herrschaft noch lange von der Erinnerung heraufbeschworen werden — mögen sie dann nur dazu dienen, in dem rasch nivellirenden Strom des Alltagslebens, im Herzen der Fürsten wie des Volkes, das Bewußtsein übernommener heiliger Pflichten wach zu halten.

Heilet die Wunden, die das eherne Schlachtenloos geschlagen, trocknet die Thränen der Mütter und Waisen im Gedächtniß an die Gefallnen, die der Blut-Preis des Sieges gewesen sind, den das Schwert über vergilbte Pergamente und Diplomatengeschacher errungen!

Im Septembermond 1864.*)

Friede!

Am Familientische.

Eine Zuchthaus-Scene.

Ich ging über den Hof des Zuchthauses zu N., da sah ich auf der andern Seite des Hofes einige Männer versammelt und hörte einen eigenthümlichen klatschenden Ton, der sich nach kurzen Zwischenräumen wiederholte. Ich hatte den Ton oft schon gehört, aber so oft ich ihn von neuem hörte, ging mir jedesmal wieder ein Schauer durch Leib und Seele; ich wußte, er rührte von den Schlägen einer dicken, von Leder geflochtenen Peitsche her, mit der ein Züchtling gehauen wurde. Ich wäre am liebsten wieder umgekehrt, aber mein Beruf führte mich nach der Thüre, in deren Nähe die Strafe vollstreckt wurde; auch trieb mich ein unbestimmtes Gefühl näher, es war nicht Neugierde, es war Theilnahme für den Unbekannten, der eben gezüchtigt wurde, Theilnahme, die er mir durch die lautlose Stille einflößte, mit welcher er die Hiebe hinnahm, während sonst die Gezüchtigten immer in ein herzzerreißendes Geschrei ausbrechen, das die meiste Aehnlichkeit mit dem Geheul eines gequälten Hundes hat. Ich konnte es deutlich erkennen, daß die Hiebe mit immer größerer Kraft und Heftigkeit ertheilt wurden. Die Pausen wurden kürzer. Ich konnte mir sagen, daß der Schlagende das Schweigen des Gemarterten als Trotz ansah und diesen Trotz durch erhöhtes Schmerzgefühl brechen wollte. Unwillkürlich beschleunigte ich meine Schritte; als ich ankam, war eben der letzte Schlag mit einer Heftigkeit gefallen, wie sie mir bisher noch nicht vorgekommen; aber nicht einmal ein Seufzer war hörbar.

Der Geschlagene lag auf dem sogenannten Fuchs, einer hohen hölzernen Bank; seine Arme und Beine hingen herunter und waren mit ledernen Riemen an die Ständer der Bank angeschnallt, so daß er sich nicht regen konnte. Er war in eine graue Jacke und in grauleinene Beinkleider gekleidet; die Beinkleider waren von den Schlägen mehrere Male durchhauen, das Blut drang

*) Es wird die Leser des Daheim interessiren, daß vorliegendes Tagebuch, beträchtlich vermehrt und durcharbeitet, mit fast doppelt so viel Illustrationen, als Prachtwerk in splendidester Ausstattung und doch zu billigem Preise auf den Weihnachtsmarkt kommt. Streiteren dieses Feldzuges und ihren Familien, überhaupt in Kreisen, wo ein ungewöhnlich künstlerisches und gediegenes Buch gesucht wird, kann kaum ein schöneres Weihnachtsgeschenk gemacht werden.

Die Redaction.

durch; es mußte unter den Hieben gefpritzt haben, denn der übrige Körper, der Sand umher, und selbst der Gefangenwärter, der die Hiebe ertheilt hatte, war mit Blut bespritzt.

Der Gefchlagte wurde losgeschnallt. Er rührte sich nicht. „Steh auf!“ sagte der Gefangenwärter, er blieb ohne Regung liegen. Ich beforgte, er sei ohnmächtig; aber der Gefangenwärter faßte ihn an den Kragen seiner Jacke und riß mit brutaler Rohheit seinen Kopf in die Höhe. Da fiel ein kurzer, scheuer Blick des Züchtlings in meinen Auge, aber Blick und Kopf wandten sich schnell ab. Der Züchtling stand auf. Es war ein großer, schlank und schön gebauter Mensch von etwa fünfundzwanzig Jahren, sein Gesicht war todtenbleich, doch zeigte es keine Spur von Schmerzensausdruck; nur seine Oberlippe zitterte kaum wahrnehmbar, doch sicher nicht vor Schmerz, nur vor Zorn.

Er wurde abgeführt. Wie er bei mir vorbeikam, wandte er sein Haupt ab, als wolle er meinem Blick nicht begegnen. Das Vermeiden meines Anblicks, mehr noch der kurze scheue Blick von vorhin, erhöhte mein Interesse für ihn; ich fragte einen zurückbleibenden Gefangenwärter nach dem Namen des Züchtlings und hörte einen mir fremden polnischen Namen. Seine Züge erweckten dunkle Erinnerungen in mir, doch konnte ich mich nicht besinnen, ihn je gesehen zu haben. Ich fragte nach den Gründen seiner Verurtheilung und seiner heutigen Bestrafung und hörte, daß er einen Einbruch mit Gewalt an Personen verübt, zu fünf Jahren Zuchthaus verurtheilt sei und heute einen Aufseher gemißhandelt habe, wohalb er mit fünfzehn Hieben bestraft worden.

Ich konnte den Gedanken an den Gestraften nicht los werden, ging daher zum Director des Zuchthauses und erkundigte mich nach den nähern Umständen des Züchtlings. Der Director bestätigte, was der Aufseher mir vorhin erzählt hatte, nur der Name war mir unrichtig genannt worden; denn er gehörte zu den schwer auszusprechenden polnischen Namen und war daher vorhin so verunstaltet worden, daß er mir völlig fremd erschien. Als ich ihn jetzt richtig nennen hörte, erschrak ich. Der Züchtling war der Sohn eines früh verstorbenen, von mir hochgeachteten Arztes. Jetzt wußte ich mir die dunklen Erinnerungen zu deuten, die seine Züge in mir geweckt hatten; er sah seinem Vater ähnlich. Ich war oft in seinem elterlichen Hause gewesen, er hatte mich wiedererkannt, daher das Vermeiden meines Blickes. Und dieser prächtige Knabe, den ich immer so lieb gehabt, dieser Sohn eines Ehrenmannes und einer trefflichen Mutter war Dieb und Räuber geworden!

Ich erbat vom Director die Erlaubniß, den Sträfling unter vier Augen zu sprechen. Er wurde mir vorgeführt. Als wir allein waren, ging ich auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Ich glaubte, lieber Wilhelm, es würde Ihnen wohlthun, von einem alten Bekannten zu hören, daß er herzlichen Antheil nimmt an Ihrem Geschick“.

Er blieb in der steifen, militärischen Stellung, welche in den Strafanstalten die Züchtlinge annehmen müssen, sobald sie angeredet werden. Er sah mir fest ins Auge, aber es zuckte keine Miene an ihm; und doch glaubte ich's ihm anzusehen, daß es in ihm kämpfte. Ich trat ihm näher, nahm seine Hand, sah ihm liebreich ins Auge und sprach: „Ich hatte Sie als Knaben so lieb und Sie hatten mich auch lieb — ich habe Sie heute noch lieb, wollen Sie nichts mehr von mir wissen?“ Da war er überwältigt, die Thränen stürzten ihm aus den Augen, er beugte sich über meine Hand, weinte laut und schluchzte: „Also hat mich doch noch ein Mensch lieb!“

Sein Vater war schon in seinem vierzehnten Jahre, seine Mutter einige Jahre später gestorben, ohne Vermögen zu hinterlassen; ein reicher Onkel nahm sich seiner an und erhielt ihn auf der Schule und auf der Universität. Als er die letztere verlassen und sein erstes juristisches Examen glücklich bestanden hatte, eilte er in das Haus einer Tante, der Wittwe eines kürzlich verstorbenen, vermögenden Kaufmanns; ihr, bei der er während der Schulzeit viel Liebe genossen, wollte er sein Glück zuerst mittheilen. Er fand sie in einer trostlosen Lage, denn eben sollte ihr ganzes Mobiliar ihr abgepfändet werden für eine Schuld ihres seligen Mannes, für welche sie gerichtlich Bürgschaft geleistet. Es gab nur Einen, der in dieser Noth helfen konnte, wenn er wollte; das war der reiche Onkel, der bisher für den Neffen gesorgt hatte; freilich war dieselbe bekannt, daß der Onkel nichts mehr von der Schwester wissen wollte, seit sie gegen seinen Willen den unbemittelten Kaufmann geheirathet. Der Neffe hoffte dennoch ihn zur Hilfe bewegen zu können, er bestimmte den Executor, die Sachen noch nicht fortzuschaffen, ist Zeit von einer Stunde werde er die Schuldsumme (circa dreihundert Thaler) herbeischaffen. Er eilte zum Onkel. Als der hörte, wovon die Rede war, verbot er jedes Wort darüber. Der Neffe ließ nicht nach, er bat, wenn er das Geld nicht eben zur Hand habe, ihm eine Anweisung zu geben. Da lächelte der Onkel, führte ihn an den Schreibtisch, schloß denselben auf, zeigte auf einen Beutel, der darin lag und sprach: „Da liegen dreihundert Thaler, die ich nicht brauche; aber ich werde sie eher zum Fenster hinauswerfen, bevor ich meiner Schwester damit helfe!“ Damit schloß er den Schreibtisch wieder zu, zog den Schlüssel ab und steckte ihn in die Tasche.

„Sie retten sie vom Verderben!“ rief der Neffe. — „Sie soll verderben, warum hat sie mir nicht gefolgt?“ sprach der Onkel.

„Nein, sie soll nicht verderben!“ schrie Jener und faßte nach dem Schlüssel in des Onkels Tasche. Dieser wehrte sich, aber der junge Mann trug ihn ins Nebenzimmer, warf ihn aufs Sopha, entwand ihm den Schlüssel, eilte ins andere Zimmer, schloß die Thür hinter sich ab, an welcher der Onkel vergeblich tobte und rüttelte und öffnete den Schreibtisch aufschließen; in der Hast jedoch verbrochte er das Schloß. Nach vielen vergeblichen Versuchen, es zu öffnen, erbrach er die Klappe gewaltsam mit Hilfe einer eisernen Kaminsgabel, nahm den Beutel, während der Onkel unaufhörlich Gewalt schrie, aber nicht gehört wurde, da die Fenster nach dem Garten hinausgingen — und eilte mit dem Gelde zur Tante. Der sagte er, er bringe es vom Onkel. Er bezahlte die Schuld und ging dann zurück, um den Gefangenen frei zu lassen.

Diesen inzwischen traf er nicht mehr; die Nachbarn hatten endlich den Lärm gehört und ihn befreit. Die Untersuchung wurde gegen den Neffen eingeleitet. So wurde er, da er zugleich Gewalt gegen die Person gebraucht hatte, vom Schwurgerichtshofe als Räuber zu fünfjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt und nach dem Zuchthause zu — n abgeführt. Dort beschäftigte man ihn mit Cigarrenbrehen. Da er sich während des ganzen Tages — er war kurzsichtig — nach des Aufsehers Ansicht zu sehr über die Arbeit beugte, und dies trotz wiederholten Verbots von neuem geschah, faßte der Aufseher ihn bei der Nase und riß so seinen Kopf in die Höhe; darüber in Wuth versetzt, stieß der Sträfling die Hand des Aufsehers zurück. Dafür ward er zu fünfzehn Hieben verurtheilt.

So erzählte er mir. Ich kannte die Disciplin, die im Zuchthause herrscht, aber ich wußte auch, daß ein Aufseher ein strafwürdiges Benehmen des Züchtlings nur zur Anzeige bringen, aber nicht Hand an denselben legen darf, es sei denn, daß eine offenbare Widersetzlichkeit stattfände; daher zeigte ich den Fall dem Director an; der aber antwortete: „Der Aufseher sagt, er habe den Sträfling nicht angerührt, ich muß dem Aufseher mehr glauben, als dem Sträfling!“ Dennoch wurden die Mitgefangenen vernommen, aber sie versicherten, nichts gesehen zu haben — so konnte ich nichts für den Armen thun, als daß ich den Director bat, er möge ihn in eine andere Abtheilung versetzen, damit er unter einen andern Aufseher käme, und möge ihm eine seinen Fähigkeiten entsprechende Arbeit geben. Er versprach wohlwollend beides und sagte unaufgefordert, er werde ein scharfes Auge auf jenen Aufseher haben.

Ich hatte bemerkt, daß Wilhelm zitterte — das war nicht Furcht, das war Fieber, ich sagte ihm das, er wolle es nicht zugeben — es war ein Wundfieber, erzeugt durch die wundgebaunen Gelenken. Ich machte den Anstaltsarzt darauf aufmerksam, der lächelte und sagte: „Wenn ich alle nach dem Lazareth schicken wollte, welche von Hieben das Wundfieber haben, dann würde es die ganze Zuchthaus-Bevölkerung darauf anlegen, wo möglich alle Wochen Prügel zu erhalten, blos damit sie ins Lazareth kämen und nicht zu arbeiten brauchten.“

Wer sich für den Züchtling interessirt, für den stehe hier noch die Mittheilung, daß er nach einiger Zeit im Büreau des Directors als Schreiber verwandt wurde, daß sein Onkel bald darauf starb, ihn im Testamente enterbte und ihm nur ein Legat von zweihundert Thalern aussetzte, damit er, wie es darin hieß, nach Amerika auswandern könne und der Familie nicht hier zur Schande lebe.

Der Neffe machte, nachdem er seine Strafzeit abgebüßt, Gebrauch von dem Legat zu dem angegebenen Zwecke, ging nach Amerika, benutzte die Geschicklichkeit im Cigarrenarbeiten, die er im Zuchthause sich angeeignet, legte dort mit gutem Erfolg ein solches Geschäft an, und ist jetzt, nach vierjährigem Aufenthalte in der neuen Welt, ein geachteter Geschäftsmann und ein glücklicher Gatte und Vater.

A. v. S.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des „Daheim“ in Leipzig, Poststr. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im November 1864. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1864 bis dahin 1865. **№ 9.**

Der Polizeiagent.

Erzählung von Friedrich Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

V.

Die Verfolgung.

Hamilton warf sich an dem Morgen, nachdem er sechs verschiedene telegraphische Depeschen aufgegeben, in einer ganz verzweifelten Stimmung in sein Coupé, denn von dem zurückgekehrten Postillon hatte er erfahren, daß dieser den Passagier um vier Uhr heute Morgen in Soden vor der Post abgesetzt, und er konnte jetzt den Zug benutzen, um diesen Platz so rasch als möglich zu erreichen. Aber wieder und wieder machte er sich selber dabei die bittersten Vorwürfe, daß er die Flucht des schon ganz sicher geglaubten Verbrechers nur seinem eigenen Leichtsinn, seiner eigenen bedauerlichen Unachtsamkeit verdanke, denn wie dieser einmal Mr. Burton selber bezeichnet sei, mußte er wissen, daß er sich verrathen sah und deshalb keinen Augenblick versäumen dürfte, um sich der ihm drohenden Gefahr zu entziehen. Und das hatte er übersehen — er, der sich selber für so schlau und in seinem Fach geschickt gehalten — auf so plumpe Weise, nur durch die Geistesgegenwart des Diebes, der durch keine Bewegung verrathen, daß er seinen Verfolger erkannt habe, hatte er sich täuschen und überlisten lassen.

Und wie war es jetzt möglich, in diesem Gewühl von Fremden einen einzelnen Menschen wieder ausfindig zu machen, der weiter nichts zu thun brauchte, als sich einen andern Rock zu kaufen, die blaue Brille abzulegen, den schwarzen Schnurrbart zu rasiren, um aufs neue völlig unkenntlich zu sein, und daß er derartige Vorsicht nicht versäumen würde, darüber durfte er kaum im Zweifel sein.

Das Einzige, was ihn noch einigermaßen beruhigte, war, daß sie wenigstens die Dame unter sicherer Aufsicht hatten; denn es schien nicht wahrscheinlich, daß sich der Flüchtling so leicht und für immer von dem schönen, verführerischen Wesen getrennt haben sollte, nur um sich selber in Sicherheit zu bringen. In irgend einer Verbindung mit ihr blieb er gewiß, oder suchte eine solche auf eine oder die andere Art wieder anzuknüpfen, und wenn dann Mr. Burton nur einigermaßen seine Schuldigkeit that, so lief er ihnen schon dadurch wieder ins Netz.

Allerdings hätte Kornik die Dame schon recht gut in dieser Nacht entführen können — es wäre das ebenso leicht gewesen als allein zu entfliehen, aber er mußte auch wissen, daß er den Verfolger kaum dicht auf den Hacken gehabt hätte und so leicht er jetzt hoffen konnte, ihn über die Richtung zu täuschen, die er genommen, so ganz unmöglich wäre das in der Begleitung einer Frau gewesen, die seine Bewegungen nicht allein hemmte, sondern auch eine viel breitere und leichter erkennbare Spur hinterließ. Eben mit all dem Gepäck wäre er nicht von der Stelle gekommen.

Das alles aber machte es, je mehr er darüber nachdachte, nur soviel wahrscheinlicher, daß er Deutschland nicht schon verlassen habe. Nur aus dem Weg mußte er sich für kurze Zeit halten, und wo konnte er das besser thun, gerade in der Saison, als in irgend einem der zahllosen Seitenthäler des Rheins oder der benachbarten Gebirge, wo eine Unmasse von Fremden herüber und hinüber strömte, um ein einzelner Mann völlig unbeachtet in der Menge verschwand.

Aber trotz alledem gab Hamilton die Hoffnung nicht auf. Das gehetzte Wild hatte allerdings einen Vorsprung gewonnen, aber die Fährte war doch noch warm — es lag keine Nacht darauf und er selber war gerade der Mann dazu, ihr mit allem nur erdenklichen Eifer zu folgen. Es stand ja auch nicht allein ein reicher Lohn auf dem Erfolg, nein, seine Ehre als Detective auf dem Spiel, den schon gehaltenen Verbrecher nicht wieder entschlüpfen zu lassen, und er gab sich selber das Wort, nicht Mühe, nicht Kosten zu scheuen, um ihn wieder zurück zu bringen.

In Soden angekommen erkundigte er sich aber vergebens auf dem Bahnhof nach einem Herrn, der nur irgend auf seine Beschreibung paßte. Es war freilich auch nicht wahrscheinlich, daß er sich dort gezeigt habe, denn nach Frankfurt würde er nicht so rasch zurückkehren, aber Hamilton wollte sich von jetzt an keine Vorwürfe mehr machen, auch nur das Geringste versäumt zu haben. Einquartiert hatte sich der Herr aber dort nicht, so viel blieb außer allem Zwei-

sel, mit dem Mustern der Gasthäuser brauchte er deshalb keine Zeit zu verlieren und das Wichtigste blieb, die Straßen zu untersuchen, die von hier aus in die Berge und bis besonders nach dem Rhein zu führten.

Das aber zeigte sich bald als ein sehr schwierig Stück Arbeit, denn es hielten sich viele Fremde in Soden auf, und bei dem wunderbaren Wetter besuchte ein großer Theil derselben in früher Morgenstunde die benachbarten Berge. Wer wollte da den Einzelnen controlliren, der sich zwischen ihnen befunden hatte? Außerdem gab es eine Legion von Führern in dem Badeort, die sich theilweis unterwegs, oder da und dort einquartirt befanden; es wäre rein unmöglich gewesen, sie alle aufzusuchen und einzeln auszufragen.

Hamilton ließ aber deshalb den Muth nicht sinken. Unermüdlich streifte er Straße auf, Straße ab und frug bald da, bald dort in den Häusern. Nur in einem, in dem letzten Häuschen, das auf dem Weg nach Königstein lag, hörte er, daß ein einzelner Herr dort sehr früh vorbeigegangen sei, ob er aber einen Schnurrbart gehabt oder eine blaue Brille und Gepäck getragen, wer sollte das jetzt noch wissen? Ein Führer hatte ihn nicht begleitet.

Das war keine Spur und Hamilton wollte sich schon kopfschüttelnd abwenden, um in Soden erst etwas zu Mittag zu essen und dann seine Versuche zu erneuern, als ein kleines Mädchen, das dabei gestanden hatte, sagte:

„Ja, en Schnerres hat er schon gehat, un en Täschche aa unern Arm getrage."

„Einen Schnerres? was ist das?" frug Hamilton.

„Nu Heer unner der Nas," sagte die Frau.

„Ja, un ganz schwarz war er" — sagte die Kleine.

„Se, mein Kind," sagte Hamilton, der sie aufmerksam betrachtete, „also ein Täschchen hat er unter dem Arm getragen? groß?"

„Na — fleen — dun Leeder — en hibsch Täschche."

„Und der ist dort hinaus zu gegangen?"

Die Frau bestätigte das — eine Brille schien er aber nicht aufgehabt zu haben; das Kind wollte wenigstens nichts derartiges bemerkt haben und eine blaue Brille wäre ihm gewiß aufgefallen.

Das war allerdings eine Spur, wenn auch nur eine außerordentlich schwache, Hamilton beschloß aber doch, ihr zu folgen und ohne weiter einen Moment Zeit zu verlieren, drückte er dem Kinde ein Geldstück in die Hand und eilte dann so rasch er konnte nach Soden wieder auf die Post, um dort Extrapost nach Königstein zu nehmen. Nur so viel Zeit gönnte er sich, um etwas zu essen und zu trinken, so lange die Pferde angespannt wurden — dann ging es vorwärts, was die Thiere laufen konnten.

In Königstein selber — denn unterwegs, so oft er sich auch nach dem Gesuchten erkundigte, erhielt er doch keine Auskunft — war die Nachforschung nicht so schwer. Es gab dort nur zwei halbwegs anständige Wirthshäuser und in denen einen erfuhr er denn auch, daß ein einzelner Herr mit einem sehr schwarzen Schnurrbart und etwas brauner Gesichtsfarbe da gefrühstückt habe, dann aber weiter gegangen sei, ohne daß sich natürlich irgend jemand um ihn bekümmert hätte. Eine letzerne kleine Reisetasche mit Stahlbügel führte er bei sich, eine Geldtasche hatte er umhängen, und auch noch einen Riemen umgeschnallt gehabt — das wollte der Wirth deutlich gesehen haben — weiter wußte er nichts.

„Ja was für Geld hatte er seine Zeche bezahlt?"

„In Gulden und Kreuzern — der Landesmünze."

Hamilton war nicht halb sicher, daß er wirklich auf der Spur des Gesuchten sei, aber was blieb ihm jetzt anderes übrig, als ihr, da er sie einmal aufgenommen, auch weiter zu folgen, er würde sich sonst immer wieder Vorwürfe gemacht haben, eine wahrscheinliche Bahn aufgegeben zu haben, um dafür wild und verloren in der Welt herumzusuchen.

Von hier aus schien der Flüchtling aber wirklich den Waldweg eingeschlagen zu haben, denn auf seiner Straße war er mehr gesehen worden, auch konnte er sich keinen Führer genommen haben, denn das hätte sich jedenfalls ausgesprochen. Wohin jetzt? Es war bald Abend, als Hamilton erschöpft in das Gasthaus zurückkehrte, wo er mit einer Flasche Wein und der Eisenbahnkarte vor sich, seinen weiteren Schlachtplan überlegte. Er fühlte dabei recht gut, daß er von jetzt an auf gut Glück weiter suchen müsse. Nur eine Andeutung seines zukünftigen Weges fand er in der Richtung, in welcher Königstein von Soden lag — direkt nach dem Bahnhof zu, und der beschloß er auch jetzt zu folgen. Allerdings mochte sich der Flüchtige rechts oder links abgewandt haben, um entweder Gießen oder den Rhein zu erreichen. Das letztere blieb aber immer das Wahrscheinlichste.

Zu Fuß gedachte er aber nicht die Tour zu verfolgen, und er beschloß deshalb, hier zu übernachten, und am nächsten Morgen mit einem Einspänner, womöglich noch vor Tag, aufzubrechen. Dazu war es aber nöthig, noch heute Abend einen Wagen zu bestellen. Ein Mann wurde ihm da bezeichnet, der einen Einspänner zu vermiethen hätte. Zu dem ging er ungesäumt und erkundigte sich.

„Ja, mein lieber Herr," sagte dieser achselzuckend, „wenn Sie ein Paar Stunden früher gekommen wären, so hätten Sie mit einem andern Herrn fahren können, der dieselbe Tour macht. Der hat aber meinen einzigen Einspänner mitgenommen. Das Pferd hätte Sie beide prächtig fortgebracht."

„Ein einzelner Herr?" frug Hamilton rasch, „heute Mittag?"

„Jawohl — etwa um elf Uhr."

„Und wie sah er aus?"

„Ja, lieber Gott, wie sah er aus — wie ein Berliner, mit einem schwarzen Schnurrbart und einer Reisetasche."

„Und haben Sie nicht einen zweispännigen Wagen?"

„Thut mir leid — die Pferde sind jetzt alle draußen. Wenn Sie das aber dran wenden wollen, warum nehmen Sie nicht Postpferde?"

„Ist denn eine Poststation hier im Ort? Ich hatte keine Ahnung davon, denn ich bin im Gasthaus vorgefahren."

„Ja gewiß, und die müssen Ihnen Pferde schaffen."

Hamilton hörte nichts weiter und saß kaum eine Viertelstunde später wieder in seiner Extrapost. Jetzt zweifelte er auch keinen Augenblick mehr, daß er auf der richtigen Spur sei und versprach dem Postillon ein tüchtiges Trinkgeld, wenn er ordentlich zufahren würde.

Auf der nächsten Station fand er aber seine Nachtfahrt schon unterbrochen. Die Wege kreuzten sich hier, und er durfte nicht weiter fahren, aus Furcht, die falsche Straße einzuschlagen. Er mußte dort übernachten, aber schon vor Tag war er wieder auf, und wie er nun die Gewißheit erlangte, daß der Flüchtige die Straße nach Norden eingeschlagen, folgte er derselben mit Extrapost und versprach dem Postillon ein fürstliches Trinkgeld, wenn er den Gesuchten einholte, ehe er die Eisenbahn erreichte.

Das wäre freilich nicht möglich gewesen, wenn Kornit sich verfolgt gewußt und dann keine Zeit verspannt hätte. Er schien sich aber vollkommen sicher zu fühlen, denn als sie nach Camburg kamen, hörten sie, daß er dort geschlafen hätte und ziemlich spät Morgens wieder aufgebrochen sei.

Jetzt galt es, ihm den Vorsprung abzugewinnen und näher und näher rückten sie auch hinan, bis sie dicht vor Limburg einem rückreitenden Postillon begegneten, der ihnen sagte, daß sie die Extrapost voraus vielleicht noch vor der Stadt einholen könnten, wenn sie die Pferde nicht scheuten.

Und wahrlich, sie schonten die Pferde nicht, was sie laufen konnten, ließen sie. Aber nach der Bahn zu führte der Weg steil hinab, der unglückselige Wagen hatte keinen Hemmschuh und mußte mit der Kette eingelegt werden; zu rasch durfte er da nicht fahren, wenn er nicht riskiren wollte ein Rad zu brechen. Als sie endlich Limburg dicht vor sich sahen, war die verfolgte Extrapost nirgend zu erkennen, wohl aber pfiff gerade der von Gießen kommende Zug in den Bahnhof ein, und hielt dort gerade lang genug, daß ihn Hamilton, als er mit seinen ordentlich mit Schaum bedeckten Thieren heraurasselte, konnte wieder davonkeuchen sehn. — Er war zu spät gekommen.

VI.

Im Kursaal.

Es war ein verzweifelter Moment, aber Hamilton nicht der Mann, sich dadurch beirren zu lassen. Daß Kornik diesen Zug benutzt hatte, daran zweifelte er keinen Augenblick, sowie er nur auf dem Bahnhof aufsuhr und ihn nicht traf. Zum Ueberfluß fanden sie aber auch noch die Extrapost, die ihn hierher gebracht, und der Postillon derselben bestätigte, daß der Herr, den er gefahren, mit dem letzten Zug „nach dem Rhein" abgegangen sei.

Es war 5 Uhr 55 — der nächste Zug ging 6 Uhr 30 — also noch eine halbe Stunde Zeit. Hamilton fuhr mit seinem

Digitized by Google

Wagen gleich vor dem Polizeigebäude vor, die Herren hatten es sich aber schon bequem gemacht, und er fand nur noch einen Aktuar, der Schriftstücke in einer Privattasche durchsah.

Glücklicher Weise schien dies ein ziemlich intelligenter Mann, der seinen Bericht aufmerksam anhörte. Als er ihn beendigt hatte, sagte er:

„Mein lieber Herr — dieser Zug, der eben Limburg verlassen hat, geht allerdings heute Abend noch nach Coblenz, aber ich weiß nicht, ob der Herr, dem Sie nachsetzen, gerade ein Interesse daran haben kann, Coblenz diese Nacht zu erreichen. Er kann natürlich nicht ahnen, daß Sie ihm so dicht auf den Fersen sitzen — vorausgesetzt nämlich, daß es wirklich der Richtige ist, und wenn Sie meinem Rath folgen wollen, so thun Sie was ich Ihnen jetzt sage. Fahren Sie mit dem nächsten Zug nach Ems — nicht weiter — besuchen Sie dort heute Abend — mit jeder nöthigen Vorsicht natürlich, den Spielsaal, nur finden Sie dann — was ich aber bezweifle, — Ihren Mann nicht, dann nehmen Sie heute Abend noch in Ems einen Wagen, den Sie für Geld überall bekommen können, fahren direkt nach Coblenz, und passen morgen früh an den Bahnzügen auf. Ich wenigstens, wenn ich an Ihrer Stelle einen solchen Patron zu verfolgen hätte, würde genau so handeln, und — wenn ich nicht sehr irre, gut dabei fahren."

„Ems ist naſſauisch, nicht wahr?" frug Hamilton.

„Allerdings," sagte der Aktuar.

„Könnten Sie denn," fuhr Hamilton fort, indem er seine Legitimationspapiere aus der Tasche holte, „mir auf Grundlage dieser Schriftstücke einen Verhaftsbefehl für das betreffende Individuum ausstellen?"

Der Aktuar sah die Papiere, bei denen sich eine in Hamburg beglaubigte Uebersetzung befand, aufmerksam durch und sagte dann lächelnd:

„Eigentlich, und nach unseren gewöhnlichen Gerichtsverfahren würde die Sache mehr Umstände machen, und nicht so rasch beseitigt werden können, unter den obwaltenden Verhältnissen aber denke ich, daß ich die Verantwortlichkeit auf mich nehmen kann. Sie müssen mit dem nächsten Zug fort, wenn Sie den Gesichten nicht versäumen wollen. Setzen Sie sich einen Augenblick; ich denke, wir können das alles noch in Ordnung bringen."

Der alte Aktuar war ein wahres Juwel. Hamilton hätte sich an keinen besseren Menschen wenden können. In kaum zehn Minuten hatte er einen Verhaftsbefehl für die Naſſauischen Lande gegen jenen Mr. Kornik ausgestellt. Und nicht einmal einen Kreuzer mehr als die üblichen und nicht zu vermeidenden Sportela wollte er dafür nehmen und wie gern hätte ihm der junge Mann seine Arbeit zehn- und zwanzigfach bezahlt!

Jetzt war alles in Ordnung — Hamilton beschloß, den ihm gegebenen Rath gewissenhaft zu befolgen, und dem alten Herrn auf das herzlichste dankend, eilte er so rasch er konnte nach dem Bahnhof zurück.

Seine Zeit war ihm auch nur eben knapp genug zugemessen; kaum hatte er dort sein Billet gelöst, so wurde der Zug schon signalisirt; zehn Minuten später brauste er heran, hielt, nahm seine wenigen Passagiere auf und keuchte in ruhetoser Hast weiter, das freundliche Labythal hinab.

Aber Hamilton hatte kein Auge für die liebliche Scenerie, die ihn umgab — so war er in seine eigenen Gedanken vertieft, daß er erstaunlich emporschrak, als sie in den ersten Tunnel eintauchten. Nur das Bild der Flüchtigen schwebte vor seiner Seele, und selbst daß er Schlaf und Ruhe entbehrt hatte, nun diesen zu erreichen und einzuholen, fühlte er nicht. Der Zug flog mit reißender Schnelle dahin, aber ihm kam es noch immer vor, als ob er in seinem Leben nicht so langsam gefahren wäre. Jetzt glitten sie an den grünen Hängen des freundlichen Thales dahin — jetzt wieder öffnete der Berg seinen Schlund, um sie in seine düsterste Tiefe aufzunehmen, und aufs neue schossen sie hinaus in den dämmernden Abend. Aber Hamiltons Augen schienen für das alles keine Sehkraft zu haben, so theilnahmlos, so unbewußt selbst sträubte sein Blick darüber hin, bis endlich der schrille Pfiff der Locomotive die Nähe der Station Ems anzeigte und eine Masse Spaziergänger, Herren zu Fuß und Damen und Kinder auf Eseln, in der unmittelbaren Nähe der Bahn sichtbar wurden. Es war spät geworden und die Leute eilten jetzt nach Haus, denn so heiß die Tage auch sein mochten, die Nächte blieben kühl und frisch genug.

Aber diese flimmerten den Polizeimann nicht, der recht gut wußte, daß der, den er suchte, sich nicht unter ihnen befand, selbst wenn es noch hell genug gewesen wäre, einzelne Physiognomien der da draußen Wandernden zu erkennen, an denen sich nur die lichten Kleider unterscheiden ließen.

Der Zug hielt, aber selbst jetzt noch war Hamilton einen Augenblick unschlüssig, ob er nicht lieber sitzen bleiben und bis nach Oberlahnstein und Coblenz mitfahren solle; denn ließ es sich denken, daß der Flüchtige gerade hier ausgestiegen sei? Derartige Menschen sind allerdings furchtbar leichtsinnig, und der alte Aktuar hatte am Ende doch Recht gehabt, wenn er ihm rieth, die Spielbank jedenfalls einmal ein Paar Stunden zu besuchen. Verloren war immer kaum viel Zeit dabei, denn kam er jetzt auch nach Coblenz, so mußte er doch die Nacht dort liegen bleiben, um bei dem Abgang des ersten Morgen-Zuges erst am Bahnhof zu sein. Er folgte also dem Rath des alten Mannes, stieg aus und ging in das dicht am Bahnhof gelegene Hotel zum Guttenberg, um dort erst etwas andere Toilette zu machen. Er wollte sich nämlich nicht der Gefahr aussetzen, daß er von dem schlauen Verbrecher zuerst erkannt würde, denn er zweifelte keinen Augenblick daran, daß Kornik ihn an jenem Abend eben so gut bemerkt habe, wie seinen Begleiter Burten, und ihm deshalb jetzt eben so rasch ausweichen würde wie jenem.

In seiner Tasche trug er einen leichten hellen Sommerrock, den zog er an, setzte eine hellgraue Brille auf und borgte sich noch außerdem vom Kellner einen Cylinderhut. Mit dieser ganz geringen Veränderung seiner Toilette, die er dadurch vervollständigte, daß er ein weißes Halstuch statt seines bisher getragenen schwarzen nahm, fühlte er sich ziemlich sicher, wenigstens nicht gleich auf den ersten Blick erkannt zu werden. Kornik hatte ihn ja überhaupt nur die kurze Zeit im Coupé gesehen, und ihn dabei keineswegs seiner Beachtung für besonders werth gehalten. Dann aß er etwas und hielt es nun an der Zeit, daß jetzt besonders frequentirte Kurhaus zu besuchen.

Es war indessen völlig Nacht geworden; unterwegs traf er nur noch einzelne Leute, die vom Kurhaus weg über die Brücke in ihre am andern Ufer liegenden Quartiere gingen, das Kurhaus selber aber war noch hell und brillant erleuchtet und auch in der That der einzige Platz in dem ganzen Badeort, den man Abends besuchen konnte und wo man Gesellschaft fand. Die anderen zahllosen Hotels schienen nur zum Essen zu dienen, denn in ihren Sälen versetzten riesige Tische, deren Zwischenraum vollständig mit Stühlen ausgefüllt war, jeden nur einigermaßen möglichen Platz. Man konnte sich in keinem von ihnen wohnlich fühlen.

Das Kurhaus dagegen vereinigte alles, was sich von Pracht und Eleganz nur denken ließ — ein reichhaltiges Lesezimmer mit bequemen Fauteuils, einen prachtvollen Saal zu Concerten oder Spiel- und Tanzplätzen der Kinder und Damen, und dann den unheilvollen Magnet für die Spieler, die grünen Tische, von denen der verführerische Klang des Metalls in alle harmlosen Spiele und Vergnügungen hinüberströmte und seine Opfer erbarmungslos an- und nachher auszog.

Es ist eine Schmach für Deutschland, daß wir noch diese vergoldeten Schandhöhlen in unseren Gauen dulden — es ist eine doppelte Schmach für die Regierungen, die sie begünstigen und gestatten, und alle die Opfer, die jährlich fallen, müssen einst auf ihren Seelen brennen.

Napoleon III. hat die Spielhöllen aus seinem Reich verbannt und die Spieler damit über die Grenzen getrieben. Geschah das aber nur deshalb, daß sie in Deutschland ihre gesetzliche Aufnahme finden sollten? und müssen wir nicht vor Scham erröthen, wenn wir diese französische Unwesen mit französischen Marken und Marqueuren im Herzen unseres Vaterlandes eingenistet finden? Aber es ist so. Trotz der gerechten Entrüstung, die allgemein darüber herrscht, müssen wir jetzt geschehen lassen, daß andere Nationen die Achseln darüber zucken und uns bedauern oder — verachten, müssen wir es geschehen lassen, sage ich, denn

„wollten wir alle zusammen schmeißen
wir könnten sie doch nicht Lügner heißen."

Wenn wir es denn aber trotz allem und allem unter unseren Augen so frech fortgeführt sehn, so gehört es sich, daß sich jeder rechtliche Mann wenigstens dagegen verwahrt, diese Schandbuden gut zu heißen. Das Ausland möge erfahren, daß die deutsche Nation unschuldig ist an diesem Werk, und keinen Silberling

Digitized by Google

von dem Buntgeld verlangt, das es einzelnen Fürsten einbringen mag. Hammerschlag auf Hammerschlag folge auf das Gewissen der Vertreter deutscher Nation, bis sie endlich wach geräuttelt werden — sie sollen sich wenigstens nicht beklagen dürfen, daß man sie nicht geweckt hätte.

Hamilton dachte freilich an nichts derartiges, als er das hell erleuchtete Portal betrat, an welchem ein galonnirter Portier und ein sehr einfach gekleideter Polizeidiener — zur Wache, daß das heilige Spiel nicht etwa gestört würde — auf Posten standen. Der Portier wollte übrigens Schwierigkeiten machen, als er Hamiltons hellen Rock sah — er schien ihm für die Spielhölle nicht anständig genug gekleidet, aber neben ihm schritt eine bis auf den halben Busen decolletirte Französin frech vorüber, welcher der Lakai eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung machte. Hamilton wußte indessen, welchen Zauber in einem solchen Falle ein Goldstück ausüben würde, und der augenblicklich zahm gewordene Portier schmunzelte auch so vergnügt darüber hinweg, daß seinem Eintritt nichts weiter im Wege stand.

Wenige Secunden später befand er sich, von dem jetzt dienstbaren Geist willig geleitet, im Lesecabinet, aus dem eine Thür unmittelbar in den großen Spielsaal führte.

Dort saßen nur ihm vollkommen fremde Menschen, ein langweiliger Engländer, der gewissenhaft die Times durcharbeitete, ein kleiner beweglicher Franzose, der über dem Charivari schmunzelte, und ein Paar andere Badegäste, die gleichgültig und aus Langeweile die verschiedenen continentalen Zeitungen durchblätterten.

Er hielt sich dort nicht auf und öffnete die Thür, die in den Spielsalen führte, aber anfangs nur halb, um erst einen Ueberblick über die verschiedenen Gestalten zu gewinnen, und nicht früher gesehen zu werden, als er selber sah. Aber es hätte dieser Vorsicht nicht einmal bedurft, denn die dort Befindlichen hatten nur Ohr für den monotonen Ruf des Croupiers, nur Auge für den grünen Tisch und die darauf genähten bunten Lappen. Wer kümmerte sich von allen denen um den einzelnen Fremden, wenn er nicht selber als Stark Spielender — mit Glück oder Unglück blieb sich gleich — ihr Interesse für einen Augenblick in Anspruch nahm.

Hamilton trat an die Spieler dicht heran, um die einzelnen Gesichter derselben mustern zu können — aber er fand kein bekanntes darunter. Es war ein buntes Gemisch von leidenschaftlich erregten, abgestorbenen Physiognomien, unter denen sich nur hie und da die kalten speculirenden Züge alter abgefeimter, und ruhig ihre Zeit abwartender Spieler auszeichneten. Auch viele „Damen“ standen dicht von den Uebrigen gedrängt am Tisch, wenn solche Franzosinnen den Namen von Damen überhaupt verdienen. Eine von diesen saß sogar neben dem Croupier — es war der Lockvogel der Gesellschaft, ein junges, üppiges Weib, tief decolltirt, mit dunklen, vollen Locken und reichem Brillantschmuck, andere drängten, jede Weiblichkeit bei Seite lassend, zwischen die ihnen nur unwillig Raum gebenden Zuschauer hinein, um ihr Geld in wilder Hast auf eine Nummer zu schieben.

Hamiltons Blick streifte gleichgültig darüber hin, und wie er sich langsam selber um den Tisch bewegte, entging kein irgendwo eingeschobener Kopf seinem forschenden Auge. Da hörte er auch in einem kleineren Nebenzimmer das Klimpern des Goldes und die monotonen Worte „le jeu est fait“ — denen lautlose Stille folgte, und wollte eben auch jenes Gemach betreten, als er wie festgewurzelt auf der Schwelle blieb, denn der dort stand Kornik — bleich wohl jetzt von der Erregung des Spiels, und mit gierigem Blick an der abgezogenen Karte hängend — aber unverkennbar derselbe, mit dem er an jenem Tag gefahren. Er hatte es auch nicht einmal für nöthig gehalten, den verrätherischen Schnurrbart abzurasiren, oder sein Haar anders zu tragen, er mußte sich heute Abend hier vollkommen sicher fühlen. Nur die blaue Brille fehlte.

Im ersten Moment fürchtete Hamilton fast sich zu bewegen, daß nicht der Blick des Verbrechers ihn vor der Zeit traf. Aber es war das eine vollkommen unglose Angst, denn der Spieler hatte nur Augen für die vor ihm abgezogenen Karten — weiter existirte in diesem Moment keine Welt für ihn. Vorsichtig zog sich der Polizeijagent deshalb wieder zurück, bis er sich im Nebenzimmer gedeckt wußte, schritt dann durch den Saal und auf den dort stationirten Polizeidiener zu.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Münchner Künstlerwelt.

(Hierzu das Bild auf Seite 109.)

Die Münchner Künstler feiern alljährlich ein Maifest, aber nicht am ersten des Monats, sondern gewöhnlich im Juni, wann der Wald grün und die Luft milder geworden. Dann ziehen sie hinaus nach den Höhen oberhalb der Isar, oder die Eisenbahn bringt sie in das Mühlenthal der Würm, wohin die bairische Sage die Geburt Karls des Großen versetzt, und dort wo der Blick sich aufthut nach dem Starnberger See und nach den Alpen, hat auch unser Zeichner die Fahne aufgepflanzt, die Bierfässer aufgeschlagen, die Maitrankschenke aufgethan. Die Jugend schwingt sich im ummteren Tanz um eine alte Eiche, oder die Pärchen wandern unter den schattigen Buchen; ältere Freunde schauen dem lustigen Treiben zu, oder setzen sich zu geselliger Unterhaltung an Tischen nieder.

Zwei solcher Tische läßt uns der Zeichner erblicken. An den einen hat in der Mitte des Bildes sich Kaulbach behaglich hingelehnt; seine ganze Erscheinung läßt den aufs Ideale gerichteten Künstler erkennen; erzählte doch jüngst auch Riehls Selbstbiographie, wie er in ausblühender Jugend auf dem Dürersefte an Raphael gemahnt, — nur daß wir uns diesen letzteren doch nicht wie einen Liebhaber keifenden Tabaks, mit der Cigarre vorstellen mögen, die bei Kaulbach unvermeidlich scheint. Seit er in der Hunnenschlacht den großen Geisterkampf in der Weltgeschichte uns vors Auge gerufen und im Reineke Fuchs der deutschen Thierdichtung so ganz gerecht geworden und den Thiergestalten den Ausdruck menschlicher Charaktere gegeben, gehört er zu den Lieblingen der Nation; sie nimmt es mit Freuden auf, wenn er in großen geschichtsphilosophischen Bildern die Culturentwicklung der Menschheit, oder wenn er Goethes Frauengestalten in ihrem individuellen Liebreiz schildert. Seine Zunge soll freilich so scharf sein wie sein Zeichenstift, und wie Heine bringt er gern einen ironischen Zug an; das mag ein Grund sein, daß er mit Hutten sagen muß: Viel Feind, viel Ehr! — Ihm gegenüber, den Becher Maiwein in der Hand, sitzt Philipp Foltz, ein Mann, der an jene bürgerlich tüchtigen Gestalten des Mittelalters und der Reformationszeit erinnert, die aus dem Handwerk in die Kunst emporwuchsen; er malt die deutschen Alpenbewohner in ihrer Kernhaftigkeit, versteht es aber auch, die Denker und Dichter Athens um den Redner Perikles zu versammeln; er spricht wie ein Professor über die Verbindung der Kunst mit dem Handwerk und der Industrie, und hat in Liebig einen guten Zuhörer: den Gelehrten ist leicht predigen. Liebig ist ein phantasievoller Naturforscher, noch größer durch sein Combinationsgenie, als durch seine Scheidekunst, hier aber sitzt er doch wohl nur als ein Stellvertreter der vielen theilnehmenden Freunde, die sich den Künstlerfesten anschließen. Ernst Förster dagegen hinter Foltz schaut wie ein Mann darein, der hierher gehört. Er hat ja in der Jugend unter der Leitung von Cornelius auch den Pinsel, und hat dann ein Menschenalter lang die Feder für die Münchner Schule geführt; er hat die Künstler weniger mit Rutheustreichen geschulmeistert wie Pocht, dafür aber mit seinen Kritiken auch weniger Pech gehabt; sein Haar ist grau, sein Herz ist immergrün. Neureuther, der geniale Arabeskenzeichner, kann es auch hier nicht lassen, fegleich ein unmuthiges Pflanzenmotiv in sein Skizzenbuch einzutragen. Schrantenolph, der neben ihm steht, ist nicht blos ein trefflicher Heiligenmaler, selbst zu wohl genährt und kräftig, als daß seine Gestalten mager und dürftig bleiben könnten; es wird nicht lange dauern und er wird auch zu fodeln anheben und der Knabenzeit in den heimischen Bergen gedenken. Bekanntlich hat er den Dom zu Speier mit Freskobildern geschmückt. Er ist dafür

Digitized by Google

Münchner Künstler auf einem Maiausflug.

Originalzeichnung von Theodor Pixis.

gradelt worden, aber er sagt es uns gern, daß er ein gelernter Schreiner sei. Tagegen ist der dicke Mann hinter Liebig, der hier etwas sehr müller- und bäckermäßig aussieht, ein geborner Ritter, und unter seinen Fingerspitzen quellen und blühen die lieblichsten Märchenbilder hervor, so duftig zart und sinnvoll zugleich, wie sich für solche leichte und doch gehaltvolle Spiele der Phantasie gezieht. Es ist Moriz von Schwind. Karl Piloty steht vor ihm, der talentvolle und energische Vertreter des Realismus, der durch Lebenswahrheit und naturtreue Durchbildung, durch Kraft und Glanz der Farbe sich auszeichnet und eine neue Schule gegründet hat. Eines schickt sich nicht für alle! scheint ihm sein Freund Schwind zu sagen; es ist ein Unterschied zwischen Vers und Prosa. Jedes an seinem Ort, so ist jedes recht.

Am andern Tische öffnet ein Mann den Deckel des Bierkrugs und schaut etwas ernst darein, wie ein Vers, gegen den die Wetterwolken heranziehn, wie eine Liebe, die dem Sturme trotzen will: es ist der Landschafter Heinlein, und man sieht es ihm an, daß er große Dimensionen und das Gewaltige in der Natur besonders liebt. Neben ihm erblicken wir den idyllischen Kopf des Bukolikers, des Thierwaters Beltz, der nicht blos das Aeußere, sondern auch das Seelenleben und die Empfindungen der Ochsen, Kühe und Schafe darstellt, und sie mit der Landschaft zu einem harmonischen Ganzen verbindet. Leonardo da Vinci sagt einmal, daß jeder Künstler sich selbst, sein eignes Gesicht unwillkürlich in seine Schöpfungen hineintrage, und man hat von dem „Moses" Michel Angelos behauptet, daß es der Maler selbst sei, der sich zornig gegen den Götzendienst seiner Zeit erheben wolle. So könnte man auch wohl von der Figur vor dem Tische, Heinlein gegenüber, behaupten, daß sie der Genremaler Enhuber selbst gezeichnet habe. Er behandelt die Wirklichkeit eben so treu wie Künstlerisch fein; er malt nicht viel, aber lauter Treffliches. Neben ihm, Stock und Hut in der Hand, sitzt Eduard Schleich, ein feiner Kenner des Schönen, ein eben so eifriger Student in den Gallerien als in der freien Natur, ein Landschaftsmaler, der die Poesie des Lichtes und der Luft versteht. Er schaut nach andern hin, die wir aber leider nicht mehr sehen, wie z. B. Morgenstern, Bamberger, Stange u. s. w., deren jeder das Seine zum Ruhme der Münchner Landschaftsmaler beiträgt, die meist alle in Karl Rottmann ihr Haupt verehrten, jetzt aber in regem Wetteifer Sonnen- und Mondschein, Nord und Süd, Sommer und Winter darstellen.

Hinter Schleich schreitet ein jüngerer Künstler zu den älteren heran, die ihn gern wie einen Ebenbürtigen aufnehmen. Er kommt von „Jungmünchen" her, und heißt zwar nicht Meier, aber doch Müller, und das nöthigt schon zu einem Beisatz, er heißt also der Compenirmüller, weil er sich schon auf der Schule durch sein hervorragendes Compositionstalent auszeichnete; er hat es mit treuem Fleiß ausgebildet, und so werden unter anderem seine herrlichen Zeichnungen zu Schillers Glocke bald Jung und Alt entzücken und groß an den Wänden und klein in Visitenkartenformat in den photographischen Albums prangen. Der kräftige schnurrbärtige Kopf vor ihm (hinter Schleich) ist der des Schlachtenmalers Peter Hess, und über Enhuber hinüber schaut das sinnige Auge des Grafen Pocci unter der Brille hervor; der Mann ist ja nicht blos Oberhofceremonienmeister und Künstlerschriftsteller, sondern auch ein Carricaturzeichner ersten Ranges, voll unerschöpflichen Humors, der freilich meist nur die Freundeskreise ergötzt, wenn er die Jahresgeschichte der Zwanglosen oder Altenglande bildlich erzählt, zweier Gesellschaften, deren eine die vertrüglichen Elemente aus den Lagern der Eingebornen und Neubenseuen, der Alt- und Neugläubigen, der Künstler, Poeten und Gelehrten auf neutralem Boden zusammenbringt, die andere die ehemalige „goldne Jugend" der Hauptstadt, die mittlerweile in Ehren, Orden und Würden ergraut ist, Abends beim Schoppen im englischen Kaffehaus vereint. Hin und wieder kommt aber doch etwas aus Peccis Hand in die Oeffentlichkeit, und man sagt, daß der Staatshämerrheidarius und einige seiner Geschwister in den Fliegenden Blättern nicht bürgerlicher, sondern gräflicher Abkunft seien. ?

Die Schweiz, das Land der Gegensätze.

Von Eduard Osenbrüggen.

(Schluß.)

Wollte man die Schweiz nach der Verschiedenartigkeit der Rechte in Theile zerlegen, so würden diese Theile die Zahl der Kantone weit übersteigen. Es handelt sich dabei nicht blos um deutsches Recht, das sich nirgends so ungestört entwickelt hat als in der deutschen Schweiz, und um französisches Recht nebst einem Bruchtheil italienischen Rechts, sondern auch in der deutschen Schweiz ist das Rechtsleben sehr mannigfaltig gestaltet, so daß es einem praktischen Juristen oft unmöglich sein würde, über seinen Kanton hinaus zu prakticiren. Es ist schwer, sich eine vollkommene Kenntniß der Erbrechte und der ehelichen Güterrechte zu verschaffen, noch schwerer in einem Streit wegen Alimentenverhältnisse in den Gebirgskantonen sicher zu urtheilen oder auch nur der Terminologie sich zu bemächtigen. Am anschaulichsten lassen sich aber die Gegensätze im Rechtsleben an der Strafrechtspflege herausstellen. St. Gallen hat ein mederues Strafgesetzbuch und eine treffliche Strafanstalt nach dem neuen System. Wer von St. Gallen über waldbekränzte Hügel und durch wohlhäbige Ortschaften von Appenzell-Ausserrhoden hindurch die kurze Wanderung in das Hirtenland der inneren Rhoden gemacht hat, der findet hier die Regien der Antipoden: kein geschriebenes Strafrecht, dagegen Gefängnisse, die vor Jahrhunderten erfunden sein mögen, als man „schädliche Leute" einsperrte, um sie alsbald aufzuknüpfen oder zu köpfen oder mit „Abschied" über die Grenze zu schieben. Das geht jetzt nicht mehr so leicht als früher, aber der raschen Strafjustiz befleißigen sich die Appenzeller in alter Weise, und die „unei gentliche Folter" verstehen sie zu handhaben. Wer jetzt in einer Stunde auf der Eisenbahn von Zürich nach Zug fährt, der findet einen eben so großen Contrast in der Strafrechtspflege wie im Gefängnißwesen. Die Strafanstalt in Zürich steht zwar nicht auf gleicher Höhe mit den Anstalten der Art in St. Gallen, Genf, Bern und Leuzburg im Aargau, ist aber doch dem neuen Gefängnißsystem angepaßt. Zug hatte bis vor kurzem ein raffinirtes System der Freiheitsstrafen. Um den bekannten Ausdruck „in den Schatten setzen" recht buchstäblich zu veranschaulichen, sperrte man Uebelthäter oder solche, die dafür galten, in gewisse Kasten des „Kaibenthurms," welche die Finsterniß der Hölle versinnlichen, oder in den „Zittthurm" (Zeitgleckenthurm) in Käfige neben dem rasselnden Uhrwerk. Der Kaibenthurm hat vor kurzem seine officielle Qualität verloren und den Zitthurm hat im April 1863 der Blitz vernichtet; jetzt stellen im Rathhause die nothwendigsten Detentionsgefängnisse eingerichtet sein. Zug hat aber noch ein Surrogat der Gefängnißstrafe, das einzig in der Welt dasteht. Es wird Auction gehalten, um den Menschen, der anderswo einige Jahre ins Zuchthaus wandern müßte, an den Mindestforderungen zu verfeigern, damit dieser ihn in seinem Hause an der Kette halte und gegen das bestimmte Kostgeld füttere. Ich habe diesen Gegenstand schon in dem ersten Bande meiner „culturhistorischen Bilder aus der Schweiz" besprochen, kann aber jetzt noch Genaueres darüber angeben, denn es scheint mir interessant zu sein, grade in unserer Zeit, wo man dem Gefängnißwesen so vielseitige Studien widmet, von einer solchen Menschenstatistik Akt zu nehmen. Ich habe erfahren, daß eine solche Strafe in der Ausführung weniger schlimm ist als sie aussieht. Der Landjäger der betreffenden Gemeinde hat zwar wöchentlich ein- oder zweimal nachzusehen, ob alles in Ordnung sei, aber in der Zwischenzeit mag doch allerlei geschehen. So kam z. B. vor, daß ein gewisser, entfernt vom Dorfe placirter Sträfling Blattmann gewöhnlich während der ganzen Woche auf dem Felde arbeitete und vielleicht nur sie lange an der Kette blieb, als der inspicirende Landjäger gerade anwesend war. Die sie Verurtheilten blieben auch in der Regel nur kurze Zeit an der Kette, indem sie lieber das Weite suchten. Die öffentliche Meinung ging dann dahin, daß Verwandte derselben im Einverständniß mit Beamten zur Flucht verhalfen. In Menzingen kam 1860 ein Sträfling an eine solche Kette, aber die Liebe zeigte ihm Mittel und Wege: in den ersten Monaten

Digitized by Google

des Anschlusses streifte er jeweilen im Dunkel der Nacht, wie der Fuchs in der Fabel, die Kette ab und eilte über das Gebirge zu seinem Schatz in Aegeri, kehrte aber beim ersten Morgenroth wieder an seinen Posten zurück.

Dem Beschauer des Strafprocesses bietet die Schweiz alle möglichen Formen. Mehrere Kantone haben Schwurgerichte, andere eine mündlich-öffentliche Beweisverhandlung vor ständigen Criminalgerichten, andere das ältere Verfahren, aber mit erheblichen Verschiedenheiten, bis zur inquisitorischen Wahrheitserforschung im schlimmsten Sinne des Wortes herab. In Unterwalden, Uri und Appenzell-Innerrhoden sind Gefängnißhiebe und magere Kost reglementarisch und Zug hat noch in diesem Jahrhundert in dem furchtbaren Kaibenthurm recht oft regelrecht gefoltert. Im Jahre 1818 waren Veit Eisener von Neuheim und dessen Eltern wegen mehrerer mit einander verübter Diebstähle und wegen der Anfertigung eines falschen Schuldscheins in Untersuchungshaft. Anfangs hielt der Beschwerdeführer den Vater für den Verfertiger der falschen Urkunde, kam aber zur moralischen Gewißheit, der Sohn Veit sei der Urheber derselben. Da Veit beharrlich leugnete, der Verbrecher aber gern ein Geständniß gehabt hätte, wurde zur Peinlichkeit geschritten. Der Inquisit wurde wiederholt an beiden Daumen rücklings aufgehängt, wieder herumgelassen, wenn er zu bekennen versprach, aber auch sogleich wieder aufgezogen, wenn er mit dem Geständniß zurückhielt. Die Daumschrauben sind auch im Rathhause recht oft angelegt worden.

Während Zug mit einem Fuße noch im Mittelalter steckt, hat es neuerdings eine Rechtsgesetzgebung begonnen, welche Bürgschaft bietet, daß das kleine Land, wie es jetzt durch die Eisenbahn mit der civilisirten Welt verbunden ist, auch bald in anderer Beziehung den Culturstaaten der Neuzeit angehören werde. Zug hat seit 1863 eine ganz vortreffliche Civilprocefsordnung und ein einfaches, ebenfalls treffliches privatrechtliches Gesetzbuch liegt im Entwurfe vor. Da kann denn das Strafrecht, in welchem sich der Culturzustand eines Landes am deutlichsten abspiegelt, unmöglich bei Kaiser Karls V. und des heiligen römischen Reichs peinlicher Gerichtsordnung verharren.

Verfolgen wir das Thema von den Gegensätzen in der Schweiz auf das kirchlich-religiöse Gebiet, so genügt es nicht zu notiren, daß in der Schweiz Katholiken und Protestanten neben einander leben und daß nach der neuen Bundesverfassung die freie Ausübung des Gottesdienstes den anerkannten christlichen Confessionen im ganzen Umfange der Eidgenossenschaft gewährleistet ist d. h. der römisch-katholischen und der evangelisch-reformirten Kirche, denn anders wird diese Bestimmung der Bundesverfassung nicht genommen. Darüber hinaus ist denn doch die Cultusfreiheit sehr beschränkt. Die Juden sind geduldet, weil man sie nicht aus der freien Schweiz fortreiben kann, aber es würde einer Judengemeinde unmöglich sein, sich in Uri anzusiedeln, und staatsbürgerlich sind die Juden sehr im Nachtheil gegen die Christen, selbst in Zürich.

In der Vergleichung der reinkatholischen und der reformirten Kantone ist man sehr geneigt, jene als in der geistigen Bildung zurückgeblieben zu bezeichnen und leugnen läßt sich diese Thatsache nicht, wenn man Unterwalden und Zürich, Schwyz und Genf, Appenzell-Ausserrhoden und Appenzell-Innerrhoden einander gegenüberstellt, aber die Gerechtigkeit verlangt es, dabei anzuerkennen, daß der Unterschied der Bildung gar nicht seinen einzigen oder den letzten Grund in den confessionellen Unterschieden hat, sondern die mit der Bodenbeschaffenheit zusammenhängenden Lebensverhältnisse fallen vor allem in die Wagschale. Unterwalden ist von Natur ein Hirtenland. Soll man wünschen, daß der Unterwaldner sein Hirtenhemd mit dem französischen Frack vertausche und Glanzhandschuhe anlege, um als hochcivilisirt zu erscheinen? Sollen die Sennereien sich in Spinnereien verwandeln? Glarus hat durch seine Fabriken vielleicht einen Culturschein, aber an Sittlichkeit der Bewohner nicht gewonnen. Wer den herrlichen Menschenschlag Unterwaldens anschaut, die kräftigen Männer auf die stattlichen Frauen und Jungfrauen in ihrer kleidsamen Nationaltracht, wer an einem Sonntage ihre Fröhlichkeit sieht und, falls er ihre Sprache versteht, gar bald bemerkt, daß der gesunde Witz bei ihnen zu Hause ist, wird er sich bedanken, daß Streuetoni nicht seinen Namen schreiben, sondern nur mit schwerer Hand drei Kreuze malen kann? Diese schwere Hand weiß sich nicht nur geltend zu machen, wenn im Hochgewitter der brüllende und zum Fortspringen bereite Stier an den Hörnern zu fassen und die Herde zu retten ist, sie zeigt ihre Kraft bei dem Schwingfeste uns sie ist für die Büchse so fest und sicher wie das Auge des Mannes. Welches Land der Schweiz kann mit Stolz auf das Jahr 1798 blicken, als die Schützen von Nidwalden den Kampf für die alte Freiheit gegen die neue Freiheit aufnahmen und zwar von der Uebermacht besiegt wurden, aber, so viel an ihnen lag, die Ehre der Schweiz retteten? Die Menschen, wie sie in Unterwalden ob und nid dem Kernwald sind, passen zu dem Boden, auf welchem sie leben, und wir müssen uns freuen, daß es noch Land und Leute dieser Art gibt.

Es bleibt mir noch übrig für das Gesammtbild der Schweiz auf die sprachlichen Verschiedenheiten und Gegensätze hinzuweisen, die eben so bedeutend und bemerkbar sind als die Thatsache wichtig ist, daß diese Gegensätze in dem Begriffe des Vaterlandes sich aufheben. Der französische Waadtländer fühlt sich eben so sehr als Schweizer wie der deutsche Aargauer und als kürzlich ein junger Offizier von Pruntrut äußerte, er würde in einem etwaigen Kriege mit Frankreich mit seiner Compagnie zu den Franzosen übergehen, abstrahirte man zwar von einem kriegsgerichtlichen Verfahren gegen ihn, weil man in der Aeußerung nur eine Phrase sah, der Offizier erhielt aber 20 Tage scharfen Arrest, wurde außer Activität gesetzt und die öffentlichen Blätter brandmarkten ihn als einen schlechten Schweizer.

Auf dem kleinen Flächenraum der Schweiz existirt neben der deutschen, französischen und italienischen Sprache die rhäto-romanische in Graubünden, die sich wieder in zwei Arten abzweigt, und in allen vier Sprachgebieten gibt es viele Mundarten und Pateis. Von einer Gleichstellung der vier Sprachen im öffentlichen Leben ist jedoch nicht die Rede. Es wurde in Graubünden, das grösteutheils deutsch ist, wohl nie der Anspruch erhoben, der romanischen Sprache mehr als eine Nebenrolle unter den Sprachen der Schweiz einzuräumen und Art. 109 der Bundesverfassung lautet: „Die drei Hauptsprachen der Schweiz, die deutsche, französische und italienische, sind Nationalsprachen des Bundes." So ist es nicht immer gewesen, sondern bis 1848 hatte die deutsche Sprache einen bedeutenden Vorrang, was sich besonders darin zeigte, daß die Protekolle und die Abschiede der Tagsatzungen den der Kanzlei nur in deutscher Sprache abgefaßt und seit 1835 außeramtlich ins Französische übertragen wurden. Jetzt müssen alle Gesetze, Verordnungen und Beschlüsse der Bundesbehörden in den drei Sprachen getruckt werden, wie in beiden Abtheilungen der Bundesversammlung, dem Nationalrath und dem Ständerath, die Abgeordneten sich nach Belieben der einen wie der andern dieser Sprachen bedienen können. Die Tessiner sehen sich aber gar nicht für zurückgesetzt an, wenn in einigen Fällen ihnen zugemuthet wird, sich an das Französische zu halten, das den Gebildeten unter ihnen in der Regel geläufig ist. Die Schweiz bietet sonach die sehr lehrreiche Erscheinung, daß ein gesundes Staatsleben gedeihen kann, wenn verschiedene Nationalitäten als Elemente eines Rechtsstaats zusammenwirken.

Schauen wir zum Schluß die Schweiz von der Vogelperspektive an, so erblickt das Auge wie bei jeder Vogelperspektive zunächst eine große Mannigfaltigkeit. Wir sehen 19 Kantone und 6 Halbkantone von sehr verschiedener Größe, Bevölkerungsdichtigkeit und Bildung. Wir finden die größte Entfaltung der Industrie und des Handels und ein idyllisches Hirtenleben. Neuzeit und Mittelalter stehen neben einander; inmitten einer raschen Culturströmung primitive Einrichtungen und Curiositäten, welche ein geistreicher, des fernen Westens kundiger Mann den alten Blechbüchsen verglichen hat, die man in amerikanischen Großstädten bisweilen mitten in eleganten Straßen finde, aus egoistischen Gründen oder aus Liebe des Besitzers zur alten Zeit erhalten, aber zum baldigen Abbruch, zum Abbruch wenigstens durch die nächste Generation bestimmt. Mit den reichgezierten katholischen Kirchen contrastiren die schmucklosen reformirten Gotteshäuser ohne Bilt und meistens ohne Altar und Orgel; mit den Kirchhöfen, die überlasen sind von kunstreich behauenen und vergoldeten Grabdenkmälern, die Friedhöfe, auf denen nach republikanischer Regel kein Unterschied, wie ihn das Leben kannte, hervortreten darf, sondern ein einfaches Kreuz mit dem Namen alles ist, was die letzte irdische Stätte des Menschen kenntlich macht. Wie einerseits im städtischen Leben der feine französische Ton dominirt, ist andrerseits die altertümliche Bürgerstitte mit ihrem Licht und ihrem Schatten erhalten und wie eine merkwürdige Wanderlust die Schweizer charakterisirt, so daß wir sie überall in beiden Hemisphären Erwerb und Gewinn suchend finden, so ist doch ihre Seßhaftigkeit eben so bemerklich, indem, wer nur einigermaßen in der Schweiz bekannt ist, bei Nennung eines

Digitized by Google

schweizerischen Geschlechtsnamens sogleich weiß, wo das Geschlecht seit Jahrhunderten gesessen hat. Der Schweizer in der Fremde läßt nicht von der Hoffnung, über kurz oder lang ins Vaterland zurückkehren zu können und weiß seinen Verband mit der Heimatgemeinde festzuhalten; er durchstreift die Welt, ist aber kein Weltbürger. Der Graubündner, in seinem Lieblingsberufe andern Menschen das Leben zu versüßen, in Deutschland wie in Rußland äußerst thätig, wenn sein Geschäft in Ehren ist, übergibt es einem Sohne oder Neffen, um auszuruhen in der alten Heimat, „möcht' die Firsten wiederschauen und die klaren Gletscher drau'n, wo die stolzen Gemsleln laufen und kein Jäger vorwärts kann." Das Schweizer-Heimweh ist bekannt und begreiflich und der Schweizer hat ein Recht auf sein Vaterland stolz zu sein, nicht bloß weil das Land von der Natur so herrlich ausgestattet ist, sondern weil die Schweiz durch viele Kämpfe hindurch sich zu einem Rechtsstaat entwickelt hat, in welchem das Allgemeine und das Besondere in Harmonie zu einander steht. Se wie die Berge und Thäler und Seen zu der einen schönen Schweiz sich vereinigen, so ist die viele Theile und eine große Mannigfaltigkeit umfassende schweizerische Eidgenossenschaft ein reales Ganze und die Schweiz nicht bloß ein geographischer Begriff.

Der Magenhypochonder.

Von Dr. **Wald**, Reg.- und Medicinalrath.

„Ich wundere mich", sagt Boerhave, der größte Arzt des vorigen Jahrhunderts, „wie die Gelehrten und Schriftsteller sich einbilden können, es stünde in ihrer Macht zu denken, was und wann sie wollten. Die Mahlzeit ganz allein kann dieses göttliche Vermögen aufheben." So demüthigend dies für unsern Stolz klingt, so richtig ist es. Mit glühendem Eifer, der nicht enden zu wollen scheint, sitzt man des Vormittags bei der Arbeit; die Gedanken strömen, die Phantasie bildet und webt bis man mit gutem Appetit — zu Mittage gespeist hat. Dahin ist der Eifer, die Gedanken sind fort, die Einfälle stocken, der Witz ist gelähmt. Erst nach mehreren Stunden kehrt Lust und Kraft zur Arbeit zurück, nämlich nicht eher, als bis der Magen seine Dienststunden hinter sich hat. Während derselben leidet er nicht die mindeste Störung, sei's durch geistige Anstrengungen oder durch Gemüthsbewegungen, ohne sich zu rächen. Er nimmt für diese Zeit, so zu sagen, die Lebenskraft ganz für sich in Anspruch. Wer aber dies mißachtet und fortfährt, bei vollem Magen sich geistig anzustrengen, der verirrt sich dadurch die Verdauung eben so gründlich, wie durch Ueberladung.

Dieser innige Zusammenhang der geistigen Thätigkeit mit der des Magens mag der Grund gewesen sein, weshalb die Alten den Sitz der Seele in die Magengegend verlegten. Sie bedienten sich desselben Wortes für Verstand und Zwerchfell. Der Magen unserer heutigen Generationen ist dieses hehen Ranges längst entkleidet. Im Gegentheil, er ist heutzutage der Sündenbock, der die Fehler der meisten andern Organe auf sich nehmen muß. Ich habe es im Magen, ich hab' es vor dem Herzen, sind die gewöhnlichsten Klageformeln: während der arme Magen ganz unschuldig ist, und nur wegen seiner innigen Beziehungen zu den übrigen Organen mitleidet. Und dafür wird er, wie sich einer unserer trefflichsten Heilmeister ausdrückt, daß geschorcu. Bald soll er vermeintliche Unreinigkeiten ausleeren, bald wird er mit allerhand feindlichen Mitteln zu krampfhaften Bewegungen gezwungen; bald soll er zu schwach sein und wird mit Dambfe und andern schaudererhaft bittern Mitteln gefüllt, mit scharfen Substanzen geätzt, mit Wein überschwemmt, oder mit Branntwein versengt.

Allerdings führen die meisten Krankheiten eine Störung der Verdauung herbei, se wie andererseits nichts so sicher die volle Genesung verbürgt, als die Wiederkehr der Eßlust. Steckt nun der Fehler in irgend einem der Unterleibsorgane, in der Leber, Milz oder dem Pfortadersysteme, der Quelle der bekannten Hämorrhoidalkrankheit, so ist die damit Hand in Hand gehende Störung der Verdauung für den Kranken das lästigste, und oft sogar das einzige ihm erkennbare Symptom seines Leidens. Aber es gibt noch einen andern Grund, weshalb dieser Gegenstand vor anderen eine Besprechung erfordert. Se wie es nämlich Gegenden gibt, denen gewisse Krankheiten eigenthümlich sind, die anderwärts gar nicht oder selten vorkommen, se gibt es auch Zeiten, in welchen die Menschen zu ganz bestimmten Erkrankungen disponiren. Diese führen alsdann eine fühlbare Herrschaft, die allmälig erlischt und anderen Krankheitsanlagen Platz macht. Hiefür ist das auffälligste Beispiel der Skorbut, der noch im vergangenen Jahrhundert die allgemeinste Krankheit der niederen Stände war, während er heutzutage nur äußerst selten und meist nur vereinzelt zur Beobachtung kommt. Und unter den Krankheiten der höheren Stände hat das Podagra seine frühere Bedeutung gänzlich eingebüßt. Aber dafür werden wir wieder von andern Plagen heimgesucht, welche die frühere Zeit entweder gar nicht kannte, oder die wenigstens seit langen Jahren nicht zum Vorschein gekommen sind. Der Grund dieser auffälligen Erscheinung liegt in der veränderten Lebensweise der Generationen. Die Einführung neuer Volksnahrungs- und Genußmittel, das Zurücktreten der früher gewohnten, und sicherlich auch die allgemeine geistige Richtung der Völker wirken verändernd auf die leibliche Constitution zurück. Heut zu Tage nun und zwar etwa seit der Mitte der zwanziger Jahre unsers Jahrhunderts ist die sogenannte gastrische Krankheitsconstitution die herrschende geworden, d. h. das System der Verdauungsorgane ist zur Zeit vorwiegend der Tummelplatz der wichtigeren Krankheiten. In fühlbarer Weise hat uns dies unter anderem die Cholera gelehrt, die erst nach dem Eintritte dieser Veränderung der herrschenden Krankheitsconstitution ihren Wettlauf beginnen konnte. Und wie wir selbst unter den Romanen und Zeitgemälden aus dem vorigen Jahrhundert nicht einen finden, der nicht in hervorragender Weise des Podagra gedächte, so beginnt in der Literatur unserer Tage das verdrießliche Gesicht des Hämorrhoidarius und des an Dyspepsie leidenden Hypochonders sich lästig genug bemerklich zu machen. Unsere Generation hat sich den Magen verdorben, — woran? ist eine Frage, deren Beantwortung wir uns vorbehalten.

Sehen wir uns nun um, wo diese Krankheiten der Verdauungsorgane ganz besonders hervortreten, se finden wir zunächst gewisse Stände fast ganz davon verschont. Es sind dies diejenigen, deren Beruf sie zu einem Leben in freier Luft bei anstrengender körperlicher Arbeit und Bewegung nöthigt. Dagegen erkennen wir weiter, daß die meisten der an Verdauungsbeschwerden Leidenden sich unter den Stubensitzern befinden, den Gelehrten, Beamten und Kaufleuten. Nicht als ob die Kopfarbeiten, wie man oberflächlicherweise oft genug annimmt, an sich der Gesundheit nachtheilig wären. Dem der Mensch ist nicht bloß Körper, und zum vollkommenen Wohlbefinden gehört die harmonische Uebung beider, der geistigen wie der körperlichen Kräfte. Wenn aber bei einseitiger geistiger Anstrengung, die oft noch dazu in ungünstiger körperlicher Stellung erfolgt, dem Körper nicht die Gelegenheit zur Verarbeitung der reichlich zugeführten Nahrungsstoffe gegeben wird, dann bilden sich jene Fehler der Verdauungsorgane aus, die unter den Erscheinungen der Dyspepsie, der Hämorrhoiden und der Hypochondrie aufzutreten pflegen. Sehen wir nun zu, was diese Worte bedeuten.

Die Dyspepsie oder Verdauungsstörung ist die gewöhnliche Begleiterin mannigfacher krankhafter Veränderungen der Unterleibsorgane, nur äußert sich nicht nur in dem Bereiche dieser letzteren, sondern auch im allgemeinen Befinden und besonders in der geistigen Stimmung. Der Appetit ist wechselnd und veränderlich, im Ganzen aber verringert. Auch wo er vorhanden ist, schwindet er bald nach Beginn der Mahlzeit. Kaum ist diese beendet, se tritt eine ganze Reihe von Unannehmlichkeiten ein. Zunächst ein Gefühl von Druck, Schwere, Völle und Aufblähung in der Magengegend, welcher der Druck der Kleidungsstücke lästig wird. Die Verdauung währt nicht nur ungebührlich lange, sondern sie ist auch unvollkommen. Die Absonderung der Verdauungssäfte ist abnorm, die mechanische Bewegung des Magens verlangsamt. Das lange Verweilen der Speisen im Magen gibt zur Säurerung und anderen Verderbniß derselben, se wie zur Gasentwickelung Anlaß. Steigt diese letztere zu einem hehen Grade, se wird dadurch nicht allein der Magen über-

Digitized by Google

mäßig ausgedehnt, sondern noch lästigeres Ungemach herbeigeführt. Es wird nämlich durch den dadurch vermehrten Druck gegen das Zwerchfell das an diesem befestigte Herz in seiner Funktion gestört, und Beängstigung, Herzklopfen und Schwerathmigkeit verursacht. Mehrere Stunden nach der Mahlzeit tritt das lästige Gefühl des Sodbrennens, mitunter auch das Aufsteigen einer sauern Flüssigkeit ein, welche die Zähne stumpf macht, wodurch manchmal geringe Mengen des Mageninhaltes mechanisch mit emporgerissen werden. Bei höheren Graden steigern sich diese Beschwerden zur Uebelkeit und selbst zum Erbrechen, wonach endlich große Erleichterung eintritt. Während dieser ganzen Zeit fühlen sich die Dyspeptiker matt, verdrießlich und reizbar. Sehr häufig werden sie von einem heftigen, oft halbseitigen Kopfschmerz gepeinigt. Aber auch sonst ist ihre geistige Stimmung alterirt. Sie sind weder zu körperlicher noch geistiger Arbeit aufgelegt; sie sind launisch, verstimmt und mürrisch. Der Schlaf ist gestört, die Träume unruhig, sie leiden an kalten Händen und Füßen und sind überhaupt gegen die Kälte sehr empfindlich.

Ein solches Leiden ist lästig genug: aber wahrhaft beklagenswerth wird es, wenn es den Kranken, wie so häufig, zum Hypochonder macht. Dieser tritt dann in der Form des Magenhypochonders auf. Schon sein Aeußeres macht ihn kenntlich. Die lange, hagere Figur, die schlaffe Haltung, der matte, traurige Gesichtsausdruck, der langsam schweifende Blick der zurückgesunkenen Augen, die erdfahle oder gelbliche Farbe des Gesichts und des Weißen im Auge, die weißlichen Lippen, und jener eigenthümliche graue Zug, der von den Seiten der Nase ausgehend, die Lippen umkreist, endlich die meist belegte Stimme verrathen ihn. Und diesem Aeußeren entspricht der Zustand seines Innern. Den Mittelpunkt seiner Gedanken bildet die Sorge um die Angelegenheiten seines lieben Körpers und grade dieses unaufhörliche Sorgen ist es, welches seinen Zustand leise untergräbt und das Haupthinderniß seiner Genesung ausmacht. Nicht genug, daß er seinen Arzt weniger durch sein ewiges Klagen, als durch sein offenbar nur halbes Vertrauen ermüdet, trägt er durch direktes Handeln wesentlich zur Verschlimmerung seines Zustandes bei und zwar auf folgende Weise. Wir sagten bereits oben, daß unsere Generation sich den Magen verdorben habe. In Folge dessen haben sich die Quacksalber unserer Tage ganz ausschließlich auf die Anfertigung sogenannter verdauungsstärkender Mittel geworfen, welche in der Gestalt von Pillen, Schnäpsen oder Bieren den Leuten als unfehlbare Panaceen angepriesen werden. Zwar geschieht dies nicht mehr, wie früher, von einem Schaugerüst aus, mit Harlekin und Affen, sondern vielmehr unserem papiernen Zeitalter entsprechend, durch Annoncen in den Tagesblättern. Aber der Erfolg ist derselbe, und der Zulauf, den diese Quacksalbereien sich verschaffen, stimmt schlecht mit dem gerühmten Fortschritte unserer Zeit in der Natur- und Heilwissenschaft. Da nun bei den Verdauungsstörungen die Unregelmäßigkeit der Leibesöffnung die Leute ganz besonders zu beunruhigen pflegt, so sorgen jene Quacksalber vor allem dafür, daß ihre Mittel eine abführende Wirkung haben: wohl wissend, ihr Publicum werde mit diesem handgreiflichen Erfolge schon zufrieden sein. Diesen Quacksalbereien nun scheut unser Magenhypochonder ein gläubiges Vertrauen, welches er seinem Arzte versagt: ja, er ist sogar bereit diesen ganz aufzugeben, wenn er ihm seinen Morrison, Dunbip oder Hoff nehmen will. Weil aber jene Mittel, mit geringen Ausnahmen, außer ihrer abführenden auch eine mehr oder weniger reizende Wirkung ausüben, so hinterläßt ihr anhaltender Gebrauch unfehlbar eine immer größere Erschlaffung der leidenden Organe und dadurch eine bedeutliche Verschlimmerung des Allgemeinzustandes. Natürlich wird die Stimmung unseres Kranken nunmehr immer unglücklicher; immer tiefer zieht er sich in sich selbst zurück und lauert mit qualvoller Beharrlichkeit auf jede leise Empfindung, „in den Winkeln seines bangen Selbst," — wie Wasser von Wachstuch länst an ihm alles ab, was das Leben an Aufheiterndem und Erfrischendem bietet. Und je bänglicher er für seine Gesundheit zu sorgen sich mühte, deste eifriger arbeitet er an seinem Untergange. Dann ihn hat der Gedanke ergriffen, daß er an dem Uebel leide, welches er vor allen verabscheut, von dem kein Entrinnen mehr denkbar, welches ihn einem grausamen Tode langsam entgegenschleppt, am Magenkrebse.

Dies ist das Bild eines jener Leidenden, welche durch die freilich sehr lästigen Beschwerden einer gestörten Verdauung der Hypochondrie anheimgefallen sind. Das Schreckbild des Magenkrebses ist nichts, als das Erzeugniß seiner gesängsteten Phantasie. Er leidet am chronischen Magenkatarrh. „Stavo ben; ma per star meglior, sto qui, — ich befand mich wohl; wollte mich besser befinden und befinde mich hier", so lautete die Grabschrift, die sich ein, leider zu spät zur Erkenntniß gekommener Hypochonder gesetzt hatte. Wer die Bekanntschaft des Schwindsuchtshypochonders (Vgl. S. 14) gemacht hat, der weiß, daß eine stete Spannung der Aufmerksamkeit auf die leisesten Empfindungen endlich eine gesteigerte Innervation der betreffenden Organe herbeiführt, und die etwa vorhandenen krankhaften Veränderungen dort fixirt. Bei der innigen Wechselwirkung zwischen den Organen der Verdauung und Blutbildung und denen der geistigen Thätigkeit tritt diese Steigerung der krankhaften Gefühle durch unaufhörliche Aufmerksamkeit auf dieselben ganz besonders hervor. Es ist daher zur Heilung dieses jämmerlichen Zustandes eine richtige Auffassung desselben ganz unerläßlich. Denn was seine materielle Seite anlangt, so ist er keineswegs verzweifelt, und wenn er auch bereits Jahrelang gedauert haben sollte.

Die krankhafte Veränderung des Magens, welche die oben genannten Beschwerden verursacht, und die von der neueren medicinischen Schule mit dem Namen des chronischen Magenkatarrhs bezeichnet wird, kann die Folge sehr verschiedener Fehler der Unterleibsorgane sein. Diese richtig zu erkennen, muß die Aufgabe des Arztes bleiben. Hieraus folgt aber zugleich, wie zwecklos und schädlich die Anwendung jener Panaceen in einem Zustande sein muß, der je nach seiner Entstehung sehr verschiedener Heilmittel bedarf. Es ist keine leere Drohung, wenn man es ausspricht, daß der anhaltende Gebrauch dieser angeblich verdauungsstärkenden Mittel in vielen Fällen unheilbares Siechthum, ja den Tod herbeiführt. Hat doch Morrison selbst, in Folge mehrerer Todesfälle, die unzweifelhaft durch den Gebrauch seiner Pillen verursacht waren, als Todtschläger vor Gericht gestanden; und die hierbei stattgefundenen Obduktionen haben uns Gelegenheit verschafft, die Zerstörungen kennen zu lernen, welche der Gebrauch dieser „Gesundheitsmittel" herbeiführen kann. Denn was in des Kundigen Hand ein heiliger Anker des Lebens ist, das wird in der Hand des Unwissenden zum Nachen des Charon.

Aber in allen diesen Fällen ist die Regelung der Diät und der Lebensweise von höchster Wichtigkeit, und oft schon allein im Stande, vollkommene Heilung herbeizuführen. Zwar darf die Diät keine Hungerkur sein, jedoch ist sie nach der Menge und der Beschaffenheit der Nahrungsmittel sorgfältig zu wählen. Wo freilich der Appetit ganz darniederliegt, werden Versuche durch Unmäßigkeit nicht vorkommen; aber viel häufiger ist es, daß unser Hypochonder bei all seinen Leiden durch wechselnden Appetit zur Ueberladung des Magens verführt wird. Unter allen Umständen muß er daher weniger essen, als er sonst gewohnt gewesen, ja er muß mit dem Essen aufhören, noch bevor völliges Sattigungsgefühl eingetreten ist. Die Stunden der Mahlzeit sind regelmäßig einzuhalten und so einzurichten, daß die Zeit der Verdauung nicht mit den Stunden der Tagesarbeit zusammenfalle. Eben so wichtig ist die Wahl der Nahrungsmittel. Flüssige Speisen werden leichter augenommen und assimilirt. Wo die Verdauungsorgane daher ernstlicher ergriffen sind, passen kräftige, doch magere Fleischbrühen. Darum zur Verdauung der Fette bedarf es eines ungeschwächten Magens. Am besten passen hier die Brühen von weißem Fleische, ferner Eidotter und Milch, wie denn überhaupt einfache Speisen durchweg den erklüsstellen und zusammengesetzten vorzuziehen sind. Auch wird sich unser Kranker gefallen lassen müssen, so manchem Lieblingsgenusse zu entsagen, z. B. dem Kaffee; an dessen Stelle wir ihm ein eben so heilsames als wohlschmeckendes Getränk empfehlen, dessen Bereitung im Vorbeigehn gelehrt werden soll. Es wird aus den ehdaren süßen Kastanien gemacht. Diese werden von ihrer lederartigen braunen Hülle befreit, sodann in kleine Würfel zerschnitten, in der Kaffeetrommel gebraunt, gemahlen und endlich in derselben Weise wie der Kaffee gekocht. Zu lange darf jedoch wiederum eine reizlose Kost nicht fortgesetzt werden, weil sich sonst die Beschwerden wieder steigern. Dann ist es nöthig, zu kräftigeren, festen Speisen überzugehen, durch welche die Ausscheidung des Magensaftes mehr angeregt wird. Aber strenge müssen alle diejenigen vermieden werden, welche lange Zeit zur Verdauung brauchen, viel Gase entwickeln, und durch ihre Rückstände den Magen beschweren. Hierher gehören namentlich die Erbsen, Bohnen, Linsen, Kohl, Pilze, Gurken und andere Salate.

Zwar ist Wasser das beste Getränk; aber auch im Wasser-

Digitized by Google

genusse ist Unmäßigkeit schädlich. Schon Kant hat sehr treffend bemerkt, daß man nicht jeder Anwandelung des Appetits zum Wassertrinken, die meist nur Angewöhnung ist, nachgehen solle, und daß ein fester Vorsatz diesen Reiz in das Maß des natürlichen Bedürfnisses zurückbringe. Auch schlägt man nicht gut bei dieser Wasserschwelgerei, weil die Blutwärme dadurch verringert wird.

Aber nicht allein was? und wie viel? — sondern auch wie der Hypochonder essen soll, ist von großer Wichtigkeit. Denn der Mensch lebt nicht vom Brote allein, und das Denken — auch dies ist eine Bemerkung Kants — ist für den Menschen ein Nahrungsmittel, ohne welches er, wenn er wach ist, nicht leben kann, — mag es nun im Lernen (Bücherlesen) oder im Ausdenken bestehen. Beim Essen sich gleichzeitig mit einem bestimmten Gedanken beschäftigen, Kopf und Magen mit zwei Arbeiten zugleich belasten, das ist durchaus schädlich, erzeugt nur nährt die Hypochondrie. Dasselbe gilt auch vom Spaziergehen. Die für Erhaltung der Gesundheit so nothwendige Bewegung ist nur dann erfrischend, wenn man sich während derselben nicht mit grübelndem Nachdenken befaßt, sondern sich dem freien Spiel der Einbildungskraft überläßt. Der Hypochonder hat daher darauf zu achten, daß er die Thätigkeit des Magens, oder die der Füße, mit der geistigen des Denkens abwechseln, und während dieser der Restauration gewidmeten Zeit der Phantasie freien Lauf läßt. — Hiermit sind wir wieder unvermerkt zu unserem Ausgangspunkte zurückgekehrt, ohne die unserem Hypochonder dienlichen verschiedenen Brunnen- und Bäckuren genannt, ohne der hier nicht selten sehr heilsamen Wasserkur erwähnt, ja selbst ohne des doppeltkohlensauren Natrons gedacht zu haben. Aber weder Kissingen, Homburg und Spaa, noch die klaren Gebirgsquellen zu Liebenstein und Elgersburg werden ihm helfen, wenn er nicht in dem täglichen Gebrauche der für seinen Zustand nothwendigsten Arznei fortfährt, der Geduld. — Wo man die bekömmt?

Bei der Hoffnung.

Berliner Schlagschatten.

Von A. v. Seld.

II. Vergnügungen.

An Vergnügungen fehlt's in Berlin nicht, deste mehr an Vergnügen.

In Hamburg sieht man auf den meisten Physiognomien der Vorübergehenden Selbstzufriedenheit, in Dresden Höflichkeit, in Wien Freundlichkeit, in Berlin Mißvergnügen. Eine freundliche, glückliche Physiognomie ist eine wahre Seltenheit.

Dieses Mißbehagen ist ein Berlin so eigenthümlicher Zug, daß er alle hierher Kommenden wie eine kalte Zugluft anweht. In den Gasthöfen wie in den Restaurationen, in chambres garnies, wie in den öffentlichen Gärten, überall tritt er uns erkältend und abstoßend entgegen.

Eine vornehme Faulheit, eine nicht achtende Geringschätzung ist auch ein eigenthümlicher Zug der sogenannten gebildeten Berliner an öffentlichen Orten. Fast in der ganzen gebildeten Welt kömmt man leicht zu einer Unterhaltung mit dem Nachbar an der table-d'hôte oder in der Weinstube; will man hier ein Gespräch anknüpfen, so wird man fremd, verwundert angesehen, und erhält gar keine, oder eine kalte, abweisende Antwort.

Ebenso wenig findet man eine frische, fröhliche Unterhaltung in den Gärten; es seien Winter- oder Sommergärten, die Stimmung, die Haltung, die geistige Temperatur ist immer winterlich. Da sitzen die herausgeputzten Damen an den Kaffeetischen, messen die Vorübergehenden mit langen, prüfenden Seitenblicken, sehen sich unter einander spöttisch an, oder theilen sich eine kurze mäkelnde Bemerkung mit, wie diese unter und über ihren Stand gekleidet ist. Die jungen Herren gehen auf und ab und sehen die Damen mit oder ohne Lorgnette, aber immer mit frechen Blicken an, flüstern sich Bemerkungen zu, laut und unlaunter genug, um die Damen roth zu machen, wenn sie das noch werden können, endlich lassen sie sich nieder und blasen den Cigarrenrauch mit gelangweilten, langweiligen Mienen von sich.

Nicht einmal fröhliche Kinder sieht man, ja man sieht gar keine Kinder, denn die kleinen Wesen, die da aufgeputzt am Tische sitzen oder unherirrpeln, sind keine Kinder, es sind elegante Damen gleich ihren Müttern, nur beforgt, kein Fältchen der seidenen Kleider zu zerdrücken; sie äßen freilich gern noch ein Stückchen Kuchen, oder tränken den Rest des Kaffees, aber sie dürfen nicht, denn es muß Kuchen übrig bleiben, damit jeder sieht, daß sie Kuchen haben, es muß auch Kaffee übrig bleiben, wenigstens bis zum Aufbruch, wenn er dann auch kalt ist, damit der Kellner nicht vorher abräumt und sie dann am leeren Tische sitzen, der ja auf die Vermuthung bringen könnte, als hätten sie nichts verzehrt.

Das sind die Erheiungen, die Vergnügungen der armen Berliner, nirgends sieht man ein heiteres Gesicht, nirgends ein heiteres Gespräch, ein frisches Lachen, nirgends fröhlich spielende Kinder. Wo soll da Lebensmuth herkommen, die häuslichen Sorgen, die Mühen des Tages zu tragen, wenn selbst die Erholungen nur lästig und langweilig sind?

Geht in die Tabagien, da ist's anders, aber nicht besser. Still ist's freilich nicht, aber was man hört, das hörte man lieber nicht. Jeder will einen Einfall haben, einen Witz wissen, aber keinen gutmüthigen, wie man ihn von dem Wiener hört, über den selbst der herzlich lachen kann, gegen den der Witz gerichtet ist. Es ist immer ein Ausdruck schneidender, verletzender Art, dabei sieht man den Lachern an, daß sie sich ärgern, nicht selbst einen solchen Einfall gehabt zu haben, und wie jeder bedacht ist, die Geltung, die der andere dadurch für einen Augenblick erhalten hat, wieder durch eine andere Aeußerung an sich zu reißen.

Geschont wird nichts und sei es das Höchste und Heiligste, denn Schlechtmachen ist ein Berliner Ausdruck und eine Berliner Eigenschaft. Die geniesten Zoten, die schmutzigsten Vergleiche, die unzüchtigsten Scherze mit den aufwartenden Dienstmädchen hört man da von Familienvätern, von Männern, die schon um ihrer bürgerlichen Stellung willen auf äußerlichen Anstand halten sollten.

Wie wiederholt aber auch oft das Gelächter ist, Freude, Erholung haben die Gäste nicht, denn am Unsittlichen kann sich keiner wahrhaft erfreuen und erholen, und tritt einmal eine Pause ein, so sieht man wieder lange gelangweilte Gesichter, wenn nicht eben der Kartenisch eine fortdauernde Spannung erhält.

Das sind die Vergnügungen der mißvergnügten Berliner.

III. Die reichen Damen nehmen den armen Mädchen das Brot.

Um das zu verstehen, muß man erst einen kleinen Blick in die sogenannte Häuslichkeit Berlins werfen, die sich auch bei recht häuslichen Frauen wesentlich von der unterscheidet, welche die recht häuslichen Frauen auf dem Lande und in den kleinen Städten zeigen. Während bei diesen letzteren die Speisekammer und deren Besorgung eine große Rolle spielt, existirt dort in den Familien gar keine Speisekammer, ja zuweilen kann ein Speiseschrank zum Weglegen der übrig gebliebenen Speisen. In kleinen Städten werden zu gewissen Zeiten die Vorräthe für zwölf Monate eingekauft, eingemacht und eingeschlachtet, und ein wohleingerichtetes Haus gleicht einer proviantirten Festung, die sich ein Jahr halten kann. Auch thut eine solche Bevorrathung dort Noth, weil die Bedürfnisse in manchen Jahreszeiten entweder gar nicht, oder doch nur viel theurer zu haben sind, und weil da, wo nicht wie hier Schlacht- und Mahlsteuer, sondern Klassensteuer bezahlt wird, das Einschlachten und Selbstmahlenlassen und Backen eine wesentliche Ersparniß ist. Aber auch Colonialwaaren kauft man wohlfeiler, wenn man (auf dem Lande geschieht das in der Regel durch die vom Wollmarkt zurückkehrenden leeren Wagen) sie centnerweise aus einer großen Stadt von einem Engroshändler kommen läßt. Alle diese Gründe fallen bei der großstädtischen Hausfrau weg, die kann zu jeder Stunde haben was sie braucht, und be-

Digitized by Google

zahlt es auch größtentheils nicht theurer, als wenn sie es im Ganzen einkaufte, wenn sie aber auch aus Sparsamkeit oder Neigung Vorrath anschaffen wollte, so fehlt es in der Regel an Raum und an — Geld.

Zu diesen äußeren Hindernissen der Häuslichkeit kommen aber auch noch innere. Schon im Jahr 1776 sagt „ein Märkischer von Adel“:

„Die mehrsten von den adligen Töchtern werden mehr für angenehme als nützliche Dinge gebildet. Die Quelle des Reichthums für den Mann, die weibliche Wirthschaft, ist also vertrocknet. Und ist nicht leicht abzusehen, durch welche Mittel das schöne Geschlecht in diesem Stande bewogen werden könnte, die Erziehungsart ihrer Töchter von den glänzenden Beschäftigungen der großen Welt zu den unscheinbaren, aber nützlichen häuslichen Pflichten herunterzustimmen.“

Was damals vom Adel gesagt wurde, gilt heut ebenso sehr, vielleicht noch mehr, vom Bürgerstande. Die meisten Handwerkertöchter lernen Musik und Französisch, die wenigsten lernen kochen, und was schlimmer ist: die wenigsten lernen Freude finden an ihrer Haushaltung, und doch müssen sie aus langer Weile etwas vornehmen, während der Mann auf Markt und Messe, in den Büchern und im Büreau beschäftigt ist. Sie sticken daher. Bei dieser Arbeit können sie am Fenster in eleganter Kleidung sitzen, können jeden Besuch annehmen, können die Arbeit in jede Gesellschaft mitnehmen; überdies ist die Beschäftigung sehr amüsant, und sie ernten Beifall ein, den man mit Strümpfe stopfen, Ausbessern und Wäschenähen nur von wenigen Vernünftigen erwarten kann, weshalb denn auch diese Sachen lieber einer bezahlten Näherin überlassen werden. Aber die Auslagen zum Sticken kosten viel Geld, und wenn es auch stets heißt: „ich arbeite das für eine Cousine zum Geburtstage,“ oder: „ich helfe einer Freundin, die nicht fertig werden kann,“ so kann man doch in der Regel darauf rechnen, daß alle jene Arbeiten für Laden bestimmt sind; ja ich kenne Laden, die fast gar keine eigentliche Stickerinnen beschäftigen, sondern alle ihre Waare von gnädigen Frauen, Hof- und Kriegsräthinnen und anderen Frauen bekommen, die ein elegantes Haus machen, Gesellschaften geben und Besuche empfangen. Da nun aber für diese Frauen die Zeit keinen Werth hat und doch bei der Arbeit nur immer die Zeit bezahlt wird, da es für sie nicht passend sein würde, mit dem Kaufmann um ihre Arbeit zu handeln, da sie auch zufrieden sind, wenn sie nur ihre Auslagen und allenfalls ein kleines Taschengeld erhalten, um nur die zeitvertreibende elegante Beschäftigung genießen zu können, so läßt sich denken, daß der Kaufmann — Kaufmann ist, und ihnen nur so viel gibt, daß eine, die davon leben sollte, verhungern müßte. Ich gönnte ihm gern den Vortheil, aber natürlich will er nun auch den armen Stickerinnen nicht mehr geben als den reichen, und dadurch sind die Armen gezwungen, um einen Preis zu arbeiten, der sie bei der angestrengten Arbeit kaum 3 Sgr. den Tag über verdienen läßt. Das beträgt jährlich 36 Thlr. 15 Sgr., davon soll Holz, Miethe, Licht, Kleidung und Nahrung bestritten werden! Solcher Mangel führt endlich in Elend oder Sünde.

Wenn ich aber entrüstet die Damen anklage, die ihre Mitschwestern dahin bringen, so bin ich dagegen den Kaufleuten eine Ehrenerklärung schuldig. Einer kann darin nichts ändern, er und seine Familie wollen leben. Bezahlt er mehr für Stickereien als ein anderer, so muß er auch mehr nehmen als ein anderer, d. h. er muß seinen Laden bald schließen. Nicht er also trägt die Schuld des moralischen und körperlichen Siechthums vieler Stickerinnen, sondern die Frauen, die, anstatt dem Manne Hunderte zu ersparen durch häusliche Thätigkeit, sich ein Nadelgeld von 30, 40 Thalern verdienen, und vielleicht den Mann, gewiß aber manches arme Mädchen ruiniren.

IV. Rührende Bitte.

Auf der Schuhmacher-Herberge in Berlin schliefen eine Anzahl Gesellen auf gemeinschaftlicher Streu. Der eine davon hatte seinen Geldbeutel unter sein Kopfkissen gelegt. In der Nacht träumt ihm, daß eine Hand unter sein Kopfkissen faßt, er greift zu und packt wirklich eine Hand. Die Hand bemüht sich, loszukommen, die andere aber läßt nicht los, da hält jene mit einem Mal still, und er mindert den Händedruck ganz leise und zutraulich, plötzlich aber reißt sie los, und entschlüpft der Hand des Träumers, der aber als Kriegstrophäe eine Fahne, nämlich ein Stück Hemdärmel des Feindes in der Hand behält; das alles geschah unter der Hand, d. h. so in aller Stille, daß keiner der Schlafenden davon geweckt wurde. Die besiegte Hand zog sich in ihre frühere Stellung zurück, die siegende brachte ihre Fahne und ihre Kriegskasse, d. h. Hemdärmel und Geldbeutel in Sicherheit, und die beiden Theile wachten mit sehr verschiedenen Gefühlen bis am Morgen. Als es Tag wurde, zeigte der Sieger seine Beute vor, es wurde sogleich eine allgemeine Hemdärmelrevision vorgenommen und der Thäter dadurch schnell ermittelt. Er gestand seine böse Absicht reuig, und hat stehentlich — nicht etwa ihm zu vergeben, sondern — ihn recht tüchtig durchzuprügeln, aber es dabei bewenden zu lassen. Die Gesellen aber gingen nicht auf seine Bitte ein, sondern zeigten die Sache der Polizei an.

Hätte man mich gefragt, ich hätte gebeten, ihm seine Bitte zu erfüllen. Es hat etwas so Rührendes, wenn jemand dringend um Prügel bittet.

V. Die Mädchen am Brunnen.

Ueber die ärgern sich viele Hausfrauen. Nicht über die von Bedeutsamm, sondern über die eignen am Brunnen zaudernden und plaudernden; denn der Brunnen ist das Recreatium der Dienstmädchen. Da treffen sie sich mit den Leibwächtern (Gardisten), ein gefährliches Treffen, dem beide Theile bleiben auf dem Platze — so lange als möglich; der Krieger aber bleibt der Sieger. Da klatscht nicht nur der nasse Strumpf, sondern auch die geläufige Zunge; da wird nicht nur die Wäsche klar, sondern auch manches Geheimniß; da sprudelt nicht allein das Wasser, sondern auch der Witz; da schäumt nicht nur der Eimer, sondern auch die Eifersucht; da pumpt nicht nur der Schwengel, sondern auch eine die andere an; da läuft nicht nur das Faß, sondern auch die Galle über; da wird nicht nur die Servierte, sondern auch der Herrschaft der Kopf gewaschen; nicht blos Schürzen werden da naß, sondern auch Augen über den Armarsch des Liebsten; nicht nur Hemden werden gerungen, sondern auch Hände über die Härte der Herrschaft, die den silbernen Löffel versteckt, um ihn dann vom Lohne abzuziehen. Lustige und lustige Streiche, Liebes- und Liebesdienste, Hetzlerei und Stehlerei, Prellerei und Bölllerei, Treue und Reue, Sehnen und Thränen werden da verhandelt.

Wie der Brauer, der eine Brauerei miethet, sich sorgfältig nach dem Brunnen umsieht um zu erfahren, von wo er sein Wasser holen muß, so sieht das Dienstmädchen, das sich vermiethet, sorgfältig den Hof sich an, ob da ein Brunnen vorhanden ist, denn nicht alle Dienstmädchen lieben die öffentlichen Brunnen auf den Straßen.

Die Dienstmädchen bilden drei Classen: honette, sette und nette. Die honetten zeigen nicht gern, daß sie Dienstmädchen sind, und ziehen deshalb den Brunnen auf dem Hofe vor, selbst wenn er im Gesichtskreise ihrer Herrschaft liegt, denn sie bleiben obgedies nicht länger dabei, als es noth thut; die setten zeigen ihr Fett nicht gern, sie sind deshalb lieber Hofamen, als Straßenmädchen, außer an den Sonn- und hohen Festtagen, wo sie sich gewaschen und geputzt haben. Die netten aber, die im Bewußtsein, in jedem Anzuge zu gefallen, sich auch an jedem Tage gern die Nur machen lassen, haben eine Brunnenuhr vor allem gern. Der Brunnen ersetzt ihnen die Badereise, die ihre Madam nur einmal im Jahre macht, sie aber wandern jeden Tag, und was mehr sagen will, manchen Abend zum geliebten Brunnen oder Brunnengeliebten.

VI. Falsche Documente.

Die ehrlichste Frau betrügt wenigstens den Staat an der Grenze, während die minder ehrliche, auch um des Staates willen, den Mann mitten im Lande betrügt.

Ich kenne Frauen, die lieber verhungern, und, was noch mehr sagen will, lieber erfrieren würden, ehe sie ihren Nebenmenschen um einen Groschen brächten; dieselben Frauen aber rechnen sich's als eine Heldenthat an, wenn ihr Kleiderschrank mit unverzolltem Merino, ihre Speisekammer mit unverac cisiem Fleisch, ihr Keller mit unversteuertem Wein angefüllt ist. Das muß man ihnen zu Gute halten, denn der Staat ist ihnen ein feindlicher Staat, der den Staat, den sie selbst machen, ihnen verbietet oder vertheuert.

Aber eine andere Art von Unredlichkeit, die sie gegen ihre Mitschwestern begehen, über die sie selbst sich beklagen und die sie doch selbst sich zu Schulden kommen lassen, die kann man, die darf man ihnen nicht zu Gute halten, wie oft auch Weichherzigkeit und falsche Gutmüthigkeit der Grund davon ist.

Ich spreche von den Attesten der Dienstmädchen.

Digitized by Google

Hört man die Frauen über ihre Mädchen sprechen, so gibt's keine schlechteren auf der ganzen Erde; sieht man, was sie über ihre Dienstmädchen schreiben, d. h. auf die Atteste, so gibt's keine besseren, und man muß die arme Herrschaft bedauern, daß sie genöthigt war, so vortreffliche Dienstboten zu entlassen; denn auf jedem Entlassungsschein steht geschrieben, daß der Dienstbote nur deshalb seinen Dienst verläßt, weil er sich verbessern wolle, immer aber wird ihm ein vorzügliches Zeugniß gegeben.

Die Hausfrauen, die so, gegen ihre bessere Ueberzeugung, den Untreuen als treu, den Faulen als fleißig empfehlen, begehen nicht allein die Unredlichkeit gegen die Herrschaft, welche, im Vertrauen auf das gute Zeugniß, die Faule oder die Diebin in ihren Dienst nimmt, sondern sie setzen sich selber großer Verantwortung und bedeutenden Kosten aus.

Sobald nämlich die Herrschaft gegen ihr besseres Wissen, den schlechten, unredlichen Dienstboten ein gutes Zeugniß ausstellt, hat die nachfolgende Herrschaft, welche ihn auf Grund dieses Attestes miethet, gesetzlich das Recht, sich an die vorhergehende Herrschaft wegen all des Schadens zu halten, den der schlechte und unredliche Dienstbote ihr verursacht, insofern er ihn nicht selber vergüten kann, außerdem aber muß jene eine Geldstrafe von 1—5 Thalern an die Armenkasse zahlen.

Dies zur Warnung für alle Hausfrauen, die aus falscher Gutmüthigkeit falsche Documente machen, und dadurch nicht allein ihre Mitschwestern betrügen und die Schlechtigkeit des Gesindes befördern, sondern selbst dem guten Gesinde Unrecht thun; denn wo kann für wirklich gute Dienstboten das beste Zeugniß für Werth haben, wenn auch der schlechteste ein solches bekömmt?

Eine halbe Stunde an der Börse zu Bremen.

(Hierzu das Bild auf Seite 117.)

Wem wäre nicht das blaue Glöckli in Nürnberg bekannt, welches an der Moritzkapelle klebt, wie ein Schwalbennest am Dachsims! Ein reicher Nachbar des Wirthes zum blauen Glöckli soll diesem einmal einen Vorschlag gemacht haben, den manch Einer wohl annehmbar gefunden hätte — nur der nicht, dem er gerade gemacht wurde. „Tauschen wir mit unsern Häusern," sagte der Nachbar; „Du nimmst mein großes dreistöckiges und gibst mir Deine kleine Spelunke dafür." Der Wirth kratzte sich hinterm Ohr — und sagte: „Bedank mich schön, Herr Nachbar! Mein Geschäft geht gut — wer weiß, wie's drüben in Eurem großen Steinhaufen damit ginge. Wer Lust hat zu tauschen ꝛc."

So hat die Kaufmannschaft zu Bremen nicht gedacht, als die Vertauschung des alten, häßlichen Börsenlokales mit einem neuen großen Prachtbau in Frage kam; sie ist dem Tausche rasch geneigt gewesen, und hat noch ein ordentliches Aufgeld gezahlt — wahrlich auch nicht aus Uebermuth. Es ist wahr — die Geschäfte sind auch gut gegangen in dem alten Börsensaale, aber nicht, weil er zu klein war, wie das blaue Glöckli; und sie werden in dem neuen Prachtbau, den wir am 5. November eingeweiht haben, und den sich unsere Leser im Bilde recht grünlich anschauen können, nicht schlecht darum gehen, weil es da Lebensluft und Licht und herrliche große Räume gibt.

Deren gibt es — das muß man gestehen. Und dem Baumeister ist's um die Größe nicht allein zu thun gewesen; auch nicht allein um die Schönheit. Man sagt zwar, daß bei Bauwerken die höchste Schönheit in der höchsten Zweckmäßigkeit besteht, ich nehme bis auf weiteres an, daß dies eine wenn auch vielsagende Phrase ist, und halte es für meine Schuldigkeit, die Beschauer unseres Bildes zu versichern, daß, was sie sehen, nicht nur auf Effekt berechnet, sondern daß es in der That das schöne Aeußere eines schönen und gleichzeitig überaus zweckmäßigen Inneren ist. Die Kenner werden sich insbesondere darüber freuen, daß nach der äußeren Form und Eintheilung die innere Einrichtung ungefähr zu errathen ist, daß man ungefähr sieht, wo der große Versammlungssaal und wo die Nebenräume, die Börsenhalle, die Comtoire u. s. w. sich befinden.

Vor 180 Jahren wurden unsere Börsenversammlungen noch im Freien abgehalten. Daß dies später anders wurde, ist lediglich — dem Rheinweine zu danken, der überhaupt seit Alters in der Geschichte dieser ehrwürdigen Stadt eine hochwichtige Rolle spielt, und mit dem man wohl meinte, sich alle die Schnupfen und Gichtschmerzen rasch wieder kuriren zu können, welche das Börsenhalten im Freien in unserem Klima unfehlbar im Gefolge haben mußte. Daß diese Medizin bald als Präservativ-, bald als Repressivmittel, auch häufig genug bei unseren Kaufleuten in Anwendung gekommen ist, das geht aus unseren Chroniken sehr deutlich hervor: wenn auch nicht „nub rosa," so doch im Keller scheinen die wichtigsten Handelsgeschäfte abgeschlossen worden zu sein, ehe es eine Börse gab, und als man eine solche baute, baute man sie über den Stadtwein-Keller und dicht an das Rathhaus, durch welches man in den Keller gelangt.

Doch wie ist das zu verstehen, daß der Rheinwein, von dem man wohl weiß, daß er in seiner übermüthigsten Zeit Gebäude sprengt, der Bremer Kaufmannschaft zu ihrem ersten Börsengebäude verholfen habe? Das ist sehr einfach.

Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts hielten die Kaufleute ihre Zusammenkünfte auf offenem Markte; da war es sehr windig und feucht. Die Schuhmacher hatten sich für ihre Verkaufslokale einen viel geschützteren Platz ausersehen, zwischen dem alten und neuen Rathhause, „bei den Schuhbuden". Darunter befand sich eine Attheilung des Rathsweinkellers, der neue Keller genannt. Das Streben der Kaufleute war nun darauf gerichtet, den Platz der Schuhmacher zu erobern, ob wegen der Nähe des Kellers, oder weil er geschützter war? ich weiß es nicht. Im Jahre 1614 ließ der Rath besagten Raum zum Schutz des Kellers mit einem „Astrak" — Estrich von Grauesteinen — belegen, und nun petitionirte Ein Ehrbarer Kaufmann ernstlich um diesen nun doppelt und dreifach werthvollen Platz. E. E. Rath schützte das Handwerk und erhörte die Petition nicht. Den Schuhmachern war bis auf weiteres geholfen, nicht aber den unterirdischen Weinen, nach den Kaufleuten für die Fälle, wo sie nicht auch „unterirdisch" sein durften. Der „Astrak" ließ den Regen durch; die Kellergewölbe wurden feucht; den Weinen drohte Gefahr. Da stellten die Kaufleute E. E. Rathe vor, wie gut es sein würde, wenn man ihnen den Platz gäbe und denselben für sie mit einem Dache oder Gebäude überdeckte. Am 7. Oktober 1614 unterzeichneten zwanzig oder dreißig angesehene bremische Kaufleute eine Eingabe an den Senat „um Aptirung einer Börse". Sie klagten darin, daß sie bisher noch immer wie früher auf dem Marktplatze zusammenkommen müßten, was für sie ungemein viel Unbequemlichkeiten habe, „da sie dort nicht nur den Regen und Unwetter ausgesetzt seien, sondern auch vor dem daselbst stattfindenden Lärmen und Hundegebell oft ihre eigenen Unterredungen nicht hören könnten, indem auch die Zischer und Schlachter und Marktleute sich unter sie mischten und ihre Gespräche belauschten. Wollte man auf dem bezeichneten Platze ein Haus bauen, so würde dadurch nicht nur ihnen selbst gewehret, sondern auch der kostbare Weinkeller geschützt werden." Dieses letztere Argument schlug durch. Der Platz wurde mit „kleinen Fliesen und Klinkersteinen" gepflastert und den Kaufleuten eingeräumt. Aber bis man sich zu dem Entschlusse erhob, ihn auch zu überbauen, dauerte es noch mehre Jahrzehnte. Aus den Chroniken geht hervor, daß auch dieser Entschluß weit mehr mit Rücksicht auf den Weinkeller, als auf die Gesundheit der Kaufleute gefaßt wurde. Aber gefaßt wurde er endlich im Jahre 1684 unter der Regierung des Bürgermeisters Dietrich von Cappelu, und ganze elf Jahre später war der Neubau auch mit Mühe und Noth vollendet. Drei Bauweister hatten ihr Heil daran versucht. Der Plan war von einem Franzosen gemacht; der entwickelte während des Baues. Wie kann man auch einem Franzosen den Schutz unserer Rheinweine anvertrauen! Das ganze Werk kostete, trotz mancher Verschwendung, doch nur 8423 Thlr. Die Kosten hat — der Weinkeller getragen, der das Gebäude selbst tragen mußte. 1736 wurde das letztere umgebaut; so wie es damals verändert wurde, steht es im Wesentlichen noch heute da.

Ließe sich annehmen, daß die Zahl der Börsenmäkler seit 1695

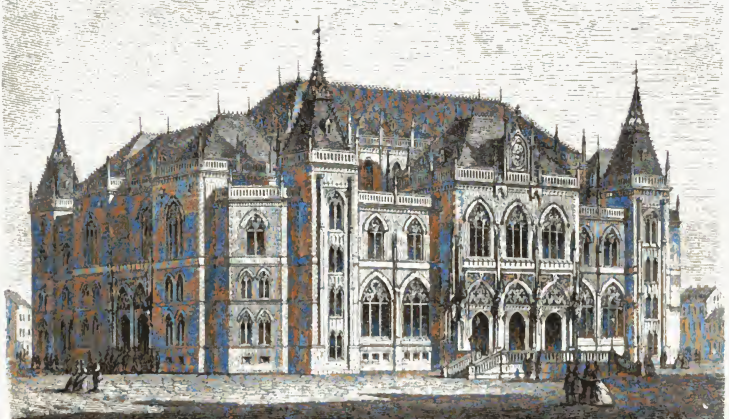
Digitized by Google

bis 1864 gleichmäßig zugenommen hätte mit der Zahl der Börsenbesucher, so ließe sich die Zahl der letzteren im Jahre 1695 leicht ermitteln durch ein Regel-de-tri-Exempel: x, die uns Unbekannte, wäre dann — 1486.2, d. h. es gibt jetzt 1486 regelmäßige Börsenstenerzahler und Börsenbesucher, und darunter sind 77 Mäkler; 1695 waren auf der ganzen Börse nur zwei „Mäkelär". Mit solchen Regel-de-tri-Exempeln läßt sich schlecht Geschichte machen; denn es ist zu haarscharf, daß man für 38 Börsenbesucher im Jahre 1695 nicht ein Börsengebäude errichtet haben würde. Aber das ist gewiß, daß die Zahl derer, welche zwei „Mäkelär" zu „beisenen" vermochten, nicht groß gewesen sein kann. Wir werden nicht weit fehl greifen, wenn wir die Zahl der damaligen Börsenbesucher auf etwa 200—250 schätzen. Man rechnete schon damals, oder damals wieder, auf zunehmende Handelsblüthe; man baute einen Börsensaal, der zur Noth 1000 Personen fassen konnte. Wen möchte es Wunder nehmen, daß es 1500 Personen in einem solchen Saale zu eng wurde?

In der That — es war, besonders im Hochsommer, bei zwanzig bis fünfundzwanzig Grad R., kein Spaß, eine Stunde lang in diesem reitbahnähnlichen, schlecht ventilirten, niedrigen Saale zuzubringen, zumal für Leute, die, wie Anwälte, Mäkler, Agenten, Telegraphisten, nicht ihre festen Plätze hatten, sondern sich durch das dichte Gedränge von dem zu jenem hindurcharbeiten, dabei vielleicht auch noch Notizen schreiben mußten. Am schlimmsten ohne Zweifel war es für die stehenden oder wandelnden Börsenbesucher, an denen sich die Schuhmacher, vielleicht aus ererbtem Groll wegen der ehemaligen Vertreibung aus den „Schuhbuden," verfündigt, und die für keinen Theil ihres Körpers so viel Ursache hatten besorgt zu sein, als für das Piedestal.

Wir haben von stehenden und wandelnden Börsengästen gesprochen. Unsere Leser mögen es sich gefallen lassen, daß wir sie auf einige Augenblicke in Gedanken als wandelnde gegen das Versprechen von Ciceroue-Diensten mit uns durch das Gedränge der alten Bremer Börse nehmen. In Wirklichkeit wäre das nun nicht mehr möglich. — Aber — das Piedestal in Acht nehmen, wenn ich bitten darf!

Wir schließen uns einem langen Zuge ernster Männer an, der, beim Museum, auf dem sogenannten Domshofe beginnend, sich aus den verschiedenen nahe gelegenen Frühstückstuben und Lesehallen ergänzt, sobald die Börsenstunde — 1 Uhr — naht, und nun fast mit feierlichem Anstande sich nach dem östlichen Eingange der Börse zu bewegt, der durch ihren westlichen Eingang die „Wilden" in minder guter Ordnung zuströmen. Vor dem Eingange staut sich der Zug: hier nimmt man noch einen tiefen Zug aus der ziemlich zu Ende geraucheten Havannah, welcher nun mit stiller Wehmuth für eine Weile entsagt werden muß. An den inneren Thüren hält die Börsenpolizei, die beschilderten Börsendiener, Wache; fünf Minuten nach ein Uhr werden diese Thüren geschlossen; es war längst Zeit, einzutreten; aber es ist so süß, die Freiheit bis auf den letzten Augenblick auszukosten; nun muß man büßen, und sich durch die nur halbgeöffnete Thür mit der Menge, jeder freien Selbstbewegung völlig beraubt, hineintragen lassen. Jetzt kommen die Nachzügler — ventre à terre — aber ein „Zu spät" lispelt ihnen die höfliche Polizei mit vorgehaltenem Arme entgegen; Anklüger, Richter und Vollstrecker in eigener Person, cassirt sie zwölf Groten Strafe von den Sümmigen ein. Wir sind mit unseren Gästen noch rechtzeitig eingetrungen, und befinden uns schon mitten im Gewühl. „Sehen Sie, hier steht die erste, dort die andere, dort die dritte u. s. w. unserer Börsengrößen. Dieses Haus hat eine Flotte von zwanzig, jenes von fünfzehn, jenes



Die neue Börse zu Bremen.
Originalzeichnung von Sprosse.

Wir haben von stehenden und wandelnden Börsengästen gesprochen. Unsere Leser mögen es sich gefallen lassen, daß wir sie auf einige Augenblicke in Gedanken als wandelnde gegen das Versprechen von Ciceroue-Diensten mit uns durch das Gedränge der alten Bremer Börse nehmen. In Wirklichkeit wäre das nun nicht mehr möglich. — Aber — das Piedestal in Acht nehmen, wenn ich bitten darf!

Wir schließen uns einem langen Zuge ernster Männer an, der, beim Museum, auf dem sogenannten Domshofe beginnend, sich aus den verschiedenen nahe gelegenen Frühstückstuben und Lesehallen ergänzt, sobald die Börsenstunde — 1 Uhr — naht, und nun fast mit feierlichem Anstande sich nach dem östlichen Eingange der Börse zu bewegt, der durch ihren westlichen Eingang die „Wilden" in minder

von zehn auf der See; dieser, wenn er seinen Einkommenschoß in die Schesskiste wirft, kann nur Tausendthalerneten brauchen; er müßte sonst einen Dienstmann mit aufs Rathhaus nehmen." „Was sind das für Leute, die mit der Briefstasche in der Hand an einzelne herantreten, immer eine kurze Frage an sie richten, und dann, je nachdem die Antwort nickend oder schüttelnd ausfällt, sich etwas auf ein Zettelchen notiren, oder unverrichteter Sache weiter gehen?" „Aha — Sie meinen die Mäkler? Sehen Sie, wie wenig Umstände da gemacht werden, wo es sich um so und so viel hundert Packen Tabak, Säcke Reis, Fässer Kaffee u. s. w. handelt. Die kleinen Zettel, die Sie in der Hand der Mäkler bemerkten, sind die Schlußzettel, die Urkunden, welche so in aller Eile über Abschlüsse aufgenommen werden, wo es sich um viele Tausende handelt. Da thut Treu und Glaube Noth — nicht wahr?" „Was ist in den Düten, welche hier ein Mann dem anderen eifrig discurrirent überhändigt?" „Das sind wohl Reis- oder Zuckerproben. Sie sind vielleicht kurz vor der Börse mit der Post angekommen und dem Mäkler behändigt worden. Der Reis schwimmt noch auf hoher See „Falmouth for order", d. h. unverkauft. Der Agent in Falmouth, an dessen Ordre die Ladung geht, hat die Proben pr. Steamer bekommen und bietet sie nun aus an allen großen europäischen Reismärkten. Die Ladung ist vielleicht vier-, fünfmal verkauft und wieder verkauft, ehe das Schiff ankommt; kommt es an, so wird es vielleicht gleich weiter segeln müssen nach Amsterdam, Liverpool, London, Bremen oder Hamburg. Doch ich will Sie nicht ermüden mit meiner Vorlesung über das „Geschäft mit schwimmender Ladung." Ein ander Bild! Da drängt sich ein Telegraphenbote durch die Menge. Er geht nach dem Winkel der Versicherer. Was die die Köpfe zusammenstecken! Oh und welche bedenklichen Gesichter! Da ist etwas passirt; ein großer „Risiko" ist dahin. Da geht's aus Zahlen; der „Tiepecheur", der kleine ernste Mann, den Sie dicht neben den Assuradeurs stehen sehn, wird den Schaden „aufzumachen" Mühe haben; denn ich höre eben, daß der Fall verwickelt ist. Schon ist auch ein Anwalt bei der Hand, dem der Thatbestand in der hieroglyphischen Form des Telegrammes vorläufig mitgetheilt wird, und der sich über die Verwicklungen, welche er ahnt — aus wissenschaftlichem Interesse natürlich — mehr zu freuen scheint, als die Herren Versicherer." — „Welch unförmliches dickes Buch liegt hier auf dem Pulte in dem Zimmerchen neben den Assuradeurs? Es wird ja mit wunderlichem Eifer darin herumgeblättert." Das ist ein wichtiges und mächtiges Buch — das „Register veritas", ein Verzeichniß aller Schiffe aller seefahrenden Nationen mit Angabe der Benitäts-Klassen. Das gibt eine französische Gesellschaft, der „Lloyd Français Veritas" in Paris, heraus. Versicherer und Befrachter lernen daraus die Schiffe kennen, mit denen sie es zu thun haben sollen. Von der Macht dieses Buches könnte ich Ihnen viel erzählen — doch weiter; es gibt noch mancherlei zu sehn und zu hören." „Weiter? nein weiter können wir nicht — es wird uns flau; führen Sie uns hinaus, so schnell Sie können." „Dacht' ich mir doch, daß Sie die Bremer Börsen-Seekrankheit bekommen würden. Gut denn; vorwärts — ist das Pietetsal noch heil?"

Ich führe denn meine Gäste, die sich verwundern, daß die Berichte von der Bremer Börse nicht immer „flau" lauten, heraus; wir schöpfen wieder frische Luft — wir sind gerettet; unterwegs erzähle ich noch von vielen guten Dingen, die ich auf der Börse so im Vorbeigehen mit einem gelübten Börsenohr gehört, so von dem Sieg Sheridans bei Straßburg, der, wie ein Lauffeuer durch den Saal gehend, die Versammlung höchlich interessirt, da die Nachricht selbstverständlich gleichzeitig mit der anderen eintraf, daß Baumwolle in Liverpool um $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ d. pr. Pfd. gefallen ist, von dem thé dansant, der gestern bei D's., von dem Diner, welches heute bei M's stattfindet, von den Triumphen, welche die L. gestern in der oder jener Rolle gefeiert hat — denn das alles und noch viel mehr kann man auf der Börse erfahren, welche bekanntlich neben ihrer eigentlichen Bedeutung auch noch die hat, ein Ablagerungsplatz für allerhand interessante Stadtneuigkeiten zu sein.

Die Bremer Kaufmannschaft ist aus ihrer alten Börse herausgewachsen; das konnte man schon vor zwanzig Jahren behaupten; aber erst in den letzten sechzehn Jahren ist es recht handgreiflich zu Tage getreten.

Die Wahrheit dieser Thatsache kann heutzutage, wo man die hiesigen Kaufleute wohl kaum je wieder zur Abhaltung einer Börsenversammlung im alten Lokale vereinigt sehen wird, nicht füglich mehr ad oculos demenstrirt werden. Der Beweis ist nicht gut anders, als durch Zahlen zu erbringen — und vor Zahlen haben, wie die meisten Leser überhaupt, vermuthlich ganz besonders die Leser des „Daheim" einen mächtigen Abscheu. Sie mögen mir daher ohne weiteres Glauben scheuken. Das Bremen von heute ist ein großer, nächst Hamburg der größte deutsche Welt-Handelsplatz mit einer Handelsflotte von 305 Schiffen von zusammen ca. 104,000 Last, mit einer Einfuhr von vierzehn bis fünfzehn Millionen und einer Ausfuhr von sechs bis sieben Millionen Centner Gütern, im Werthe von bezgl. sechzig bis siebzig und sechzig bis fünfundsechzig Millionen Thaler Gold per Jahr mit einer Bevölkerung von gegen 70,000 Köpfen, und einem steuerbaren Jahres-Einkommen von zehn bis zwölf Millionen Thalern, ein Platz, welcher seine Zweigniederlassungen und Kommanditen an allen Enden der Welt hat. Das Bremen von 1695 war ein europäischer Waaren- und Rhedereiplatz, der eben erst anfing, sich von den Wunden zu erholen, welche ihm äußere und innere Kriege geschlagen, der noch die Zukunft nicht ahnte, welche sich ihm beinahe hundert Jahre später durch den die dreißig Staaten der Nordamerikanischen Union befreienden Pariser Frieden eröffnen sollte. Das Bremen von 1864 konnte sich mit der Börse des Bremen von 1695 nicht mehr begnügen.

Der neue Bau steht vollendet vor uns; am 5. November haben wir ihn feierlich eingeweiht; am 7. fand die erste ordentliche Börsenversammlung Statt; noch fand man sich kaum in das neue, behaglichere Kleid; ich habe in manchen Gesichtern deutliche Züge wehmüthiger Empfindungen gesehn. „Wir haben das halbe Leben hinturch unsern schönen festen Platz an Säule L gehabt. Wo sollen wir uns nun in dem großen Raume für das zweite halbe Leben häuslich niederlassen?" So gibt Leute, welche in neuen Röcken sich nicht zurecht finden können. Die wehmüthigen und sorgenvollen Züge werden sich aber wohl bald verlieren.

A. Emminghaus.

Am Familientische.

Strychnin und Strychnin-Lieferanten.

Die Alten meldeten mancherlei wunderreiche Mähr von Gewächsen Aegyptens, wo jeder Bewohner ein Arzt, und vom fernen Indien. Ward einem Verbrecher die Wurzel des Aconitums eingegeben, so zwangen ihn die Götter durch das Gewächs die verborgene Schuld zu bekennen. Ließ man ihn die Äthiopische Pflanze Opsiuja verzehren, so erschienen denselben im Grauen der Nacht wüthende Schlangen und folterten ihn so lange, bis er bekannte. Welcherlei Gewächse unter jenen Namen gemeint waren? Niemand vermag es gegenwärtig zu sagen, ebensowenig läßt sich enträthseln, welches der wahre Kern in den geheimnißschweren Sagen. Fest steht es jedoch, daß mancherlei Gewächs in wunderbarer Weise wirkt auf Leib und Seele der Sterblichen, hier erregend und erheiternd gleich dem Traute, den die sorgende Helena mischte dem trauernden Telemachos, als er nach dem Schicksal seines Vaters forschte, — dort furchtbare Qualen erzeugend, lähmend und dem Tode überliefernd!

Wer hätte in jüngstvergangenen Tagen nicht gelesen und gehört von Strychnin und seinen granenhaften Kräften! Ein halber Gran, ein Gewicht, etwa dem eines halben Gerstenkorns gleich, vermag einen Menschen zu tödten. Von welcher Pflanze wird jener Giftstoff bereitet? Welcher Familie des Gewächsreiches gehört sie an und welches Land erzeugt die Furchtbare? — Das Strychnin stellt der Chemiker dar aus den Samenkörnern des Brechnußbaumes, die ihrer Gestalt wegen auch Krähenaugen genannt werden. Jener Baum wächst häufig in den Waldungen Ostindiens. Er trägt apfelgroße Beeren, deren Fleisch von Vögeln ohne Schaden verzehrt wird. Die Samenkerne, deren mehrere in dem Beerenfleisch eingebettet liegen, sind jene giftigen Brechnüsse. Aus ihnen kann Strychnin, das wirksame Pflanzenalkaloid bereitet werden durch Ausziehen der zerapselten Brechnüsse mit Schwefelsäure, Weingeist, Wasser, durch Kochen des Filtrats mit Bittererde, Reinigen mit Knochenkohle u. s. w. Strychnin ist vielleicht die bitterste Substanz, welche man kennt. Ein einziger Gran davon macht 40,000 Gran Wasser stark bitter und läßt sich noch in 420,000 Gran Wasser (6 Gallonen) durch den Geschmack deutlich erkennen. Es gehören nicht weniger als 800,000 Gewichtstheile Wasser dazu, um 1 Gewichtstheil

Strychnin dem Geschmack zu entziehen. Mit Säuren, z. B. Salpetersäure, Salzsäure, Schwefelsäure, Essigsäure u. s. w. geht das Strychnin Verbindungen ein und bildet mit ihnen Salze, die sich viel leichter in Wasser, Aether und Weingeist lösen, als das reine Alkaloid. Dasselbe Strychnin ist auch verbunden in andern Gewächsen der Familie der Strychneen, ebenso in mehreren der nahe verwandten Apocyneen und Loganiaceen. In unserer Heimat haben wir nur wenige Pflanzen jener berüchtigten Giftsippschaften, z. B. das liebliche Sinngrün und den herrlich blühenden Oleander. Der Saft des letzteren wird ebenfalls als giftig bezeichnet und Fleisch soll gefährliche Eigenschaften erhalten, wenn es etwa an einem Bratspieß aus Oleanderholz gar gemacht wird. Verschiedene Verzeichnisse führen über leichte Erdbeben verbreitet und finden sich ebenfowohl im südlichen Asien, wie in Afrika und in Amerika. Vorzüglich kräftig und eigenthümlich ausgeprägt sind ihre Säfte in den heißeren Erdstrichen. Von den zahlreichen, höchst sonderbaren Erscheinungen, welche sie zeigen, führen wir nur einige an.

Der berüchtigte Giftbaum Madagascars besitzt Samenkörner, von denen ein einziges hinreichen soll, zwanzig Menschen zu tödten. Diese Samen dienen allgemein daselbst als Mittel, Verbrechen zu entdecken, über Schuld und Unschuld Verklagter zu entscheiden, — nur ihre Anwendungsweise ist nach den Gegenden und nach den Streitsachen etwas verschieden. Liegt eine Klage über ein Eigenthumsvergehen, über einen kleinen Diebstahl u. s. w. vor, so müssen die Damit der beiden Parteien als Stellvertreter herhalten. Sie bekommen Tanghina im Futter und Derjenige Partei, deren Rübe daran stirbt, wird als die schuldige erkannt. Kamet die Anklage dagegen auf Hexerei, auf Bündnisse mit Dämonen, — Beschuldigungen, die dort häufig genug vorkommen und die nicht selten mit Verdacht von Giftmischerei zusammenstehen, — so müssen die Beschuldigten persönlich die Probe machen. Man reicht ihnen auf Tanghacarne 3. Strychnos, die Tanghina, der aus jenem Giftsamen bereitete Trank, nur kann als beweisträftig angesehen, wenn er als tüchtiges Brechmittel wirkt. Der Verklagte wird zunächst mit so viel gekochten Reis vollgestopft, als er zu verzehren vermag; danach verschluckt er drei Stücken Vogelhaut, jedes etwa von der Größe eines Thalers, und hierauf genießt er den Giftrank. Erbricht er die drei Hautstücken, so gilt er in der Meinung des Volks daselbst für eben so unschuldig, wie bei uns ein Verklagter, den die Geschworenen frei gesprochen. Ist ersteres jedoch nicht der Fall, so erschlägt man ihn entweder sofort mit der Keule des Reismörsers oder überläßt ihn den weiteren Wirkungen des Giftes. Jährlich rechnet man auf Madagascar gegen 1000 Fälle, in denen Verbrechen durch die Tanghina entschieden werden.

In Ostindien sind Strychnos vielerlei Familie im Ruf untrüglicher Mittel gegen den Biß der giftigen Brillenschlange, auf Java bereiten die Eingeborenen aus einem Strychnos das gesürchtete Fürstengift (Upas Radja), mit dem sie die Pfeile bestreichen. Sie benutzen dazu den Saft der ausgekochten Wurzeln und versetzen ihn mit dem Saft des Galgant und Ingwer, so wie mit gepulvertem schwarzem Pfeffer. Die Pfeilgifte Südamerikas, das Curare, Wurali, Urari und wie sie sonst noch bei den verschiedenen Indianerstämmen heißen, erhalten ihre Hauptbestandtheile ebenfalls von der Rinde dortiger Brechnußgewächse.

Sehr interessant sind die Wirkungen der wasserklärenden Brechnuß in Ostindien. Der Same jener Pflanze wird daselbst auf dem Markte öffentlich feil geboten und vorzüglich verstehen sich solche Kaufleute, welche durch Gegenden mit schlechtem Trinkwasser müssen, mit einem Vorrath davon. Beim Gebrauch reibt man die innere Fläche der unglasirten Thongeschirre etwa eine Minute lang mit jenem Samen und hat das Vergnügen, zu sehen, daß sich das eingeschüttete trübe Wasser in kurzer Zeit klärt und trinkbar wird. Daß das Curare als Heilmittel gegen den Wundstarrkrampf mit Erfolg angewendet worden ist, wird unseren Lesern von dem lombardischen Feldzuge her bekannt sein. Wer weiß, ob nicht auch noch in manchen andern dieser Stoffe, die bis jetzt nur als Mittel zum Tode dienten, noch eine heilsame Kraft schlummert, welche die fortschreitende Forschung kommenden Geschlechtern zugänglich machen wird!

H. W.

Rom als klimatischer Kurort.

In derselben Luft, welche wir athmen, haben wir in Gemeinschaft mit unsren Mitgeschöpfen. Und da sich schmutzige Luft mit reiner Luft noch viel leichter vermischt als schmutziges Wasser mit reinem Wasser, so ist das Badehaus einer großen Stadt, wenn wir es uns recht übertragen, kein sehr anziehendes. Dazu kommt, daß Luft die Eigenthümlichkeit hat, in alle porösen Körper einzudringen und sich an alle festen Substanzen anzuheften. Werfen wir ein Stück Zucker ins Wasser, so werden wir alsbald gewahr, wieviel Luft in und an demselben haftet. Wie mit dem Stücke Zucker verhält es sich mit unsren Kleidern, Büchern, Tischen, Stühlen, Betten, Teppichen. An den Wänden, Thüren, Fußböden und ebenso an unsrer Haut haftet die Luft wie die Rinde am Baume. Daher die Erscheinung, daß wenn beide Luft krankmachende Materien enthält, Krankheiten durch Kleidungsstücke, Briefe und Personen von einem Orte zum andern verschleppt werden können. Es erhellt hieraus ferner, wie schwierig es ist, unsre Badeluft rein zu erhalten. Um dies zu thun, müssen wir damit beginnen, unsren eigenen Körper zu waschen und zu reiben, die Wäsche muß so oft wie möglich gewechselt, die Betten müssen gelüftet und in die Sonne gelegt, unsre Kleider tüchtig gebürstet werden (wobei man den Moment abzupassen pflegt, wo wir nicht drin stecken). Möbel, Teppiche, Wände müssen sorgfältig gereinigt, Zimmer und Häuser systematisch ventilirt werden. Aber alles dies nützt wenig in bevölkerten Städten des Nordens, wo man den größten Theil des Jahres Winter, die übrige Zeit schlechtes Wetter hat, und gezwungen ist, sich in geheizte Zimmer einzuschließen. Während sich nun viele Menschen vor einem Frosche oder einer Spinne ekeln, welche eben so wunderbar schön organisirte, wie äußerst teuflische Thiere sind, athmet der blasirteste Großstädter die Luft ein, in welcher Schuster und Schneider oft schon gebatet, und während eine sehr gute Bouillonsuppe verschüttet wird, weil ein Haar hinein fiel, sitzt man in gedrängt vollen Concert- und Ballsälen oder athmet in den höheren Rängen eines gefüllten Opernhauses eine Badeluft, welche das Parterre schon ausgenutzt.

Dies sind höchst unbelicate Betrachtungen, aber die Aesthetik ist nicht am Platze, wenn es sich um Fragen der Gesundheit handelt. Der Aufenthalt in festverschlossenen Zimmern, wie es leider selbst bei unsren Landbewohnern der Fall ist, kann man den Menschen nicht genug verleiden. Für einen Kranken ist aber der tägliche, wenn auch noch so kurze Aufenthalt im Freien mehr werth als hundert Schiffsladungen mit Arzneien. Und hierin besteht die große Bedeutung des Südens.

Wir haben nun einige Worte über die seltsame Stadt zu sagen, welche seit Jahrhunderten der Zielpunkt so vieler Touristen gewesen, die leider nicht immer ohne Begleitung reisten, sondern in Gesellschaft von Raub und Mord, von Aberglauben und Fanatismus erscheinend, ein Mosaik von Trümmern zurückließen, welches dem Reisenden des nennzehnten Jahrhunderts nicht immer zusagt. Doch wie ein Maler unter Lumpen und Schmutz eine schöne Gestalt herauszerkennt, und nach diesem Modelle die herrlichsten Dinge fertigt, so geht es hier den Gebieten aller Nationen, welche ganz neue Anschauungen in dieser Völkercatacombe gewinnen, wenn sie sich nur die Mühe geben wollen, durch die Oberfläche hindurchzusehen. So kann der Winter der Unzufriedenheit, welcher so viele Kranken überfällt, die man aus ihren Verhältnissen gerissen, zu einem Sommer freudigster Anregungen werden. Die Langeweile wird nur den Lenden anklopfen, die ihre Vergnügen in Zerstreuungen suchen, und deren Lebenszweck es ist, Zerstreuung in die Zerstreuungen zu bringen. Die kindlichen Vergnügungen der Mäßigsänger aller Nationen finden sich auch hier, aber der intelligente Mensch wird gern die ernste Maske anlegen, um in diesem Buche mit Lesen und Studiren zu lesen versuchen. So wird es dann manchem Kranken möglich werden, einzugestehen, daß er sein Elend gut benutzt und daß er von Reiseln Blumen gepflückt.

Aber es wäre ein großer Irrthum, wenn man nur nach Rom gehen wollte, weil es eine interessante Stadt ist. Ueber dem Colosseum, dem Kapitole, den Galerien, welche unwiderstehlich anziehen, darf man nicht so vergessen, daß sich in der Nähe der Stadt die Sümpfe befinden, welche dem Reisenden des Nordens, der in Rom zum ersten Male athmet, so gefährlich werden können. Wer schon einmal in der Campagne, und die Myrthe steht stiller, als irgend wo in Italien, da Rom eine derjenigen Städte ist, in welcher man weniger als an allen andern mit bekannten Orten von Winden zu leiden hat.

Wenn ist für einen Kranken jetzt nur dann zuträglich, wenn er gerade so lebt, wie es die hiesigen Verhältnisse erfordern. Dies ist sehr verschieden, je nach den Mitteln eines Patienten. Ein Wohlhabender oder Reicher kann sich hier einen Aufenthalt bereiten, welcher an Annehmlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt, und selbst wenn er schwer krank ist, seine Gesundheit wieder herstellen. Aber auch ein Armer kann unter gewissen Bedingungen ein sehr erträgliches Dasein führen. Wir können daher nicht dringend genug darauf aufmerksam machen, daß ein Patient, welcher hierher zu kommen beabsichtigt, sich zuvor an einen Arzt wende. Oft kommen Kranke an, miethen sich eine Wohnung nach Gutdünken, leben wie im Norden, nach den Recepten oder nach dem Buche, das sie mitgebracht, und erst wenn sie nun ernstlich erkranken, schicken sie zum Doctor. Wir sehen es aber die Hauptaufgabe des Arztes ja stets, bei Erkrankungen zugegen zu sein. Ein gesunder Mann ist bald geretet, und mancher fiel nur darum nicht, weil er so strauchelte, daß das Gleichgewicht sich wieder herstellen ließ. Es ist nichts leichter als Recepte zu verschreiben, aber es ist schwer, die Laien mit gesunden medizinischen Begriffen bekannt zu machen und sie zu überzeugen, daß sie dann lange, lange Leben dure, die Beobachtung schwer und die Gelegenheit flüchtig. Wir nichts spielt mit Menschen so gern, als mit dem Theuersten, was er besitzt, seiner Gesundheit. Wie wäre es sonst möglich, daß noch so viele diesen höchste Gut den Händen von Betrügern und Schwindlern anvertrauen?

Wir haben nun zu oft die Erfahrung gemacht, daß Fremde, welche zum ersten Male hierher kamen, gänzlich entmüthigt waren, und den seufzenden Ausruf unterbrücker Verzweiflung: „das soll Rom sein?“ zu häufig gehört, als daß wir unsere Patienten nicht ein für allemal bitten möchten, sich ja kein Phantasiebild von dieser Stadt zu machen. Souvent un beau désordre est le produit où l'art. Reinliche Menschen und comfortable Häuser sind nicht immer malerisch. Wem hat viele Springbrunnen und Wasserleitungen, aber so wie Wasser nicht immer Trinkwasser gereinigt, wo man es gern wünschte. Das Trinkwasser ist ausgezeichnet gut, was gewiß für die Gesundheit des Menschen, der ja zum größten Theile aus Wasser besteht, sehr wichtig ist, aber dem mäßigen äußeren Gebrauche desselben würde nichts entgegenstehen, wenn man, statt die Ruinen der alten Bäder zu bewundern, abpumalen und zu besichtigen, neue Bäder für die Badewelteten und Armen daneben bauen wollte. Der Unterschied wäre für den Reisenden sehr gering, wenn man das Pflaster verbesserte, und Straßen und Plätze nichts an Glanz und Harmonie einbüßen, wenn der Theil der Bekleidung, welchen Männer und Frauen unter Welle und Seide zu verbergen pflegen, weniger offen zu architektonischem Schmucke verwendet würde.

Das ist denn aber noch dieses Mangelhafte, aber es ist mir kein Ort bekannt, wo nicht in anderen Beziehungen noch mehr des Mangelhaften beständ. Eine große Annehmlichkeit für Fremde ist die bekannte Liebenswürdigkeit der Bewohner Roms, und jeder hier lebende Arzt kann gar nicht genug das Talent rühmen, welches die Italienerinnen für Krankenpflege besitzen. Obgleich eine alberne Tradition die Schwindsucht für ansteckend erklärt, haben wir die seltensten Beispiele von Aufopferung der Römerinnen am Krankenbette Fremder gesehen. Trotzdem wurde es aber doch nicht gut sein, sicher auf eine solche Pflege zu rechnen, und ein einzelner Kranker sollte, wenn er schwerkrank, nie ohne weibliche Begleitung ins Ausland reisen. Liebe und Aufopferung einer freundlichen weiblichen Seele sind ein ganz

Digitized by Google

besonderer Sonnenschein in der Fremde. Wie oft haben wir ferner Kranke auf zugigen Bahnhöfen, in tabakerfüllten Restaurationen, in kalten Donauen getroffen, mit Packträgern sich herumzanken, ängstlich um ihr Gepäck, sich sehnend nach einer warmen Stube, dann aber von einem Gastlose zum andern fahrend und endlich ein kaltes, unheizbares Zimmer im vierten Stock findend. Als ob es keine Bedienten und Telegraphen gäbe! Und das heißt dann eine Reise nach dem Süden machen.

Die wichtigste Begleitung wird jedoch immer bleiben: Geduld, guter Muth und Resignation. Wer nicht die Geduld hat auszuharren, der klage sich selbst und nicht das Schicksal an, wer nicht den Muth hat, zu hoffen, der suche auch keine anderen Himmel auf, denn für den Regen regnet es alle Tage; und wer nicht die Resignation besitzt, das Leben eines Gesunden anzugehen, der ist auch nicht werth, daß er wieder gesund werde. Nicht immer blühen die Lilien und Rosen, nicht immer lacht der Frühling in unser Leben hinein. Aber dem Grame folgt die Zwillingsschwester Freude oft ungelehen und ungehofft, und wer immer gelebt und gelitten, hielt oft für Unglück, was er nach Jahren für Glück erklärte.

Und somit Gott befohlen!

Dr. Kunde in Rom.

(Obiger Aufsatz wird in bedeutend erweiterter Form der demnächst erscheinenden neuen Auflage von „Fournier's Führer durch Rom und die Campagna" (Leipzig bei E. A. Seemann) beigegeben und auf Wunsch des Verfassers hiermit vorher auch zur allgemeinen Kenntniß gebracht. Wer da erfahren hat, wie rathlos selbst der routinirte Reisende ohne ein gutes Handbuch durch die Kunst- und Naturschätze Italiens irrt, wird es uns Dank wissen, daß wir Gelegenheit und Kranke bei ihrer Rückreise auf obigen Führer aufmerksam machen. Die Redaktion.)

Eine Schulzenantwort.

Im Jahr 1812, zur Zeit, wo mit Beckers Noth- und Hilfsbüchlein die Versuche zur Wiederbelebung Ertrunkner, Scheintodter ꝛc. in Aufnahme kamen, erließ die Württembergische Regierung an die Behörden von Ortschaften, die am Wasser gelegen waren, ein Reskript etwa des Inhalts:

Dem Schultheißenamt wird aufgegeben zu berichten:

1) Was geschieht, wenn jemand in betreffendem Ort durch einen Sturz ins Wasser vermglückt?
2) Sind früher schon in solchen Fällen medicinische Mittel zur Wiederbelebung angewandt worden?
3) Welche Einrichtungen sind damals getroffen worden?
4) Worin bestehen die etwa vorhandenen Instrumente und Geräthschaften für einen solchen Fall?
5) Was hat die Anschaffung derselben gekostet?
6) Es wäre zu wünschen, daß im Ermangelungsfall beizeiten eine solche Einrichtung getroffen würde.

Königliches Oberamt.

Antwort des Schultheißen H. zu K. OAmt Marbach.

Königlichem Oberamt!

Wird nach einem erlaßenen Schreiben In Anlehnung der ins Wasser gefallenen, ertrunkten, eher doch der Gefahr zu ertrinken ausgesetzten Leute geborsamst berichtet:

1) Wenn jemand ein Mensch ins Wasser fällt, und nicht gleich jemand da ist ihn zu erretten, so ertrinkt er.
2) Sind die Medizin Mittel nicht ganz verwerflich, wann Einer ins Wasser fällt und er gleich halben herausgezogen wird, da Tod und Leben miteinander rungen, da können gleich auf der Stell die Mittel deren Herrn Docktor anschlagen, wann aber Einer einmahl geworben ist, so können sie Keinen mehr in das Leben zurücktrucken. Diese Proben sind schon zu meinen Lebszeiten allhier gemacht worden, daß sie keinen Todten in das Leben gebracht haben.
3) Was damals vor Einrichtungen dabey vorgegangen in früheren Zeiten, ist mir leines bekannt, nun
4) An was diese Instrumenten und Geräthschaften bestehen, weiß ich nicht, und ist im geringsten nichts vorhanden.
5) Betreffend, was deren Anschaffung gekostet, kann ich nicht darauf dienen.
6) Ob und wo eine solche Einrichtung zu wünschen wäre? Das wäre zu wünschen, wann jemand in eine Wasser Gefahr käme, er nicht ertrinken sollte, sondern die Schuzengel ihn bewahren möchten; daß aber die Herren Dokter einen Todten durch Instrumenten und Medizin wieder in das Leben rufen können, das glaub' ich nicht, und laß es an seinen Ort gestellt sein, dessen wegen werd' auch nach denen erprobten vorgefallenen Fällen keine vorräthige Einrichtung getroffen werden sein, und ich wünsche mir vor meine Person einen solchen Bären nicht anbinden zu lassen, daß man die Todten wieder durch dergleichen Affähren in's Leben bringen würde, dessen wegen ich auch nicht gesonnen bin, einen Kosten darauf anzuwenden, um die Commun um das Geld zu bringen, und zu keinem Vortheil der ertrunkenen Menschen gedeihen würde.

Gehorsamster

Schultheiß Hofferten.

Literarische Industrie.

Ein Hamburger Handelsmann, der sich „Bücher-Expertenr" titulirt, empfiehlt in verschiedenen Zeitungen ein Register „anerkannt gediegener Werke zu nie dagewesenen Spottpreisen." Neben Paul de Kocks übel berüchtigten Romanen finden wir unter diesen „anerkannt gediegenen Werken" auch Bücher wie folgende: Abenteuer und Skizzen aus der Pariser Lorettenwelt, mit versiegelten Illustrationen. Geheime Chronik der königlichen Lüstlöster Frankreichs („sehr pikant!"). Die Damen der Berliner Demi-Monde, illustrirt. Chronique scandaleuse der Theater-Damen. Andere Bücher mögen wir nicht einmal ihrem Titel nach an dieser Stelle citiren. Was aber besonders charakteristisch und in der That als ein Zeichen der Zeit erscheint, das ist der Schluß jener Anzeige, die wörtlich lautet:

Gratis werden zur Deckung des Portos, je nach der Bestellung, die bekannten Zugaben beigefügt, und bei Aufträgen über 5 Thaler, außer bieten noch extra: das Leben Jesu von Renan, vollständige deutsche Ausgabe mit Portrait, gratis!!

Der Handelsmann scheint sein Publikum zu kennen; aber was würde Renan sagen, wenn er sähe, in welche Gesellschaft ihn sein Buch gebracht hat!

O.

Wort und Geist.

Von Otto Sintermeister.

V.

Was aus dem Herzen stammt, o Sohn, nur das allein
Wird zum Gedanken Dir und wird unsterblich sein.
Wirb Dir durch Denken nicht vorerst Gefühltes klar,
So denkst Du nicht, noch sprichst Du jemals gut und wahr.
Glaube meinem Wort: Der nicht Rauchrender blos,
Nein, auch Kopfredner gibt's, gleich klein und früchteles.

VI.

O trachtet stets, wie ihr das Wort, das Wort bewacht!
Denn unergründlich ganz ist seines Zaubers Macht.
Ein schleichend Gift, ein jäh im Zorn versandter Pfeil
Senkt sich ein Wort ins Herz und nimmer wird es heil.

VII.

Ein scharfer Westheit sei die Lippe unserm Sinn,
Drin der Gedanke oft uns lause her und hin,
Auf daß Gestalt und Glanz ihm werde zum Gewinn.

VIII.

Zwar wirst und sollst Du nicht nur immer Neues sagen,
Doch, wenn Du Altes neu empfindest, neu es sagen.

IX.

Kein besser Buch magst Du gleich noch dem besten lieben,
Als das Du Tag für Tag Dir selber hast geschrieben;
Nur daß von Eitelkeit und Selbstbespiegelei
Du Deine Seele Dir erhaltest rein und frei!
Wenn aber Schein und Sein in Menschen-Lust und Leiden
Auf Deinem Blatte sich in stillem Frieden scheiden —
Dann hast wahrhaftig Du zu schreiben nicht vergebens:
Dann wird des Tages Buch Dir zu dem Buch des Lebens.

X.

So schleicht ist kaum ein Buch, daß sich nicht lernen ließe
An ihm etwas, worauf ein Gutes nicht entspriehe;
Gleichwie kein Menschenkind so schlimm ist und verstunken,
Daß nicht von Gottes Bild und Geist in ihm ein Funken.

XI.

Im Großen wählt das Kind für sich ein Kleines aus:
Im großen Hause baut es sich ein kleines Haus,
Im Wassertropfen, der auf seiner Hand sich ballt,
Sieht es des Oceans wahrhaftige Gestalt.
So baut der Dichter in der Sprache Kreisenbau
Ein Schloß für sich, ein Haus, ein Hüttlein auf der Au;
Und wie im Königshaus, so im Nemadenzelt
Schafft er ein Abbild sich der grenzenlosen Welt.

XII.

Vergebens sucht Du hier und dort nach Poesie;
Sofern sie nicht in Dir, so findest Du sie nie.

An die Einsender von Büchern.

Wir erhalten fortwährend Bücher, Bilder, selbst Musikalien zur Besprechung in unserm Blatte. Es liegt aber vorläufig ganz außer unserm Plane, Recensionen zu liefern. We wir davon eine Ausnahme machen, geschieht dies nach eigener Wahl, und wir laufen dann die betreffenden Bücher. Hiernach bitten wir, uns nichts mehr unverlangt zuzusenden.

Die Redaction.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des „Daheim" in Leipzig, Poststr. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im December 1864. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 10.**

Der Polizeiagent.

Erzählung von **Friedrich Gerstäcker.**

(Fortsetzung.)

Mit wenigen Worten machte er diesem auch begreiflich was er wollte — derartige kleine Zwischenfälle kamen gar nicht etwa so selten in diesen Spielhöllen vor — und überraschte dabei den Portier auf das angenehmste, indem er ihm zwei große Silberstücke — er sah gar nicht nach, was — in die Hand drückte, mit dem Auftrag, so rasch als irgend möglich Polizeimannschaft zur Hilfe herbeizuholen. Die befand sich übrigens stets in der Nähe. Ein verzweifelter Spieler hatte sich wohl schon dann und wann einmal, zum Letzten und Aeußersten getrieben, an der heiligen Kasse selber vergriffen und nachher sein Heil in rascher Flucht gesucht, und dagegen mußten die Herren freilich geschützt werden. Wenn auch ein Raub, war das Geld doch ein gesetzlich gewonnener, und die Regierung fühlte sich verpflichtet, dessen Schutz zu übernehmen.

Hamilton traute indessen seinem Mann da drinnen noch lange nicht genug, um ihn länger, als unumgänglich nöthig war, sich selber zu überlassen; er war ihm damals in Frankfurt auf zu schlaue Weise durch die Finger geschlüpft, während er ihn eben so sicher geglaubt wie gerade jetzt. Aber er selber kannte die Leidenschaft des Spiels noch viel zu wenig, um zu wissen, daß er in diesem einen viel sichereren Bundesgenossen hatte, als in einem schönen Weibe, und als er in Begleitung des Polizeidieners jenes Zimmer wieder betrat, stand Kornuk noch eben so fest und regungslos, eben so nur in den einen Gedanken der Karten absorbirt an seinem Tisch, wie er ihn vorhin verlassen.

Der Polizeidiener übereilte sich aber jetzt nicht im geringsten. Er wußte, daß ihm sein Opfer nicht mehr entgehen konnte, und hielt es für viel gerathener, den Herren nicht früher zu beunruhigen, als er der herbeigerufenen Hilfe sicher war. Nur seine grüne Brille nahm er ab.

„Welcher ist es denn?" flüsterte ihm der dicht hinter ihm gehende Polizeidiener zu. Hamilton machte eine beschwichtigende Bewegung mit der Hand und trat dann, von jenem gefolgt, an Kornuk heran. Er stand jetzt so nahe bei ihm, daß seine Schulter die des Polen berührte, der aber nicht daran dachte, auch nur den Kopf nach ihm umzudrehen.

Jetzt hatte derselbe gerade gewonnen; es standen vielleicht 40 oder 50 Louisd'or auf dem grünen Tisch — er ließ den Satz stehen, die Karten fielen und der Croupier zog mit seiner hölzernen Schaufel das Geld ein.

Mit einem leisen, zwischen den Lippen gemurmelten Fluch schob sich Kornuk seine Geldtasche vor, um wahrscheinlich neue Summen auf die trügerischen Blätter zu setzen, als er eine Hand auf seiner Schulter fühlte und Hamilton mit ruhiger, aber absichtlich lauter Stimme sagte:

„Sie sind mein Gefangener, im Namen der Königin."

Der Pole wandte ihm jetzt rasch und erschreckt sein Antlitz zu und Leichenblässe deckte im Nu seine Züge, als er das nur zu wohl gemerkte Gesicht des Mannes aus Frankfurt neben sich sah. Aber auch nicht für einen Moment verlor er seine Geistesgegenwart, und dem Blick desselben kalt und ruhig begegnend, sagte er:

„Das Spiel hat Ihnen wohl den Verstand verwirrt — stören Sie mich nicht," und in die Geldtasche greifend, wollte er, ohne den Fremden weiter zu beachten, sich wieder über den Tisch beugen, als sich Hamilton aber, seiner Sache zu gewiß, an den Polizeidiener wandte und sagte:

„Verhaften Sie den Herrn — ich werde Sie augenblicklich auf das Bureau begleiten."

„Keine Störung hier, meine Herren, wenn ich bitten darf," rief plötzlich ein kleines hageres Männchen, das schon bei den ersten Worten an den Spieltisch getreten war. „Wenn Sie etwas mit einander auszumachen haben, ersuche ich Sie, in ein Nebenzimmer zu treten."

„Ich werde Sie nicht um Erlaubniß fragen, wenn ich Ihre Wirthschaft hier für einen Augenblick unterbreche," sagte Hamilton trotzig — „ich habe ein Recht diesen Mann zu verhaften, wo ich ihn finde."

„Dann führen Sie ihn ab, Polizeidiener," sagte der Kleine in seinem braunen Rock ruhig — „oder ich mache Sie für jede Unordnung hier verantwortlich."

Digitized by Google

„Ich habe mit dem Herrn nichts zu thun," rief der Pole trotzig, „was wollen Sie von mir? — lassen Sie mich los."

Eine Anzahl von Menschen sammelte sich um die beiden, und die Spieler zogen ihr Geld ein, weil sie vielleicht einen Kampf und dadurch die Sicherheit ihrer Bank gefährdet fürchteten, denn es gab leider eine Menge von Menschen, die das dort aufgethürmte Geld für gestohlen hielten, und sich wenig Gewissen daraus gemacht hätten, es fortzuraffen.

„Bitte, meine Herren, gehen Sie in ein Nebenzimmer," drängte aber jetzt nochmals der kleine Branne, „Sie sind dort vollkommen ungestört — Jean Bertrand hierher — sorgen Sie für Ordnung."

Der Pole warf den Blick umher; er sah sich augenscheinlich nach einem Weg zur Flucht um, aber Hamiltons Hand hatte seinen Arm wie in eine Schraube gefaßt und der Polizeiagent sagte mit leiser, aber drohender Stimme:

„Es hilft Ihnen nichts. Flucht für Sie ist unmöglich. Sie sind mein Gefangener; ergeben Sie sich gutwillig, Sie haben keinen Ausweg mehr, und Widerstand kann Ihre Lage nur verschlimmern."

Es war einen Augenblick, als ob sich der Pole den drohenden Worten nicht fügen wolle, und fast unwillkürlich zuckte er mit der Hand empor. Aber ein unher geworfener Blick mußte ihn überzeugen, daß er hier mit Gewalt nichts ausrichten könne, denn eine Menge von Neugierigen, die sich im benachbarten Salon umhergetrieben, hörten kaum die in einem Spielsaal ganz ungewohnten, lauten Stimmen, als sie hereindrängten, und den einzigen Ausgang vollständig verstopften.

Der eine Blick genügte, und verächtlich lächelnd, aber mit voller Ruhe sagte der Mann:

„Hier herrscht jedenfalls ein Irrthum. Ich bin Graf Kornikoff, hier ist mein russischer Paß, und ich stelle mich damit unter den Schutz unseres Gesandten. Rassan ist mit dem russischen Thron verwandt und wird dessen Unterthanen nicht ungestraft beleidigen lassen."

Mit den Worten nahm er ein Papier aus seiner Brusttasche und hielt es Hamilton vor.

„Es kann sein," sagte dieser, „daß Ihr Paß in Ordnung ist. Die gefährlichsten Charaktere haben gewöhnlich die besten Pässe. In dem Falle werden Sie sich aber um so weniger weigern mir zu folgen, da ich bereit bin, Ihnen vollständige Genugthuung zu geben, wenn ich Sie ohne hinreichenden Grund verhaftet habe. Die Herren hier werden mir aber zugeben, daß man, auch selbst mit einem guten Paß versehen, doch stehlen kann, und auf die Klage eines Diebstahls verhafte ich Sie hiermit."

„Gut denn, führen Sie ihn fort und übernehmen dabei die Verantwortung für alle Folgen," sagte der kleine Herr mit dem braunen Rock ungeduldig — „aber Sie sehen doch ein, daß Sie hier das Spiel und Vergnügen völlig dabei unbetheiligter Herren und Damen nicht länger stören dürfen. Herr Polizeicommissar, ich bitte Sie, daß Sie diesem Unfug ein Ende machen, oder ich werde mich morgen ernstlich bei der Behörde deßhalb beklagen."

Der Polizeicommissar war in der That herbeigekommen, und Hamilton, der ihn an seiner Uniform erkannte, frug ihn leise:

„Wer ist denn dieser kleine Tyrann?"

„Einer der Spielpächter," sagte der Mann mit einem verächtlichen Blick auf den Braunen, und setzte dann laut hinzu, „beklagen Sie sich, bei wem Sie wollen, Monsieur, Sie werden uns aber hier wohl noch erlauben, unsere Schuldigkeit zu thun, selbst wenn Ihre achtbare Gesellschaft einen Augenblick gestört werden sollte. Und Sie, mein Herr," wandte er sich dann an den Gefangenen, „folgen Sie uns jetzt auf das Bureau — ich werde die Sache dort untersuchen."

„Sie werden mir bezeugen, daß ich noch nicht den geringsten Widerstand geleistet habe," sagte der Pole ruhig — „kommen Sie, meine Herren. Ich wünsche noch an dem Spiel hier Theil zu nehmen, und je eher wir diese fatale Sache beendigen, desto besser."

Damit wandte er sich entschlossen dem Ausgang zu — die Leute gaben ihm Raum und wenige Secunden später standen sie am Ausgang des Kurhauses.

„Es wäre besser, wir legten ihm Handschellen an," sagte Hamilton, sich zu dem Polizeicommissar überbiegend.

„Er kann uns hier nicht entschlüpfen," erwiederte dieser kopfschüttelnd — „und ich möchte keine Gewaltmaßregeln gebrauchen, bis ich die Sache nicht näher untersucht habe."

Der Pole schritt ruhig und festen Schrittes zwischen zwei Polizisten dahin — dicht hinter ihm folgte Hamilton mit dem Commissar und eine Anzahl von Neugierigen schloß sich dem Zuge an, um zu sehen, was die Sache für ein Ende nähme. Sie schritten sie langsam durch den Kurgarten dem kleinen viereckigen Regierungsgebäude zu, das dicht an der Brücke liegt, und der Gefangene schien selber nichts sehnlicher zu wünschen, als diese Scene bald zu Ende gebracht zu sehen.

„Haben wir noch weit?" frug er einen der ihn escortirenden Leute.

„Oh bewahre," sagte dieser, indem er mit dem ausgestreckten Arm auf das vor ihnen liegende Gebäude zeigte, „das ist das Haus." In demselben Moment stieß er aber auch einen Schrei aus, denn ein schwerer Schlag, jedenfalls mit einem sogenannten „life preserver" geführt, schmetterte ihn bewußtlos zu Boden, während der Gefangene mit flüchtigen Sätzen über die schmale Brücke hinüber eilte.

Aber er hatte flüchtigere Füße hinter sich. Wie ein Tiger auf seine Beute, so schoß Hamilton hinter ihm drein, und noch ehe er das Ende der Brücke erreichte, streckte er schon den Arm aus, um ihn am Kragen zu packen. Da wandte sich der zur Verzweiflung getriebene Verbrecher, und einen Revolver vorreißend, drückte er ihn gerade auf die Brust seines Verfolgers ab.

Hamilton wäre verloren gewesen, aber zu seinem Glück versagte die Schußwaffe, und ehe Kornik zum zweiten Mal abdrücken konnte, schmetterte ihn der Schlag des Polizeimanns zu Boden. Aber selbst damit begnügte sich dieser nicht, und mit einer ganz außerordentlichen Gewandtheit faßte er ihm beide Hände, legte sie zusammen und wenige Secunden später knackten die vortrefflichen Derbies oder Handschellen in ihr Schloß und er wußte jetzt, daß er seinen Gefangenen sicher hatte.

„Alle Wetter," sagte der nachkeuchende Polizeicommissar, „das war doch gut, daß Sie schneller laufen konnten."

„Wenn Sie meinem Rath gefolgt wären, konnte uns das erspart werden," meinte Hamilton finster, „denn ich verdanke mein Leben jetzt nur einem schlechten Zündhütchen."

„Er hat schießen wollen?"

„Dort liegt der Revolver — Sie sehen, daß Sie es hier mit einem gefährlichen Verbrecher zu thun haben."

„Da wollen wir ihn doch jetzt lieber binden."

„Bitte, bemühen Sie sich nicht weiter — er ist fest und sicher. Sein Sie nur so gut und lassen ihn jetzt durch Ihre Leute in festen Gewahrsam bringen."

VII.

Die gerettete Unschuld.

Mr. Burton befand sich an dem Morgen in einer fast fieberhaften Aufregung, denn wie er schon lange jeden Glauben an die Mitschuld des armen — ob so wunderbar schönen Weibes abgeschüttelt hatte, gingen ihm andere Pläne wild und wirr durch den Kopf. Immer aufs neue malte er sich den Augenblick aus, wo er sie in seinem Arm gehalten, wo seine Lippen zum ersten Mal in Angst und Liebe die ihrigen berührt, und nur der Gedanke quälte ihn noch, in welchem Verhältniß sie zu dem unwürdigen Menschen gestanden haben, wie sie mit ihm bekannt werden konnte. Hatte er sie unter seinem falschen Namen getäuscht? — ihrer Familie heimlich vielleicht entführt? — alle ihre Klagen schienen darauf hinzudeuten, wie verworfen mußte er dann — wie elend sie, die arme Unschuldige, Verrathene sein? und war es da nicht seine Pflicht, wo er — wenn auch selber unschuldiger Weise — all diesen Jammer über sie gebracht — ihr auch wieder zu helfen so gut er konnte? Er schien fest entschlossen, und von dem Augenblick an fühlte er sich selber auch wieder ruhiger und zufriedener.

James Burton, kaum zum Mannesalter herangereift, war ein seelensguter Mensch mit einem weichen, für alles Gute und Schöne leicht empfänglichen Herzen. Er hatte dabei — in den glücklichen und unabhängigen Verhältnissen erzogen — noch nie Gelegenheit bekommen, den Täuschungen und Widerwärtigkeiten des Lebens zu begegnen. Weil er selber gut und ohne Falsch war, hielt er alle Menschen für eben so rechtlich und brav, und selbst an Kornik

Schuld hatte er so lange nicht glauben mögen, bis auch der letzte Zweifel zur Unmöglichkeit wurde. Wie leicht vertraute er da diesen lieben, treuen Augen — wie glücklich fühlte er sich selbst, daß es ihm verstattet gewesen, jenem heiten Wesen den Schmerz und die furchtbare Seelenqual erspart zu haben, von dem zwar geschickten und tüchtigen, aber auch vollkommen rücksichtslosen Polizeimann examinirt zu werden. Er schämte sich jetzt fast vor sich selber, daß er ihr auch nur verstattet hatte, ihren Koffer auszupacken — wie niedrig mußte sie von ihm denken! — aber er war ja auch gar nicht im Stande gewesen, sie daran zu verhindern, so leidenschaftlich erregt zeigte sie sich nur bei der Möglichkeit eines Verdachts. Aber natürlich — wenn er sich in ihre Stelle dachte, so würde er genau so gehandelt haben.

Die Stunde, die sie erbeten hatte, um sich nur von den ersten furchtbaren Eindrücken der über sie hereingebrochenen Catastrophe zu sammeln, verging ihm in diesen Gedanken rascher, als er es selbst geglaubt. Gewissenhaft aber bis zur letzten Minute ausharrend, stieg er dann wieder zu ihr hinab, klopfte leise an, und sah sich dem zauberischen Wesen noch einmal gegenüber.

Zeit zum Aufräumen schien sie allerdings noch nicht gefunden zu haben, denn die umhergestreuten Sachen der beiden Koffer lagen noch immer so wild und wirr durch einander, wie er sie verlassen hatte. Aber wer mochte ihr das verdenken? Auch in ihrem leichten, reizenden Morgenanzug war sie noch; — wenn unsere Seele zerrissen ist, wie können wir da an den Körper denken?

Trotzdem schien sie sich gesammelt zu haben. Sie sah etwas bleich aus, aber sie war ruhiger geworden, und dem Eintretenden lächelnd die Hand entgegenstreckend, sagte sie herzlich:

„Oh wie danke ich Ihnen, daß Sie, um den ich es wahrlich nicht verdient habe, mir diese zarte Rücksicht gezeigt. In dem Gedanken fand ich auch allein meinen Trost, daß Gott mich doch noch nicht verlassen haben könne, da er Sie mir zugeführt.

„Verehrte — liebe Frau," sagte Burton bewegt, „sein Sie unbesorgt. Wenn auch in einem fremden Lande, steht Ihnen doch jetzt ein Landsmann zur Seite, und ich habe mir nur erlaubt, Sie jetzt noch einmal zu stören, um mit Ihnen gemeinschaftlich zu berathen, welche Schritte wir am besten thun können, um — das Geschehene gerade nicht ungeschehen zu machen, das ist nicht möglich, aber Sie doch jedenfalls aus einer Lage zu befreien, die Ihrer unwürdig ist. Um mir das zu erleichtern, muß ich Sie aber bitten, mir Ihr volles Vertrauen zu schenken. Nur dann bin ich im Stande die Maßregeln zu ergreifen, die für Sie die zweckmäßigsten sein würden. Daß es dabei nicht an meinem guten Willen fehlt, davon können Sie sich versichert halten."

„Mein volles Vertrauen soll Ihnen werden," sagte die junge Frau, leicht erröthend — „aber bitte, setzen Sie sich zu mir, Sie sollen alles erfahren — und nun," fuhr sie fort, während sich Burton neben ihr auf dem Canapé niederließ, indem sie ihre Hand auf seinen Arm legte — „erzählen Sie mir vorher aufrichtig, wie Sie dem Verbrecher auf die Spur gekommen sind, und welche Hoffnung Sie jetzt haben, ihn seiner Strafe zu überliefern. Es ist das Einzige jetzt, worauf ich hoffen kann, daß sein Geständniß Ihnen beweisen muß, wie doppelt nichtswürdig er an mir selber dabei gehandelt."

„Aber, verehrte Frau," sagte Burton etwas verlegen — „schon vorher theilte ich Ihnen alles mit, und der Eindruck, den die traurige Erzählung auf Sie machte —"

„Vorher," sagte die junge Frau — „und in der entsetzlichen Aufregung, in der ich mich befand, tönten die Worte nur wie Donnerschläge an mein Ohr — ich begriff wohl ihre Furchtbarkeit, aber nicht ihren Sinn, und vieles ist mir dabei unklar geblieben — besonders, welche Spur Sie jetzt von dem Verbrecher haben, daß Sie hoffen können ihn einzuholen, und wer der Herr ist, der ihn verfolgt."

Der Bitte, während diese Augen so treu und vertrauend in die seinen schauten, konnte Burton nicht widerstehen. Es war ihm dabei sogar Bedürfniß geworden, sich — ihr gegenüber — seines bisherigen eigenen Verhaltens wegen zu rechtfertigen, wobei er hervorhob, daß er mit der Verfolgung der Dame eigentlich gar nichts zu thun und Lady Clive im Leben nicht gesprochen habe noch persönlich kenne. Auch von dem Schmuck selber wußte er nichts, als was ihm Hamilton darüber beiläufig mitgetheilt.

„Und jetzt?" frug die junge Dame weiter, die der Erzählung mit der gespanntesten Aufmerksamkeit gefolgt war — „wo jener Betrüger — dem Gott verzeihen möge, was er an mir gethan, und wie er mich doppelt verrathen hat — wo jener Betrüger gestohlen ist, haben Sie noch Hoffnung, ihn wieder zu ereilen?"

„Allerdings," sagte Burton — „Mr. Hamilton, mein Begleiter, ist einer der schlauesten und gewandtesten Detectives Englands. Er spricht drei oder vier verschiedene fremde Sprachen, und hat schon daheim die scheinbar unmöglichsten Dinge ausgeführt. Dieser Kornik hatte außerdem viel zu kurzen Vorsprung, um mich nicht seit gestern zu machen, daß ihn Hamilton ereilt, da er noch dazu die unbegreifliche Unvorsichtigkeit beging, von hier mit Extrapost zu fliehen. Wir finden das aber so oft im Leben, daß schlechte Menschen irgend ein Verbrechen mit der größten und raffinirtesten Schlauheit ausführen, und jede Kleinigkeit, jeden möglichen Zufall dabei berücksichtigen, und nachher, wenn ihnen alles nach Wunsch geglückt, sich selber auf die plumpste Weise dabei verrathen."

„Aber ehe er ihn eingeholt hat, kehrt er nicht hierher zurück?"

„Ich glaube kaum," sagte Mr. Burton, „doch fehlt mir darüber jede Gewißheit. Er wird mir unter allen Umständen in der nächsten Zeit schon telegraphiren, denn ich habe ihm versprechen müssen, hier zu bleiben, bis er zurückkehrt."

„Und glauben Sie, daß er den Verbrecher, wenn er ihn einholen sollte — mit hierher bringt?"

„Ich zweifle kaum — aber auch darüber bin ich nicht im Stande, Ihnen eine bestimmte Auskunft zu geben. Nur davon dürfen wir überzeugt sein, daß Mr. Hamilton alles in der praktischsten Weise ausführen wird, denn er versteht sein Fach aus dem Grunde. Hat er die Spur gefunden, so ist Mr. Kornik auch verloren."

Es schien fast, als ob die junge Dame um einen Schatten bleicher wurde — und wer konnte es ihr verdenken, daß ihr die Erinnerung an den Mann, der sie so furchtbar hintergangen, entsetzlich war? Endlich sagte sie leise:

„Wenn sich das alles bestätigt, was Sie mir erzählt, verehrter Herr — und ich kann kaum mehr daran zweifeln, denn verdient er die Strafe, die ihn erreichen wird, in vollem Maße. Aber wie er auch Ihr Haus betrogen und hintergangen haben mag, es ist nichts im Vergleich mit dem, was er an mir und meinem zukünftigen Leben verbrochen."

„Aber wie konnte er Sie so lange täuschen?" frug Burton und erröthete dabei fast selber über die Frage.

„Du lieber Gott," seufzte die Unglückliche — „was weiß ein armes unerfahrenes Mädchen von der Welt! Er kam in meiner Eltern Haus, in das ihn zuerst mein Bruder eingeführt — es mögen jetzt zwei Monate sein — und sein offenes, heiteres Wesen gewann ihm mein Herz — sein angemachter Rang schmeichelte meiner Eitelkeit. Er erzählte mir dabei von seinen Gütern in Polen, und wie glücklich — wie selig ihn mein Besitz machen würde, und ich — war schwach genug, es ihm zu glauben. Aber mein Vater verweigerte seine Einwilligung. Er kannte die Menschen besser, als seine thörichte Jenny. Er verlangte von Kornikoff den Ausweis eines hinreichenden Vermögens sowohl, wie die Erlaubniß seiner eigenen Eltern zu unserer Verbindung, und dieser, ungeduldig und stürmisch, drang in mich, mit ihm zu fliehen."

Jenny barg beschämt ihr Antlitz in ihren Händen und James Burton hörte der Erzählung mit einiger Verlegenheit schweigend zu. Er hätte das liebliche Wesen so gern getröstet, aber es fielen ihm in diesem Augenblick um die Welt keine passenden Worte dafür ein und es entstand dadurch eine kurze peinliche Pause. Endlich fuhr die junge Frau, aber jetzt tief erröthend, fort:

„Schon unterwegs fing ich an, an dem Charakter meines Bräutigams zu zweifeln. Wir entkamen glücklich auf einem Dampfer der nach Hamburg bestimmt war, und er hatte mir versprochen, daß jenes Fahrzeug in Helgoland anlegen würde, wo wir uns trauen lassen könnten — aber es legte nicht an, und in Hamburg, wo er ausging, um einen Geistlichen zu suchen, wie er sagte, kehrte er eben falls unverrichteter Sache zurück, verschierte mich aber, er hab bestimmt gehört, daß wir hier in Frankfurt — einer freien deutsche Stadt — unser Ziel leicht erreichen könnten. Ich folgte ihm auc hierher — immer noch als Braut — nicht als Gattin" — setzte si mit leiser, kaum hörbarer Stimme hinzu — „und ich danke jetzt Go

Digitized by Google

daß ich standhaft blieb und meinem guten Engel mehr folgte als — jenem Teufel."

Es wäre unmöglich, die Gefühle zu schildern, die James Burtons Seele bei dieser einfachen und doch so ergreifenden Erzählung bestürmten; sein Herz schlug ihm hörbar in der Brust, und fast seiner selbst unbewußt, ergriff er mit zitterndem Arm die Hand seiner Nachbarin, die sie ihm willenlos überließ.

„Gelt sei Dank," flüsterte er endlich mit bewegter Stimme — „so brauche ich mir auch länger keine Vorwürfe zu machen, denn unser Erscheinen hier war ja kaum nur zu Ihrem Heil."

„Ihnen verdanke ich meine Rettung," sagte da Jenny herzlich, und wie sie sich halb dabei zu ihm überbog, umfaßte er mit seinem Arm die bebende Gestalt des Mädchens. Aber nicht einmal auf ihre Stirn wagte er einen Kuß zu drücken, aus Furcht sie zu beleidigen, und sich gewaltsam aufrichtend, rief er leidenschaftlich bewegt aus:

„Dann ist auch noch alles, alles gut. Trocknen Sie Ihre Thränen, mein liebes, liebes Fräulein — die Versöhnung mit Ihren Eltern übernehme ich — übernimmt mein Vater, Sie kehren zu ihnen zurück und die Erinnerung an das Vergangene soll eine fröhliche Zukunft Sie vergessen machen.

„Und auch Sie wollen nach England zurück?" frug rasch die junge Freude.

„Gewiß," rief Burton — „sobald ich nur Nachricht von Hamilton habe. Aber noch heute schreibe ich nach Haus — wie heißen Ihre Eltern, mein bestes Fräulein — was ist Ihr Vater? Halten Sie diese Frage nicht für bloße Neugierde; es gibt keinen Menschen auf der Welt, der jetzt ein innigeres Interesse an Ihnen nähme, als ich selber."

„Mein Vater," sagte Jenny leise, „ist Geistlicher, der Reverend Benthouse in Islington. Vielleicht ist Ihnen der Name bekannt. Er hat viel geschrieben."

„Das nicht," sagte James Burton erröthend, „denn ich muß leider zu meiner Schande bekennen, daß ich mich bis jetzt, und in jugendlichem Leichtsinn weniger mit einer religiösen Lectüre befaßt habe, als ich vielleicht gesollt — aber erlauben Sie, daß ich mir den Namen notire — und jetzt," sagte er, als er sein Taschenbuch wieder einsteckte, „verlasse ich Sie. Wir dürfen den müßigen Leuten hier im Hotel nichts zu reden geben — schon Ihrer selbst wegen, aber Sie sollen von nun an auch nicht mehr allein sein. Ich werde augenblicklich ein Kammermädchen für Sie engagiren, die Ihnen zugleich Gesellschaft leisten kann. Junge Mädchen, der englischen Sprache mächtig, sind gewiß genug in Frankfurt aufzutreiben, der Wirth kann mir da jedenfalls Auskunft geben. Keine Widerrede, Miß," setzte er lächelnd hinzu, als sie sich — wie es schien, mit dem Plan nicht ganz einverstanden zeigte — „Sie stehen von nun an, bis ich Sie Ihren Eltern wieder zurückführen kann, unter meinem Schutz, und da müssen Sie sich schon eine kleine Tyrannei gefallen lassen."

„Aber wie kann ich Ihnen das, was Sie jetzt an mir thun, nur je im Leben wieder danken," sagte das junge Mädchen gerührt — „womit habe ich das alles verdient?"

„Durch Ihr Unglück," erwiderte Burton herzlich, indem er ihre Hand an seine Lippen hob, und wenige Minuten später fand er sich schon unten mit dem Wirth in eifrigem Gespräch, um eine passende und anständige Person herbeizuschaffen.

Das ging auch in der That weit rascher, als er selber vermuthet hatte. Ganz unmittelbar in der Nähe des Hotels wohnte ein junges Mädchen, die schon einige Jahre in England zugebracht und — wenn sie sich auch nicht auf längere Zeit binden konnte, doch gern erbötig war, die Stelle einer Gesellschafterin für kurze Zeit zu übernehmen. Mr. Burton führte sie selber der jungen Dame zu, und Elisa zeigte sich als ein so liebenswürdiges, einfaches Wesen, daß ein Zurückweisen derselben zur Unmöglichkeit wurde.

VIII.

Hamiltons Rückkehr.

Den übrigen Theil des Tages verbrachte James Burton in einer unbeschreiblichen Unruhe, denn immer und immer war es ihm, als wenn er bei seiner jungen Schutzbefohlenen nachfragen müsse, ob ihr nichts fehle, ob sie nicht noch irgend einen Wunsch habe, den er ihr befriedigen könne, und ordentlich mit Gewalt mußte er sich davon zurückhalten, sie nicht weiter zu belästigen.

Am allerliebsten hätte er auch in der Stadt eine Unmasse von Sachen für sie eingekauft, um sie zu zerstreuen oder ihr eine Freude zu machen. Aber das ging doch unmöglich an, denn das hätte jedenfalls ihr Zartgefühl verletzt — er durfte es nicht wagen. Eine ordentliche Beruhigung gewährte es ihm aber, zu wissen, daß das arme verlassene Wesen jetzt jemand habe, gegen den es sich aussprechen konnte, und er begnügte sich an dem Tage nur einfach damit, die Hälfte der Zeit vollkommen unpassende Fensterpromenade zu machen, denn es ließ sich dort niemand blicken, und die andere Hälfte unten im Haus und auf der Treppe auf und ab zu laufen, um wenigstens ihre Thür anzusehen.

Wenn er es sich auch noch nicht gestehen wollte, so war er doch bis über die Ohren in seine reizende Landsmännin verliebt.

Am nächsten Morgen war er allerdings zu früher Stunde wieder auf, aber erst um zwölf Uhr wagte er es, sich zu erkundigen, wie Miß Benthouse geschlafen hätte.

Sie empfing ihn mit einem freundlichen Lächeln, aber — sie sah nicht so wohl aus wie gestern. Ihre Wangen waren bleicher, ihre Augen zeigten, wenn auch nur leicht, schattirte Ringe — sie schien auch zerstreut und unruhig und Burton, voller Zartgefühl, glaubte darin nur eine Andeutung zu finden, daß sie allein zu sein wünsche und empfahl sich bald wieder. Vorher aber frug sie ihn noch, ob er keine Nachricht von Mr. Hamilton erhalten habe, was er verneinen mußte.

Jetzt aber, mit der Furcht, daß sie erkranken könne — und nach all den letzten furchtbaren Aufregungen schien das wahrlich kein Wunder — wich er fast gar nicht mehr von ihrer Schwelle, und der Portier selber, der eigentlich alles wissen soll, wußte nicht aus dem wunderlichen Fremden klug zu werden.

Dieser ruhte auch nicht eher, bis er gegen Abend die neue Gesellschafterin einmal auf dem Gange traf, um sie nach dem Befinden der jungen Dame zu fragen.

„Sie scheint ungemein aufgeregt," lautete die Antwort derselben — „sie hat keinen Augenblick Ruhe, und wohl zehn Mal hat sie gesucht mich fortzuschicken, um allein zu sein. Sie ist jedenfalls recht leidend und ich werde eine unruhige Nacht mit ihr haben."

„Mein liebes Fräulein," sagte Burton, dadurch nur noch viel mehr beunruhigt — „ich bitte Sie recht dringend, sie nicht einen Augenblick außer Acht zu lassen. Stoßen Sie sich nicht an das geringe Salär, was Sie gefordert haben, es wird mir eine Freude sein, Ihnen jede Mühe nach meinen Kräften zu vergüten."

„Ich thue ja gern schon von selber, was in meinen Kräften steht," sagte das junge Mädchen freundlich — „die Dame wird gewiß mit mir zufrieden sein. Verlassen Sie sich auf mich — ich werde treulich über sie wachen."

So verging der Abend und nur noch einmal schickte Miß Benthouse zu Mr. Burton hinüber, um zu hören, ob er noch keine Nachricht bekommen habe. Er mußte es wieder verneinen und wäre gern noch einmal zu ihr geeilt, aber Elisa sagte ihm, daß sich die junge Dame aufs Bett gelegt hätte, um besser ruhen zu können, und er durfte sie da nicht stören.

Es war zwölf Uhr geworden, und er wollte sich eben zu Bett begeben, als es an seiner Thür pochte. Er öffnete rasch, denn er fürchtete eine Botschaft, daß sich Jennys Krankheitszustand verschlimmert hätte, aber es war nur der Diener des Telegraphenamtes, der ihm — unter dem Namen, mit dem er sich in das Fremdenbuch eingetragen — eine Depesche brachte. Sie mußte von Hamilton sein.

Er hatte sich nicht geirrt. Sie enthielt die wenigen, aber freilich gewichtigen Worte, von Ems aus datirt:

„Ich habe ihn — morgen früh komme ich — Hamilton."

„Gott sei Dank," rief Burton jubelnd aus, „jetzt nehmen die Leiden dieses armen Mädchens bald ein Ende."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Eisbären.

Von Dr. **Bodinus**, Director des zoologischen Gartens in Köln.

(Hierzu das Bild auf Seite 123.)

Der gefürchtetste Bewohner des hohen Nordens ist der Eisbär (ursus maritimus); auf dem Lande sowohl wie im Wasser jagt er seine Beute; im raschen Lauf und blitzschnell tauchend stürzt er sich auf dieselbe. Nach dem Grisselbären Nordamerikas ist er der stärkste und größte der Bärenfamilie und erreicht bei einer Höhe von 4 bis 4¾ Fuß eine Länge von 8—9 Fuß und ein Gewicht bis zu 1600 Pfund. Außer durch sein weißes, ins Gelbe spielendes Haar unterscheidet er sich von dem Landbären durch längeren und gestreckten Rumpf, schmaleren Kopf, gerades Profil, schwarzblaue Zunge, kürzere Ohren, kleineren Rachen, kürzere Beine und längere mit Haaren besetzte Fußsohlen; letztere machen es ihm möglich, auf Eisfeldern und Bergen umherzusteigen, ohne auszugleiten.

Das nördliche Amerika, namentlich die Küsten der Hudsonsbai und Labradors, Grönland, Spitzbergen, Nova Zembla und im Meere findet er seine Hauptnahrung, Seehunde, die Reste von Wallfischen und anderen Seethieren. Den Seehunden soll er in der Weise nachstellen, daß er, sobald er aus der Ferne solche irgendwo auf Felsblöcken ruhend erblickt, ins Wasser tauchend sich ihnen nähert, hin und wieder nur die Nasenspitze hervorstreckend, um Luft zu schöpfen. Bei ihnen angelangt überfällt er sie mit einem mächtigen Satze, verfolgt sie aber auch erfolgreich bis in die Tiefe des Meeres, wenn sie ihm zu entschlüpfen vermochten. Aus dem Thierreich verschmäht er keine Nahrung, doch scheint es fast, als ob er die in Verwesung gerathenden Cadaver der Seethiere den lebenden vorzieht; geht es nicht anders, so behilft er sich auch mit Vegetabilien und verzehrt Wurzeln und Beeren. In der Gefangenschaft scheint ihm gemischte Nahrung am besten zu bekommen; mit vieler Begierde aber frißt er Brot. Größere Fleischmassen verzehrt er nicht nach Art der Hunde und Katzen in der Weise, daß er solche liegend mit den Vordertatzen festhält und abreißt, er stellt sich vielmehr darauf und reißt in größter Gier ein Stück nach dem andern ab. Am schnellsten und frischesten nimmt sich das Thier im Monat Mai aus; das erneuerte Haar glänzt dann in reinster weißer Farbe; je näher dem Winter, um so schmutziger wird es, um so mehr spielt es ins Rostgelbliche. Nur an den hinteren Oberschenkeln und unter dem Bauche ist es ziemlich lang und herabhängend, an den übrigen Theilen des Rumpfes kürzer wie bei vielen Landbären. Außerordentlich dick, läßt es das Wasser nicht durch, die Haut bleibt trocken, wenn auch kleine Ströme Wassers von dem Fell des aus dem Bade kommenden Thieres herabstürzen. Man hegt im Allgemeinen den Glauben, ein Eisbär könne sich nur wohl befinden, wenn es ihm vergönnt sei, entweder in eiskaltem Wasser zu baden, oder wenn er überhaupt niemals einer wärmern Temperatur ausgesetzt werde. Es ist dies aber eine vollständig irrige Ansicht; ein Eisbär, soll er gesund bleiben, verlangt, wie die meisten lebenden Wesen, gleichfalls hin und wieder einige Strahlen der allbelebenden und wärmenden Sonne: es ist Thatsache, daß Eisbären, welche in der Gefangenschaft stets kalt und naß gehalten werden, erkranken und sterben, und wir haben selbst beobachtet, daß ein Eisbär sich erkältet hatte und an heftigem Rheumatismus litt. Ein trockener, warmer Aufenthalt stellte ihn wieder her. Der Charakter des Eisbären gleicht im Allgemeinen dem der ganzen Familie; man bezeichnet ihn am besten als dumme, brutale Bestialität. Einem Bären ist niemals zu trauen; die man sich dessen versieht, geräth er in Wuth. Vor allem aber ist dies beim Eisbär der Fall; nur selten wird er gezähmt, möglich ist dies nur, wenn er sehr jung eingefangen wird; die Wuth, welche bei Katzenarten der Furcht vor Schmerzen weicht, wird nur gesteigert, wenn er diese empfindet, und die richtige Kraft eines erwachsenen Thieres ist fürchterlich.

Den Seefahrern wird er oft gefährlich, obwohl manche Erzählungen übertrieben sein mögen. Am öftesten und gefährlichsten ist die Stimmung dieses mächtigen Raubthieres, wenn es vom Hunger geplagt wird, und die Bewohner der Küsten Islands und Norwegens gerathen in nicht geringen Schreck, wenn sie eines schönen Tages einen derartigen Burschen unerwartet vor sich sehen. Es kommt nämlich nicht selten vor, daß, während der Bär auf den mächtigen in den Polarmeeren umherschwimmenden Eisblöcken ausruht, diese ins offene Meer getrieben werden und das Thier unvermuthet zu weit von der Terra firma gelangt, als daß er dieselbe durch Schwimmen erreichen könnte. So treibt denn der unfreiwillige Seefahrer oft wochenlang im Meere umher, und kommt endlich sein eisiges Schiff irgend einer Küste nahe genug, dann wehe dem lebenden Wesen, welchem er zuerst nach langer Seereise, nach langem Fasten begegnet! Trotz vielfacher Verfolgung bleibt der Eisbär ein ziemlich häufiger Bewohner der Polarländer, die Nachstellungen der Menschen vermögen ihn nicht auszurotten und die Meere sind so reich an Seethieren, daß selbst der Hunger in jenen unwirthbaren Gegenden seine Vermehrung nicht beeinträchtigt. Das Weibchen wirft ungefähr im März in der Regel zwei Junge, nachdem es am Ende des Herbstes ein Lager gesucht und auf diesem eingeschneit, den Winter schlafend verbracht hat, während die männlichen Thiere während dieser Zeit umherstreifen. Die Mutter liebt die Jungen außerordentlich, vertheidigt sie mit dem größten Muthe, der hingebendsten Aufopferung und nährt sie, selbst wenn sie gefangen wurde, im Käfig. In der Gefangenschaft haben sich Eisbären bis jetzt selten fortgepflanzt, indessen dürfte dieser Fall in unserm zoologischen Garten zu Köln, wo schon eine große Anzahl fremder und seltener Thiere gezüchtet wurden, in naher Aussicht stehen. Das hier befindliche Eisbärenpaar erfreut sich einer schönen Männlichkeit und zeichnet sich durch Größe und Schönheit aus. Die Spiele der Thiere mit einander sind sehr ansiehend für das Publikum und gewähren viele Unterhaltung. Bald balgen sie sich auf dem Lande, aufgerichtet sich heftig im Felle zausend, bald stürzen sie zu Boden, bald das Männchen, bald das Weibchen oben liegend; dann fahren sie blitzschnell in ihr Wasserbassin und hier werden die Balgereien erst mit rechter Lust fortgesetzt. Oft verschwinden beide vor den Blicken der Zuschauer, nur die wallende, flutende Bewegung der Wellen bekundet, was in der Tiefe vorgeht: bald packt einer den andern und taucht ihn so lange unter, daß man fürchtet, er möchte ihn ertränken. Plötzlich springt eines der Thiere aus dem Bassin, richtet sich hoch auf an dem Rande desselben und fährt dann blitzschnell wieder auf das andere sich im Wasser behaglich wälzende los und so wechselt Thun und Treiben dieser kolossalen, interessanten Thiere in vielfachster Weise. In der Kunst zu klettern übertrifft der Eisbär den Landbären bei weitem; es ist unglaublich, mit welcher Gewandtheit derselbe an steilen Wänden emporzusteigen, nur scharfe Ecken und Spitzen sich herum zu wenden versteht: das Thier ist auf Felsen und Eisgletschern nicht minder zu Hause, wie im Wasser; mit der kolossalsten Stärke, mit anscheinender Plumpheit verbindet es die größte Gewandtheit. Nur solche Organisation, solche Beschäftigung macht es einem großen gefräßigen Thiere möglich, zu leben und zu gedeihen, wo tausend andere zu Grunde gehen müssen.

Ruggiero der Goldmacher.

Historische Episode von **Georg Hiltl**.

Noch heute zieht ein stattliches Haus die Augen des Fremden auf sich, der, von der langen oder Kurfürstenbrücke kommend, die Königsstraße zu Berlin betritt. Obgleich es genug der schönen, neuen Prachtbauten in unmittelbarer Nähe gibt, ist das Haus Numero 7 der Burgstraße doch noch auffällig genug durch seine einfache, großartige Façade, seine hohen Fenster und die mit guten Figuren geschmückten Gesimse.

Dieses Haus ist aber auch ein Bauwerk des großen Schüler,

Digitized by Google

den man mit vollem Rechte den Michel Angelo der Mark Brandenburg und des nordischen Deutschlands genannt hat. Erbaut hatte der Meister es für den allmächtigen Günstling des ersten preußischen Königs, für den Grafen von Wartenberg.

Graf Wartenberg hatte die Frau des kurfürstlichen Kammerdieners Bitecap geheirathet, die, eines Schiffers Tochter, aus Emmerich am Rhein gebürtig war und ein seltenes Talent für Intriguen aller Art mit auf die Welt brachte.

Diese beiden Leute — was hatten sie nicht schon alles bewerkstelligt an dem neuen Hofe König Friedrichs I.? Die ältesten Minister, die Freunde des Königs gestürzt, ungeheure Summen gezogen, die höchsten Aemter an sich gerissen, die hervorragendsten Personen beleidigt, — bis auch ihre Stunde schlug zum Heile des Landes.

Man hätte nun denken sollen, das Verhältniß zwischen den beiden Ehegatten sei ein vollkommen inniges und festes gewesen. Dem war aber keineswegs so. Nur die Sucht zu erringen, sei es Geld, sei es Würde, hielt sie verbunden. Sie glichen thatsächlich gefährlichen Gaunern, die sich gegenseitig in die Hände spielen. Wo nur irgend etwas aufzuschnappen, dessen Besitz oder Ausnutzung die beiden Gatten für sich für vortheilhaft glaubten — da wurde von der Gräfin oder dem Grafen das Netz ausgeworfen und fast immer ein glücklicher Fang an das Land gezogen.

Höchst vortheilhaft für die speculirenden Gatten war die zwischen ihnen und dem damals am preußischen Hofe fungirenden englischen Gesandten, dem Mylord Raby, bestehende Verbindung. Da die Wartenbergs alles beim Könige Friedrich I. galten, so wurde es dem Gesandten leicht, seine Plane durchzusetzen — umgekehrt berichtete Lord Raby wieder gewissenhaft alles, was seinen beiden Verbündeten vortheilhaft werden oder sie vor Gefahr schützen konnte. Man behauptete nun allgemein: Mylord Raby sei der Begünstigte der Gräfin Wartenberg, weshalb der Graf entschieden lächerlich wurde, allein Graf Wartenberg kehrte sich nicht an dergleichen Salonklatschereien, er hielt sich im Gegentheil für einen Mann nach dem so allseitig bewunderten Muster des Hofes von Versailles — eine Hofhaltung, welche man unglücklicher Weise zu jener Zeit überall in Deutschland copirte. Die kleinsten Reichsgrafen hatten auch ihre kleinen Trianons mit allem Zubehör.

Keine Grille der Zeit, kein Auswuchs, die nicht — wenn auch in verjüngtem Maßstabe — ihre Runde durch die Hofcirkel Deutschlands machten.

Ein solcher Auswuchs sollte denn auch in Berlin im Jahre 1708 zur Schau gestellt werden.

Die Zimmer des Wartenbergschen Palastes an der Königs- und Burgstraßeneck waren hell und glänzend erleuchtet. Eine höchst gewählte Gesellschaft bewegte sich in diesen geschmückten Räumen. Der königliche Hof, einer der strahlendsten und prächtigsten Europas, verlangte, daß seine Mitglieder und alle ihm Nahestehenden diesem Prunke nicht fern blieben. Man sah also bei den Festlichkeiten, welche der Adel unter sich veranstaltete, die ersten und theuersten Pariser oder Londoner Moden. Gewisse Farben durfte eben der Hof nur tragen und strenge Reglements ordneten die Schnitte der Kleider.

An jenem Abende des Jahres 1708 war man nun vorzugsweise bemüht gewesen, sich in glänzendem Staate zu zeigen. Einmal, weil die Festlichkeit bei dem Minister stattfand, dann aber auch wollte sich ein jeder dem erwarteten Gaste auffällig zu machen suchen. „Wann wird er kommen?“ „O wie bin ich curieuse, ihn zu sehen!“ „Er soll wunderschön sein.“ „Leider ist er verheirathet.“ „Aber seine Gattin hält er stets in Gewahrsam.“ „Endlich ist der Wundermann also gefunden“ und so weiter.

Das waren die Fragen oder Behauptungen, welche gleich Bienengesumme in den Salons des Grafen Wartenberg unthersch wirrten. Der Erwartete blieb sehr lange aus und es schien fast, als wolle er seinen Eintritt effektvoller machen durch die Spannung, welche sein langes Außenbleiben erzeugte.

Endlich wurden wieder die Thüren des großen achteckigen Saales geöffnet. Alles drängte sich hinein — getäuschte Hoffnung — es war Mylord Raby. Indessen konnte der Gesandte einigermaßen als Aequivalent gelten, denn er war es, der den sehnsüchtig Herbeigewünschten in die höhere Gesellschaft einführen sollte; an ihn hatte der Fremde sich zuerst gewendet, er wollte ihn heute präsentiren.

Der Lord konnte sich kaum der Flut von Fragen und Bitten entziehen, die mit Gewalt auf ihn zuwogte. Endlich rief er mit lauter Stimme: „Ersticken Sie mich nicht, meine Herrschaften, er kommt. Noch mehr, er folgt mir auf dem Fuße und befindet sich schon im Vorgemache.“

Auf diese höchst willkommene Botschaft wich jeder zurück und man bildete einen Kreis, dessen Hauptpunkt die Eingangsthüre war, durch welche das Wunder unter die Menschheit treten sollte.

Ein lautes „Ah“ erscholl, als Graf Wartenberg, der eigenhändig die Thürflügel öffnete, einen Mann in die Gesellschaft führte, denselben durch eine graciöse Handbewegung vorstellte und dabei mit lauter Stimme rief:

„Den Domenico Cajetano, Conte de Rugiere.“

Das war er also, der Ersehnte. Die Wartenbergs hatten sogleich auf ihn Beschlag gelegt; das konnte etwas auszubeuten geben; wenn er wirklich seine Kunst verstand, so war die Macht vollständig in den Händen der drei Alliirten, und Lord Raby würde ihn nicht zu sich gezogen haben, wenn die Kunst nicht wirklich jede Probe bestehen konnte.

Welches war denn nun aber die Kunst des fremden Mannes? Der Conte de Rugiere verstand ganz einfach — Gold zu machen. Er warf Blei, Eisen oder Kupfer in seine Tiegel und brachte die Massen in Fluß. Nachher zog er Goldklumpen heraus.

Es war eben ein Auswuchs, eine verkörperte Laune, eine Laune der Zeit. Das Goldmacherfieber raste durch die Köpfe der Staatsmänner, Apotheker und Bettler. Die ersteren wollten die gesunkenen Finanzen ihres Landes dadurch auf die Beine bringen, die Apotheker waren bald verrückt oder wollten Reichthümer sammeln, die dritten — machten das beste Geschäft, denn sie wußten, woran sie waren und was sie wagen konnten. Diese Manie ergriff endlich auch die Fürsten.

Fast kein Hof ohne Alchymisten oder Necromanten. Welche Summen gingen darauf für Salben, Kräuter und Wasser aller Art? Wie viele Haufen von Scherben, geplatzten Retorten, gesprengten Oefen und wunderlichen Bruchstücken in tausend Formen und Farben repräsentirten zuletzt die zum Fenster hinausgeworfenen Gelder, wenn der Alchymist sich aus dem Staube gemacht hatte!

Dessenungeachtet ward man nicht klug. Die Stunde, welche den Rechten herbeiführte, mußte schlagen, der Gesuchte endlich erscheinen. — Man lacht über die alte, besangene Zeit. Haben wir in unserm aufgeklärt seinwollenden Jahrhundert nicht ähnliche Dinge erlebt?

Graf Rugiere war endlich der Rechte. Bei ihm war kein Zweifel möglich. Er hatte die glänzendsten Empfehlungen, er trat pomphaft genug auf, fragte nach niemandes Gunst und hatte sich nur schwer dazu verstanden, der Einladung des Lord Raby zu folgen — des Lord Raby, der ihn genau beobachtete, der, ein kalter, nüchterner Sohn Albions, gewiß nicht leicht zu umgarnen war. Glücklicher Wartenberg! der Lord war ja sein Freund und er führte den Schöpser von Millionen dem Minister zu, der für die gelerten Cassen wieder Gold schaffen sollte. Jetzt waren alle Operationen der Goldleute unnütz, der Ackerbau, die Domänen-Verwaltung überflüssig. Ruggieros Tiegel lieferten das Nöthige.

Als der Graf den Angekommenen vorgestellt hatte, verbeugte sich dieser artig aber gemessen und trat dann sogleich auf die Gräfin Wartenberg zu, mit welcher er sich schnell in tiefem Gespräche befand. Nunmehr hatte man Zeit, den „Conte“ zu betrachten. Es war ein Mann von mehr als gewöhnlicher Größe. Seine Manieren waren leicht und gefällig und bewiesen, daß er sich lange in der großen Welt bewegt hatte. Diese Leichtigkeit wurde unterstützt durch das vollkommene Ebenmaß seiner Glieder. Er zeigte einen tadelfreien Wuchs, wunderschöne Hände und Füße. Sein Gesicht konnte nicht für schön gelten, aber es war regelmäßig und verrieth außerordentlich viel Intelligenz, dabei hatte es den feinen, wie Hauch oder Schmelz aufliegenden, braunen Teint, der dem Antlitze ein interessantes Colorit gibt und zugleich die Bestimmung des Alters ungemein erschwert. Seine Stimme war sanft und einschmeichelnd. Die Kleidung des Wundermannes erschien äußerst prächtig und gewählt. Ein feuerfarbener Sammetrock, reich mit Gold gestickt, eben solche Beinkleider, eine Weste aus Drap d'or, mit Steinen besäet, machten die Haupttheile seiner Toilette aus. Hals, Arme und Brust waren mit den kostbarsten Spitzen umgeben oder bedeckt und unge-

heure Diamanten festigten die Achselschleifen, das Halstuch so wie die aus Perlen bestehende Hutagraffe. Ebenselche Steine zierten das Degengefäß und die Schuhschnallen des Abepten.

Diese strahlende Außenseite ward nun aber durch eine ebenso gewandte, als liebenswürdige Unterhaltung gehoben. Ruggiero verstand alles, er war überall heimisch, in allen Sätteln gerecht. Dabei wußte er seine Ansichten und Behauptungen mit solcher Bescheidenheit vorzutragen, daß sein ganzes Wesen höchst vortheilhaft gegen das marktschreierische und prahlerische Verfahren absach, welches nur zu häufig die Männer der geheimen Wissenschaft in unangenehmer Weise kennzeichnete.

Woher er eigentlich kam, wußte niemand zu sagen, indessen verrieth sein Dialect deutlich den Italiener, wie er denn auch selbst vorgab, in Neapel geboren zu sein.

Sobald die Gräfin den Conte verabschiedet hatte, war derselbe Gemeingut der Gesellschaft geworden und verstand es mit großer Geduld, die albernsten oder dreistesten Fragen anzuhören und zu beantworten. Endlich hatte sich der erste Taumel gelegt und einer ruhigeren Betrachtung Platz gemacht. Ruggiero genoß von den herumgereichten Speisen — der Wundermann aß wie ein gewöhnlicher Mensch.

Auf den Gesichtern verschiedener Herren und Damen prägte sich daher der lebhafte Wunsch aus, irgent etwas mäge von Seiten des Abepten geschehen, was ihm den Anstrich des Uebernatürlichen verleihen und die Besucher des Salons recht aus dem Grunde erschüttern könne. Der Kammerjunker von Dohna übernahm es endlich, dem Conte nicht undeutlich zu verstehen zu geben, daß man ein Wunder erwarte. Dies sing er folgendermaßen an: „Sie haben ausgezeichnet schöne Steine, Herr Graf," sagte er zu dem Abepten, „ich muß gestehen, daß ich nie dergleichen gesehen habe." „Diese hier sind ein Erbstück meiner Familie; keinesweges durch mich erworben," sagte bescheiden Ruggiero, „sie stammen aus einer Beute, welche einer meiner Vorfahren in den Kreuzzügen machte. Ursprünglich haben sie wohl Brust und Haupt eines Paschas geziert. Die Fassung ist selbstverständlich neu."

„Prächtig gefaßt," warf der Herr von Besser ein, „diese Emeinten der Steine sind so leicht und geschmackvoll arrangirt, daß man glauben möchte, ein Hauch könne sie trennen."

„Ich bewundre jetzt das Gold mehr als die Steine," meinte Herr von Dohna, „ohne Zweifel ist es — —". „Von mir selbst verfertigt," sagte Ruggiero leichthin, „wenn ich dessen bedarf, so fabricire ich immer ein kleines Quantum." Die Gesellschaft verstummte.

„Es ist doch ein herrliches Ding um diese schöne Kunst," begann Dohna wieder. „Leider gehört mehr denn ein Menschenalter dazu, um sie in der Praxis ausüben zu können."

„Halten Sie mich für Methusalem?" fragte lächelnd der Abept. „Das nicht, aber erstens sind Sie auf jeden Fall, Sie verzeihen, Herr Graf, älter als Sie aussehen, dann auch denke ich mir, Sie haben doch bereits von Ihren Vorfahren gewisse Anleitungen bekommen, denen Sie nachgegangen sind, auf deren Grund und Boden Sie weiter bauten."

„Allerdings habe ich nicht alles aus mir selber. Die Uranfänge der Alchymie sind aus dunkler Vorzeit her nachzuweisen. Allein was früher lange Zeit währte, erreichen wir, namentlich seit Paracelsus, weit schneller und auf einfacherem Wege, als unsre Vorfahren; ja selbst jenes großen Meisters Systeme sind heute schon Gegenstände der Untersuchung. Wir schwören nicht mehr blindlings auf ihn. Ich wenigstens gehe meinen eignen Gang." „Ist dies Verfahren nun sehr umständlich?" „Die Verwandlung selbst? Keineswegs. Ich bewirke die Wandlung der Metalle durch einen Liquor, den ich in die Tiegel gieße. Dieser Liquor selbst ist schwer zu gewinnen. Wer ihn bereiten kann, kann eben Gold machen. Im Augenblick verwandelt sich das Metall durch seine Berührung. Ich trage stets ein Fläschchen davon bei mir."

Der Abept griff unter seine Weste und zog eine an goldener Kette befestigte Kapsel, welche er auf der Brust trug, hervor. Die Kapsel war mit goldnen Fäden netzartig umflicht und enthielt eine farbige Flüssigkeit. Die Gesellschaft erhob sich auf die Fußspitzen, reckte die Hälse, und ein Schweigen der Erwartung lagerte auf ihr. Man hoffte nun die sofortige Umwandlung irgend eines werthlosen Gegenstandes in Gold mit ansehen zu können. Statt dessen erfolgten nur verschiedene, fast wissenschaftliche Mittheilungen über die Natur der Metalle seitens des Conte, und als er seine Rede beendigt hatte, verschwand das geheimnißvolle Fläschchen wieder unter der Weste.

Um den wichtigen Gast eine Zeitlang der allgemeinen Neugierde und Zudringlichkeit entreißen zu können, lud Graf Wartenberg ihn ein, die Bildergallerie des Hotels in Augenschein zu nehmen. Beide Herren betraten den Saal, woselbst der Graf mancherlei werthvolle Gemälde aufgespeichert hatte. Ruggiero verbreitete sich mit großer Sachkenntniß über die verschiedenen Schulen und Meister zur großen Bewunderung des Grafen, der den Gast einige Minuten allein lassen mußte, da ihm der Graf Wittgenstein gemeldet ward.

Ruggiero blieb in der Gallerie zurück. Sobald der Italiener sich ohne Zeugen sah, warf er seine Blicke umher. Nachdem sie die Räumlichkeit durchschweift hatten, blieben sie auf einem zierlichen, im Geschmacke Ludwigs XIII. gefertigten Kästchen haften.

Ruggiero sah sich vorsichtig um — die Gesellschaft war in den von der Gallerie durch einen Corridor getrennten Zimmern, er konnte durch die geöffneten Thüren jede Person und jede Bewegung der Versammelten bemerken. Das Kästchen stand auf einem Trinktische, einer Art von Buffet; dies gehörte zu den nothwendigen Gegenständen einer comfortablen Zimmercinrichtung jener Zeit: solche Tische trugen die Diener am Schlusse jedes Beisammenseins einer großen Gesellschaft in die Mitte des Zimmers. Das Kästchen ward auseinandergeschlagen und zeigte nun seinen Inhalt, der in einer Anzahl schön geformter Glasflaschen, gefüllt mit Liqueuren, süßen Pflanzensäften und anderen Näschereien bestand. Der Wirth oder die Wirthin bredenzte den Gästen einen Abschiedstrunk und versah die Damen mit Süßigkeiten für den Heimweg.

Ruggiero näherte sich dem Tische, dessen Benutzung am heutigen Abende seinem Zweifel unterlag. Die Vorderseite, die Henkel und der Deckel des Flaschenkästchens zeigten sehr schön ciselirte Kupferarbeit. Die rothen Kupferplatten traten in effectvoller Weise gegen die Ebenholzfassung und das Elfenbeinschnitzwerk hervor, welche sie einrahmten.

Der Abept betrachtete noch einmal die entfernte Gesellschaft. Man war in allgemeiner Unterhaltung begriffen. Schnell öffnete er nun seine Weste und zog das Fläschchen hervor, dessen goldnen Verschluß er löste. Nachdem er eine Zeitlang an dem Kasten beschäftigt gewesen, entfernte er sich und trat vor ein Bild, in dessen Betrachtung er ganz versunken schien, als der Minister mit dem Grafen Wittgenstein eintrat, dem er den Conte vorstellte.

Bereits seit einer Stunde hatte Ruggiero schon das Hotel Wartenberg verlassen. Die zurückgebliebene Gesellschaft unterhielt sich lebhaft über den Wundermann, sein ganzes Wesen sprach zu seinen Gunsten, er zeigte nicht die geringste Färbung des Charlatans, sondern glich nur einem Gelehrten im Kleide des Weltmannes. Jeder andre würde die Gesellschaft durch irgend welche marktschreierischen Kunststücke unterhalten haben, er zog es vor, bescheiden den glänzenden Kreis zu verlassen, in welchem er so leicht den Mittelpunkt bilden konnte.

Die Pendulen der Salons schlugen die Mitternachtsstunde.

Die Gräfin gab das Zeichen, den Tisch mit dem Kästchen herbeizubringen, um den Scheidetrunk zu kredenzen. Vier Diener setzten das Möbel in die Mitte des Empfangsaales. Der Haushofmeister trat hinzu, um die Flaschen herauszunehmen, während neben ihm Diener mit schweren silbernen Tabletts, auf welchen Gläser bereit standen, seines Winkes harrten. Zur Verwunderung des Grafen von Wartenberg blieb der alte Diener ganz betroffen vor dem Kästchen stehen, er betrachtete es von allen Seiten, schüttelte sein graues Haupt und wagte kaum den Deckel zu berühren.

„Eh bien, Valentin!" rief der Minister laut in den Saal hinein, „was soll das Zaudern? vite! die Gläser."

„Excellence, ich bin so betroffen gewesen." „Warum?" fragte Wartenberg an den Kredenztisch tretend. „Ich weiß nicht — Excellence haben wohl die Aenderung beliebt. Aber ich habe doch noch vor einer Stunde das Kästchen des honteilles et des carafes in der Hand gehabt, und daher war mir dessen Verwandlung so merkwürdig."

„Welche Verwandlung? Mein alter maître d'hôtel scheint nicht bei sich."

Digitized by Google

„Betrachten doch Excellence unser altes, berühmtes Kästchen; wo ist die Kupferarbeit geblieben, die stets bewundert ward? die Arbeit des Brüsseler Meisters. Es strahlt alles und funkelt wie Gold."

Jetzt erst richtete Wartenberg seine Augen auf das Kästchen. Die Anwesenden waren näher getreten. „Ciel!" rief der Minister. „Wahrlich — ein merkwürdiges Changement! Sehen Sie, meine Verehrten, diese Henkel, diese Platten, diese Knäufe waren Kupfer. Sie sind Gold. Ha, jetzt fällt es mir ein, dort im Saale ließ ich Ruggiero allein; er hat uns eine Probe seiner Kunst gegeben. Mon dieu, welch ein Mann! er hat keine zehn Minuten zu der Verwandlung gebraucht."

Das Staunen der Herren und Damen machte einem förmlichen Beifallsjauchzen Luft. Man hatte eine Probe der Zauberkunst vor sich — und der bescheidene Künstler war dem Beifalle der Menge ausgewichen.

In der That blitzten die ehemaligen Kupferbeläge im schönsten Goldscheine. Das Kerzenlicht erhöhte den Glanz. Die herrliche Arbeit: ein Raub Ganymeds, eine Dianenjagd, an den Henkeln gestülpte Schlangen, der Deckel in Form zierlich geippter Muscheln, die Knäufe kleine Meerjungfrauenhäupter, — trat durch die so eben erhaltene Vergoldung aus ihrer Umrahmung und jetzt erst sah man die Schönheit der Formen an den Figuren der Bildwerke. Es war freilich nur eine Vergoldung — aber es genügte, um die Goldmacherkunst Ruggieros außer allen Zweifel zu stellen. Wer so schnell die Wandlung bewerkstelligen konnte, über welche Mittel mußte der gebieten?

Spät erst trennte man sich, und zwar mit größter Befriedigung über den ebenso seltenen als genußreichen Abend. Fast bei allen Mitgliedern der Gesellschaft war Ruggieros Ruf begründet.

Zwei Gäste gingen, gegen die Herbstluft in ihre Mäntel gehüllt, schweigend die Königsstraße entlang. Nach einigen Dutzend Schritten blieben sie stehen und faßten einander an. „Was ist Ihre Meinung über die heute erlebte Gemütsie?" fragte der Jüngere den Aelteren. „Nund heraus gesagt? ei nun, daß wir einen Betrüger mehr in Berlin haben," antwortete der Gefragte. „Das ist meine Meinung. Geben Sie Acht, dieser Graf oder Marquis ist ein neues Werkzeug in den Händen der Wartenbergs. Wir werden bald mehr hören."

„Was ist zu thun? Der Minister hat das Ohr des Königs." „Wollen Sie mir folgen?" „Gewiß."

„Sprechen wir morgen sogleich mit dem Kronprinzen. Er wird dem Goldmacher auf die Finger sehen; er läßt sich nicht kupieren."

„Wenn Ruggiero aber wirklich Gold zu machen verstünde?" „Possen! Sie wissen so gut als ich, daß es Betrügerei ist. Aber dieser Betrüger ist gefährlicher als die andern."

„Sie haben Recht, wir müssen eilen. Ruggieros Entlarvung ist ein Mittel mehr zum Sturze des Grafen und seiner Clique."

„Auf Morgen denn beim Kronprinzen."

„Beim Kronprinzen! Gute Nacht, Herr von Kamcke." „Gute Nacht, lieber Ingen."

Die Männer trennten sich an der Ecke der heiligen Geiststraße.

Mißmuthig schritt König Friedrich I. von Preußen in seinem Kabinete auf und nieder. Schweigend, die zahlreichen Papiere durchsehend, standen in einiger Entfernung hinter dem Arbeitstische die drei Minister von Wartenberg, von Wittgenstein und von Wartensleben. Der Volkswitz hatte sie „das dreifache W" getauft.

Die Audienz schien unangenehme Erörterungen herbeigeführt zu haben, denn der Monarch sprach in heftigem Tone. Das war auch ganz natürlich.

Die neugeschaffene Königskrone sollte — mußte Glanz verbreiten. Woher die Mittel nehmen? Kopfsteuer, Besteuerung von Perrücken, Wagen u. s. w. Alles war versucht, aber der König nicht allein, auch die Räthe, die drei Grafen beraubten ja gewaltiger Ausgaben; für das kleine Reich Preußen wollte die große Pracht seiner Verwalter andere Hilfsquellen haben.

„Nun sehen Sie, meine Herren," rief Friedrich, „da halten Sie die Beweise in Händen. Heute noch Liquidierungen von der Hochzeit des Kronprinzen her. C'est un scandale. In welchen Händen bin ich? Ich muß Sie anhalten, das alles abzumachen. Es soll keiner meiner Unterthanen mit gerechten Ansprüchen auf Befriedigung warten. Suum cuique! Sie wissen, was das sagen will."

„Majestät," nahm Wartenberg das Wort, „wir fühlen mit Hochemselben, aber es ist thatsächlich eine böse Zeit. Wie soll es bewerkstelligt werden? Die Erhöhung der Kopfsteuer hat im vergangenen Jahre stattgefunden, kann man es wagen, einen neuen Aufschlag zu decretieren?"

„Die Domainen sollten besser verwaltet sein — besser sage ich. Ich will niemanden beschuldigen, aber es scheint mir, daß da allerlei vorgeht. Wenn nicht so viel Geld über den Raut flösse, so würde für Uns schon noch einiges bleiben."

„Der Kronprinz," flüsterte leise der Graf Wittgenstein dem Grafen Wartenberg ins Ohr. „Es kommt vom Kronprinzen." „Majestät thun wider Ihren Willen den treuen Dienern Unrecht," sagte Wartensleben. „Es wird alles geschehen, um die Wünsche unsres königlichen Herrn zu befriedigen, die Ausgaben für den Staat sind auch stets zu decken. Anders verhält es sich mit Ew. Majestät Hausstaat. Zu diesem ohne Zweifel nothwendigen Aufwande und der Entfaltung königlicher Pracht bedarf es größerer Mittel oder man muß in Unterthänigkeit beantragen, daß — —" „Nun?" rief der König, „daß was? weshalb zaudern Sie?" „Daß Einschränkungen stattfinden."

Der Minister hatte den wunden Fleck getroffen. Der König, voll Eifer, seiner jungen Krone nichts zu vergeben, hatte das Wort „Einschränkung". „Ha," rief er, „Sie sind dreist, Wartensleben. Sie kennen auch meine Antipathie gegen Kniefereі. Nicht wahr? damit sich meine Gegner über das papierne Diadem sein lustig machen können? Königskronen ohne Diamanten, Hermeline ohne Schleppen? Nichts da; — Es soll mir ein neuer Entwurf vorgelegt werden. Ausarbeiten, Wittgenstein! ausarbeiten."

Die Drei verneigten sich stumm. Sie hatten ihren Zweck erreicht, wieder ein Mal war der Geldsturm vorüber. Nach kurzer Pause winkte Wartensleben dem Grafen Wittgenstein mit den Augen; dieser sah Wartenberg fragend an und der Graf gab ein zustimmendes Zeichen.

„Majestät," begann der Minister, „inmitten der Geschäftssorgen taucht eine Hilfe aus dem Boden, so zu sagen, herauf. Wir glauben mit gutem Gewissen dieselbe empfehlen zu können." „Welche ist es?" fragte erstaunt der Monarch. „Ein Mann, der die Kunst des Goldmachens versteht und bereits Proben abgelegt hat." „Das wäre? wo weilt er? kann man ihn sehen?" „Er ist seit vorgestern in Berlin."

„Und nennt sich?" „Leute de Ruggiero." „Ich habe nur eine gewisse Scheu vor solchen Leuten," sagte der König mißtrauisch, „wie oft wurde man schon hintergangen! Kennen Sie den Mann, Wartenberg?" „Er hat meinen Cercle beehrt, Majestät, und eine staunenswerthe Probe seiner Kunst abgelegt." „Hm, hm," murmelte der König. „Würde er sich zu einer Probe vor mir verstehen?" „Ew. Majestät haben zu befehlen." „Es sei. Wenn er besteht, so wäre das freilich ein Geschenk des Himmels." „Es ist selbstverständlich, daß ohne Proben, die keinen Zweifel gegen den Mannes Geschick aufkommen lassen, wir Ew. Majestät nie zur Anstellung des Arcpten rathen würden," sagte Wartenberg. „Berufen Sie den Mann auf das Schloß," befahl der König. „Ich will ihn vorher sprechen." „Er wird pünktlich erscheinen." — Am Nachmittage desselben Tages hatte Ruggiero, eingeführt durch den Minister, eine geheime Unterredung mit dem Könige. Als er aus dem Cabinet des Monarchen trat, sagte er zu dem harrenden Grafen: „Alles in Ordnung! meine Sachen — Ihre Sachen stehen gut, der König hat morgen Nacht ausersehen, um einer Probe meiner Kunst in Person beizuwohnen. Lassen Sie alles herrichten, Graf, wir werden triumphiren."

Die Zimmer des königlichen Schlosses zu Berlin, welche nach der Burgstraße hinausgehen, waren fest geschlossen und dicht verhängt. Ein matter Lichtschein verrieth indessen, daß hinter den herabgelassenen Gardinen irgend etwas vorgehe, denn zuweilen huschten Schatten vorüber und bald ward der Lichtschein stärker, dann wieder schwächer.

In einem der gewölbten Gemächer, dessen Hinterwand ein mächtiger Kamin, mit kolossalem Rauchfange versehen, fast ganz be-

deckte, hatte sich eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft zusammengefunden. Verschiedene Herren vom Hofe, die Minister Wartenberg, Wittgenstein und Wartensleben, Herr von Besser, der Hofpoet und der Cabinets-Secretär Ilgen bildeten Gruppen, die sich über das zu erwartende Wunder lebhaft unterhielten. In der Nähe des Kamins, der bereits mit Feuerung versehen war, gleichgültig für alles, stand Graf Raggiero. Er war in schwarzen Sammet gekleidet, die Handmanschetten hatte er ein wenig zurückgeschlagen, ein lederner Schurz bedeckte seinen Leib. In einiger Entfernung von den Genannten, nicht weit von der Eingangsthür, gewahrte man noch mehrere Männer, die sich halblaut besprachen. Es waren zwei Warteine der königlichen Münze, zwei Goldschmiede und der berühmte Medailleur Falz. Die Uhren der Kirchen von St. Marien, St. Nicolai und des Domes brummten die zehnte Stunde. „Mich wundert," sagte Herr von Besser zu dem Arepten, „daß Sie, mein Herr Graf, noch keine Vorbereitungen zu dem Experiment getroffen haben. Ich kann mir doch unmöglich denken, daß ohne alle Apparate ein Resultat zu erzielen sei."

„Sämmtliche Geräthschaften werden durch Se. Majestät höchsteigenhändig controlirt und mir geliefert, damit jeder Anschein von Täuschung verschwinde," sagte Raggiero. „Ich habe ferner selbst um Anwesenheit Sachverständiger ersucht. Die Herren sind bereits zugegen."

Der Herr von Kamcke trat ein. „Nun, Herr Maître de la Garderobe," sagte Wartenberg, „kommen Seine Majestät?" „Der König wird sogleich hier sein," entgegnete Kamcke, „er bringt die Geräthe und Gesellschaft mit." „Gesellschaft?" „Ja. Es wird den Herrschaften nicht uninteressant sein zu erfahren, daß Se. königliche Hoheit der Herr Kronprinz den Wunsch geäußert haben, dem Experimente beizuwohnen." Die drei Grafen fuhren zusammen. Der Kronprinz war ihr Tämon. Sie fürchteten ihn. Weshalb wollte er kommen? es war kein Interesse für die Sache, es war Mißtrauen.

Fast unmittelbar nach Kamcke erschienen zwei Lakaien, welche einen Tragekorb herbeischleppten. In demselben befanden sich alle zu chemischen Arbeiten nothwendige Requisiten. Einige Retorten, Schmelztiegel, Helme und Recipienten, ein kleiner Blasebalg sowie verschiedene Formen. Hinter ihnen kam der König in Begleitung eines jungen, militärisch gekleideten Mannes. Dieser junge Mann zeigte ein schön geformtes Gesicht. Er hatte prachtvolle, große blaue Augen, die aber nicht weibisch blickten, sondern trotzig jeden anschauten. Hände, Füße und Beine zeigten äußerst elegante und doch kräftige Formen. Sein Haupt bedeckte eine Allonge-Perrücke, jene Tracht, die er später vollständig verwarf. Dieser Mann war der Kronprinz, nachmaliger König Friedrich Wilhelm I., der Vater Friedrichs des Großen.

Die Gedanken der Grafen Wartenberg und seiner Genossen waren vollkommen richtig. Aufmerksam gemacht durch seine Umgebung, kam Friedrich Wilhelm aus Mißtrauen gegen den Arepten, mehr noch aber, weil er eine jene Gelüstintrigue der Wartenbergs vermuthete, jener Leute, die er haßte und deren Treiben, wie er richtig schloß, den Untergang des Vaterlandes herbeiführen mußte. Friedrich Wilhelm rettete factisch das preußische Vaterland durch seine eiserne Strenge, seine Sparsamkeit und weise Voraussicht. Leider ist, wie so vieles Große und Gute, dieser bedeutende Mann bis heute noch nicht genügend anerkannt. Während alle Preußen dankbar seiner gedenken sollten, finden sich immer noch genug, die nur die Schwächen des Menschen in den Vordergrund schieben, um effectvoll sein sollende Bilder zu liefern, welche oft leichtfertiger Weise hysterische genannt werden.

Der Kronprinz blieb in der Nähe der Geräthschaften; unterdessen hatte der König sich dem Grafen Wartenberg genähert. Die Uebrigen standen, den Rücken gegen die Wand gekehrt, im Kreise umher. „Graf," sagte leise der Monarch, „sind Sie Ihrer Sache gewiß?" „Ich glaube es sein zu können, Majestät. Freilich — ich bin ein Mensch und kann der Täuschung unterliegen. Betrachten aber Majestät doch nur den Grafen Raggiere, wie unbefangen er sich zeigt. Ist das wohl die Haltung eines Betrügers?" „Sie haben Recht," sagte der König. „Sein Wesen ist frei von jeder Aengstlichkeit. Außerdem wollen wir haarscharf untersuchen. Indessen will ich Ihnen nicht verschweigen, daß wir Warnungen zugegangen sind." „Sire! wäre es möglich?" „Ja, heute. Also fast unmittelbar nach Ankunft Ihres Grafen Raggiere." „Wer ist der Verläumder?" „Vorsichtig. Es ist der Kurfürst von Baiern." Wartenberg verstummte. „Der Kurfürst hält Raggiere für einen Betrüger," fuhr der König fort, „er bittet mich, auf der Hut zu sein." „Lassen Majestät es auf die Probe ankommen." „Es sei." Während dieser Unterredung hatten die Zuschauer sehen können, wie der Arept seine Vorbereitungen traf, aber auch, wie jedes Stück erst durch die Hände des Kronprinzen ging. Er nahm eigenhändig Tiegel, Retorten 2c. aus dem Korbe, klopfte, schüttelte und wendete beschtigend alles hin und her. Erst wenn er sich von der Unverdächtigkeit überzeugt zu haben glaubte, reichte er es an Raggiere.

Dieser stellte ein Kohlenbecken über die Feuerung des Kamins, auf dasselbe einen Tiegel, den er mit einer kleinen Lehmkruste umgab. Ein zweiter Apparat bestand in einer auf einem niederen Ofen liegenden Retorte. „Beliebt es Ew. Majestät, so können wir beginnen, die Vorbereitungen sind beendet," sagte Raggiere. Der König winkte bejahend.

Raggiere näherte sich dem Monarchen. „Welche Substanz befehlen Majestät in Gold verwandelt zu sehen?" fragte der Arept. „Diese hier," fiel schnell der Kronprinz ein, aus seiner Rocktasche eine große Düte hervorziehend. Sie enthielt Bleischnitzel, Stückchen alten Kupfers, einige Glasscherben und Feilspäne. „Verwandeln Sie diesen Schmutz in Gold," sagte der Kronprinz mit sarkastischem Lächeln. „Ich bin bereit," antwortete Raggiere kaltblütig. „Wollen Königliche Hoheit zu Ihrer eigenen Beruhigung selbst die Stoffe in den Tiegel werfen?" Der Prinz näherte sich schnell dem Kamine und schüttete den Inhalt der Düte in den Tiegel. Raggiere zeigte nun sein Fläschchen. „Hierin ist das Geheimniß," sagte er; „ich bitte Ew. Majestät, es zu prüfen. Einige Tropfen von dieser Flüssigkeit gieße ich in die Retorte, lasse sie destilliren und vereinige sie dann mit dem Inhalte des Tiegels. Diese Verbindung gibt Gold." Er reichte dem Könige mit einer Verbeugung das Fläcon, der es dem Kronprinzen gab. Dieser hielt es gegen das Licht; die Flüssigkeit glich durch Blut gefärbtem Wasser. „Erlauben Sie gnädigst," bat Raggiere die Flasche zurückzunehmen und sie öffnend. Er setzte sie an den Mund und trank einen Schluck. „Ich will nur dadurch beweisen, wie schuldlos mein Elixir ist. Nun zur Sache."

Der Arept goß einen Theil seines Geheimmittels in die Retorte, machte ein gelindes Feuer darunter und trat zurück.

Lautlose Stille herrschte in dem Gemache. Man hörte die Athemzüge der Anwesenden. Draußen pfiff und heulte der Wind um die Giebel und Thürme des Schlosses, fuhr auf und nieder in dem großen Rauchfange und bewegte die Klappen des Kamins, daß sie unheimlich kreischten. Aller Augen bohrten sich an dem Tiegel fest. Der König und der Kronprinz hatten die Arme über die Brust gekreuzt. Lauernd blinzelte Friedrich Wilhelm zu Raggiere hinüber, der Arept stand unbeweglich. Wartenberg verrieth ebenfalls keine Unruhe, obwohl es in seinem Innern gar stürmisch aussah. Wenn der Arept mit seiner Probe verunglückte, so war es minutenlang eine ungeheure Blamage für den Grafen, ein Schritt näher zum Sturze, den der Kronprinz ihm vorbereitete. Der erste Minister, der seinem Könige einen Betrüger empfahl — das wäre ein Stoß, der den Grafen in den Sand strecken mußte.

Da zischte es laut auf! Die Massen im Tiegel wallten, eine Bewegung in der Retorte ward sichtbar: die geheimnißvolle Flüssigkeit hatte sich mit den gemeinen Stoffen des Tiegels verbunden. Eine feine, weiße, wohlriechende Dampfwolke stieg auf und kräuselte sich bis zur Decke empor. „Es ist geschehen," sagte Raggiere. „Wollen Majestät und königliche Hoheit die Gnade haben, näher zu treten?" Die hohen Herren schritten zum Ofen.

„Noch fließt die Materie," belehrte Raggiere; „aber schon steckt der Fluß. Ich muß ihn wieder in Gang bringen." Er nahm ein kupfernes Stäbchen und rührte in der Masse.

Sie quoll in Blasen bis zum Rande des Tiegels, eine Dunstschicht lagerte auf ihr und hin und wieder zuckten kleine Blitze gleich feurigen Schlangeln darin; dann senkte sie sich bis auf den Boden des Schmelzgefäßes. „Noch zehn Minuten und wir können das edle Metall haben," sagte der Arept. Als man einige Zeit gewartet hatte, befahlte er den Tiegel. „Nehmen Sie es heraus," sagte er dann. Nun traten Falz, die Münzwardeine und die Goldschmiede herzu. Die Aschenlage, welche man zuerst gewahrte, wurde vorsich-

Digitized by Google

tig abgeschüttet. Es zeigte sich unter derselben ein mattglänzender Klumpen, den die vom Kronprinzen in den Tiegel geworfenen Stoffe als Schlacken umgaben.

Falz hob die Masse heraus. Die Goldschmiede hatten ihre Probirsteine, Waagen und ähnliche zur Prüfung nöthige Werkzeuge auf einem Marmortische ausgebreitet. Man entfernte die Schlacken und untersuchte den Klumpen. Während dieser Zeit beobachtete Ruggiere eine vollständige Gleichgültigkeit. Er spielte mit der Asche des Kaminfeuers und klapperte mit den Zangen.

Die Sachverständigen kehrten von ihrer Prüfung zurück. „Nun?“ fragte gespannt der König. „Allerdings,“ sagte Falz, „ist dieser chemische Prozeß einer der merkwürdigsten, die mir und den Herren hier vorgekommen sind. Zwei Pfund Feilspäne, Glas, Bleischmiegel und Kupferstückchen haben in Folge der Verarbeitung ein Pfund reinsten, feinsten Dukatengoldes geliefert. Hier ist das Metall, Majestät.“ Der König weg das Stück in seiner Hand und schaute den Kronprinzen fragend an. „Ich danke für die Probe, Herr Graf,“ sagte der Monarch. „Sie haben Ihr Wort gelöst. Morgen sollen Sie weiter von mir hören.“ „Ich bin beglückt, aus Ew. Majestät Munde das hören zu können,“ sagte Ruggiere, „für Ew. Majestät Ruhm, für Wachsthum und Gedeihen der Krone werde ich fortan die Metalle wandeln.“

Der König grüßte nur verließ mit dem Kronprinzen das Gemach. Ruggiere und die übrigen Herren folgten. Graf Wartenberg strahlte; er vermochte seinen Triumph nicht zu verbergen. Am Fuße der Treppe angelangt, trat der Kronprinz zu Falz. „Und Ihr habt Euch wirklich überzeugt, daß es echtes Gold ist?“ fragte er. „Hoheit können mein Wort zum Pfande nehmen. Was wir geprüft haben, ist ungefälschtes Gold,“ sagte Falz. „Nun, Kamde,“ sagte der Kronprinz, „wir haben ein Gesicht verloren.“ „Wenn es wahr ist, Hoheit, daß der Italiener Gold machen kann, so müssen wir alle im Interesse des Vaterlandes uns freuen.“ „Wenn es wäre — ja. Aber ich glaube es nicht. Mag das Klümpchen Gold echt sein — wie's zuging weiß ich nicht. Aber der Kerl ist doch ein Betrüger,“ entgegnete der Kronprinz die Treppe hinabsteigend.

Der Graf Ruggiero war der Mann des Tages geworden. In dem Hintergebäude des sogenannten Fürstenhauses, dem Palaste des gestürzten Tankelmanns, rauchten die Essen, die Fenster erglänzten vom dunkelrothen Feuerscheine — der Goldmacher hatte hier sein Laboratorium. Königlicher Befehl überwies ihm das Haus zur Anstellung seiner Arbeiten. Zwei Wochen später erhielt er das Patent eines Majors der Artillerie und das Bildniß des Königs mit Brillanten eingefaßt, als Zeichen der Anerkennung.

Ungeduldig erwartete man die Goldbarren aus der Küche des Arcypten. Sie blieben aus. Statt dessen erschien eines Tages Ruggiero als Bittender bei Friedrich I.

Was verlangte der Goldmacher? eine Summe von 50,000 Thalern zur Herstellung des golderzeugenden Elixirs. Ein Goldmacher verlangt Geld? Die Forderung erregte Aufsehen — Argwohn. Der Kronprinz ließ Wächter bestellen. Wartenberg suchte seinen Einfluß geltend zu machen; der Kronprinz bewies dem Vater das Unsinnige der Forderung — der König schlug dem Arcypten die Zahlung der Summe ab.

Zum Erstaunen der Neugierigen und Geheimnißkrämer rauchten eines Tages die Essen des Fürstenhauses nicht mehr. Der Feuerschein färbte die Fenster nicht mehr roth.

Der Arcypt war entflohen, ungeheure Betrügereien waren enthüllt; kaiserliche Briefe an den König, Beschwerden aus München, der Pfalz und vom Düsseldorfer Hofe desturnten den Monarchen, auf den Betrüger zu fahnden. Seinem sichern Verderben entzog er sich durch die Flucht. Der Kronprinz begrüßte den Grafen Wartenberg mit erkünstigte sich nach den Fortschritten der edlen Goldmacherkunst. „Ruggiere wird zurückkehren, Hoheit,“ entgegnete der Graf in trotzigem Tone. „Seine Wirksacher wird er zu Schanden machen.“ „Ja, ja,“ lachte Friedrich Wilhelm, „er wird zurückkehren, Herr Graf. Morgen schon. Nur nicht nach Berlin. Seine Wohnung schlägt er in der Citadelle von Küstrin auf, wohin ihn der Oberste von Tettau abliefert.“ „Königliche Hoheit sprechen in Räthseln.“ „Ich will sie Ihnen lösen, Herr Graf. Ihr Goldmacher ist in Frankfurt am Main auf preußische Requisition arretirt worden. Er kann da weiter laboriren, wenn er Lust hat. Ich habe Recht behalten, Herr Graf, er war ein Betrüger, — und die hasse ich — mehr noch als die Mörder. Merken Sie sich das! Ich verstehe nichts von estimablen Kunststücken von der Tinctura des Paracelsus. Daß das Geld im Laude bleibt, das ist mein lapis philosophorum.“

Am 23. August 1709 herrschte große Bewegung in der Stadt Küstrin. Eine Abtheilung königlich preußischen Militärs rückte aus, um die Glacis der Citadelle zu besetzen. Die Sonne ging blutrothe auf und warf ihre Strahlen über die Gegend, welche noch hie und da in Nebel gehüllt lag, der sich gleich langen, beweglichen Schleiern an den Mauern und Wachthürmchen der Festung hinzog. Als die feuchte Hülle riß, gewahrte man auf dem Bastion, das nach der Neu-Märkischen Seite gelegen, eine Masse blitzender Punkte, die man bei genauer Besichtigung für Spieße, Hakenkrapn und Säbelklingen eines ziemlich starken Soldatentruppe erkannte. Dazwischen bewegten sich schwarzgekleidete Gestalten auf und nieder und hoch über die Menge hinaus ragte ein Zimmerwerk, dessen Bekleidung jedoch in dieser Art wohl selten oder nie dagewesen sein mochte. Das Zimmerwerk war nämlich ganz einfach ein sogenannter Schnappgalgen. Eine Todesmaschine, die eigens zu dem grausigen Zwecke erbaut worden war. Die Beleuchtung funkelte in dem Glanze der Morgensonne, denn sie bestand aus Goldpapier, mit welchem die Balken und Verbindungsstücke vollständig überklebt waren.

Um 6 Uhr beginnt in der Stadt eine Glocke zu läuten. Ihr Ton ist gellend und die Schwingungen folgen schnell auf einander. Es ist das arme Sünder-Glöckchen; sobald die ersten Klänge erschollen sind, stellen sich die Soldaten auf der Höhe des Bastions in Reih und Glied. Ein Mann in Hemdärmeln, eine Lederkappe auf dem Kopfe, klimmt die Galgenleiter hinan, er bleibt auf der verletzten Sprosse stehen und zieht einen Strick durch den Haken.

Von dem Gefängniß über dem Thore herkommend, dessen Pforten sich auf die Wälle hinaus öffnen, naht der düstre Zug. Zwei Gefängnißwärter voran, dann hinter ihnen zwei Geistliche in Amtstracht, zwischen beiden — widerlicher Anblick, grausamer Hohn der ernsten, schrecklichen Stunde hinzugefügt, ein hochgewachsener Mann, einherschreitend in dem Costüme eines römischen Kriegers. Die Kleider sind wie die eines Fastnachtsscomödianten aus Goldpapier gefertigt. Ein Helm, mit Hahnenfedern geziert, bedeckt das Haupt, ein hölzernes Schwert in einer Scheide aus Goldpapier hängt an der Seite des Verurtheilten. Die Büttel und Gerichtsdiener, geführt von dem Amtmanne, schließen den Zug. Am Fuße der Galgenleiter angelangt, wird das Urtheil verlesen; „habt Ihr nichts darauf zu erwidern?“ fragt der Amtmann den Todescandidaten. „Nur, daß ich unschuldig sterbe,“ antwortet dieser, „ich hätte Gold gemacht, wenn mir der König Zeit gelassen und die Mittel bewilligt hätte. Ich bin kein Betrüger.“

„Im Namen Sr. Majestät,“ ruft der Amtmann, „thut Eure Schuldigkeit, Ihr Herren des Gerichts.“ Der Goldbetreffte steigt auf die Todesleiter — er scheint zu beten — eine Umarmung des Henkers, ein kurzer, heiserer Schrei — hinaus in die Luft gestoßen, baumelnd, hoch über dem Walle schwebt der blitzende Körper — noch ein Zucken und der Gerichtete hat geendet.

Das Bastion ist verödet. Nur zwei Schildwachen schreiten gemessen drodau auf und nieder. Am Winde schaukelt die Leiche des Gehenkten. Unten am Schaukpfahle haben sie eine Tafel angebracht, auf welcher einige Neugierige, die sich den Wall hinaufschleichen, die Worte erblicken:

„Allhier hänget Jedermann zu grünlichem Exempel, nach rechtlichem Urtheile zum Stricke verdammt, ein Erzbösewicht und Betrüger, der es versuchet, Se. Majestät Friedrich I. auf fräsliche und schändliche Weise zu hintergehen, dieweilen er betrüglicher Weise vorgegeben Gold machen zu können, alse hat man ihn in goldenen Kleidern gehängt und ist sein Name Dominicus Cajetane, der sich einen Grafen Ruggiere genennet.“

Ein Blatt aus Ludwig Richters neuem Strauß.

Vor zehn Jahren hat ein deutſcher Dichter, Auguſt Becker, in halb epiſchem, halb lyriſchem Tone und in mannigfach wechſelnden Verſen uns ein friſches, reiches Bild aus dem Volksleben des ſechszehnten Jahrhunderts entworfen. Sein Gegenſtand und ſein Held war: Jung Friedel, der Spielmann. Friedels Jugendleben und Wanderzeit, ſeine Liebesluſt und ſein Liebesleid, ſeine Kriegesabenteuer und ſeine Heimkehr bis zu ſeiner letzten Heimfahrt, alles durchtönt von Liedern und Fiedelklang, ſehen wir entſtehen und vergehen in dieſem anmuthigen Gedichte. Jung Friedel iſt ein Grafenſohn, aber ſeine Mutter entſtammt den niedern Schichten des Volkes, drum als der Vater ſtirbt, werden Mutter und Kind hinausgeſtoßen in die Fremde. Vor Gram und Kummer ſiecht das arme Weib einem frühen Ende entgegen, ihr Herz bricht ob dem Leide, das ihr junges Leben ergriffen. Mit ſüßen Weiſen hat ſie ihr Kindlein in Schlummer geſungen, da naht ihr der Tod.

„Mein Kind, wer wird wohl Deine Mutter ſein?“
Da glänzt ihr Lächeln wie der Sonne Schein,
Als ſie in ihre Arme nahm den Kleinen,
Der ſchlafend noch der Todten Leib umfangen
Und an ihr kaltes Haupt drückt ſeine Wangen,
Daß ſie wie Roſen bei den Lilien blühn.
„Die Mutterliebe ſollſt Du nie beweinen,
Als Waiſe nie Dein Auge thränend glühn!
Ich will Dir Mutter ſein! An meiner Bruſt
Magſt Du Dir trinken lichte Lebensflamme,
Die ewig Dir Dein Herz nicht läßt erkalten.
Ich will Dir Mutter ſein und treue Amme
Und liebend Dich in meinen Armen halten.
Zu Dir, mein Kind, will ich mich offenbaren,
Zu meinem Prieſter will ich einſt Dich weihen,

Der Knabe ſchläft in ſüßer Ruh
Sich ſchmiegend an ihr brechend Herz,
Und noch ein Blick voll Mutterſchmerz,
Dann fällt ihr ſelbſt das Auge zu.

Und draußen bebt und ſchwirrt es durch die Linde
Und flüſtert heimlich durch die ſchwanken Reben,
Und hörbar lauter ſpricht das Laub im Winde:
Man ſtirbt hier zeitlich, ewig dort zu leben!

Das ſüß ſchlummernde Knäblein iſt eine Waiſe, aber es ſoll eine andere Mutter haben — die Tonkunſt ſoll ſeine Mutter werden, zum Spielmann wird er in der Wiege geweiht.

Da ſteht urplötzlich dort ein Frauenbild
In ſtiller Kammer, hehr, von Licht umfloſſen,
Das aus des Himmels blauendem Gefild
Nachwandler Mond zur Erde hat gegoſſen.
Und zärtlich beugt das fremde, hohe Weib
Aufs Lager hin den holden Götterleib,
Wo Kind und Mutter ruhen, ſtill vereint.
Ob auch der Mutter Auge nicht mehr weint,
Mag ſie die Frage doch im Antlitz leſen,
Die Frage, die ihr letztes Wort geweſen:

Die heilige Kraft des Liedes Dir verleihen,
Die noch allein der Welt kann Kunde geben
Von einem ſchönen reichen Geiſterleben. —
Drum magſt Du ruhig ſchlafen, Stille, Bleiche!
Du biſt erwartet längſt im Geiſterreiche!
Von Deines Gleichen hab' ich ſchon ein Weſen
Zur Pflegerin des Kindes mir erleſen!“

Und wieder legt das Kind ſie in die Wiege,
Daß es zur kalten Mutterbruſt ſich ſchmiege;
Und wiederum beugt ſie ſich küſſend nieder,
Da ſchweben ringsum leiſe Weihelieder,
Daß gleichſam jetzt der Todten Antlitz lächelt,
Noch einmal ſelig, leiſe angefächelt
Vom Hauch der Liebe, der durchs Zimmer weht,
So lang die holde Göttin drinnen ſteht.

Der Knabe ſelber lacht im Traum
Und iſt alsbald vom Schlaf erwacht,
Er ſchaut umher, er faßt es kaum,
Es iſt auf einmal ſtille Nacht.
Die Göttin weilt nicht mehr im Zimmer,
Das noch erhellt des Mondes Schimmer.

Digitized by Google

Er sieht im sanften, mildren Licht
In Ruh und Frieden still verblichen,
Der Mutter trautes Angesicht,
Von dem jetzt Gram und Schmerz gewichen.
Da will er seine Händlein recken
Die todte Mutter aufzuwecken;
Doch, ob er kindlich trant ihr schmeichelt
Und sanft die bleiche Wange streichelt,
Auf ihr schon fällt des Morgens Licht —
Die todte Mutter weckt er nicht.

Diese tief ergreifende Scene hat Ludwig Richter's Meisterhand in dem Bilde, das wir heute unsern Lesern darbieten, unvergleichlich schön dargestellt. Der Künstler hat dem Dichter anfmerksam gelauscht und aus seiner Seele herausgezeichnet. Es gehörte freilich eines solchen Mannes Stift dazu; niemand hat ja, wie er, alle Phasen des häuslichen Lebens, insbesondere den engen, trauten Verkehr zwischen Mutter und Kind, so verständnißinnig und tief erfaßt und so warm und anmuthig sie wiedergegeben. Darum haben wir auch dies Bild gerade für unser „Daheim" ausgewählt; es erschien uns als die schönste und eigenthümlichste Blüthe in dem „neuen Strauß fürs Haus" *), der tiefes Jahr auf den Weihnachtstisch kommt. Außer ihm enthält derselbe noch vierzehn andere Blätter, alle voll Kindesinn und schlichter Frömmigkeit, voll schalkhaften Humors und herzerwärmenden Frohsinns. Wie jauchzen und springen die Kinder so munter umher beim „Johanniosen", daß den Alten, die zuschauen, ganz warm ums Herz wird und sie schmunzelnd sich mitfreuen. Auf einem anderen Bilde stiebt die Schuljugend auseinander, so laut nur so ungestüm, man glaubt sie schreien zu hören. Wie prachtvoll ist die Scene aus Göthes Geschwistern, wo die alte Käsefrau, mit der Brille auf der Nase, den Käse bedächtig abwiegt und die Kinder so ernst und weise zuschauen! Welch unvergleichlicher Humor waltet in dem Ustanschen Recensenten, der im lachenden Frühling und im hellen Sonnenschein spazieren geht:

„Nicht verschmäh' ich auszugehen
Kleinens Frühling in der Tasche" u. s. w.

Auf dem letzten Bilde glauben wir den Künstler selbst verjüngt zu sehen, wie er, mit entblößtem Haupte, den droben ertönenden Engelchören lauscht und an den Kinderjubel zu seinen Füßen sich erquickt. Die Worte, die er drunter geschrieben:

Gott laß Dein Heil uns schauen,
Auf nichts Vergängliches trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun.
Laß uns einfältig werden
Und vor Dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein!

sind tief bezeichnend für sein Streben und seine Leistungen, aus denen durchweg und ein echtes Kindesgemüth wohlthuend entgegentritt.

Ludwig Richters Augen haben, durch sein langes, rastloses Schaffen, schon seit einiger Zeit sehr gelitten, nur fast fürchteten wir, daß die Titelzeichnung zum Daheim des Altmeisters letzte Arbeit für den Holzschnitt sein möchte. Um so mehr hat uns seine neueste Gabe erfreut und erquickt; ein Strauß, so frisch, so voll, so ganz geeignet, Lenzesduft und Lenzesglanz unter dem Weihnachtsbaume zu verbreiten. Wir haben keinen zweiten Künstler in Deutschland, dessen Zeichnungen in solchem Maße Alt und Jung, Arm und Reich, Vornehme und Geringe, gleichmäßig anziehen, als die Ludwig Richters. Er ist ein echter Volksdichter mit seinem Stifte; wie das Volkslied nur mit dem Volke, welches es singt, untergeht, werden auch seine Bilder leben, so lange es ein deutsches Volk gibt. Wir wollen sehen von Herzen, daß sein Auge noch einmal recht erstarken und daß seine Hand noch häufig zur Erhöhung unserer Weihnachtsfreude beitragen möge.

R. K.

*) Neuer Strauß fürs Haus von Ludwig Richter. Fünfzehn Zeichnungen in Holz geschnitten von Professor Brückner. — Dresden, Verlag von J. Heinrich Richter.

Ueber den Weißthorpaß.

Den ganzen Tag hatte der Verwind einen unentschiedenen Kampf mit den Wolken gekämpft, die schon seit Wochen mit einer für den Reisenden wenig erfreulichen Ausdauer in den südlichen Thälern des Monte Rosa heimisch geworden waren. Ermüdet und verstimmt über mein Mißgeschick kam ich zu der Zeit, als die Sonne hätte untergehen können, im Hotel Monte Moro zu Macugnaga an. Zuweilen hatte ich wohl den blauen Himmel über mir gesehen und die Form einer der geringeren Bergspitzen zu meinen Seiten beobachten können. Aber auch nicht für einen Augenblick waren die dichten Nebelmassen von dem gezackten Haupte des Monte Rosa gewichen und hatten mir einen Blick auf den Bergriesen gestattet, dessen senkrecht steile Abgründe in wilder Pracht das Anzasca-Thal gegen Westen abschließen. Das Hotel war nur spärsam von Engländern besucht, von denen einige nach langem vergeblichen Harren auf klares Wetter den Beschluß gefaßt hatten, am folgenden Tage in die Ebenen Italiens zurückzukehren. Eine Familie, bestehend aus zwei Herren und zwei Damen, war vor einigen Stunden über den Monte Moro aus dem Saas-Thal herübergekommen. Sie hatten viel zu erzählen von den Schwierigkeiten, welche ihnen durch frisch gefallenen Schnee und angeschwollte Bergwasser bereitet seien, und rühmten die dabei von ihren Führern bewiesene Umsicht und Ausdauer. Mit diesen Führern setzte ich mich in Verbindung. Sie hatten die Absicht, am folgenden Tage nach Saas zurückzukehren, und da ich um jeden Preis den Uebergang über den Monte Moro durchsetzen wollte, so vereinigten wir uns leicht über die Bedingungen, unter denen sie den Transport meiner Sachen und die Leitung meiner Person übernahmen. Um 4 Uhr sollte aufgebrochen werden und bis 8 Uhr strömte der Regen, so daß an eine Wanderung über Gletscher und weite Schneefelder nicht zu denken war. Gegen 9 Uhr klärte sich der Himmel auf. Durch die Wetten schimmerte es hie und da blau hindurch und die jagenden Nebel ließen zuweilen den Umriß einer Bergform ahnen. Meine Führer fragten an, ob ich den Uebergang über den Paß wagen wolle! Ein unbedingtes Ja war die Antwort, da es mich drängte, die Südseite der Alpen, die sich mir fast nur in Regen und Nebel gezeigt hatte, wieder zu verlassen. Nur herrlich wurde unser Muth belohnt. Wir waren kaum eine Stunde gestiegen, als der Monte Rosa sich zu entschleiern anfing. Bald lag er in voller Pracht vor den staunenden Augen und hell strahlte der frisch gefallene Schnee im Glanze der Sonne. Von keiner Seite gewährt dieser Fürst des Wallis einen großartigeren Anblick als an dem Südabhang des Monte Moro. Man ist von seinem Fuße nur durch das Thal von Macugnaga getrennt, über dem er 14000 Fuß hoch seine vier Gipfel in der Richtung von Süden nach Norden emporthürmt. Ein großer Gletscher umgibt seine südliche Spitze und zieht sich hinab in das Anzasca-Thal. Gegen Osten aber ist der Absturz so jäh, daß für Schnee und Eis wenig Raum sich findet. Nackte Felsen in einer Höhe von 8—10000 Fuß steigen hier fast senkrecht aus dem Thale empor, und da die an den Monte Rosa nach Osten sich anschließenden, nicht minder steil abfallenden Berge einen Halbkreis bilden, dessen offene Seite nach Süden gerichtet ist, so entsteht hier ein Felsenkessel von unbeschreiblicher Wildheit, in dem sich die grünen Matten der Flur von Macugnaga vermögen hineinzudrängen. Lange jedoch sollte mir der Genuß dieses Anblickes nicht vergönnt sein. Noch bevor wir die Höhe des mühsam zu erklimmenden Passes erreicht hatten, waren wir wieder in Nebel eingehüllt, der uns nicht eher verließ, als bis wir auf der anderen Seite ein gut Stück hinabgestiegen waren. So schien sich mir der Monte Rosa nur gezeigt zu haben, um mich fühlen zu lassen, wie grausam die Wolken gegen mich gewesen seien, die mir so lange Tage die Pracht des königlichen Berges verborgen hatten.

Inzwischen hatte ich mit meinen Führern, deren Französisch allerdings nicht leicht zu verstehen war, über Land und Leute soweit

Digitized by Google

mich unterhalten, als es der steile Weg gestatten wollte. Besonders fesselt mir der eine, Namens Luckmüller, dessen herkulische Gestalt ebenso sehr von seiner Leistungsfähigkeit zeugte, als sein besonnenes, gutmüthiges Gesicht Zutrauen erweckte. Unter allen Partien in der Umgebung des Monte Rosa rühmte er mir das gegenannte neue Weisthor als die großartigste. Es sei dies ein Paß, der aus dem Saas-Thal hinüber nach Zermatt führe. Vor drei Jahren habe er selbst zuerst mit einem Gefährten auf der Genossame die Möglichkeit des Ueberganges ausfindig gemacht und seit der Zeit schon einige Male Fremde hinübergeführt, die stets ihre höchste Zufriedenheit geäußert hätten. Allerdings müsse man etwa zwölf Stunden fast ununterbrochen auf Gletschern marschiren und dürfe an Schwindel nicht leiden, dafür erreiche man aber auch in unmittelbarster Nachbarschaft des Monte Rosa eine Höhe von über 12000 Fuß, und werde einmal ganz in das Herz der Gletscherwelt hineinversetzt. Der Gedanke, diesen Uebergang zu versuchen, hatte sofort für mich etwas sehr Verlockendes. Die Anstrengung brauchte ich nicht zu scheuen, und auch vor Schwindel fühlte ich mich ziemlich sicher. Dagegen mußte ich, wenn ich die Gletscherpartie nicht wage, in weitem Bogen die von dem Monte Rosa nach Norden entsendete Gruppe der Mischabelhörner umgehen, und es drohte mir dann ein Marsch von 14 Stunden, zuerst in dem sonnigen Saas-Thal mit heran in dem gleich schattenlosen Nicolai-Thal, den ich zum größten Theil auf dem Rückwege noch einmal hätte zurücklegen müssen. Denn jedesfalls wollte ich nach Zermatt mit auf den Gornergrat, von wo aus man das Nicolai-Thal nothwendiger Weise passiren muß, wenn man nach Norden zurückzukehren beabsichtigt. Aber es mußte erwogen werden, ob die Kasse am Ende einer langen Reise noch einen so unverhergesehenen Stoß ertragen könne? Luckmüller erklärte auf das Bestimmteste den Führer für unentbehrlich, von denen jeder bei der Gefahr, die immerhin mit der Partie verbunden sei, anstatt der Tagestaxe von 6 Fr., 25 Fr. erhalten müsse. Dies war eine minder erfreuliche Zugabe zu der Aussicht auf Genuß hoher Naturschönheiten. Als aber Nachmittags sich der Himmel vollständig zu klären anfing, und Luckmüller, dem ich den Grund meines Zweifelns unverhohlen gesagt hatte, mir mit seltener Treuherzigkeit den Vorschlag machte, ich möchte ihnen den Lohn schuldig bleiben und von meiner Heimat aus schicken, da konnte ich nicht mehr widerstehen. Ich überrechnete, daß ich auch ohne Benutzung dieses so unerwartet angebotenen Credites wohl noch nach Preußen zurückkommen könne, und so wurden wir handelseinig.

Unter diesen Umständen wurde der Weg nach Saas nicht fortgesetzt. In ihrem, wilcem Hochgebirgsthal, in das von allen Seiten die Gletscher hinabragen, liegt der einsame Mattmarkse, dessen Abfluß sich durch den Saa Thal abschließenden Allelin-Gletscher hindurch wühlen muß. An seinem Ufer ist seit einigen Jahren von dem Geistlichen zu Saas ein Bergwirthshaus angelegt, das in den Sommermonaten den Besuchern des Monte Mero eine willkommene fremdliche Ruhestätte bietet. Für mich diente es an jenem Tage zur Nachtherberge. Von hier aus nahmen wir auch den zweiten Führer mit, da die Begleiter von Luckmüller es vorzogen, nach Saas zurückzukehren. Anfang, so war sein Name, mochte um etwa 15 Jahr jünger sein als sein Collega Luckmüller. Er war bedeutend kleiner und schlanker, doch verrieth sehr Bewegung sichere Kraft und elastische Gewandtheit, auch hatte sein Gesicht bei aller Freundlichkeit den Ausdruck eines ruhigen Ernstes.

Am Abend sachte ich früh mein Nachtlager auf. Gäste gab es außer mir nicht, auch war der Aufbruch für den nächsten Tag auf 3 Uhr angesetzt. Um $2^1/_2$ Uhr wurde ich geweckt. Ein wolkenloses klarer Sternenhimmel ließ das Beste hoffen, und in freudiger Hast kleidete ich mich an. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich nach Beendigung meines Anzuges noch einmal zum Fenster hinausschaute, und dicker Nebel mir die nächsten Gegenstände verbarg. Meine Führer trösteten mich zwar durch ihre Versicherung, daß ein solcher Bergnebel kein schlimmes Zeichen sei, vielmehr meistens einen besonders guten Tag anführe. Aber sein Eintreffen hatte doch die Folge, daß der Beginn unseres Marsches um eine Stunde verzögert werden mußte. Die Dunkelheit war so groß geworden, daß man keinen sichern Schritt thun konnte. Erst gegen 4 Uhr ließ sich der Weg einigermaßen erkennen, so daß wir mit Vorsicht aufbrechen konnten. Der eine Führer trug einen leichten Reisekornister und einen Strick von etwa 20 Ellen Länge, der andere eine Tasche mit einigen Flaschen Wein, Eiern, Fleisch und Brot. Außerdem war ein jeder von uns mit einer wohlgefüllten Reiseflasche und einem tüchtigen Alpenstock bewaffnet. Anfangs Stock, der sich durch besondere Festigkeit auszeichnete, entrete oben in einer Doppelbacke, die auf der einen Seite breit, auf der anderen scharf zugespitzt war. In schneidender Kälte hatten wir die ersten $1^1/_2$ Stunden noch durch dicken Nebel zu wandern. Sehr bald ging der Weg steil bergan, immer an dem Rande des Schwarzberggletschers entlang. Allmälig wurde der Himmel heller, und bald lagen die dichten Nebelmassen, welche die Thäler ausfüllten, unter uns. Dunkelblau wölbte sich das Firmament. Rechts über uns ragte das scharf zugespitzte Strahlhorn empor, und ließ bald hinter sich seinen Zwillingsbruder, das Nimpfischhorn, hervorsehen. Vor uns dehnte sich langsam emporsteigend eine ungeheure Gletschermasse aus, über welche in prachtvoller Morgenglut die Felsette herüberleuchtete. Zu unserer Linken schlossen die zackigen Felsmassen und breiten Schneefelder des Pfaffenhorns, an das sich im Osten der Monte Moro anlehnt, die Scene. Nun betraten wir den Gletscher. Die kleine Karavane wurde zur größeren Sicherheit durch das Seil in Verbindung gesetzt. An der Spitze ging der leichtfüßige Anfang, das eine Ende des Seiles um den Leib gebunden. Den Schluß bildete Luckmüller, und von beiden gleich weit entfernt war ich befestigt. Das Seil war lang genug, um einem jeden freie Bewegung zu gestatten, was namentlich dann wichtig war, wenn ein Sprung über eine Gletscherspalte gemacht werden mußte. Anfangs war der Gletscher so zerklüftet, daß die in der Tiefe dunkelblau schimmernden Spalten ohne Mühe gesehen werden konnten, ja meistens waren diese so weit, daß sich an ein Ueberspringen nicht denken ließ. Es mußte dann wohl ein weiter Umweg gemacht werden, bis auf der einen oder der anderen Seite der Riß sich verengte oder ganz verlor, und nicht selten irrten wir einige Zeit auf den zusammenhanglosen Eisinseln umher, bevor der Weg ausfindig gemacht war, auf dem wir weiter vorwärts konnten. Je höher wir kamen, um so enger wurden die Spalten, und bald bedurfte es großer Vorsicht, um die durch den frisch gefallenen Schnee leicht ausgefüllten Schlünde zu ermitteln. Sorgsam mit dem Alpenstock vortastend ging Anfang voran, und möglichst in seine Fußtapfen tretend folgten wir nach. Gegen den blendenden Schnee sicherten wir uns durch graue Schleier, die wir von den Hüten herab lustig über das Gesicht flattern ließen. Die eigentliche Schwierigkeit begann aber erst, als wir nach mehrstündigem Marsch über den Gletscher auf den s. g. Firn kamen, d. h. die feste Schnee- oder vielmehr Eismasse, welche bereits so hoch liegt, daß die Sonne nur noch einen geringen Einfluß auszuüben vermag. Sie ist deshalb durch Spalten nur wenig durchbrochen, da diese einen Abfluß für geschmolzenes Wasser nicht zu gewähren brauchen. Hier wurde die Steigung eine bedeutendere. Wir konnten uns nicht mehr in gerader Linie vorwärts bewegen, sondern mußten uns zu einem vielgewundenen Zickzack bequemen. Dabei war die Beschaffenheit des Bodens möglichst ungünstig. Auf dem festen Eise hatte sich bei dem Unwetter der letzten Tage eine Schicht losen Schnees in einer Tiefe von durchgängig ein bis zwei Fuß gebildet, die aber an einigen dem Winde besonders ausgesetzten Stellen weniger mächtig war. An diesen drang der Fuß durch bis auf das Eis, das nur bei dem, kräftigen Tritt eines mit Eisen stark beschlagenen Schuhes einen Eindruck annahm. Da aber bei meinen Stiefeln die Nägel bereits sehr glatt gelaufen waren, so glitten sie an dem harten Eis machtlos ab, und die Folge war, daß ich, dem Gesetz der Schwere folgend, einem vorwärtsfallen Zuge nach der Tiefe nachgab. Häufig faßte mich Luckmüller, noch ehe ich ins Gleiten kam mit kräftiger Faust und stützte mich, bis ich mit Hilfe meines Alpenstockes wieder-festen Boden errungen hatte. Häufig aber auch war der Strick die einzige Rettung, indem er dem Rutschen ein Ziel setzte und mich wieder zu meinen beiden Führern zurückbeförderte. So kamen wir gegen 11 Uhr nach großen Anstrengungen unmittelbar unter der Höhe des Passes an. Wir befanden uns auf einem kleinen Plateau. Vor uns dehnte sich scharf gezeichnet der weiße Kamm des Bergrückens, den wir noch zu überwinden hatten, und zur uns in dieser Nähe die Kette des Monte Rosa verdeckte. An einer Stelle senkte er sich so sehr, daß er nur noch etwa zehn Fuß über unserm Standpunkt sich erhob. Hier sollte der Uebergang bewerkstelligt werden. Aber diese zehn Fuß waren die Höhe einer senkrechten Eiswand, und zwischen uns und der Eiswand befand sich eine Kluft in einer Breite von gleichfalls etwa zehn Fuß, die nur mit

lesem Schnee, in welchem der Alpenstock ohne jeden Widerstand bis an das Ende versank, an einer Stelle leicht ausgefüllt war. Rechts und links war die Wand höher und die Kluft breiter, so daß eine Wahl nicht übrig blieb. Anfing fiel die schwierigste Aufgabe zu. Festgebunden an das Seil, welches Luckmüller und ich für den Fall seines Durchbrechens vorsichtig in der Hand hielten, wagte er sich auf die trügerische Schneedecke. Sie hielt, und so konnte er an den Fuß der Eiswand gelangen. Hier begann er mit der Hacke an seinen Alpenstock Stufen in das wetterzerfressene Eis zu hauen, und nachdem er sich auf diese Weise etwa drei Viertel der Höhe empor gearbeitet hatte, webei seine Hände blutige Wunden, die durch das Festhalten in dem scharfen Eis verursacht wurden, nicht schonen durften, schlug er die zugespitzte Seite der Hacke fest ein in den Rücken des Kammes. So gewann er einen sicheren Halt, und bald war nun mit großer Behendigkeit der Wall erklommen. Zu meinem Erstaunen legte er sich sofort platt auf den Bauch. In dieser Lage forderte er mich auf, das Seil um mich zu schlingen, damit er mir bei der Erkletterung der Eiswand durch Ziehen behilflich sein könne. Bevor ich mich aber aus Werk machte, fühlte ich ein dringendes Bedürfniß nach einer Stärkung. Das anstrengende Steigen der letzten Stunden verbunden mit der großen Dünne der Luft — wir befanden uns bereits in einer Höhe von etwa 12000 Fuß — hatte eine leise Uebelkeit zur Folge gehabt. Doch ein Bissen Brot und ein herzhafter Schluck Kirschwasser frischte schnell die Lebensgeister wieder auf, nur munter wurde die nicht allzu bequeme Treppe erstiegen. Ein ganz entzückender Anblick erwartete mich hier. In dem Augenblick, in dem mein Kopf über den Wall hinwegsah, trat mir wie durch einen Zauber der Monte Rosa von der Sohle bis zum Scheitel in seiner ganzen Majestät entgegen, und an ihm vorbei schaute das trunkene Auge weit hinaus in das italienische Alpenland. Wir befanden uns dem Monte Rosa schräg gegenüber, auf dem östlichen Rande des Felsenkessels, von dem ich oben bereits gesprochen habe. Tief unten im Thale schimmerten hellgrün einige Matten herauf und zeigten sich die letzten Häuser von Macugnaga. Aber kaum hatte ich einen Blick auf unsere nächste Umgebung gethan, als mir unwillkürlich ein Ruf des Erstaunens entfuhr. Es erschien mir ganz unmöglich, daß wir auch nur einen Schritt weiter vorwärts kommen sollten. Der Schneewall, auf dem wir standen, war nur die oberste Decke senkrecht abstürzender Felsen. Unmittelbar vor uns war der Abgrund, zu dem eine Schneewand von etwa zwanzig Fuß in einem Winkel von circa 60 Grad hinabführte. Jetzt begriff ich, warum sich Anfing gelegt hatte. Ich selbst konnte nur stehen, nachdem mir in den festgefrorenen Schnee mit der Hacke zwei Fußtapfen gehauen waren. Noch etwa 300 Schritt weit zog sich rechts vor uns der Abgrund hin. Nun schweukten die Berge nach Westen und wandten sich in weiten Bogen hinüber nach dem Monte Rosa. Ueber dem Wendepunkt zeigte sich noch etwa 300 Fuß über uns eine schwarze Felsenspitze. Das sei unser Ziel, bedeutete mich Anfing, von da aus könne man bequem nach der andern Seite hinabsteigen.

Zunächst wurde Luckmüller mit Hilfe des Seiles zu uns herauf befördert. Dann berathschlagten die Führer über die Art des weitern Vordringens. Keiner von beiden hatte den Weg in diesem Jahre schon einmal gemacht, und seit dem vorigen Sommer hatte sich in dieser Höhe manches geändert. Rechts vor uns stieg der Schneekamm, auf dem wir standen, sogleich ziemlich steil empor, um sich dann noch etwa 40 Schritt mit langsamerer Hebung fortzuziehen. Wie eine Gemse erkletterte Anfing, festgebunden an das Seil, den nächsten Absatz, um zu ermitteln, ob man auf den Scheitel gehen könne. Doch bald kam er mit der Nachricht zurück, daß daran nicht zu denken sei, der Schnee hänge nach einer Seite über, so daß wir unfehlbar durchbrechen würden. So blieb, wenn das ganze Unternehmen nicht aufgegeben werden sollte, wozu weder die Führer noch ich geneigt waren, nichts übrig, als einen Versuch längs der westlichen Schneewand zu wagen. Wieder mußte Anfing voraus. Gehalten durch das straff angezogene Seil, welches Luckmüller und ich in der Hand befielten, schlug er sich mit der Hacke Stufe für Stufe in die gefrorene Schneewand, und erweiterte die so gewonnenen Vertiefungen, indem er in dieselben die Spitze des Fußes mit aller Kraft einsetzte. So arbeitete er, mit einem Fuß über den anderen tretend, etwa 10 Schritt vom Abgrund entfernt, sich langsam vorwärts. Als das Seil nicht mehr ausreichte, um ihm von unserem Standpunkt aus zu halten, folgte ihm Luckmüller, der in den bereits fertigen Stufen einen festen Tritt zu haben glaubte. Ich blieb während der Zeit allein meinen Gedanken überlassen. Ich durfte mir nicht verbergen, daß mir jeder Augenblick den Tod bringen konnte. Aber ein Umdrehen nach einem so beschwerlichen Marsch, nachdem ein nicht unerhebliches Zeit- und Kraftopfer gebracht war, und obendrein so kurz vor dem Ziele, während die Führer zum muthigen Vordringen bereit waren, schien mir doch gar zu niederschlagend. So vertraute ich denn auf Gottes Beistand und meine bergacübten Glieder, und hatte bald die nöthige Fassung gewonnen, um mit vollem Genuß in der Bewunderung der großartigsten Landschaft schwelgen zu können. Jetzt hatten Anfing und Luckmüller einige hundert Schritt von meinem Standpunkt eine Stelle erreicht, an welcher ein kleiner Vorsprung eine freiere Bewegung gestattete. Anfing löste das Seil von seinem Körper, und Luckmüller kam mit demselben zurück, um mich zu holen. Nachdem ich befestigt war, begann die bedenkliche Wanderung. Ich schritt voran, sorgfältig die Spitzen meiner Füße in den vorhandenen Löchern eingrabend. In nächster Nähe folgte Luckmüller, der mir keinen Schritt gestattete, bevor er nicht seinerseits festen Fuß hinter mir gefaßt hatte. Und wahrlich, diese Vorsicht war nicht überflüssig. Die eine Stufe war etwas klein gerathen. Mein Stiefel drang nicht weit genug ein in den fest gefrorenen Schnee, ich gleite aus, und ohne ich es mich versehe, bin ich bis auf ein Paar Fuß an dem schwindelnden Abgrund hinabgerutscht. Da fühle ich einen Ruck und das rettende Seil hemmt die zur unfehlbaren Vernichtung führende Bewegung. Es war ein Glück, daß ich mir in diesem Augenblick das Entsetzliche meiner Situation nicht recht klar machte. Der Schreck hätte möglicher Weise lähmend auf meine Kräfte gewirkt. So aber arbeitete ich mich guten Muthes an dem Strick wieder in die Höhe, und hatte bald mit Luckmüller den Vorsprung erreicht. Hier trafen wir Anfing nicht mehr an. Der leichtere Mann hatte auf eigene Hand sich den Weg weiter gebahnt, und zwar einen Weg, gegen welchen der so eben zurückgelegte eine bequeme Promenade zu nennen war. Die Schneewand über dem Abgrund wurde von hier aus so steil, daß man befürchten mußte, die in ihr angebrachten Stufen würden ausbrechen. Anfing hatte es deshalb vorgezogen, am Fuße der Schneewand vorzudringen. Wo sie auf dem Felsen aufsetzte, ragte hie und da unbedeckt das Gestein hervor, häufig kaum 2—3 Zoll breit. Dies bietet zur Grundlage für den kecken Fuß, der zugleich möglichst weit in den Schnee einzudringen suchte. Doch schwebte regelmäßig der hintere Theil des Fußes in der Luft über einem Abgrunde von 5—6000 Fuß Tiefe. Mit dem Gesicht gegen die Wand gekehrt, in welche der Alpenstock in der Höhe der Brust eingesetzt wurde, folgten wir den Spuren Anfings, bei jedem Tritt sorgsam prüfend, ob die Schwere des Körpers der unsicheren Unterlage anvertraut werden könne. Zwischen den Füßen hindurch sah man hinab in die bodenlose Tiefe, die bei jedem Fehltritt das unvermeidliche Grab werden mußte. Ich habe zwar auch sonst nicht an Schwindel gelitten, in diesem Fall hat mich aber doch wohl nur das Bewußtsein, daß jeder Anfall todbringend sein müsse, davor bewahrt. Aber dankbar war ich, als wir nach etwa 10 Minuten an einen Felsen kamen, der uns aus dieser verzweifelten Lage erlöste. Man atmete leichter auf, als man wieder den festen Boden unter dem ganzen Fuße fühlte. Auf der Höhe des Felsens trafen wir Anfing. Es galt nun noch einen letzten, kühnen Gang. Wir waren bis zu der Stelle vorgedrungen, an welcher der Rand des Bergkessels sich nach Westen zu wenden beginnt. Seiner Richtung konnten wir nicht mehr folgen, da die ersehnte Paßspitze gerade vor uns lag. Zu ihr hin führte ein Schneekamm, dessen Scheitel sicher seine Linie breit war. Zur Rechten zog sich die Seitenfläche unter einem Winkel von ungefähr 60 Grad hinab zu dem Gletscher, der etwa 1000 Fuß tief unter uns sich ausbreitete. Zur Linken war die Wand noch erheblich steiler, und endete nach 60—80 Schritt in den senkrechten Abgrund, dessen Tiefe wir bereits in so unmittelbarer Nähe zu erforschen Gelegenheit gehabt hatten. Auf diesem Kamme mußten wir vorwärts. Ich überlegte, ob ich rittlings hinüberrutschen sollte. Aber ich hätte auf diese Weise Stunden hinbringen müssen, da es sich um eine Entfernung von etwa 100 Schritt handelte. Das Gehen war nicht zu vermeiden. Anfing führte wie immer. Eine Stufe nach der andern wurde abwechselnd rechts und links von der Schneide in den Schnee gehauen und getreten, so daß die Schärfe des Kammes stets zwischen unseren gespreizten Beinen blieb. So balancirten wir auf der Höhe hin, den verwegensten Sp

Digitized by Google

tänzern vergleichbar. Als ein Windstoß meinen Hut mir zu entführen drohte, wagte ich nicht den Arm zum Festhalten emporzuheben, aus Furcht, ich möchte das Gleichgewicht verlieren. Eine leise Beugung des Kopfes nach der Richtung des Windes war das Einzige, was ich zur Rettung meines Hutes glaubte riskiren zu dürfen. Endlich war auch diese letzte Probe für den Schwindel überstanden. Wir befanden uns am Fuße des Felsens, welcher den Höhepunkt des Uebergangs bezeichnet und von dem aus man ohne besondere Mühe über den viele Stunden langen Schneegletscher nach dem Riffelhaus hinab gelangen kann. Als wir bald darauf auf dem Gipfel des Felsens in stolzem Siegesbewußtsein das wohlverdiente Frühstück uns herrlich schmecken ließen, konnte ich im Schnee deutlich den Weg der letzten Stunden verfolgen. Ich wiederholte unseren Gang in Gedanken, und jetzt erst, als ich mich in voller Sicherheit befand, überfiel mich ein Grausen bei dem Anblick der überstandenen Gefahren. Ich mußte mir gestehen, daß ich die Partie bei vorheriger Kenntniß der Schwierigkeiten nicht gewagt haben würde, und dankte meinem Gott, der mir Muskeln und Nerven vor unzeitiger Ermattung bewahrt hatte.

W—e.

Am Familientische.

Zur Geschichte des Hauses Berlichingen.

Das Wappen der Grafen und Freiherrn von Berlichingen zeigt in einem schwarzen Schilde ein fünfzack gespeichertes Rad. Den Schild bedeckt die Grafenkrone mit einem Helme, auf welchem ein rechts sehender weißer Wolf — ein weißes Lamm zwischen den Zähnen haltend — sitzt. Dieser Wolf hat eine geschichtliche Bedeutung. Als nämlich einst Götz von Berlichingen mit dem von ihm gefangenen Grafen Waldeck auf seine väterliche Burg Jagthausen zog, wurde er an der Spitze eines Waffen- eine Schafherde gewahr, in die eben fünf reißende Wölfe eingefallen und erwürgten, was sie konnten. Götz sah darin eine Aufreizung auf sein Kleinod und rief ihnen zu: „Glück auf, tapfere Gesellen, wackere Streitgenossen; Glück zu, euch und uns überall!“ — Historisch sicher ist Hans von Berlichingen, kurzweg der Frechhans genannt, welcher um die Mitte des 12. Jahrhunderts lebte, der erste mit dem jetzigen Stammnamen und als Besitzer des am Bestehen des Hauses Berlichingen gelegenen, nun größtentheils verödeten Bergschlosses gleichen Namens, ehedem auch Berchlingen und Berlingen genannt. Der Burg Berlichingen geschieht Erwähnung schon zu Anfang des 10. Jahrhunderts, während Jagthausen urkundlich zuerst in einem der Familie verliehenen Privilegium von 1176 vorkommt. In der Gegenwart besteht von dem ehemals sehr ausgebreiteten Stickreich in Franken nur noch ein Thurm und ein zweiter zur Hälfte. Ersterer dient als Pächterwohnung. Unter den Mitgliedern dieses Geschlechtes ist Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand der gefeiertste. Nebst Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen, welche gleichzeitig mit ihm lebten und wirkten, war er der tapferste einer unter den Rittern des scheidenden Mittelalters. Götzens eiserne Hand gelangte nach seinem Tode in den Besitz der freiherrlichen Familie von Hornstein, und erst in neuerer Zeit gelang es der Sorgfalt und Verwendung der Freifrau von Berlichingen, einer gebornen Gräfin von Haddik, dieselbe wieder in die Familie zu bringen. Nachdem sie gedachtem Freiherrn vergeblich eine namhafte Summe dafür geboten, bewirkte dieser sie einen Tages bei einem Gastmahle, nach dessen Beendigung er der edlen Freifrau eine vergoldete versteckte Schüssel verstehen ließ, welche Götzens Hand als Geschenk für sie enthielt.

Im Februar 1852 machte zu Stuttgart eine kühne Wette viel von sich reden. Freiherr von Berlichingen, damals Leutenant im 4. Reiterregiment, ein verwegener und gewandter Reiter, wettete 200 Gulden, daß er gleichzeitig mit einem Bahnzuge nach dem drei Stunden entfernten Ludwigsburg wegreiten und gleichzeitig mit demselben eintreffen wolle. Mit dem Zuge, der Abends 8 Uhr von Stuttgart abfuhr, ritt er weg und war sechs Minuten auf dem Ludwigsburger Bahnhof, als der Zug eintraf. Der Ertrag der Wette ward mit einigen Waffenbrüdern verjubelt. Hans Weininger.

Die Stadtgärtnerei zu Paris.

Um die öffentlichen Anlagen der Stadt Paris mit Gewächsen zu schmücken, ist eine besondere Stadtgärtnerei nahe bei la Muette im Gehölz von Boulogne gegründet worden. Hier werden die Tausende von Pflanzen erzogen, die vorzüglich im Sommer das Auge der Promenirenden ergötzen sollen; hier verwahrt man die zarten Sachen während des Winters und vermehrt andere durch Ableger, Steckreiser u. s. w. — Jene Stadtgärtnerei umfaßt einen Bodenraum von 4400 Meter, einschließlich der Beamtenwohnungen. Es befinden sich daselbst 24 Treibhäuser zu verschiedenen Zwecken und 3000 Mistbeetfenster, zusammen eine Glasfläche von 10,000 Meter (1 Quadratmeter = 9 Fuß). Ein sehr großes Warmhaus enthält mehr als 2000 Palmen und andere große Dekorationspflanzen, ein anderes schützt 200 Kamellien-Bäume von 6 bis 18 Fuß Höhe, deren viele noch dadurch an Interesse gewinnen, daß sie ehedem auf Veranlassung der Kaiserin Josephine in Malmaison gezogen wurden. Unter diesen Bäumen sind einzelne, welche jährlich 4 bis 5000 Blumen liefern.

In einem gemäßigten Hause gedeihen 2500 anderweitige starke Schaupflanzen, ein Kaltbaus beherbergt in zahllosen Exemplaren über 300 Spielarten Kamellien in Töpfen, verschiedene Arten von Eukalypten, neuholländische Akazien; ein anderes Haus enthält über 2500 Stück Zeigen von 100 verschiedenen Arten. Ein Pavillon dient zur Aufstellung von mehr als 1000 großen Araliaceen in 60 Arten, ein anderer enthält 2500 Hibiscus rosa sinensis. 3500 Musa, 1200 Begonien, 6000 Aroideen und zahllose Pelargonien, Dracaenen, Farne, Cinneracien, chinesische Primel u. s. w. — Das Vermehrungshaus hat 200 Meter Bodenfläche und ist in 5 Beete eingetheilt, welche durch Heißwasserleitungen erwärmt werden. Seine Fenster sind nach neuester Bauart ganz flach gelegt. Die 700 Glasglocken, welche es enthält, können 50,000 Stecklinge aufnehmen, und eine solche großartige Vermehrung kann jährlich 15 bis 20 Mal wiederholt werden. Aus dem Vermehrungshause kommen die jungen Stecklingspflanzen in ein mäßiger warmes Haus, um sie für den Aufenthalt im Freien oder für andere Häuser abzuhärten. In diesem Hause pflegt man auch die neu ankommenden Pflanzengarten, welche verwöhnt werden sollen. Gewöhnlich enthält es überhaupt 8 bis 10,000 Stück.

Für die Ueberwinterung der Knollen ist ein Keller von 1500 Meter Bodenfläche vorhanden; in ihm sind allein 200,000 Canna-Knollen aufbewahrt. Für solche Gewächse, die man in Kästen durchwintert (ungefähr 350,000 Stück), sind 3000 Fenster vorhanden.

Die im Freien befindlichen Beete werden durch Hecken aus Thuja gegen Wind und Sonnenhitze geschützt. Das ganze Etablissement steht unter der Leitung eines Obergärtners und des Administrators der Promenaden und Pflanzungen der Stadt Paris.

Die Nahrung unserer einheimischen Eulen.

Ehedem galten bekanntlich die Eulen insgesammt für schädliche Raubvögel und die Jäger hatten gegen Schießgelder die Schnäbel oder Fänge derselben abzuliefern. Neuerdings hat man ihnen wieder mit Ausnahme des Uhu) begreiflicher das Wort geredet und ihre allgemeine Schonung beantragt. Dr. Altum in Münster hat sich nun der mühsamen Arbeit unterzogen und die Gewölle derjenigen Eulen-Arten genau untersucht, die in seiner Umgebung vorhanden sind. Er fand in 706 Stück Gewöllen der Schleiereule (Strix flammea) Ueberreste von 16 Fledermäusen, 240 Mäusen, 693 Wühlmäusen, 1580 Spitzmäusen, 1 Maulwurf und 22 kleineren Vögeln. — In 210 Gewöllen des Waldkauz (Strix aluco) waren erkennbar die Ueberreste von 1 Hermelin, 48 Mäusen, 206 Wühlmäusen, 1 Eichhorn, 33 Spitzmäusen, 48 Maulwürfen, 18 kleineren Vögeln, 48 großen Käfern und zahllosen Maikäfern. Manche Gewölle bestanden geradezu nur aus Maikäferresten. Die Nahrung beider Eulen ergibt also nach Gleichungen folgende Zahlen:

	Schleiereule.	Waldkauz.
Fledermäuse	16	—
Mäuse	3	4
Spitzmäuse	15	1
Maulwürfe	1	168
Kleine Vögel	1	3
Käfer	—	sehr viele.

Es fängt also die Schleiereule keine Käfer, äußerst selten einen Maulwurf, in größter Menge Spitzmäuse, während der Waldkauz sehr viele Käfer, viele Maulwürfe und wenig Spitzmäuse frißt. Die Schleiereule verzehrt weniger Mäuse und Wühlmäuse, ebenso weniger kleinere Vögel als der letztere. Der Forscher kommt hieraus zu dem Schlusse, daß der Schleiereule deßhalb nicht gerade das Wort um Schonung und Schutz zu sehr zu reden sei und daß man den ökonomischen Werth des Waldkauz entschieden höher anschlagen müsse als jenen der Schleiereule.

Von der großen Ohreule (Strix otus) hatte der Beobachter nur 25 Gewölle zur Untersuchung erhalten können und von dem Sperlingskauz (Strix noctua) nur 10. Die ersteren enthielten Spuren von 41 Mäusen und 2 kleinen Vögeln, die letzteren von 16 Mäusen, 1 Spitzmaus und 11 größeren Käfern. Obschon aus diesem geringen Material noch kein sicherer Schluß zu ziehen ist, so erscheinen beide letztgenannten Eulen doch schon als nützliche Thiere. Hermann Wagner.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des „Daheim“ in Leipzig, Postfr. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von **A. Klasing** in Bielefeld, herausgegeben von Dr. **Robert Koenig** in Leipzig.
Verlag der **Daheim-Expedition** von **Velhagen & Klasing** in Bielefeld und Berlin. — Druck von **Fischer & Willig** in Leipzig.

Digitized by Google

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im December 1864. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№. 11.**

Der Polizeiagent.

Erzählung von **Friedrich Gerstäcker.**

(Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen ließ er sich schon in aller Frühe erkundigen, wie Miß Benthouse geschlafen hätte — sie schlief noch, und Elise kam selber heraus, um ihm das zu sagen. Gern hätte er sie auch jetzt die Nachricht wissen lassen, die er noch gestern Nacht durch den Telegraphen bekommen, aber er fürchtete, das durch eine Fremde zu thun — er wollte es ihr lieber selbst sagen, wenn er sie um zwölf Uhr wieder besuchte. Um die Zeit bis dahin zu vertreiben, frühstückte er unten und las die Zeitungen.

So war endlich die lang ersehnte Stunde herangerückt, und unzählige Mal hatte er schon nach der Uhr gesehen. Er war in sein Zimmer gegangen, um noch vorher Toilette zu machen und wollte eben hinuntergehn, als es stark an seine Thür pochte, und auf sein lautes „Walk in“ — diese sich öffnete und Hamilton auf der Schwelle stand.

„Well Sir,“ lachte dieser, „how are you?“

„Mr. Hamilton,“ rief Burton, fast ein wenig bestürzt über die so plötzliche Erscheinung des Mannes. „Schon wieder zurück? — das ist fabelhaft schnell gegangen.“

„So? beim Himmel! Sie machen gerade ein Gesicht, Sir, als ob es Ihnen zu schnell gegangen wäre,“ lächelte Hamilton. „Aber ich habe wirklich Glück gehabt — die Einzelheiten erzähle ich Ihnen jedoch später und nur für jetzt so viel, daß ich ihn in Ems beim Spiel erwischte und ihn dort auch fest und sicher sitzen habe. Mit Ausnahme von etwa zweitausend Pfund, die er verreist oder verspielt, oder zum Theil auch wohl hier seiner Donna zurückgelassen hat, fand sich noch alles Geld glücklich bei ihm, was jetzt unter Siegel bei den Gerichten deponirt ist — Apropos — die Dame haben Sie doch noch hier?“

„Allerdings,“ sagte Burton, etwas verlegen, „aber Mr. Hamilton, mit der Dame —“

„Machen wir natürlich keine Umstände,“ unterbrach ihn Hamilton gleichgültig, „und schaffen sie einfach nach England zurück. Dort mögen die Gerichte dann das saubere Pärchen confrontiren. Mr. Burton, ich gebe Ihnen mein Wort, ich wäre meines Lebens nie wieder froh geworden, wenn ich diesen Hauptlump, diesen Kornik nicht erwischt hätte. Haben Sie denn indessen bei der Person hier etwas gefunden, und hat sie nicht auch etwa Lust gezeigt, durchzubrennen?“

„Mein lieber Mr. Hamilton,“ sagte Burton, jetzt noch verlegener als vorher — „ich habe — während Sie abwesend waren, eine Entdeckung anderer Art gemacht, die als ziemlich sicher feststellt, daß die — junge Dame an der ganzen Sache vollkommen unschuldig ist.“

„Sie befindet sich doch noch hier im Hotel und in Nr. 7?“ frug Hamilton rasch und fast wie erschreckt.

„Allerdings,“ bestätigte Burton, „aber nicht als Gefangene. Miß Jenny Benthouse ist die Tochter eines englischen Geistlichen — ihr Vater wohnt in Islington — sie wurde von jenem Burschen unter seinem falschen Namen und unzähligen Lügen entführt, und ich — werde sie jetzt ihren Eltern zurückgeben.“

„So?“ sagte Hamilton, der dem kurzen Bericht aufmerksam zugehört hatte, während es aber wie ein verstecktes Lächeln um seine Lippen zuckte — „aber bitte, entschuldigen Sie einen Augenblick, ich bin gleich wieder bei Ihnen. Apropos, Sie haben so vollständige Toilette gemacht. Wollten Sie ausgehn?“

„Nein — auf keinen Fall eher wenigstens, als bis wir uns über diesen Punkt verständigt haben.“

„Gut, dann bin ich gleich wieder da“ — und mit den Worten glitt er zur Thür hinaus und unten in den Thorweg, wo ein Paar Lohndiener standen.

„Sind Sie beschäftigt?“ redete er den einen an.

„Ich stehe vollkommen zu Befehl.“

„Schön — dann haben Sie die Güte und bleiben Sie bis auf weiteres in der ersten Etage, wo Sie Nr. 7 und 6 scharf im Auge behalten. Sollte dort eine Dame ausgehn wollen — Sie verstehn mich — so rufen Sie mich, so rasch Sie möglicher Weise können, von Nr. 26 ab. Sie haben doch begriffen, was ich von Ihnen verlange?“

Digitized by Google

„Vollkommen."

„Gut — es soll Ihr Schade nicht sein — der Portier unten braucht übrigens nichts davon zu wissen — und indessen schicken Sie mir einmal einen Kellner mit einer Flasche Sherry und zwei Gläsern und einigen guten Cigarren auf Nr. 26."

Mit den Worten stieg er selber wieder die Treppe hinauf, horchte einen Augenblick an Nr. 7, wo er zu seinen Erstaunen Stimmen vernahm, und kehrte dann zu Mr. Burton zurück, der mit untergeschlagenen Armen und, offenbar sehr aufgeregt, in seinem Zimmer auf und ab ging.

„Unsere junge Dame da unten scheint Besuch zu haben," sagte er — „ich hörte wenigstens eben Stimmen in ihrem Zimmer."

„Bitte, setzen Sie sich, Mr. Hamilton," bat ihn James Burton, „wir müssen über diese Sache, die das höchste Zartgefühl erfordert, erst ins Klare kommen, nachher ist alles andere, was wir zu thun haben, Kleinigkeit."

„Sehr gut," sagte Hamilton — „ah, da kommt auch schon der Wein. Bitte, setzen Sie nur dorthin. Mr. Burton, Sie müssen mich entschuldigen, aber ich habe unterwegs solch nichtswürdiges Zeug von Cigarren bekommen, daß ich eine ordentliche Sehnsucht nach einem guten Blatt fühle — nehmen Sie nicht auch eine? — und ein Glas Wein thut mir ebenfalls Noth, denn ich habe die ganze Nacht keine drei Stunden geschlafen und überhaupt eine abscheuliche Tour gehabt."

„Und wie erwischten Sie diesen Kornik?"

„Das alles nachher — jetzt bitte, erzählen Sie mir einmal vor allen Dingen, welche wichtige Entdeckung Sie hier indeß gemacht haben," und mit den Worten setzte er sich bequem in einen der Fauteuils zurecht, zündete seine Cigarre an und sippte an seinem Weine.

Mr. Burton nahm ebenfalls eine Cigarre und as war fast, als ob er nicht recht wisse, wie er eigentlich beginnen solle. Aber der Beamte mußte alles erfahren, er durfte ihm nichts verschweigen, schon Jennys wegen, und nach einigem Zögern erzählte er jetzt dem Agenten die ganzen Umstände seines Zusammentreffens mit der jungen Dame und gerieth zuletzt dabei so in Feuer, daß er selbst die kleinsten Umstände mit einer Lebendigkeit und Wahrheit wiedergab, die er sich selber gar nicht zugetraut hätte.

Hamilton unterbrach ihn mit keinem Wort. Nur den Namen von Jennys Vater ließ er sich genau angeben und notirte ihn, und während James Burton weiter sprach, nahm er Tinte und Feder, schrieb etwas in sein Taschenbuch und riß das Blatt dann heraus. Auf demselben stand nichts weiter als eine telegraphische Depesche, die also lautete:

Burton und Burton, London. Existirt in Islington Reverend Benthouse — religiöser Schriftsteller — ist ihm kürzlich eine Tochter entführt — Antwort gleich. Hamilton.

Mr. Burton dann um Entschuldigung bittend, daß er ihn einen Augenblick unterbreche, stand er auf und verließ das Zimmer. Am Treppengeländer rief er den Lohndiener an.

„Geben Sie diese Depesche an den Portier zur augenblicklichen Besorgung auf das Telegraphenamt. Hier ist der Betrag dafür und das für den Boten. Nichts bemerkt bis jetzt?"

„Nicht das Geringste."

„Gut — Sie bleiben auf Ihrem Posten."

Als er in das Zimmer zu Mr. Burton zurückgekommen war, nahm er seinen alten Platz wieder ein und ließ seinen Gefährten ruhig auserzählen, ohne ihn auch nur mit einem Wort darin zu stören. Erst als er vollkommen geendet hatte und der junge Mann ihn mit sichtlicher Erregung ansah, um sein Urtheil über die Sache zu hören, sagte er ruhig:

„Und wissen Sie nun, my dear Sir, welches der geschickteste Streich war, den Sie in der ganzen Zeit meiner Abwesenheit gemacht haben?"

„Nun?" frug Burton gespannt.

„Daß Sie der jungen Dame eine Gesellschafterin gegeben haben."

„Ich durfte sie nicht so lange allein und ohne weibliche Begleitung lassen," rief Burton rasch.

„Nein," sagte Hamilton, und ein eigenes spöttisches Lächeln zuckte um seine Lippen — „sie wäre Ihnen sonst schon am ersten Tage durchgebrannt, gerade wie ihr Begleiter mir."

„Mr. Hamilton —"

„Mr. Burton," sagte Hamilton ernst, „zürnen Sie mir nicht, wenn ich vom Leben andere Anschauungen habe als Sie, und glauben Sie einem Manne, der in diesem Fach mehr Erfahrungen gesammelt hat, als Sie vielleicht für möglich halten. Danken Sie aber auch Gott, daß ich gerade Ihnen jetzt zur Seite stehe, denn Sie wären sonst von einer erzkeketten und durchtriebenen Schwindlerin überlistet worden und hätten nachher, außer dem Schaden, auch für den Spott nicht zu sorgen gebraucht."

„Mr. Hamilton," sagte Burton gereizt, „Sie mißbrauchen Ihre Stellung gegen mich, wenn Sie unehrbietig von einer Dame sprechen, die gegenwärtig unter meinem Schutze steht."

„Mein lieber Mr. Burton," sagte Hamilton vollkommen ruhig — „lassen Sie uns vor allen Dingen die Sache kaltblütig besprechen, denn die Polizei darf, wie Sie mir zugestehen werden, keine Gefühlspolitik treiben."

„Die Polizei ist gewohnt," sagte Burton, „in jedem Menschen einen Verbrecher zu suchen."

„Bis er uns nicht wenigstens das Gegentheil bewiesen kann," lächelte Hamilton — „aber jetzt lassen Sie mich auch einmal reden, denn Sie werden mir zugeben, daß ich Ihrem Bericht ebenfalls mit der größten Aufmerksamkeit gefolgt bin."

„Sie reden Sie, aber hoffen Sie nicht —"

„Bitte, verschwören Sie nichts, bis Sie mich nicht gehört haben." Und ohne seines Begleiters Unmuth auch nur im Geringsten zu beachten, erzählte er ihm jetzt seine Verfolgung des flüchtigen Verbrechers, sein Auffinden desselben und dessen Gefangennahme. Er setzte hinzu, daß Kornik, nachdem man die bedeutende Summe von Banknoten und andere hinreichende Beweise für seine Schuld bei ihm gefunden, völlig gebrochen gewesen war und alles gestanden hatte. Ebenso sagte er aus, daß er mit einer jungen Dame, Lucy Fallow, von London geflüchtet sei, obgleich er von dem Rang des Brillantschmucks nichts wissen wollte."

„Und legen Sie den geringsten Werth auf das Zeugniß eines solchen Schurken?" frug Burton heftig.

„Was die Aussage über den Brillantschmuck betrifft, nein," erwiderte ruhig der Polizeimann, „denn ich bin fest davon überzeugt, daß er darum gewußt hat, und erwartete sogar, denselben bei ihm zu finden. Er fand sich aber auch nicht einmal in der Reisetasche, die der Herr, wie sich später auswies, beim Portier des Kurhauses deponirt hatte. Die Dame hat ihn also noch jedenfalls in Besitz."

„Aber ich habe Ihnen ja schon dreimal gesagt, daß ich nicht allein ihren Koffer, sondern auch den dieses Kornik bis auf den Boden durchwühlt habe und nicht das geringste Schmuckähnliche hat sich gefunden, als eine Korallenschnur mit einem kleinen Kreuz daran — ein Andenken ihrer verstorbenen Mutter."

Hamilton pfiff leise und ganz wie in Gedanken durch die Zähne.

„Mein bester Mr. Burton," sagte er dann, „auf Ihr Durchsuchen der Koffer, in Gegenwart jener Sirene, gebe ich auch keinen rothen Pfifferling — ich werde das Ding selber besorgen."

„Und ich erkläre Ihnen, Mr. Hamilton," sagte Burton mit finster zusammengezogenen Brauen, „daß Sie das nicht thun werden. Sie haben Ihren Auftrag erfüllt; der Verbrecher ist geständig in Ihren Händen und meine Gegenwart dabei nicht länger nöthig, so werde ich denn, noch heut Nachmittag, in Begleitung der jungen Dame, die Rückreise nach England antreten."

„Mit der Vollmacht für ihre Verhaftung in der Tasche," lächelte Hamilton.

„Diese Vollmachten," rief Burton leidenschaftlich, indem er die beiden Papiere aus der Tasche und in kleine Stücken riß, die er vor Hamilton niederwarf — „sind auf eine Verbrecherin ausgestellt, nicht auf Miß Benthouse. Da haben Sie die Fetzen und jetzt stehe ich frei und unabhängig hier und will sehen, wer es wagen wird, die junge Dame zu belästigen."

Hamilton erwiderte kein Wort. Schweigend erhob er sich, las die auf den Boden geworfenen Stücke auf, legte sie in ein Packet zusammen und steckte sie in seine Tasche.

„Ist das Ihr letztes Wort, Mr. Burton?" sagte er endlich, indem er vor dem jungen Manne stehen blieb — „wollen Sie sich nicht erst einmal die Sache eine Nacht ruhig überlegen? Bedenken Sie, in welche höchst fatale Lage Sie nur Ihrem Vater gegenüber kämen, — von Lady Clive und den englischen Gerichten gar nicht

Digitized by Google

zu reden — wenn es sich später doch herausstellen sollte, daß Sie sich geirrt haben."

„Es ist mein letztes Wort," sagte der junge Mann bestimmt; „denn ich muß meine Schurbestellene diesem schmählichen Verdacht entziehn, der auf ihr lastet. Um 4 Uhr 20 geht der Schnellzug nach Köln ab, diesen werde ich benutzen, und es versteht sich von selbst, daß ich auch jede Verantwortung für diesen Schritt einzig und allein trage."

Hamilton war aufgestanden und ging mit raschen Schritten in dem kleinen Gemach auf und ab. Endlich sagte er ruhig:

„Sie wissen doch, Mr. Burton, welchen Doppelauftrag ich von London mit bekommen habe und wie ich, wenn ich danach handle, eine meine Pflicht thue."

„Das weiß ich, Mr. Hamilton," sagte Burton, durch den viel mitreren Ton des Polizeimannes auch rasch wieder versöhnend gestimmt, „und ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihnen deshalb keinen Groll nachtragen werde. Aber auch mir müssen Sie dafür zugestehn, daß ich — wo mir keine Pflicht weiter obliegt — mein Herz sprechen lasse."

„Es ist ein ganz verzweifeltes Ding, wenn das Herz mit dem Verstande durchgeht" — sagte Hamilton trocken.

„Haben Sie keine Furcht, daß das bei mir geschieht."

„So erfüllen Sie mir wenigstens die Bitte," wandte sich Hamilton noch einmal an den jungen Mann, „den ersten Schnellzug nicht zu benutzen und den Abend abzuwarten. Ich habe verbin nach London telegraphirt — warten Sie erst die Antwort ab. Mr. Burton, es ist auch Ihres eigenen Selbst wegen, daß ich Sie darum ersuche."

„Ich bin alt genug, Mr. Hamilton," lächelte James Burton, „auf mein eigenes Selbst vollkommen gut Acht zu geben. Es thut mir leid, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können, aber mir brennt der Boden hier unter den Füßen. Um 4 Uhr 20 fahre ich und werde dann daheim meinem Vater Bericht abstatten, mit welchem Eifer und glänzigem Erfolg Sie hier unsere Sache betrieben haben. In London hoffe ich Sie jedenfalls wiederzusehen."

Es lag eine so kalte, abweisende Höflichkeit in dem Ton, daß Hamilton die Meinung der Worte nicht falsch verstehen konnte: Mr. Burton wünschte allein zu sein und Hamilton sagte, ihn höflich grüßend:

„Also auf Wiedersehen, Mr. Burton," und verließ dann, ohne ein Wort weiter, das Zimmer.

IX.

Die Catastrophe.

James Burton sah nach seiner Uhr — es war schon fast zwei geworden, ohne daß er Jenny gesehen — was mußte sie von ihm denken? Aber jetzt konnte er ihr auch gute Nachricht bringen, und ohne einen Moment länger zu säumen, griff er nach seinem Hut und eilte hinab.

Auf dem Gang wanderte ein Lohndiener hin und her, der stehen blieb, als er auf die Thür zuging. Er hielt aber einen Moment davor, ehe er anklopfte, denn er hörte eine ziemlich heftige Stimme, die in Aerger zu sein schien. War das Jenny? — hatte vielleicht Hamilton gewagt? — er klopfte rasch an. Es war jetzt plötzlich alles ruhig da drinnen. Da ging die Thür auf und Elise schaute heraus, um erst zu sehen, wer klopfe. Sie öffnete, als sie den jungen Mann erkannte.

Jenny stand an ihrem Koffer, emsig mit Packen beschäftigt, als er das Zimmer betrat, und errötbete leicht, aber sie begrüßte ihn desto freundlicher und gab auch über ihr Befinden hinlänglich befriedigende Antwort.

Elise zog sich in die Nebenstube zurück und Jenny frug jetzt, mit ihrem alten, gewinnenden Lächeln:

„Und so lange haben Sie mich heute auf Ihren Besuch warten lassen? Ich wußte vor Langeweile gar nicht, was ich angeben sollte und habe deshalb meine Sachen wieder zusammengepackt."

„Aber nicht meine eigene Unachtsamkeit hielt mich von Ihnen entfernt, Miß Jenny," sagte Burton herzlich, „sondern eine wichtige Verhandlung, die ich mit unserem Agenten hatte. Mr. Hamilton ist zurückgekehrt."

„In der That?" sagte die junge Dame, aber jeder Blutstropfen wich dabei aus ihrem Gesicht und so vielen Zwang sie sich anthat, mußte sie doch die Stuhllehne ergreifen, um nicht umzusinken.

„Aber weshalb erschreckt Sie das?" sagte Burton erstaunt. „Die Erinnerung an jenen Elenden, den jetzt seine gerechte Strafe ereilen wird, mag Ihnen peinlich sein, aber sie darf nie wieder als Schreckbild vor Ihre Seele treten."

„Und er hat ihn gefunden?" sagte Jenny, sich gewaltsam sammelnd — „eh, wenn ich nur das Schreckliche vergessen könnte?"

„Er hat ihn nicht nur gefunden," bestätigte der junge Mann, „sondern der Unglückliche hat auch sein ganzes Verbrechen eingestanden. Was half ihm auch Leugnen seiner Schuld, wo man die Beweise derselben in seinem Besitz fand?"

„Und jetzt?"

„Lassen wir den Elenden," sagte Burton freundlich, „Mr. Hamilton, der mit allen nöthigen Papieren dazu versehen ist, wird seine Weiterbeförderung nach England übernehmen. Ich selbst reise heute Nachmittag mit dem Schnellzug nach London ab, und da Sie Ihren Koffer schon gepackt haben," setzte er lächelnd hinzu — „so biete ich Ihnen, mein werthes Fräulein, an, in meiner Begleitung und unter meinem Schutz nach London zurückzukehren."

„Sie wollten —"

„Sie dürfen sich mir, wie einem Bruder anvertrauen," sagte James Burton herzlich, „und ich bürge Ihnen dafür, daß ich durchführe, was ich unternommen — trotz allen Hamiltons der Welt," setzte er mit leisem Trotz hinzu.

„So widersetzte sich der Herr dem, daß ich Sie begleiten dürfe?" fragte rasch und mißtrauisch die Fremde.

„Lassen wir das," lächelte aber Burton, „ich bin mein eigener Herr und in meiner Begleitung steht niemandem ein Recht zu, Sie auch nur nach Paß oder Namen zu fragen. Und Sie gehen mit?"

„Wie könnte und dürfte ich einer solchen Großmuth entgegenstreben?" sagte das junge Mädchen demüthig — „ich vertraue Ihnen ganz."

„Herzlichen, herzlichen Dank dafür," rief Burton bewegt, „und Sie sollen es nicht bereuen. Jetzt aber lasse ich Sie allein, um noch alles Nöthige zu ordnen, denn ich muß selbst noch packen und die Wirthsrechnung, wie Ihrer Gesellschafterin Honorar, in Ordnung bringen. Sie müssen mir auch schon gestatten, für die kurze Zeit unserer Reise Ihren Cassirer zu spielen. Beruhigen Sie sich," setzte er lächelnd hinzu, als er ihre Verlegenheit bemerkte — „ich gleiche das später schon alles mit Ihrem Herrn Vater wieder aus und werde Sorge tragen, daß ich nicht zu Schaden komme. Also auf Wiedersehen, Miß — aber beeilen Sie sich ein wenig, denn wir haben kaum noch anderthalb Stunden Zeit bis zu Abgang des Zuges," und ihre Hand leicht an seine Lippen hebend, verließ er rasch das Zimmer.

Sobald er unten mit dem Wirth abgerechnet und seine Sachen gepackt hatte, wollte er noch einmal Hamilton aufsuchen, um von diesem Abschied zu nehmen. Es that ihm fast leid, ihn so rauh behandelt zu haben. Der Polizeiagent war aber, gleich nachdem er ihn verlassen, ausgegangen und noch nicht zurückgekehrt.

Eigentlich war ihm das lieb, denn er fühlte sich ihm gegenüber nicht recht behaglich; zu reden hatte er überdies weiter nichts mit ihm, und was Kornik betraf, so besaß er ja selber alle die nöthigen Instruktionen und Vollmachten. Er hatte ja nur die Reise nach dem Continent mitgemacht, um die Identität seiner Person zu bestätigen — jetzt, mit all den vorliegenden Beweisen und dem eigenen Geständniß des Verbrechens war seine Anwesenheit unnöthig geworden.

Die Zeit bis halb vier Uhr verging ihm auch mit den nöthigen Verrichtungen rasch genug — jetzt war alles abgemacht und in Ordnung, und ebenso fand er Jenny schon in ihrem Reisekleid, aber in merkwürdig erregter Stimmung. Sie sah bleich und angegriffen aus, und drehte sich rasch und fast erschreckt um, als er die Thür öffnete.

„Sind Sie fertig?"

„Und gehen wir wirklich?"

„Zweifeln Sie daran? Es ist alles bereit, und bis wir am Bahnhof sind und unser Gepäck aufgegeben haben, wird die Zeit auch ziemlich verflossen sein — Miß Elise," wandte er sich dann an das junge Mädchen, indem er ihr ein kleines Packet überreichte —

Digitized by Google

„Ihre Anwesenheit ist auf kürzere Zeit in Anspruch genommen, als ich selbst vermuthete, so bitte ich denn, dieses für Ihre Mühe als Erinnerung an uns zu betrachten. Und nun", fuhr Burton fort, als sich das junge Mädchen dankend und erröthend verbeugte — indem er die Klingelschnur zog — „mag der Hausknecht Ihr Gepäck hinunterschaffen. Eine Droschke wartet schon auf uns, und ich will selber recht von Herzen froh sein, wenn wir erst unterwegs sind."

Draußen wurden Schritte laut — es klopfte an.

„Herein!" rief Burton — die Thür öffnete sich und auf der Schwelle, seinen Hut in der Hand, stand — Hamilton und warf einen ruhigen, forschenden Blick über die Gruppe.

Er sah den Ausdruck der Ueberraschung in Burtons Zügen, aber sein Auge haftete jetzt fest auf der jungen Dame zu seiner Seite, deren Antlitz eine Aschfarbe überzog.

„Sie entschuldigen, meine Herrschaften", sagte der Polizist mit eisiger Kälte, „wenn ich hier vielleicht ungerufen oder ungewünscht erscheinen sollte, aber meine Pflicht schreibt es mir so vor. Mein Herr — Sie sind mein Gefangener, im Namen der Königin!"

„Ihr Gefangener?" lachte Burton trotzig auf, aber Hamilton trat zur Seite und drei Polizeidiener standen hinter ihm, während er auf Burton zeigend, zu diesen gewandt, fortfuhr:

„Den Herrn da verhaften Sie und führen ihn auf sein Zimmer oder bewachen ihn hier, bis Ihr Commissär kommt. Er wird sich nicht widersetzen, denn er weiß, daß er der Gewalt weichen muß — im schlimmsten Fall aber brauchen Sie Gewalt, und jene Dame dort —"

Die junge Fremde hatte mit starrem Entsetzen den Eintritt des nur zu rasch wiedererkannten Reisegefährten bemerkt, und im ersten Moment war es wirklich, als ob der Schreck sie gelähmt und zu jeder Bewegung unfähig gemacht hätte. Wie aber des Furchtbaren Bleiche auf sie fielen, schien es auch, als ob sie erst dadurch wieder Leben gewönne, und ehe sie jemand daran verhindern konnte, glitt sie in das Nebenzimmer, neben dessen Thür sie stand, warf diese zu und schob den Riegel vor.

„Einer von Ihnen auf Posten draußen, daß sie uns nicht entwischt", rief Hamilton rasch, indem er nach der Thür sprang, aber sie schon nicht mehr öffnen konnte — „und alarmiren Sie die Leute unten, daß sie vor den Fenstern von Nr. 6 Wache halten."

„Mr. Hamilton, Sie werden mir für dies Betragen Rede stehen!" rief Burton außer sich — „wer gibt Ihnen ein Recht, mich zu verhaften?"

„Mein bester Herr", rief Hamilton, indem er vergebens versuchte, die Thür aufzudrücken — „von einem Recht ist hier vorläufig gar keine Rede. Sie weichen nur der Gewalt. Alles andere machen wir später ab."

„Aber ich dulde nicht —" rief Burton und wollte sich zwischen ihn und die Thüre werfen, um die Geliebte zu schützen.

„Halt, mein Herzchen!" riefen aber die Polizeidiener, ein Paar baumstarke Burschen, indem sie ihn in ihren Fäusten packten — „nicht von der Stelle, oder es setzt was."

„Um Gottes Willen", rief Elise, zum Tod erschreckt, „was geht hier vor?"

„Mein liebes Fräulein", sagte Hamilton, sich an sie wendend in deutscher Sprache — „beunruhigen Sie sich nicht — gar nichts, was Sie betreffen könnte. Gehen Sie ruhig nach Hause, Sie haben nicht die geringste Belästigung zu fürchten. Soviel kann ich Ihnen aber sagen, daß jene Dame keine Begleitung weiter nach England braucht, da ich das selber übernehmen werde. — Ah, da ist der Herr Commissär — Sie kommen wie gerufen, verehrter Herr — das hier" fuhr er fort, indem er auf James Burton zeigte — „ist jener Kornik, von dem ich Ihnen sagte, und seine Dulcinea hat sich eben in dies Zimmer geflüchtet, von wo aus sie uns aber ebenfalls nicht mehr entwischen kann."

„Kornik? — ich?" rief Burton, indem er sich wie rasend unter dem Griff der Polizeidiener wand — „Schuft Du — ich selber bin hergekommen, jenen Kornik zu verhaften."

„Und wo haben Sie die Beweise?" sagte Hamilton ruhig in englischer Sprache.

„In Deiner eigenen Tasche sind sie", schrie Burton wie außer sich — „das Papier, das ich Dir vor die Füße warf."

Hamilton achtete gar nicht auf ihn.

„Herr Commissär", sagte er, sich an den Polizeibeamten wendend — „jener Herr da, dem ich von England aus nachgesetzt bin, hat sich schon unter fremdem Namen in das hiesige Gasthofsbuch geschrieben. Sie haben meine Instruktionen und Vollmachten gelesen. Sie werden Sorge dafür tragen, daß er uns nicht entweicht, während ich jetzt die Dame herbeigeschaffen suche." Und ohne weiter ein Wort zu verlieren nahm er den dicht neben ihm stehenden kleinen Koffer und stieß ihn mit solcher Kraft mit Gewalt gegen die Füllung der Thür, daß diese vor dem schweren Stoß zusammenbrach. Im nächsten Moment griff er durch die gemachte Oeffnung hindurch und schloß die Thür von innen auf.

Wie es schien, hatte aber die junge Fremde gar keinen Versuch zur Flucht gemacht. Sie stand, ihre Mantille fest um sich her geschlungen, mitten in der Stube, und den Verhaften mit finsterem Trotz messend, sagte sie:

„Betragen Sie sich wie ein Gentleman, daß Sie zu einer Lady auf solche Art ins Zimmer brechen?"

„Miß", erwiederte der Polizeibeamte kalt, „ich bin noch nicht fest überzeugt, ob ich es hier wirklich mit einer Lady zu thun habe. Vor der Hand sind Sie meine Gefangene. Im Namen der Königin, Miß Lucy Fallow, verhafte ich Sie hier auf Anklage eines Juwelendiebstahls."

„Und welche Beweise haben Sie für eine so freche Lüge?" rief das junge Mädchen verächtlich.

„Danach suchen wir eben", lachte Hamilton, jetzt, da ihm der Ueberfall gelungen war, wieder ganz in seinem Element — „Herr Commissär, haben Sie die Güte gehabt, die Frauen mitzubringen?"

„Sie stehen draußen."

„Bitte, rufen Sie die beiden herein — ich wünsche die Gefangene genau durchsucht zu haben, ob sie den bewußten Schmuck an ihrem Körper vielleicht verborgen hat. Wir beide werden indeß die Koffer revidiren."

Eine handfeste Frau — die Gattin eines der Polizeidiener, trat jetzt ein, von einem anderen jungen Mädchen, wahrscheinlich ihrer Tochter, gefolgt, beide aber von einer Statur, die für einen solchen Zweck nichts zu wünschen übrig ließ, und Hamilton betrat jetzt wieder das Zimmer, in dem Burton dem englisch sprechenden Commissär seine eigene Stellung erklärte und ihn dringend aufforderte, nicht zu dulden, daß zwei unschuldige Menschen in so niederträchtiger Weise behandelt würden. Seine Erklärung aber, die er dabei gab, daß er seine Vollmacht selber zerrissen habe, der falsche Namen, unter dem er selber zugetraut, sich in das Fremdenbuch eingetragen zu haben, und die Thatsache, die er nicht läugnen konnte oder wollte, daß Hamilton wirklich ein hochgestellter Polizeibeamter in England sei, sprachen zu sehr gegen ihn. Der Commissär zuckte die Achseln, bedauerte, nur nach den Instruktionen handeln zu können, die er von oben empfinge, und ersuchte Mr. Burton dann in seinem eigenen Interesse, sich seinen Anordnungen geduldig zu fügen, da sonst für ihn daraus die größten Unannehmlichkeiten entstehen könnten.

Er wollte ihn jetzt auch auf sein eigenes Zimmer führen lassen, als Hamilton zurückkehrte und den Commissär ersuchte, dem Herrn zu erlauben, hier zu bleiben. Er wünsche, daß er Zeuge der Verhandlung sei.

Ohne weiteres ging er jetzt daran, den Koffer der Dame auf das genauste zu revidiren; obgleich sich aber, in einem geheimen Gefach darin, eine Menge der verschiedensten Schmuck- und Werthsachen verfänden, waren die gesuchten Brillanten doch nicht dabei. Auch in Kornicks Koffer ließ sich keine Spur davon entdecken. Fortgebracht konnte sie dieselben aber nicht haben, da sie ja gerade im Begriff abzureisen überrascht war, also gewiß auch alles werthvolle Besitzthum bei sich trug. Außerdem wußte Hamilton genau, daß sie — wenigstens seitdem er zurückgekehrt war, kein Packet auf die Post gegeben hatte, also trug sie es wahrscheinlich am Körper versteckt.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Eine Gewissensfrage. Nach seinem Oelgemälde auf Holz gezeichnet von Wilhelm Sohn.

Eine Gewissensfrage.

(Hierzu das Bild auf Seite 141.)

Auf allem, was der Vergangenheit angehört, ruht ein eigenthümlicher Zauber. Wie die Zukunft, birgt auch sie manch ungelöstes Räthsel. Darum wandern wir gerne in alten Ruinen umher, welche unsere Phantasie anregen und beschäftigen; darum lauschen wir gerne den sagenhaften Klängen, die aus altersgrauer Zeit zu uns herauftönen; darum verweilen wir mit Vorliebe in einem Gemache, auf dem die geheimnißvollen Schatten einer verschwundenen Zeit lagern.

Durch die langen und hohen Corridore, in denen jeder Fußtritt lange nachhallt, gelangen wir an eine gediegene und fest gearbeitete, eichene Thür. Langsam und würdig öffnet sie sich. Wir betreten den Raum, in den sie uns führt, mit heiliger Scheu. Auf diesem gehobenen Fußboden bewegten sich einst Menschen, die schon längst im Schoße der Erde ruhen — an jenem Kamine saßen Deine Groß- oder Urgroßeltern mit ihren Kindern und freuten sich an des Holzes knisternder und wärmender Flamme. Auf jenem altmodischen Lehnstuhle schaukelte eine Mutter ihr Kind, wachte, betete über ihm und zog es heran zur bliibenden Jungfrau. Doch wie wunderbar! Mit einem Male tritt ein lebensvolles Bild vor Dein Auge. Ist es Wahrheit, ist es Phantasie? Da sitzt die bejahrtagte Mutter in dem Lehnstuhl, zu ihren Füßen ruht die Katze, auf der Fußbank liegt die häusliche Arbeit in einem Korbe. Ihr Antlitz ist von Sorgen umwölkt und angstvoll hält sie die Hände der jugendlich schönen Tochter in den ihrigen — tief senkt ihr liebevoll forschender Blick sich in die Augen des Kindes, das sie einst unter ihrem Herzen getragen, das aber jetzt den Blick nicht erwidern kann und sich fast scheu davon abwendet. Das Mahl, bei dem sie gesessen, ist unterbrochen — vergeblich summt der Kessel und entsendet seinen Dampf, der das Kochen des Wassers verkündet. Auf dem ganzen Gemache ruht Frieden und Stille — nur in den Herzen der beiden Bewohnerinnen wogt es unruhig auf und ab. Wie heißt die Frage, welche die alte Dame an ihre Tochter richtet? Was ist zwischen die beiden störend getreten? Warum kann das Mädchen den Blick der besorgten Mutter nicht aushalten?

Lassen wir die Fragen unbeantwortet stehen, wie sie der lebenzeugende Griffel des Künstlers auf unserm Bilde, das Dichtung und doch Wahrheit ist, in uns hervorgerufen. Lassen wir die Räthsel der Vergangenheit unangetastet und die Geheimnisse des Herzens ungelöst. Zu oft nur stört die Deutung den Genuß des Schauens und der gelüftete Schleier beut nichts Erquickliches dar. Die Mutterliebe war zu allen Zeiten eine alles überwindende Macht — sie wird auch in jenen Tagen, in die uns die Kunst versetzt, das Herz des Kindes wiedererobert haben.

Der Mann, welcher uns mit genialer Hand hineingeführt in alte Zeiten, heißt Wilhelm Sohn. Im Jahre 1830 in Berlin geboren, kam er in seinem siebzehnten Lebensjahre nach Düsseldorf, auf die dortige Akademie, wo er, unter Leitung seines Onkels und späteren Schwiegervaters, des Prof. Carl Sohn, seine Studien begann. Sein erstes größeres Bild: „Christus mit den Jüngern auf stürmbewegtem Meer", in fast lebensgroßen Figuren ist eine der schönsten Zierden der städtischen Gemäldegallerie von Düsseldorf. Die evangelische Kirche zu Jauer in Schlesien ist durch ein Altarbild seiner Hand: „Christus am Oelberg" geschmückt, wie noch viele andere Kirchen unseres Vaterlandes. Eines seiner ergreifendsten Werke sahen wir in den Gemächern der Großherzogin von Oldenburg; es stellt in sinniger Weise einen Traum vom Christuskinde dar. Doch auch andere Gegenstände wählte er zu seinen Bildern. So ist eine Genovefa in der Sammlung des verstorbenen Commerzienrathes Schnitzler zu Köln und ein Genrebild: „Verschiedene Lebenswege" im Besitz des Generallieutenants von Steinwehr in Königsberg. Außerdem ist er als vorzüglicher Porträtmaler berühmt.

Wilhelm Sohn ist ein Meister der Farbe; wie er aber auch dem Stifte Wärme und Geist einzuhauchen versteht, das beweist die von ihm selbst auf Holz gezeichnete Copie seines Oelgemäldes, das auf der Kunstausstellung von Köln, zu Anfang dieses Jahres, gerechtes Aufsehen erregte.

Laß Dein Auge lang auf diesem Bilde ruhen — es wird Dich erquicken und Dir gar manche wunderbare Mähr aus alten Tagen herausbeschwören.

Robert Koenig.

Licht und Schatten des englischen Lebens.

Von Julius Rodenberg.

England hat gegenwärtig 20 Millionen Einwohner, d. h. doppelt so viel, als es vor fünfzig Jahren hatte. Auf die (engl.) Quadratmeile kommen daher im Durchschnitt 373 Personen, so daß England, mit einziger Ausnahme von Belgien, das am dichtesten bevölkerte Land Europas ist. Alle zwei Minuten erblicken drei Kinder in England das Licht der Welt, und in jeder Minute schließen sich dort ein Paar Augen für immer. Obgleich die Curiositäten des Census ergeben, daß die Heirathen sich dort über einen Zeitraum von 65 Jahren erstrecken, indem z. B. im letzten Jahre zwei alte Herren und zwei alte Damen über 80, andererseits zehn Knaben von 16 und fünfundreißig Mädchen von 15 Jahren in den Ehestand traten; so würde doch immer, selbst wenn alle heirathsfähigen Männer heirathen wollten, ein Rest von $1/2$ Million unverheiratheter Frauen bleiben, da auf 100 Männer 105 Frauen kommen. Während in Frankreich die Durchschnittszahl der Kinder in jeder Familie 3 ist, beträgt sie in England 4; dies Verhältniß, verbunden mit den Gesundheitszuständen beider Länder, ergibt für Frankreich eine Bevölkerung, welche sich von Jahr zu Jahr fast gleich bleibt, während sie sich in England fast um 6% jährlich erhöht. Seit dem letzten Census von 1851 hat sich die Einwohnerzahl der englischen Grafschaft Lancashire um 400,000 vermehrt. Den größten Zuwachs unter den Städten hat Liverpool erfahren. Im Jahre 1700 hatte diese Stadt 5000 Einwohner, im Jahre 1851 etwas über 300,000 und heute zählt sie mehr als 400,000. Eine von den Nachbarstädten Liverpools, Birkenhead, hatte im Jahre 1801 nicht mehr als 110 Einwohner, und gegenwärtig hat sie 51,539 Einwohner, so daß die Vermehrung im Laufe von 60 Jahren die Höhe von 467% beträgt!

Aber dieser ungeheure Zuwachs der Bevölkerung hat auch seine traurigen Schattenseiten; diese großen Zahlen, welche Reichthum, Macht und Stärke bedeuten, haben auch ihre Gegenzahlen, welche Armuth, Elend und Verbrechen bezeichnen. Die Armen allein belaufen sich im Jahre 1861 auf eine Gesammtzahl von 1,206,269 Personen und diese kosteten der Nation eine jährliche Unterstützung von nahezu 45 Millionen Thaler. Aber dies war es nicht allein, was auf sie verwendet werden mußte. Solch eine Armee von unbeschäftigten Leuten will auch in Ordnung gehalten sein und das einzige Mittel, sie in Ordnung zu halten, ist die Polizei. Obgleich die Stärke derselben sich auf 21,000 Mann beläuft und dem Staate nicht weniger als 10 Millionen Thaler kostet, so muß sie doch jährlich noch vermehrt werden. Hierzu kommen die Richter und die Gefängnisse, die Untersuchungen und Untersuchungshaften mit einer weiteren Summe von 20 Millionen, oder alles zusammen 30 Millionen Thaler für den Versuch, das Verbrechen zu unterdrücken und zu bestrafen; ein Versuch nebenbei, der noch nicht einmal sehr erfolgreich ist, und eine Strafe, welche fast schwerer noch auf dem unschuldigen Theil der Bevölkerung lastet, als auf dem schuldigen. Denn wenn man zu der Armuth und den Armen von England das Verbrechen und die Verbrecher hinzurechnet, so kostet derjenigen, welche arbeiten wollen und können, die Erhaltung derjenigen, welche entweder nicht

arbeiten können oder nicht arbeiten wollen, jährlich gegen 70 Millionen Thaler. Wollte man aber noch weiter gehen und berechnen, wie groß der Verlust der Nation durch den Abzug so vieler Arbeitskräfte von der productiven Industrie des Landes sei, so würde man nicht übertreiben, wenn man sagte, daß das Verbrechen und die Armuth Englands den besitzenden und arbeitenden Classen jährlich mehrere 100 Millionen Thaler koste!

Derjenige Punkt, auf welchen Licht und Schatten des englischen Lebens am stärksten fallen, ist London. — London hat sich in den letzten zehn Jahren um $2^0/_0$ jährlich vermehrt; es zählt jetzt 2,804,000 Einwohner, d. h. genau so viel, als vor 500 Jahren ganz England zählte und gegenwärtig die siebzehn größten Städte Englands zusammen zählen, verpellt so viel als Paris und fast fünfmal so viel als Berlin, St. Petersburg und Wien. In jeder sechsten Minute wird innerhalb der 117 (engl.) Meilen, welche das Häusermeer Londons bedeckt, ein Kind geboren, und in jeder achten Minute verläßt es einer seiner Bewohner, den der Tod abruft. Wenn London in demselben Maße fortwächst, so wird es am Ende des 19. Jahrhunderts 6 Millionen und in der Mitte des 20. Jahrhunderts 19 Millionen Einwohner haben! Diese Zahlen, obwohl sie Verhältnisse repräsentiren, die sich mehr oder weniger vielleicht verwirklichen werden, sind doch zu märchenhaft, um sich eine Vorstellung davon machen zu können. Ist doch schon das Bild, welches das heutige London gewährt, mit seinen Hunderttausenden und Millionen lebender Wesen, die sich darin drängen, verwirrend für das Auge des Beobachters. Am wenigsten dicht ist der eigentliche Mittelpunkt Londons, die City, bevölkert, da der allgemeine Zug vielmehr in die zahlreichen Vorstädte geht, welche mehr Licht und bessere Luft haben. Ueberhaupt ist eine große Wanderlust im Innern Londons bemerklich; mehr als die Hälfte seiner Bevölkerung wechselt im Laufe von zehn Jahren ihre Wohnungen, und es kommt fast gar nicht vor, daß ein Londoner in einem und demselben Hause geboren wird, lebt und stirbt. Dieses ewige Hin- und Herrücken, diese unaufhörliche Unruhe deutet auf die große Schattenseite des Londoner Lebens, in der That auf eine von den Quellen des Londoner Elends: auf das Mißverhältniß des Raumes und der Bevölkerung, auf die schlechten Wohnungen. In der City, wie gesagt, wo eine Menge von Häusern nur zu Geschäftsräumen benutzt werden, kommen auf den Acker Landes nur 36 Bewohner, aber in zehn andern Districten erhöht sich diese Zahl auf 100, und in dem östlichen London, dieser Heimat alles Elends und der unglaublichsten Armuth, gar auf 266. Die Durchschnittszahl der Bewohner ist für jedes Hundert Häuser etwa 772; aber schon in der ganz erträglichen Gegend von Holborn, dem respectablen Wohnort der kleinen Handwerker und Krämer, werden es 1000, und in den ärmsten Quartieren, wo obendrein die Häuser selbst kleiner und unbequemer sind, wie z. B. in St. Giles, beinahe 1200!

Dieser schlechte und ungenügende Wohnungsraum für eine beständig wachsende Bevölkerung macht die ungeheure Armuth, die hier so dicht an den ungeheuren Reichthum grenzt, noch drückender und ist eines von der Motiven des Elends und der Sünde, die nirgends in so krassen Formen und in solch enger Verschwisterung auftreten, als in London.

Tausend über tausend seiner Einwohner haben überhaupt niemals das Innere eines Hauses gesehen (es müßte denn das Innere des Arbeits- oder Zuchthauses sein!), sind auf der Straße geboren worden, leben auf der Straße, sterben auf der Straße. Andere wieder, die gleichfalls nach Tausenden zu zählen sind, leben in den miserabelsten Höhlen, zusammengedrückt wie die Häringe, ohne Luft, ohne Licht, in einem Zustande, wo die Zurechnungsfähigkeit fast aufhört, wo der Hunger seine stündlichen Versuchungen übt, wo die eigenen vier Wände zur Qual und die durch die Religion geheiligten Namen nur gebraucht werden, um dabei zu schwören und zu fluchen. Diese Gegenden von London sind so übervölkert, daß nicht selten drei Familien, Männer, Weiber, Knaben und Mädchen, in einer Stube schlafen. Es mögen einige ehrliche Leute darunter sein; aber die Mehrzahl besteht aus Dieben, entlassenen Sträflingen und dergleichen. Die Weiber sind roh, schlumpig, betrunken. Wenn man in diese Regionen kommt, könnte man glauben, daß man sich unter einen wilden Indianerstamm verirrt habe. Ueberall wird gesungen und getanzt mit jener Ausgelassenheit, die etwas Bestialisches hat. Die Kinder laufen ein und aus, geräuschlos mit nackten Füßen, wie das Wild. Keine Spur von Arbeit und regelmäßiger Beschäftigung. Einige leben von dem, was ihnen der Zufall in die Hände wirft, andere bilden die Nachtbevölkerung Londons, ihr Geschäft beginnt, sobald es dunkel geworden. Wenn dann ein Auflauf oder eine Schlägerei Betrunkener stattfindet, so sammelt sich die Polizei erst in beträchtlicher Stärke, bevor sie einen Angriff wagt; und selbst dann noch kommen die brutalsten Mißhandlungen vor, die Constabler werden zu Boden geworfen, geschlagen, getreten und nicht selten lebensgefährlich verletzt. Die Stadtmissionare haben diesen Stämmen der Bevölkerung von London den Namen der „Londoner Araber" (City arabs) gegeben, und eine Reise in die von ihnen bewohnten Gegenden ist oft nicht weniger gefahrvoll, als in die Wüste selber.

Dieses Arabien, mitten in der größten und reichsten Stadt der Welt, beherbergt 150,000 Männer und Frauen, welche vom Diebstahl und andern Verbrechen leben; 15,000 müßig umherscheidende Personen, welche zu feige für die Anwendung gewaltsamer Mittel, sich von Betrug und falschem Spiel nähren; 5000 Diebshehler, 25,000 Bettler und 16,000 Kinder, welche professionsmäßig zu Verbrechern ausgebildet werden, und, alles zusammen, kommt von den nicht ganz 3 Millionen Bewohnern Londons mehr als $^1/_{11}$ Million auf das, was Carlyle in seiner drastischen Weise „des Teufels Linienregiment" genannt hat.

Einem solchen Massenelende gegenüber reicht keine noch so große Vermehrung der Polizeimacht, der Gefängnisse, der Armenhäuser aus. Was hier erfordert wird, ist das Opfer des Einzelnen, die Mission, das „Heldenthum" der Persönlichkeit, um einen andern Ausdruck Carlyles zu gebrauchen. Neben dem tiefen und furchtbaren Schatten, den das Londoner und das englische Leben überhaupt wirft, ist das Erscheinen solcher Persönlichkeiten vielleicht die verföhnendste Lichtseite, indem es uns dicht an dem Abgrunde aller Verworfenheit die reinsten, edelsten und erhabensten Beispiele der Menschlichkeit aufstellt, wie um uns zu zeigen, daß da, wo kein Gesetz mehr geehrt und keine Strafe mehr gefürchtet wird, des Menschen letzter Retter der Mensch sei.

Erst in neuerer Zeit wieder sind wir mit den Lebensbeschreibungen zweier solcher „Helden" beschenkt worden, deren unermüdlich menschenfreundliche Bemühungen dem einen den populären Namen eines „Vaters der Wittwen und Waisen", und dem andern den des „Mäßigkeitsapostels" verschafft haben.

Der Vater der „Wittwen und Waisen" war ein Dr. Andrew Reed, geboren 1787 in London. Seine Eltern waren mittellos. Sie gehörten zur Independentengemeinde. Einige reiche Mitglieder und der Prediger dieser Gemeinde wurden auf die Fähigkeiten des Knaben aufmerksam und übernahmen es, denselben studiren zu lassen. Andrew Reed widmete sich dem Studium der Theologie und wurde im Jahre 1811 Pfarrer einer Independentengemeinde in einem der östlichen Districte von London. Hier befand er sich im eigentlichen Schoße der Armuth und des Elends von London, und fortan widmete er sein ganzes Leben, fünfzig Jahre ununterbrochener Arbeit, der Linderung desselben. Das zuerst seine Aufmerksamkeit fesselte und seine Thätigkeit in Anspruch nahm, war die Hilfsbedürftigkeit der Kinder, welche entweder beide Eltern oder den Vater verloren hatten. In seiner Biographie wird uns erzählt, was ihn zunächst auf diese eigentliche Bahn seines Wirkens führte. „Man hat," heißt es da, „aus meiner Liebe für die Waisen ein Geheimniß machen wollen. Man hat gesagt, daß vor unserem Hause ein armes Kind ausgesetzt worden, und daß wir ihm Schutz gegeben hätten. Das ist nicht wahr. Meine Mutter war eine Waise, und sie fand eine Heimat; und als ihrerseits gab mehr als einer eine Heimat; und einst, an das Sterbebett eines Mannes gerufen, dessen größter Schmerz im Tode war, seine mutterlosen Kinder zurücklassen, gaben wir ihm das Versprechen, und derselben anzunehmen. Dies veranlaßte mich, über die Nothwendigkeit eines Instituts für Waisenkinder nachzudenken." — Nachdem fünfundzwanzig Jahre verflossen und mehr als 5000 hilfloser Kinder durch ihn zu nützlichen Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft gemacht worden waren, ging er noch eine Stufe tiefer, zu der verwahrlosetsten, der unglücklichsten und hoffnungslosesten Klasse der Menschheit, zu den Blödsinnigen. Niemand vor ihm in England hatte daran gedacht, daß man das Voos dieser Ausgestoßenen erleichtern könne. Dr. Reed war der erste, der sich ihrer annahm und unter den größten persönlichen Opfern den Grund zu einer Reihe von Anstalten legte, die zu den schönsten Denkmalen thätiger Menschenliebe gehören. In und bei London erheben sich jetzt sechs stattliche

Digitized by Google

Gebäude, mit breiten Treppen, hohen Portalen und Spitzbogenfenstern, mit weitumgittertem Hofraum und freundlichen Blumenbeeten darin. Der Fremde würde diese Gebäude für Paläste halten: aber es sind nur Waisenhäuser, Hospitäler und Asyle für Irioten. Sie alle sind das Werk eines Mannes. Ein armer Landgeistlicher, Pfarrer, der Sohn eines armen Uhrmachers, hat sie alle gegründet. Sie repräsentiren zusammen ein Capital von 7 Millionen Thalern, durch Subscription zusammengebracht, zu welchem aber Reed allein, außer der unentgeltlichen Arbeit von 50 Jahren, aus eigenen Mitteln eine Summe von 25,000 Thaler beigesteuert hat. Wenn wir bedenken, daß er eine Familie mit fünf Kindern zu ernähren und außer einem spärlichen Gehalt kein weiteres Einkommen oder Vermögen besaß, so werden wir uns sagen können, welcher persönlichen Entbehrungen es bedurfte, sich eine solche Summe abzusparen, um sie für die leidende Menschheit zu verwenden! Kurz vor seinem Tode, im Jahre 1861, bei Gelegenheit seines 50jährigen Amtsjubiläums machte ihm seine Gemeinde ein Ehrengeschenk von 3000 Thaler, welche er aber sofort einer seiner Stiftungen, dem Asyl für vaterlose Kinder, überwies; und in seinem Testament fand sich folgender Passus, der selber als alles für die wahrhaft rührende Güte und Menschenliebe dieses Mannes spricht: „Dem Waisenhaus von Wanstead gebe ich 700 Thaler, damit die Zinsen davon für immer angewendet werden, um Spielzeug für die Kinder als Weihnachtsgeschenke zu kaufen."

In viel weiteren Kreisen bekannt als der „Vater der Wittwen und Waisen", dessen Leben und Wirken in ziemlich engen Grenzen geräuschlos verlief, war Pater Mathew, der berühmte „Mäßigkeitsapostel". Sein Wirkungskreis war größer, und obgleich er von der Reform seines eigenen Volkes ausging, so machte sich sein Einfluß doch weit bemerklich und erweckte Nachfolger in allen Ländern Europas und Amerikas. Der Feind, den er bekämpfte mit seinem Wort, seinem Einfluß und ganzen Leben, war die Trunksucht. Er ist der Gründer der Mäßigkeitsbewegung und der Stifter des ersten Mäßigkeitsvereins. Theobald Mathew wurde im Jahr 1790 von englischen, in Irland ansässigen Eltern geboren. Seine Familie war katholisch. Ein gelegentlicher Ausruf seiner Mutter entschied über sein Leben. „Ist es nicht ein Unglück!" rief sie eines Tages, „ich habe neun Söhne und keiner von ihnen sollte ein Priester werden?" Theobald war immer ein guter Sohn gewesen, er brachte dem Wunsche der Mutter alles zum Opfer, was der katholische Priesterstand erheischt. Er wurde Kapuzinermönch. Nur Eines konnte er nicht aus seinem Wesen entfernen, weil es einen Grundzug desselben bildete: den gutmüthigen Hang zur Geselligkeit, eine gewisse Vorliebe für glückliche und muntere Gesichter rund um sich her. Das Kloster war nicht ganz der Ort, um diese an sich harmlose Neigung zu befriedigen, und sie brachte ihn in der That einigemale in Conflicte mit seinen geistlichen Obern. Indessen ist er derselben bis an sein Ende treu geblieben und fast das letzte, was sein Biograph uns von ihm erzählt, ist — ein Diner, das er den Freunden des jungen Menschen gab, welcher ihn in seiner letzten Krankheit pflegte. Ein Wort seiner Mutter hatte ihn zum katholischen Priester gemacht; das Wort eines Freundes, eines Quäkers, wies ihn auf die segensreiche Bahn, welche, frei von allen confessionellen Unterschieden, nur die Menschheit im Auge hatte. Sein priesterlicher Stand hatte ihn fast nur mit den niedrigsten Klassen des Volkes, mit den Armen und Elenden in Berkehr gebracht. Er lernte nicht blos die traurige Lage derselben aus täglicher Anschauung kennen, sondern sein Blick unterschied auch bald den tieferen Grund, der sich ebenso der polizeilichen Controelle als der Philantropie des Klingelbeutels entzieht. Denn die Armuth an sich ist kein Uebel, sie wird es erst, wenn sie die Thatkraft lähmt und durch den Zweifel an sich zur Verzweiflung führt. Nichts aber ist so sehr geeignet, diesen Proceß abwärts zu beschleunigen, als die Trunksucht. Das Getränk, aus welchem der Arme sich anfangs vielleicht nur Muth und Tröstung, mag sein auch Vergessenheit, zu holen gedachte, wird allmälig die Quelle des Unglücks, von dem er sich nicht mehr zu befreien weiß, der Sünde, des Verbrechens. Dieses ist das wahre Elend, nicht die Armuth, mit der es Pater Mathew so oft gepaart sah. Könnte man diese unnatürliche Verbindung nicht wieder auflösen? Könnte man der Armuth nicht ihr bescheidenes Maß von häuslicher Zufriedenheit und irdischem Wohlergehn zurückgeben? Könnte man die Hütte des Armen nicht säubern und ihn dessen theilhaftig machen, was das gemeinsame Gute aller ist: der Lust, des Lichtes, der Schönheit der Natur und der Freude daran? Alle diese Gedanken bewegten den Pater, als folgendes Wort des Quäkers ihn weckte: „O Theobald Mathew, wenn Du nur das Werk in die Hand nehmen wolltest!" — Und da nahm er das Werk in die Hand und vollführte es. Sein ganzes Leben gehörte fortan dieser einzigen Arbeit. Es ist fast unglaublich, was dieser Mann alles that und wie er es that. Seine Briefe, seine Predigten, seine Besuche, seine Reisen von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, von Welttheil zu Welttheil geben uns das Bild einer Thätigkeit, welche die Kraft eines Menschen übersteigen würde, wenn nicht ein heroischer Wille sie gestählt und über sich selbst gesteigert hätte. Mit eigenem Munde hat er zwei Millionen dem Trunke verfallener Menschen gerettet, mit eigener Hand zwei Millionen Mäßigkeitsmedaillen vertheilt. Seine Schüler durchwanderten die Welt. Da das Uebel, gegen das er ausgezogen, überall war, so half man ihm auch überall. Die katholische Geistlichkeit stand ihm bei. Die protestantische Geistlichkeit nahm seinen Anstoß daran, daß er ein Mönch war. Die Königin von England setzte ihm ein Jahrgeld aus. Aber seinen Erfolg und seine immense Popularität hatte er nur seiner Opferwilligkeit und der Ueberzeugung des Volkes zu danken, daß er es gut mit ihnen meine. „Es gibt einen Schlüssel zu Jedermanns Herzen, man muß ihn nur finden können!" war eines von Pater Mathews Worten; und er fand diesen Schlüssel zu mehr Herzen, als irgend einer, vielleicht für Menschenalter. Dabei aber, volksthümlicher Prediger der er war, verleugnete er doch niemals seine gute Erziehung und seine, weltmännische Bildung. Mitten zwischen seiner Berufsthätigkeit, die ihn abwechselnd auf die Straßentribüne und in die Speiunken führte, bewegte er sich in den höchsten Circeln der Londoner Aristokratie. Die Salons der Großen standen ihm offen, wie die Hütten der Armen; die Vorführer im Parlament waren seine Freunde. Nur zweierlei gab es auf der Welt, was ihm vorübergehenden Kummer bereitet hat. Der eine Grund davon war sein Diener John. Es war ein unangenehmer kleiner Kerl, welcher die Kinder und die armen Leute haßte, und nichts auf der Welt liebte, als seinen Herrn und — den Schnaps! Dieser Mensch hat dem Mäßigkeitsapostel manche Stunde verbittert. „Wenn das so fortgeht, John," sagte er ihm oft, „so muß ich wahrhaftig das Haus verlassen!" Daß John das Haus verlassen könne, daran dachte der gute Pater nie.

Der andere Umstand war von mehr ernsthafter Natur. „Wenn Cork mit Gold gepflastert wäre und Pater Mathew hätte die Verwaltung der Straßen, so würde nach Verlauf eines Jahres kein Pflasterstein mehr da sein." So sagte man von ihm in seiner Jugend, als er noch der Mönch war, von dem die Welt nichts wußte. Aber er hat sich in diesem Punkte nie gebessert. So lange er Geld hatte oder irgendwo Geld bekommen konnte, gab er es mit vollen Händen weg. Er konnte nicht leben, ohne Gutes zu thun, und er that es zuweilen auf Kosten seines Namens. Er verbrauchte jährlich Tausende für das Drucken seiner Aufrufe, Tausende für seine Mäßigkeitsmedaillen, Tausende für seine Reisen. Er half jedem der von ihm Bekehrten, wenn er der Hilfe bedürftig schien; und er predigte für keine Kirche oder Wohlthätigkeitsanstalt, ohne den größten Beitrag dazu selber beizusteuern. Kurz, in seinem Drange wohl zu thun, kannte er kein Maß, keine Vorsicht, keine Selbstbeherrschung. Dieser Drang ward in ihm zu einer wirklichen Krankheit — einer seltenen zwar, und einer, die besser ist, als die robuste Gesundheit, der sich die meisten Menschen in diesem Punkt erfreuen; aber doch führte sie am Ende zu einem nicht so wünschenswerthen Resultat für den armen Pater — nämlich zu der Erklärung seines Concurses! Durch die Vermittlung und Dazwischenkunft der Regierung wurde die unangenehme Angelegenheit zwar geordnet, aber doch blieb ein Rest von Verstimmung davon für Pater Mathew bis an sein Lebensende übrig.

Das Heldenthum solcher Männer, wie Doctor Reed und Pater Mathew gewesen, welche, um einen Theil ihrer unglücklichen Mitmenschen zu retten, gleichsam ihr eigenes Selbst zum Opfer brachten, der Weg, den sie unter Entbehrungen gewandelt, das Leben, das sie nur für andere gelebt: dies geht wie ein heller, erquickender Sonnenschein durch das Elend des niedrigen englischen Volkes, und noch an ihren Gräbern strahlt eine sanfte Wärme, die, inmitten des Nebels, der sie umgibt, das Herz jedes Menschenfreundes mit Dank und Zuversicht erfüllt.

Digitized by Google

Eine Erinnerung aus der deutschen Marine.

Von einem Seeoffizier.

Deutsche Marine! Wie viel frohe Hoffnungen knüpften sich einst an diesen Namen, wie freudig regte sich vor sechszehn Jahren das patriotische Gefühl in Jedermanns Brust, als die schwarz-roth-goldene Flagge von fünfzig Kanonenbooten und neun größeren Schiffen wallte und der Drang nach deutscher Einigkeit wenigstens in der entstehenden Marine einen thatsächlichen Ausdruck gefunden zu haben schien! Leider war es nur Schein. Die vielversprechende Schöpfung blieb ein schwacher Versuch; sie trug bei ihrem Entstehen bereits den Keim des Todes in sich und siechte dahin, weil kein kräftiger Arm sie regierte und empor hielt. Eine Marine läßt sich nur schaffen und erhalten durch energische Willenseinheit und mit dem schwindenden Schatten der Centralgewalt mußte auch die deutsche Marine wieder vom Schauplatze abtreten.

So kurz die Lebensdauer der deutschen Flotte war und so wenig sie während ihrer Existenz sich von der Stelle rührte, fehlte es ihr doch nicht an interessanten Momenten, tragischen wie komischen, die theils in der Verschiedenheit der Elemente ihren Grund hatten, aus denen sie zusammengesetzt war, theils durch die Umstände hervorgerufen wurden, unter denen sie vegetirte.

Die Unthätigkeit der lebenslustigen und ungebundenen Matrosen war besonders eine Quelle der heitersten Scherze und komischsten Aufzüge, die freilich nicht jedesmal so heiter abliefen, wie sie begonnen wurden. Trotz der eisernsten Disciplin war es unter den obwaltenden Verhältnissen oft nicht möglich, die Mannschaften ganz zu zügeln, namentlich aber, wenn die Schiffe die Winterquartiere bezogen. Dann beunruhen sich die Officiere vergebens, die Matrosen an Bord halten zu wollen. Das Land war ein Magnet, der die Söhne des Meeres mit unwiderstehlicher Kraft an sich zu ziehen schien und es gab kein Mittel, diese Kraft zu brechen.

Der Winter löste die Fesseln des Gehorsams und erst der Frühling konnte sie wieder befestigen, indem das mit seinem Erscheinen verbundene Hinausliegen der Schiffe auf die Weser den Mannschaften ein unübersteigliches Hinderniß bot.

Die Boote wurden dann jeden Abend bis auf eines gehißt, welches für Zufälligkeiten im Wasser blieb, aber stets vom Officier der Wache im Auge behalten wurde. An ein Entweichen war deshalb nicht zu denken. Da außerdem die Entfernung zwischen dem Ankerplatze und Bremerhaven dreiviertel Meilen betrug, und die Strömung der Weser sehr heftig und gefährlich war, so wäre ein Schwimmversuch Wahnsinn gewesen. Trotzdem wagte ein tollkühner Kopf die Desertion und zwar unter Umständen, die an das Wunderbare grenzen.

Die Station der größeren Schiffe war an der Oldenburger Seite der Weser unweit des kleinen Dorfes Blexen, das für die Matrosen zwar nicht die geringste Anziehung besaß, von den Officieren jedoch öfter als Ziel ihrer Spaziergänge gewählt wurde. Kehrten diese dann, wie es bisweilen geschah, nach Dunkelwerden zurück, so feuerten sie eine Pistole ab oder ließen eine kleine Rakete steigen und wurden darauf mit einem Boote an Bord ihrer respectiven Schiffe geholt.

Im Monat März 1851 waren mehrere Officiere der Dampffregatte Hansa ebenfalls an Land gegangen und hatten sich verspätet. Als das gewöhnliche Signal ihrer Ankunft am Ufer auf dem Schiffe bemerkt und dem Officier der Wache gemeldet war, befahl dieser, das im Wasser befindliche Boot zu benutzen und die Herren abzuholen. Es war elf Uhr Abends; es wehte ein kalter heftiger Westwind und ein feiner Regen verstärkte noch die Dunkelheit der mondlosen sternlosen Nacht.

Als das Boot abstoßen sollte, stellte einer der Ruderer. Man suchte ihn im ganzen Schiffe, aber es war keine Spur von ihm aufzufinden. Er war bei der Abendmusterung zugegen gewesen, hatte auch an dem Platze, wo die Bootsbesatzung fehlte, seine Hängematte aufgeschnürt und sich, wie seine Kameraden behaupteten, um acht Uhr mit ihnen hingelegt. Jetzt war die Hängematte leer, niemand hatte gesehen, daß er sie verlassen und sein Verschwinden blieb daher gerathen räthselhaft.

Um indessen die Officiere nicht länger warten zu lassen, sprang an seiner Statt der wachehabende Unteroffizier, ein gewisser Feuerwerksmaat Graßseld, die Treppe hinunter in das Boot.

Auf der letzten Stufe angelangt glitt er aus, fiel über Bord und war im Augenblick unter der dunkeln Fläche verschwunden.

Ein Schrei des Entsetzens entfuhr der Bootsmannschaft und der Ruf „Mann über Bord“ brachte bald das ganze Schiff in Aufruhr.

Der Officier der Wache stürzte nach dem Hinterdeck; ein Druck an den Federn der Rettungsboje*) ließ diese brennend zu Wasser fallen und der Strom entfernte sie mit reißender Geschwindigkeit vom Schiffe. Ihre bläuliche Flamme schwankte wie ein Irrlicht über den tückischen Wogen und zeigte dem nacheilenden Boote den Weg zur Rettung. Doch ehe sie von letzterem erreicht wurde, erlosch das flackernde Licht. Schwarze Nacht verhüllte wieder die Wasserfläche und entzog die Böse den spähenden Blicken der Retter. Vergebens suchte man im Boote die Spur wiederzufinden, vergebens wurde der Name des Verunglückten gerufen; beide blieben verloren und nach fünfstündigem Rudern kehrte endlich die bis zum Tode ermattete Bootsbesatzung an Bord zurück.

Als am Nachmittage des andern Tages ein aus See zurückkommender Lootsenkutter die in der Wesermündung treibend gefundene Boje mitbrachte, zweifelte niemand mehr an dem traurigen Schicksale des Unglücklichen.

Sein Tod wurde allgemein betrauert, um so mehr, da er eine junge Frau und zwei kleine Kinder in hilfloser Lage hinterließ. Zugleich war es jedoch allen unbegreiflich, wie Graßfeld, einer der anerkannt besten Schwimmer der ganzen Flotte, die Rettungsboje nicht erreicht hatte. Nach seinem Untersinken war kein Laut mehr von ihm gehört worden und man konnte nur annehmen, daß ihn in dem eisigen Wasser der Schlag getroffen habe.

Der Matrose, dessen Verschwinden solche Folgen gehabt, kam nicht wieder zum Vorschein und es blieb unerklärlich, was aus ihm geworden.

Der Ertrunkene war wegen seiner Tüchtigkeit und seines Benehmens auf der Flotte allgemein beliebt gewesen und da seine Frau sich in der traurigsten Lage befand, wurde beschlossen, für sie an Bord der Schiffe eine Collecte zu veranstalten.

Bei solchen Gelegenheiten appellirt man nie vergebens an das gute Herz der Seelente. Für Unglückliche haben sie stets eine offene Hand, namentlich aber, wo es gilt, einem Kameraden zu helfen. Die Collecte ergab einen reichlichen Ertrag. Dem Admiral bis zum letzten Schiffsjungen zeichnete jeder sofort die Gage eines Tages und es konnten der unglücklichen Wittwe 600 Thaler eingehändigt werden, die sie wenigstens gegen Mangel schützten.

Dreiviertel Jahre waren seitdem verflossen. Das Andenken an den traurigen Vorfall und an das Opfer desselben war fast erloschen, als es plötzlich auf eigenthümliche Art wieder aufgefrischt wurde und zwar durch die Ankunft eines Briefes, dessen Bekanntwerden in den Gemüthern der Flottenmannschaft eine Mischung von Staunen, Verwunderung, Aerger und Heiterkeit hervorrief.

Der Brief führte von dem ertrunken geglaubten Unteroffizier selbst her, war von Bord einer spanischen Fregatte aus Cadix datirt, auf der sich Graßfeld zur Zeit als Oberfeuerwerker befand, und an seine Frau in Bremerhaven gerichtet. Graßfeld hatte sich an jenem Abende gerettet, aber nicht zufällig, sondern er war absichtlich desertirt. Die Art und Weise seines Entweichens war lange vorher von ihm überlegt und mit einer bewunderungswürdigen Kühnheit ausgeführt worden.

*) Man hat zweierlei Arten Rettungsboyen, die eine für den Tag, die andere für die Nacht. Erstere bestehen aus dreien, weiß oder roth gestrichenen Korktringen, die mit Segeltuch bemalt sind. Man wirft sie dem Verunglückten zu und sie befähigen so viel Tragfähigkeit, daß sie den Betreffenden bis zur Brust über Wasser halten, wenn er sie sich über den Kopf streift. Die zweite ist ein aus kupfernen hohlen Kugeln und Röhren construirtes Gestell, das hinten am Schiffe hängt und durch den Druck einer Feder fällt. Durch Ballast ist es so regulirt, daß eine am hinteren Theerheile angebrachte Stange ein bis zwei Fuß über die Wasserfläche emporragt. Die Spitze dieser Stange trägt ein horizontales Blechkästchen. Dasselbe enthält eine Feuerwerkscomposition, die, einmal entzündet, im Wasser nicht verlischt und 10—15 Minuten lang brennt. Durch eine andere Feder wird diese Composition mit Hilfe einer gewöhnlichen Einrichtung entzündet, der die Boje fällt und die Flamme zeigt dann dem rettenden Boote sowohl wie dem Verunglückten den einzuschlagenden Weg. Diese Nachtboyen haben so viel Tragfähigkeit, daß sie bequem drei bis vier Personen halten können und haben in der Dunkelheit unschätzbaren Werth.

Digitized by Google

Etwa ein halbes Jahr zuvor war nämlich beim Kentern eines Marinebootes ein verheiratheter Unterofficier ertrunken. Eine zu Gunsten der Wittwe veranstaltete Sammlung hatte eine beträchtliche Summe ergeben und Graffeld beschloß, seiner Frau ein ähnliches Capital zu verschaffen, indem er jene Scheinkatastrophe in das Werk setzte, bei der er sich auf seine Schwimmfertigkeit verließ. Aus Furcht vor einem Mißlingen des Planes theilte er keiner Seele außer einem Kameraden etwas davon mit und dieser Eine war der an jenem Abende so räthselhaft verschwundene Bootsrudrer. Auf der Rhede von Bremerhaven, etwa dreiviertel Meilen von der „Hansa“ entfernt, lag damals ein spanischer Schooner segelfertig, dem jedoch zum Auslaufen noch einige Leute fehlten. Dies war der Zauberer, der die beiden Verschwundenen aufnahm und entführte. Ein von ihm geschicktes kleines Boot hatte sich in der Dunkelheit unbemerkt der „Hansa“ nähern können, war am Bug des Schiffes angelegt und hatte den Matrosen aufgenommen, der vorsichtig aus seiner Hängematte geschlüpft, durch das dunkle Zwischendeck nach vorn gekrochen und durch die Bugpforte in das ihn erwartende Boot gelangt war, das ihn an Bord des Schooners brachte.

Grafffeld hatte mit ihm die Flucht verabredet, mußte jedoch, um seinen Zweck zu erreichen, einen andern gefährlicheren Weg einschlagen.

Der gewagte tollkühne Streich gelang. Im Wasser entfernte er sich seitwärts von der Rettungsboje, ließ das Boot an sich vorüberfahren, befreite sich von dem ihn behindernden Zeuge und schwamm bei dem schlechten Wetter und der dunkeln Nacht trotz der eisigen Kälte des Wassers in dem reißenden Strome dreiviertel Meilen weit an Bord des Schooners. Glücklich erreichte er das Fahrzeug, das am andern Morgen in aller Frühe Anker lichtete und mit den beiden Desertenren in See ging. Grafffeld hatte früher auf spanischen Kriegsschiffen gedient. Ihm hatte das Leben dort besser, als auf der deutschen Flotte gefallen und er beschloß, nach Spanien zurückzukehren, zumal aber seine Frau durch einen Geniestreich gegen Noth zu sichern. Bald nach seiner Ankunft in Cadix glückte es ihm auch, eine gute Stellung zu erhalten; aber erst, als er sich von dem Gelingen seines Planes vollständige Gewißheit verschafft, schrieb er an seine arme Frau, die ihn so lange für todt beweint hatte. Mit welchem Rechte er jedoch dieser im Punkte der Schweigsamkeit nicht zu viel traute, bewies ihre Erzählung des Briefinhalts, den sie in der Freude ihres Herzens, unklug genug, Jedermann mittheilte.

Natürlich dachte niemand daran, ihr die gesammelte Summe zu mißgönnen, geschweige denn anzutasten; aber die originelle Art, sich ein Capital zu verschaffen, war an Bord noch oft der Gegenstand allgemeiner Heiterkeit.

Wunderliche Begegnungen auf einem Spaziergange.

Von Berthold Sigismund.*)

„Wundre Dich über nichts!“ So ruft ein römischer Dichter dem zu, der die Welt als Weltweiser anschauen wolle. Nun wenn die Weisheit darin bestände, da gäb' es Philosophen in Fülle. Wer erstaunt im Zeitalter des Dampfes noch über irgend etwas? Und doch leben wir in einer Welt voll Wunder.

Wenn ein deutscher Spaziergänger in seiner Heimatflur einen Schwarm Kolibris über einem Kleefelde schweben oder ein Rudel Tapire aus dem Schilfdickicht eines Teiches hervorbrechen sähe, da würde er doch wohl über die ausländischen Gäste stutzen und allerlei nachdenkliche Betrachtungen daran knüpfen. Nun begegnen wir aber in der That auf jedem Spaziergang einer Menge von blutfremden Ausländern, die, wenn sie auch nicht fliegen und rennen können, doch durch ihre Anspruchmachung in unserm Vaterland Aufmerksamkeit verdienen und dem sinnigen Menschen eine erfreuliche Bewunderung abnöthigen. Dies sind die Pflanzen, welche fernen Ländern entstammend nunmehr so gute Deutsche geworden sind, daß ihnen niemand etwas Fremdartiges anmerkt. Wenden wir ihnen einmal auf einem Spaziergang einige Beachtung zu!

Sobald wir aus dem Thore treten, empfängt uns die anmuthige Anlage, die statt des mittelalterlichen Walles und Grabens die Stadt gefällig umgibt. Traulich und altheimatt grüßen uns die Sträuche, welche die Rasenplätze umrahmen und die Bäume, welche majestätische Schattengewölbe bilden! Hier fühlen wir uns so recht behaglich zu Hause. Und doch sind wir von einer bunten Schar von Fremdlingen umringt, deren Ahnen selbst kein Seher hätte prophezeihen können, daß ihre Nachkommen im Lande der Wälder und Sümpfe, wie Tacitus Germanien schildert, sich niederlassen und wohlfühlen würden. Die prächtige Roßkastanie, die einem riesigen kerzenvollen Kandelaber ähnelt, ist eine Perserin und hat sich erst seit dreihundert Jahren in Europa angesiedelt; aus Persien stammt auch der weit länger eingebürgerte Wallnußbaum, dessen Name andeutet, daß er über die Alpen aus Welschland zu uns kam; seiner immergrüne Lebensbaum ist ein chinesisches Landeskind, er macht auf unser Gemüth noch immer einen gewissen Eindruck des Halbfremden. Dagegen betrachten wir ganz unbefangen die zierlichen Akazien, jenen Essigbaum, diese Platanen, jenen Rognuss-Eschhorn und die schlanke Weymouthskiefer als echte Landsleute und doch behnl sich zwischen ihrer Heimat und der unsrigen der atlantische Ocean. Vollends urdeutsch erscheinen uns die Linden, und doch ist die kleinblätterige, welche später ausschlägt und später und reichdoltiger blüht als die großblätterige, aus Südeuropa eingeführt.

In die Gebüsche, aus denen uns das Lied der Grasmücken entgegentönt, sind eine Menge Fremdlinge eingedrehl, denen wir fast so wenig, wie den darin nistenden Vögeln, etwas Fremdländisches anmerken. Oder denken wir beim Goldregen und dem Blasenstrauche an Tyrol, bei der Pimpernuß an die Schweiz, beim Teufelswirn und Jasmin an die Mittelmeerländer, bei der Goldstachelbeere und dem rothblühenden Brombeerstrauch an Amerika und endlich gar bei der Silberblüthe (Spiräe), die auch die wilde Hecke mit duftigen Sträußen schmückt, an das Land des Xerxes und Hafis, wo die Bülbül (Nachtigall) ihre ergreifenden Strophen auf einem solchen Strauche sitzend anstimmt?

Welch eine fremde Welt hat sich da zwischen unsre urdeutschen Gewächse eingeschoben und der neuen Heimat angepaßt! Meint man nicht, die Natur habe diese Silberblüthe ursprünglich für eine Laube geschaffen, in der ein sinniges deutsches Mägdlein sich in holder Träumerei wiegt, sie habe das liche Grün der Akazie von Anfang an zur Folie für das dunkle Grün jener andern Laubgruppen bestimmt? Wie harmonisch hat sich da Einheimisches und Fremdes zusammengeschaart und in lieblicher Eintracht ein aus vielerlei Nationalitäten gemischtes Völkchen gebildet!

Wir wandern weiter, hinaus ins freie Feld. Und echt deutsch spricht und die liebliche Landschaft an, schlicht schön und ruhig gehalten, wie wir es für die wahre germanische Art halten! Wie vertraut grüßt uns die wogende Saat, das freudiggrüne Flachsfeld, der goldgelb blühende Raps! Ach, verschont mich mit euren Lobpreisungen fremder Landschaften, mit den Palmenwäldern und Zuckerrohrdickichten der Tropen, der lombardischen Aue sammt ihren Mais- und Reisfeldern; ich lobe mir die ursprünglich deutsche Feldmark, die heimelt mich an, die gibt mir die süße Zuversicht, daß ich zu dieser Natur von Uranfang als Glied gehöre, daß diese Pflanzen meine trauten Heimatgenossen sind!

Ehre sei dem innigen Heimatgefühle, der Werthschätzung des vaterländischen Guten und Schönen, die den Deutschen so oft adelt! Aber ein wenig Phantasie — das können wir nicht verschweigen — spielt bei dieser Heimatseligkeit so gut mit, wie bei dem Nationalstolz

*) Wir bieten unsern Lesern hiermit die letzte Arbeit des am 31. August verstorbenen Verfassers. Deutschland hat an ihm einen seiner liebenswürdigsten Schriftsteller, einen warmen Freund und tüchtigen Kenner der Natur verloren.

Die Redaction.

Digitized by Google

andrer Völker. So wie gar manche urdeutsch erscheinende Wörter unsrer Muttersprache auch in den Sprachen wildfremder Völker, wie der Slaven oder Perser, vorkommen (welcher Ungelehrte hält zum Beispiel unsre Zahlwörter nicht für ferndeutsch, die doch gemeinsames Gut aller zur großen arischen Familie gehörigen Nationen sind?): so stammen auch viele der in unsern Fluren angebauten Pflanzen, die uns als von Anbeginn in Deutschland lebende erscheinen, aus einer fernen, fernen Heimat, aus der sie zum Theil in unvordenklicher Zeit, manche vielleicht mit unsern Urahnen selbst, aus dem Ostland eingewandert sind.

Ursprünglich deutsch sind unter den Getreidepflanzen vielleicht der Hafer und Roggen, beide bei den alten Aegyptern und Griechen nicht angebaut; sicher ist ihre Einheimischkeit indeß nicht ganz, da man sie im wahrhaft wilden Zustande nirgends gefunden. Gerste und Weizen stammen wahrscheinlich aus Mesopotamien und sind über Aegypten, Griechenland und Italien zu uns gekommen. Die Hirse ist eine ostindische, der Buchweizen, der erst im Zeitalter der Reformation nach Europa kam, eine westchinesische Grasart. Also sind die Kulturpflanzen, die uns durch ihr Hoffnungsgrün im Frühling und noch im Erntekranz so urdeutsch anmuthen, fast alle Sprößlinge fernab wohnender Eltern, und damit auf unsrer Feldflur auch die neue Welt vertreten sei, hat uns Amerika den stattlichen Mais und die unscheinbare Kartoffel gesandt.

Aber die Gesellschaft, die unsre Felder belebt, ist eine noch bunter gemischte. Die Lupine ist ein Kind der Mittelmeerländer, aus denen uns auch die wohl aus dem Morgenlande stammenden Linsen, Erbsen und Puffbohnen zugeführt sind; die Bohne, welche den Saum der Kartoffeläcker mit rother Garnitur schmückt, ist eine Ostindierin. Unter den Oelpflanzen findet sich auch nicht eine einzige einheimische; der Raps stammt aus Südeuropa, der Mohn, der die Flur so prächtig putzt, ist ein Hinter, die Sonnenblume eine Peruanerin. Auch die Gespinnstpflanzen sind fremden Ursprunges; der Hanf ist aus dem Gangeslande; der Flachs, der uns so recht urdeutsch anheimelt, jedenfalls aus dem Morgenlande gebürtig. So haben Ausländer unsre einheimische Faserpflanze, die Brennessel, verdrängt. Auch manche Kinder der blütheureichen, von Bienen und Faltern umschwärmten Kleefelder sind fremden Ländern entsprossen; so sind uns Schneeklee und Esparsette aus Südeuropa zugekommen.

Freundlinge über Fremdlinge sind es, die unsren Kultur-Landschaften das Gepräge geben. Ein Deutschthümler, der in urteutonischer Natur sich ergehn wollte, müßte sein Lustwandeln auf Wiese und Forst beschränken; sonst findet er überall fremden Anflug, der das Ursprüngliche ungestimmt hat. Müssen wir uns da nicht wundern, wie die Kulturgeschichte, fast so wie die Mode, welche die allen besonderen Trachten der Gaue verdrängend, eine Allerweltstracht zu schaffen strebt, im Reiche der Pflanzen ausgleichend und die verschiedenen Landschaften verähnlichend wirkt? Ist nicht jede schlichte Flur ein reicher Akklimatisations-Garten, dessen Wunder uns blos deshalb so wenig anfallen, weil sie uns alltäglich geworden sind?

Wer denkt in der bäuerlichen Obstbaum-Pflanzung, an der wir eben vorübergehn, an die großen kulturgeschichtlichen Ereignisse, durch die sie möglich wurde? Kühne Helden mußten Kriegszüge unternehmen, weltsenderartige Wanderer sich in fremde Gegenden wagen, sorgsame Pfleger mußten seit mehr als einem Jahrtausend sich mit der Erziehung und Veredlung einzelner Gewächse Mühe geben, ehe dieser Baumgarten so dasteben konnte, wie er jetzt den Eigenthümer und den Vorübergehenden erfreut. Griechen, Römer und Araber, Italiener, Franzosen, Engländer und Deutsche haben zusammen arbeiten müssen, um uns die edeln Obstbaumarten zu schaffen, deren Blüthe uns im Lenz, deren Frucht uns im Herbst erfreut. Was sich in der Weltliteratur, wie sie Göthe großsinnig schildert, mehr und mehr bewahrheitet: die gemeinsame Arbeit der Kulturvölker im Dienste des Schönen, das hat sich in der Obstbaum-Erziehung schon lange auf das Herrlichste erfüllt.

Die einheimischen Obstbäume: der wilde Apfel- und Birnbaum und der Vogelkirschenbaum sind kaum wahre Obstbäume zu nennen. Nur ein von Hunger und Durst geplagter Halbwilder findet an den Vogelkirschen, die mehr für den Kerubeißer als für den Menschen geschaffen scheinen, oder gar an den Holzäpfeln und Holzbirnen, wie sie auf den kuorrigen, knorrigen Stämmen der Wildlinge wachsen, ein wahres Behagen. Gleicht doch die Empfindung, die uns nach einem Biß in eine Holzbirne befällt, dem furchtbaren Krampfe, der uns die Kehle abzuschnüren droht, wenn wir im Traume, von einem Unthiere geängstigt, um Hilfe rufen wollen und den Hals „garottirt" finden. Wenn wirklich aus diesen Wildlingen unsre edeln Obstsorten entstanden sind (möglich wär' es auch, daß die Holzapfelbäume nur verwilderte eingeführte Bäume darstellen), dann hat eine uneudliche Pflege angewandt werden müssen, um ihre rauhe Natur zu mildern und ihr starres Wesen zu der biegsamen Entwicklungsfähigkeit zu bringen, die wir in den tausenden von Obstsorten bewundern.

Die übrigen Obstbaum-Arten sind nachweislich alle eingeführte Fremdlinge und zwar fast alle Sprößlinge der Europa nächsten, milden Länder Asiens. Aus Kleinasien stammt der Mandelbaum, der im April unsere Gärten mit rosigen Blüthen ziert, aus dem Kaukasuslande die Zwetsche und saure Kirsche, aus Armenien die Aprikose, aus Persien die Pfirsiche, die durch ihren Namen an ihr Mutterland erinnert, die Mispel und der Wallnußbaum, aus Indien die Quitte.

Nur von wenigen Obstbäumen kennt man leider die Zeit ihrer Ueberführung nach Europa. Alexander brachte von seinem Heldenzuge nach Asien die Aprikose und wohl auch die Wallnuß mit; im zweiten Jahrhunderte vor Christus, zu Catos Zeit, kam die Zwetsche nach Italien, von der Plinius schon mehrere Spielarten kannte; die Sauerkirsche gelangte im J. 74 vor Christi Geburt in die römischen Gärten, und zwar durch den üppigen Schwelger und leidenschaftlichen Gartenfreund Lucullus, der sie von seinem Feldzuge aus Cerasus im Pontus mitbrachte.

Die edelste aller Obstarten, deren Einführung nach Europa in den schönen Sagen vom Bachuszuge gefeiert wird, der Weinstock, scheint seine Urheimat in den am Fuße des Kaukasus gelegenen Waldungen zu haben, wo er wie Epheu wuchernt und an den Bäumen emporstreben soll.

So finden wir denn an fast allen, durch den Menschen in höhere Pflege genommenen Stellen Anlaß zur Verwunderung, wir begegnen auf Schritt und Tritt Fremdlingen, deren Aufenthalt in unsrer Heimat im Grund ebenso wunderbar ist, wie es ein Kolibrischwarm oder ein Papierrudel sein würde. Aber nicht blos im angebauten Lande, auch in der wahrhaft wilden Natur treffen wir angesiedelte Ausländer und zwar solche, die durch unabsichtliches Wirken der Menschen aus der Ferne eingeführt worden sind. Das kanadische Ruftraut, das auf dem Gerölle der Straßenräume, selbst in Wäldern wuchert, stammt aus Nordamerika und soll als Füllung von Vogelbälgen herübergekommen sein; die Spitzklette ist durch fremde Wolle eingeschleppt worden; der Kalmus, der an unsern Flußufern wächst, stammt aus Ostindien und keine Urkunde, nicht einmal eine Sage meldet, wie er zu uns gelangt und in unsern Fluren verbreitet worden ist.

Ja, ein kurzer Spaziergang in einer deutschen Flur läßt uns mancherlei wunderbare Begegnungen erleben, und wer sich seine Mußestunden würzen will, der gebe das Verwundern nicht zu früh auf. Nur der Gleichgültige erstaunt nie; aus der Verwunderung erwächst die sinnige Betrachtung und aus dieser die höchste Naturfreude.

Am Familientische.

Der König zieht vorüber!

In den Beiträgen zur Naturgeschichte einiger dem Südosten Europas angehörender Vögel (Naumannia II. Heft 1850) habe ich (Seite 76) des Eindrucks flüchtig erwähnt, den ein vorüberziehender Königs-Adler auf die Bewohner einer der reichsten Reiherkolonien übte. Ich hatte mir damals vorgenommen, die interessante Scene später auszumalen. Ich will es jetzt wenigstens versuchen, da die Ausführung einer an Ort und Stelle entworfenen Skizze mich oben beschäftigt und dies Lebensbild neu aufgefrischt hat.

Es war im „weißen Moraz", wo, wie ich bei jener Gelegenheit schrieb und noch heute schreibe, ich „meine schönsten ornithologischen Festtage gelebt". Im weißen Moraz, jenem Complex von unabsehbaren Rohrwäldern, saftigen

Wiesen, seichtem und tiefem Gewässer, am Rande von mäßigen Wäldern und dem fruchtbarsten Boden begrenzt, durch den Bega-Canal mit dem fischreichsten Flusse Europas, der Theiß, zusammenhängend, und selber in dem einige Quadratmeilen großen Wasserbecken einem unerschöpflichen Fischreichthum bergend, den weder die unwohnenden Fischer noch die tausende von fischfressenden Vögeln zu verringern im Stande sind. Im weißen Mooslt mit den vielen verschiedenen Brutkolonien der Reiher, Cormorane, Pelikane, Löffelreiher, Ibisse, Seeschwalben, Möven, Brachschwalben, Gänse und Enten. O, das war ein Leben für den Ornithologen! —

Doch zur Sache! Wir befinden uns mitten in der Reihercolonie! Hunderte bis 150 Beidenbäume (Salix fragilis) sind mit grünem und kleinen Nestern bedeckt. Einige dieser Bäume in 15, ja 20 Nester. Oben in den Gipfeln stehen die des Zwerg-Cormorans — Carbo pygmaeus — und des Seiden- oder kleinen Silberreihers — Ardea garzetta — weiter unten auf den schräkhern Seitenästen sind die durchsichtigen kleinen Nester des Nalsenreihers — Ardea comata — auf den stärkern die des Nachtreihers — Nicticorax communis — angelegt, und die untersten Gabelungen hat der ernste Fischreiher — Ardea cinerea — unter Landsmanns — eingenommen. Dieser reiche Nesterstand zählte viele hundert Paare der genannten Arten. Jenseit des Bega-Canals befand sich eine Brutcolonie des großen Cormorans — Carbo cormoranus — und zu beiden Seiten wurde der Wald von Saalweiden, Gebüsch und freiem Wasser begrenzt. Wer jemals eine Saatkrähen-Colonie gesehen, vermag sich nun annähernd eine Vorstellung von dem Leben und Treiben zu machen, das diesen interessanten Platz erfüllte, und zwar Tag und Nacht ohne Unterbrechung. Da steht — selbst im Vonnemond melancholisch — der düstere graue Fischreiher über seinen Jungen! Wehe demjenigen seiner Verwandten und Nachbarn, der seinen dolchähnlichen Schnabel zu nahe kommt! Da stehlen einige unruhige Nachtreiher vom oder zum Horst, und sperren krächzend den langen Schnabel gegen einander auf. Da sieht ein gewandter Nallenreiher einem andern das Neisig zum eigenen Nestbau. Da kommen leichten Fluges die Grazien unter den Reihern, die schwereisen, schlanken Seidenreiher heran und lassen sich voll Anmuth auf ihre Horste nieder. Fortwährende Bewegung, fortwährendes Geschrei von Alt und Jung! Jetzt wird der Tumult stärker, stundenlabend — ein Mitan oder eine dichte Gruppe hat ihren Feind von Jungen oder Eiern gehetzt — allgemeine Entrüstung, allgemeines Wehe- und Nachgeschrei! Da plötzliche Todtenstille nach einem eigenthümlichen Laute! Das Schreien und Krächzen der Reiher, das Trompeten der Gänse, das Schnattern der Enten verstummt. Die eben noch langgedehnten Hälse der Nachtreiher ziehen sich ein, die der Purpurreiher mehr mit Körper und Schnabel in eine gerade Linie gestreckt; selbst bleibt alles starr und stumm in der Stellung, die jetzt gerade eingenommen, und blinzelt nur mit einem Auge nach oben! War es der Ton von Hilens Zanderhorn, der alles Leben zur Bildsäule machte? Auf einen Ton, einen Laut allerdings war die Verwandtung eingetreten: auf den wohlvertrauten Warnlaut eines Nachtreihers! Bald sollten auch wir ihn verstehen; bald auch über uns rauschte ein mächtiger Flügelschlag: der König der Vögel, ein mächtiger Adler zog vorüber.

E. Baldamus.

Sklaverei in Südwestafrika.

Man hört nicht selten die in Amerika herrschenden Sklavenverhältnisse damit entschuldigen, daß die eingeführten Sklaven dergleichen auch ihrer Heimat gewöhnt seien. Zwischen amerikanischen und afrikanischen Sklavenverhältnissen bestehen aber vielfache starke Unterschiede; zur Vergleichung führen wir nur Einiges an, das sich auf die Gegenden in Südwestafrika bezieht.

Bei den dort wohnenden Völkern, über welche Lakislaus Magyar Ausführliches berichtet, ist Sklaverei allgemeiner Gebrauch, allein die Sklaven sind daselbst meistens viel besser daran, als sich unsere Dienstboten und Fabrikarbeiter. Kein freies Frauenzimmer nimmt das geringste Bedenken, sich mit einem Sklaven zu verheirathen, dem Kinder gebören stets der höheren Hand an. Nur wenn beide Eltern Sklaven sind, werden die Kinder auch als solche betrachtet, andernfalls sind sie frei. Es steht dort zwar auch dem Herrn frei, verheirathete Sklaven durch Verkauf zu trennen, allein er tägt dies sein bleiben, denn würde er heute das Weib an einen andern Herrn verkaufen, so würde morgen der Mann demselben nachlaufen. In der Besitzung des Herrn seines Weibes angekommen, würde er sofort jenem einen kleinen Schaden zufügen, etwa eine Ziege erschlagen und ein Stückchen Fleisch derselben verzehren und sich dann dem Herrn mit den Worten vorstellen: „Ich bin dein Sklave!“ Sein früherer Besitzer hat alles Recht dadurch auf ihn verloren. Derselbe Fall würde eintreten, wenn ein Herr seine Leibeigenen zu streng halten wollte, — sie liefen ihm sammt und sonders zum besseren Nachbar und die Volksanschicht würde es billigen. Außerdem nimmt auch der Fetisch die Sklaven gegen ihre Herren in Schutz, d. h. die letzteren müssen fürchten, von ihren Dienern vergiftet zu werden. — Die Sklaven sind daselbst entweder Hausklaven oder Feldsklaven. Die Hausklaven haben sehr wenig Arbeit, sorgen meist für ihren Unterhalt selbst und erhalten ab und zu vom Herrn für sich und ihre Frauen ein Stückchen Kattun als Kleidung. Manche von ihnen gehen auch für ihre Herrn auf die Jagd oder auf Handelsreisen, kommen dabei nicht selten in ihre Heimatsländer zurück, — keinem fällt es aber ein, dann von ihren Herrenrechten zu entlassen. Sie können es daheim nicht so gut haben. Für sie bleibt die Freiheit hier der Neger sehr wenig Sinn. Sie traf Wissen einen Sklaven, der als Kaufmann in einer Hafenstadt des äquatorialen Westens ganz behaglich lebte, sich selbst wieder mehrere Sklaven hielt und seinem Herrn jährlich nur eine bestimmte Abgabe zahlte. Der Engländer sprach seine Verwunderung darüber aus, warum er sich nicht loskaufe. „Warum soll ich dies thun?“ erwiederte er, „es fehlt mir an nichts, deshalb kaufe ich mir lieber für jenen einen anderen Sklaven, der für mich arbeitet, dann bin ich besser daran.“ — Die ackerbauenden Sklaven leiden hier deren in Dorfschaften beisammen, bauen die Felder in einfacher Weise und haben, — ähnlich wie der göttliche Sabbirt des Obstbaus, jährlich nur bestimmte Prozente ihres Erwerbes dem Gebieter abzuliefern, der sich im Uebrigen um ihre Thun und Treiben nicht kümmert. Alte Burschen mit weißem Kraushaar sitzen in solchen Sklavendörfern Abends gemüthlich vor ihren Hütten und rauchen ihr Pfeifchen, von der Schar ihrer Enkel umspielt, mit derselben Behaglichkeit, wie etwa ein alter deutscher Landmann, der — seine Steuern richtig bezahlt hat.

Bierzählungen.

Dr. Mair in Fürth gibt in seinem Werke über „das Bier“ allerlei Winke über Fälschungen und Erkennmittel, welche bei der Herstellung des gepriesenen Gerstensaftes noch vorkommen sollen. Als Ersatzmittel für das Malz sollen hie und da verwendet werden 1) ungemalztes Getreide: Gerste, Weizen oder Mais. Der Brauer sucht dadurch wohl den Malzverlust zu decken, kleinere Mengen sollen nicht gerade schaden, größere hingegen durch die Hülsen einen herben Geschmack erzeugen; — 2) Kartoffeln; 100 Pfund davon sollen 25 Pfund Gerstenmalz ersetzen; mitunter sollen Brauer bis 50 Procent Kartoffeln verwenden, die letzteren zunächst zerreiben, dann aufsaugen und dem Malze zusetzen. 3) Zucker-Syrup oder Dextrin-Zucker bietet dem Brauer nur insofern etwa einen Vortheil, als er die Malzheuer dadurch umgeht; sonst ist er eben so theuer wie Malz.

Als Ersatzmittel für den Hopfen findet man mitunter Hopfenextracte angerühmt, die aber gelegentlich mit allerlei bittern aromatischen andern Stoffen gefälscht werden sollen, z. B. mit Pomeranzenschalen, Enzian, Fieberklee, Tausendgüldenkraut, Benedictenkraut, Zitwer- und Ingwer-Wurzel, Paradieskörner, Quassin, Wehrmuth ꝛc. Ebenso gibt er an, daß Brauer die Hefe mit Weingeist vermischen, die Träber mit letzteren anfprengen oder dem fertigen Bier etwas Alkohol zusetzen, um die brauchenden Wirkungen ihres Ersatzmittels zu steigern. Solche alkoholische Biere haben bei länger fortgesetztem Gebrauche dieselben Uebelstände im Gefolge wie alle andern spirituösen Getränke.

Als durchaus schädlich bezeichnet er Vermischungen des Bieres mit nachfolgenden Stoffen: Schwefelsäure, mit der ohne Alaun, um das Bier zu klären; benauschende Mittel: Mohnköpfe, Lolch, Kockelskörner oder Extracte aus denselben, Bilsenkraut, wilder Kümmel, Buchsbaumblätter und Rinde, Aloë, Guajak, Koloquinthen, spanischer Pfeffer und Brechnuß. Als schädlichen Zusatz bezeichnet er die Pikrin-Säure oder Welterische Bitter, das den Hopfen ersetzen soll. Hoffentlich kommen von all diesen aufgezählten Legionen von Fälschungen gegenwärtig gar keine mehr vor als eine, die etwa — eine sparsame Hausfrau durch Zufüllen von Wasser bewerkstelligt.

Hermann Wagner.

Aus Nord-Amerika.

Die lebhafte Schilderung eines deutschen Amerikaners über die Zustände in den Vereinigten Staaten ist doch das Merkwürdigste, was man lesen kann. Interessant ist schon die Wahrnehmung, wie ihm überall in die Rede, auch wenn er noch fließend deutsch spricht, eine Menge englischer Ausdrücke einfließen. Die meisten derartigen Ausdrücke stammen aus dem gewöhnlichen Leben; niemand nennt ein amerikanisches Bauerngut anders als eine farm, der Zaun ist ein fence, das Dampfschiff ein steamer u. s. w. Wenn die Kinder deutscher Eltern auch deutsch sprechen sollen, müssen sie eine deutsche Schule haben; sonst lernen sie leichter und lieber das Englische. Aber in eine Schule im Busch ist ein ungemüthlicher Ort; ein Blockhaus ohne Fenster, außer der Thüre nur mit Luft-, resp. Lichtöffnungen versehen, die mit einer hölzernen Klappe geschlossen werden. Bei dem herrschenden Freiheitsgefühl liegt aber vor allem die Schulpflicht im Argen; die Kinder widersprechen der Mutter, wenn ihnen nicht pleasen gefällt, was die Mutter sagt, so muß viel mehr dem Lehrer. Beim Streit der Knaben ist's eine gebräuchliche Redensart: I kill you (ich mache dich todt). Die Geschichte von jenem Herrn Wash in Louisville in Kentucky ist charakteristisch. Ein treuer Lehrer gibt sich alle Mühe, in seiner Schule Zucht und Ordnung aufrecht zu erhalten. Aber ein Bursche ist gar nicht zu bändigen. Schläge sind verpönt; so muß der Lehrer andere Mittel anwenden. Er tadelt ernstlich den widerstrebenden Knaben und stellt ihn an die Thüre. Der Knabe entläuft. Noch während des Unterrichts kehrt er mit seinem Bruder zurück. Vor versammelter Jugend stellt derselbe den Lehrer zur Rede: „Ihr habt meinen Bruder injurirt (beleidigt).“ Und sofort zieht er den Revolver und streckt den Lehrer zu Boden. Todtes lässt er ihn liegen. Aber der Mörder an diesem Tage mir zur Bestrafung gezogen; noch das Gericht spricht ihn frei, weil er recht ist. Nun aber ist seiner Bleibens nicht länger in der Stadt; die Rache verfolgt den ruchlosen Mörder. Er entweicht in eine andere Stadt. Kaum ist er angelangt, da treten zwei junge Männer bei ihm ein: „Sie sind Herr Ward? bleiben Sie 24 Stunden hier, so sind Sie ein Kind des Todes.“ In New-Orleans trifft ihn dasselbe Schicksal. Derselbe in mehreren andern Städten. Endlich in Atlanta findet er Aufnahme. Auf dem Lande legt er sich eine Farm an. Daselbst wirthschaftete er, bis der Krieg sich in die Gegend zog. Da wurde auch sein Gut verwüstet und eine Kugel der Secessionisten machte seinem Leben ein Ende. E.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des „Daheim“ in Leipzig, Poststr. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von J. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im December 1864. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 12.**

Fräulein Juliane Ludovike.

Aus vergangenen Tagen von George Hesekiel.

Schon seit vielen Jahren verließ das hochwohlgeborene, ehrsame und tugendbelobte Fräulein Juliane Ludovike von Reneſſe die Wohnung nicht mehr, welche vor länger als vierzig Jahren der verewigte Freiherr von Breidbach-Bürresheim ihr, als seiner vielgeliebten Cousine, im Bürresheimer Hofe zu Coblenz überwiesen hatte. Die Erben des Freiherrn hatten die steinalte Verwandte, welche die Zahl ihrer Jahre sorgfältig verhehlte, im Besitz dieser Wohnung bestätigt und auch Sorge getragen, daß sie in dem Genuß derselben niemals behelligt wurde. Uebrigens fehlte es dem Fräulein Ludovike niemals an Gesellschaft, denn die edlen Sippen derer von Breidbach-Bürresheim und Reneſſe waren sehr zahlreich auf und ab am Rheinstrom und die alte Dame übte eine ganz merkwürdige Anziehungskraft aus, namentlich auch auf jüngere Leute. Schwerlich kam ein mit ihr irgendwie Verſippter nach Coblenz, ohne sofort der Tante Juliane Ludovike seinen Besuch abzustatten.

Auf welchen Umständen die Anziehungskraft, welche dieſes Fräulein von Reneſſe auf andere übte, eigentlich beruhte, war nicht leicht zu sagen, denn die alte Dame war weder besonders geistreich, noch auch besonders wohlwollend, und der irdischen Reichthümer besaß sie so wenige, daß ihre Besucher unmöglich in den Verdacht einer unsaubern Erbspeculation gerathen konnten. Fräulein Juliane Ludovike war auch keineswegs rücksichtsvoll gegen ihre Besucher und huldigte in ihren ziemlich häufig wiederkehrenden, wenn auch meiſt nicht lange andauernden Perioden von übler Laune einer echt rheinländischen Derbheit im Ausdruck, von der man ſich in der Familie die ergötzlichſten Anecdoten mittheilte. Sollte ſie doch einſt einem hohen Würdenträger der Trierſchen Kirche, dem Weihbiſchof von Orsbecken, der ebenfalls auch mit ihr verſippt war, kurz und gut gesagt haben: „Scher' Er ſich, Vetter, ich kann Seine Fratze nicht leiden, Er hat ſich Sein Wappen ins Geſicht geſetzt!“ Wer das redende Wappen der Orsbecken kennt, der wird die coloſſale Aufrichtigkeit der alten Dame bewundern. Der Weihbiſchof ſoll übrigens Humor genug gehabt haben, um am lautеſten über dieſen derniger Ausfall zu lachen.

Solcher und ähnlicher Geſchichten erzählte man ſich eine Menge in der Familie und in den näher befreundeten Kreiſen.

Vielleicht lag gerade in ihnen die Anziehungskraft, welche die alte Dame übte? In der That, ſie ſprach nichts Beſonderes, aber alles, was ſie ſagte, ſagte ſie auf eine beſondere Weiſe; dieſe beſondere Weiſe war indeſſen nicht einmal ausſchließliches Eigenthum des Fräuleins, ſie ſprach nur eben in der Weiſe einer längſt vergangenen Zeit und der Contraſt, welchen dieſe mit dem herrſchenden Ton des Tages bildete, war das eigentlich Feſſelnde ihrer Unterhaltung. Dabei muß denn allerdings auch bemerkt werden, daß die alte Jungfrau in ihrem langen Leben viel erfahren und noch mehr geleſen hatte, daß ſie viel wußte und gern davon ſprach, wenn ſie gute Laune hatte. In jener Zeit aber, von der wir reden, in der Mitte der zweiten Hälfte des abgewichenen Jahrhunderts, war es in den deutſchen Familien ein beinahe noch unangetaſtetes Vorrecht des Alters, zu reden und zu erzählen. Die Jugend führte noch ſo wenig das große Wort, daß es auch ſchon erwachſene Kinder nicht leicht wagten, in Gegenwart ihrer Aeltern oder ſonſtiger Reſpectsperſonen ungefragt zu ſprechen. Es wurde damals viel weniger geſchwatzt und disputirt, wie heutzutage, und die geſellſchaftliche Unterhaltung beſtand hauptſächlich darin, daß die Alten erzählten, die Jungen aber zuhörten. Die Kunſt des Hörens, und es iſt wirklich eine Kunſt, ſcheint uns ganz verloren gegangen zu ſein, damals aber wurde ſie eifrig geübt, indem man den Kindern ſchon frühe einprägte, daß man zwei Ohren und einen Mund habe, um mehr zu hören als zu reden.

Nun, Fräulein Juliane Ludovike wußte zu reden und ihre Zeitgenoſſen wußten zu hören, darum war ſie faſt keinen Tag ohne Beſuch im Bürresheimer Hof.

Heute hat die alte Dame ihren gewöhnlichen Donnerstags-Beſuch; drei Großnichten, Enkelinnen ihres jüngſten Bruders, des durtrierſchen Obriſten und Kammerherrn Clemens Wenzel Lothar von Reneſſe, bei welchem Herrn ſie einſt Mutterſtelle vertreten hat, wie ſie bei jeder paſſenden oder auch nicht paſſenden Gelegenheit anzumerken liebt.

Es iſt ein hohes, räumliches Gemach, in welchem wir die Geſellſchaft finden; die Wände ſind mit braunen Levertapeten bekleidet, deren eingepreßte Goldarabesken faſt ganz erblindet ſind; in dem Kamine, deſſen Mantel das Breidbachſche Familienwappen, den

Digitized by Google

rothen Trachen, hier aber leider schmachvoll mit einer nüchternen weißen Tünche überzogen, zeigt, lockert trotz der hohen Temperatur des Juni-Nachmittags ein lustiges Holzfeuer, und die alte Dame sitzt davon ganz behaglich nur nur durch einen Schirm gedeckt, dessen dünne gelbe Papierwand mit allerlei kleinen, sorgfältig ausgeschnittenen, bunten Bildern beklebt ist. Dieses Ausschneiden von bunten Bilderchen, mit denen man Körbchen, Kästchen und sonst alle mögliches Dinge beklebte, war damals Mode in Coblenz, und der Ofenschirm ein Geschenk der drei Gräfinnichten an die alte Tante, die sich überhaupt gern beschenken ließ und daraus sein Hehl machte.

Fräulein Juliane Ludovike saß steif und aufrecht in ihrem Stuhl; sie hätte nicht anders darin sitzen können, denn die hohe Rückenlehne, deren Spitze mit einer sauber in Eichenholz geschnitzten Bischofsmütze verziert war, erhub sich steilrecht hinter ihrem Rücken. Vielleicht hatte sich die alte Dame gerade darum diesen Stuhl ausgewählt; denn auch sie hielt ihre lange magere Figur, trotz der Last der Jahre, stets fest und aufrecht. So saß sie da, in einer ziemlich kurzen Robe von verschossenem gelben Seidenzeug und einer langen Schoßjacke von schwarzem Tuch darüber, welche mit weißem Pelz gefüttert und verbrämt war; über dem Pelzkragen aber erhob sich ihr kleines, vertrocknetes, gelbes Gesicht mit der kleinen spitzen Nase darin, den dünnen, fast blutlosen Lippen und den großen schwarzen Augen mit dem stechenden Blick, deren dichte Brauen und lange Wimpern schlohweiß waren. Auch das Haar der Dame war weiß, doch sah man von demselben nur zwei dünne Löckchen, welche an den eingesunkenen Schläfen unter der schwarzen Sammetkappe, die das Haupt und den Nacken bedeckte, zum Vorschein kamen. Die Arme lagen auf den beiden Armlehnen des Stuhls und die Finger der kleinen magern Hände waren mit einer Menge von zum Theil sehr kostbaren Ringen besteckt; die zierlichen kleinen Füßchen dagegen, welche die Kürze der Robe nicht verbarg, waren in fleischfarbenen Seidenstrümpfen und schwarzen Sammetschuhen mit einer gewissen Koketterie auf einem goldbefranzten Fußbänkchen von rothem Sammet aufgestellt.

Neben dem Stuhl stand ein roth lackirtes Tischlein auf drei ganz unglaublich dünnen Rehbeinchen, dessen Platte allerlei Gegenstände trug, von denen sich das Fräulein von Neuesse niemals trennte, als: ein Körbchen von Filigran, in welchem ein Riechfranz von Gold und Achat, eine kleine Börse von rother Seide und ein mit Spitzen besetztes Taschentuch, eine goldene Dose endlich mit spanischem Tabak gefüllt und dem Miniaturbild eines Cavaliers in der reichen Hoftracht vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Niemand hat erfahren, wessen Portrait das gewesen, es blieb das eins von den vielen Geheimnissen der Greisin. Endlich stand auf der Platte ein Porcellanflacon in entsetzlicher Drachengestalt, gewiß ebenfalls eine nicht unfeine Anspielung auf das Wappen der Breidbach-Bürresheim; das Flacon aber enthielt einen von jenen starken und nicht flüchtigen Parfüms, die im vorigen Jahrhundert beliebter waren als heutzutage.

Es läßt sich nicht läugnen, daß Fräulein Juliane Ludovike, die sie so da saß, recht wohl in ihre Umgebungen paßte und so auch Eindruck machte; sie hatte in ihrer Attitüde etwas, was, von fern allerdings nur, aber zugleich doch auch sehr bestimmt an eine Sphynx erinnerte, namentlich so lange sie schwieg, denn nur wenn sie schwieg, hielt sie die langen weißen Wimpern über die Augen gesenkt. Begreiflich übrigens finden wir's, daß viele, welche das greise Fräulein so zum ersten Male sahen, sich eines leichten Schreckens nicht zu erwehren vermocht hatten und daß manche zu einem zweiten Besuche bei ihr nimmermehr den Muth fanden.

„Ein Stück aus dem vorigen Jahrhundert, was der liebe Gott vergessen hat mitzunehmen!“ soll die junge Gräfin Metternich ganz ängstlich gesagt haben. „Es riecht bei ihr wie in der Ahnengruft!“ hatte der Domicellar Bollraths von Greiffenclau schaudernd bemerkt, als einst das Gespräch auf die alte Dame im Bürresheimer Hof gekommen.

Die Herrschaften mußten sehr zart organisirt sein und ihre Nerven sehr empfindlich, denn eine Menge anderer Leute besuchten das greise Fräulein von Neuesse, wie schon bemerkt, sehr oft und stets mit neuem Vergnügen. Auch die drei Großnichten in dem tiefeingelassenen Fenster dort müssen ganz andere Empfindungen hegen, denn das kichert und lacht, zwitschert und schwatzt so lebendig und frisch, so hell und lustig durcheinander, daß ein trüber Gedanke gar nicht aufkommen zu können scheint in dieser Gesellschaft. Und wirklich! Trübe Gedanken und die drei lustigen Schwestern von Neuesse, wo hätten sich die zusammen gefunden?

Schönheiten waren die heiteren Fräulein just nicht, im Gegentheil, die kleinen fleischigen Figuren hatten mehr Gesundheit als Grazie, mehr vom Niederland als von Rom oder Hellas; die Stirnen waren bei allen gleich niedrig und die Nasen gleich stumpf; auch hatten die Backen, die großen Freundinnen der Schönheit in jenen Tagen, in vollster Unparteilichkeit die Gesichter der Schwestern mit gleicher Freigebigkeit bezeichnet, und doch gaben ihnen die großen schwarzen, sprechenden Augen und der immer lachende frische Mund mit den weißen Zähnen einen mehr als gewöhnlichen Reiz, der bei allen drei Schwestern durch eine fast immer gleiche sanfte Stimmung und gute Laune um ein Bedeutendes erhöht wurde.

So jung die Schwestern auch waren, die beiden ältern, Zwillinge, zählten achtzehn, die jüngere siebzehn Jahre, so hatten sie doch schon zahlreiche Verehrer unter dem vornehmen Adel am Rheinstrom; sie galten, zumal sie auch eine ziemlich bedeutende Mitgift zu erwarten hatten, in allen Familien für ganz vorzügliche Parthien. „Einem heiratslustigen Junggesellen oder Wittwer muß der Mund nach solchen Bissen wässern!“ hatte der Churfürst selbst noch jüngst gesagt, und „ächte Rheinschnaken“ pflegte der Herr Vater seine Töchter mit hohem Stolze oft zu nennen.

Die greise Großtante saß am lodernden Feuer, die drei jungen Mädchen hatten die hohen Fallfenster aufgezogen und ließen den kühlen Anhauch des Windes durch das dunkle Laub der Nußbäume hereinwehen und um ihre erhitzten Wangen spielen, und zischelten so eifrig mit einander, daß man wohl merkte, wie etwas ganz Absonderliches der Gegenstand ihrer Unterhaltung sein müsse.

Das älteste Fräulein, etwas größer und auch etwas schlanker als die Schwestern, hieß, nach der Großtante, Juliane; die zweite, etwas phlegmatischer und ruhiger als die Schwestern, hieß, ebenfalls nach der Großtante, Ludovike, und die dritte, kleiner, runder, lebhafter noch als die Schwestern, hieß, wiederum nach der Großtante, Juliane Ludovike, wurde aber im gewöhnlichen Leben „Siemering“ geheißen. Woher diese Benennung, wußte weder das Fräulein selbst, noch sonst wer, sie hieß einmal so, niemand nannte sie mit anderm Namen und selbst die Dienstboten sagten: Fräulein Siemering! Nur die Großtante that stets, wenn die Rede darauf kam, als wisse sie ganz genau, woher diese Benennung komme, indessen hat sie nie ein Sterbenswort davon verrathen.

Fräulein Juliane glaubte der Liebling der Tante zu sein und copirte dieselbe, so oft sie daran dachte, so gut sie verwochte, das heißt sehr unglücklich, was ihr nicht nur Verspottung von Seiten der Schwestern, sondern auch von der Greisin selbst im reichsten Maße zu Wege brachte, wobei die gute Laune des Fräuleins interessen niemals litt. Fräulein Ludovike wäre gern der Liebling der alten Tante gewesen, die sie noch mehr bewunderte, als das ihre ältere Schwester that, sie war indessen doch zu bequem, um mehr als sehr mäßige Anstrengungen zu machen, unter welchen übrigens ihr Appetit niemals litt. Fräulein Siemering endlich war wirklich der Liebling des alten Fräuleins, machte sich aber nicht sonderlich viel daraus, denn während ihre Schwestern die Großtante bewunderten, moquirte sie sich im Stillen zuweilen über das „graue Alterthum“, wie sie, unehrerbietig genug, die Tante zu benennen liebte, obwohl trotz dieses Mangels an Respect ihre verwandtschaftliche Zuneigung für dieselbe unversehrt blieb.

So saßen die drei lustigen Rheinschnaken auf der Fensterbank neben einander, schwatzten, lachten, zischelten lustig durcheinander mit den Vögeln um die Wette draußen vor dem offenen Fenster, zupften die Goldfäden aus allerlei alten Stickereien, was damals für eine sehr noble Dameubeschäftigung galt, speisten süßen Mandelkuchen und tranken weißen Wein dazu, von welchem eine langhalsige weiße Glasflasche vor ihnen stand, aus der sie ihre goldgeränderten kleinen Gläslein fleißig füllten.

Aus süßem Mandelkuchen und weißem Wein bestand unabänderlich das Gouter, welches Fräulein von Neuesse ihren Großnichten jeden Donnerstag vorzusetzen pflegte. Die Mandelkuchen im Bürresheimer Hof waren von ganz besonderer Güte und der weiße Wein dort hatte eine absonderliche Blume, darauf verstanden sich als rechte Rheinische die drei Fräuleins sehr wohl.

„Wer spricht da von schwarzen Bildchen?“ fragte die Groß-

Digitized by Google

tante plötzlich in das Geplauder der jungen Mädchen hinein; ihre weißen Wimpern hoben sich rasch und ihr stechender Blick flog wie ein Blitz hinüber zu dem Fenster.

Die Stimme der Greisin hatte etwas von dem harten metallischen Anschlag einer kleinen Glocke, sie war durchdringend, ohne gerade scharf oder stark zu sein.

„Wir sind gestern beim schwarzen Bildchen lustwandeln gewesen, liebste Großtante!“ antwortete Fräulein Juliane rasch.

„Und seid Ihr eingetreten in das alte Gotteshaus?“ fragte die Greisin weiter, „habt Ihr Euch der alten Zeiten erinnert? Habt Ihr der Gottesmutter mit dem schwarzen Angesicht gedankt für die Gnade, die sie einst geübt an unserm Hause?“

„Nein!“ rief Fräulein Siemering, „wir haben uns der schönen Natur gefreut, wir haben von der Rabenlei hinuntergeschaut, von der Gnade aber, so das schwarze Bildchen unsrer Familie angethan, haben wir nichts gewußt!“

„Nichts gewußt?“ entgegnete die Greisin in einem Tone so erhabener Unzufriedenheit, daß die beiden älteren Schwestern tief beschämt ihre Augen niederschlugen und daß Fräulein Siemering beinahe gereizt entgegnete: „Nun, ist das nicht recht gut, Großtante? Denn wüßten wir schon davon, so hättet Ihr doch jetzt keine Geschichte zu erzählen!“

Aengstlich schielten die beiden älteren Schwestern auf die kecke Kleine, aber es hatte nichts zu sagen, denn gerade solche Ausbrüche hatte die Großtante gar gern; sie hörte aus solchem Unmuth ein Wesen herausklingen, das dem ihrigen verwandt war, das that ihr wohl, wenn sie es auch nicht sagte; gerade um solcher kecken Ausfälle willen stand Fräulein Siemering in besonderer Gunst bei der Alten.

Einen Augenblick schwieg die Greisin, dann begann sie plötzlich in der eigenthümlichen Weise, in welcher sie zu erzählen pflegte:

„Es begab sich, daß am Mittwoch den 24. Juni im Jahre des Herrn eintausend sechshundert und zweiundreißig Frau Juliane von Reneffe, eine geborne Wolffin zum Gydensberg, so meine liebe Frau Urgroßmutter gewesen, in Begleitung ihrer drei Töchter, des Paters Marianus, so ihr Hausgeistlicher gewesen, zweien Kammermenschen und drei Knechten, von Clausen, als woselbsten sie eine Wallfahrt verrichtet, zu Wasser heimkehrten, dieweil der Abend nugemein schön, hat die edle Frau für gut befunden, vor Ley ihren gedeckten Nachen anlegen zu lassen, in der Absicht den übrigen Weg bis Coblenz zu Fuß zurückzulegen.

Der Berg war erstiegen und auch den Wald hatten die Bittfahrer hinter sich, als von der andern Seite des Berges her ein Schäferjunge gelaufen kam, der lief was er laufen konnte und war ein Bild des Entsetzens überall. Wie groß aber die Eile, welcher sich bis dahin der Junge befliffen, einen kleinen Aufenthalt zu machen, als er die Gesellschaft der edlen Frau erreicht, hatte er sich nicht verdrießen lassen. „Seit Ihr denn vom bösen Feind besessen,“ schrie der Knabe, der kaum mehr Athem hatte, „wollt Ihr, daß sie Euch thun, wie meinen Schafen?“

„Was haben sie mit Deinen Schafen gethan?“ fragte Frau von Reneffe, „von wem spricht Du, Kind?“

„Von denen Schweden,“ antwortete der Knabe augstvoll, „der ganze Berg wimmelte von ihnen, sie zogen aus von Wald-Esch herüber!“

Und so war es in der That, das ganze Corps des schwedischen Generals Grafen Horn befand sich im vollsten Anzug. „Was anfangen?“ fragte in bitterster Verzweiflung meine liebe Frau Urgroßmutter.

„Wir müssen umkehren,“ rieth Pater Marianus. „Stracks nach Weiß hinab,“ meinten die Kammermenschen. „Da kommt Ihr eben recht,“ sagte der Hirtenknabe, „denn die, welche mir meine Hämmel nahmen, müssen schon in der Hohl sein.“ Gleich unthunlich ergab sich das Umkehren, zu welchem der Geistliche gerathen hatte, denn gerade in dem Augenblick erhub sich in jener Richtung brausendes Stimmengewirr und helles Waffengeklirr.

„Fort, fort!“ schrie der Schäfer und lief aus Leibeskräften dem schwarzen Bildchen zu.

Frau von Reneffe und die ganze Wallfahrtsgesellschaft eilte in von Angst beflügeltem Laufe hinter dem Knaben her. Nur angelegnet fanden sie glücklicherweise die Thür der kleinen Kirche. Voll Entsetzen drängten sich in dem Kirchlein die Flüchtlinge zusammen; die jungen Mädchen und die Kammermenschen weinten laut. Meine liebe Frau Urgroßmutter aber ließ die Thür schließen und durch die Knechte den Eingang mit dem Beichtstuhl und den Bänken, so gut es gehen mochte, verrammeln. Kaum war das geschehen, als das Getöse draußen immer gewaltiger wurde, es erschien zuerst ein langer Zug von Fuhrwerk aller Art, welcher eine geraume Zeit vor dem Kirchlein hielt. Die darin Eingeschlossenen wagten kaum zu athmen. Endlich setzte sich der Zug wieder in Bewegung und nun schmetterten bald Trompeten, bald rasselten Trommeln; denn es zogen abwechselnd Fußvolk und Reiter vorüber, bald in langen ununterbrochenen Zügen, bald in kleinen Abtheilungen. Zuweilen erstarb in der Ferne der Trommeln Lärm oder der Trompeten eherne Stimme und es trat für einige Minuten unheimliche Stille ein, bis die fürchterliche Trommel oder die schmetternde Trompete den Anzug neuer Scharen verkündete. Es schien auch das Kirchlein den vorüberbrausenden Kriegern zur Zielscheibe zu dienen. Kugeln ohne Zahl schlugen in die Fenster ein, ohne doch Jemanden zu treffen, denn betend oder verzweifelnd lag die ganze Gesellschaft ausgestreckt am Boden.

(Schluß folgt.)

Der Polizeiagent.

Erzählung von **Friedrich Gerstäcker.**

(Schluß)

Aber auch diese Vermuthung erwies sich als falsch. Die Frau kehrte, während der Gefangenen unter Aufsicht des jungen Mädchens gestattet wurde, wieder ihre Toilette zu machen, in das Zimmer zurück, und brachte nur ein kleines weiches Päckchen mit, das sie bei ihr verborgen gefunden hatten. Sie überreichte es dem Commissär, der es öffnete und englische Banknoten zum Werth von etwa achthundert Pfund darin fand. Vier Noten von 100 Pfund Sterling waren darunter.

„Da bekommen wir Licht“, rief aber Hamilton rasch, als er sie erblickte — „von den Hundert-Pfund-Noten habe ich die Nummern, und die wollen wir nachher einmal vergleichen. Vorher aber werden wir das Zimmer untersuchen müssen, in das sich Madame geflüchtet hat. Möglich doch, daß sie die Zeit benutzte, in der sie dort eingeschlossen war, um ein oder das andere in Sicherheit zu bringen.“

„Ich habe alles genau nachgesehen“, sagte die Frau des Polizeidieners kopfschüttelnd — „in alle Polster hineingefühlt und die Gardinen ausgeschüttelt, selbst in den Ofen gefühlt und den Teppich genau nachgesehen. Es steckt nirgends was.“

„Kann ich eintreten?“ rief Hamilton, an die Thür klopfend, denn er war nicht gewohnt, sich auf die Aussagen Anderer zu verlassen. Das junge Mädchen, das zur Wache dort geblieben war, öffnete. Die junge Fremde stand fertig angezogen, aber todtenbleich, wieder mitten im Zimmer und ihre Augen funkelten dem Polizeibeamten in Zorn und Haß entgegen. Hamilton war aber nicht der Mann, davon besondere Notiz zu nehmen. Das erste, was er that, war, die Jalousieen aufzustoßen, um hinreichend Licht zu bekommen, dann untersuchte er Tapeten und Bilder — auch hinter den Spiegel sah er, rückte sich den Tisch zu den Fenstern und stieg hinauf, um oben auf die Gardinen zu fühlen. Er fand nichts, aber er ruhte auch nicht — der Teppich zeigte nicht die geringsten Unebenheiten. — Er rückte das Sopha ab und fühlte daran hin — aber es ließ sich kein harter Gegenstand bemerken.

Wie seine Hand an der mit grobem Kattun bezogenen Hinterwand des Sophas hinfuhr, gerieth sein Finger in eine nur wenig geöffnete Ritze. Er zog das Sopha jetzt ganz zum Licht, die Rückseite dem Fenster zugewandt, nahm sein Messer heraus und trennte ohne Weiteres die Nath bis hinunter auf. Während er mit dem

Digitized by Google

rechten Arm in die gemachte Oeffnung hineinfuhr, streifte sein Blick die Gestalt der Gefangenen, die augenblicklich gleichgiltig anzusehen suchte, aber es konnte ihm nicht entgehen, daß sie seinen Bewegungen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit folgte.

„Ah, Mylady," rief er da plötzlich, indem seine Finger einen fremdartigen Gegenstand trafen — „ob ich es mir nicht gedacht habe, daß Sie die Ihnen verstattete Zeit hier im Zimmer auf geschickte Weise benutzen würden. Sie sehen mir gerade danach aus, als ob Sie nicht zu den „Grünen" gehörten — was haben wir denn da? — eine reizende Kette und da hängt auch ein Ohrring darin — da wird der andere ja wohl auch nicht weit sein — es kann nichts helfen, der Tapezierer muß wieder gut machen, was ich jetzt hier verderbe" — und er riß, ohne weitere Rücksicht auf den Schaden, den er anrichtete, Werg und Kuhhaare heraus, bis er den gesuchten Ohrring, der etwas weiter hinabgefallen war, fand. Auch eine Brosche, aus einem einzigen großen Brillant bestehend, kam mit dem Werg zu Tag.

„Leugnen Sie jetzt noch, Madame?" sagte Hamilton, indem er sich aufrichtete und der Verbrecherin das gefundene Geschmeide entgegenhielt. Aber die Gefragte würdigte ihn keines Blicks; schweigend und finster, wie er sie damals im Coupé gesehen, starrte sie vor sich nieder, nur nur die rechte Hand hielt sie krampfhaft geballt, die Zähne fest und wild zusammengebissen und die Augen, die von solchem Liebreiz strahlen konnten, sprühten Feuer.

„Haben Sie etwas gefunden?" rief ihm der Commissär entgegen.

„Alles was wir suchen," erwiederte Hamilton ruhig — „aber ist denn der Lohndiener noch nicht vom Telegraphenamt zurück?"

„Eben gekommen. Er wartet im andern Zimmer auf Sie."

„Gott sei Dank — jetzt treffen alle Beweise zusammen," rief Hamilton aus. „Ich ersuche Sie inteß, Herr Commissär, diese junge Dame in f e h r gute Obhut zu nehmen, denn sie ist mit allen Hunden gehetzt."

„Haben Sie keine Angst — wir werden das saubere Pärchen sicher verwahren."

„Den H e r r n kann ich Ihnen vielleicht abnehmen," lächelte der Polizeiagent, indem er in das benachbarte Zimmer trat und dort die für ihn eingetroffene Depesche in Empfang nahm. Er erbrach sie und las die Worte:

„In Islington gibt es keinen Geistlichen Bentbouse. — In ganz London nicht. Burton.

Mr. Hamilton, Telegraphenbureau Frankfurt a. M."

Hamilton trat zum Tisch, auf den er den Schmuck und die telegraphische Depesche legte, dann nahm er aus seiner Tasche die Liste der gestohlenen Banknoten, die er mit den bei der jungen Dame gefundenen verglich und einige roth anstrich, dann fügte er diesen noch ein anderes Papier bei, die genaue Beschreibung des im Hause der Lady Clive gestohlenen Schmucks, und als er damit fertig war, sagte er freundlich zu Burton:

„Dürfte ich Sie j e t z t einmal bitten, Mr. Burton, sich diese kleine Bescherung anzusehen? Es wird interessant für Sie sein. — Lassen Sie den Gefangenen nur los, meine Herren."

„Sie werden sich nie Ihres nichtswürdigen Betragens wegen entschuldigen können," sagte Burton finster, indem er aber doch der Aufforderung Folge leistete.

„Auch dann nicht?" frug Hamilton, „wenn ich Sie überzeuge, daß Sie einer großen — einer recht großen Gefahr entgangen sind?" frug Hamilton.

„Einer Gefahr? — wie so?"

„Der Gefahr, das Schlimmste zu erleben, was ein anständiger Mann, außer dem Verlust seiner Ehre, erleben kann — sich lächerlich zu machen."

„Mr. Hamilton —"

„Bitte lesen Sie hier die Depesche Ihres Herrn Vaters — seine Antwort auf meine Anfrage von heute Morgen. — So — und hier haben Sie die Nummern der aufgefundenen Banknoten — und hier endlich die genaue Beschreibung des Schmucks, von Lady Clives eigener, sehr zierlicher Hand. Zweifeln Sie j e t z t noch daran, daß Sie es nicht mit einer Miß Jenny Benthouse, sondern mit der leichtfertigen Lucy Fallow zu thun hatten? — Pst — lieber Freund, die Sache ist abgemacht" — sagte aber der Agent, als er sah, wie bestürzt der junge Burton diesen nicht wegzuleugnenden Beweisen gegenüber stand. — „Nur noch einen Blick werfen Sie jetzt auf die junge Dame," fuhr er dabei fort, während er zugleich die Thür aufstieß und nach der trotzig und wild dastehenden Gestalt des Mädchens zeigte — „Glauben Sie, daß j e n e Dame Ihnen bis London gefolgt wäre, und nicht vorher Mittel und Wege gefunden hätte, Ihnen unterwegs zu entschlüpfen? Uebrigens habe ich schon von Ems aus, so wie ich Kornits Geständniß erhielt, nach London an Lady Clive telegraphirt und sie gebeten, mir Jemanden zur Recognoscirung des jungen Frauenzimmers herzusenden. Der kann schon, wenn sie ihn rasch befördert hat, morgen Mittag eintreffen, und dann, nachdem jeder Vorsicht Genüge geleistet und die äußerste Rücksicht genommen ist, um nicht eine Unschuldige zu belästigen, werden Sie mir doch zugeben, Mr. Burton, daß ich meine Pflicht erfüllt habe."

James Burton schwieg und sah ein Paar Secunden still vor sich nieder; aber sein besseres Gefühl gewann doch die Oberhand. Er sah ein, daß er sich von einer Betrügerin hatte täuschen lassen, und Hamilton die Hand reichend, sagte er herzlich:

„Ich danke Ihnen, Sir — ich werde Ihnen das nie vergessen."

„Ein beste schlechteres Gedächtniß werde ich dann für unser letztes kleines Intermezzo haben," lachte der Polizeiagent, die dargebotene Hand derb schüttelnd. „Und nun, mein lieber Mr. Burton, reisen Sie, wenn Sie m e i n e m Rath folgen wollen, so rasch Sie mögen, nach England zurück. Für die beiden Schuldigen werde ich schon Sorge tragen, und in sehr kurzer Zeit denke ich Ihnen nachzufolgen."

Dem Commissär erklärte Hamilton bald den Zusammenhang der Verhaftung Mr. Burtons, den er dadurch nur hatte so lange aufhalten wollen, bis er die Beweise von der Schuld jener Personen beibrachte — das war jetzt geschehen und er selber brachte jetzt die an dem Morgen von Burton zerrissene und von ihm wieder sorgfältig zusammengeklebte Vollmacht zum Vorschein, die als beste Legitimation für ihn dienen konnte.

Am nächsten Tag traf richtig ein Polizeibeamter, der Miß Lucy Fallow persönlich kannte, in Frankfurt ein, und Hamilton erhielt die Genugthuung, seinen ersten Verdacht völlig bestätigt zu finden. Gleich danach reiste James Burton allein ab, während Hamilton noch einige Tage brauchte, bis er die Uebersendung der Werthpapiere und Banknoten durch die Raffinirte Regierung nach England regulirt konnte. Dann erst folgte er mit seinen Gefangenen nach England, von denen er aber nur das Mädchen hinüberbrachte.

Kornik machte unterwegs einen verzweifelten Fluchtversuch und sprang, während der Zug im vollen Gange war, zwischen Lüttich und Namür aus dem Fenster des Waggons, aber er verletzte sich dabei so furchtbar, daß er starb, ehe man ihn auf die nächste Station transportiren konnte.

Friedrich Perthes und Caroline Claudius unter dem Weihnachtsbaum.

Von Wilhelm Baur.

(Hierzu das Bild auf Seite 153.)

Wie innig spricht uns von diesem Bilde auf den ersten Blick die warme Gemüthlichkeit des deutsch-christlichen Familienlebens an! Mitten im kalten Winter ward der immergrüne Weihnachtsbaum aus dem Walde ins Haus gebracht — die Lichter sind angezündet, die Hausgenossen, die guten Freunde und getreuen Nachbarn werden hereingerufen, drei Menschenalter sammeln sich um den Baum und stimmen ihre fröhlichen Lieder an, und in Geben und Empfangen, in Lieben und Geliebtwerden offenbart sich ein Leben, so warm, so

Digitized by Google

Perthes. Jacobi. Caroline Claudius. Rebekka und Matthias Claudius. Graf Christian Stolberg. Friedr. Leop. Klopstock. Stolberg.

Ein Weihnachtsabend in Wandsbeck.

Nach Th. von Oer's Originalcompoſition auf Holz übertragen von Hugo Bürkner.

Digitized by Google

licht, so schön, wie im Paradies, es geht durch alle Herzen die selige Gewißheit:

Heut schließt er wieder auf die Thür
Zum schönen Paradeis,
Der Cherub steht nicht mehr dafür,
Gott sei Lob, Ehr und Preis!

Das Bild wäre überaus anmuthig, auch wenn wir weiter nichts wüßten, als daß hier eine deutsche Familie sich um den Christbaum gesammelt hat. Aber wir merken bald, daß heute etwas Besonderes unter dem Baume vorgeht und die bedeutsamen Geschichtszüge der Menschen auf dem Bilde locken zu näherer Bekanntschaft. Das Bild ist Geschichte und diese müssen wir erzählen.

Friedrich Perthes, in den Befreiungskriegen unter den ersten Bekämpfern der Fremdherrschaft, hatte als ein Vierundzwanzigjähriger, nach harten, aber reich gesegneten Lehrjahren im Sommer 1796 mit frischem Muth sein Geschäft als Buchhändler in Hamburg errichtet. Durch die hohe Auffassung seines Berufes als eines Mittels, geistiges Leben in Deutschland zu wecken, verstand er es vortrefflich, die geistig Lebendigen in seinen Buchladen zu locken, wo allemal das Neueste und Beste vom Büchermarkt zur besseren Durchsicht bereit lag. Erst wenige Wochen hatte er sein Geschäft eröffnet, es war im Juli 1796, da trat ein Mann zu ihm herein, ein Fünfziger, schlank und hoch, mit feiner Gesichtsbildung, leicht gebräunter Farbe, herrlichen blauen Augen, in Kleidung und Haltung vornehm, aber doch Vertrauen erweckend. Es war Friedrich Heinrich Jacobi, der Philosoph, der sonst in seinem reichen, schönen Hause zu Pempelfort bei Düsseldorf allen Dichtern und Denkern und gefühlvollen Seelen ein offenes Herz entgegengetragen, nun aber, durch den wüsten Krieg verscheucht, im Schlosse zu Wandsbeck, nahe bei Hamburg, eine Ansiedlung gefunden hatte. Sobald Perthes den Mann erkannte, der vor ihm stand, dankte er ihm warm für die Förderung, die ihm Jacobis Schriften in seinem Ringen nach der Wahrheit gegeben; Jacobi fand großes Wohlgefallen an dem jungen, geistig strebsamen Buchhändler und lud ihn in sein Haus ein, in welchem Perthes bald als Hausfreund ein- und ausging. Durch Jacobi fand er denn auch eine offene Thür zum Hause des „Wandsbecker Boten", Matthias Claudius, der von dem holsteinischen Flecken aus durch ganz Deutschland in schlichtem Ton wieder die fast vergessene frohe Weihnachtsbotschaft trug. Als Perthes am 27. November 1796 zum ersten Mal über die Schwelle des gastlichen Hauses trat, kam ihm des Hauses älteste Tochter entgegen, Caroline Claudius, eine Jungfrau von zweiundzwanzig Jahren, schlank gewachsen, nicht blendend schön, aber von angenehmen, regelmäßig und edel gebildeten Zügen, mit lichtblauen Augen, aus denen eine wunderbare innere Welt blickte, rege Einbildungskraft und tiefes Gefühl, Kraft und Ruhe, die unwiderstehlich anzogen. Mit dem Leben draußen war sie bis jetzt kaum in Berührung gekommen, aber an dem reichen Leben des väterlichen Hauses hatte sie vollen Antheil genommen, durch den Unterricht des Vaters sich seltene Sprachkenntnisse, sogar im Lateinischen, erworben, mit ihrer schönen Stimme an den Familienconcerten mitgewirkt, und im Briefwechsel mit der mütterlichen Freundin, der Fürstin Gallitzin, ihr geistiges Leben gepflegt. Im Sommer vorher war die ihr im Alter zunächst stehende jüngere Schwester gestorben: an dem Sterbebette hatte sich in ihr mit neuer Macht das Bedürfniß geregt, einen Halt zu haben, den auch der Tod nicht erschüttern könnte. So erschien die Jungfrau dem jungen Mann, in schlichter, anmuthiger Gestalt eine reiche Fülle höhern Lebens bergend, und er fühlte augenblicklich, daß er ihr herzlich gut sei.

Bald kam Weihnacht. Am ersten Feiertage hatte Perthes den Nachmittag mit Jacobi bei Caroline Rudolphi, der bekannten Erzieherin, zugebracht und war von Jacobi eingeladen worden, Abends der Bescherung in seinem Hause zu Wandsbeck mit der Familie Claudius beizuwohnen. Wie gern eilte er am Abend hinaus! Aus Hans eingetreten, sah er sich, ehe der Festsaal geöffnet ward, durch eine glückliche Fügung mit Caroline Claudius in einem Nebenzimmer allein. Kein Wort hatte er zu sagen, aber ihm war so unaussprechlich stille und wohl in seinem Herzen, wie nie zuvor. „Dich sah ich und die mildeste Freude floß von dem süßen Blick auf mich, ganz war mein Herz an Deiner Seite und jeder Athemzug für Dich," das war seine Stimmung. Der Festsaal ward geöffnet, der Weihnachtsbaum beleuchtete die Geschenke, die umher lagen, und die freudestrahlenden Gesichter der Empfänger. Perthes verfolgte mit seinen Gedanken, mit seinen Augen nur Caroline, ihre Freude war seine Freude. Die beste Gabe gönnte er ihr und doch schien es ihm, als ob das Geschenk der jüngern Schwester schöner sei als das ihrige. Aber doch oben am Weihnachtsbaum hing ein Apfel, so schön, so kunstreich vergoldet wie kein anderer, den holte er plötzlich mit halbbrechender Kunst herab und dunkel erröthete gab er ihn zur nicht geringen Verwunderung der Gesellschaft dem ahnenden Mädchen. Was sollte der Apfel? War er der goldne Apfel der griechischen Sage, welcher der Schönsten gebührt? War er das Gegenstück zu jenem verhängnißvollen Apfel, den einst die Frau dem Manne geboten, eine Frucht vom Lebensbaum, den der Christbaum versinnbildlicht, in heiliger Liebe von dem Manne dem Weibe dargebracht? Der goldne Apfel sagte dasselbe, was sonst Blume, Zweig, Kranz, Band, Bild ausspricht, das unsagbare Gefühl aufkeimender Liebe, deren unergründbare Tiefe, deren schwellende Fülle sich in kein Wort fassen lassen will. Wir sehen Perthes auf dem Bilde halb stehend, halb schwebend, wie die jugendliche Liebe, und die seinem Leben das ruhige, feste Glück der Häuslichkeit bieten soll, steht vor ihm mitten unter dem Weihnachtsbaum, klar und sicher, das Antlitz dem Manne zugewendet, dem sie einst folgen soll, die Hand, wie zum Abschied und Segen auf den lieblichen Kinderkopf des Geschwisterchens, das sie selber treu gepflegt hat. Und wie sie sich so gegenüberstehen, wer möchte zweifeln, daß eine selige Ahnung durch ihre Seele hindurch zog?

Und die mit dabei stehen, ahnen auch etwas, die Schwester, die im Alter ihr nachfolgt, bett bedeutsam vor den andern Mädchen den Finger auf, der sie braucht nicht neidisch zu sein, in der linken Hand hält sie bereits selbst den Kranz, als ein gutes Vorzeichen: es währt nicht lange, so naht auch ihr ein trefflicher Jüngling, Max Jacobi, und sie schließen einen Bund, dessen Segen in Kindern und Kindeskindern fortlebt. Zwischen Perthes und Caroline steht Friedrich Heinrich Jacobi, der Patron aller schönen Seelen und aller Bündnisse schöner Seelen, als wollt' er das Bündniß sofort einsegnen. War er nach seinem Geständniß zeitlebens „mit dem Kopf ein Heide, mit dem Herzen ein Christ", heut unter dem Christbaum hat das christliche Herz die volle Gewalt und gießt Segenswünsche über die beiden aus. Und hinter der Tochter steht das Elternpaar, — „wie's Kind zur Weihnachtsgabe" freut sich Claudius, den Blick aufwärts gerichtet, über die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes, seines Heilandes; Frau Rebekka lehnt sich an ihn in mütterlicher Ahnung, mehr dem besondern Glück zugewendet, das am Tage allgemeinen Heils ihrem Hause widerfahren soll. Die Grafen Christian und Friedrich Leopold Stolberg, ihr ganzes Leben hindurch Musterbilder einträchtiger Brüderlichkeit, dem Hause Claudius wie dem neu entstehenden Hause Perthes in gleicher Liebe zugethan, sehen brüderlich verbunden, dem Schauspiele zu, und von dem fröhlichsten Nachwuchs in der Fluth der Weihnachtsfreude schwimmender Kinder umgeben, sitzt der Patriarch jenes ganzen Kreises — Friedrich Gottlieb Klopstock, jetzt ein Greis von zweiundsiebzig Jahren, aber in frischer Erinnerung die Zeit bewahrend, wo er, so alt wie Perthes, der „künftigen Geliebten" sang:

Ach, wie schlägt mir mein Herz! wie zittern mir durch die Gebeine
Freud' und Hoffnung, dem Schmerz unüberwindlich, dahin!

Von Weihnacht bis in den Frühling trug Perthes seine Liebe still in sich. Am 30. April wandte er sich an Caroline. Sie war klar, aber ihr lieber Vater, sonst die Vernunft gern dem Worte Gottes gefangen gebend, fand diesmal das Wort: „Du sollst Vater und Mutter verlassen," grausam. Als er endlich sein Ja gab, konnte Caroline nichts „als die Augen zumachen und Gott um seinen Segen bitten". Am 15. Juli 1797 ward die Verlobung nach holsteinischer Sitte kirchlich gefeiert. Der Pastor machte die Braut vorher darauf aufmerksam, daß sie einmal verlobt nur durch das Consistorium geschieden werden könne. „Ich bin," sagte sie, „schon lange völlig fest gewesen und konnte schon lange weder von Ihnen noch von dem Consistorium geschieden werden." Am 2. August war die Hochzeit. Das Formular, nach welchem sie getraut werden sollte, war weder kalt noch warm, weder alt noch neu, ein unseliges Mittelding, wie Caroline sagte. „Das soll uns aber nicht schaden, lieber Perthes," fuhr sie fort, „wir wollen Gott nach alter Weise um seinen Segen bitten und er wird uns nach alter Weise segnen. Thue doch mit mir, Du lieber Perthes, und mache die Arme weit auf und halte mich fest, bis Du mein Auge zudrückst. Ich bin Dein mit Leib und Seele und vertraue Gott, daß ich mich wohl dabei befinden werde." Sie haben sich einander festgehalten, wie verschieden sie anfangs durch ur-

sprüngliche Natur wie durch Lebensführung waren. Ohne daß sie ihr eigenthümliches Wesen aufgaben, treften sie sich zu immer innigerer Gemeinschaft einander entgegen. Caroline ging ihren Weg, den Glaube und fromme Uebung ihr zeigten, Perthes den seinen, auf den er durch den Drang seiner lebhaften, auf Ueberwältigung der Welt gerichteten Natur und durch den Drang des Geschäfts gewiesen ward, aber eins gab dem andern das beste, was es selbst hatte: Perthes ward durch Caroline nach der tiefen Stille des Lebens in Gott schufsüchtig, sie lernte durch ihn mit dem köstlichen Pfund des verborgenen Lebens mitten in der äußerlichen Thätigkeit wuchern. Ein Weihnachtsegen war es, daß Perthes, bisher noch zähreud im Innern, durch Caroline zu der köstlichen Perle hingeführt ward, nach welcher er lange gesucht. Freud und Leid haben die beiden mit einander getragen, namentlich das tiefe Leid um das Vaterland während der französischen Knechtschaft, die schmerzlichste Trennung, als Perthes Gut und Blut im bewegtesten Kampfe seinem Vaterlande weihte und Caroline mit den Kindern in Holstein in der Verbannung lebte. Aber wie jubelte die deutsche Frau, die so Schweres tragen gemußt, über jeden deutschen Sieg! Wie jubelte sie über ihr wieder aufgeblühtes häusliches Glück! Danken und Liebhaben — das war ihr Leben. War ihr Herz gegen Gott geöffnet, so war es ganz Dank; that es gegen die Menschen sich auf, so war es ganz Liebe. In solcher Gesinnung bewahrte sie sich ein jugendliches Gefühl, Freude an allen Gottesgaben, Haus, Natur, Volk, Kirche, bis ans Ende.

Es war wieder Weihnacht, fast ein Vierteljahrhundert war vergangen seit dem Weihnachtsabend in Jacobis Hause. Schon hatten die Eltern ihre älteste Tochter von sich lassen müssen, daß sie dem Manne ihres Herzens, Wilhelm Perthes, nach Gotha folge. Schon erwarteten sie großelterliche Freuden, aber die Liebe, die unter dem Weihnachtsbaume zuerst ihre Flügel erprobt, hatte noch junge Kraft. „Fröhliche, fröhliche Weihnachten, Ihr lieben Kinder, gebe Euch Gott," schrieb sie nach Gotha mit einer Weihnachtskiste. „Wenn Ihr nur den zehnten Theil Lust und Freude habt bei dem Auspacken, den die Kinder, groß und klein, bei dem Einpacken gehabt haben, so bin ich zufrieden. Sonderlich sind die drei Kleinen übermäßig thätig dabei gewesen und die Lust zu geben und zu schenken hat oft mit Thränen geendigt, wenn sie nichts mehr hatten. Diese Kiste werdet Ihr um sechs Uhr bekommen und dann gewiß recht lebendig an uns denken. Auch Du sollst in mir und um mich sein, meine liebe Agnes, und wenn ich auch tüchtig weine, so weiß ich selbst nicht recht, ob es Freuden- oder Betrübnißthränen sind, und das ist das Höchste, was wir wünschen können. Lieber Wilhelm, liebe Agnes, faßt uns in diesem Augenblicke einmal aus Herzensgrunde Gott danken und uns, und die uns nahe sind, vertrauensvoll und glaubensvoll in seine Arme legen und fröhlich sein. Auch wir hier nehmen Eure Hilfe, uns danken zu helfen, gerne an. Lies den Gesang in unser aller Namen: „O daß ich tausend Zungen hätte!" Er kommt Einem recht zu Hilfe, der liebe Gesang, wenn man sich nicht zu helfen weiß, und gewißlich, dies begegnet mir oft, wenn ich unsre einundzwanzig Jahre durchdenke." Und einige Tage später schreibt sie in einem Berichte über den heiligen Abend: „Perthes ist ein Weihnachtskind; er bewegt mein Herz jedesmal von neuem dadurch. Gestern vor dreiundzwanzig Jahren hat er es zum erstenmal gethan, und meine erste und innigste Ueberzeugung und mein Glaube ist nicht zu Schanden geworden, daß ein Gemüth, das sich so inwendig kindlich am Weihnachtsabenn erfreuen konnte, rein und unbefleckt sein müßte. Das war der Eindruck, den meine Seele an jenem Abend erfüllte, an welchem ich ihn eigentlich zum erstenmal sah und der mein wahrer Verlobungstag ist. Und wenn er mich auch nicht genommen hätte, so hätte ich ihn doch gehabt; aber so ist es besser und ich weiß am besten, daß ich Gott nie genug dafür danken kann."

Eine Weihnachtsgabe war die Liebe zwischen Friedrich Perthes und Caroline Claudius. Das ist ja das Wundervolle an der deutschen Weihnachtsfeier, daß sie die Geschichte des Gottesreiches mit dem Leben jeder einzelnen Familie verknüpft, daß sie das Familienleben in den Strom der Gottesliebe eintaucht.

Weihnachten in London.

Auch London kann fröhlich aussehen. Das sollte man freilich kaum glauben, wenn man es nur in seinem Alltagskleide oder in seinem Sonntagsgewande gesehen hat. Da scheint es, als ob allein der grimme Ernst des Augen und Ohren betäubenden Geschäftstreibens oder die feierliche Stille des Ruhetages dort herrschen könnten. Und doch ist es wahr: wenigstens einmal im Jahre lacht auch die riesenhafte Nebelstadt vor Freude und vor Lust, so gut eben ein solches Ungethüm lachen kann. Das geschieht nämlich in den Tagen, an welchen der Wunsch eines „merry Christmas" (fröhliche Weihnacht) auf Aller Lippen und wohl auch in der Meisten Herzen ist.

Mit Anfang Dezember beginnt die Vorbereitung auf das herrlichste und fröhlichste Fest der Christenheit. Da erglänzen die Schaufenster in hellem Scheine, und hinter ihnen thürmen sich verlockende Schätze von Kuchen und Pasteten, von Fischen und Vögeln, von Delikatessen und allem Möglichen, was den Appetit nur reizen kann, in Massen auf; da laden Dich Weihnachtsgeschenke in den mannigfaltigsten Formen ein: leichte, luftige Stoffe zu Ballkleidern, elegante Guirlanden zum Schmuck für jugendliche Köpfe, Hautschuhe von allen Farben, weiße Atlasschuhe, Juwelen und Goldschmuck, und an anderen Stellen wieder prächtig gebundene Bücher, Bilder und die tausenderlei niedlichen Kleinigkeiten, die unsere Zeit weniger zum Luxus, als zu den Bedürfnissen des Lebens zu rechnen sich gewöhnt hat.

Je näher der Weihnachtstag heranrückt, desto mehr nehmen die Festeszeichen an Ausdehnung zu. In den Fenstern der Läden weisen die glatten Blätter mit den Scharlachbeeren, Zweige der Stechpalme (holly) und hie und da ein Reis der Mistel, auch neuerdings immer häufiger deutsche Weihnachtsbäume auf den kommenden Tag hin. Eine Freude ist es, die Spezereiwarengeschäfte anzusehen! Da sindest Du alles, was Du zu einem Plumpudring brauchst, in reichlichsten Berräthen aufgehäuft: dazu einen Berg von Früchten, in dem Du Dich begraben könntest. Wie reif und rund lachen Dich die Feigen an! dazu Rosinen und Muskatentrauben, Mandeln und französische Pflaumen — wahrlich soviel Süßigkeiten, um einen Epikuräer in Verlegenheit zu setzen.

Von den Gewürzkrämern wenden wir uns zu den Fleischern. An zwei bis drei Tagen vor dem Weihnachtstage lockt eine Fleischausstellung die schau- und kauflustige Menge fast in jeder Straße herbei. Und sie sehen wirklich stattlich aus, die Metzgerläden: reines Linnen, reine Sägespäne, weiße Verkaufsbänke, und vollständige Lauben von Immergrün — darauf die ungeheuren Hammel- und Kalbskeulen und riesenhaften Ochsen in Lebensgröße.

Willst Du aber ein wahrhaftes „Nationalschauspiel", wie es die Londoner nennen, sehen, so mußt Du mir auf den Leadenhall Markt folgen. Dieser Markt liegt im Mittelpunkt der Hauptstadt. In den lustigen Tagen Londons ist es, als ob eine Fee ihn mit ihrem Zauberstabe berührt und alle Ziegelsteine, alle Fenster, jeden nur erreichbaren Theil des ganzen Platzes in Truthähne, Gänse, Enten und anderes Geflügel verwandelt hätte. Vorhänge aus Truthähnen gebildet schließen jeden Lichtstrahl von den Läden aus; Taue von Truthähnen hängen von den Spitzen der Häuser herab und Berge von Truthähnen bedecken das Straßenpflaster. Diese Vögel kommen aus der ganzen Welt zusammen — von Frankreich, von Hamburg, von Irland, aus Yorkshire, Norfolk, Suffolk und Cambridge. Der Handel mit diesen Vögeln ist ein riesenhafter: die Großhändler kaufen sie in ungeheuren Quantitäten auf und lassen sie den Kleinhändlern wieder ab. Ein einziger von den ersteren soll an einem Morgen vor dem Frühstücke tausend Truthähne verkauft haben. Die Summe aber der um Weihnachten auf dem Leadenhall Markt verkauften Vögel ist unmöglich zu bestimmen. Auch ihr Preis ist sehr verschieden und hängt von ihrem Gewicht ab; ein Truthahn von 9 Pfund ist zu etwa 7 Schilling (2 Thlr. 10 Sgr.) zu haben, während einer von 25 Pfund oft drei Guineen (21 Thlr.) kostet. Der vornehmste Schmuck des Platzes sind zwei Riesentruthähne, die an einer in die Augen fallenden Stelle aufgehängt sind, mit bunten Bändern an ihren Füßen und großen Rosetten auf ihrer weißen Brust.

Wenn das Wetter schön und klar ist, gewährt die Menschenmenge, die sich in den Straßen und auf den Plätzen bewegt, das anziehendste Schauspiel. In ihr scheint die freudige Erwartung auf

Digitized by Google

das nahende Fest zu leben. Und wenn dann die Nacht gegen 4 Uhr Nachmittags hereinbricht und zehntausend flammende Lichter des Winters Düsterkeit verscheuchen, da werden die kanfmännischen Straßen zu Vergnügungspromenaden, in denen die Menge im Glanze des Gaslichtes und unter fröhlichen Reden auf und ab wogt.

Ein anderes, unverkennbares Zeichen des nahenden Weihnachtsfestes ist der Aufbruch der Schulen und Pensionate. Was für lange Reihen von Omnibussen wurden sich von den Eisenbahnhöfen durch die Straßen, und blickt Du hinein — lauter hoffnungsvolle Jugend von zwölf bis sechszehn Jahren, jauchzend vor Freude, weil in ihnen. Und dann der Schwarm von Kutschen, Droschken und Hansoms, bevölkert mit zierlichen Jungfränlein, deren Wangen und Augen glühen, obgleich sie sehr ernst aussehen wollen, und die es nicht erwarten können, in das langentbehrte Elternhaus zu kommen.

Auch an besondern musikalischen Herolden des Weihnachtsfestes fehlt es nicht. Es sind freilich keine sehr harmonischen Töne, mit welchen die „Waits“ (Stadtmusikanten) drei Wochen lang vor dem Fest allnächtlich die zahllosen Straßen, welche um die St. Paulskirche herum liegen, erfüllen; aber es klingt doch ganz lustig in der stillen, scharfkalten Nacht durch die menschenleeren Straßen.

Endlich bricht der Tag der Geburt unseres Heilandes heran. London ist ungewöhnlich still an demselben, so lange der Morgen dämmert, stiller sogar als an Sonntagen; Läden, die am Sonntag Morgen offen stehen, bleiben fest verschlossen — allerhand Fuhrwerke, die den ganzen Sonntag in Bewegung sind, ruhen heute aus. Die Sonne steigt höher; die Wetterfahnen der Kirchthürme erglänzen in ihrem Lichte; nun beginnt auch der Verkehr auf den Straßen. Aber er ist nicht von der gewöhnlichen Art — weder Handlungscommis noch Beamte sind zu treffen; nur allerhand Gestalten beider Geschlechter, meist mit Reisetaschen oder Hutschachteln, die der Eisenbahn zueilen, um den Tag bei Freunden und Verwandten zu verleben. Und nun langen die Glocken an zu läuten, bald nah, bald fern: es ist als ob heilige Freudenklänge die Luft erfüllen — Du fühlst, es ist Weihnachten.

Die Straßen werden belebt von Kirchgängern. Tritt mit ihnen ein in das Gotteshaus! Es sieht heute ganz besonders einladend aus — festlich geschmückt empfängt es seine Gäste. Die alten Schnitzereien aus Eichenholz, die alten, gewichtigen Bänke und Kirchstühle sind blank polirt — das ganze Innere aber ist mit Stechpalme, Mistel und Lorbeer und mit allem Grünen und Schönen geschmückt, was um diese Zeit nur Geld oder auch die Liebe herbeischaffen können. So sieht es wenigstens in den alten und neuen Tempeln der bischöflichen Kirche aus; die Dissenters, soweit sie überhaupt Weihnachten feiern, lieben solchen Schmuck nicht.

Der Gottesdienst ist vorüber — Omnibusse und Cabs fahren in wachsender Zahl durch die Straßen. Die Gesellschaft der Omnibusse sieht frisch und fröhlich aus — die Väter in bester Laune, die Mutter vielbeschäftigt; denn niemals gibt es weniger als vier Kinder bei jedem Ehepaar, die in Ordnung gehalten werden müssen. Der Bus (Abkürzung von Omnibus) hält; ein Mädchen mit Apfelsinen ist an der Thüre. „Kauf uns eine Apfelsine, Daddy (oder Pa!)“ und der großmüthige Patersamilias kauft gleich ihren ganzen Vorrath — es war freilich nur ein Dutzend, das sie noch übrig behalten hatte. Auch die Cabs sind überladen — in einem sieht Du einen Herrn, eine Dame mit sechs jugendlichen Sprößlingen — welch' eine unbarmherzige Last für das arme Thier! in dem Hausen, der folgt, sitzt dagegen nur ein eleganter Stutzer, in einer „fly“ zwei Damen mit ungeheuerlichen Crinelinen, wie man sie nur in England sieht. Daneben Fußgänger auf den Trottoirs, die zum „Christmasdinner“ eilen.

Allmälig aber werden die Straßen stiller und stiller. Ich liebe diese Stille — sie ist ganz beredt für mich. Von den drei Millionen Einwohnern Londons geben sich mindestens drittehalb Millionen der häuslichen Festfreude hin; selbst der Aermste genießt heute mit den Seinigen ein besseres Mahl. Hundertlausende von Familien sind um den ächzenden Tisch oder den heiteren Kamin versammelt, alter Zeiten gedenkend, alte Familiengeschichten erzählend und aufs neue die Bande der Verwandtschaft schürzend, die nur der Tod trennen kann. Es scheint als habe sich das Wort der himmlischen Heerscharen bereits verwirklicht: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“ Und doch ist dem nicht so! Ach! wie viele gibt es in dem großen, reichen London, die — ungeachtet aller Bemühungen der officiellen und privaten Wohlthätigkeit — kein Weihnachtsmahl haben, die hungrig durch die öden, einsamen Straßen wandern, oft der Verzweiflung ganz nahe!

So gleitet die Zeit von 4 bis 7 Uhr Nachmittags langsam dahin — danach fängt es an, wieder etwas lauter zu werden. Nun öffnen die Branntweinpalästle (gin-palaces), gleich dem Tode, ihre Pforten unparteiisch weit für alle Klassen. Wenn man Smollet glauben will, war an den Londonern Trinkhäusern seiner Zeit folgender Anschlag zu lesen: „Betrunken für 1 d (1 Penny). Toll und voll für 2 d. Reines Stroh für nichts.“ Die Gastwirthe unserer civilisirten Zeit sind höflicher und eleganter in ihren Einladungen, den darum wohl um so gefährlicher. Ein glänzender Gaskandelaber erleuchtet den innern Raum, „die Gläser funkeln auf dem Schenktische“, und der Becher tödtlicher Bezauberung ist glänzend polirt; aber wie es den verirauenden Gästen ergeht, mag vielleicht morgen früh auf dem Mansion-House Court (Polizeigericht) zu erfahren sein.

Mit zunehmender Dunkelheit nimmt auch der Straßenverkehr zu — die Räder erneuern ihr betäubendes Geräusch; um Omnibusfüße wird saft gekämpft; auf Cabs werden Prämien gesetzt! Wirf einen Blick auf die Omnibusphaetons! — Die Kinder schnarchend oder wimmernd — die Männer vom Bier erhitzt, zum Theil eingeschlafen — noch andere mit rothen Augen und glühenden Wangen. Und die Frauen — in wie mancher regt sich wohl die stille Frage: „ist das ein fröhliches Weihnachten?“ — das ist die Kehrseite irrischer Lust und irrischer Freude! Auch in England ist die Zahl derer, welche die wahre Weihnachtsfreude kennen, nur klein; doch gibt es immerhin tausende, die mit Weisheit und Mäßigung das langersehnte, herzlichbewillkommte Fest genießen, die über der Erde und ihrer Lust nicht den Himmel und das Himmelsgeschenk der Weihnacht vergessen, die darum auch durch die häuslichen, harmlosen Vergnügungen nicht ermüdet werden und an sie zurück denken können ohne Reue.

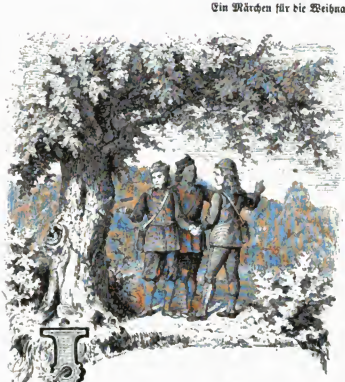
Und das ist alles? wird der freundliche deutsche Leser fragen. Was thun denn die Engländer am zweiten Weihnachtsfeiertage? Ja, denke Dir, einen solchen Tag gibt es eigentlich gar nicht bei unsern überseeischen Vettern. Der Tag nach Weihnachten heißt: „Boxing Day“, wenigstens im Munde des Volkes, wenn auch nicht auf den Seiten des Kalenders. Du brauchst übrigens nicht zu heftig zu erschrecken, liebe Leserin — mit Boxen hat der Tag nichts zu thun; auch „Ohrfeigen geben“ bedeutet hier „boxing“ nicht, wie Du es vielleicht in Deinem Wörterbuche findest. Ueberhaupt dürfte es Dir schwer fallen, des Wortes Verständniß durch Deinen treuen, stummen Dollmetscher ansindig zu machen. Ich will Dir deshalb zu Hilfe kommen. „Box“ bedeutet nämlich auch, wie Du weißt, eine Schachtel oder eine Büchse zum Geldaufbewahren; es bedeutet aber auch, in der Zusammenstellung mit Christmas, ein Weihnachtsgeschenk. Mit solchen „boxes“, die sich massenweise an jedem Hause einfinden und die Stärke des Thürklopfers auf die Probe stellen, werden die Londoner am Tage nach Weihnachten vom Morgen bis zum Abend heimgesucht. Zuerst während die Familie beim Frühstücke sitzt, melden sich die obenerwähnten „Waits“, die ihre Karte hineinsenden und für ihre nächtliche Ruhestörung ein Trinkgeld begehren. Es wird ihnen zu Theil, wäre es auch nur aus Dank dafür, daß sortan die Nächte wenigstens frei sind von der Musikplage, die das arme London bei Tage unerbittlich und fortwährend heimsucht. Nach ihnen kommen mit ihren „boxes“ der Kehricht- und Aschenfärrner, dann der Mann, welcher die Straßen bewässert; darauf wünscht der Laufjunge des Gewürzkrämers „geboxt“ (boxed) zu werden, wegegen auch, in dem freundlichen Weihnachtssinne des Wortes, der Fleischerjunge nichts einzuwenden hat; der Briefträger erwartet einen „Box“ als etwas Selbstverständliches, auch der Bäckerjunge ist für eine Kleinigkeit sehr dankbar. Und so geht das „boxing“ den ganzen Tag herum, Jahr aus Jahr ein, ungeachtet alles Aergers und alles Protestirens, den es alljährlich hervorruft.

Das ist der zweite Weihnachtstag in London, an dem die Stadt wieder ganz ernst wird, ihr alltägliches Treiben nur beginnt, mit frischer Kraft, wie „ein durch Wein erfrischter Riese“, nur ausstieht, als könnte es niemals wieder lachen und fröhlich sein. Aber übers Jahr kommt der lustige „Father Christmas“ doch wieder.

Digitized by Google

Der Glücksschmied.

Ein Märchen für die Weihnachtsfeiertage von Victor v. Strauß.



In einem Dorfe lebte ein Grobschmied mit seiner Frau und mit drei Söhnen, die er zu seinem Handwerk aufgezogen hatte. Die beiden ältesten waren aufstellig, aufgeweckt und fleißig und bereits eben so geschickte Schmiede, als ihr Vater. Der jüngste Sohn hatte auch wohl guten Willen, gleich tüchtig mit Hammer und Zange umgehen zu lernen, aber es hatte ihm niemals gelingen wollen. Er griff alles verkehrt an, versank oft, wenn er in das rothe Feuer blickte, ganze Zeiten lang in Versonnenheit und Träumerei und versäumte darüber die Arbeit, und wenn er dann mit um so hastigerem Eifer das Versäumte nachholen wollte, zerschlug er oft, ohne es zu beabsichtigen, bei seiner gewaltigen Armeskraft die besten halbfertigen Arbeiten sammt Amboß und Schmiedegeräth. Darüber empfing er manche scharfe Züchtigung von seinem Vater, die er aber geduldig hinnahm, auch wenn sie einmal unverdient war, was bei dem harten und heftigen Sinne des alten Grobschmieds nicht selten vorkam. Die Mutter aber hatte diesen Sohn insgeheim lieber, als die beiden andern, denn es erbarmte ihr, daß er bei so schönem Aussehen und so großer Stärke so ungeschickt und thöricht und dabei so geduldig und gutwillig war.

Eines Tages rief der alte Schmied seine drei Söhne zusammen und sprach zu ihnen: „Ihr seid nun alt genug und habt lange genug bei mir gelernt, um Euch jetzt in der Welt versuchen zu können. Hier hat jeder von Euch einen Gulden und ein Messer, von altem Hauseisen geschmiedet, und ein Felleisen, darein ihr eure Kleidung packen könnt. Damit geht auf die Wanderschaft, suchet euch gute und berühmte Meister, lernet noch weiter und verdienet Euch was. Nach drei Jahren sollt Ihr wiederkommen, und wer von Euch durch Geschicklichkeit und Fleiß in unserm Handwerk dann am meisten erworben hat, dem will ich meine Schmiede geben; wer aber nichts dadurch verdient hat, für den soll die Hasel eine Frucht getragen haben, die ihm nicht süß schmecken wird."

Da das die drei Söhne hörten, nahm jeder seinen Gulden, sein Messer und sein Felleisen, ging und packte seine Kleidungsstücke. Die Mutter aber, die dabei gestanden, fing an zu weinen und trocknete sich die Augen mit der Schürze. Das sah der alte Schmied, schalt und sagte: „Du thörichtes Weib, ich weiß wohl, warum Du weinst! Es ist nicht um unsre beiden ältesten Söhne, die es verdienen, sondern um den, der es nicht verdient. Aber jene werden wohl durch die Welt kommen und mit gutem Erwerbniß zurückkehren, während der große ungeschickte Faule sich wird durchbetteln müssen und mit Schlägen wird empfangen werden." — Da sagte das Weib: „Ja, Du redest recht; und muß mir darum über seinen Abschied das Herz nicht weher thun, als über die beiden andern?" — „Schweig still und mache mich nicht zornig!" antwortete der Mann. „Weiß ich es nicht, daß Du den unnützen einfältigen Burschen lieber hast, als die beiden andern zusammengenommen? Aber so sind die Weiber!"

Damit ging er grimmig an seine Schmiedarbeit. Die Mutter aber begab sich zu ihrem jüngsten Sohn und half ihm einpacken, denn sie meinte, er würde es allein nicht recht machen. Beide weinten viel gegen einander, und wiewohl eins das andere zu trösten suchte, so ward doch keins getröstet.

Am andern Morgen nahmen alle drei Brüder ihre Felleisen auf den Rücken, gaben dem Vater und der Mutter die Hand zum Abschied und wanderten, während der Vater ihnen nachrief: „Vergeßt nicht, was ich Euch versprochen!" und während die Mutter weinte und im Herzen für ihren Jüngsten betete, auf dem Wege zwischen den grünen Kornfeldern in die weite Welt hinaus.

In damaligen Zeiten standen noch keine Wegweiser an den Straßen, auch wohnten noch wenige Leute im Laude, und weil die Brüder niemandem begegneten, den sie nach dem nächsten Orte hätten fragen können, so folgten sie immer demselben Wege, der sie aber nach einiger Zeit in einen großen, dichten Wald führte, der immer wilder und düsterer wurde und gar kein Ende zu nehmen schien. Einige Male setzten sie sich neben der Straße ins Moos nieder und stillten den Hunger von dem, was ihnen die Mutter mitgegeben, und tranken dazu aus dem klaren Waldbächlein. Dann standen sie wieder auf und verfolgten ihren Weg, der sie in immer wildere Gegenden brachte. Dabei war es sonderlich, daß das wilde Waldgethier, das beim Eintritt in den Wald scheu vor ihnen gestehen war, je tiefer sie hineingeriethen, immer dreister ward. Bald blickte da und dort ein Reh mit braunen klugen Augen, ein Hirsch mit zackigem Geweih, ein borstiger Eber neugierig aus den Büschen und zog den Kopf nur langsam zurück, wenn sie vorüberkamen. Weiterhin traten die Thiere mit ganzem Leibe heraus, näherten sich vertraulich den drei Wandergesellen, betrachteten, beschnuffelten sie und trabten wohl auch eine Strecke neben ihnen her. Der jüngste Bruder hatte daran seine Freude, begann mit den Hirschen und Ebern zu spielen und lachte über sie, wollte auch nicht, daß die andern, die sich gern ein Stück Wild erlegt und gebraten hätten, den harmlosen Thieren ein Leid zufügen sollten. „Wenn wir klug wären," sagte der älteste, „so sollten wir von diesen Hirschen und Rehen so viele tödten, als wir erlangen können, ihnen die Häute abziehen und diese in der nächsten Stadt verkaufen; das würde uns einen guten Groschen Geld abwerfen." Der zweite aber sprach: „Lieben Brüder! Ihr solltet doch aufmerken und innewerden, daß diese Vertraulichkeit der wilden Thiere gar ein bedenkliches Zeichen für uns ist, denn wir können daraus abnehmen, daß so tief in diesen Wald noch niemals Menschen gekommen sind, die doch gewiß das Wild schon gejagt und schon gemacht hätten, und ist wohl kein Zweifel, je weiter wir vorwärts gehen, desto tiefer gerathen wir in die menschenleere Wildniß, wo wir am Ende elendiglich umkommen können. Daher ist mein Rath, daß wir nicht weiter diese Straße verfolgen, sondern den ersten gangbaren Weg, der zur Rechten oder Linken von ihr abführt, einschlagen, ob wir auf demselben wieder hinkommen, wo Menschen wohnen. Denn zurück nach Haus dürfen wir ja nicht wieder, ehe nicht die drei Jahre vorüber sind; der Vater würde sonst sehr zornig werden. Auch müssen wir's noch zu etwas bringen in der Welt."

Während er noch so sprach, kamen sie an einen großen dicken Lindenbaum, der mitten auf einem Kreuzwege stand. Da wichen auch die Thiere vor ihnen in den Wald zurück, und es fanden sich Spuren von Roßhufen auf dem Querwege, die von der Rechten zur Linken gekommen waren. Der zweite Bruder betrachtete die Spuren genau, wo sie sich in den thonichten Boden abgedrückt hatten, und sagte dann: „Nun merket auf, was ich Euch sagen will! Das sind Hufspuren von Schlachtrossen, die erst alle frisch beschlagen sind und nicht viel über eine Tagereise unterwegs gewesen sein können. Wo die herkommen, da müssen auch tapfere Ritter sein, und bei denen müssen sich geschickte Waffenschmiede finden und hoch kommen. Da-

hin lasset uns gehen." — „Dazu müßten wir mehr gelernt haben, als wir verstehen," versetzte der älteste. „Auch sollen die vornehmen Kriegsleute nicht immer gute Zahler sein." — „Ein geschickter Schmied muß alles lernen können," erwiderte der zweite, „und wenn die kühnen Ritter auch nicht immer zahlen können, so zahlen sie doch desto mehr, wenn sie es können. Ich gehe dorthin zur Rechten." — „Nun," sagte der älteste, „so gehe ich zur Linken. Denn die Reitersleute sind gewiß nach einer guten reichen Stadt geritten, warum zögen sie sonst so weit? und dort findet ein fleißiger Schmiedegesell immer guten Verdienst und redliche Zahlung."

So wurden die beiden älteren Brüder eins, sich von einander zu trennen, und fragten dann den jüngsten, mit wem von ihnen er ziehen wolle. Dieser aber blickte des Weges hinaus, der immer gerade fort in den Wald lief, und da er mit seinem scharfen Auge in der Ferne weder die fröhlichen Waldthiere auf der Straße spielen sah, so ging ihm das Herz auf und dünkte ihn, es sei nicht allein ein viel lustiger Leben, mit dem freien Wild im frischen grünen Walde sich zu ergötzen, als tagelang in der heißen, rußigen Schmiede zu hämmern, sondern es müsse sicherlich auch weit hinter der Wildniß noch etwas gar Sonderliches und Herrliches zu finden sein, das besser sei als alle Ritterschlösser zur Rechten und alle reichen Städte zur Linken. Darüber sah er in Gedanken und Träumerei vor sich hinaus und antwortete nicht, so daß ihn die Brüder nochmals fragen mußten. Dann aber wies er mit seinem Stecke gerade aus und sagte: „Dahinten, dahinüber, da muß es sein, was ich immer in meinen Gedanken gesucht und nicht gefunden habe. Gott gebe Dir, Bruder, Glück bei den reichen Bürgern, und Dir, mein Bruder, Glück, wenn Du den Rittern ihre Waffen schmiedest. Ich aber gehe dorthin." — Nun versuchten beide Brüder zwar, ihn von solchen thörichten Gedanken abzubringen, stellten ihm auch vor, daß er in dem wilden Walde weder Arbeit noch Verdienst finden, vielmehr jämmerlich verhungern und verderben werde, und erinnerten ihn an des Vaters Drohung; er aber blieb steif und fest bei seinem Vorsatz, so daß sie ihn endlich in Frieden ließen.

Da sagte der zweite Bruder: „Weil sich hier denn drei Brüder scheiden sollen, so lasset uns noch einmal zusammen essen und trinken, und dann unsre drei Messer von altem Hauseisen an den Stamm dieses Lindenbaumes stoßen, ein jeder das seine gegen den Weg, den er gehen will. Wer von uns nach drei Jahren wieder hierher kommt, der soll daran sehen, wie es um seine Brüder steht. Denn weiß Messer verrostet und mit Blut beronnen sein wird, der wird umgekommen und todt sein; fehlet sein Messer im Baume, so hat er es herausgezogen und ist glücklich wieder daheim; steckt es aber noch blank im Baume, so ist er zwar noch in der Fremde, aber es geht ihm gut. Denn also geschieht's mit unsen Messern von altem Hauseisen, wenn man sie mit solchem Spruch in einen Baum stößt, und kann sie niemand herausziehen, als wer sie eingestoßen hat."

Diesen Rath lobten die Brüder, setzten sich nieder, aßen was sie hatten, tranken dazu aus einer Quelle, die nächst dem Lindenbaum hervorsprudelte, stießen dann ihre Messer jeder mit seinem Spruch in den Baum, schüttelten einander die Hände und schieden, der älteste zur Linken, der zweite zur Rechten und der jüngste ging gerade aus.

Der jüngste Bruder war noch nicht lange gegangen, als die Waldthiere sich wieder zu ihm thaten, um ihn her spielten und sprangen und ihm voranstaunten. So sing er auch wieder an, mit ihnen zu spielen, sagte sich mit ihnen und hatte sonderlich seine Lust an einem alten Zottelbären, der ihm immer voranlief und ihn weiter lockte, und das währte viele Stunden, bis der Abend kam und der Mond aufging, und der junge Schmiedegesell ward hungrig und müde. Da blieb er endlich stehn und wußte nicht, was er thun sollte; denn was er zu essen mitgenommen in Taschen und Felleisen, das war alles aufgezehrt, und es war nicht einmal ein Quell in der Nähe, daraus er hätte seinen Durst löschen können. Zum Glück fand er nahebei einen Brombeerstrauch voll saftiger reifer Brombeeren, auf die der Mond hell herunterschien. Davon fing er an mit großer Begierde zu essen. Wie das der alte Zottelbär sah, lief er schnell davon in den Wald, kam aber schon nach wenigen Augenblicken mit einer großen Honigscheibe wieder, die er im Maule trug und vor dem jungen Schmied aufs Moos legte. Der nahm sie auf, strich dem alten Zottelbären dankbar den rauhen Kopf und aß dann den süßen Honig, bis er sich ganz satt und erquickt fühlte. Hierauf wollte er sich zum Schlafen niederlegen. Das aber schien der Bär nicht leiden zu wollen, denn überall, wo er sich hinzustrecken suchte, kollerte der Bär sich vor ihm hin. Endlich sagte der Schmied verdrießlich: „Wenn Du mir neben Dir keinen Platz gönnen willst, so leg' ich mich oben auf Dich!" und schritt, wie der Bär vor ihm lag, mit dem einen Beine über ihn hin, so daß er rittlings auf seinem Rücken saß. Das schien der Bär gewollt zu haben, denn nun sprang er mit lustigem Brummen auf und rannte mit seinem Reiter des Weges weiter durch die Wildniß mit einer Schnelligkeit, daß dem jungen Schmied Hören und Sehen verging. Anfangs klammerte er sich mit den Händen fest an die dichten Zottelhaare, als sie aber eine Strecke so fortgerannt waren, dachte er abzuspringen. Da hörte er hinter sich ein wildes Geheul, und als er den Kopf wandte, sah er in seinem Rücken ganze Haufen Wölfe und anderes reißendes Gethier, die ihn mit offenen Rachen und glühenden Augen verfolgten. Da dachte er: Lieber will ich mich auf meinen Zottelbären verlassen; setzte sich nun erst recht fest und trieb den Bären selbst zum Laufen an. Das war aber nicht nöthig; der alte Bär lief wie ein Rennpferd, weil er aber nicht immer des offenen Weges Acht hatte und oftmals unter den Baumzweigen und an den Dornbüschen herstreifte, so wurden dem jungen Schmiedegesellen Gesicht, Hände und Kleidung zerrissen, sein Felleisen blieb an einem Schwarzdorn hängen und ging verloren, und er selbst hielt sich mit Noth auf seinem Sitz. So ging's im reißenden Lauf bei Mondschein durch den finstern Wald, immer die wüthenden heulenden Raubthiere hinterdrein, und die wilde Jagd währte die ganze Nacht hindurch. Endlich verging dem jungen Schmied vor der tollen Hetze die Besinnung. Er schloß die Augen, daß sich vornüber und sah und hörte nicht mehr. Der alte Zottelbär aber rannte mit ihm noch manche Strecke bis der lichte Morgen heraufkam, und als die Sonne aufging, blieben die grimmigen Wölfe zurück, der Wald wurde lichter und hörte endlich vor einer schönen grünen Wiese ganz auf. Hier schüttelte der Bär den jungen Schmied von seinem Rücken herunter ins Gras und lief in den Wald zurück.

Der junge Gesell lag lange Zeit auf dem Rasen und schlief; als er aber endlich mitten am Tage aufwachte und sich aufrichtete, sah er zu seiner Freude jenseit der grünen Wiese ein großes reiches Schloß von lauter weißem Marmelstein stehen, das hatte viele hohe Thürme und Dächer und gliperde Fenster, und unten durch den einen Thurm führte ein offenes Thor hinein. Da ging er über die Wiese zu dem Schloß und trat in das Thor und kam in einen gro-

Digitized by Google

sten hellen Hof, der war mit lauter Marmelstein gepflastert und in der Mitte war ein schöner Springbrunnen, der fiel in ein weites Wasserbecken herunter. Weil der junge Schmied nun durstig war, so ging er zuerst zu dem Wasser und that daraus einen tiefen Trunk. Dann wusch er sich damit Hände und Gesicht, die ihm von den Dornen im Walde ganz zerrissen und mit Blut berennen waren. Wie er sich aber wusch, so schlossen sich gleich alle Wunden und Risse zu und die Schmerzen hörten auf und er wurde ganz heil und munter. Das verwunderte ihn. Aber nun war er auch hungrig und dachte daher, sich nach einem Menschen umzusehen, der ihm zu essen geben könnte, ging daher in ein grosses schönes Thor und zu dem Schlosse hinein. Auf dem weiten Vorplatze rief er ganz laut: Guten Tag! aber es hallte nur in den langen Gängen nach und niemand antwortete ihm. Da öffnete er ein Paar Thüren und sah in die Stuben und fand auch da keinen Menschen. Alles war schön, voller Hausgeräth, ordentlich und reinlich, aber keiner zu erblicken, der da gewohnt hätte. Da schüttelte er den Kopf und es kam ihm sehr unverständig vor, daß die Leute alle sollten ausgegangen sein und die Thüren offen gelassen haben. Vielleicht aber sind sie oben im Schlosse, dachte er, ging wieder nach dem Vorplatze zurück und stieg dort die breite hohe Treppe hinauf. Ganz dreist trat er in die prächtigen Zimmer und Säle und verwunderte sich über die herrlichen Geräthe und Zierrathen, die er da erblickte, ging aus einem Gemach ins andre, aber auch da fand er nirgends einen Menschen. Da hätte er nun alle die Herrlichkeiten gern in Frieden besehen, aber sein zunehmender Hunger ließ ihm keine Ruhe und doch sah er nirgends etwas, das ihn hätte stillen können. Darüber wurde ihm bange, und er dachte, wie schrecklich es wäre, wenn er entweder in all der Pracht vor Hunger umkommen, oder in den Wald zurückgehen und den hungrigen Wölfen in den Rachen fallen sollte. Unter solchen Gedanken machte er eben eine kleine schönverzierte Thür auf und sah, daß sie in die Schlosskapelle führte, in welcher sich ein Altar befand, auf dem stand ein Kreuz und vor dem Kreuze ein goldener Becher und eine goldene Schüssel. Da dachte er: Ei, wenn ich zu Gott bete, der wird mich ja nicht umkommen lassen! ging daher hinein, kniete vor dem Altare und betete ein Vater unser. Und wie er recht von Herzen bat: Unser tägliches Brot gib uns heute! da floß auf einmal aus der Seitenwunde des Christusbildes am Kreuze ein heller Strahl schönen goldenen Weines in den untenstehenden Kelch, und zur andern Seite aus seiner rechten Hand fiel es wie schönes weißes Brot auf die goldene Schüssel. Da wurde der junge Schmied ganz froh, faßte einen großen getrosten Muth, betete sein Vater Unser mit vieler Andacht aus, aß und trank und dankte Gott für seine wunderbare Gabe. Dann aber ging er weiter, das Schloß zu besehen.

Als er nun schon fast alle Gemächer durchwandert hatte, kam er endlich in eine ganz prächtige Kammer, in deren Mitte ein großes Himmelbett stand, das hatte blaue seidene Behänge und war von eitel Gold, Sammet und Seide. Auf dem Bette lag ein wunderschöner Mädchenkopf mit langem gelben Haar, großen lebendigen blauen Augen und rosenrothen Wangen und Lippen, aber ohne Leib und ohne Glieder. Das deuchte dem jungen Schmied sehr verwunderlich und er betrachtete den Kopf lange, bis dieser endlich die Lippen aufthat und anfing zu reden: „Sei willkommen, junger Gesell! Du bist mir ein gutes Zeichen und kannst hier große Dinge thun, wenn Du fromm, muthig und treu bist.“ Da antwortete der Gesell: „Fromm, muthig und treu sein gibt Gott. Aber sage mir, was ich thun kann.“ Und der Kopf sagte: „Setze Dich dort in den Sessel, so will ich Dir meine Geschichte erzählen.“ Da setzte sich der junge Schmied vor das Bett und der Kopf hub an zu erzählen:

„Es war einmal ein König, dem war seine Königin gestorben und hatte ihm nur eine einzige Tochter hinterlassen und das war ich. Der König war gut und mild, steuerte allem Unrecht und hatte auch gute Unterthanen, aber sie waren alle noch Heidenleute. Da kam eines Tages ein frommer Mann in das Land, der lehrte den König und seine Unterthanen den rechten Christenglauben und wie sie sollten selig werden, richtete auch eine Kapelle im Schlosse ein, und da sich der König und seine Unterthanen wollten taufen lassen, bauete er den schönen Springbrunnen im Schlosshofe und weihete das Wasser in demselbigen, um sie alle darin zu taufen, und ich sollte zuerst getauft werden. Wie nun aber der fromme Christenmann eben dabei war, mich zu taufen, und das erste Wasser war über mich gestossen und die ersten heiligen Worte waren gesprochen, da wurden wir gestört und unterbrochen, und das hing so zusammen. Im Norden von meines Vaters Lande wohnte ein anderer Heidenkönig, der war ein Riese und ein großer Zauberer, und dem hatte mich mein Vater, als er noch am Heidenwesen hing, zur Ehe versprochen. Als aber mein Vater beschlossen hatte, sich mit alle seinem Volk taufen zu lassen, schickte er hin und ließ dem König sagen, er könne mich nun nimmermehr zur Ehe bekommen, wenn er sich nicht auch wolle taufen lassen. Da ergrimmte der heidnische Zauberer und ließ alle sein Volk aufsitzen und kam in voller Wuth in meines Vaters Schloß geritten, eben als wir bei meiner Taufe waren. Er sprengte mit gezogenem Schwert in den Schloßhof, schlug mit Einem Streiche den frommen Täufer todt darnieder und sprach dann einen schrecklichen Zauberspruch aus, wodurch alle lebendigen Menschen, die sich in meines Vaters Lande befanden, in wilde Thiere verwandelt würden. Und so geschah es. Weil er aber in der Hitze vergessen hatte, daß er sich selber mit seinem Volk in meines Vaters Lande befand, so wurden auch er und alle die Seinigen zugleich, in lauter wilde Wölfe und reißende Raubthiere verwandelt. Ich war indessen, ehe er den Zauberspruch hatte vollenden können, hierher in meine Kammer geflüchtet und hatte mich voll Angst auf das Bett geworfen. Da faßte mich der Zauberer auch, aber weil auf meinen Kopf schon das erste Taufwasser geſprengt war, hatte er nicht gleiche Macht über mich, sondern mir verschwanden nur Leib und Glieder, so daß nichts als mein Kopf übrig blieb, der auch keiner Speise bedarf. Und so liege ich nun schon viele Jahre, während die verzauberten Thiere alle in den wilden Wald hinausgerannt sind, in welchem sie durch die Gewalt des Zauberwortes so lange verwandelt bleiben müssen, bis ich Leib und Glieder wiedererhalten habe. Nun aber erzähle mir auch Deine Geschichte und dann will ich Dir sagen, was Du thun sollst.“

Hierauf erzählte der junge Schmied alles was er von sich wußte, wie es ihm zu Hause so uneben ergangen sei, wie der Vater ihn mit seinen Brüdern in die Fremde geschickt, wie sie sich in dem Walde getrennt, wie der alte Zottelbär ihn gespeiset und aufgenommen, vor den Wölfen gerettet und nach dem Schlosse gebracht habe. Das alles erzählte er, und der schöne Kopf betrachtete ihn mit Wohlgefallen und mußte mehrmals über seine Erzählung lachen. Als er aber zu Ende war, sagte der Kopf: „Der gute alte Bär war der König, mein Vater, und es ist mir lieb, daß er Dich hergebracht hat. Zuerst sollst Du nun in die Kleiderkammer gehen, daselbst diese Deine zerrissene Kleidung ablegen und Dich von dem Vorrathe, den Du da findest, nen und schön kleiden. Dann kannst Du für heute ausruhen und im Schlosse oder in dem großen Garten, den Du hinter dem Schlosse finden wirst, umhergehen. Für die Nacht kannst Du Dir dann ein Bett in einem andern Theile des Schlosses aufsuchen. Morgen früh aber, ehe die Sonne aufgeht, sollst Du zu dem Taufbrunnen im Hofe gehen, Dich darin baden und waschen, wieder ankleiden und zu mir kommen. Darnach sollst Du mich mit Deinen Händen hinunter tragen zu dem Brunnen, mich ebenfalls darin baden und waschen, und mich dann wieder zurücktragen auf mein Bett. Das alles mußt Du nüchtern thun. Wenn es geschehen ist, so kannst Du wieder in die Kapelle gehen und um Dein täglich Brot bitten. Das wird Dir gegeben werden, wenn Du einfältig bittest, und wird Dich an demselben Tage nicht wieder hungern noch dürsten. Bist Du aber gesättigt und gestärkt damit, so sollst Du in die Waffenkammer gehen, Dir gutes Jagdgeräth aussuchen und mit ihm in den Wald gehen, damit Du dort die Wölfe und andere reißenden Raubthiere jagst und tödtest. Hüte Dich aber, daß Du dem andern Wild keinen Schaden zufügst, denn das sind die Meinigen und sollen alle noch wieder verwandelt und Christenmenschen werden. Wenn es dann Abend wird, so kehrst Du zurück, kommst zu mir und wir plaudern ein Stündchen zusammen. Du erzählst mir, was Dir auf der Jagd begegnet ist, und ich lehre Dich allerlei Gutes. Und so sollst Du jeden Tag thun.“

So sprach der schöne Kopf, und der junge Gesell sah ihn an und sagte, das wolle er thun, und obwohl er gern noch länger geblieben wäre, so stand er doch gleich ganz gehorsam auf, sagte gute Nacht und ging hinaus. Als er die Kleiderkammer gefunden hatte, zog er dort seine zerrissene und zerfetzte Kleidung aus, machte ein Bündel davon und legte es oben in die Ecke auf einen Schrank. Als er sich aber unter den schönen Kleidungsstücken umhersah, die da hingen, gefiel ihm vor allem ein Anzug von schneeweißem Sammt, der war mit Gold und Silber gestickt und hatte ein großes rothes Kreuz

Digitized by Google

auf der Brust. Den nahm er und zog ihn an, setzte auch einen Hut auf, der dazu gehörte, und ging dann hinunter in den schönen Garten hinterm Schlosse, bis es Nacht wurde. Darauf ging er wieder in das Schloß, suchte sich eine schöne luftige Schlafkammer und ging zu Bette.

Am andern Morgen, sobald es zu dämmern anfing, stand er auf, ging zu dem Brunnen im Hofe, badete und wusch sich darin, kleidete sich wieder an und begab sich zu dem schönen Kopfe, der auch schon wachend auf seinem Bette lag und ihm einen guten Morgen wünschte. Als er aber den Kopf in seine Hände nehmen wollte, um ihn hinunter zu tragen, sagte derselbe: „Warte noch einen Augenblick, denn ich habe Dir noch was zu sagen.“ Da trat er zurück und der Kopf fuhr fort: „Wenn Du mich nun hinunter und zu dem Brunnen trägst, so wirst Du allerlei Stimmen und böse Reden hinter Dir hören, die Dich hindern wollen, das gute Werk an mir zu thun. Die kommen von bösen Geistern, welche durch Wirkung des Teufels, der mit dem verzauberten Wolf in Bündnis steht, deshalb gesendet werden. Was sie aber auch reden mögen, hüte Dich, höre nicht darauf, antworte ja nichts und sieh Dich nicht um, denn sonst lässest Du mich fallen und alles, was Du an mir thust oder gethan hast, ist vergeblich und hilft mir nichts.“ — Da sagte der gute Gesell, er wolle sich gewiß nicht danach umsehen, nahm dann den schönen Kopf vorsichtig auf seine beiden Hände und trug ihn hinaus.

Wie er aber nun so mit dem Kopfe durch die prächtigen Zimmer und Säle ging, hörte er hinter sich ein Rauschen und Wispern von vielerlei Stimmen, die immer lauter wurden, je weiter er kam, und ihn neckten und verhöhnten und über den Kopf der Königstochter die schandbarsten Reden führten, so daß es ihm vor Zorn und Ingrimm darüber ganz heiß im Herzen und vor der Stirne wurde. Und als er die hohe breite Treppe herabstieg, kamen sie so dicht hinter ihn und ihre Lästerreden wurden so greulich, daß ihm vor den Augen die Tritte durch einander gingen und er wäre beinahe gestrauchelt und hinunter gefallen. Doch nahm er sich zusammen, biß die Zähne auf einander und kam glücklich hinab. Im Hofe aber schrieen die Teufelsstimmen so entsetzlich laut, so abscheuliche Reden und Scheltworte und so dicht an seinen Ohren, daß es ihm die größte Ueberwindung kostete, stillzuschweigen und sich nicht umzusehen, und er hätte es doch nicht gekonnt, wenn er seine Augen nicht immer fest auf den Kopf gerichtet und an das gedacht hätte, was er mit demselben vornehmen sollte. So aber gelang es ihm, stillschweigend und ohne sich umzusehen, glücklich bis an den Rand des Taufbrunnens zu kommen, und sobald er den Kopf hineintauchte, hörte er es hinter sich wie das Flügelrauschen vieler wegfliegender Vögel und es ward ganz stille. Da sammelte er sich zu seinem Werke, badete und wusch den schönen Kopf auf das linderste und säuberlichste, trocknete ihn vorsichtig wieder ab, und als er ihn wieder in das Schloß trug, ging die Sonne auf.

Da er ihn nun wieder hinaufgebracht und in das Himmelbett gelegt hatte, sagte der Kopf: „Das hast Du wohl gemacht, mein lieber Gesell! So halte Dich ferner gut und es wird Dir reichlich gelohnt werden. Auch die Kleidung gefällt mir, die Du Dir ausgesucht hast. Darin gehe und hole Dir Dein täglich Brot, wie Du gestern gethan. Dann aber ziehe Jägerkleidung an, nimm Jagdgeräth und geh in den Wald zur Jagd auf die bösen Wölfe und Raubthiere. Und wenn Du zurückkehrst, so wasche und reinige Dich, kleide Dich um und komm wieder zu mir.“

Das versprach der junge Schmied und beabsichtete sich. Nun ging er in die Kapelle, betete sein Vater Unser und erhielt wiederum, wie gestern, sein täglich Brot. Darauf begab er sich in die Kleiderkammer und legte Jägerkleidung an, holte sich Jägerwaffen aus der Waffenkammer, und ging vom Schlosse über die grüne Wiese in den dunkeln Wald. Er mußte aber zwischen Bäumen und Büschen lange bergauf und bergab steigen, bis er in den Gründen zwischen den Felsen etliche Wölfe auffand; die stoben aber nicht vor ihm, sondern sie wankten sich gegen ihn, stellten sich auf und nahmen den Kampf an. Der junge Gesell fürchtete sich nicht. Er stieß und hieb mit seinen Waffen wacker auf sie ein, und der Streit währte lange. Als aber die Sonne schräg in den Wald schien und es gegen Abend kam, hatte er die Hälfte des Haufens erlegt und getödtet, die andere Hälfte war mit Geheul davon gelaufen. Da dachte er, daß es Zeit sei, nach dem Schlosse zurückzukehren, und das that er auch und eilte, damit er die Stunde nicht versäumte. Auch kam er noch zur rechten Zeit an, kleidete sich bald um, und begab sich dann wieder hinein zu dem schönen Kopfe. Dem mußte er nun zuerst erzählen, was er auf seiner Jagd ausgerichtet habe, und dann erzählte ihm der Kopf allerlei Schönes und lehrte ihn viele gute und tapfere Dinge, bis es Zeit war, daß er zu Bette ging. Das that er denn auch; aber durch Kraft dessen, was er am Morgen in der Kapelle gegessen und getrunken, hatte ihn den ganzen Tag weder gehungert noch gedürstet.

Wie er es nun an diesen ersten Tage gemacht hatte, so that er es ehrlich und treu alle Tage. Jedesmal aber, wenn er den schönen Kopf badete und wusch, wuchs zu demselben ein klein Stück des Leibes hinzu, so daß die Königstochter ganz langsam und allmälich alle ihre Glieder wieder bekam. Dabei wurde auch das Höhnen und Lästern der bösen Geister hinter ihm, wenn er sie zum Brunnen hinabtrug, immer ohnmächtiger und schwächer. Je mehr er dann aber auf seinen Jagden im Walde von den wilden Wölfen und Raubthieren tödtete, deste grimmiger und wüthender wurden die noch übrigen, so daß sie oft in ganzen Scharen auf ihn loskamen und auf ihn bissen und rissen, und wenn auch kein Tag hinging, daß er nicht etliche von ihnen tödtete, so wich er doch selten aus dem Streit, ohne übel zerbissen und verwundet zu sein. Dann aber wusch er sich aus dem Brunnen im Schloßhofe, und sogleich waren die Wunden wieder geheilt und sein ganzer Leib gesund. In den Stunden, die er bei der Königstochter zubrachte, hörte und lernte er so vieles Gute und Treffliche, daß er nach und nach ein ganz vollkommener feiner Ritter wurde.

Das währte drei Jahre lang und an den schönen Kopf der Königstochter war nun schon der allerschönste Leib angewachsen, und es fehlte ihm nur noch ein ganz klein wenig an der großen Zehe, da sprach sie zu ihm: „Sage mir, lieber Gesell, wie viel Wölfe sind noch im Walde?“ Er antwortete: „Drei.“ Sie sprach: „Sage mir weiter, wie sehen sie aus?“ — Da sagte er: „Der eine ist ganz groß mit grimmigen Funkelaugen, der zweite ist klein und greis aber lang, der dritte ist schlank und sehr behende.“ — Sie sprach: „Das ist der böse Heidenkönig mit seinen beiden Feldherren. Diese Drei mußt Du heute noch erschlagen, damit sie nicht übrig bleiben, denn morgen wird mein letztes Bad sein, da hab' ich Leib und Glieder ganz wieder erhalten und der Zauber ist zu Ende.“ — Da antwortete der gute Gesell, das wolle er thun und es wäre ihm lieb, daß er sein Werk vollendet hätte, denn nun seien die drei Jahre seiner Wanderschaft um, und als ein gehorsamer Sohn müsse er nun wieder zu seinem Vater und seiner Mutter zurückkehren. Dann machte er sich fertig zur Jagd und ging in den Wald hinaus.

Im Walde traf er auch alsbald die drei Wölfe, die gleich mit großer Kraft und Grimmigkeit über ihn herfielen. Weil er aber in der Hast vergessen hatte, in der Kapelle erst sein täglich Brot zu erbitten und zu nehmen, so fehlte ihm bald die Kraft in dem Kampfe, und derselbe währte sehr lange. Zwar gelang es ihm, die Wölfe alle drei schwer zu verwunden, aber sie zerfleischten ihm Arme und Beine, daß das Blut überall an ihm niederfloß und die Sonne ging bereits unter, ehe er sie endlich mit seinem scharfen Fangmesser alle drei erlegt hatte. Ueber dem harten Streite hatten sich alle andern Thiere des Waldes umher versammelt und zugesehen, und das war ein Glück, denn als die drei Wölfe todt dalagen, lag der junge Gesell ganz zerrissen und ohnmächtig in ihrer Mitte und wäre gewiß gestorben, wenn nicht gleich der alte Zettelbär hinzugekommen wäre, ihn auf seinen Rücken genommen hätte, wobei ein Paar Hirsche mit ihren Geweihen halfen, und ihn nach dem Schlosse getragen hätte, wo er ihn am Thore niederlegte. Den dort kroch der Gesell unter großen Schmerzen auf Händen und Knien zu dem Brunnen, und fing an sich zu waschen. Da schlossen sich seine Wunden zu und die Schmerzen hörten auf, und er war wieder bald ganz heil und gesund, aber sehr matt und schwach, hungrig und durstig. Das verging auch nicht eher, als bis er noch in die Kapelle gegangen war und dort um sein tägliches Brot gebeten, dasselbe auch empfangen und genossen hatte. Weil es aber zu spät war, um noch zu der Königstochter zu gehen, so legte er sich gleich zu Bette.

Die Königstochter konnte die ganze Nacht nicht schlafen, weil sie fürchtete, daß dem guten Gesellen im Walde etwas Schlimmes widerfahren sei. Um so größer war ihre Freude, als er am andern Morgen in seinem schönen weißen Sammetkleide eintrat und ihr erzählte, wie es ihm gestern ergangen sei. Dann ließ sie sich zum letzten Mal, in eine gestickte seidene Decke eingeschlagen, von ihm in den Hof an den Brunnen tragen, und kaum hatte er sie in das Wasser hineingetaucht, so wuchs auch das letzte kleine Stück an der großen

Digitized by Google

Zehe an. Da sprang sie selber aus dem Brunnen heraus, wickelte sich in die Decke und lief auf ihren eigenen Füßen in das Schloß hinein und die Treppe hinauf. In dem Augenblicke entstand um das Schloß her ein großer Lärmen, man hörte Hörner und Trompeten blasen, das Stampfen und Wiehern von Pferden und ein fröhliches Rufen von vielen Leuten. Und da kam durch das Thor der alte König hereingefahren in einem Wagen mit sechs Pferden, und hinterdrein kam eine große Menge von Edelleuten und Volk, Männern und Frauen, zu Pferd und zu Fuß, so daß sich der ganze Schloßhof füllte. Der alte König stieg aus dem Wagen, umarmte den jungen Gesellen und dankte ihm mit vielen guten Worten für seine treue Hilfe, wofür er nun auch die schöne Königstochter zur Frau haben und nach ihm König werden sollte. Unterdessen kam die Prinzessin prächtig angekleidet herunter, küßte ihren Vater, und er sagte ihr das alles. Damit war sie sehr zufrieden und der junge Schmied noch mehr, und alle waren vergnügt.

Aber der alte König hatte einen christlichen Geistlichen beim Herfahren im Walde gefunden und mitgebracht, der mußte nun gleich ihn selbst und alle seine Unterthanen aus dem Brunnen zu ordentlichen Christen taufen, und dann erhielt der gute Gesell die Königstochter zur Frau und wurde der junge König genannt.

Als nun der junge König des andern Tags bei seiner schönen Frau und bei dem alten Könige saß, wurde er ganz nachdenklich und ernsthaft und die junge Königin fragte ihn, was er hätte. Da sagte er: „Liebe Frau, es sind nun drei Jahre her, daß ich mich von meinen Brüdern im Walde geschieden habe, da wir die Messer in den Lindenbaum stießen, und ich weiß nicht, wie es ihnen ergangen ist. Dazu hat mir mein Vater befohlen, daß ich nach drei Jahren wieder nach Haus kommen sollte." — Da sagte der alte König: „Hat Dir das Dein Vater befohlen, so mußt Du auch gehorchen; aber wir wollen mitgehen und Dich hinfahren." Da ließ er sechs Pferde vor seinen Wagen spannen und sie stiegen hinein. Der junge König aber ging vorher in die Kleiderkammer und holte vom Schranke das Bündel mit seiner alten zerrissenen und zerfetzten Kleidung herunter und legte es in den Kutschkasten. Dann fuhren sie von dem Schlosse über die grünen Wiesen in den Wald hinein.

Da sie nun lange gefahren waren, kamen sie an den Kreuzweg, wo der große Lindenbaum stand. Dort ließen sie halten und stiegen aus und der junge König sah nach den drei Messern. Da fand er, daß die Messer seiner beiden Brüder erst ganz vor kurzem herausgezogen waren, denn die Löcher, darin sie gesteckt hatten, waren noch ganz frisch und saftig, und er sagte: „Gottlob, meine Brüder sind eben lebendig und gesund hier gewesen und nach Haus gewandert." Darauf zog er sein eignes Messer aus dem Baume und steckte es in die Tasche. Nachdem sie dann alle gegessen und getrunken hatten, stiegen sie wieder in den Wagen und setzten ihre Reise fort.

Als sie nun nach langem Fahren aus dem Walde herausgekommen waren und das Dorf vor sich liegen sahen, wo der alte Schmied wohnte, sagte der junge König: „Nun lasset mich aussteigen und bleibet hier und wartet bis ich wiederkomme und auch euch hole." Das waren sie zufrieden. Da nahm er das alte Kleiderbündel aus dem Kutschkasten, ging damit hinter einen Busch, zog sein schönes weißes Sammetkleid aus, und that die alten zerrissenen und zerfetzten Kleider an, sein königliches Kleid aber wickelte er zusammen und nahm es unter dem Arme mit. So ging er nach seines Vaters Hause und stieg dort heimlich von hinten auf den Boden, legte da seine schöne Kleidung nieder, und begab sich dann auf einem Umwege zu der Hausthür. Da er aber in die Stube trat, waren seine beiden Brüder kurz vorher angekommen und saßen mit dem Vater und der Mutter am Tische und aßen. Die Mutter, wie sie ihn so abgerissen erblickte, sprang vom Tische auf, fiel ihm um den Hals und weinte. Auch die beiden Brüder kamen und gaben ihm die Hand. Der alte Schmied aber rührte sich nicht, sah ihn mit einem strengen Blick an und wies auf einen kleinen Stuhl unten am Tisch, indem er sagte: „Da setz Dich hin, Du Bettelsack! Hierher, Frau, an Deinen Platz! Und ihr beiden auch! Erst sollt ihr erzählen, wie es euch gegangen. Dann will ich an den da ein Paar Fragen richten, und wenn er sie so beantworten muß, wie es aussieht, so will ich ihm den Lohn aus der Hede geschnitten aufzählen."

Da wurden sie alle still und setzten sich und der älteste Bruder fing an zu erzählen, wie ihn der Weg von dem alten Lindenbaume aus dem schrecklichen Walde heraus und zuletzt zu einer großen Stadt geführt habe. Darin hatten die Bürger eben einen tapferen Streit mit vielen Rittersleuten gehabt, die von jenseit des Waldes gekommen waren, und nachdem schon viele Leute erschlagen waren, hatte sich die Stadt um einen großen Haufen Geld den Frieden erkauft und die Ritter waren abgezogen. „Weil nun" — so erzählter weiter — „weil nun in dem Streite auch viele Schmiedegesellen erlegen waren, so fand ich bald einen guten reichen Meister. Bei dem habe ich viel Kunst gelernt, und weil ich immer fleißig und am Morgen der Erste auf, am Abend der Letzte ins Bettwar, so gewann ich nach einem Jahre also des Meisters Gunst, daß er mir seine große Schmiede überließ und seine einzige Tochter zur Ehe gab. Seitdem habe ich geschmiedet einen wie den andern Tag und nicht vom Amboß aufgesehn. Da seht ihr wohl, daß ich des Vaters Schmiede nicht bedarf, mag auch nicht mehr mit den groben Bauern umgehn. Auch zahlen die feinen Bürger besser. „Seht her, was ich mir verdient habe!" Damit schüttete er einen ganzen Beutel voll Goldstücke auf den Tisch, worüber sich Vater und Mutter verwunderten.

Da lachte der zweite Bruder und sprach: „Alles das Gold nehmen Dir meine tapfern Ritter mit Einem Schwertstreich, und ich möchte drum nicht drei Jahre lang in der engen Stadt gesessen haben. Mich hat dagegen mein Weg von dem Lindenbaum zu den fröhlichen Rittern geführt, da habe ich gelernt, alle Art köstlicher Waffen zu schmieden, und ich bin doch geehrt bei allen und mancher gäbe viel darum, ein Schwert oder Harnisch von meiner Arbeit zu haben. Ich aber stehe nicht jeden Tag hinter dem Amboß, sondern führe das Schwert so gut als den Hammer, ziehe mit den Rittern zum fröhlichen Streit und erkämpfe mir manche gute Beute. Schmiede ich aber einmal ein künstliches Waffenstück, so thut mir's kein Schmied auf Erden gleich, und es bringt mir mehr ein, als drei Jahr Arbeit in der Stadt. Seht da, was mir das letzte eingebracht!" Dabei schüttete er einen noch größern Haufen Geld auf den Tisch, als der vorige Bruder und fuhr fort: „Aber das sollt Ihr haben, Vater und Mutter; denn ich brauch's nicht und habe dort genug, sammt Haus, Land und Leuten; begehre auch des Vaters Schmiede nicht, sondern will zurückkehren zu meinen fröhlichen Rittern."

Digitized by Google

„So," sagte der alte Schmied, „Ihr wollt also beide meine Schmiede nicht, wiewohl ihr sie beide verdient habt. Aber der da, der sie nicht verdient hat, soll sie auch nicht haben. Nun antworte," sagte er zu seinem jüngsten Sohn, „bei welchem Schmiedemeister hast Du bisher gearbeitet?" — „Bei keinem; aber" — „Still!" rief der Alte: „Was hast Du bisher mit Schmieden verdient?" — „Nichts; aber" — „Schweigt Du? Was hast Du bisher geschmiedet?" — „Gar nichts; aber" — Der Alte ließ ihn jedoch nicht ausreden, sprang auf und holte einen mächtigen Knotenstock aus der Ecke, mit dem er grimmig auf ihn losschlagen wollte. Aber die Mutter und die Brüder warfen sich dazwischen und der junge König nahm den Augenblick wahr und flüchtete sich aus der Stube.

Während sich der alte Schmied drohend und scheltend wieder hinter den Tisch setzte, stieg der junge König auf den Hausboden und kleidete sich dort in aller Eile wieder um. Dann nahm er seine alte verrissene Kleidung, stopfte sie mit Heu aus, daß es aussah, als wenn er selbst es wäre, und henkte sie an einem Stricke an dem Balken vor die Bodenluke. Sobald das geschehen war, ging er hinten aus dem Hause fort zu dem Wagen, setzte sich zu dem alten König und seiner Frau hinein und erzählte ihnen, wie es ihm ergangen sei. Da fuhren sie zusammen in das Dorf hinein und hielten vor der Schmiede still. Als aber der alte Schmied und die andern den prächtigen Wagen kommen sahen mit Vorreitern und Begleitern, und den König darin mit seiner goldenen Krone, und sahen, wie der Wagen vor dem Hause stillhielt, so meinten sie, es müsse wohl eins von den Pferden ein Hufeisen verloren haben, darum nahm der alte Schmied seine Zange in die Hand und kam heraus und seine Frau und die beiden Söhne mit ihm, und er fragte den König, was er befähle. Da sagte der alte König: „Wo hast Du Deinen jüngsten Sohn? Ich bin gekommen, um ihn abzuholen, denn er hat mir mir und meinem Lande die größte Wohlthat erwiesen, und dafür soll er der Erste nach mir sein mit König werden, wenn ich einmal sterbe. Bring ihn heraus!" — Nun saß zwar der junge König mit im Wagen, aber er hielt sein Gesicht weg und sie erkannten ihn nicht. — Da sagte der alte Schmied: „Großmächtiger Herr König! mein jüngster Sohn ist es gewiß nicht, den Ihr suchet, denn er ist ein ungeschickter und fauler Schlingel, den ich eben abstrafen wollte, als er mir davonlief." — Der alte König aber wies nach der Bodenluke hinauf und sagte mit zornigem Gesicht: „Siehst Du, was Du angerichtet hast? Du hast ihn schlagen wollen, und nun deswillen hat er sich da oben aufgehenkt. Aber dafür sollst Du auch hingerichtet werden." — Da sahen sie alle nach der Bodenluke und meinten, der junge Gesell hinge da oben. Und der alte Schmied ward blaß und zitterte und fiel auf seine Kniee und bat um sein Leben. So thaten auch seine beiden Söhne. Die alte Mutter aber fing laut und bitterlich an zu weinen. Da das der junge König hörte, konnte er sich nicht länger halten, sprang aus dem Wagen, und umarmte seine Mutter, tröstete auch seinen Vater und sagte ihnen, daß er lebe und König geworden sei. Da wurden sie alle ganz vergnügt und die Geschichte hatte ein Ende. Die Schmiede aber ist noch zu haben.

Bilder aus Ostfriesland.

Von **Hermann Meier.**

I. Der Schlittschuhläufer.

Kein Volk der Erde verkennt mehr den sittlichen Einfluß der Fußbekleidung auf den Menschen, als der Holländer und der ihm benachbarte und verwandte Ostfriese. Ziehe ihm Tanzschuhe an, schnalle ihm Sporen an die Fersen, gib ihm Jagdstiefeln oder Pantoffeln an die Füße: Du veränderst den Mann dadurch nicht. Das macht ihn weder zum Tänzer, Reiter, noch Jäger. Er bleibt ein Holländer oder Ostfriese, der tanzt, reitet oder jagt. Aber gib ihm ein Paar Schlittschuhe, oder wie Klopstock will, Schrittschuhe an die Füße — er ist kein Holländer, kein Ostfriese mehr. Er ist Schlittschuhläufer, je sehr Schlittschuhläufer, wie je ein Spanier Tänzer, ein Engländer Reiter ist. Er ist ein Mannschlittschuh — un homme patin, würden die Franzosen sagen — geworden. Die Siebenmeilenstiefeln veränderten Kleindaumchen nicht mehr, als die Schlittschuhe den Holländer und Ostfriesen. Es scheint hier eine Verzauberung, ein Spuk, ein Gestaltenwechsel wie aus den Dvidschen Metamorphosen stattgefunden zu haben.

Kaum kömmt die ganze Natur zur Ruhe, kaum zieht die Erde die warme Schneedecke über, so wird dieser Volksstamm wach, er thant auf, er verändert in umgekehrter Ordnung sein Temperament. Er brennt und kracht wie der Hekla unter dem Schnee.

Endlich ist es Zeit! Es ist wahr, das Eis ist noch schwach und kaum so dick, wie ein Zweithalerstück, man spricht sogar von Gefahr. Aber danach frägt der Schlittschuhläufer nicht. Seufz ist der Holländer und Ostfriese der vorsichtigste Mensch, er bedenkt sich zehnmal, bevor er eine Schaluel, fünfzigmal, bevor er ein Boot, hundertmal, bevor er den Dampfwagen besteigt. Aber auf dem Eise ist er ein Wagehals. Dort entwickelt er eine Kühnheit, die selbst einem Gemsjäger Schrecken einjagen würde. Dort gleicht er der Möve, die mit ihren Flügeln das Wasser berührt.

Mich bäukt, man kann es dem Schlittschuhläufer ansehen, wohin er geht. Nicht nur an seiner Ausrüstung, an seinem zugeknöpften Rock, an seinem wollenen Halstuch, an den blankgeschliffenen Schlittschuhen, sondern an der Farbe seines Gesichts, an dem Glanz seiner Augen, an seinem lebendigen Gang, an dem Eifer und an der Ungeduld, die aus seiner ganzen Haltung spricht. So kommt er an die Bahn. Mit vor Kälte und Eifer bebenden Fingern werden die Schlittschuhe an die Füße geschnallt. Er ist fertig! Eins! — zwei! — drei! — vier! — fünf! — sechs! Dahin fliegt er, einem Vogel gleich. Eben so schnell, eben so leicht, eben so frei. Die Bequemlichkeit des Getragenwerdens verbindet er mit dem Angenehmen des Selbsttragens. So lange er die Schlittschuhe unter den Füßen hat, ist der Schlittschuhläufer der glücklichste der Menschen.

Aber es ist dem Menschen nicht genug, glücklich zu sein. Auch auf dem Eise nicht. Der Schlittschuhläufer strebt auch nach Bewunderung. Darum ist das Schlittschuhlaufen bald nicht mehr alleiniger Zweck. Er muß während des Laufens ein Bein über das andere schlagen können. Er muß, einem Adler gleich, an beiden Seiten wenigstens sechs Fuß Flugweite haben. Er muß mit den Füßen den Namen seines Mädchens ins Eis schneiden können. Nachdem er sich einige Zeit in dieser Schule Uebung erworben und von Zeit zu Zeit thenres Lehrgeld bezahlt hat, ist er endlich der Held der Bahn. Welche Wollust! Niemand, der mit ihm wetteifern darf! Er beschreibt mit seinen Schlittschuhen die Wellenlinien der Schönheit. Abwechselnd biegt er sich malerisch nach beiden Seiten und bewegt sich mit den gefälligen Wendungen des Schwans! Jeder bewundert ihn! Die Herren beneiden ihn. Die Damen schauen ihm mit Wohlgefallen nach. Ueberall, wohin er kömmt, wird er mit Jauchzen nur Beifall empfangen.

Aber nicht jeder geizt nach solcher Anerkennung. Viele wählen stillere Vergnügungen. „Die Liebe auf dem Eise" ist in unsern Gegenden sprichwörtlich geworden. Nirgends gibt es mehr Liebeshändel als auf dem Eise. Kein Wunder! Nirgends doch gibt die Gelegenheit mehr Recht zu unschuldigen Freiheiten. Der Jüngling und sein Mädchen bilden ein Paar; sie gehen Hand in Hand; vielleicht verlieren sie sich hier oder dort auf einen einsamen Kanal und befinden sich allein. Wenn sie eben ruhen will, muß er sie mit dem Arm anfhalten; er muß ihr die Schlittschuhe an die kleinen Füße an- und abbinden. Auf dem Eise ist alles ohne Argwohn. Der Frohsinn der Bewegung scheint sich den Herzen mitgetheilt zu haben. Man erbittet und erlaubt, was man auf dem Lande nie würde fordern, geben und nehmen dürfen.

Andere freilich stellen wieder andere Anforderungen an das Eis. Sie machen es zu einem Kampfplatz. Ein Wirth kündigt ein Schlittschuhrennen an. Schlittschuhrennen sind für uns, was die Wettrennen zu Epsom für England sind. Die Helden melden sich zum Kampf. Die Uebrigen kommen als Zuschauer. Die Bahn wird gemessen und bestimmt. Der Kampf beginnt. Pfeilschnell eilen die Kämpfenden längs der Bahn! Athemlos folgen ihnen tausend Köpfe. Wie lang auch der Kampf dauert, wie sehr auch die Kälte kneift, wie sehr der Hunger quält — die Theilnahme bleibt dieselbe. Endlich ist der Sieg errungen, das Fähnlein weht, die

Digitized by Google

Musik ertönt, das Hurrah erschallt und die ganze Menge strömt herbei, den Preis anstheilen zu sehen.

Wir wären im Stande, diesem Bilde gegenüber ein anderes den Blicken zu entrollen. Sie verstehen uns und sehen vielleicht in Ihrer Phantasie bereits gebrochene Arme, blutige Nasen, blaue Augen, nasse Kleidungsstücke; vielleicht auch eine blasse Gestalt, kalt wie das Eis, aus welchem sie gezogen wird, — eine befrorne Blume. Aber wir wollen die Mütter, die dieses lesen, nicht ängstigen, und den Knaben, die dabei stehen, nicht mißfallen.

Wir hoffen aber, daß bei uns geschöfelt (so nennt der Ostfriese das Schlittschuhlaufen) werden möge, so lange es bei uns Eis gibt. Es ist ein gesundes, eigenthümliches, nationales Vergnügen. Und wenn dann die Frauden schimpfen und sich über unsere Schwerfälligkeit anshalten, wir wollen sie aufs Eis bringen, damit sie sich von ihrem Unrecht überzeugen.

II. Der Fischer.

In einer niedrigen Hütte geboren, unter dem Brausen der Stürme und dem Wüthen der Wogen erzogen, mag unser Fischer mit Recht ein Sohn des Oceans genannt werden. Er ist ein Amphibium: das Land ist sein Vater, die See seine Mutter. Doch nein! das Land ist sein Stiefvater, es schenkt ihm fast nichts, es haßt ihn, es verstößt ihn; die See ist seine Mutter, seine gute, treusorgende Mutter; das Land ist seine Herberge, die See seine Wohnung; das Land sein Tod, die See sein Leben! Sein Weib und seine Kinder sind die einzigen Bande, die ihn an den Erdklumpen fesseln; ihnen gilt die Thräne, die beim Abschied über seine gebräunte Wange rollt; ihnen gilt der Freudenschrei, der ihm bei der Heimkehr entschlüpft, wenn er schon von weitem seine Lieben nach ihm ausschauen sieht.

Schon als Knabe kannte er nichts Augenehmeres, als bis ans Knie die Hose zu schürzen und im Schaum zu waten und dann seine Händchen auf die feuchten Mähnen des alten Oceans zu legen; als Knabe schon begleitete er seinen Vater und gewöhnte sich an das Schaukeln der Wogen; bevor er Jüngling wurde, war ihm dies schon ein Genuß geworden; als Mann ist es ihm mehr als Bedürfniß, es ist ihm das Leben selbst. Ein andrer möge gleich der Auster an der Schale fest wachsen, er liebt das ungebundene Herumschwärmen auf der Unermeßlichkeit; ein andrer liebe den grünen Schatten der Wälder, er den blauen Schaum der Gewässer; ein andrer die dumpfe Stadtmauer und die Aussicht auf die nahen Dörfer, er den „Pflüger des Meeres“ und die Aussicht auf den unabsehbaren Wasserspiegel und die blauen Wolken, so frei, wie er selbst! Schon vor Sonnenaufgang ist er unterwegs und sobald er sein Schiff erreicht hat, schwellt der Ostwind die schnell aufgehißten Segel. Was kümmert ihn Kälte, Regen oder Hagel! Mit kräftiger Faust regiert er das Steuerruder, das „Oelzeugkie“ (eine mit Oel getränkte Leinwandjacke), hält ihn trocken, der Südwester beschützt sein Haupt, dicke wollne Handschuhe („Banten“) halten seine Hände warm und nächtige Seestiefeln wahren Füße und Beine. Und muthig geht's nun hinaus in die offene See, Baken und Tonnen zeigen ihm seine Straße. Ist nach mehrstündiger Fahrt das Ziel erreicht, so wird das Netz am Besanmast des Schiffes befestigt und dann hinabgelassen in die Tiefe des Meeres. Kaum sieht sein Auge noch die Insel, wo die Herzen seiner Lieben schlagen; über ihm wölbt sich der Himmel, unter ihm braust das Meer und der Tod ist nicht weiter von ihm entfernt, als sein Schiff dick ist. Aber sein kundiger Blick weiß den Sturm vom Himmel abzulesen, und wenn es sein muß, einen sichern Ankerplatz zu finden trotz Wogendrang und schäumender Brandung. Segelnd zieht das Schiff das den Boden berührende Netz gegen den Strom, denn also liegen die Fische auf Aesung. Nichts bringt sie wieder aus den Maschen des Netzes, wenn sie sich einmal darin verstrickt haben, als die Hand des Fischers, der von Zeit zu Zeit das Schiff beilegt, um das Netz emporzuwinden und den werthvollen Inhalt in den Bauch des Schiffes zu schütten, wo der durchlöcherte Boden frisches Seewasser einläßt, den Fang bis zum nächsten Verkaufsplatze am Leben zu erhalten. Se erwirbt er sich sein tägliches Brot durch tägliche Entbehrungen, stete Gefahren, ruhelose Arbeit. Aber dieses alles erträgt er gern und findet doppelten Lohn darin, wenn bei seiner Rückkehr seine Lieben ihm den Schaum von den Locken wischen, ihn mit tausend Liebkosungen begrüßen. Nur wenige Tage ruht er bei den Seinen aus. Sein Herz ist nicht für Ruhe geschaffen und baldigst schwimmt er wieder auf seinem geliebten Element.

Der Fischer ist fromm, einfach, aufrichtig und stets zur Hilfe bereit. Kein Opfer ist ihm zu groß, wenn er seinem Nächsten beistehen oder ihn retten kann. Oft haben sie durch ihren Muth und durch ihre Geistesgegenwart einander auf ihren Schiffleln das Leben gerettet, wenn der Orkan es zu vernichten drohte. In einem solchen Falle ist niemand ein unthätiger Zuschauer. Alle helfen, alle blicken empor zu Dem, der den Wind und Wellen in seiner Hand hält.

Auch die kurze Ruhe des Fischers wird oft gestört; sein starker Arm ist häufig die letzte Hoffnung eines strandenden Schiffes. Denken wir uns eine solche Nacht! Es schallt ein Nothsignal durch das schweigende, schlummernde daniederliegende Dorf, der Fischer ist erwacht, wie durch ein Zauberwort ist sein Schlaf verbannt. Inmitten des Sturmgeheuls und des Brausens des Meeres hört er den Schrei nach Rettung. Den nun an denkt er nicht mehr an sich selbst: die unglückliche Mannschaft des Fahrzeugs dem Verderben zu entreißen, ist sein einziger Gedanke, sein einziger Wunsch. Rasch wirft er sich in sein zerbrechliches Boot und durchschneidet die kochende Brandung. Auf jeder Wege rollt der Tod, in jedem Sturm klingt die Stimme der Vernichtung, von allen Seiten grinzt in dem offenen, brüllenden Abgrund ihm das Grab entgegen; aber nichts ist im Stande seinem Muth zu dämpfen, seine Menschenliebe abzukühlen. Nicht selten wird er dann das Opfer seiner edlen Selbstverleugnung, aber meistens sieht er doch seine Bestrebungen mit einem günstigen Erfolg belohnt und wer wagt es, die reine Freude zu malen, die dann sein Herz durchzieht? Auch er ist ein „braver Mann“, nur hat sich für ihn noch kein Bürger gefunden.

Sein Weib ist seiner werth. Sie hilft ihm bei allen Vorbereitungen zur Reise auf das Getreulichste, sie besorgt allein alle Arbeiten des Hauses und Feldes, auch wenn er daheim ist. Die Tage der Ruhe sollen in der That Sabbathtage für ihn sein. Mag der Festländer diese Muße Trägheit und Müssiggang nennen, sie weiß es besser. Mit ergebener Freudigkeit sieht sie ihn einige Tage später wiederum scheiden und gibt ihm mit nassem Auge ihren Erstgebornen mit.

Ein Orkan wüthet! Der Blitz schwingt unaufhaltsam seine blaue Fackel über die schwarzen Wogen. Der Donner rollt gegen den Wind mit stoßenden Schlägen, als ob seine Stimme jedesmal durch den Sturm unterdrückt werden solle. Während dieses Streites der Elemente kocht und schäumt die See, wie ein siedender Kessel auf unterirdischem Feuer und spritzt ihren Gischt bis an die Hütte des Fischers. In tiefer ist ein Schauspiel der Verwirrung und der Angst. Die sechs Kinder, die zu Hause geblieben sind, laufen halbnackt weinend durcheinander. Die ältesten beobachten bebend die Luft und stieren dann wieder auf die See, um beim Leuchten des Blitzes etwas unterscheiden zu können. Die jüngern suchen Schutz bei der Mutter und schreien nach dem Vater. Durch dieses alles hin ertönen die Nothschüsse eines gestrandeten Schiffes und das Geschrei der Fischer, welche damit beschäftigt sind, das Rettungsboot in See zu bringen. Das Weib des Fischers scheint den Sturm, der da draußen wüthet, nicht zu bemerken; sie hat nur Augen für die Unruhe, die in der Hütte herrscht. Mit wahrer Selbstverleugnung sucht sie ihre ältern Kinder zu beruhigen, das jüngste zu stillen. Endlich ist es ihr gelungen. Aber wohin begibt sie sich jetzt? Was will sie in jenem Winkel? Sie betet! Mit stiller Ruhe auf dem Antlitz kommt sie zurück. Sie wirft einen schüchternen Blick auf das empörte Element, wendet ihn aber sofort himmelwärts und beginnt singend ihren jüngsten Liebling in Schlaf zu wiegen.

Der folgende Morgen! Das Schreckliche ist geschehen. Ihres Mannes Schiff liegt gekentert am Strande. Nur der Sohn hat sich gerettet. Aber dieser muß je eher, je lieber wieder hinaus auf das feindliche Element, welches ihren Mann verschlungen hat. Und doch haßt sie nicht das Leben. Der Dichter würde ihr das Verlangen in den Mund legen, bei ihrem Gatten im Schoße der blauen Wellen zu ruhen. Aber daran denkt sie nicht. Was andere der Unthätigkeit zuführen würde, spannt und reizt ihre Thätigkeit. Wäre es möglich, so ginge sie selbst mit an Bord. Da sie dies aber nicht kann, so muß ihr Aeltester die Stelle des Vaters vertreten. Sie wird ihm ihren Zweiten zur Hilfe mitgeben. Haben sie ein gleiches Schicksal — des Herrn Wille geschehe!

Es ist ein tapferes Geschlecht, das des Fischers!

Digitized by Google

Am Familientische.

Voltaire und seine Gäste.

Es war an einem trüben Julitage des Jahres 1838. In Genf befuhr ich den Cumibus, der allfährlich nach Ferney abfuhr und den Fremden die Gelegenheit gab, Voltaires früheren Wohnort zu besuchen. Ein angenehmer Weg, der sich durch hübsche Landhäuser und Gärten der reichen Genfer-Patrizier zog, brachte uns in kurzer Zeit auf das gewünschte Ziel. Die Sehenswürdigkeiten des Orts waren bald in Augenschein genommen, und ich trug den dienstfertigen Führer, ob nicht im Ort noch jemand zu finden sei, der Voltaire persönlich gekannt. Er nannte mir einen alten Gärtner, der als junger Bursche bei Voltaire in Diensten gestanden, und der, wenn man ihn verstehe, ihn in gute Laune zu versetzen, gern bereit sei, aus dem Schatze seiner Erinnerung allerlei anzuführen, namentlich löse eine Flasche guten Weines ihm leicht die Zunge. Ich suchte ihn, mit einer Flasche Burgunderwein versehen, auf, und fand eine alte, verwitterte Gestalt; anfangs war er ziemlich schweigsam, doch nach und nach thaute er auf und wurde in seinen Erinnerungen lebendig. Obwohl beinahe erblindet, hatte er doch Voltaires Gesicht so genau im Gedächtnis, daß er aus einer röthlichen Thonerde kleine Büsten anfertigte und dranute, die den Bildern nach zu urtheilen sprechend ähnlich sind; eine solche kaufte ich ihm ab, und bewahre sie noch auf, sowie einen Abdruck des Siegels, das Voltaire führte, und das er dem Greise vermacht, zum Danke dafür, daß er ihn in seiner letzten Krankheit gepflegt. Von seinen Mittheilungen sind mir namentlich zwei charakteristische Anekdoten im Gedächtnis geblieben, die ich mich nicht erinnere sonstwo gelesen zu haben.

Voltaire war namentlich in der letzten Zeit seines Lebens oft sehr gedrängewelt und aufgebracht über die Besuche fremder Eintringlinge, die den berühmten Mann sehen wollten, und pflegte seine üble Laune oft an solchen, namentlich an Engländern, in der Art auszulassen, daß er ein bedeutendes Honorar von ihnen einforderte, in der Regel sechs Guineen, die der alte Gärtner selbst öfter von Fremden einkassirt zu haben versicherte. Mit dieser Praxis kam er aber zweimal übel an; das eine Mal practirte er in dieser Weise den berühmten Gibbon, der zu Lausanne lebte und daselbst an seiner bekannten „Geschichte des Verfalls des Römerreichs" arbeitete. Schon oft hatte dieser den Versuch gemacht, Voltaire persönlich kennen zu lernen, aber immer vergeblich, obwohl mehrmals die liebenswürdigsten Einladungen an ihn Abreise geschlagen, eine Zusammenkunft der beiden berühmten Männer herbeizuführen; Voltaire hatte ihn, und gewiß schon in Wuth, wenn nur sein Name genannt ward. Warum, wußte mir der alte Mann nicht zu sagen, es scheint aber, daß er die Engländer überhaupt nicht leiden konnte. Endlich wendet sich Gibbon mit der Verbeißung einer reichen Trinkgeldes an den Gärtnerburschen, der nach vielen Hin- und Herbemühen auf ein Mittel verfiel, Gibbon zu der gewünschten Zusammenkunft und sich in Besitz der versprochenen Guinee zu bringen. Voltaire besaß ein weißes Füllen, das er zärtlich liebte, und das der besondern Fürsorge des Gärtners anvertraut war. Dieses Füllen wollte er im Garten laufen lassen; er meinte, es sei sein Zweifel, daß Voltaire, sobald er es merke, in den Garten hinabsteigen werde, um die Fahrlässigkeit des Burschen zu ahnden und das Wiedereinfangen anzuordnen. Gibbon solle sich im Gebüsch verbergen halten, und von da aus den erwünschten Anblick genießen, aber bei Leibe sich nicht sehen lassen. Gesagt, gethan! Eines schönen Morgens rannte das Lieblingsfüllen des Dichters mit ausgelassenen Sprüngen in der Allee auf und ab, die den Garten von Ferney nach hinaus als ich es besuchte, mitten durchschnitt, und Voltaires täglicher Spaziergang gewesen war. Voltaire, der von seinem Fenster aus die Allee übersehen konnte, bemerkte auch sogleich diese Uebertretung seiner gemessenen Befehle, und eilte, wie es stand und sein Frühstück verzehrte, im Schlafrock und ohne Perrücke, sporntreichs in die Allee. Er sah, meinte mein alter Erzähler, schon mit der Perrücke häßlich und affenmäßig genug aus, aber ohne sie geradezu abscheulich. In diesem wenig vortheilhaften Anzuge lief er vor dem lauernden Gibbon einhermale vorbei, und dieser konnte sich nicht enthalten, als er nach gelungener Einfangung des Thieres, seinem Hause wieder zuschritt, ihm entgegen zu treten und ihn mit lächelnder Miene zu grüßen und seine Genugthuung auszusprechen, den berühmtesten Mann des Jahrhunderts endlich gesehen zu haben. „Wer sind Sie?" schnauzte ihn Voltaire auf's höchste erbaufrist und erbittert an. „Ich bin Gibbon!" entgegnete der Eindringling. „Gehen Sie zum Teufel und lassen Sie mich ungeschoren!" brüllte ihn Voltaire an, und eilte der Thür zu; auch Gibbon wendete sich zum Gehen. Allein der gereizte Dichter wollte ihn doch so leichten Kaufs nicht fortlassen, sondern sandte ihm den Gärtnerburschen nach mit dem Befehl, ihn nicht eher aus dem Garten zu lassen, als bis er für den Anblick des Füllens sechs Guineen erlegt. Der Gärtnerbursche entledigte sich seines Auftrags, und Gibbon bezahlte ohne Weigerung die verlangte Summe, bat aber den Burschen, ihm darüber von Voltaire eine Quittung zu bringen, und schrieb auf ein Blatt Papier mit Bleistift die Worte: Payé six guinées pour avoir vu la bête.*) Als Voltaire das gelesen, lachte er von Herzensgrunde, und ließ den auf Antwort Harrenden in seinen Salon führen, wo er ihn mit einem Frühstück bewirthete und seit dieser Zeit gute Freundschaft mit ihm hielt.

Ein anderes Mal traf es einen reichen und vornehmen englischen Lord, der sich Voltaire vorstellen ließ. Da dieser nur gebrochen französisch sprach, so bezeichnete er sich, den berühmten Mann sich anzusehen, schweigend damit sich beim Fortgehen. Voltaire, den diese Huldigung verdroß, drehte sich langsam mehrmals vor ihm auf dem Absatz herum, und ließ sich von allen Seiten besehanen. Nachdem dies geschehen, fragte er den Lord, ob er nun genug gesehen, und auf dessen bejahende Antwort, fuhr er ihn an: „Nun so haben Sie sechs Guineen zu bezahlen." Der Lord zog sogleich sein Taschenbuch heraus, und zählte dem Dichter zwölf Guineen auf den Tisch, worauf er kaltig zu ihm sagte: „Noch mal machen, Herr!" Der Verblüffte zog sich eilend in sein Cabinet zurück, ließ den Lord stehen und die Guineen liegen.

So erzählte mir der Alte; ich theile es mit, wie ich es gehört habe, ohne eine Garantie für die Bahrheit zu übernehmen. B.

*) Sechs Guineen für den Anblick des Thieres bezahlt.

Kegelspiel in den Vereinigten Staaten.

In den Vereinigten Staaten wurde einst das Spiel mit nine pins, unser gewöhnliches Spiel mit 9 Kegeln, verboten; die Yankees wußten sich jedoch zu helfen, nahmen noch einen Kegel dazu und spielten seitdem ten pins, mit 10 Kegeln, die sie in nachstehender Weise aufstellten:

. . . .
. . .
. .
.

Eine Säuglingspastete.

Die Frau Atkinson, welche ihren Mann auf seinen Künstlerstreifzügen in Inner-Asien jahrelang begleitete und lange Zeit mitten in den südlichen Kirgisensteppen lebte, erzählt von einer interessanten Kurmethode, welche die Kosakenfrauen und Kirgisen bei Erkältungsübeln ihrer Säuglinge in Anwendung bringen. Sie schlagen das Kind völlig in eine Lage Roggen- oder Weizenteig und umwickeln es so vollständig, daß es eine förmliche Pastete darstellt. Nur zum Athemholen ist eine kleine Oeffnung gelassen. So legen sie die Säuglingspastete in eine Pfanne und schieben sie in die Ofenröhre, in welcher sie sie einige Minuten lassen.

Daß dies ein probates Mittel sein mag, um gefürte Transpiration wieder herzustellen, läßt sich denken und haben wir an den üblichen Breiumschlägen eine Analogie dazu, — die russische Form ist aber doch ein wenig stark kalmückenmäßig. H. W.

Eine „Vogelspinne" in Europa.

„Ich mag weder Märchen für Kinder noch Fabeln für Große, — und das sind mehr oder weniger alle Reisebeschreibungen!" — so erwiderte mir einst ein gebildeter Mann auf meine Frage, ob er die Reise von B. gelesen habe. Und leugnen läßt sich nicht: mehr oder weniger exprefft wohl die meisten Leser ein mit Zweifel gemischtes Staunen bei einer Lektüre, welche die Wunder einer uns fremden Welt schildert, — sei es die der Tropen oder der Pole. Und um so unglaublicher bedünken uns solche „Wunder", je weniger wir diejenigen der uns rings umgebenden Natur kennen und verstehen gelernt haben. Wir kamen diese Gedanken, als wir neulich ein Faktum aus dem Munde eines durchaus glaubwürdigen Mannes mitgetheilt wurde. Daß die Spinnen allesammt überaus muthige, kriegslustige Räuber und Mörder sind, weiß jeder Beobachter dieser ebenso klugen und kunstfertigen als tapferen Thiere; daß die riesige „Vogelspinne" der tropischen Wälder Vögel von der Größe eines Colibri angreift und überwältigt, kann daher nicht eben Wunder nehmen; aber daß unsre allbekannte „Kreuzspinne" an so große Vögel wie Schwalben sich wagen könnte, ist eine meines Wissens neue und überraschende Thatsache. Hier deren Erzählung, wie sie mir gegeben wurde.

„Der Inspecter einer Domäne in der Nähe fand im verflossenen Sommer eine alte Schwalbe anscheinend in den letzten Zügen auf der Erde liegend. Er hob sie auf und fand bei näherer Untersuchung unter dem einen Flügel eine sehr große Kreuzspinne, welche sich dort festgebissen und voll Blut gelegen hatte." Er riß den blutgeschwollenen Bampyr los und die Schwalbe flog lustig davon."

C. Baldamus.

Zur Beachtung.

Mit der nächsten Nummer schließt das erste Quartal. Wir ersuchen unsere Leser, namentlich die Abonnenten der Post, die Fortsetzung schleunigst bestellen zu wollen.

Neueintretenden steht das erste Quartal jederzeit zu Gebote.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des „Daheim" in Leipzig, Postfir. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im December 1864. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 13.**

Fräulein Juliane Ludovike.

Aus vergangenen Tagen von **George Hesekiel.**

(Schluß.)

So dauerte das Schreckniß den größten Theil der Nacht hindurch, es wurden auch etliche Fenster von außen eingestoßen, doch fiel es keinem der Feinde ein, einzusteigen und ganz unangefochten blieb die verrammelte Thüre. Wie namenlos nun auch das Entsetzen meiner lieben Frau Urgroßmutter war, welche mit jedem Augenblicke namentlich für ihre jungen Töchter das Schrecklichste zu erwarten hatte, so kam doch nach vielen Stunden der Marter eine Art von Schlaf in ihre Augen. In diesem Schlafe war es ihr, als sei sie allein in der Kirche geblieben und als bete sie mit einer Inbrunst, dergleichen sie wachend selten empfunden. Da erschien ihr die heilige Mutter Gottes und sprach: „Du hast mich gerufen, siehe, hier bin ich, darum sollst Du Dich nicht fürchten; merke auf, wenn der erste Sonnenstrahl in mein Haus fällt und draußen abermals die Trompete schmettert, die ruft Dich; gehe eilend hinaus, tritt unverzagt vor den finstern Reiter, der das Geschwader schließt und sage ihm, daß seine Königin ihm beföhle, Dich und die Deinigen in Sicherheit zu bringen." Mit diesen Worten verschwand die Himmelskönigin und aus ihrem Schlummer der Betäubung erwachte Frau von Reneße.

Sie schlug die Augen auf, ein Sonnenstrahl fiel auf den Altar, draußen schmetterte die Trompete und in gewaltiger Weise erklang der Chorgesang vorüberziehender Reiter:

„Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen."

Diesen Vers des lutherischen Liedes hatte meine liebe Frau Urgroßmutter, obwohl sie eine fromme Katholikin war, in ihren Kinderjahren häufig gehört; unwillkürlich fügte sie leise den zweiten Vers hinzu:

„Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen!"

Dann aber sprang sie auf und rief mit lauter Stimme: „Fort, fort, laßt mich hinaus!"

Vergebens bemühten sich ihre Begleiter, sie zurückzuhalten. Mit Riesenkraft schob sie ganz allein den Beichtstuhl zurück und öffnete die Thüre. Vor derselben lag ein zerbrochener Pulverkarren, dieser hatte die ganze Nacht hindurch den Eingang zum Kirchlein beschützt. Mühsam stieg Frau von Reneße über den Karren hinweg ins Freie. In dichtgeschlossenen Gliedern zogen schwer geharnischte Reiter vorüber. Sie achteten der Frau nicht. Da erschien endlich auch der schwarze Reiter, den ihr die Himmelskönigin verkündet. Vor ihm beugte sie ihr Knie zur Erde und sprach zu ihm, wie ihr geheißen war. Als der schwarze Reiter den Befehl seiner Königin vernommen, sprang er aus dem Sattel, freundlich wurde die finstere Miene und nach mehreren Fragen und Antworten verlangte er auch die in der Kirche Gebliebenen zu sehen. Da kamen auf der Mutter Zuruf die drei Töchter zitternd und zagend hervor, darnach das Gesolge und endlich auch der Schäferjunge. Allen aber sprach der schwedische Officier Muth ein. Als nun Frau von Reneße erklärte, sie wolle in das Moselthal hinabsteigen, um in Ley die Fähre zu suchen, da war der schwarze Reiter sofort bereit, ihr das Geleit zu geben. Er ließ sechs Reiter absitzen und geleitete sie hinunter bis zum Ausgange des Gebüsches, wo die Weinberge anfangen. Dort nahm er beweglichen Abschied, blieb aber auf der Stelle stehen, bis er sah, daß Frau von Reneße mit ihrer Begleitung glücklich unten an der Fähre angekommen; dann feuerte er zum letzten Gruß sein Pistol ab und verschwand mit seinen Reitern im Gebüsch.

Das Kirchlein aber, so man das schwarze Bildchen heißt, weil das Muttergottesbild darin ein schwarzes Angesicht hat, das hat meine liebe Frau Urgroßmutter zu frommem Gedächtniß des darin Erlebten von Grund auf neu erbauen lassen und es ist von da ab lange ein besuchter Wallfahrtsort gewesen. Jetzt nun gehen drei Mädchen, die alle drei den Namen Reneße führen, auf der Nadenley und am schwarzen Bildchen lustwandeln, und weiß keine, was ihrer Ahnmutter da oben begegnet!"

Ohne auf den Vorwurf zu achten, welcher in den letzten Worten des greisen Fräuleins lag, fragte Fräulein Siemering sofort: „Und was that die Frau von Reneße für den armen Hirtenknaben, dem sie doch die erste Warnung verdankte?"

„Sie hat einen tüchtigen Mann, einen waidlichen Gesellen aus

Digitized by Google

ihm gemacht, dessen Sohn als churcölnischer Rath verstarb und eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterließ, welche noch jetzund im Erzstift floriret!"

„Und wie hat die Dame dem schwarzen Reiter gedankt?" fragte Fräulein Juliane, mehr um ihre Keckheit zu zeigen, als daß ihr etwas daran gelegen gewesen, eine Antwort zu erhalten.

„Meine liebe Frau Urgroßmutter mag den Dank in der Eil' vergessen haben," meinte die Greisin, „sie hat niemals etwas davon erzählt, sondern nur gesagt, daß der schwarze Reiter ein ausbündig schönes Mannsbild gewesen von zarter weißer Hautfarbe, mit großen dunkelblauen Augen und mit langen blonden Locken, so an der einen Seite kürzer geschnitten gewesen als an der andern!"

„Und die drei Töchter? Haben sie auch vergessen, einen so schönen Manne zu danken?" fragte Fräulein Ludovike mit einer Verwunderung, welche ihr allerliebst stand.

„Wie hätten ihm die Töchter danken können," versetzte Juliane kühn, „da es die Frau Mutter vergaß?"

„Wie würdet Ihr ihm gedankt haben, Kind?" fragte die Greisin plötzlich und ihre Stimme nahm einen stärkeren Klang an, „ich meine Euch, Ludovike?"

„Nun, Großtante," erwiderte das Fräulein, verwundert, sich so direct angesprochen zu hören, „ich würde dem Herrn die Hand gegeben und ihm schön Dank gesagt haben!"

„Bah!" rief das alte Fräulein beinahe verächtlich, „und Ihr, Juliane, wie hättet Ihr gedankt?"

„Großtante," rief das Fräulein, welches der alten Verwandtin durchaus durch seine Kühnheit gefallen wollte, „ich hätte dem schwarzen Reiter einen Kuß gegeben, bei Sanct Gaster, ich hätte ihn geküßt!"

„Hasenfuß, wo hättest Du die Courage dazu hergenommen?" meinte das alte Fräulein, „und Ihr, Siemering?" fragte sie dann das dritte Fräulein, welches in tiefe Gedanken versunken schien, sich aber sofort zusammennahm und ernsthaft antwortete: „Ich hätte ihn gefragt, ob er mich zum Weibe haben wolle?"

„Das ist meine Art!" sagte die Alte mit sichtlicher Befriedigung und nahm langsam und feierlich eine Prise aus der goldenen Dose. Etwas erstaunt sahen die beiden Ältern Schwestern ihre jüngste an.

„Er war ein Neger!" rief die Großtante herüber.

„Es ist schon mehr als Eine aus dem Hause Neuesse in der Ehe mit einem Neger glücklich geworden!" lautete Siemerings kurze Antwort.

„Der Mann war der Dame völlig fremd!" forschte die Alte listig weiter; offenbar hatte sie einen Zweck mit diesen Fragen.

„Einen Mann, welcher so zart unglückliche Frauen in seinen Schutz nimmt, den braucht man nicht weiter zu kennen," entgegnete Siemering eifrig, „ich sehe ihn vor mir, diesen schwarzen Rittersmann, ich sehe ihn oben an der Buschecke in der Ley, wie er mit seinen leuchtenden blauen Augen nieder blickt nach den gerettenen Damen im Thal, die so altern waren, ihn nicht einmal zu danken, seine langen Locken fliegen im Morgenwind, jetzt hebt er das Pistol, Blitz und Knall, sein letzter Gruß für die Unkenntbaren und er tritt in das Gebüsch zurück!"

„Mädchen, Du schwärmst!" bemerkte die Greisin wohlgefällig.

„Oh! ich bin böse auf diese Frau von Neuesse und ihre einfältigen Töchter," rief Siemering lebhaft, „ich wette, sie haben nicht einmal gewußt, wer ihr Ritter und ihr Retter war, sie haben nicht nach seinem Namen gefragt?"

„Das haben sie denn doch gethan!" meinte die Großtante ruhig.

„Wie hieß er? wer war er?" riefen die drei Schwestern wie aus einem Munde.

„Er war," versetzte die Greisin langsam, „der Kron Schweden wohlbestallter Obrister über ein Regiment zu Roß, Wilhelm August von Walrow, ein Märkischer von Adel."

Ein leiser Ausruf höchster Verwunderung entfloh den Lippen der drei Fräuleins. „August Wilhelm von Walrow," wiederholten sie, aber jede sprach den Namen mit einer andern Betonung; Siemerings Antlitz und Nacken waren von einer tiefen Röthe wie übergossen, aber die Augen funkelten stolz und hell.

„Was haben diese Närrinnen?" fragte die Greisin unwillig; sie wurde stets unwillig, wenn sie nicht gleich wußte, woran sie war.

„Das ist merkwürdig!" ließ sich Juliane ernsthaft vernehmen.

„Sehr merkwürdig!" bethenerte Ludovike mit einem halben Lächeln. Siemering nickte, sah aber ungemein stolz und freudig dazu aus.

„Drei Gänse auf ein Mal!" sagte die Großtante grob; „sichert Euch, wenn Ihr nichts weiter zu sagen wißt!"

„Großtante!" rief jetzt Siemering und brach in ein lautes Lachen aus, „hat der schwarze Ritter damals gewußt, daß jene Damen, denen er so ritterlichen Beistand geleistet, vom Hause Neuesse waren?"

„Was soll die Frage?"

„Beantwortet sie immerhin, es soll Euer Schade nicht sein!" drängte Siemering und die drei Fräuleins lachten lauter wie zuvor.

„Was haben die Gänse?" rief die Greisin und wollte schweigen, endlich aber entschloß sie sich doch zur Antwort und sprach: „Es sei, weißt, der schwarze Reiter hat nimmer gewußt, wer die Damen waren, die liebe Frau Urgroßmutter hat in der Eil' vergessen gehabt, ihm ihren Namen zu sagen und er ist zu cavaliermäßig gewesen, um danach zu fragen!"

„Das sieht ihm ähnlich! das ist seine Art!" rief Siemering mit klatschte fröhlich in die Hände.

„Werdet Ihr endlich reden, Ihr dreidrähtigen Thierinnen!" zürnte die Großtante und war doch nicht im Stande, der Heiterkeit der Mädchen gegenüber ihren Zorn aufrecht zu erhalten.

„Großtante," nahm jetzt Siemering, sich fassend, das Wort, „beantwortet uns noch eine Frage, es wird Euer Schade nicht sein, denn ich will Euch dann eine Geschichte erzählen, so merkwürdig, wie Ihr noch keine erlebt oder erfahren habt!"

„Das wäre!" rief das alte Fräulein erstaunt, aber sichtlich sehr neugierig, „Du sollst Deinen Willen haben, Siemering, thue Deine Frage!"

„Hat die Frau von Neuesse danach niemals wieder etwas vernommen von dem schwarzen Reiter?" fragte das Fräulein.

„Hm!" versetzte die Alte, „wie man's nehmen will; etliche Jahre nach dem Verfall beim schwarzen Bildchen sind die Neuesses mal wieder bei den Weißensteinen in Lerch zu Besuch gewesen und wie sie nach der zerfallenen Feldkirche gegangen, da ist die Frau von Neuesse auf dem Kirchhofe plötzlich vor einem Leichensteine stehen geblieben und hat einen lauten Schrei gethan; dann hat sie ihre beiden Töchter gerufen, die älteste war schon an den von Pommersfelden in Franken verheirathet, und alle drei haben mit höchster Verwunderung gelesen, was auf dem Stein stund; die Inschrift aber lautete: Hier ruht in Gott der sehr edle und mächtige Herr August Wilhelm von Walrow, der Kron Schweden wohlbestallter Obrister über ein Regiment zu Roß, dem ist eine fröhliche Auferstehung sicher, denn er kämpfte den guten Kampf des Glaubens und starb sich getröstend des Verdienstes Jesu Christi am 12. Januarii anno 1631. Als die Frau von Neuesse solches gelesen, da hat sie alsbald mit denen Gevettern vom Weißenstein einen Pactum abgeschlossen, daß sie für den Leichenstein des Ritters Sorge tragen sollten in alle Zeit für ein Stück Geld, was sie auf die Demkellerei angewiesen. Und alse ist's denn auch geschehen, weiligstens war der Leichenstein des schwarzen Ritters noch wohl erhalten, als ich das letzte Mal in Lerch gewesen, was freilich nun auch schon geraume Zeit her, ich weiß aber, daß wenigstens zu Eures Großvaters Zeiten noch das Geld aus der Demkellerei stets ordentlich an die Weißensteine ist entrichtet worden; ich hielt Euren Großvater dazu an, wie ich ihn überhaupt gelehret habe, den Willen der Verfahren heilig zu achten. Jetzt freilich, wer weiß? die alten Weißensteine in Lerch sind abgestorben und vielleicht ist auch der Leichenstein des schwarzen Ritters in Verfall gekommen!"

„Er steht noch aufrecht," versicherte Siemering, dann setzte sie nach kurzem Besinnen hinzu, „es ist alles in Ordnung, Großtante, und nun stell Ihr auch die wunderbare Geschichte erfahren!"

„Der Jugend ist alles ein Wunder!" versetzte die Alte trocken und nahm eine Prise.

„Ihr werdet sehen sehen," meinte Siemering, welche ihrer Sache völlig sicher schien und erzählte: „Es ist jetzund eine Woche und darüber, richtig, am Dienstag vor acht Tagen, da waren wir zum Mittagessen bei der Base Ortrula im Metternicher Hofe; wir wollten eben zu Tische gehen, als der alte Großherr von der Niedermatt kam und den neuen churfächsischen Herrn Gesandten, den General von Waldow, der Tante auffführte. Nun, Großtante, das ist ein schöner großer Mann mit herrlichen blauen Augen, welche wie Sterne leuchten, sein Antlitz ist gar zart und weiß und er trägt weder Puder noch Perrücke, sondern hat lange blonde Locken, ganz wie der schwarze Reiter am Bildchen!"

Digitized by Google

„Ein schönes Wunder!“ warf die Greisin verächtlich hin.

„Hört mich aus,“ erwiderte Siemering mit großer Sicherheit, „Ihr sollt mir wohl noch anders reden, Großtante! Vernehmt, der churfächsische Herr Gesandte blieb über Tisch und hat uns gar herrlich unterhalten —“

„Das heißt,“ fiel hier die kühne Juliane ein, „er hat neben Siemering gesessen, hat nur mit ihr geredet und nur Augen für sie gehabt!“

„Einige Worte hat er auch uns geschenkt,“ meinte die bescheidene Ludovike, „aber das muß wahr bleiben, daß er ein ausbündig schöner Mann ist und ein feiner Cavalier.“

„Laßt Siemering erzählen, ihr Gänse!“ befahl die Alte mit der ihr eigenen Derbheit.

„Seitdem haben wir den Herrn Gesandten,“ fuhr das jüngste Fräulein fort, „noch vier Mal getroffen —“

„Und überall hat er nur für Siemering zärtliche Blicke und galante Reden gehabt!“ schalteten die Schwestern lachend und neckend ein.

Das jüngste Fräulein von Reuesse zeigte sich darüber zwar unwirsch, doch nicht allzusehr und man konnte ihm wohl ansehen, daß ihm die Neckerei der Schwestern gar sanft that.

„Gestern sind wir zum Tanz drüben beim Ohm Breidbach gewesen,“ erzählte Siemering weiter, „da war der Herr Gesandte auch da und hat mit uns fleißig getanzt, nun ja, Ihr braucht nicht zu lachen, ich mache kein Hehl daraus, daß er mit mir am meisten getanzt hat; Ihr tanzt ja nicht gern deutsch; darauf kommt es hier aber gar nicht an, sondern die Hauptsache ist, daß der Herr Gesandte bei Tisch erzählte, wie er kein Churfächsischer von Abstammung wäre, sondern ein Märkischer; sein Urahn aber sei schon in diesen Landen gewesen und liege sogar hier am Rheinstrom begraben, vor einigen Tagen erst habe er das Grab besucht, denn es wäre in der Familie wohl bekannt gewesen, daß er an seinen, ich weiß nicht gleich bei welcher Action erhaltenen, Wunden zu Corch gestorben und daselbst begraben worden sei. Zu seiner Verwunderung, erzählte der Herr Gesandte, habe er den Leichenstein seines Aelterwaters noch ganz wohl erhalten gefunden. Er rühmte seinen Ahnherrn ganz gewaltig, wie das ein gar herrlicher Kriegsheld und ein ganz vollkommener Edelmann gewesen bis in den Tod. Endlich sagte der Herr Gesandte: „Ich bin recht stolz darauf, daß ich meines edlen Ahnen Namen trage, denn ich heiße gleich ihm August Wilhelm von Waldow.“ So sprach der Herr Gesandte gestern und nun müßt Ihr doch bekennen, Großtante, daß es ein Wunder ist, daß Ihr uns gerade heute die Geschichte von dem schwarzen Reiter erzählt, welcher der Ahnherr des Herrn Gesandten gewesen und gleich ihm August Wilhelm von Waldow geheißen!“

„Ich bekenne das!“ entgegnete die Greisin nachdenklich und hielt ihre goldfuchsene Dose lange in der Hand, bevor sie eine Prise nahm. Als sie aber geschnupft und die Dose geschlossen hatte, da sprach sie: „Nun könnt Ihr drei Fräulein von Reuesse in diesem Jahrhundert wieder gut machen an dem Enkel, was die drei Fräulein von Reuesse im vorigen Jahrhundert versäumt haben an dem Ahnen. Ihr, Ludovike, geht nun und gebt ihm Handschlag und Schönbank, Ihr, Juliane, fallt ihm um den Hals und gebt ihm einen herzigen Kuß und Ihr, Siemering, fragt ihn kurz und gut, ob er Euch zu seinem Weibe haben will oder nicht, dazu habt Ihr Euch erboten!“

„An mir und an Ludovike soll's nicht fehlen,“ rief die kühne Juliane, „obwohl ich denke, daß dem Herrn Gesandten ebenso wenig an der Ludovike ihrem Schönbank, als an meinem Kuß gelegen sein wird; Siemering aber muß sich eilen, ihr zu fragen, ob er sie zum Weibe haben will, denn sonst kommt er ihr zuvor und fragt sie, ob sie ihn zum Manne haben will!“

„Was sich auch besser schickt!“ meinte Siemering ernsthaft, stimmte aber sofort in das fröhliche Gelächter der Schwestern ein.

„Ich will den zweiten August Wilhelm von Waldow sehen, den Enkel des schwarzen Reiters!“ sprach das alte Fräulein.

„Er soll zu Euch kommen, Großtante,“ entgegnete Siemering mit der größten Bestimmtheit. „Er soll Euch morgen seine Aufwartung machen, dabei könnt Ihr ihm dann alles erzählen, was seinem Ahnherrn am schwarzen Bildchen begegnet ist!“

„Seid Ihr denn Eurer Sache schon so gewiß, Siemering,“ fragte die Alte trocken, „daß Ihr sagen dürft: Er soll! Wie?“

„Die Schwestern lachten, Siemering erröthete, nickte aber gar ernsthaft.

Der churfächsische Herr Gesandte hat wirklich am andern Tage, nachdem er seinen Morgenbesuch bei den Reuesses abgetegt, seinen Weg in den Bürresheimer Hof genommen und ist bei drei Stunden mit dem steinalten Fräulein allein gewesen. Siemering hatte alle ihren Einfluß auf ihn nicht überschätzt. Nachgeborne, und zwar noch in demselben Jahre, ist das jüngste Fräulein von Reuesse die Gemahlin des churfächsischen Gesandten am churtrierischen Hofe geworden; uns ist aber nicht kund geworden, ob Siemering ihn gefragt, ob er sie zum Gemahl wolle, oder ob die Anfrage von ihm ausgegangen, doch vermuthen wir das letztere. Im Jahre darauf ist Fräulein Ludovike mit einem Niederländischen von Adel, dem Baron von Pallandt, vermählt worden, dessen angeborene Ruhe und unerschütterliches Phlegma sie niemals durch ihre Lebhaftigkeit in Gefahr gebracht hat; die kühne Juliane aber hat einen Ritter von Diersburg zum Ehemann bekommen, mit welchem sie eine zahlreiche Nachkommenschaft erzielt und bis ins höchste Alter in einer vergnügten Ehe gelebt hat.

Das alte Fräulein Juliane Ludovike von Reuesse hat noch die Hochzeiten ihrer drei Großnichten erlebt und als sie endlich verschieden war, da hat sich's gefunden, daß sie hundert und zwei Jahre weniger drei Tage alt geworden. Sie ist auf ihren besondern Wunsch auf dem Felkirchhof bei Lorch beerdigt worden. Alles, was sie besessen, eine große Anzahl von kostbaren Ringen namentlich, alterthümlichen Schmuck und eine Unmasse von interessanten Kleinigkeiten und Spielereien, hat sie der Generalin von Waldow vermacht, denn Siemering ist doch immer ihr Liebling gewesen, obwohl sie's niemals gesagt hat. Ihren eigenthümlichen Humor aber hat die Alte auch noch in den Vermächtnissen gezeigt, die sie für die beiden andern Nichten bestimmt. Die bejahrte Ludovike erhielt nämlich nichts als der Tante alten Stuhl mit der steifen Lehne und der Bischofsmütze darüber und zwar, weil er sich bei der am längsten halten werde, denn die sei viel zu weichlich, um sich in den unbequemen Stuhl zu setzen. Die kühne Juliane erhielt ein großes Porcellangefäß voll wohlriechender Kräuter in der Form eines Schwanes. Tazu hatte die Alte nichts bemerkt, aber die Verwandtschaft erkannte bald den Sinn der Gabe und lachte entsetzlich, denn der Hals des Schwanes war von bedenklicher Kürze und das Gebilde sah einer Gans überhaupt viel ähnlicher als einem Schwan. Der etwas derbe Gemahl der glücklichen Erbin pflegte das kostbare Erbstück auch niemals anders als „die stinkende Gans“ zu nennen. Dieser unfeine Spott aber hielt die kühne Juliane nicht ab, das Erbstück in ihrem Prachtzimmer aufzustellen, es jedem Besuch mit hohem Stolz zu zeigen und dabei zu versichern, daß sie stets der Liebling der seligen Großtante gewesen, mit der sie auch viel Aehnlichkeit gehabt habe.

Im Anfang dieses Jahrhunderts noch waren auf dem Felkirchhofe zu Lorch die Grabsteine des Obristen August Wilhelm von Waldow und des Fräuleins Juliane Ludovike von Reuesse wohl erhalten zu schauen. Die Pietät der Nachkommen ehrte noch lange die Gräber durch liebevolle Pflege. Das Kirchlein aber mit dem schwarzen Bildchen, das die Dankbarkeit der Frau von Reuesse einst von Grund auf neu erbauen ließ, es ist nicht mehr vorhanden. Es war noch im vorigen Jahrhundert ein so besuchter Wallfahrtsort gewesen, daß man es in der Umgegend mit höchstem Stolz „Klein-Maria-Einsiedeln“ nannte. Im Jahr 1794 lag das Regiment Anspach in Wesselweiß im Quartier. Soldaten von diesem Regiment brachen in das Kirchlein, verwüsteten es und verbrannten das schwarze Bildchen; dann kamen die Franzosen, welche den Ruin vollendeten. Längere Zeit bezeichnete noch ein wüster Trümmerhaufe die Stätte, da das schwarze Bildchen gestanden, dann verschwanden auch die Trümmer und nun schon lange ist kein Stein mehr davon übrig. So vergehen die Werke von Menschenhand, in treuem Gedächtniß aber bleibt doch, was von der Erde verschwindet.

Digitized by Google

Goethe daheim.

Von W. Freiherr v. Biedermann.

Ein Mensch, der allgemein als Genie anerkannt sein soll, muß durchaus liederlich sein und Schulden haben; er darf vom Gelde keinen andern Begriff sich machen, als den, daß es eine hämische Erfindung ist zu dem Zwecke, die Welt der Herrschaft des Genies zu entziehen. Wer daran denkt, sich Geld zu erwerben, wer sich herabwürdigt, seinen Besitz zu verwalten, der ist, welche Beweise von Genialität er auch sonst gegeben haben mag, aus der Liste der Genies zu streichen und fällt in die der Philister.

Es ist deshalb mehr als zweifelhaft, ob Goethe wirklich ein Genie gewesen ist; denn obwohl er als junger Mensch bisweilen sehr ausgelassen sein konnte, so war er doch an rechter Stelle wieder sehr gesetzt, machte nicht mehr Schulden, als er zu bezahlen bestens konnte, hatte ein Auge auf alles, was in seinem Hause vorging, nahm bei großer Freigebigkeit nur Wohlthätigkeit doch das Seinige zusammen, und verfaß nicht nur den Keller, — was sich noch hören ließe — sondern auch die eigentlich nur in Verbindung mit der Schürze zu denkende Küche mit der Sorgfalt eines Kellermeisters und Kochs, und zwar nicht etwa, um sich mit dem unübertragbaren Raffinement des blasirten Gourmands seltne Leckerbissen aus fernen Welttheilen zu verschaffen, sondern nur zum Zwecke einer etwas veredelten Hausmannskost.

Soll man nicht verkannt werden, daß ein Genie in des Worts verwegenster Bedeutung wegen dieser Aufmerksamkeit auf gemeine Erdärmlichkeiten des Lebens mitleidig auf Goethe blicken muß, so ist doch Schreiber dieser Zeilen ein so verblendeter Verehrer des großen Mannes, daß er nicht allein diese Seite seines Wesens zu seinen Liebenswürdigkeiten zählt, sondern sogar als einen Ausfluß seines Genies betrachtet, welches auch das Gewöhnlichste nicht stumpfsinnig hinzunehmen gestattete, vielmehr ihn auch hierin mit Sinnen zu handeln nöthigte.

Fassen wir diese Sorge Goethes für sein Hauswesen näher ins Auge, so sehen wir, daß er schon als junger Mann es liebte, wenn Frau von Stein ihm bisweilen etwas Eßbares schickte; dafür ließ er auch ihr häufig dergleichen zukommen, bald Früchte, bald Backwerk, bald einen Braten, zu dessen Genuß er sich gleich mit einlud. Später, als die Freundschaft zu Ende war, achtete freilich Frau von Stein diese Fürsorge für des Leibes Nahrung und Nothdurft nicht mehr eines Genies würdig und hielt sich bitter darüber auf, daß Goethe sie materiell geworden sei; sie fand indessen überhaupt, als er Ansprüche, die sie an ihn machte, nicht mehr anerkennen wollte und er um ihrer Liebe willen ihre Launen nicht mehr tragen mochte, vieles an ihm auszusetzen, was ihr früher ganz gehörig erschienen war. Verzeihen wir das jedoch ihrem Schmerz, einen Goethe nicht mehr ganz den ihrigen nennen zu dürfen.

Das von der Stein gerügte Materielle Goethes bestand aber eigentlich nur darin, daß er auf einen guten Tisch hielt. Er war zwar weder ein Vielesser noch ein Feinschmecker, aber was er genoß, sollte gewählt, kräftig und schmackhaft sein, weshalb er sich Speisen und Getränke, die damals in Weimar nicht zu haben waren, von ihren Ursprungsorten kommen ließ.

Schon in den achtziger Jahren ließ er sich Wein, in den neunziger Jahren geräucherte Fleischwaaren durch einen seiner ältesten Freunde, Friedrich Jacobi, aus Düsseldorf besorgen. Während er später im Briefwechsel mit Schiller bemüht war, in Berein mit diesem die schwierigsten Fragen der Kunstwissenschaft zu lösen und die höchsten Aufgaben der Dichtkunst zu suchen, beteiligte er dazwischen bei demselben Zwieback und Schwämme aus Jena und nahm seine Vermittlung in Anspruch, um von Wilhelm v. Humboldt aus Berlin Kaviar, aber von Körner aus Dresden Grieß zu erhalten. Zelter sodann wurde von Goethe nicht bloß angegangen, seine musikalischen Dichtungen zu componiren, ihm Aufschlüsse über die Tonkunst zu geben, ihm über Berliner Zustände zu berichten, sowie sonst in seiner derb launigen Weise ihn zu unterhalten, sondern auch jährlich zu rechter Zeit Tetlower Rübchen zu senden. Als ferner sein weimarischer Hausfreund Nicolaus Meyer sich in Bremen aufhielt (1802 bis 1809), war er recht eigentlich der Küchen- und Kellerfreund, der Austern, Hummern, Schellfische, Butten, Dorsche, Lachse, Heringe, Briden, Butter, Eingemachtes, dann Madeira, Malaga, Port- und Franzweine herbeizuschaffen hatte. Außerdem und noch weiterhin versorgten ihn bis gegen 1814 seine ästhetischen Berliner Freundinnen, Frau von Ehbenberg und nachher deren Schwester Frau von Greithuß mit Zander, Dorsch, Kaviar und pommerschen Gänsebrüsten. Wein ließ er sich auch aus Böhmen kommen, wobei ihm Rath Grüner behilflich war. Ja, sogar einem amtlichen Erlaß fügte Göthe eine Nachschrift bei, worin er den unterstellten Beamten um Zusendung von Schwämmen und Schaffäse ersuchte.

Goethe kümmerte sich aber nicht bloß da ums Hauswesen, wo es sich ums Auffuchen vortheilhafter Bezugsquellen von Lebensbedürfnissen handelte, und er einen rein selbstlichen Genuß als Zweck verfolgt haben könnte, sondern auch wo es galt, als Wirth seinen Gästen angenehme Stunden zu bereiten. Wie überaus gastlich war sein Haus, das über alle Verhältnisse und Gebräuche des Orts hinaus für Morgen-, Mittag- und Abendgesellschaften Einheimischen und Fremden geöffnet war! und zwar schon zu den Zeiten seines Junggesellenlebens, wie noch später, da er Wittwer war. Wie wußte er seine Gäste je nach ihrem Geschmack bald durch Vorträge über wissenschaftliche Gegenstände, bald durch Vorzeigen seiner Kunstsammlungen, bald durch die liebenswürdigsten und geistreichsten Gespräche zu unterhalten! Wie wählte er mit rührender Aufmerksamkeit die Speisen aus, mit denen er liebe Gäste bewirthen wollte! Wie sorglich war er darauf bedacht, jeden in sein Behagen zu versetzen!

Endlich endzog sich Goethe auch nicht dem minder erfreulichen Geschäften eines Hausvaters in der gewöhnlichen Weise der Männer, die in ihren Geschäften einen Vorwand suchen, sich Verdrüßlichkeiten vom Halse zu schaffen, wie namentlich diejenigen sind, welche durch Dienstleuten herbeigeführt werden. Nachstehende Eingabe an den Polizeidirecter, Freiherrn von Fritsch, gibt einen Beweis davon. Sie zeigt zugleich, wie vorsichtig Goethe einem Zwiespalt mit der Polizeidirection vorzubeugen bestrebt war; denn daß die weimarische Polizei keinen Spaß verstand, hatte er schon zu sich erfahren, da er einst um 8 (gute) Groschen gestraft wurde, weil er die nächtliche Beherbergung eines auswärtigen Freundes anzuzeigen verabsäumt hatte.

Nun folgt Goethes Schreiben, das, wie gewöhnlich, diktirt, und nur in den gesperrt gedruckten Worten eigenhändig ist:

Fürstliche General-Polizei-Direction erwirbt sich um sämmtliche hiesige Haushaltungen durch die neuen Einrichtungen, das Gesinde betreffend, ein unschätzbares Verdienst, wobei sie, besonders anfänglich, manche außerordentliche Bemühungen gefällig übernimmt, welche zu vermehren ich so eben geneßhigt bin. Ew. Hochwohlgeboren erlauben folgenden Vortrag.

Johanna Höpfnerin von Eisenach hat als Hausmagd ein halbes Jahr, sodann als Köchin ein Jahr bei mir gedient und man konnte mit ihrer Treue und Thätigkeit zufrieden sein, nur ward ihr übriges,*) gutes Betragen durch leidenschaftliche Ausfälle unterbrochen, dergleichen vor Kurzem sich einer zeigte, weshalb sie aus dem Dienste entlassen werden mußte.

Sie fühlt nun wohl gegenwärtig, welche gute Stelle sie verscherzt hat, nur wünscht wieder aufgenommen zu werden, wozu ich auch nicht abgeneigt wäre, wenn es unter den Auspicien Fürstlicher G.-Polizei-Direction geschehen könnte, und zwar vorgestalt, daß ich gedachte Köchin abermals bis Ostern miethete, mir jedoch ausdrücklich vorbehielte, sie, wenn sich wieder ein solcher Ausbruch von Heftigkeit und Unsinn ereignete, sogleich aus dem Dienste zu entlassen und ihr an Lohn nicht mehr, als so viel sie bis zu einem solchen Augenblick verdiente, zu verabreichen.

Genehmigt Fürstliche General-Polizei-Direction diesen Antrag, so bin ich bereit, mehrgedachte Person sogleich wieder aufzunehmen und verbehalte nicht, meinen Dank für die übernommene Bemühungen Fürstlicher General-Polizei-Direction für meine Person auf das lebhafteste abzustatten.

Der ich mit vorzüglichster Hochachtung unterzeichne

Weimar, den 10. September 1805.

Ew. Hochwohlgeboren ganz gehorsamster Diener J. W. v. Goethe.

*) Uebrigens?

Digitized by Google

Das Weihnachtsfest der Urahne.

Geschäftig wankt am dürren Krückenstabe
Urahne auf und ab im Kämmerlein;
All ihre Lieben schlafen längst im Grabe,
Sie steht auf Gottes weiter Welt allein,
Und doch hat sie zur Christnacht eingebauet
Ein grünes Bäumchen, das sie still umwandelt.

Noch brennt die Lampe nur mit trübem Scheine,
Das Mütterchen sitzt traurig vor dem Baum.
„Sie starben alle, ich nur blieb alleine,
Für mich nur hat der Friedhof keinen Raum!“
Sie seufzt und faltet fromm die welken Hände:
„Herr Jesu Christ, bescher ein selig Ende!“

Ihr trüber Blick ruht auf dem hellen Glanze,
Die tiefste Ruhe herrscht im kleinen Haus
Und an der Tannenzweige grünem Kranze
Löscht still ein Lichtlein nach dem andern aus.
Und matt und immer matter wird der Schimmer
Und immer düstrer wird's im kleinen Zimmer.

Es schwand die Nacht, das Fest ist angebrochen,
Die Nachbarin will nach der Fremdin sehn;
Die Thür ist zu, vergeblich ist das Pochen;
„Was ist dem alten Mütterlein geschehn?“
Sie rüttelt an der Thür, nun ist's gelungen,
Die Thür ist knarrend aus dem Schloß gesprungen.

Ein würz'ger Duft durchwogt das kleine Zimmer,
Die Nachbarin durchblickt den engen Raum;
Dort sitzt das alte Mütterlein noch immer,
Doch kalt und starr, vor ihrem Weihnachtsbaum.
Erhört ward ihr Gebet, als Weihnachtsspende
Ward ihr vom Herrn beschert — ein selig Ende.

Julius Sturm.

Digitized by Google

Constantinopels Poesie und Prosa.

Von Franz Lorenz.

Das schwarze Meer, das falsche, gefährliche — lag nach einer etwas bewegten Fahrt ruhig und spiegelglatt hinter uns, und der Himmel war blau und wolkenleer. In der Nähe und Ferne, bis unter den Horizont hinab, zählten wir viele weiße Segel, die wie weiße Möven auf ihren Kursen gen Odessa, Trapezunt und das Meer von Azow dahinflogen. Unsre Gesellschaft verweilte fröhlich schwatzend bis spät in die schöne mondhelle Nacht hinein auf dem Verdeck; denn die Seekrankheit lag wie ein böser Traum hinter uns, und vor uns die Aussicht, mit Tagesanbruch in den Bosporus einzufahren. Nur die Besorgniß ward allseitig laut, daß man nur ja nicht das Frühaufstehen versäume; indessen der liebenswürdige Capitain P . . . e versprach uns zur rechten Zeit wecken zu lassen, und er hielt Wort. Noch vor 4 Uhr erscholl Pietros, des Cammeriere, Ruf: „arrivato!“ (angekommen!) durch die Kajüte, und alles eilte auf Deck, — aber oh weh! welch eine Täuschung wartete unser! Ein dichter Nebel umhüllte das Schiff, so daß wir den Rauchfang kaum sahen, geschweige denn irgend etwas von der verheißenen Wunderscenerie des Bosporus. Die Damen besonders erhoben laute Klagen, nur wollten aus dem feuchten Morgennebel schon wieder in die Kajüte zurückflüchten, als sich hinter uns im Osten der Nebel heller färbte — dann langsam eine röthliche Scheibe über den Horizont emporstieg, und plötzlich tausend blitzende Strahlen daraus hervorschossen!

Das geblendete Auge muß sich abwenden von diesem Glanze und sucht Schutz unter der bedeckenden Hand; aber kaum ist es etwas zur Ruhe gekommen, so glaubt es schon wieder an eine neue Täuschung — denn, wie mit einem Zauberschlage liegt die Einfahrt des Bosporus vor uns: zwei Welttheile erblickt man mit einem Aufschauen!

Seit tausenden von Jahren knüpft die Weltgeschichte an diese Ufer ihre denkwürdigsten Epochen: Hier fuhren die Argonauten; diese aus den Fluthen schwarz aufragenden Felsen wurden durch Orpheus Leier gebannt; — hier führten Darius und Xerxes ihre Scharen; über diese Meerenge zogen die gläubigen Heere der Kreuzfahrer, — über sie drangen die verwüstenden Beherrscher dieses blühenden Landes; — an dieser Stelle sind wohl noch große Fragen der Zukunft bestimmt, ihre blutige Entscheidung zu finden!

Die Einleitung des unauslöschlichen Dramas haben wir in nächster Nachbarschaft dieser verhängnißvollen Gestade sich entwickeln!

Welch mächtige Katastrophen der Vergangenheit und der Zukunft stehen den zauberischen Eindrücken zur Seite, an denen das entzückte Auge sich weidet! Ueberraschender, plötzlicher konnte dieses Bild aber auch nicht vorgeführt werden, als aus der grauen Nebelumhüllung von der großen Erleuchterin des Tages, dem wunderthätigen Gottesauge, selbst entschleiert!

Was sind zwei Augen, um dieses Wunderstaunen von Schönheit zu erfassen!? Wie im Traume wird man auf dem schnellen Dampfer dahingetragen, kaum begreift man, was man sieht — Asien und Europa, wetteifernd in märchenhafter Schönheit der Landschaft, mächtiger Felsen, lieblicher Baien, grünumkränzter Thäler und hochragender Schlösser! Was ist die Sprache, um mit diesem Aufeinanderdrängen von Zauber Schritt zu halten! Lobgesänge wollen dem Munde entströmen, und der blöderte Geist fühlt sich zum Dichter werden; aber in den ersten Minuten hat er sich erschöpft, und in stummem Schweigen wird er dahingetragen durch das immer wechselnde Panorama!

Rechts — links wendet sich das Schiff, unaufhörlich neue Felsenspitzen, durchsieht in zirkelrunden Linien blaue Seen; — hier das ruinenhafte Genueserschloß am Abhange des Juschah (Josua) Berges, dort drüben Bäyükdere*) mit seinen freundlichen Villen und bunten Kiöcks; in dem breiten grünen Thale die mächtigen Platanen, unter denen Gottfried von Bouillon gerastet, und fern, hoch darüber, wie ein Lustgespinnst, die kühnen Bogen der weltberühmten Wasserleitung von Belgrad. Hier wieder Therapia, seit Alters her durch seine gesunde Lage angezeichnet; und auf jener Seite das prachtvolle Marmorpalais von Hünkiar Iskelessi neben dem schönen Thale gleiches Namens, das von riesenhaften Platanen beschattet wird.

Jetzt öffnet sich die Aussicht mehr; Paläste, Villen und Landhäuser rahmen die Wasserstraße ohne Unterbrechung ein; von beiden Seiten schieben sich hohe Bergebirge mit Thürmen und Pavillons coulissenartig hinter einander; das Auge verliert in dieser Fülle von Bildern die Ruhe, auf dem Einzelnen zu haften, und schweift im Fluge von einem zum andern, bis endlich — hundert Zungen haben schon gefragt: „ist es das? ist es das?“ — Stambul mit all seinen goldschimmernden Kuppeln und Palästen und schlanken Minarets vor uns liegt!

Sehen, Erschauen kann niemand das alles; man muß das Wunderbare, das Riegesehene einathmen, man muß sich darin aufgehen fühlen wie in dem ersten, linden Frühlingshauche, und dann — fällt der Anker mit donnerndem Gerassel, und mit ihm — unsre Verzückung!

Plötzlich sind wir aus dem Himmel der Ideale wieder auf die Erde versetzt, und zwar mitten in ihre unerquicklichsten, phantasielosesten Erscheinungen: Lohndiener und Zollwächter!

Es bedarf der Fassung, um den Uebergang ruhig zu ertragen. Hier berühren sich die Extreme fühlbarer denn je, und das gerade Herrschende weiß das Verträgliche aber auch gänzlich zu verwischen!

Nur fort! Gezerrt nach allen Seiten, angeschrieen in allen Sprachen, beraubt auf alle Arten, unbergeßlosen und geworfen wie ein Mantelsack, und zum Dank dafür noch ausgezankt, wird man endlich unter Koffern, Ballen und Schachteln an der Donane ausgeladen — hier denn endlich ist Prosa — aber die Sprache hat man darum noch nicht wiedergewonnen, wenigstens keine die einem nützen könnte; alle Zungen rollen und gurren und zischen umher, und das einzige Verständigungsmittel bleibt zuletzt die Hand in der Tasche. Kaum sind die Douaniers durch ein unzweifelhaft viel zu hohes Geldgeschenk übergnügt, daß wir nichts Steuerpflichtiges einführen [sie wissen selbst nicht, was steuerpflichtig ist!], so hat auch schon eine Bande von wild aussehenden Kerlen in den widerlich schmutzigsten Lumpen unser Gepäck ergriffen, zusammen geschnürt und weggeschleppt, — wir haben Noth, hinterher zu taumeln.

Noch schneller und überraschender folgen hier die Eindrücke einander. In den engen, dunkeln Gassen, in welchen Ströme von Schmutz und Unrath fließen, auf dem halsbrecherischen, schlüpfrigen Pflaster vermögen wir uns kaum fort zu bewegen durch das Gewühl von Menschen, die gelleitet sind wie zum Maskenball, aber vor Schmutz starren; wüstes Geschrei tobt durch die Menge; jeden Augenblick ist man in Gefahr, von brüllenden Lastträgern umgerannt zu werden, und der widerliche Gestank droht uns zu ersticken, während kein Sonnenstrahl in diese Betäubung dringt. Wo sind die goldenen Kuppeln und hohen Paläste, die schlanken Minarets, wo? — Man glaubt dehept zu sein! — Ein solches Bild des regen Handelslebens mag für den Kaufmann, der darin seine Speicher füllt, ungemein interessant sein, indessen der Reisende fühlt sich aus dem Himmel des Entzückens in eine Kloake gestürzt!

Wir lenken nun in eine andere Straße ein und beginnen bergan zu steigen. Dieses hohe, verfallne Thor von schwarzen feuchten Steinen führt aus Galata nach der Türkenstadt Tophana, und durch diese geht unser Weg. Wieder ein anderes Bild. — Die Straße ist breiter, trocken, staubig; die Sonne brennt mit unverhältnißmäßiger Gewalt, denn kaum ist es 7 Uhr Morgens. Langsam geht es aufwärts. Kaum ein lebendes Wesen zu sehen; nur hier und da schleicht eine verhüllte Gestalt, Frau oder Kind, langsam an den Häusern entlang; Hunde in großer Anzahl liegen überall, und machen keine Bewegung, um uns anzuzeichnen. Die Gebäude ohne Ausnahme sind schlechte, kleine Holzhäuschen, meist roth angestrichen, charakterisirt durch unzählige Erkerchen und vergitterte Fenster. Vor und in jenem großen, offnen Raum, — im Coffee-Haus, aber einer Scheunertenne auf das Sprechendste ähnlich — sitzen auf ganz niederen Schemeln eine Anzahl von Türken, viele in

*) Der Sommeraufenthalt der meisten Gesandten.

Digitized by Google

dem allen bunten Kostüm, mit Turban, und rauchen gemächlich aus langen Tschibuks oder gurgelnden Wasserpfeifen, wozu sie aus kleinen Schälchen schwarzen Kaffee nippen, — aber kein Laut ist zu hören. Schweigend ziehen auch wir vorbei. Allgemach ist unsre Wohnung — ein türkisches Holzhäuschen — erreicht, die Gepäckträger und der lästige Trageman mit großen Ochsenpfeifen — nur um Ruhe zu haben — entlassen, und wir sinken, überwältigt von der Macht der Schlag auf Schlag folgenden, niegekannten Eindrücke auf den ersten türkischen Diwan nieder.

Das türkische Häuschen steht, zurückgezogen von der Straße, in einem gartenähnlichen Raum, und zwar vorgeschoben auf der äußersten Höhe des Berges; unmittelbar am Hause beginnt der Abfall, auf dem Tephana erbaut ist, und unser Fenster hat die Aussicht über diese Vorstatt zu unsren Füßen, bis an den Bosporus, und auf die asiatische Küste, wo der mitten im Wasser der Leanderthurm aus den Fluten ragt. Uns gegenüber stehen wir die Türkenstatt Scutari in ihrer ganzen Ausdehnung, sammt den endlosen, an den dunklen Cypressen kenntlichen Totenfeldern — ziehen darüber die sanften Hügel des Bulgurlu und die fernereu dunklen Berge eines fremden Welttheils!

An Scutari zu unsrer Rechten schließt sich die Halbinsel von Kadikê, das alte Chalcedon, nebenbeinaut und mit einer hübschen Baumgruppe entzückend, aus der ein schlanker Leuchtthurm hervorragt. Weiter hinaus sieht man den Meerbusen von Nicomedien (Ismet) und in demselben die Reihe der Prinzeninseln, über die sich die Wellenlinien der asiatischen Berge hinziehn; und hoch, hoch darüber taucht der hyhinische Olymp sein schneeiges Haupt in azurnes Blau. — Dies ist wieder ein Bild, wunderbar groß, und gewiß auf keine Leinwand zu bannen! Wie es aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, so steht es in unnachahmlicher Schönheit da, unwandelbar haftende heut wie vor tausend Jahren, und wie es noch aber tausend Jahren sein wird, — nur daß bestenfalls das Kreuz von den Kuppeln ragt statt des mitternächtigen Halbmondes!

Welche Stille in dieser Scene! Nur ganz fern tönen seltsam fremde Rufe und Hundegebell durch die Luft; geräuschlos gleiten weiße Segel über den klaren Wasserspiegel, eilende Dampfer kreuzen hier und dorthin, aber ihr Athmen dringt nicht durch die Ferne herauf, — und gleich kleinen Insekten schießen die leichten Kaiks in allen Richtungen umher. Das Träumerische dieses Bildes gibt der Seele all die Ruhe wieder, welche in den letztverflossenen Stunden gewaltsam vertrieben wurde, — und, in ungestörtes Anschauen versunken, eilen die Gedanken unbemerkt und geräuschlos in die ferne Heimat zurück.

Endlich wollen wir doch ausgehen, um die ersten schlimmen Eindrücke der Stadt zu verwischen. Wir entsinnen uns, von der grande rue de Péra, der Promenade der großen Welt, viel gehört zu haben. Diese mußte aufgesucht werden. Durch enge Winkelgassen und über wüste Brandstellen eilen wir fort, nicht ohne Gefahr zu öfteren Malen in Brunnen zu stürzen, welche sich in allen Richtungen befinden, zu oberst Erde und unzugedeckt. In der Erwartung der grande rue de Péra gieben süchtige Erinnerungen an die Promenade der großen Hauptstädte Europas an unsrem innern Gesicht vorüber, — aber doch nur ganz entfernt und farblos, denn von der grande rue de Péra erwarten wir doch etwas anderes.

Doghru! (gradeaus) heißt es auf unsre Frage nach derselben; wir gingen gradeaus. Die Brandstellen nahmen kein Ende; Schutthaufen rechts und links; wenige neugebaute Häuser, verfallene Zäune und grundloser Schmutz — der Mensch hatte uns einen schlechten Richtweg nach der grande rue de Péra angegeben; — übrigens fing sie bereits an in unsrer Achtung zu sinken, — denn dergleichen Zugänge erschienen uns wenig geeignet für die Fashionables der orientalischen Residenz; — aber nur weiter!

Nachgrade wird die Straße noch enger, schmutziger und dunkler, das Gedränge mehr sich.

Sso-usch! aus dem Wege! brüllt uns ein Kerl an, und kaum können wir dem Stoße eines Baltens entrinnen.

Guarda! schallt es da, und vorbei saust ein Reiter, daß uns fast die Hufe des Pferdes, oder wenigstens eine ungebührliche Menge Schmutzes treffen.

Indem wir unwillig dem Reiter nachblicken, erhalten wir unvermuthet einen Stoß, und stolpern dabei über einen Hund, was uns beinahe zu Fall gebracht hätte, — nur kannt sind wir ein Paar Schritte weiter durch das Gedränge, so kommt wieder ein Reiter, noch ein Lastträger, „sso-usch! guarda! — olié!" — ein Gebrüll und Schreien, zum Betäuben. Nun kommt gar ein Wagen angeschwankt, — das Pferd vom Fuhrmann geführt, — und füllt die Straße dergestalt, daß die Fußgänger sich gegen die Häuser klemmen müssen, um Beschädigungen zu entgehen. Neben uns stand ein Herr in der Stellung einer angenagelten Weihe, der nicht weniger ergötzt schien als wir; aus seinem Munde flossen ungekünstelte Flüche in französischer Sprache, und wir wendeten uns an ihn:

„Pour l'amour de Dieu, Monsieur, quelle est la direction de la grande rue de Péra?"

„Vous y êtes, Monsieur!" *)

Das war der stärkste Schlag! — Wagen, Reiter, Lastträger, Stoß — alles nichts gegen diese Bahrheit! Alse ici es the grande rue de Péra!? Unser Traumwachen beginnt aufs neue. Mit den langsamen Schritten eines Mannes, der einen vergeblichen Gang gethan, kehrten wir um, diesmal mit der tröstlichen Gewißheit, uns in der grande rue de Péra befunden zu haben!

Nach einigen Tagen wagten wir uns nach Galata hinab. Der Bergrücken, auf dem sich die Christenstatt Pera hinzieht und auf dessen äußerster Spitze zwischen dem Bosporus und dem goldenen Horn der bekannte Wachtthurm von Galata erbaut ist, — fällt steil und plötzlich nach beiden Wasserstraßen hinab. Von dem Thurme abwärts, und unterhalb am Fuße des Berges, liegt Galata, links davon am Bosporus Tephana, und rechts, am inneren Hafen, zieht sich ein ausgedehnter türkischer Kirchhof hin, bis nach Pera hineinreichend; von den Christen Petit Champ oder „kleiner Campo", von den Türken Tekjeh genannt (nach dem Kloster der tanzenden Derwische.) Dieser Kirchhof trennt Pera und Galata von Cassim Pascha (mit dem Marinearsenal) am goldenen Horn. Galata ist noch heute durch Mauern von kolossalen Dimensionen, Thürmen und Gräben befestigt, von der Landseite führen nur drei Thore hinein, welche Abends geschlossen werden.

Galata ist der eigentliche Stapelplatz des gesammten Handels des Orients und der Levante; hier sind alle kaufmännischen Comptoirs, sämmtliche Büreaus, Geldwechsler, Brauntweinschenken, Schiffsmakler, Kneipen und Herbergen; Magazine, Kaufläden aller Art, und vor allem das Hauptquartier der großen Armee von Müßiggängern und Bankiers von Profession, deren vortrefflich organisirte Zunft sich auf 60,000 und mehr belaufen soll. Man sagt, daß dieselben hier ihre Niederlagen im Großen haben, besonders in Galata und Smyrna, — und daß die eigenen Schiffe dieser Gesellschaft einen nicht unbedeutenden Handel mit geschleppten Gütern durch die ganze Levante betreiben. Ja, das nicht nur: ihre Organisation geht so weit, daß man sein Eigenthum gegen ihre commerciellen Bestrebungen durch Procentzahlungen sicher stellen kann! Viele der angesehensten Kaufleute von Galata und Pera zahlen auf diese Weise einen Versicherungstribut: nur es wird eine Geschichte von einem derselben erzählt, welcher einstmals die Prämienzahlung verweigerte; nach wenigen Tagen war sein Magazin erbrochen, und ihm ein Schade von vielen tausend Piastern zugefügt. Jetzt zahlt er nach wie vor, und genießt der Protection dieses bestorganisirten Banditenstaates.

Wir stürzen uns in den Menschenstrom und werden mit ihm fortgetragen. Lastträger (Hamals) schleppen Fässer und Ballen hin und her und man hört unaufhörlich ihr betäubendes Gebrüll „Sso-usch!" (aus dem Wege) wer ihnen nicht ausweicht, der wird rettungslos an- und übergerannt.

So drängen und quetschen wir uns hindurch bis zu der neuen Brücke (Jeni Köprü), die von Galata über das goldene Horn nach Constantinopel führt. Hier endlich ist etwas Luft, gleich nicht immer die reinste. Die Brücke ist gegen 600 Schritt lang, und

*) Sagen Sie mir um Gotteswillen, wie komme ich am nächsten nach der großen Verkehrstraße?"

„Sie sind drin, mein Herr!"

Digitized by Google

richt über dem Wasserspiegel auf Schiffen erbaut; um die Communication auf dem Wasser für kleine Fahrzeuge nicht zu hemmen, macht die Brückenbahn zwei große, aufrechtstehende Bögen — einen zunächst Galata, den anderen zunächst Stambul — durch welche unten die Kaiks hindurch fahren können.

Von der Höhe eines dieser Brückenbögen ist die Aussicht wirklich prachtvoll. Man steht inmitten dieser dreigetheilten mächtigen Wassermasse, in einem Gewirr von tausend wimpelnden Masten; Schiffe, Dampfer, Kaiks schießen nach allen Richtungen, kreuzen und kreuzen sich wieder; bunte Farben, Geschrei von Menschen und Möven; — dort rasselt der Anker nieder von einem ankommenden Schiffe, und hier klappt die eiserne Schiffswinde taktmäßig zu dem Gesange der Matrosen, welche die Anker zur-Fahrt lichten! Welch ein Bild! Im Hintergrund erhebt sich Scutari, das minaretgespickte Vorgebirge Asiens, mit seinem chaotischen Gewirr von rothen Häusern, glänzenden Kuppeln, und dem hochüberragenden, düsteren Cypressenwalde, dem ernsten Todeswächter Mohamed's.

Zu beiden Seiten sehen wir, Stambul rechts, Galata links — kurzum eine andre Auffassung des überwältigend großartigen Bildes, das sich uns zuerst bei der Ankunft zeigte. Dazu heller Sonnenschein, blauer Himmel und eine heitere Stimmung; so kann man allerdings einen feenhaft schönen Eindruck mit hinfortnehmen.

Die Scene umher war zu einladend, um nicht träumend bei ihr zu verweilen, wo träumte sich's aber wohl schöner, als wenn man hingestreckt in einem graziösen Kaik auf dem glatten Wasserspiegel schaukelt und, wie in einer magischen Laterne, die Bilder mit jedem Ruderschlage wechseln sieht!

Vorsichtig steigt man in das leichte Fahrzeug, denn ein Fehltritt würde dasselbe umstürzen; da sind feine Bänke zum Sitzen, — man streckt sich lang aus, auf weichen Polstern. Es ist wahr, daß es auch andere Kaiks gibt, in denen keine Polster liegen; die Einwohner des Landes setzen sich indessen ganz behaglich mit untergeschlagenen Beinen da hinein, als ob sie auf schwellenden Kissen ruhten. Wir machten es uns höchst bequem, der Kaikfji, d. h. der Ruderer, gab uns einen Schirm, als Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen und in dieser Behaglichkeit ahnten wir von ferne die Süßigkeit des südlichen Nichtsthuns. Das Kaik, höchst sauber und knustvoll geschnitzt, war vielfach mit Goldverzierungen geschmückt: der Kaikfji, zwar nur äußerst leicht bekleidet, nur mit einem Kleidungsstück, welches Hemd und Beinkleid in einer Gestalt zeigte, — sah ebenfalls sehr sauber aus, sein Körper braun wie lackirtes Holz, aber das offne Hemd blendend weiß. Diese Leute, meistentheils Griechen, sind überhaupt sehr schön, mit edlen, offenen Gesichtern, und besonders trägt bei einer Vergleichung mit anderen Ländern die niedere Klasse den Sieg davon. Das Kaik, die Ruder, — alles gänzlich von allem bisher Gesehenen verschieden. Die Ruder hängen in Lederstreifen an kleinen Ruderpflöcken (Dollen), und werden von Zeit zu Zeit mit Fett geschmiert, um die Reibung zu vermindern. Nahe der Handhabe der Ruder haben dieselben eine kugelrunde Verdickung, um eine Annäherung von Gleichgewicht zu erzeugen; jeder Kaikfji führt zwei Ruder, und bei den beschränkten Raum muß man die Geschicklichkeit der Leute in der Führung derselben bewundern. Größere Kaiks haben zwei, drei und mehr, die der Paschas oft zehn bis zwölf, des Sultans vierzehn Ruderer.

Langsam glitt unser leichtes Fahrzeug unter der drückenden Mittagsbitze dahin, — links Constantinopel, rechts Galata, — nach der innern Spitze des goldenen Horns zu.

Alles umher, die ganze Natur, schien in trägem Schlummer zu liegen, selbst die Möven flatterten nicht wie sonst kreischend, sondern saßen mit aufgesperrten Schnäbeln auf den verschiedensten Gegenständen, die auf dem Hafen schwammen, vernunter — mit wenig Poesie müssen wir's gestehen — todte Pferde, Schafe und andere Thiere einen hervorragenden Platz einnahmen.

An der neuen Brücke waren wir ins Boot gestiegen, bis zur alten hin*) lagen rechts und links so viel Schiffe, daß ein wahrer Masten-Wald die Häuser unsichtbar machte; erst jenseit der alten Brücke im innneren Hafen, wurde der Blick freier. Rechts, wo das Ufer in einem Bogen zurücktritt, liegt das Marinearsenal mit der Admiralität, und davor der innere Kriegshafen.

*) Den dem jetzigen Preuß. General von Moltke im Jahre 1838 erbaut.

Unmittelbar vom Arsenal aufwärts erstreckt sich ein wüster Cypressenwald, der petit champ de morts von Pera, aus dem von der äußersten rechten Erhebung der Thurm von Galata hervorblickt. Weiter links davon, jenseit einer tiefen Thalschlucht, erhebt sich ein zweiter Hügel, die Borstadt Kasim Pascha, mit elenden rothen Holzhäuschen besetzt, deren Einförmigkeit auch nicht durch ein grünes Blatt unterbrochen wird; nur auf dem höchsten Vorsprunge, überhalb der Admiralität, steht ein stattliches, palastähnliches Gebäude, die Marineschule, von deren weißen Mauern sich das Auge geblendet abwendet.

Indem wir langsam an diesem Panorama vorbeischaukelten, passirten wir eine Pestenkette eigner Art: es sind schwimmende Schilderhäuschen, die eine Bemannung von drei oder vier Soldaten tragen. Es heißt, diese Schildwachen hätten geladene Gewehre und Befehl, auf jeden Uebersetzenen Feuer zu geben, der innerhalb der Pestenkette hineinzudringen versuchte, wenigstens vermeiden die Kaikfji sorgfältig jede Collision, und während unsres Aufenthaltes ist kein Fall von dergleichen Exekutionen zu unsrer Kenntniß gelangt.

Wir sind im Halbkreise an der Hafen-Pesten-Kette herumgefahren, und befinden uns einen Augenblick lang gerade gegenüber vom alten Stambul. Ein langgestreckter, ununterbrochener Bergrücken begleitet auf dieser Seite das goldne Horn; ein verworrenes Häusermeer hat denselben überschwemmt; hier und da nur haftet das Auge an einer Moscheenkuppel, oder auch von dem größeren Konak (Hause) eines vornehmen Türken. Aber doch oben liegen die größten Moscheen. Zur äußersten Linken erblickt man noch die Minarets der Aya Sophia, und (in der Perspective dicht daneben) die phantastische Form des Seraskierthurms, neu mit dem Thurm von Galata correspondirenden Wach- und Signal-Thurm von Constantinopel. Am höchsten in der Mitte ragt die Sultanmoschee mit ihren sechs schlanken Minarets empor; weiter rechts die Moschee des Sultans Mehmed mit vier Minarets, und an dem äußersten Ende der Stadt die kleine hochragende Moschee mit einem Minaret ist die vom Thor von Adrianopel. Nach dieser Moschee blicken wir stets mit dem größten Interesse, denn durch das Thor von Adrianopel kommt die österreichische Post herein, welche wöchentlich ein Mal Nachrichten aus der Heimat bringt.

Mit den Augen verfolgt man deutlich die Ruinen der alten Mauern, die sich von da oben herab, zwischen Constantinopel und Ejub, an den Hafen herunterziehen. Aus dem Gewirr von Häuschen erhebt sich da ein steinerner Ruinenkoloß, schwarze Säulen und Bogen, — es ist ein Ueberrest vom Palaste des Kaiser Constantin!

— Nichts wie Ruinen und Verfall! — — Jenseit der Mauern beginnt wieder ein Cypressenwald, aber sehr gelichtet und verheert, — der große Gottesacker von Ejub. Dieser heiligste Ort der Türken liegt unten am Hafen, die heilige Moschee, ganz umgeben von Platanen, Ulmen und Cypressen, und neidisch bewacht, auf daß kein Ungeweihter dort seinen Fuß hineinsetze.

Wir wenden uns wieder zur Rechten, von woher lärmendes Hämmern und Klopfen tönt: auf den Schiffswerften werden Dampfkessel reparirt, und bei dem betäubenden Getöse glauben die Türken, sie schaffiten Außerordentliches!

Diese rechte Seite des goldnen Horns ist von einem Höhenzuge begleitet, der von unzähligen Schluchten durchschnitten ist, welche mit der Zeit vom Wasser bis auf den Grund ausgespült worden sind; dadurch erhält das Ufer vom Wasser aus das Ansehen einer Hügelkette, die ganz entlang mit Häusern besäet ist. Diese Dörfer aber sind das elendeste Conglomerat von Hütten und Schmutz, das man sich vorstellen kann, größtentheils von spanischen Juden und Armeniern bewohnt. Wir haben uns später durch näheren Augenschein von dem ganz unbeschreiblichen Zustande dieser Ortschaften überzeugt, und müssen gestehen, daß uns bei der Erinnerung noch jetzt die Haut schaudert und ein unheimliches Gefühl überkriecht! Diejenigen Theile der Bergrücken zu beiden Seiten, welche jenseit der Häuser sichtbar werden, sehen braun aus, wie verbrannt, kein grüner Schimmer, keine Ahnung von Vegetation! — Wir haben fast die Spitze des goldnen Horns erreicht, da wo das Thal der süßen Wasser von Europa in dasselbe mündet; hier liegen zu beiden Seiten großartige neue Gebäude, in neueuropäischem Kasernenstyl gebaut: in Ejub die neue Fezfabrik des Fethi Achmet Pascha und eine Seilfabrik für die Marine; in Hasköi, auf dem gegenüberliegenden Ufer, die Medicinschule von Kumbarhane (ehemals eine Bombardierschule), und die

Digitized by Google

Landingenieurschule. Hier lassen wir umwenden und steigen an der Stele des Marineareals ans Land.

Von hier aus gelangt man durch den kleinen Campo wieder nach Pera — ohne Galata zu berühren.

Sobald wir in unsre Behausung zurückgekehrt waren, empfanden wir um so stärker den visionartigen Eindruck Stambuls, welchen der Reisende nach flüchtigem Aufenthalt mit hinfort nimmt, da wir uns aus der nunmittelbarsten Berührung mit den mannigfaltigen äußeren Widerlichkeiten in das träumende Bewundern der immer imposanten großartigen Lage dieser Wunderstadt versetzen konnten. Stambul ist mehr als irgend etwas andres ein Bild für den Ausspruch: „Goldstatue mit Thonfüßen", nur daß man für Thon einen spezifisch ganz anderen Begriff, und zwar in absteigender Linie zu setzen hat.

Hier lag das ganze Bild wieder vor uns, so unendlich, unfaßbar, unausdrücklar schön und geheimnißvoll wunderbar, daß man das Herz beklemmt fühlt wie von einer schmerzlich süßen Erinnerung.

Ganz vergeblich würde es sein, das hinlänglich beschreiben zu wollen, was ein Blick hier auf ein Mal umfaßt. Unbeweglich bleibt das Bild, wie der blaue Himmel, der sich darüber spannt, und selbst die größten Schiffe erscheinen nur wie bunte Käfer mit weiße Schmetterlinge, die durch eine Sommerlaunlschaft flattern. Immer wieder und wieder möchten wir davon reden und darauf zurückkommen — es ist dieses Bild der ungetrübteste Genuß und deshalb die ewig hastende Erinnerung, welche beim Rückblick einen Schleier über alles andre wirft!

Ein Besuch beim Antiquar.

Alles hat seine Geschichte: die Welt, die Menschheit, ich selbst, das Haus, welches ich bewohne, der Rock, den ich trage, der Thaler, den ich ausgebe — das Buch, welches ich lese; ja selbst diese Nummer des „Daheim", auf welcher Dein Auge, freundlicher Leser, jetzt ruht, hat bereits ihre Geschichte gehabt und wir könnten Dir dieselbe erzählen mit ihren vielfach interessanten Einzelheiten, zu Deiner Verwunderung; sie wird aber auch ferner noch ihre Geschichte haben: es wird sich Nummer an Nummer reihen, bis in Jahresfrist der stattliche Band vor Dir liegt; es wird im Laufe der Jahre Band an Band sich schließen, eingefügt in die Familien-Bibliothek, ein reicher Schatz der Belehrung und Unterhaltung für Dich, Deine Kinder, Deine Freunde. Aber es wird die Zeit kommen, wo Deine irdische Geschichte ihren Abschluß gefunden; Deine Familie zerstreut sich, Dein Hab und Gut mit ihr. Es sind Jahre vergangen: wohin hat das Schicksal („habent sua fata libelli" sagt der Lateiner) Dein Exemplar des „Daheim" verschlagen?

Ich führe Dich durch eine enge, volkbelebte Straße zu jenem hochgiebeligen alterthümlichen Hause; wir treten in einen gewölbten Raum, an den sich im Hintergrund ein zweiter und dritter anschließt, die eine schmale Wendeltreppe mit den oberen Stockwerken verbindet. Die Wände sind bis an die Decke mit vielgetheilten Repositorien oder hölzernen Fachwohnungen bekleidet, deren Insassen in hundert langen, wohlgeordneten Reihen uns stumm, und doch so beredt, anblicken; eine sehr gemischte Gesellschaft: junge und alte, große und kleine, dicke und schmächtige, die einen in abgetragenen, ja oft schäbigen und zerlumpten Kleidern, die andern nach neuester Mode ausstaffirt in reichem Goldschmuck. Der Beherrscher dieser Räume scheint ein genaues Register über seine Unterthanen zu führen, denn sie tragen sämmtlich Nummern an der Stirn, deren letzte Ziffern hoch in die Zehntausende gehen. Auch führen alle ihren Geburtsschein bei sich und mit Verwundern sehen wir, wie langlebig viele unter ihnen sind, denn das Datum versetzen geht nicht selten beinahe vierhundert Jahre von heute zurück.

Doch verlassen wir die Metapher und sagen wir lieber gleich rund heraus (was der geneigte Leser überdies schon längst errathen hat) — wir sind beim Antiquar, beim Bücher-Antiquar. Dort am Fenster sitzt der alte Herr, das Sammetmützchen auf der weißgelockten Stirn, unter der ein Paar scharfe graue Augen hervorlugen, vor einem breiten Arbeitspulte, zur Linken ein Haufen neu angekommener Bücher, zur Rechten eine Reihe langer, schmaler Kasten, mit unzähligen Zetteln darin, nach dem Alphabet geordnet; sie enthalten das oben erwähnte Civilstandsregister, die fast stecknadelfein genaue Beschreibung eines jeden einzelnen dieser vielen tausend hier versammelten Bücher, mit Angabe des Formates, der Nummer, unter welcher es sofort unter seinen Collegen herauszufinden ist, seiner Herkunft, seines Werthes u. s. w. Dieser Winkel am Fenster ist das Centrum des großen Spinnengewebes, dessen Fäden der alte Herr über die ganze Erde gesponnen hat (denn ein Antiquar ist Kosmopolitan Profession); hierher sammeln sich alle die literarischen Schätze, die sich in nächster Nähe oder in weiter Ferne aus Londoner, Pariser, Amsterdamer und vielen andern Auctionen und sonstigen Quellen in seinen Maschen gefangen haben. Eine lange Erfahrung hat ihn die Bedürfnisse seiner Zeit kennen gelehrt; er weiß ganz genau, welches Buch der Gelehrte (denn dieser ist sein bester und treuester Kunde) haben muß, welches andere ihm nur erwünscht ist und welches dritte er gar nie kaufen wird; mit seinem Takt folgt er den literarischen Liebhabereien, ja wohl gar Narrheiten der Zeit, denn ohne Steckenpferd ist nun einmal der Mensch nur halb so glücklich — und der Handel mit Steckenpferden lohnt seinen Mann.

Doch schauen wir uns, unter Leitung des gefälligen Besitzers, in seinem „Lager" etwas um. Da fällt uns zuerst das schwere Geschütz in die Augen: die mächtigen Folianten in den untern Reihen der Regale; sie sind mit ihrer wuchtigen, massenhaften Gelehrsamkeit die Repräsentanten des 15. und 16. Jahrhunderts; ein Gelehrter von reinem Wasser aus jenen Zeiten schrieb in der Regel über alle möglichen und noch einige unmöglichte Dinge — heutzutage herrscht das Prinzip der Theilung der Arbeit auch in der Wissenschaft und die Resultate der Forschung präsentiren sich, wenn auch in sich gewichtiger, in dem bescheidneren Formate des Octav-Bandes; der Foliant ist fast ganz aus der Mode gekommen, nur in den großen öffentlichen Bibliotheken behauptet er noch seinen Platz; der Gelehrte der Neuzeit drängt sich so lange als möglich vor dem Ankauf eines Folianten; hat ihn doch sein Haushere erst vor kurzem wieder in der Miethe gesteigert; wie soll er da noch den theuren Platz erschwingen, den eine solche Reihe von Ungethümen für sich in Anspruch nimmt?

Vor allem zieht eine Anzahl von Wiegendrucken (Incunabeln) unsere Aufmerksamkeit auf sich, jener kostbaren Erzeugnisse aus den zwei oder drei ersten Jahrzehnten der ausgeübten Buchdruckerkunst (1450—1470), deren Preis mit der zunehmenden Seltenheit der Exemplare eine solche Höhe erreicht hat, daß nur die Guineen eines englischen Lords mit fürstlichem Einkommen oder die Tausend-Francs-Billets einer Bibliophilen im modernen Babylon ihm nachzuklimmen wagen dürfen. Viele hunderte dieser Bände wurden zu Anfang dieses Jahrhunderts, namentlich aus den aufgehobenen bayerischen Klöstern, ins Ausland entführt, die meisten auf Nimmerwiedersehen. Wenn heute ein Psalterium von Fust und Schöffer (Mainz 1457) oder die s. g. Mazarinische Bibel (1450—55 in Mainz von Gutenberg gedruckt) auf den Markt kommen, so ist dies ein Ereigniß, welches die Bücherkammler und Antiquare der ganzen Welt in fieberhafte Aufregung versetzt und der Neid heftet sich an die Sohlen des Glücklichen, der den mit schwerem Gold errungenen Schatz heimführt.

Ich sehe Dich lächeln, geneigter Leser, über den Kampf um solch eine „alte Scharteke"? Laß mich Dir sagen, daß dieser Sammel-Eifer, daß die „Bücherliebhaberei" eine sehr berechtigte Aeußerung unserer geistigen Entwicklung ist. Aus der Vergangenheit lernen wir die Gegenwart verstehen und die Zukunft aufbauen. Der Forscher in der Vergangenheit aber bedarf als nothwendige Grundlage eine möglichst umfassende Sammlung ihrer Ueberbleibsel — seien es nun Fossile, oder Denkmäler der Plastik nur Malerei, oder Denkmäler des geistigen Schaffens, d. h. Bücher. Jedoch leichter die Bücher nach der Natur des Stoffes, der ihrem geistigen Inhalt als Behikel dient, vom Untergang bedroht sind, um so verdienstlicher ist die Arbeit des Sammlers, der diese Zeugen aus früherer Zeit der Nachwelt zu erneuter Unterfuchung und Benutzung aufbewahrt. In dieser Beziehung hat selbst das anscheinend Unbedeutende sein Recht, wenn es, eingereiht in eine größere Sammlung von Gleichartigem, die fortschreitende Richtung irgend einer Seite der

Digitized by Google

menschlichen Erkenntniß für sein Theil zu documentiren beiträgt. Spotten wir daher nicht jener Männer, die oft ein beträchtliches Vermögen beim Sammeln dieser typographischen und literarischen Seltenheiten aufgewendet haben; in unserm deutschen Vaterlande sind dieselben ohnehin kaum genug gefäet; während man in England gewohnt ist, eine wohl ausgestattete Bibliothek als ein nothwendiges Erforderniß eines reichen Hauses zu betrachten, wird man in den Schlössern unseres Adels dergleichen Büchersammlungen nur selten, in den Palästen unserer Kaufherren fast gar nicht finden; der deutsche Antiquar kann es beklagen, daß bei weitem die meisten seiner literarischen Kostbarkeiten ins Ausland verkauft werden.

Doch kehren wir zu unseren Folianten zurück und betrachten wir uns einige derselben näher. Diese sieben gewaltigen Bände in größtem Formate, mit schweren Deckeln von Eichenholz, können wir nur mit Aufbietung der ganzen Kraft unserer Arme von der Stelle bewegen; es ist das Speculum (der Spiegel) des Vincenz von Beauvais (Straßburg bei Mentelin gedruckt 1573—76), eine Encyclopädie, welche die Summe aller menschlichen Kenntnisse im Mittelalter umfaßt — das Brockhaussche Conversationslexicon jener Zeit, freilich in etwas minder bequemem Format. An diesem mit seinen Miniaturmalereien geschmückten Meßbuch sehen wir noch Bruchstücke der Kette, mit der es als ein kostbares Besitzthum an den Chorpult geschlossen war, zum Schutz gegen frommen Diebstahl. Jener stattliche Band enthält das bekannte und wegen seiner Tausende von Holzschnitten geschätzte Liber chronicarum, eine allgemeine Weltgeschichte, in Nürnberg 1493 gedruckt. Das Exemplar ist früher jedenfalls im Besitz eines strenggläubigen Katholiken gewesen, denn wir finden zufällig beim Aufschlagen des Buches auf Blatt 159 die Stelle mit der Erzählung von der Niederkunft der Päpstin Johanna mit Tinte überstrichen, die jedoch ihren Zweck nicht erreicht hat, indem die Schrift darunter noch lesbar hervorschimmert. Die praktische russische Censur bedient sich heute zu gleichem Zwecke der gründlich zudeckenden Druckerschwärze.

Ein gleichalteriger Band daneben zeigt uns einen deutschen Prachtdruck: den berühmten Theuerdank (Augsburg 1517), eine Erzählung der Thaten (oder wie der Titel sagt: Geverlichkeiten) des ritterlichen Kaisers Maximilians I. In schön geschnittenen, großen, gothischen Lettern, mit kühnen Schreiberzügen untermischt und mit zahlreichen Holzschnitten von Hans Schäufelein geziert, auf feines Pergament gedruckt, gibt dieses seltene Werk ein glänzendes Zeugniß der Tüchtigkeit und dem Geschmacke der ehrenwerthen Buchdruckerzunft jener Zeit. Das trefflich erhaltene Exemplar, dem ein feinfühlender früherer Besitzer einen kostbaren Einband von rothem Maroquin mit reicher Goldprägung gegeben hat, könnte auch den Nichtsammler nach seinem Besitz begehrlich machen, doch ziehen wir uns vor dem geforderten Preis von 150 Thaler schen zurück.

Eine Reihe von Bibel-Ausgaben der vorlutherischen Zeit, darunter die schöne neunte deutsche Bibel (Nürnberg, bei Koburger 1483) und die berühmte niederdeutsche Bibel (Cöln um 1480), beide mit zahlreichen naiven Holzschnitten, leitet uns hinüber zu den Fächern, welche die Werke Luthers und seiner Genossen beherbergen. Staunen und Verehrung erfüllt uns, wenn wir hier die lange Reihe der Schriften des rastlos kämpfenden Reformators erblicken, die der Besitzer mit besonderer Vorliebe sammelt und ergänzt, kauft und verkauft. Von 1517 bis zu seinem Tode im Jahre 1546 ist wohl kaum ein Jahr vergangen, in welchem Luther nicht eine oder mehrere Schriften an die tief und mächtig bewegten Geister seiner Zeitgenossen richtete, die meist in tausenden von Exemplaren gedruckt, wieder gedruckt und nachgedruckt wurden. Sein unsterblichstes Hauptwerk, die Bibelübersetzung, an der er von der ersten Ausgabe 1523 bis zur letzten Revision im Jahre 1541 unablässig besserte und feilte, finden wir in mehreren Ausgaben in Folio vertreten, während die zahlreichen eigentlich reformatorischen und Streit-Schriften — meist aus wenigen Bogen bestehend, auf dem Titel mit einer Rankleiste in Holzschnitt verziert — schon das handlichere Quart-Format angenommen haben.

Die durch die Reformation und den aus ihr erwachsenen dreißigjährigen Krieg auf kirchlichem und politischen Gebiet hervorgerufenen Kämpfe spiegeln sich in vielen hunderten kleiner Schriften, die in anscheinbarem Gewande sich weit im Volke des 16. und 17. Jahrhunderts verbreiteten und den Geistesacker langsam, aber nachhaltig bearbeiteten, daß er fähig ward, den Samen, den unsere großen Denker und Dichter im 18. Jahrhundert ausstreuten, in sich aufzunehmen und zu der Blüthe gereihen zu lassen, deren sich das heutige Geschlecht erfreut.

Während dessen bebaute unser Nachbar Mijnheer, in den reichen und aus dem spanischen Unabhängigkeitskampf stolz und selbstbewußt hervorgegangenen Niederlanden, das eigentliche Feld der Wissenschaften mit großen und dankenswerthen Erfolgen, unterstützt von einer Anzahl angesehener Buchhändler-Firmen, unter denen die länger als ein Jahrhundert blühende Familie der Elzeviere den unbestrittenen ersten Rang einnimmt. Jene lange Reihe aus ihrer Officin hervorgegangener, kleiner niedlicher Duodez-Bändchen, meist in weißes Pergament gebunden, auf schönes, festes Papier mit den zierlichsten Lettern gedruckt, bewrkundet schon in jener Zeit (17. Jahrh.) den dem Holländer eigenthümlichen Sinn für Sauberkeit. In schönen Exemplaren werden sie seit langer Zeit von den Sammlern eifrig gesucht und gut bezahlt, und wir begegnen hier einer jener harmlosen Excentricitäten, wie sie so häufig bei dem Vollblut-Sammler sich finden: der Werth dieser allerliebsten Bändchen steigt nämlich in raschem Verhältniß mit dem mehr oder weniger breiten weißen Rande der Exemplare, und gar ein von dem Messer des Buchbinders an den Rändern nicht berührtes, d. h. „unbeschnittenes“ Exemplar wird den Puls selbst des nüchternsten Bibliophilen in rasche Wallung versetzen; er legt einen kleinen, elfenbeinernen, eigens zu diesem Zwecke construirten Maßstab, den f. g. Elzeviromètre, an, und volle Freude erfüllt ihn, wenn er findet, daß sein Exemplar eine oder zwei Linien mehr Papierhöhe hat, als die übrigen bekannten Exemplare! Einer der seltensten Drucke ist der Pâtissier françois, eine Anweisung zum Pasteten-Backen. Der ungenannte Kochkünstler, der dies Werkchen vor mehr als 200 Jahren (1655) verfaßte, hat sich's sicherlich damals nicht träumen lassen, daß man dasselbe einst mit mehreren hundert Franken bezahlen werde. Vermuthlich fand es zur Zeit seines Erscheinens wenig Käufer und der Verleger hat das Vertrieb darüber den Vorrath zu Maculatur gemacht — ein Grund der Seltenheit, der sich öfter in der Geschichte der Bücher wiederholt.

Die Eigenschaft der „Seltenheit“ übt überhaupt eine mächtige Anziehungskraft im Verkehr mit alten Büchern. Es ist in der Eitelkeit der menschlichen Natur begründet, daß man vorzugsweise nach dem strebt, wovon man weiß, daß es außer uns nur wenige andere Personen besitzen. Im Allgemeinen gelten als selten: alle vor 1470 gedruckten Bücher (die ersten Buchdrucker zogen nur wenige Exemplare ab, um sie gleichsam als Manuscripte zu verkaufen), ferner solche Schriften, welche wegen ihres anstößigen Inhalts von geistlicher oder weltlicher Obrigkeit confiscirt und vernichtet wurden, bisweilen durch Verbrennung von Henkershand, wie bei einer Schrift des Genfer Servetus, von der das einzige gerettete Exemplar mit 100 Ducaten bezahlt wurde; hierher gehört auch jene Bibel, von welcher die Wolfenbüttler Bibliothek ein Exemplar besitzt; dieselbe hat 1. Mos. 3. 16. anstatt „er soll Dein Herr sein“ den Text „er soll Dein Narr sein“; diese Umänderung hatte die Frau des Buchdruckers während der Nacht vorgenommen; man entdeckte die Fälschung erst, nachdem schon einige Exemplare ausgegeben worden waren; alle übrigen Exemplare wurden vernichtet und die Frau wurde für ihren übel angebrachten Humor mit dem Staupbesen und ewigem Zuchthaus bestraft. Wieder andere — namentlich neuere — Bücher werden gleich als selten geboren, indem nur eine sehr geringe Anzahl von Abdrücken davon gemacht wird, die meist gar nicht in den Buchhandel kommen, sondern nur an Freunde und Gönner verschenkt werden (wie dies besonders in England und Frankreich oft vorkommt). Zu den selteneren Büchern gehören in gewissem Sinne auch die großen kostbaren Prachtwerke, deren hoher Preis ihre Erwerbung nur wenigen reichen Personen oder öffentlichen Bibliotheken möglich macht (z. B. ein vollständiges Exemplar der berühmten Reise Alexanders von Humboldt in die Aequinoctialgegenden kostet gegen 1000 Thaler) oder solche bändereiche Werke, die während einer langen Reihe von Jahren erschienen sind (die Krünitzsche ökonomisch-technologische Encyclopädie in 242 Bänden begann 1782 und wurde erst 1856 im Druck vollendet). Abgesehen von der Seltenheit sind einzelne Exemplare merkwürdig durch ihre Schicksale — wenn sie ehemals im Besitz eines berühmten Mannes waren und dessen Namenszeichnung oder Wappen tragen — durch ihren kostbaren oder seltsamen Einband — der englische Bücherliebhaber Askew ließ ein Werk in Menschenhaut binden! — durch den Umstand, daß sie auf Pergament, statt auf Papier gedruckt sind, u. s. w. u. s. w.

Digitized by Google

Das Büchergut unseres Antiquars enthält aber nicht nur Futter für den Gelehrten und den Bücherliebhaber von Profession (den „Bibliophilen", wie der Zunftname lautet) — jeder gebildete Freund unserer eigenen National-Literatur findet darin eine Fülle interessanten Stoffes zur Belehrung und Ergötzung. Jene ersten Ausgaben unserer großen Dichter des früheren Mittelalters: der Parzival und Titurel (1477) des Wolfram von Eschenbach, das Heldenbuch (circa 1490), der oben erwähnte Theuerdank, u. A., die späteren Volksbücher von Reinecke Fuchs (Lübeck 1498), vom Schwarzkünstler Faust (Frankfurt 1587 und Hamburg 1599), der wohlbekannte Meister vom Pfriemen Hans Sachs, dessen unerschöpflicher Humor in fünf Foliobänden (Nürnberg 1558—79) niedergelegt ist, die übrigen Comödien und Fastnachtsspiele, gesammelt von dem kaiserlichen Notarius Jakob Ayrer in Nürnberg in seinem kostbaren und höchst seltenen Opus theatrieum (1618), der muthwillige Satyriker Johannes Fischart, ferner der reiche Schatz unseres prächtigen älteren deutschen Kirchenliedes — wie sollten diese und viele ähnliche Bücher nicht unser Interesse erregen, wenn wir sie in einem der nicht zahlreichen Exemplare vor uns sehen, die der fanatischen Zerstörungswuth des dreißigjährigen Krieges entgangen sind? An letzteren selbst werden wir lebhaft erinnert, wenn wir diese drei Octavbände durchblättern: es ist der berühmte Simplicissimus, einer der besten deutschen Romane, dessen Verfasser, Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen (geb. 1625), seit seinem zehnten Jahre Soldat, aus eigener Anschauung jene ganze unruhige Zeit in volksthümlichem Tone mit ebenso gemüthlichem als witzigem Humore uns vor Augen führt.

Die Repräsentanten der gleichzeitigen schlesischen Dichterschule, Opitz, Gryphius, Hoffmannswaldau u. A., die didaktischen, pedantischen Romane wie die römische Octavia, die afiatische Banise, die ihrer Zeit ebenso eifrig gelesen wurden, wie heute Gr. Freytags „verlorene Handschrift", leiten uns hinüber zu den Erstlingen unserer classischen Epoche, die seit etwa zwei Jahrzehnten eine bevorzugte Stelle im antiquarischen Buchhandel einnehmen. Als Goethe den Werther und Schiller die Räuber schrieb, waren sie noch namenlos; der vorsichtige Verleger aber macht von den Schriften unberühmter Autoren nur eine kleine Auflage; so ist es leicht erklärlich, warum die wirklich ersten Ausgaben jener epochemachenden Dichtungen jetzt in der That zu den Seltenheiten zählen und mit verhältnißmäßig hohen Preisen bezahlt werden. Weit mehr noch ist dies der Fall mit den allerersten schriftlichen Versuchen beider Männer, namentlich mit den Schriftchen, die Goethe während seiner Straßburger Studienzeit drucken ließ. Abgesehen von der wohlthuenden Pietät, die in diesem Sammeleifer zu Tage tritt, hat derselbe aber auch dadurch seine eigene Berechtigung in sich, daß er durch die Aufspürung der verschiedenen einzelnen Ausgaben der Schriften unserer großen Dichter das Material schafft, aus welchem eine kritische und vollständige Ausgabe ihrer gesammten Werke, die wir bis heute noch entbehren, hergestellt werden kann und hergestellt werden wird.

Selbstverständlich ist es, daß ein wohlangelegtes antiquarisches Lager neben den kostbaren und seltenen Büchern auch eine Menge anderer umfaßt, die jedoch immerhin mehr oder weniger werthvoll zu sein pflegen; denn zur Rumpelkammer soll es nicht dienen. Ein solches Lager ist vielmehr eine große Herberge, in welcher die tausende und aber tausende von Büchern, die jahraus jahrein durch Todesfall oder aus andern Gründen dem Besitzwechsel unterworfen sind, so lange Unterkunft finden, bis wahrlerwantschaftliche Seelen sie von neuem ihren Zwecken dienstbar machen, natürlich gegen, oft gar reichliche, Provision an den Herbergsvater. Ein beträchtlicher Theil freilich jener fluctuirenden Büchermasse wird zur Herberge gar nicht zugelassen — es ist das dem Untergang verfallene Proletariat der ganz entwertheten, couroslosen Bücher — das Maculatur. Viele hundert Centner derselben werden jährlich von den Antiquaren an die Käsekrämer und Conserten zu bekanntem Gebrauch oder direkt zur Stampfe in die ewige Vernichtung geliefert, ein nothwendiges Radicalmittel, um der ungeheuern Masse der täglich neu geborenen werdenden Bücher Platz zu machen, damit bei der immer riesigere Dimensionen annehmenden Bücher-Production (und — Fabrikation?) die Summe alles verbrauchten Papiers uns schließlich nicht von Haus und Hof treibe. Wir sehen daraus: das Antiquar-Geschäft ist auf gutem Grund gebaut, der Stoff wird ihm sobald nicht ausgehen. Sagte ja schon der Prediger Salomo 12, 12. „viel Büchermachens ist kein Ende." U.

Der Raufbold der deutschen Vogelwelt.

Lebensskizze von Dr. E. Baldamus.

(Hierzu das Bild auf Seite 177.)

Mitten in Deutschland, da wo sich die Saale in die Elbe ergießt, zwischen dem rechten Ufer des ersteren und dem linken des letzteren Flusses, befindet sich eine Niederung, die bis vor wenig Jahren alljährlich ein oder zwei Mal von den Hochwassern beider Flüsse überflutet wurde. Einzelne Teiche, Lachen und Gräben hielten das ganze Jahr hindurch ihr Wasser und die regelmäßig überschwemmten Weiden und Wiesen trugen den Charakter von Bruch und Moor. Dieses Wasser-, Bruch- und Moor-Terrain war das Gebiet einer an Arten und Individuen reichen Sumpf- und Wasser-Vogelwelt, wahrscheinlich einer der reichsten Zug- und Heimats-Plätze dieses Geflügels im innern Deutschland: Dank der verschiedenartigen Bodenbeschaffenheit dieses Terrains und der davon abhängigen verschiedenartigen Pflanzen- und niedern Thier-Welt.

Und doch hat Schreiber dieses den von Auen- und Heide-Waldung, von dürrem Sand- und fettem Humus-Boden umgrenzten Bruch- und Wasser-Complex nicht mehr in seiner vollen, wilden Pracht gekannt: die Naumanns — den Professor und den Förster — mußte man erzählen hören, wie es da auf dem Wasser und in der Luft, in Ried und Reisig, in Schilf und Segge und Rohr bei Tag und Nacht sang und pfiff und schnatzte und schnarrte und brummte und brüllte und donnerte — ja donnerte, wenn — wie ich das in der Jugzeit doch auch noch selbst gesehn und gehört — wenn nach einem über die Wasserfläche hinhallendem Schusse tausende und aber tausende von Gänsen, Enten, Kiebitzen und andern Wasser- und Sumpfgeflügel wolkenartig sich erhoben.

Doch das ist nun vorbei! Da wo noch vor zehn Jahren dem hochinteressanten Geflügel, blüht jetzt dem freilich noch interessanteren „Herrn der Schöpfung" der schönste Weizen, diesem im eigentlichen Sinne des Wortes. Ein prächtiger Teich — zu Gunsten meiner damaligen Gemeinde mein ornithologisches Sonderinteresse opfernd, habe ich sogar nach schwachen Kräften mitgewirkt — ein mächtiger Teich schützt jetzt das der Kultur völlig gewonnene Delta vor den Hochwassern.

Ja, die Kultur, die „alles beleckende", ist eine stille, aber um so gefährlichere Feindin der jungfräulichen Natur!

Freilich dieſe Natur war nicht so leicht genießbar: vor nassen Füßen — gelegentlich auch Vollbädern — vor schilfzerschnittenen und mückenzerstochenen Gesicht und Händen, vor schlammbeschmutzten und zerrissenen Kleidern durfte man sich nicht scheuen; gegen Sonnenbrand und Regenschauer gab's weithin keinen Schutz! Und dennoch zog gerade diese Natur mich fast mächtiger in ihr verstecktes, reiches Leben, als der prachtvolle Auenwald, der gleich hinter meinem idyllischen Dörfchen begann, und gar oft noch erwacht mitten in den reichen Rüben- und Kornfeldern meiner Umgebung die Sehnsucht mit der Erinnerung an die flüsternden, geheimnißvollen Rohr- und Ried-Wiesen des Diebziger Bruches, — fiberkommt es mich wie Reue, daß ich zu ihrem Verschwinden mit geholfen.

Ein Vogel war es besonders, dessen merkwürdiges Leben und Treiben mich immer wieder anzog, so viel Interessantes auch überhaupt an dieser versteckt lebenden, scheuen Sumpfvogelwelt zu bewundern war: das war der Kampfhahn, der Raufbold der deutschen Vogelwelt. Ein naturliebender Freund las mir eines Tages aus R. Schom-

Digitized by Google

burgs Reiseswerke die Beschreibung der sonderbaren Tänze und Kämpfe des Felsenhahns — in den Urwäldern Guianas vor. „Ja, das ist noch Naturleben, ursprüngliches" — rief er beim Schlusse aus — „so etwas kann nur der jungfräuliche Boden der Tropen bergen. Unser armes Europa!" — „Und doch können Sie" — war meine Entgegnung — „mitten im Herzen unseres armen Europa, nicht eine Meile weit von hier, Aehnliches und vielleicht noch Interessanteres mit eigenen Augen schauen."

Und in der That, der Vogel selbst und sein Leben sind jedenfalls noch interessanter, als der prächtig aber monoton orangegelb gefärbte Felsenhahn des tropischen Amerika, obschon er mitten in unserm Vaterlande lebt — das Gott segnen wolle! — und vielen der geneigten Leser, vielleicht bis auf den Namen, unbekannt ist.

Es war ein prachtvoller, sonnigwarmer — also jetzt selten gewordener — Frühmorgen des „wunderschönen Monat Mai", als ich mich mit einigen befreundeten Ornithologen in einem Kahne auf dem das Bruchterrain durchschneidenden Hauptgraben befand. Ich darf den besonders schönen Tag und seine noch schönern Erlebnisse jetzt nicht schildern, so schwer es mir wird, die Erinnerung nicht gleich im Ganzen zu fixiren: kurz wir waren in der Nähe eines der besetztesten „Kampfplätze" unserer Vogels angekommen.

Doch ich muß ja wohl den „Kämpfer" selber erst vorstellen.

Der Kampfhahn, — Kampfschnepfe, Streit-, Brause-, Burr- und Roller-Hahn, oder wie er sonst noch im Munde des Volkes bezeichnend genug heißt — der griechische Sippen- und der lateinische Art-Name bezeichnen gleichfalls die Kampflust — gehört zu der Gruppe der schnepfenartigen Sumpfvögel, bildet darin eine einzige Sippe, die aber nur diese eine Art enthält, und sich über einen großen Theil der gemäßigtkalten alten Welt verbreitet, natürlich nur an geeigneten Aufenthalts-Plätzen. Diese sind ausgedehntere baumlose Sumpfflächen im Binnenlande wie an den Seeküsten. Man kann annehmen, daß, wo viele Kiebitze wohnen, auch der Kampfhahn nicht fehlt. Als Zugvogel, der den Winter an den Sümpfen und Küsten des mittelländischen Meeres, des indischen Meeres u. s. w. zubringt, auch wohl noch weiter südlich geht, kommt er im mittleren Deutschland gegen Ende des April an, zuerst junge Vögel vom vorigen Jahre; dann zu Anfang Mai die alten Männchen in kleinern Trupps und zuletzt die alten Weibchen meist in größern Flügen. Am Brutplatze angelangt, trennen sie sich bald und suchen ihre besondern Reviere auf. Weil in Polygamie lebend, sieht man selten beide Geschlechter beisammen, die Männchen indeß bringen den größten Theil des Tages auf dem „Kampfplatze" zu, während die Weibchen einzeln nicht allzufern von demselben ganz allein das Nist- und Brüt- und Erziehungs-Geschäft besorgen. Das Weibchen scharrt zu dem Ende im längern Grase oder auf einer Riedgras-Bülte oder Seggen-Kufe, stets in der Nähe des Wassers, eine seichte Vertiefung, welche mit einigen dürren Grashälmchen kunstlos ausgelegt wird, und legt, wie fast alle schnepfenartigen Sumpfvögel, vier im Verhältnisse zum Körper große, kreiselförmige Eier, welche auf olivengrünlichem Grunde mit olivenbraunen und schwarzbraunen Flecken und Schmitzen gezeichnet sind, so daß sie mit Ausnahme der Farbennüance den Eiern des Kiebitz, auch in der Größe, ziemlich nahe kommen und häufig unter diesen zu Markte gebracht werden. Nach achtzehn Tagen sind die Jungen ausgebrütet, und werden, sobald sie abgetrocknet sind, von der Mutter aus dem Neste geführt und zum Nahrungsuchen zwischen dem Grase und den Seggenkufen angeleitet. Bereits in dem Alter von vier Wochen sind sie flugbar, und ähneln im Gefieder den Weibchen. Diese, und auch die Männchen in dem Winterkleide, zeigen in Gestalt, Befiederung und Färbung im Allgemeinen den Charakter der Schnepfenvögel. Eine ganz andre und merkwürdige Tracht indeß nehmen die Männchen nach der Frühlingsmauser an, und diese — das sogenannte Hochzeitskleid — allein schon macht den Vogel in hohem Grade interessant.

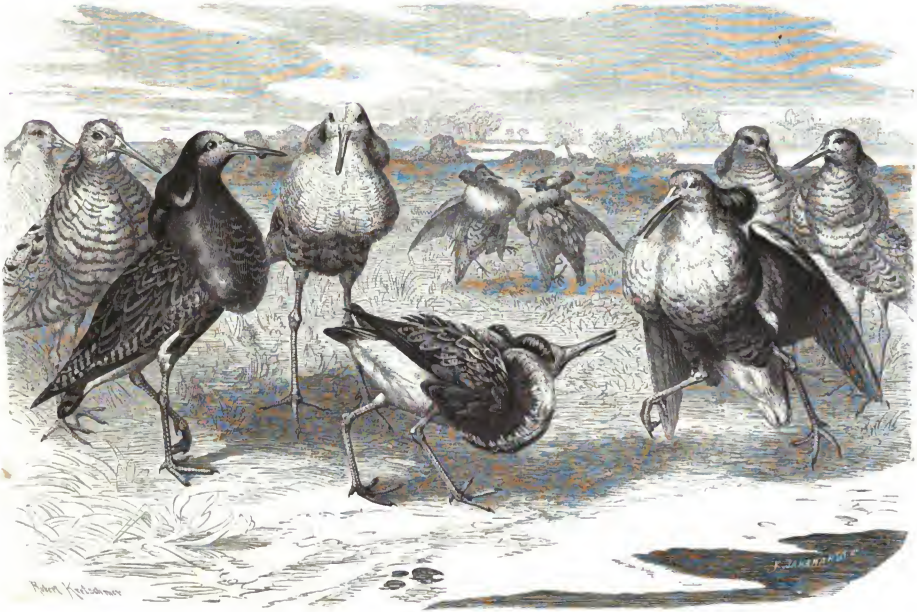
Wenn die Männchen im Mai ankommen, haben sie meist schon nicht mehr den schlanken, eleganten Schnepfenhals. Anstatt der kurzen, glattanliegenden Halsfedern wachsen am Vordertheile, an den Seiten des Halses und unter dem Genick sehr dichtstehende, ziemlich breite und steif elastische, an der Spitze einwärts gekrümmte Federn, welche abwärts vom Genick bis zwei Zoll lang, einen in zwei Theile getheilten „Nackenkragen", vom Kinn bis zur Brust aber, hyei bis vier Zoll lang, den großen, dichten „Halskragen" bilden. Der letztere dient als Brustschild, das den ganzen Körper deckt, der erstere als Helm für Hinterkopf, Nacken und Oberhals; beide aber sind von sehr verschiedenen Färbungen und Zeichnungen, obwohl unter sich nicht übereinstimmend, so daß man sagen kann, es gebe nicht zwei in Färbung und Zeichnung vollkommen gleiche Individuen; ich habe wenigstens unter hunderten solche nicht gesehen. Die Färbungen gehen vom reinsten und ungeflecktem Weiß durch alle Mischungen dieser Farbe mit Schwarz, ferner durch alle möglichen Nüancen von Rostgelb, Rostroth und Rostbraun bis zum einfachen oder stahlgrün, stahlblau und violett schillernden Schwarz, und alle diese Färbungen sind entweder — obschon seltener — ohne alle Zeichnung, oder weiß, gelblich, rostfarbig, braun und rein oder blau-, grün- und violettschillernd — schwarz punktirt, getropft, gesprützt, schmaler oder breiter in dichterer oder weitern Wellenlinien und Zickzacks gebändert, mit einzelnen oder häufigern herz- oder nieren- oder spießförmigen Flecken versehen, und zwar so, daß die hellern Färbungen dunkle Zeichnungen, und umgekehrt, zeigen. Mit den Grundfärbungen dieser Kragen correspondirt auch oft die Färbung der Kopf-, Hinterhals-, Schulter-, Oberrücken-, Unterbrust- und, zum Theil, der Flügelteck-Federn; und zwar scheint jedes Männchen die nach der ersten Frühlingsmauser angenommene Hauptfärbung für immer wiederzubekommen, so daß sie also rein individuell wäre.

Aber noch eine andre Eigenthümlichkeit, gleichfalls für die besondere Passion dieses merkwürdigen Vogels bezeichnet, zeichnet den Kampfhahn aus. Kleine häutige Wärzchen von gelblicher Farbe verdrängen nämlich im Frühjahr die kleinen Federchen des Gesichts und bedecken dieses bei jüngeren, bei älteren Vögeln den ganzen Vorderkopf und bei noch ältern Wangen und Scheitel. Auch zeigt der weiche Schnabel, besonders der Unterschnabel einzelner Männchen, kleine rothliche Auswüchse bis zu Erbsengröße, scheinbar ein Callus, der sich in Folge Einwirkens der biegsamen Angriffswaffe gebildet hat.

So wäre denn unser Vogel im Allgemeinen gekennzeichnet. Ein Blick auf das Bildchen zeigt dem freundlichen Leser einige der hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten in Gestalt, Färbung, Stellung u. s.

Wir kehren nun in die Nähe des Kampfplatzes zurück, der nur ca. 50 Schritt von uns entfernt ist; der Graben hat glücklicherweise hier ein höheres Ufer und wir kamen unbeweglich in unserm Kahne. „Noch ist der Mittelpunkt des Platzes nicht kahl," — flüsterte ich meinen Freunden zu — „er ist erst seit einigen Tagen besetzt; auch die tellergroßen, 9—10 Mensurplätze, die den verschiedenen Kämpfern gehören, sind es noch nicht; aber in 14 Tagen etwa ist der kurze, feuchtgrünige Rasen ausgetreten, und man erkennt deutlich genug die fahlen Standplätze und das eigentliche Schlachtfeld in der Mitte." — „Doch halt, da kommt eben mein alter Liebling mit dem schneeweißen Schilde! Nun wird's losgehen!" — Die fünf oder sechs andern Männchen, welche bereits auf dem Platze waren, empfangen den alten Kämpfer, der schon drei Jahre hindurch meine Freude gewesen war, mit tiefen Complimenten. Er stellt sich auf seinen Platz, richtet sich hoch empor, spannt das gewaltige, in der Frühsonne blendende Schild auf, nickt dem Gegenüber zu, sträubt alle Federn, schüttelt sich, und zittert wie in grimmer Kampfeswuth. Jetzt bengt er das Fersengelenk, der Schnabel ist in horizontaler Richtung, die Kragenspitzen berühren fast den Boden — jetzt stürzt er auf den Gegner los, der den Handschuh sofort aufgenommen hat, sie treffen auf der Mitte des Platzes zusammen, und nun regnet es Hiebe mit dem weichen Schnabel, die mit Brust- und Nackenschild oder mit dem Warzenhelme parirt und aufgefangen werden. Jetzt weicht der eine zurück, der andere folgt, neues Anrennen und Anspringen, auch die Flügel werden zu Hiebe genommen — aber das ist nicht mehr Kampf, das ist ja Tanz, Ballet, man scheint sich zu umarmen, Frieden zu machen — kein Blut, kaum einzelne Federn fliegen umher — doch, sieh da, mein Liebling hat den Gegner am Schnabel gefaßt, am Unterkiefer scheint es, oder gar an der Zunge, und zerrt ihn im Triumphe umher — jetzt läßt er ihn los und schreitet stolz, der andere demüthig, beide noch wüthende Lustthiebe mit dem Schnabel austheilend, heftig kopfnickend und das Gefieder schüttelnd auf den Standort zurück. Das Duell, oder der erste Gang desselben, ist vorbei. Schon aber hat ein andres Paar sich gefordert; die Forderung ist angenommen — der Zweikampf beginnt von neuem — die übrigen schauen anscheinend sehr gleichgültig zu, selbst ein Weibchen, das sich in der Nähe des Kampfplatzes zeigt, erscheint sehr theil-

Digitized by Google



Kampfhähne auf der Wahlstatt.

Originalzeichnung von R. Kretschmer.

nahmlos. Es kommen neue Kämpfer hinzugeflogen; sie werden mit den üblichen Kopfzeugnuen empfangen; neue Gegner stellen sich; das hochergötzliche Schauspiel dauert fort — wohl eine halbe Stunde ist wie im Fluge vergangen; die entzückten Freunde sind wie Bildsäulen, sie hören nicht das Trillern des Wiesenpiepers, nicht den hundertstimmigen eigenthümlichen Gesang der Wiesen- und Seggen-Sänger — da schaut sich mein weißbehelmter Ritter wie gelangweilt um, er hebt die Flügel, zieht das Schild enger an die Brust — herhin enteilt er — einer der Freunde hebt das Rohr, ein Knall — aber zu meiner Freude, der Liebling ist entkommen, wohl aber bedecken blutend drei andre Helden das nun so verderblich gewordene Schlachtfeld.

Ein Fürstenbesuch in Venedig.

Von Bierthaler.

Fährt man in Venedig den Canal-grande von der Hafenseite an entlang, so fallen Jedermann bei der ersten großen 8 Wendung drei mächtige Paläste auf, die sich in elegantestem Spitzbogenstyl präsentiren, und von denen namentlich einer, der die beiden andern bei weitem an Höhe und Umfang überragt, die große Wasserstraße Venedigs nach zwei Seiten hin beherrscht. Es ist der Palazzo Foscari, der im fünfzehnten Jahrhundert mit den beiden seitwärts gelegenen Palästen von der stolzen Patrizierfamilie Giustiniani gebaut worden war, von derselben aber nicht lange bewohnt wurde, da ihn bereits im Jahre 1428 die Republik für Ludovico, Herzog von Mantua, erwarb. Dieser ließ ihn bald darauf versteigern, bei welcher Gelegenheit er Eigenthum des meistbietenden Dogen Francesco Foscari wurde, nach dem er bis heute benannt, noch immer das Andenken an das tragische Geschick dieses Dogen lebendig wahrt. Es ist dies der Stoff, an dem sich Byron zu einer seiner vollendetsten Tragödien begeistert, und den die Oper „i due Foscari" in alle Welt verbreitet hat. Selbst der nüchternste Besucher Venedigs kann sich einer gewissen Rührung nicht erwehren, wenn mit dem ernsten Bilde des Palastes auch die andern Bilder wachgerufen werden: vom Dogensohne, über den der Vater das gefällte Urtheil bestätigen muß; vom Dogen, der seiner Würde nur seinem Ehrgeiz zuerst das Glück seiner Familie und zuletzt mit dem Tode des Sohnes die Ruhe des eigenen Gewissens opfert, und am Ende von einer Faction entthront, bei den ersten Glockenschlägen, mit denen vom Thurme St. Markus die Wahl eines neuen Dogen verkündet wird, entseelt zu Boden stürzt. Um den tragischen Eindruck zu vermehren, unterläßt es auch kaum ein Cicerone in Venedig, dem Fremden zu erzählen, wie der letzte Sprosse des einst so übersolzen Geschlechtes als Wander-Virtuose in einem mitleiderregenden Schauspielertrupp verschollen oder gar verkommen sei. Während er dies mit großem Pathos vorträgt, reckt und dehnt sich auf dem imposanten Prachtbalkon des Palastes ein österreichischer Kroate und, einen unvermeidlichen Gassenhauer pfeifend, hängt er mit der möglichsten Seelenruhe unter den kühn aufstrebenden Spitzbogen der Fenstergewölbe sein Waffenrienzeug auf, das er soeben mit frischer Farbe parademäßig bestrichen. Das stattliche Gebäude, das in den Zeiten der Republik als Absteige-Quartier hoher Herrschaften gedient hatte, ist heute Kaserne geworden.

Es gibt in Venedig eine gar große Zahl von Palästen. Einer scheint den andern an architektonischer Kühnheit überbieten zu wollen; bald ist es der Reichthum, der sich des Besitzes in stolzen Façaden brüstet, bald ist es die Laune, die sich sommernächtig heiter ein Schloß in der Lagune aufgebaut, oder gar ein Traumbild, das sich über den zierlichsten Säulen und Säulchen mitten ins wirkliche Leben hineingewebt; aber Palazze Foscari bleibt unter allen Palästen der König. Die übermüthig aufsteigenden Spitzbogen, das gastliche Dehnen des Prachtbalkons, und dazwischen wieder die ernst und kalt abschließenden Marmorwände, die sich bis hoch zum Dache hinauf über alle Nachbarpaläste mit wegwerfender Verachtung heben, mahnen unwillkürlich an jene alten Aristokraten-Geschlechter, wo sich einer in bedrängten Staaten ein Haus und das Haus als Festung baute, und dann Thür und Thor so lange gastlich öffnete, bis sich endlich darin der Tyrann festgesetzt hatte. Seltsam genug nimmt sich in Venedig, wo jeder Stein auf das alte republikanische Gemeinwesen der reichen Patrizierfamilien hinweist, Palazze Foscari aus, der sich mit stolzer Gebietermiene mitten in den Kanal gestellt hat, seine Rückseite, gegen das Stadt-Innere zu, mit Wällen unsichtbar hält und frech und sicher ein selbständiges Leben für sich zu begehren scheint.

Was den alten Griechen Athen gewesen, was heute für uns Paris ist, war im fünfzehnten Jahrhundert noch Venedig für die Welt: tonangebend in den Formen des Lebens. Hier stand die Wiege des modernen Handels, die Flagge mit dem Löwen von St. Markus war gefürchtet und hochgeachtet in allen damals befahrenen Meeren, die osmanischen Horden selbst erschraken vor der Kriegsmacht der kleinen Republik. In allen Staaten Europas hatten sich die Botschafter Venedigs Gehör und Ansehen verschafft, besonders seitdem der unansehnliche Staat dem Bündniß von Cambray Trotz geboten und sich, vermöge seiner damals einzigen diplomatischen Kunst, aus der seine Existenz bedrohenden Gefahr, nicht ohne Vortheile, herausgewunden hatte. Namentlich war es damals dem Hofe Frankreichs besonders wichtig, Freundschaft mit der Republik zu wahren. Hatte sich auch der ritterliche König Franz I. den Besitz von Mailand nicht zu erhalten vermocht, so war doch so lange als Katharina von Medici, die berüchtigte Mutter und Regentin dreier Könige, lebte, Frankreichs gespannteste Aufmerksamkeit auf Nord-Italien gerichtet. In den Interessen der Republik dagegen hatte es wieder gelegen, ein solidarisches Bündniß mit einem Großstaate zu befestigen, das gerechter Besorgniß über das gigantische Wachsen der Habsburger Gewalt.

1574 war Karl IX. gestorben unt Katharinas Lieblingssohn, Heinrich III., das Modeherrlein, der den Sarmaten als König, zu dem ihn die Diplomatie jener Zeit geschaffen, nicht behagen wollte, der auf dem polnischen Throne sich selbst nicht wohl zu befinden schien, fand die Gelegenheit zu verlecken, als daß er einer heimlich nächtlichen Flucht hätte widerstehen können. Er kehrte über Wien nach Frankreich zurück, um dort das königliche Scepter in Empfang zu nehmen.

Dieser gesundwangige Heinrich mit der großen, koketten Ohrgelehrtheit, dessen liebste Freude, wie dies so naiv der Venetianer Corner berichtet, eine eaccia domestica war, was so viel sagen will als eine Palastjagd um die Damen des Hofes seiner Mutter, dessen größte Sorge in der Wahl und Aufbewahrung seiner Pomaden lag, hatte gewiß aus eigenem Antriebe nicht entfernt an eine Allianz mit Venedig gedacht. War es nun, daß ihn seine Mutter bewogen, war es, daß es den lebensfrohen Jüngling selbst gedrängt, ein Weilchen in der damaligen Metropole des Genusses zu schwelgen; kurz von Wien aus richtete er Briefe an den Venediger Senat, drückte darin sein Verlangen aus, die Lagunenstadt und ihre Wunder zu besuchen und schließlich auch die Hoffnung, die Freundschaftsbeziehungen zwischen Venedig und Frankreich auf die Dauer zu festigen.

Venetianische Gesandte flogen nun ohne Aufenthalt nach Wien, und feierlich wurde der König zu einem Besuche in Venedig eingeladen, indessen die Inselstadt alles aufbot, den Empfang des königlichen Gastes so glänzend und überraschend als möglich zu gestalten. Wie Heinrich wurde wohl nie wieder ein König im Triumph in Venedig eingeführt. Freilich scheint aus heute, wo die Geschichte uns über den Charakter und die Leistungen dieses Königs belehrt hat, als ob der Jubel nicht besonders am Platze gewesen, ja es sieht fast aus, als hätten die alten Venetianer eine Befriedigung ihrer Eitelkeit darin gefunden, auch einmal einen König mit ihren Schätzen, Festen und Wunderwerken blenden zu können; — jedenfalls lag nicht wenig Eitelkeit darin, daß zum Empfange des Königs die Kriegs-Galeeren, die kurz zuvor so rühmlich bei Lepante gefochten hatten, in aller Eile aus den griechischen Gewässern zurückkehren mußten. — Aber welch eine Märchenpracht, welch ein Feenzauber war damals auch über Venedig gebreitet! Nicht so wie heute, wo sich

Digitized by Google

bles bei Montenschein das romantische Traumbild vergangener Größe und Herrlichkeit schemenartig gestaltet, um bald darauf vom Nebelgewölk einer düsteren Melancholie in Nichts erdrückt zu werden.

Von Malghera wurde Heinrich nach der Insel Murano, und nachdem er sich hier ein wenig von der Aufregung eines berauschenden Festzuges durch die blühenden und glücklichen Provinzen Venedigs erholt, nach dem Lido gebracht, wo heute noch das Kirchlein St. Nicolo, vom frischesten Grün umrahmt, idyllisch heiter über die Lagune schaut. Hunderte von Barken und Gondeln, alle mit dem buntesten Zierrath, mit übermüthig in die Fluten niederwallenden Seidenschärpen und Sammettreppchen behangen, gaben dem königlichen Prachtschiffe ein farbenprächtig lebendiges Geleite. Auf dem Lido fand ein Triumphbogen, schön griechisch gedacht, Meister Palladio hatte ihn ausgeführt. Unter demselben fand die erste Begegnung zwischen dem Könige und dem Dogen Mocenige statt, worauf beide, nach kurzer Andacht im Liebfrauchlein, den Bucentoro bestiegen, den 350 Slavonen durch den Maſtenwald der Kriegs- und Handelsflotte, umringt von einer Welt von Gondeln, unter dem Kanonendonner der Ehrenſalven und dem Jauchzen des auf Mole, Brücken, vor Fenſtern und auf Dächern dichtgedrängten Menſchengewimmels am Dogenpalaſte vorbei zum Palazzo Foscari ruderten. Nun drängte ſich Feſt an Feſt: Serenaden ohne Zahl, Regatten auf Venedigs Waſſerreunbahn, volksfriſche Wettſpiele zwiſchen ſchwarzen Arſenalotten und rothen Nicolotten, Gaſtereien, Bälle und Luſtfahrten. Mit großem Selbſtbehagen erzählen die Chroniſten (Arno Benedetto, Sanſovino) wie die Nacht zum Tage umgeſchaffen und alles — Kirche, Palaſt und Hütte mit einem feenhaften Lichtermeer übergoſſen war, wie vor der Wohnung des Königs auf blumengeſchmückten Schiffeu die beſten Sänger ihre Lieder vorgetragen, wie der König entlich gar nicht zu ſich ſelbſt gekommen ſei vor Entzücken und Staunen, bald den, bald jenen umarmt und gar nicht müde geworden, die Edlen Venedigs zu ſeinen Rittern zu ſchlagen. Man merkt den Erzählern ihr ſelbſtbefriedigtes Schmunzeln an, wenn ſie vom Beſuche des Königs im Arſenal berichten, von ſeinem Staunen über die gewaltige Stadt, über die regſame Thätigkeit der Arſenalelten, über die Schiffe, Waffen und Vorräthe. Ermüdet verlangt er nach einem Augenblick Raſt; in einen fürſtlich dekorirten Saal geführt, wird er mit Sorbet bewirthet, aber merkt nicht eher, daß Teller, Meſſer und alles Speiſezubehör gar künſtlich aus Zuckerwerk geformt geweſen, bis ihm die Serviette entfällt und zu ſüßem Pulver zerbricht. Und allerliebſt ſind dieſe Venetianer, wenn ſie von dem glänzenden Ballfeſte erzählen, das der Senat im Saale des Conſiglio grande veranſtaltet, und berichten, wie vor all der Pracht, dem Glanze und gar der wundervollen Mädchenſchar, ſo lieblich blond wie Meiſter Palma eine darvon in ſeiner heiligen Barbara verewigt hat, der König dageſtanden und vergeſſen habe, daß er als König berechtigt geweſen, ſein Federbaret auf dem Kopfe zu behalten. Uebrigens hatte ſich Heinrich in dieſem Feſtſaale ſeiner Befangenheit wegen nicht zu ſchämen; ſtand er ja doch unter den Wunderwerken, die, ganz kürzlich aus den Werkſtätten der Tinteretto, Palma, Bellini und Beroneſe hervorgegangen, Zeugniß gaben von der Weltgröße der kleinen Republik! Es waren ja auch die bedeutendſten Fürſten Italiens herbeigekommen, den jungen König zu begrüßen, von dem ſich Italien ſo gar viel mehr verſprochen, als er zu halten beſäßigt war. Unter dieſen befand ſich Alfonſo, der Duca von Ferrara, mit ihm Taſſo, ja man erzählt, daß auch die Prinzeſſin Leonore damals in Venedig geweilt habe.

Glänzend hatte ſich die Republik gezeigt, fürſtlich aber waren auch von Heinrichs Seite die Dankäußerungen. Dem Dogenſtolze ſtand es prächtig an, daß Mocenige den koſtbaren Diamant, den der König ihm bat zum Andenken ſeiner Liebe für Venedig zu tragen, zurückweiſen wollte. Als jedoch Heinrich drängte, gab er Befehl, den Diamant in einer goldenen Lilie zu faſſen und als franzöſiſches Wahrzeichen im Schatze der Baſilica St. Marco aufzubewahren. Was ein franzöſiſcher König gegeben, hat ein franzöſiſcher Kaiſer in ſpäterer Zeit wieder nach Paris gebracht.

Ungefähr 15,000 Dukaten hatte der leichtlebige Jüngling in Geſchenken zurückgelaſſen, und es überraſcht uns nicht im Geringſten, wenn wir von ſeinem Beſuche bei dem reichen Fugger leſen, der ihn in ſeinem im Fondaco dei tedeschi eingerichteten Palaſte mit fürſtlichem Glanze und dem Stolze des reichſten Handelsherrn der damaligen Welt empfing und vielleicht unbeſchränkten Credit anbot, oder ihm gar, wie ſein Vater dem Kaiſer, in deſſen Reiche die Sonne nie unterging, eine runde Million Goldgulden ſchenkte, eine ähnliche Augsburger Aufmerkſamkeit erwies.

Aber ſo berauſchend die Reihe aller dieſer bunten Eindrücke auf Heinrich geweſen, hatte er doch keinen Augenblick aufgehört Franzoſe zu ſein, und waren die offiziellen, öffentlich dargebotenen Genüſſe durchkoſtet, ſo lockte es doch auch den Jüngling, bei Nacht und bei Mondenſchein durch die Kanäle Venedigs zu fahren und romantiſche Abenteuer aufzuſuchen.

Als Heinrich nach einer Abſchiedswoche voll Feſten, Luſt und Freuden abgereiſt war, — ahnte wohl niemand in Venedig, daß ein Jahr darauf ein neuer Gaſt kommen würde, der ſtatt Freude — Verzweiflung, ſtatt Jubel — Tod, und ſtatt eitler Pracht — Vernichtung bringen ſollte. — Und der Gaſt kam, und gräßlich wüthete die Südterverwüſterin: die Peſt.

Am Familientiſche.

Der letzte däniſche Kriegsgefangene.

Graf R., Lieutenant im erſten däniſchen Infanterie-Regiment, ein leidenſchaftlicher Jäger, beſaß einen Jagdhund von ausgezeichneter Race, der ihm ſehr werth war. Beim Beginn des Krieges mit Preußen und Oeſtreich ſtand er mit ſeinem Regiment in den Dannewerken; ſein treuer Hund war ihm dahin gefolgt. Am 3. Januar kam er zum erſten Male bei Jagel ins Gefecht. Das Regiment zog ſich, von der Brigade Reſtz geworfen, zurück und nur die Compagnie, bei welcher Graf R. ſtand, wehrte ſich noch längere Zeit.

Aus dem hohen Geſtrüpp am Eiſenbahndamme aufleuchend, bekam er, als einer der letzten, Feuer aus dem dort befindlichen Bahnwärterhäuschen. Die erſten Schüſſe gingen zwar fehl, aber endlich fühlte er ſich durch einen Schuß im Rücken verwundet, ſtürzte nieder und verlor die Beſinnung.

Nach einiger Zeit kam er ſoweit wieder zu ſich, daß er ſich ſeiner Lage bewußt wurde. Matt von Blutverluſt und er ſich ein ſeidenes Taſchentuch feſt um den Leib, that einen tiefen Zug aus ſeiner Feldflaſche und halb kriechend, halb gehend kam er nach furchtbaren Anſtrengungen und halbtodt nach Jagel. Hier fand er Hilfe; ein preußiſcher Arzt verband ihm ſeine Wunde. Auf einem Stuhle ſitzend verbrachte der Arme unter Qualen und im Wundfieber die nächſte Nacht.

Am folgenden Tage wurde er nach Rendsburg ins Lazareth gebracht, dort geheilt, und kam ſpäter als Kriegsgefangener in die Feſtung Magdeburg. Von ſeinem Hunde hatte er ſeit ſeiner Verwundung nichts gehört und dies ſchmerzte ihn mehr als ſeine Wunde. Sobald er die Feder zu führen im Stande war, ſchrieb er an die Cameraden ſeines Regiments und bat ſie um Nachricht über denſelben.

Nach langer Zeit ſchrieb ihm ein Camerad, daß der Hund bei Oberſelf noch beim Regiment geſehen worden, aber von niemanden Futter genommen habe und dann verſchwunden ſei.

Graf R. wurde nach dem Frieden entlaſſen und kam in ſeine Heimat zurück. Hier begannen ſeine Nachforſchungen von neuem, aber vergeblich. Bei ſeinen Kreuz- und Querfahrten im Lande machte er zufällig auch die Bekanntſchaft eines Unteroffiziers vom 4. Garde-Grenadier-Regiment Auguſta, das bei Jagel mit ins Gefecht gekommen war. Ohne an einen Erfolg zu glauben, frug er auch dieſen, ob ihm nicht auf ſeinem Kriegszuge ein weißer langhaariger Hühnerhund mit braunen Flecken zu Geſicht gekommen ſei.

Anfangs wollte ſich der Kriegsmann auf nichts beſinnen, endlich jedoch erwiderte er, er hätte einen ſolchen Hund geſehen, der einem Hauptmann v. G. vom 4. Garde-Grenadier-Regiment gehörte.

Dieſen Fingerzeig benutzend, ſuchte Graf R. den Hauptmann v. G. auf, theilte ihm ſein Anliegen mit und bat ihn, ihm den Hund zurück zu geben, indem er gern bereit ſei, jeden geforderten Preis für das Thier zu erſtatten.

v. G. erwiderte verbindlich, daß er nicht anſtehen würde, den Hund zurückzugeben, daß dieſer ſich aber leider zur Zeit in Breslau befinde, wohin er ihn zu Verwandten geſchickt habe und daß er zehe Bezahlung ſelbſtverſtändlich von der Hand weiſe. Dann erzählte er ihm noch Folgendes:

„Als wir in Koving ſtanden, kam eines Tages ein wunderſchöner, aber ganz ermatteter und verhungerter Hühnerhund an mich heran, beroch mich und wollte weiter laufen. Es glückte mir, ihn am Halsband zu erwiſchen und ich nahm ihn mit in meine Wohnung. Nach vielen Bemühungen gelang es mir, ihn zur Annahme von Speiſe zu bewegen und nur ſehr langſam gewöhnte ſich das edle Thier an mich und meinen Burſchen. In den darauf folgenden Gefechten führte ich meinen Gefangenen immer an der Leine mit, und wurde dadurch oft in arge Gefahr verſetzt, denn die Dänen ſchoſſen nach mir mehr wie nach jedem andern, da ich durch den Hund beſonders kenntlich war. Die Vorſehung bewahrte mich indeſſen und ich blieb unverſehrt. Da ich den Hund aber niemals von der Leine laſſen

Digitized by Google

konnte, aus Furcht, derselbe würde mir davon laufen, so schickte ich ihn später mit einem Transport in meine Garnison, wo er sich noch jetzt befindet." v. G. schrieb sofort, die Umgebung des Grafen völlig verstehend, an seine Cameraden in der Heimat, und vor wenigen Tagen wurde auch dieser, wohl der letzte, dänische Kriegs-Gefangene an seine Heimat entlassen und dort ist er voelleicht mit wärmerem Herzen empfangen worden, als mancher andere seiner Landsleute. K.

Buntes und Kleines aus der Vogelwelt.

Wie der sogenannte Zufall zuweilen spielt. Es gibt wohl nicht leicht einen Jäger, dem nicht schon „curiose Dinge" passirt wären, ohne daß man sie gerade zu in das Mythen- und Märchenreich der „Jagdgeschichten" zu verweisen berechtigt wäre. Wer hat nicht schon von Hasen und Hühnern gehört, die geradeswegs in die Jagdtasche oder selbst in die Küche gelaufen, sogar auf den Herd gesprungen; von Auer- und Birkwild, das mit den Hühnern zu Stall gegangen oder durch das Glas der Fenster in die Zimmer geronnen; von Reh-, Damm- und Rehwild, das sich zum Theile Dies Dieß geschlagen und mit ihm eingetrieben ist; von ganzen Trappenherden, denen bei Glatteis-Wetter die Flügel zusammen gefroren — und hat das alles nicht glauben wollen? Und doch: was ist Küche und Herd, wenn der Braten nicht in die Pfanne fällt? — Und das hat er gethan, wenn auch ungerupft; und wenn nicht in die Pfanne, so doch in den Kessel! — Münchhausen! — Freilich die luftspinnfabrik dieses edlen Recken — aber ich muß dennoch dem unglaubigen Leser bekennen, daß ich meinem Münchhausen glaube. In den gelehrten Akten der finnländischen wissenschaftlichen Gesellschaft ist eine Notiz des Dr. Saumarck zu lesen: „wie vor einigen Jahren ein verstegenes Haselhuhn auf einem der Schornsteine des Krankenhauses in Helsingfors geschossen wurde und unmittelbar in den auf dem Feuerherde befindlichen Kessel fiel." C. B.

Himmelsphotographien und Stereoskopenbilder vom Monde.

Das Licht, dieser wunderbare Bote, welcher von Stern zu Stern durch das Weltall eilt, muß gegenwärtig nicht nur dazu dienen, die chemische Beschaffenheit der Gestirne durch die Spectral-Analyse zu verrathen, es muß sich auch bequemen, die Bilder der Oberfläche wenigstens von den nächsten Sternen selbst zu zeichnen. In England hatten le Ru, in Amerika Rutherford und Whipple sehr gelungene stereoskopische Bilder vom Monde gewonnen, neuerdings reihen sich diesen die Arbeiten des Dr. Henry Draper in würdigster Weise an. Dieser Herr richtete ein Teleskop mit silbernem Reflector eigens zum Zweck der Himmelsphotographie ein. Jener Reflector ist nächst dem auf dem Kaiserl. Observatorium in Paris der größte, den es gibt. Die gewonnenen Bilder sind so scharf, daß sie selbst die feinsten Figuren noch bei viermaliger Vergrößerung zeigen. Sie lassen mit Leichtigkeit den Krater mit den Worten an: „Nun Söhnchen, wirst Du bald wieder mitfechten können?" „Das werd' ich wohl, Väterchen, aber was wird das helfen?" entgegnete der Soldat. „Gegen den Mann ist kein Aufkommen." „Wie so?" fragte Alexander. „Man muß nur Muth haben und seine Sache gut machen." Der Grenadier schüttelte mißtrauisch mit dem Kopfe: „Es liegt kein Kriegsglück schon in seinem Namen," sagte der Soldat. „Er ist der erste im Felde." — Die wörtliche Bedeutung des Namens: Napoleon ist in der That im Russischen: „Der Erste im Felde". „Na pole on perboy."

Was Paul V. über Richelieu sagte.

Als Richelieu die Weihe zum Bischof durch Papst Paul V. erhalten sollte, fand man ihn noch zu jung für eine so hohe kirchliche Stellung. Richelieu log daher ein reiferes Alter. Nach geschehener Ceremonie beichtete er dem Papste sein Vergehen, welches ihm zur Bischofsweihe verholfen. Als später der Papst gefragt wurde, was er von der Zukunft Richeliens denke, antwortete Paul V.: „Dieser junge Mann wird entweder ein großer Mann, oder ein großer Spitzbube werden." B.

An unsre Leser.

Mit

24,000 Abonnenten

schließt das „Daheim" sein erstes Quartal. Auf diesen Erfolg gestützt, wird es auch im neuen Jahre den Weg, auf dem es so viele Freunde gefunden hat, muthig und unbeirrt fortsetzen.

Jede neue Nummer wird einen immer größeren Reichthum und Werth des Bilderschmucks, eine stetig erhöhte Mannigfaltigkeit und Gediegenheit des Textes enthalten.

Das Ziel des „Daheim" bleibt unverrückt dasselbe: fern von allem Hader und Getriebe der Parteien der Familie eine durch und durch deutsche, Geist und Herz anregende Lectüre zu bieten und die höchsten Güter unsres Volks, — Vaterland, Sitte und Religion zu wahren.

Das neue Quartal bringt außer den bereits angekündigten Beiträgen und Bildern, die wegen Ueberfülle des Stoffes bisher nicht zum Abdruck kommen konnten:

An Novellen: Tuvia Panti, Zigeunergeschichte aus den Alten von v. Strauß. Tupa, das Indianermädchen, von v. Bibra. Eine Geschichte von Riehl. Die Frauenschlacht auf Borkum von L. Rosen. Am Fuße des Arber von Andreas Oppermann. Von dem übrigen Inhalt führen wir an: Goethe und die „schöne Seele" von Dieskel, mit Illustration von Hammel. Immermann und sein Münchhausen von Grimme, mit Illustration von Bautier. Uhland und Kerner von Ottilie Wildermuth, mit Illustration von Schütz: Uhland und Kerner auf dem Geisterthurm. Mendelssohn und Goethe von L. Nohl, mit Illustration. Ein verrufener Strich (aus dem Vogelsberge) von Bindewald, mit Illustration. Aus den Alpen: Eine Schlittenfahrt über den Gotthard mit Illustration. Deutsche Jagd und deutsches Wild: eine Rehjagd von Guido Hammer, mit Illustration. In der Kräuhütte von Baldamus, mit Illustration. Ein Abenteuer mit Leoparden, Erlebniß von R. Kretschmer, mit Illustration. Das Schachcafé de la Régence in Paris von Mesengel, mit Illustration. Aus der Münchner Dichter- und Gelehrtenwelt: eine Sitzung im Krokodill, mit großem Portrait-Gruppenbild von Pixis. Theodor Fliedner, ein Lebensbild mit Portrait. Die größte deutsche Schiffswerft, mit Illustration. Der Schreckenstag von Le Mans von G. Hiltl. Der Proceß der Jungfrau von Orleans von Vollert (Herausgeber des Pitaval). Die „Gazelle" in den chinesischen Gewässern auf der Jagd nach dänischen Schiffen von einem Augenzeugen. Ein Stück Geschichte der ersten deutschen Burschenschaft von einem Mitgliede derselben. Besuch in einem Trappistenkloster von Seffing, mit Illustration.

Lebensbilder deutscher Natur und einheimischen Thierlebens, Schilderungen aus zoologischen Gärten, hervorragende Beispiele deutscher Industrie, wichtige Ereignisse der Gegenwart, Gesundheitslehre und Hauswirthschaftliches, Geschichtsbilder deutscher Größe, Kriegs- und Seeleben, zum Theil mit meisterhaften Illustrationen, wird der Leser im „Daheim" nicht vermissen. Die speciellen Interessen der Frauen- und Mädchenwelt werden eine aufmerksame Berücksichtigung finden.

Leipzig, den 22. Dezember 1864.

Die Redaction.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des „Daheim" in Leipzig, Poststr. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in *Monatsheften* bezogen werden.

1865. Ausgegeben im Januar 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№. 14.**

Mittheilungen aus den Acten, betreffend den Zigeuner Tuvia Panti aus Ungarn.

Herausgegeben von **Victor von Strauß.**

Protokolle.

Geschehen L. am Oberamtsgerichte, d. 26. April 1801.

Gendarm Wilhelms hatte angezeigt, einer der Zigeunerbande, welche beim gestrigen Jahrmarkt vor den Häusern Musik gemacht, sei in vergangener Nacht bei einem Einbruch in der Wohnung des Dr. Philippi ergriffen und zum Gefängniß abgeliefert worden. Es war deshalb auf heute Termin zur Untersuchung angesetzt, und da Dr. Philippi ungeachtet ergangener Ladung ausgeblieben, so wurde sogleich mit Vorführung und Vernehmung des Angeschuldigten verfahren.

Es wird hierher bemerkt, daß derselbe ein Mann von mittlerer Größe war, mit einer Habichtsnase, finstern, fühnblickenden Augen, einem Schnurrbart, gelblicher Gesichtsfarbe und langen schwarzen Haaren. Er war mager und schlank gebaut und seine Kleidung bestand in sehr weiten Beinkleidern von Hausleinen und einer Art Kittel von demselben Stoff. Ueber den Hüften trug er einen ledernen Gürtel.

Auf die üblichen allgemeinen Fragen antwortete er in sehr gutem Deutsch:

„Ich heiße Tuvia Panti und stamme aus Ungarn. Wo ich geboren bin, weiß ich nicht, habe auch nie darnach gefragt, da es mir genug war, daß ich überhaupt geboren bin. Aus der Thatsache, die sich nicht leugnen läßt, schließe ich, daß sie irgendwo vorgefallen sein müsse, ob aber in einer Hütte oder im Freien, ob im Walde oder auf dem Felde, das ist mir vollkommen gleichgültig. Meine Eltern habe ich nicht gekannt, aber es sollte mich sehr wundern, wenn ich keine gehabt hätte. Anfässig bin ich glücklicherweise nirgends und mein Wohnort ist jedesmal da, wo ich mich gerade befinde. Ich ernähre mich mit Essen und Trinken, wie andre, und erwerbe mir dies am liebsten durch Geigespielen, verstehe auch Kessel zu flicken und verschiedenes Andre. Ich vermuthe, daß ich das dreißigste Jahr vor mir oder hinter mir habe, oder eben darin bin; einen vierten Fall wüßte ich nicht, zähle auch die Jahre nicht, da sie ehnedies kommen und gehn. Zu einer Kirche gehöre ich nicht und von Euern Religionen habe ich keine, eben so wenig ein Weib oder Kinder. Bestraft bin ich schon oft, auch durch andre Menschen, aber noch niemals durch Gerichte."

Zur Sache: „Gestern Abend spät ging ich durch die Straßen in keiner andern Absicht, als um dem Lärmen in der Herberge zu entkommen und der schlechten Stadtluft zu entgehn. Der Mond schien heimlich und zutraulich und in den Feldern, dacht' ich, solle mir der frische Athem der Nacht allerlei neue Melodien zuwehen. Da hört' ich in einem Hause Geige spielen. Ich habe schon gesagt, daß ich selbst Geigenspieler bin und ich möchte den hören, der es mir gleich thut. Natürlich blieb ich stehn und horchte. Aber es ist schwer zu beschreiben, wie sich nach kurzem Zuhören Entzücken und Aerger in mir mischten. Die Geige selber war ein himmlisches Instrument, und wenn zufällig ein reiner Bogenstrich darüber fuhr, so sang sie in übernatürlichen Tönen, Herz und Seele ergreifend. Auch das Tonstück war meisterhaft gefühlt. Aber Geige wie Musik wurden mit der jämmerlichsten Pfuscherei behandelt. Deutlich hörte ich, daß der Spielende von der Herrlichkeit beider nicht die kleinste Ahnung hatte und auf dem unschätzbaren Instrumente die prachtvollen Sätze zwar auf die elendeste trockenste Weise, aber mit einer Anmaßung und Einbildung herunterstrich, für die er selbst Streiche verdiente. Und die göttliche Geige wimmerte und klagte über diese greuliche Mißhandlung, daß mir aus Erbarmen darüber die Thränen in die Augen kamen und mich eine innere Wuth über den unmenschlichen Quäler erfaßte. Endlich ertrug ich's nicht länger und rannte aufgeregt aus der Stadt, in die stille jämmerige Mondnacht hinaus.

„Ich liebe die Landstraßen nicht, aber die Höhen. Zwischen Gärten hindurch und auf Feldpfaden erreichte ich einen Hügel. Er ist mit Heidekraut bewachsen und droben stehn einige Kiefernbäume. Da setzte ich mich. Die Stadt lag hinreichend fern und ihre Straßenbeleuchtung ist schlecht genug, um ein Auge, das die Nacht liebt, nicht zu belästigen. Der Mondschein überdeckte die bunte Welt mit einem gleichmäßig graulichen Schimmer, in den sich die weite Ebene verlief. Einige meiner Lieblingssterne glänzten. Der Stadtlärm ward hier zum leisen fernen Gesumme, in den Kiefern

Digitized by Google

musicirte der Nachtwind, in der Ferne hörte man auf der Landstraße fahren, in der Nähe pfiffen bisweilen ein Paar Feldmäuse. Zu andern Zeiten hätt' ich dort wohl einige Stunden gesessen, in die Geheimnisse der Nacht gestarrt und den Melodien gelauscht, die durch die Luft irren und die keiner hört, als der, den sie suchen. Diesmal aber wollte mir der Gedanke an die arme, unverstandene, mißhandelte Geige nicht aus dem Sinn. Mir war's, als ob sie mich zu Hilfe riefe, als ob sie mich anflehe, nur Einmal, nur eine Viertelstunde lang alle die himmlisch süßen und gewaltig wogenden Klänge, die in ihrer Brust schliefen, aufzuwecken und ausströmen zu lassen. Je länger ich daran dachte, desto gewisser wurde es mir, daß sie nach mir verlange, daß ich sie nothwendig einmal spielen müsse, ja noch in dieser Nacht, wenn das herrliche, köstliche Wesen nicht vor Verlangen darnach zerreißen und zerspringen solle. Ich wußte nicht, was ich thun sollte.

„Mit diesen Gedanken fand ich mich auf einmal am Gartenzaun neben dem Hause stehen, wo ich vorhin die Zimmertöne gehört hatte. Vielleicht bin ich von dem Hügel, ohne daran zu denken, wieder zurückgegangen. Es kann auch anders geschehen sein. Ich weiß es nicht. Oftmals begegnet es mir, daß ich von einem Orte plötzlich auf einen andern gerathen bin, ohne zu wissen, wie. Näheres hierüber kann ich nicht angeben.

„Das Fenster, aus welchem ich vorhin die Geige gehört, stand noch offen. Es ging in den Garten. Da war mir's mit einem Male klar, ich müsse diesen Weg nehmen, die Geige suchen und sie drinnen mit all ihrer Kraft und Süßigkeit erklingen lassen, daß darüber auch ihr herzloser eitler Peiniger aufwache und einmal höre, was für ein übertrefflich Wesen er besitze und was Musik sei. Ja, auch die arme Gefangene jammerte mich. Sie sollte einmal ihre volle, je lange von Pfuscherhänden gemarterte und eingeschlossen gehaltene Seele austönen lassen mit alle der Klage und alle dem Jubel, die in ihr wohnten. Wollte ich auf mein bloßes Wort versichern, daß ich nicht die Absicht hatte, sie zu entweenden, sie mir anzueignen, kurz sie zu stehlen, so weiß ich sehr wohl, daß man mir nicht glauben würde. Was gilt den ansässigen, gebundenen, weißen Geschtern das Wort eines freien braunen Zigeuners? Aber so arm und leer ich hier stehe, so wäre ich doch im Stande, die Geige neunmal mit Gold aufzuwiegen — und wahrhaftig sie wäre es werth. Aber ich rede nicht davon, das ist mein Geheimniß, und ich sage es nur, um zu beglaubigen, daß ich nicht stehle, auch nicht zu stehlen brauche. Daß man mir glaube, was ich vom Golde sage, verlange ich nicht.

„Als ich jenen Gedanken gefaßt hatte, da hob mich's über den Zaun und durch den Garten und durch das offene Fenster hinein ins Zimmer. Der Mond leuchtete herein, ich sah mich um und fand den Geigenkasten, aber er war verschlossen; ich suchte nach dem Schlüssel umher und fand ihn nicht. Da lag ein Stückchen Draht vor dem andern Fenster. Ich beg die Spitze zwischen den Zähnen um und versuchte nun das Schloß zu öffnen, aber es gelang mir nicht, und dabei verweilte ich so lange, bis die Leute hereinstürzten und mich einfingen. Sie haben mich dabei getroffen, daß ich beim Mondlicht in dem Schlosse herumstocherte. Jeder leiblich Verunstigte wird zugeben, daß ich, hätte ich stehlen wollen, mich damit gewiß nicht bemüht, sondern die Geige sogleich sammt dem Kasten wohle fortgenommen haben. Neunmal wurd' ich's gekount haben, eh' ich gestört wurde. Und das ist der Beweis für die Wahrheit meiner Rede, wenn man dem Wort des Zigeuners nicht glaubt.

„Was weiter geschah, ist bald gesagt. Da die Leute sogleich mit dem Geschrei: Packt den Dieb! hereinstürzten, so wollte ich durchs Fenster wieder entfliehen, aber ein Stoß von draußen schleuderte mich zurück in die Hände der Verfolger, und da ich einsah, sie würden mir die Wahrheit nicht glauben, da sie auch mit einer Menge Schelltwörter, die ihnen sehr geläufig schienen — sie haben sie wohl oft hören müssen — auf mich einstürmten, so war mir's gewiß, ich solle gar nichts sagen, bis zu seiner Zeit. Ich blieb daher stumm, ließ mir die Hände auf den Rücken binden und mich aus dem Hause durch die Straßen führen. Unterwegs traf noch ein Nachtwächter und ein Gendarm zu uns, und so brachten sie zu Sechsen mich ans Gefängniß, wo ich nach etlichem Klopfen und Warten eingeführt wurde. Man band mir die Hände los, führte mich in eine Zelle, und ich habe dort wunderlam geschlafen."

B. G. U.

Twvia Panti.

Nachträglich wurde Twvia Panti um seine Vorgeschichte befragt. Es wurde ihm vorgehalten, daß er Erziehung, ja Bildung verrathe, daß er sich gut und gewählt auszudrücken wisse und fließend schreibe. Das lasse vermuthen, daß er nicht der gemeine Zigeuner sei, als den er sich einführe. Er antwortete hierauf:

„So nennen Sie mich einen ungemeinen Zigeuner. Mir ist das gleich. Ja, man hat mich erzogen, man hat mich allerlei gelehrt. Wie und wo, das werde ich nicht sagen. Auch ein gemeiner oder ungemeiner Zigeuner darf seine Geheimnisse haben und für sich behalten, so gut wie die unfreien hausfässigen Leute in ihren Städten, Dörfern und Landsitzen. So wenig diesen aber der Wald und die Heide, der Bach und der freie Vogel ihre Geheimnisse erzählen, so wenig wird's auch der freie — auch nicht der gefangene Zigeuner thun. Zureden wird mir nichts weiter entlocken. Ich bitte nur, meinen Aussagen Glauben zu schenken und mir so bald als möglich die beiden einzigen Schätze zu geben, die ich besitze, meine Freiheit und meine Geige."

Ungeachtet aller Zusprache erachtete sich der Angeschuldigte nicht verbunden, mehr auszusagen, als er bereits gethan.

B. G. U.

Twvia Panti.

Hierauf ließ man den Gefangenen einstweilen abtreten.

in fidem

Wildung, Amtsassessor.

Actum L. am Oberamtsgerichte. Eodem.

Nachdem Subscriptus wahrgenommen, daß der Herr Assessor Wildung den diese Nacht wegen Einbruchs zur Haft gelieferten Zigeuner zum Protokoll verhört, die und bevor die gegen denselben erhobene Beschuldigung gehörig untersuchet worden, so wurde genanntem Herrn Assessor zuvörderst verweislich bemerklich gemacht, wie es sich gebühret hätte, vor allem durch Vernehmung des Herrn Dr. Philippi und allenfallsige Localinspection an Ort und Stelle den objectiven Thatbestand festzustellen, und wie man erwarte, daß er hiernach in künftigen ähnlichen Fällen verfahren werde.

Demnächst wurde zur Vernehmung des inzwischen erschienenen Herrn Dr. Philippi, der sein späteres Erscheinen mit Berufsgeschäften entschuldigte, geschritten, und sagte derselbe, ermahnt, seine Aussage so einzurichten, daß er sie nöthigenfalls beschwören könne, aus, wie folgt:

„Ich heiße Friedrich Christian Philippi, bin Doctor der Medicin, in hiesiger Stadt wohnhaft, 43 Jahr alt, katholischer Religion und unverheirathet.

Zur Sache: „Am gestrigen Abend hatte ich noch spät in meinem Wohnzimmer, welches zu ebener Erde liegt und an den Hausgarten stößt, auf der Geige musicirt, dann selbige in ihren Kasten verschlossen und war zu Bett gegangen. Meine Schlafkammer befindet sich neben dem Wohnzimmer und ist durch eine Thür mit demselben verbunden, welche zugemacht war. Es mochte eine halbe Stunde nach Mitternacht sein, als ich von einem Geräusch im Wohnzimmer gewedt wurde. Ich hörte deutlich Schritte, Stoßen und leises Klopfen. Da sich am gestrigen Jahrmarktstage viel verdächtiges Gesindel in der Stadt umhergetrieben, so gerieth ich sogleich auf den Verdacht, daß bei mir eingebrochen sei und ich bestohlen werden solle, weshalb ich sofort leise aufstand, mich nothdürftig ankleidete und durch eine andre Thür in das Vorhaus ging, wo ich die beiden Gesellen meines Hauswirths, des Tischlermeisters Welp, weckte, welche auch sofort aufstanden, Licht anzündeten, einige unentbehrliche Reitungsstücke schnell anlegten und mir folgten; Meister Welp selber, der dazu gekommen, begab sich durch die Hinterpforte in den Garten, um das Entkommen der Einbrecher nach außen zu hindern. Als wir vom Vorplatz aus durch die Stubenthür in das Zimmer eindrangen, fanden wir den zur Haft gelieferten Zigeuner mit meinem Geigenkasten im Mondschein in der Nähe des Fensters stehen, im Begriffe, mit einem Stückchen Draht, das im Zimmer gelegen und das er sehr geschickt zu einem Dietrich umgebogen, das Schloß des Kastens zu öffnen. Als wir hinzueilten, um ihn zu ergreifen, machte er mit großer Leichtigkeit einen Sprung in das offene Fenster, allein ein kräftiger Stoß von Meister Welp warf ihn wieder in das Zimmer zurück, worauf wir ihn sofort handfest machten und gemeinsam nach dem Oberamtsgefängnisse transportirten, auf welchem Wege sich der Nachtwächter und der Gendarm Wilhelms zu uns ge-

Digitized by Google

fellten. Bemerken muß ich noch, daß der Verbrecher sich sehr verstockt zeigte, indem er auf all unsre Fragen und Reden mit keinem Wort antwortete. Vermuthlich hat er den Geigenkasten für eine Geldschatulle gehalten, und obgleich er keine Waffen bei sich hatte, sah er doch verwegen genug aus, daß man sich eines Raubes und Todtschlages von ihm wohl hätte versehen können. Gestehlen hatte er bis dahin noch nichts, woran ihn wohl unser jetziges Eindringen gehindert."

Hiernächst lieferte Herr Dr. Philippi den von dem Inculpaten verfertigten Dietrich an das Gericht ab, welcher ad depositum genommen wurde, und fand man es Consilii, dem Herrn Doctor das über die Aussagen des Verhafteten aufgenommene Protokoll mitzutheilen, mit dessen Verlesung Herr Assessor Wildung verfuhr.

Nachdem Subscriptus dasselbe vernommen, fand er sich veranlaßt, dem Herrn Assessor solche ordnungswidrige, aufsehenerregende und völlig ungeschäftsmäßige Art zu protokolliren alles Ernstes zu verweisen. Derselbe ward darauf aufmerksam gemacht, wie viel unnützes und gar nicht zur Sache gehöriges Geschwätz des Inculpaten er aufgenommen habe, und als er sich damit entschuldigen wollte, daß dies — wie er sich ausdrückte — zur Charakteristik des interessanten Menschen diene, so ward ihm angedeutet, daß er sich als Richter für niemand zu interessiren habe und daß man solche Neuerungen und Ungehörigkeiten, welche dem Oberamtsgerichte bishere fremd gewesen, auch hinfüro nicht dulden werde, am wenigsten von einem so jungen Manne, dem das Votum decisivum viel zu früh beigelegt zu sein scheine und der sich erst eines angemessenen Styli Curiae zu befleißigen habe, wozu er in bislang geführten Acten hinlängliche Anleitung finden werde.

Nach Erledigung dieses Incidentpunktes und nach weiterer Befragung und Anhörung des Herrn Dr. Philippi verlangte derselbe, Abwahnens ungeachtet, die wörtliche Aufnahme nachfolgender Erklärung ins Protokoll, worin ihm aus Rücksicht auf seine öffentliche und sociale Stellung nachgegeben wurde:

„Ich kann nicht zugeben, daß die frechen und hämischen Aeußerungen eines unwissenden Vagabunden und Strafsenumsitanten über den Werth meiner Kunstleistungen den Acten des verehrlichen Oberamtsgerichtes einverleibt werden, ohne daß ich entschiedenen Widerspruch dagegen einlege. Die ganze Stadt und ihr kunstsinniges Publikum weiß, daß ich seit zwanzig Jahren in allen Liebhabereoncerten und musikalischen Soireen mit dem größten Beifall als Erste Geige mitgewirkt habe und die schwierigsten Compositionen gelänfig beherrschte. Gegenüber dem oft gehörten Urtheil der musikverständigen Elite der Stadt kann ich jenen beleidigenden Reden, abinrt wie sie sind, nur ruhige Verachtung entgegensetzen, obwohl ich sie zugleich als Verbal-Injurien ansehen und auf ernste Bestrafung des Verleumders dringen muß."

Dem weiteren Verlangen des Herrn Doctors, seine Geige herbeizuschaffen und darauf zur Probe sowohl ihn als den Zigeuner vor dem Oberamtsgerichte spielen zu lassen, konnte selbstverständlich als unstatthaft nicht deferirt werden.

Nachdem sich die Aufregung des Herrn Doctors einigermaßen gelegt, gab derselbe auf weiteres Befragen ferner zu vernehmen:

„Ich muß zugeben, daß ich vor Schlafengehn das Fenster meines Wohnzimmers habe offen stehen lassen, eine Unvorsichtigkeit, welche mir in der Nacht beim Erwachen auch gleich einfiel. Auch kann ich nicht in Abrede stellen, daß der Zigeuner in der Zeit von meinem Aufwachen bis zu seiner Ergreifung sich mit der Geige im Kasten länast hätte entfernt haben können, zumal der Kasten leicht und bequem zu tragen ist. Obgleich ich keinen Grund abzusehen vermag, weshalb derselbe nicht die Geige sammt dem Kasten gestohlen, vielmehr letzteren in meiner Wohnung erst öffnen wollen, so muß ich es doch für durchaus unwahrscheinlich halten, daß er keine andre Absicht gehabt haben solle, als mir, während ich schlafend im Bette lag, auf meinem eignen Instrumente etwas vorzugeigen."

B. G. U.

F. C. Philippi, Dr. med., chir. & art. obstetr.

Nunmehro ward zur Confrontation geschritten, wobei Herr Doctor Philippi in dem ihm vorgeführten Zigeuner diejenige Person erkannte, welche bei Nacht in seinem Wohnzimmer betroffen und sodann zum Oberamtsgefängniß abgeliefert worden war. Zwischen beiden entspann sich alsbald ein lebhafter Wortwechsel über ihre beiderseitige musikalische Kunstfertigkeit und Urtheilsfähigkeit, welchem Subscriptus mit Mühe ein Ende machte. Da in ihren beiderseitigen Aussagen über die nächtlichen Thatsachen, abgesehen von den vorausgesetzten und behaupteten Intentionen, sich kein Widerspruch fand, so ward der Herr Doctor hierauf nach ausgeleatem Stillschweigen entlassen und der Inculpat nach dem Oberamtsgefängnisse zurückgeführt.

Actum ut supra. in fidem

Beveru, Oberamtsrichter.

Es folgen hierauf in den Acten Vorladungen und Vernehmungen des Tischlermeisters Welp und seiner beiden Gesellen, deren Aussagen mit denen des Dr. Philippi genau übereinstimmen.

Decretum.

Der Zigeuner Tuvia Panti aus Ungarn wird hiermit des Versuchs der Entwendung einer Geige mittelst Einsteigens in der Nacht vom 25. auf den 26. d. M. in der Wohnung des Dr. Philippi hierselbst, für überführt erkannt und demzufolge zu einer Gefängnißstrafe von drei Monaten verurtheilt. B. R. W.

So geschehen L. am Oberamtsgericht, 30. April 1801.

Bevern, Oberamtsrichter.

Ich kann diesem Straferkenntniß nicht beitreten, ja ich muß aufs entschiedenste Verwahrung dagegen einlegen und den Herrn Oberamtsrichter dringend ersuchen, sich erst mit der Persönlichkeit des Beschuldigten genauer bekannt zu machen, sei es durch eine nochmalige Vernehmung, sei es durch ein unbefangenes Gespräch im Gefängnisse. Es ist ja ein strafrechtlicher Grundsatz, daß in dem Falle, wo die Absicht eines Verbrechens gelengnet wird, zuvörderst festzustellen ist, ob der Beschuldigte eine Person sei, zu der man sich eines solchen Verbrechens wohl versehen könne. Man kann ein heimatloses umherschweifendes Zigeuner und doch ein ehrlicher Mann, man kann ein ehrlicher Mann und doch ein großer Phantast sein. Ich halte den Tuvia Panti für das eine wie für das andre, und eben deshalb seine Aussage für durchaus glaublich. Ich rechne hinzu, daß er für seinen Stand und seine Lebensweise einen wirklich hohen Grad von Bildung, Kenntnissen, zu Geist zeigt, wie mir ein längeres Gespräch mit ihm bewiesen; — auffallender Weise spricht er sogar ganz fließend lateinisch. Mit einem Worte, seine ganze Persönlichkeit macht nicht den Eindruck, daß man sagen könnte, man dürfe sich zu ihm wohl eines Diebstahls versehen. Und können wir dabei mehr zu Grunde legen, als den Eindruck seiner Persönlichkeit? Als man den übrigen Zigeunern, seinen Gefährten, nachforschte, waren sie spurlos verschwunden. Sie wären die einzigen gewesen, die von seinem frühern Leben hätten Kunde geben können. Er selbst verweigert darüber jede Aussage. Darf man daraus sofort schließen, daß es ein verbrecherisches gewesen sei? Seine Aussbildung läßt vielmehr vermuthen, daß er seine Zeit edler verwendet habe. Und ich muß seiner eignen Aeußerung beitreten, daß auch ein Zigeuner seine Geheimnisse — und Grund haben könne, dieselben für sich zu behalten.

L., d. 30. April 1801. Wildung.

Registr. L., am Oberamtsgericht, d. 6. Mai 1801.

Nachdem in vorstehendem ressentirenden Vote des Herrn Assessors Wildung die schier unglaubliche Bemerkung zu lesen war, der eingefangene Zigeuner habe nicht allein mancherlei mit seinem Stande nicht verträgliche Kenntnisse, sondern vernüge sogar eine gelehrte Sprache fließend zu sprechen, so ließ Subscriptus denselben sich heute in aedibus privatis vorführen und pflegte mit diesem zweifelsohne souderbaren Menschen ein längeres Gespräch, in welchem Inculpat den Besitz der ihm zugeschriebenen Kenntnisse zwar vollkommen bewahrheitete, über deren rechtmäßigen Erwerb jedoch zu weiteren Aussagen nicht vermocht werden konnte, indem er nur eingestand, etwa von seinem achten bis zu seinem ein- oder zweiundzwanzigsten Lebensjahre — genauer könne er es nicht angeben von seiner Bande entfernt gewesen zu sein, welcher Angabe jedoch um so weniger Glauben möchte beizumessen sein, als die vorgeführt seitdem geführte vagabundirende Lebensweise bei solcher genossener Erziehung und Ausbildung Inculpaten vielmehr andrer geheimer Absichten und Umtriebe im höchsten Grade verdächtig und es sehr wahrscheinlich macht, daß derselbe eine weit gefährlichere Person sei,

Digitized by Google

als der erste Anschein ergeben, sei es nun, daß er sich in der Eigenschaft eines entsprungenen Verbrechers aus denen besseren Ständen, oder als heimlicher Agent und Kundschafter einer fremden Regierung gestalt herumtreibe; welches alles hierher regsstriret wird, um Einem verehrlichen Obergerichte etwaige Veranlassung zu weiteren Verfügungen und Maßnahmen nicht ermangeln zu lassen.

Bevern, Oberamtsrichter.

Conclus.

Acta nunmehr an das ꝛc. Obergericht zur höhern Entscheidung einzusenden.

L., d. 8. Mai 1801.

Das Oberamtsgericht.
Bevern, Oberamtsrichter. Wiltung, Assessor.

Ich habe den vorstehenden Beschluß zwar unterzeichnet, lege aber ausdrücklich Verwahrung ein gegen die in obiger Registratur enthaltenen Verdächtigungen eines Menschen, den ich für vollkommen unschuldig halten muß. Nach meiner Ansicht wäre er wegen unbefugten Eindringens in eine fremde Wohnung zur Nachtzeit höchstens mit achttägiger Haft zu bestrafen gewesen. Jetzt sitzt er fast schon 14 Tage gefangen. Eine Berichterstattung an Obergericht wird diese unverdiente Haft nur verlängern. Wiltung.

Entw. Berichts An Ein verehrliches ꝛc. Obergericht zu M.

Nachdem es beliebt worden, den Assessor Wiltung bei hiesigem Oberamtsgerichte vor kurzem sogleich mit einem voto decisivo anzustellen, so hat sich bereits jetzo in Untersuchungssachen gegen den Zigeuner Tuvia Panti aus Ungarn wegen versuchten Geigendiebstahls vermittelst nächtlichen Einsteigens ein dissensus Votorum ergeben, weshalb das gehorsamst unterzeichnete Oberamtsgericht unermangelt, die betreffenden Acten hierneben zur weitern höhern Entscheidung vorgeschriebenermaßen pflichtschuldigst einzusenden.

L., d. 11. Mai 1801.

Das ꝛc. Oberamtsgericht.
Bevern, Oberamtsrichter. Wiltung, Assessor.

Geschehen, l. im Oberamtsgefängnisse, d. 10. Juni 1801.

Der Gefangenwärter hatte dem Unterzeichneten gemeldet, der verhaftete Zigeuner Tuvia Panti sei in vergangener Nacht ausgebrochen und entwichen. Der Unterzeichnete eilte daher sofort in das Gefängnißlocal. In der Zelle, welche der Entwichene inne gehabt, fand sich der eiserne Ofen ganz auseinander genommen und die Stelle, wo er von außen geheizt worden, durch Herausnahme von Steinen zum Durchschlüpfen eines Körpers hinreichend erweitert. Der Flüchtling muß von dort seinen Weg durch die Küche genommen haben, denn in dieser sind die einzigen unvergitterten Fenster des Gebäudes, eins derselben ward am Morgen geöffnet gefunden, und unterhalb desselben im Küchengarten zeigten sich Fußspuren eines Herabgesprungenen eingedrückt. Bei weiterer Verfolgung der Spuren fanden sich an die Gartenmauer einige Holzscheite von verschiedener Länge gelehnt, auf deren oberm Ende plattgetretene Erde sichtbar war. Neben den Scheiten an der Erde lag zusammengerollt das hierbei angefügte geschriebene Heft, welches dem Entflohenen ohne Zweifel beim Ueberklimmen der Mauer entfallen ist. Von außen ist diese Mauer zu hoch und zu glatt, als daß er sich der verlorenen Schrift hätte wieder bemächtigen können, auch wenn er ihren Verlust sofort bemerkt haben sollte.

Die Gendarmerie ist von dem Gefangenwärter sogleich von dem Vorfalle benachrichtigt worden und spürt dem Entwichenen nach.

In Bezug auf das geschriebene Heft sagte der Gefangenwärter Folgendes aus:

Ich kann nicht leugnen, daß ich dem entflohenen Manne auf sein inständiges Bitten Papier und Schreibzeug gegeben habe. Von Anfang an hielt ich ihn nicht für einen gewöhnlichen Landstreicher und er hatte in seinem Wesen etwas so Vornehmes, Freundliches und Traurigес, daß ich ihm gern einen Gefallen that, nur um ihn aufzuheitern. Anfangs bat er mich, ihm eine Violine zu schaffen, was ich nicht im Stande war, dann, ihm Pfeife und Rauchtabak zu geben, was die Hausordnung untersagte. Ihm auf sein ferneres Bitten Schreibmaterialien zu geben, hielt ich nicht für Unrecht, da er nur für sich, nicht aber Briefe nach außen schreiben wollte, und nur das letzte verboten ist. Sollte ich gleichwohl damit instructionswidrig gehandelt haben, was ich nicht glaube, so bitte ich um gnädige Nachsicht. Der Gefangene hat nie das Ansinnen an mich gestellt, ihm einen Brief zu besorgen, auch ist er mit andern, als mit mir, nicht in Berührung gekommen. Das Geschriebene ließ er nie herumliegen. Er wird es wohl bei sich getragen haben. Abgefordert hab' ich es ihm niemals."

V. G. U.
Schulze, Gefangenwärter.

Act. ut supra. in fidem
Wiltung, Assessor.

(Fortsetzung folgt.)

Goethe und „die schöne Seele".

(Hierzu das Bild auf Seite 185.)

Goethe war im September 1768 von Leipzig nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt. Seinem innern Drange hatte er schrankenlos nachgegeben in einem Leben voll sprühender Originalität. Und was war der Ertrag dieses ersten Auslebens aus dem Vaterhause, der doch seinem späteren Dasein die festen Grundlagen gewähren sollte? Noch behäftigte ihn nicht die anhaltende Gährung seines Innern zu einer klaren Antwort. Hypochondrische Stimmungen, körperliche Leiden, vor allem eine langwierige Halskrankheit, fallen wie Mehlthau auf die Blüthen seiner Seele. Mit tausend Masken war der Jüngling ausgeschifft; auf leckem Nachen ruhert er müde heim, ein „Kränkling". Verdruß über die gescheiterten Hoffnungen, der sich zu bitterm Unwillen über den doch heimlich tief geliebten Sohn zu steigern droht, lähmen die Freude des Vaters; um so herzlicher und inniger umfangen die weichen Herzen von Mutter und Schwester den leidenden, bald langsam genesenden Geliebten. Die zarte Pflege stimmt den stürmischen Geist milde und ruhig; die sanften Saiten seiner tief empfindenden Seele fordern nur erhalten ihr Recht.

Den Frauenzimmer der Mutter tritt er nahe. In den intimsten gehörten „gebildete und herzliche Gottesverehrerinnen", sagt Goethe selbst. Wie wunderbar! Diese „Frau Aja", die wir nicht anders als in unverwüstlicher Heiterkeit, naiver Frische, phantasiereicher Ursprünglichkeit, vor allem als lebenslustig zu denken gewohnt sind, später in vertrautem Briefwechsel mit einer Herzogin Amalie, mit Bettina, — sie in enger Freundschaft mit Stillen im Laude. Ein Räthsel, das auf beide Theile das günstigste Licht wirft. Wir ahnen in der heitern Frau, von der der große Sohn „die Lust zum Fabulieren" geerbt haben will, den tiefen und ernsten Hintergrund, ein Allerheiligstes des Gemüthes; wir schließen gewiß mit Recht auf ursprüngliche Frische und Gesundheit in der Frömmigkeit der Frauenzimmer. Und schon dies gestattet (neben mehrfachen anderen Anzeichen) einen leisen Zweifel zu Goethes eigner Meinung (welche in seinem späteren Alter bei verblaßter Erinnerung stets herber von ihm betont wurde), daß nur Krankheitsstimmungen die Quelle jener religiösen Wärme und Innigkeit gewesen seien.

Die erste Stelle in diesem Kreise nahm Fräulein Katharina von Klettenberg ein. Ziemlich genau und getreu kennen wir ihren Lebens- und Entwickelungsgang aus den „Bekenntnissen einer schönen Seele", welche Goethe als sechstes Buch in Wilhelm Meisters Lehrjahre einschaltete. Eine schöne Seele? Nicht ganz in dem Sinne, in welchem wir ein angeborenes Naturell oder ein leiblich durch äußere Einflüsse gewordenes Temperament so nennen, das uns mit seiner wunderbar harmonischen Milde oft bei edlen weiblichen Persönlichkeiten wie Himmelsluft anweht und das ganze Gemüth beseligend durchweht. Hier ward die Harmonie erzeugt durch klares Wollen, durch schwere Seelenkämpfe, durch herbe Geschicke, und in ihrer tiefsittlichen Kraft bewährt sie sich in des Lebens mannigfachsten Wechselfällen.

Digitized by Google

Goethe bei Fräulein von Klettenberg.
Originalzeichnung von Julius Hammel.

Digitized by Google

Nicht durch plötzliche Umkehr, sondern stufenweise hatte sich in ihr diese schöne Frömmigkeit entwickelt. Während eines mehrmonatlichen Krankenlagers in ihrem neunten Jahre regte sich zuerst das Bedürfniß nach geistiger Nahrung. Die fromme Mutter suchte dasselbe durch Erzählungen aus der Bibel zu befriedigen, die Tante durch Feenmärchen, der Vater durch Naturkunde. Sie genas und blühte auf: aber die Bibel blieb ihre Begleiterin und in den Romanen, die sie las, erfreute es sie lebhaft, wenn „der christliche deutsche Herkules“ sich zu jeder heroischen That durch ein langes Gebet stärkte. Zur Jungfrau gereift, geräth sie in den Strudel bewegten geselligen Lebens; zwar unberührt, doch ungefördert und zerstreut verbringt sie darin vier leere Jahre. Der Verkehr mit einem jungen Hausfreunde, Narciß, nährt und erregt ihren lebhaften Geist, der für alles Schöne und Edle empfänglich ist. Ein eigenthümlicher Vorfall läßt diese Verbindung zu einem glücklichen Brautstande reifen. Doch gleichzeitig reift auch der Verkehr mit dem unsichtbaren himmlischen Freunde. Nach und nach treibt es sie hier zu Klarheit und Entschiedenheit; in einem langen Kampfe, in welchem sie sich dafür entscheidet, die leeren weltlichen Zerstreuungen aufzugeben, kräftigt sich mit der charactervollen Selbstständigkeit ihr religiöser Ernst. Den Bräutigam entfremdet dieser Sieg des Höheren; sie gibt ihn auf. Ausgezeichnete Männer, dies Mädchen bewundernd, das „Gott mehr schätzte als ihren Bräutigam“, bewarben sich vergebens um ihre Hand. Da beginnt die glücklichste Zeit ihres Lebens. In blühender Gesundheit, stark durch innere, schwer errungene Freiheit, voll inniger Gemüthsruhe, durch die Fürsorge eines edeln Oheims auch äußerlich unabhängig, nährt sie Geist und Seele durch Schönes und Heiliges.

Schweres Leid prüft bald, ob der Glaube in ihr lebenskräftige Wahrheit oder Phantasie sei. Auf langem Krankenlager, dann als Pflegerin am Sterbebette der Mutter und des Vaters besteht sie diese Prüfung: „Er war mir nahe, ich war vor Ihm“ heißt es in den Bekenntnissen. Eine edle Freundschaft mit dem bedeutenden Staatsmanne Friedrich Karl von Moser (jenem Philo der Bekenntnisse) bringt sie auch zur Erkenntniß der Sünde: sie fühlt die Anlage in sich, „ein Ungeheuer“ zu werden ohne die Leitung einer unsichtbaren Hand: zum Kreuze Christi schwingt sie sich auf — da erst ward ihr Glaube tief und stark.

Nun ist alles in ihr licht und klar und fest. Keine Manier der Frömmigkeit, weder des damals schon entarteten Pietismus noch der stärker sie anziehenden Brüdergemeinde, trübt den lautern Strom ihrer Seele. Keine Furcht vor der Hölle treibt sie zu Gott: kein äußerliches Gebot steht dem widerwilligen Triebe gegenüber. Sie kennt nicht den Druck starken aber unklaren Pflichtgefühls, das so oft edle Seelen niederbeugt. In unbeschreiblicher Geduld trägt sie ihre körperlichen Leiden; Gemüthsruhe und Heiterkeit verlassen sie niemals. Sie fühlt sich unendlich frei: ihr tiefstes bestes Selbst ist zur schönsten Blüthe entfaltet. Den jüngern Höhe schaut sie in das Gewirre des Daseins herab und sieht leicht, wie die verschlungenen Fäden sich lösen lassen. Darum ist sie ihren Freundinnen unersetzlich als treffende Rathgeberin, vor allem dem Goethe'schen Hause.

Diese lichte Schönheit der Seele und reiche Harmonie des Geistes hat auf den jungen Dichter Jahre hindurch eine mächtige Anziehungskraft geübt, wie er in Dichtung und Wahrheit (besonders im achten und im fünfzehnten Buche) unumwunden darlegt, trotzdem Fräulein von Klettenberg fast zehn Jahre älter war als seine Mutter.

Zuerst freilich erscheint dieser Einfluß weniger stark. Noch ringt sein gährender, schwankender Geist, der die Ziele des Strebens sucht, mit der stillen Macht der Harmonie. Sie sagt es ihm offen, seine Unruhe komme daher, daß er noch keinen versöhnten Gott habe. Sein Glaube, mit Gott sehr gut zu stehen, wird doch etwas wankend, so sehr er sich gegen andere Eingeständnisse sträubt. Den forschenden Geist in ihm regt ihre lebhafte Theilnahme an der Magie und Alchymie an; beide vertiefen sich in dieses Suchen nach den Grundstoffen „der jungfräulichen Erde“. Auch nach seinem Fortgange wechselt er Briefe mit der Freundin, berichtet, daß er fleißig zum heiligen Abendmahle gehe; er hält sich anfangs zu den frommen Leuten. Seine Empfänglichkeit für Jung-Stillings Wesen und Denken hat er ohne Zweifel jenen ernsteren Eindrücken zu danken.

Tiefer wirkt sie auf ihn ein, da er geistig unendlich bereichert und gehoben, seelisch gewaltig erschüttert von Straßburg, dann von Wetzlar ins Elternhaus zurückgekehrt ist. Das war ja sein blütheureicher Dichterfrühling — als „Götz“ entstand und „Werther“ unter tausend Genesungsschmerzen geboren wurde, da er die volle Ueberzeugung gewaltiger Schöpferkraft gewann, da er mit Riesenschritten den deutschen Parnaß hinaufeilte und die Augen der Besten seiner Nation auf sich lenkte, da Lavater ihm zuerst näher tritt und ihn gleich mächtig anzieht, da selbst Basedows Ideen bei ihm Eingang finden. Weit entfernt, daß diese Zeit der Excentricitäten und des ersten Ruhmes ihn der Freundin entfremdet hätte, zieht es ihn vielmehr immer wieder zu ihr hin, „deren Gegenwart seine stürmischen, nach allen Seiten hinstrebenden Neigungen und Leidenschaften wenigstens für einen Augenblick beschwichtigte“ und welche ihm, nach seiner Schwester, am nächsten stand. Ein wunderbarer Contrast! Hier der schöne, kräftige Jüngling mit glühenden Augen, strotzend von Lebens- und Geisteskraft, kaum zurückgekehrt von Scenen prüheuerster Genialität — ihm gegenüber im Sessel am Fenster eine ältliche Dame, deren Leiden stetig zunimmt, zart, von mittlerer Statur, in einfachem Gewande, das dem der Herrnhuterinnen ähnlich sieht, — auf ihrem Antlitze eine stille, freundliche Heiterkeit, die mit dem irdischen Dasein leicht abschließt und sich wunderbar steigert, je tiefer sie ihre Lebenssonne sinken sieht! Da sitzt der Dichter, und liest ihr Missionsberichte vor und nimmt sich halb scherzend der Heiden an, die man ihrem Naturzustande entreißen will. Oder er zeichnet etwas hin, um ihr leichter die gesehenen Gegenden, die schönen Ufer des Rheines, zu beschreiben. Der Strahl der Abendsonne fällt dann wohl verklärend auf das schöne Antlitz der fast Verklärten; ein tiefes Ahnen weltüberwindenden Glaubens in all seiner christlichen Schöne ergreift die feinfühlende Seele des Dichters: er versucht das Bild der Freundin flüchtig zu fixiren sammt dem behaglichen und seinen Schmuck des Zimmers und sendet es einer anderen auswärtigen Freundin mit jenen drei köstlichen Strophen, deren erste lautet:

Sieh in diesem Zauberspiegel
Einen Traum, wie lieb und gut
Unter ihrer Gottes Flügel
Unsre Freundin leidend ruht.

Ein Bild — in der That verlockend und anregend für den Griffel eines feinfühlenden Künstlers!

Diese Einwirkung der frommen Freundin muß zu einer Zeit culminirt haben — das verräth Goethes Darstellung im fünfzehnten Buche ganz deutlich. Der genaue Zeitpunkt läßt sich indeß schwer finden. Genug, des Dichters Neigung zur Brüdergemeine hatte stets zugenommen. Das Werdende, aus unscheinbaren Anfängen mächtig Wachsende dieser Gemeinschaft, welche au die ersten Jugendzeiten des Christenthums anzuknüpfen schien, — die Vereinigung der bürgerlichen und kirchlichen Verfassung mit ihrer merkwürdigen Lösung aller natürlichen Gegensätze zwischen Oberhaupt und Gemeinde, — ohne Zweifel auch die ungewaugene Verborgenheit und Stille, leise austreifend an jene vielfachen geheimen Verbindungen, mit denen man der verbildeten kranken Gesellschaft aufzuhelfen strebte: alles dies übte einen magischen Reiz auf den Dichter aus, der nach allem Bedeutenden die Fühlfäden seiner großen Seele begierig ausstreckte. Und als er mit dem Legationsrath Moritz eine Synode zu Marienborn (in der nahen Wetterau) besuchte, hatten, wie er selbst sagt, diese trefflichen Männer seine ganze Verehrung gewonnen, „und es wäre nur auf sie angekommen, mich zu dem Ihrigen zu machen“ — ja freilich, wenn es überhaupt die Art der Brüder gewesen wäre, Proselyten zu pressen! Doch daß erkältet es ihn, daß, ganz gegen seine bisherige Erfahrung, seinem verlangenden Herzen nicht sofort offne Arme sich entgegenbreiten.

Goethe in der Brüdergemeine! Ein schöner und ehrender Irrthum, dessen ganzen Umfang der Dichterfürst selbst später nicht einsah. Zwar sagt er richtig, daß die diametral entgegengesetzte Ansicht von Sünde und Gnade hier eine Schranke aufrichtete, weniger, daß die Entfremdung daher rührte, weil er das Bekenntniß „mit allzugroßem Ernst, mit leidenschaftlicher Liebe zu ergreifen“ gesucht hatte. Die Leidenschaftlichkeit können wir zugeben — ob auch den großen Ernst? Mehr noch als jene religiöse Grundanschauung hätte ihn seine Neigung, die menschlichen Individualitäten gelten zu lassen und nur zu verstehen, hätte das vielseitige Ringen und Streben seines großen Geistes, hätte der mächtige Drang, allen zwingenden Regeln und Schranken zum Trotze, seine tiefste Eigenthümlichkeit in ihrer hohen, ächt menschlichen Universalität zur ver-

Digitized by Google

sönlichen Reife gedeihen zu lassen, ihn bald seinen Irrthum einsehen lassen, — sowie für Schleiermacher die Brüdergemeine zu enge ward, ohne daß er dieses pflegenden Mutterschoßes je in gereizter Pietät vergaß.

Selten wird hervorgehoben, daß Fräulein von Kletteuberg auf die bedeutungsvollste Wendung in Goethes Leben einen entscheidenden Einfluß ausgeübt hat. Und doch ist es so. Die weimarischen Prinzen waren in Frankfurt gewesen; man hatte sich gegenseitig ungemein gefallen; Goethe hatte eine Einladung nach Mainz erhalten; leicht konnte aus diesem näheren Verkehre ein Ruf nach Weimar hervorgehen. Der Vater ist im höchsten Grade dagegen und läßt sich durch nichts von seiner Ansicht abbringen. Man ist gewohnt, dem Willen des Vaters unbedingt zu folgen. Da wird Frau Aja an die betrübte Freundin abgesandt, um deren Gutachten einzuholen. Da es günstig ausfällt für den Wunsch des Dichters, so gibt der Vater nach, wenn auch unglaublig und ungern.

Als er aber zurückkehrte, war die edle Freundin bereits in die lang ersehnte himmlische Heimat hinübergeschlummert. Goethe empfand den Verlust tief und schwer; eine mächtige Stütze war dahingeschwunden. Nie mehr ist ihm eine Persönlichkeit von so ausgesprochener Christlichkeit und himmlischer Weihe nahe getreten.

Ludwig Diestel.

Lippold der Schatzjude.

Eine historische Episode aus dem alten Berlin von Georg Hiltl.

Vor dem Hause in der Klosterstraße zu Berlin, welches der kurfürstliche Münzmeister und Schatzjude Lippold bewohnte, schritten an einem kalten Decembertage des Jahres 1570 zwei Männer auf und nieder. Sie waren in weite, mit Pelz verbrämte Schauben gehüllt und hatten ihre Kappen über den Kopf herabgezogen, so daß man ihre Gesichter kaum erkennen mochte. Unter den weiten Ueberwürfen hervor sah man aber die mit Silber beschlagenen Scheiden der Degen blitzen und man konnte von der Haltung, der Tracht und den reichen Stoffen wohl schließen, daß man Edelleute vor sich habe.

„Ich nähme viel lieber die Schanzen der Türken ein," sagte der ältere der beiden Leute, „als daß ich zu dem Juden hinaufginge mich vielleicht kuranzen zu lassen, weil ich die Schuld nicht zahlen kann und um Aufschub bitten muß."

„Es ist nun einmal nicht anders," entgegnete der jüngere. „Wir sind beide in den Händen des Ebräers und können doch nicht los von ihm." „Wer weiß, Traugott, ob nicht ein blitzend Schwert hier gute Dienste leisten möchte?" „Bah, geh doch mit Deinem Schwerte. Schuldverschreibungen haut man nicht durch wie eine Rüstschnalle oder sonst ein gutes Eisenstück. Ich hätte längst den Weg eingeschlagen, wenn er zum Ziel führte. Und dann denke des Juden, wie er steht. Er ist des gnädigen Kurfürsten A. und O. Macht er denn nicht alles was er will? jetzt er nicht die ganze Stadt, das Land in Bewegung? treibt er doch alles, was an Metallwerth da ist, in seine Münze am Mühlendamme*), setzt er doch seine eignen Glaubensgenossen in Contribution und das alles unter den Augen des gnädigen Herrn. Was also sollten wir unternehmen gegen einen so mächtigen Mann?" „Teufel, Du hast Recht," sagte unwillig der ältere und schlug an sein Schwert, daß es in der Scheide klirrte. „Es ist kein Mittel. Zahlen können wir nicht — so gehen wir denn hinein und bitten den Juden um Aufschub."

Die beiden Edelleute traten in des Juden Lippold Haus und stiegen die Treppe hinan. Ihre Schritte waren schwer, langsam und gemessen. Sie schienen den unangenehmen Augenblick recht lange hinaus schieben zu wollen. Die beiden Männer waren zwei Herren von Schliefen, gute, wackere Edelleute, zwei Vettern, die miteinander in Geldverlegenheiten geriethen und dem listigen Lippold nach und nach in die Hände gefallen waren, denn es war des Juden Lieblingsgeschäft, die Edelleute in seine Krallen zu bekommen. Das war nun leider zur damaligen Zeit keine große Schwierigkeit, denn der Landesherr Joachim II., ein trefflicher Fürst voll hoher Eigenschaften, liebte gar zu sehr Prunk und Staat und that es allen darin zuvor. Aber ebenso wie der Herr wollten die Diener sein und wenn der Kurfürst schon in den Händen des Juden war, wenn er ihm alles, was nur Geldangelegenheit hieß, überantwortete, so darf es nicht Wunder nehmen, daß die Edelleute gar bald in eben so schlimme Lagen geriethen.

Die Schliefens hatten große Sorge. Der Verfalltag ihres Schuldscheins war dicht vor der Thüre und der Jude ließ nicht mit sich spaßen, also blieb kein Mittel. Es mußte gebeten werden. Knirschend betraten die Vettern das Vorgemach der Wohnung. Hier war allerlei ebräischer Prunk recht eigentlich zur Schau gestellt. Die Gesetzestafeln prangten an allen Thüren, den Simms entlang liefen Sprüche in ebräischen Lettern und hie und da bemerkte man Bilder aus der jüdischen Geschichte. — Nachdem die Edelleute eine Zeit lang gewartet hatten, rief sie ein kleiner Diener in das Gemach des Münzmeisters.

Als sie eintraten, saß Lippold hinter einem Tische, der ganz mit Papieren, gemünzten und ungemünzten Golde bedeckt war. Er hatte vor sich eine Wage, verschiedene Bücher lagen aufgeschlagen vor ihm und ein breites, schweres, mit hölzernem Griff versehenes, furchtbares Messer schien als Waffe dem Eintretenden entgegen zu rufen: „Wahre deine Finger!" — Als Lippold die Fremden gewahrte, erhob er sich und machte mit seiner Hand ein Dach über die Augen, gleichsam um sie besser betrachten zu können. Er war ein Mann hoch in den Fünfzigern, von durchaus imponirender Gestalt und keineswegs das Bild eines vergilbten, krummen Wucherers. Ein spitzer Bart umrahmte sein Kinn, und unter den buschigen Augenbrauen schoß er zuweilen Blitze hervor. Er trug ein langes Gewand von dunkelblauer Farbe, im Zuschnitt jenem langen Kaftanen gleichend, welche die persischen Kaufleute noch heute tragen. Seinen schon kahl werdenden Schädel bedeckte eine leichte braune Sammetkappe. „Die Herren wünschen?" fragte er noch ziemlich artig und wies über den Geldtisch hinweg auf zwei Stühle. „Meister Lippold," begann Henning von Schliefen, der ältere, „wir kommen, rund heraus gesagt, Euch um einen Dienst zu bitten." „So ist es," bestätigte der jüngere, Traugott von Schliefen.

„Hi! hi!" kicherte der Jude, „es wird wohl wieder Geld sein, das die Herren brauchen. Nicht so? sonst kommen wir nur ungern zum Juden."

„Seid nicht bitter," sagte Henning, sich die Lippen beißend, „und seht uns recht an. Es ist nicht Geld allein, das wir verlangen. Wir wollen kein Geld. Nur Aufschub für die Zahlung, die wir Euch schulden." „Aha! richtig, jetzt sehe ich erst," sagte Lippold, die Arme auf den Tisch stützend und den Oberkörper weit vorbiegend, indem er die beiden betrachtete, „richtig, die Vettern von Schliefen. Also Aufschub wollen wir — laßt doch sehen." Der Jude nahm aus einer hinter ihm stehenden mächtigen Kassette ein Buch, dessen Ecken mit Eisen beschlagen waren und blätterte darin umher.

„Richtig — es ist so. Und Aufschub wollen die Herren?" „Gebt ihn uns, Lippold. Wir sind nicht im Stande, zu zahlen. Meines Bruders Unglück im Gute hat die Auszahlung der Gebühren für mich verzögert. Ihr sollt schönen Dank haben und wir werden Eure Milde rühmen." „Nichts da, Ihr Herren," brüllte plötzlich der Jude und warf das Buch wüthend auf den Tisch, daß die Geldstücke durch einander rasselten. „Nichts da. Ihr seid mir verfallen. Ich werde verschieren als ein Moloch im ganzen Land, Ihr Herren Edelleute seid die ärgsten Schreier. Aber wenn es gilt eine Hand voll Geld zu erhalten, seid Ihr bei mir. Bin ich der Hundsjude? bin ich der Bluthund? — Haha! wenn Ihr wollt haben Geld, bin ich gut. Ihr Herr Jüngerer da unten, habt Ihr nicht auf der Jagd bei den von Rohrs über mich geschimpft und gelästert? und hattet doch mein Geld in den Taschen?"

Traugott Schliefen senkte das Haupt. Was der Jude ihm vorwarf, war wirklich geschehen. „Ich habe Euch keinen guten Namen gemacht," sagte der junge Edelmann stolz; „aber was kümmert Euch das? wenn Ihr nur ein gut Geschäft machen könnt,

*) Jetzt Poststraße Nr. 5.

Digitized by Google

warum wollt Ihr Euch um meine Reden bekümmern? und wenn Ihr uns Aufschub gebet, so könnt Ihr doch nur Gewinn haben. Die Zinsen wachsen und sicher sind wir Euch ja."

„Sicher? ha! ha! wer ist sicher? habe ich nicht von allen Arten gehabt? wer ist mir sicher? Wie viel Geld glauben die Herren, das mir gegangen ist in den Rauchfang? he?"

„Herr Lippold," fuhr Henning auf, „wir sind Euch Geld schuldig, können es nicht zahlen, und daher habt Ihr Gewalt über uns. Aber leiner soll gagen, daß Erelleute sich Schmähungen haben gefallen lassen. Noch ein Wort der Art und Ihr sollt sehen, wie ich Euch strafe." „Herr Henning," rief der Jude, „bleibt zurück. Ich will Euch nicht stunden die Summe. Geht doch hin zu Euren Freunden, vielleicht bringen sie zusammen, was Ihr braucht. Ich geb' Euch beim Adonai keinen Aufschub. Am zweiten Jänner des nächsten Jahres seid Ihr mir verbunden zu zahlen das Geld und, beim Gott meiner Väter, je Ihr es nicht gebracht habt um die zehnte Stunde des Abends, will ich Euch lassen suchen vom Gericht des Kurfürsten, wo Ihr auch seid. Lasst mich jetzt in Frieb', ich habe zu arbeiten für mein Haus." — Unwillig, mit den Füßen stampfend, verließen die Erelleute das Gemach und Traugott spie auf die Schwelle des Juden. „Verdammt, Du unbarmherziger Hund," rief er, „er hat fünfzig vom Hundert genommen im voraus, gleich bei der Zahlung, und nun will er uns nicht einmal stunden." „Alle Wetter, was ist da zu machen?" sagte Henning, sich den Kopf kraund. „Die Summe ist groß. Ich wüßte keinen unsrer Freunde, der uns helfen könnte." „Sie sind alle abgebrannt," sagte Traugott mit komischer Wuth. „Alle kahl wie Kirchmäuse. Sollen wir mit dem Kurfürsten sprechen?" „Kein schlechter Gedanke. Warten wir die Jagd ab beim Jagdschlosse Grunewald und bitten wir dann den Kurfürsten um Gnade, vielleicht ist er günstig gestimmt." Sie hüllten sich in ihre Mäntel und schritten die Klosterstraße hinunter.

Als Lippold, der Münzmeister, allein war, erhob er sich und ging einige Male im Zimmer auf und nieder. Er schien nachdenklich geworden zu sein.

„Aufschub geben," murmelte er. „Nichts da! Gewinn klar vor Augen — klarer Gewinn. Ich lasse sie greifen am Verfallstage ohne Erbarmen. Dann werden die Bettern und Freunde kommen und werden sehen, daß ich machen will Ernst, und werden nicht zulassen, daß ein Glied des Adels oder zwei Glieder fallen in die Hände des Münzmeisters und verfluchten Ebräers, wie sie mich nennen. Sie werden zahlen — mögen sie mich schelten und beschimpfen, lasst sie nur zahlen, dann bin ich schon zufrieden." Eine leisende Stimme, aus dem Nebengemache kommend, unterbrach seine Betrachtungen. „Hagar," rief er, „was gibt es wieder?"

„Jewohlim!" schrie die Stimme, „wie steckst Du? den ganzen Tag lässest Du Dich nicht sehen." Eine Frau trat in das Gemach. Sie schien einst schön gewesen zu sein. Noch jetzt zeigten sich auf ihrem Haupte prachtvolle, schwarze Haare. Ihre weißen Zähne blitzten zwischen den aufgeworfenen Lippen und nur die kreischende Stimme verlieh der ganzen Erscheinung einen besonderen Anstrich von Gemeinheit.

Sie lief in alle Ecken des Zimmers und schlug gegen die Wände. „Hast Du keine verborgenen Thüren?" rief sie. „Man sagt mir, und ich sage Dir, Leitel will es gesehen haben, daß Du Christenweiber liebst, daß Du mir untreu bist. Lippold, hüte Dich." „Man hat Dir Unsinn vorgeschwatzt. Du weißt, daß ich Dir anhänge und daß ich Dich genommen, als ich kam nach Berlin, wo ich, ein armer Bube, in die kurfürstliche Rentei gekommen bin. Wir kennen beide unsre Geschäfte. Geld und Geld ist die Losung. Ich sag' Dir, Hagar, ich werde sie noch haben alle unter mir, und Du und unsre Tochter, Ihr sollt sitzen an der Tafel im kurfürstlichen Schlosse neben den Erelleuten aller Geschlechter." „Es geht nicht mit rechten Dingen zu, wie Du steigst, Lippold. Sag mir's aufrichtig, wie machst Du's? hast Du nicht etwas dem Kurfürsten beigebracht, daß er Dich lieben muß? sag es aufrichtig. Ich hab' Dir nicht getraut, seit Du auch die Bürgermeister in der Tasche hast. Du kannst es nicht machen allein mit dem Geld, sag mir, was treibst Du?" „Laß mich zufrieden, Weib. Ich will Dir nicht Rede stehen. Ich leih' Geld und das macht sie mir geschmeidig." „Ich glaub's nicht, Lippold. Du kannst noch mehr. Was hast Du vor? Sie sagen, auf dem Mühlendamme, wo Du hast Deine Münze, treibst Du allerlei Geschichten. Sie sagen, Du sprichst mit dem Teufel und er gibt Dir Tränke für die Menschen." „Possen," sagte Lippold. „Ich glaub' nicht, daß es Possen sind." „Nun denn, rief der Münzjude ärgerlich, „sei's denn, ja. Ich kann, was gekennt hat der Thurneysche und vielleicht noch mehr. Da schau her," rief er, ein schwarzes Buch aus einer Ecke seines Repositoriums hervorziehend, „das ist mein Schlüssel, mit dem mache ich alles sprecht, wie ich es haben will. Nun laß mich in Ruhe." Aengstlich betrachtete Hagar das mystische Buch, in welchem allerlei Characteere sonderbarer Art verzeichnet waren. „Leg es weg, Lippold! leg es weg! und hüte Dich, daß Deine Feinde es nicht finden." „So geh und laß mich in Ruhe," herrschte der Jude. Die Frau ging. „Nun wird sie doch sein zufrieden," sagte Lippold für sich. „Ich habe ihr etwas gezeigt, was sie für Zauberwerk hält, aber es ist doch nichts als ein arabisches Münzbuch. Muß man nicht die Weiber belügen, wenn man will haben Ruhe vor ihnen!"

Er stülpte eine Kappe über und warf einen langen Mantel um, griff eine Blendlaterne und faßte einen dicken Knotenstock in seine Faust. Dann verließ er sein Haus. Die Georgenstraße hinaufschreiteur, kam er bis zu den Häusern am Mühlendamme, wie zu jener Zeit die heutige Poststraße genannt wurde. Das hohe alte Haus, welches die Münze enthielt, war Lippolds Geschäftslocal, woselbst er für Rechnung des Staates arbeitete. Er zog die Blendlaterne unter dem Mantel hervor und rührte den Klopfer der Eingangspforte. Nach wenigen dumpfen Schlägen ward die Thür geöffnet, ein Diener, mit der Leuchte in der Hand, trat unter den Thorbogen. Lippold ging hinein und die Pforte schloß sich. Der Münzmeister stieg die Schneckentreppe hinauf, und nachdem er verschiedene Pforten geöffnet, betrat er sein Arbeitsgemach. Hier lagen allerlei Gold- und Silberbarren, altes Goldgeschmeide und Geräthschaften aus edlem Metalle durcheinander, der Einschmelzung harrend. Lippold setzte sich an den Tisch und begann zu wiegen. Nachdem er verschiedene Notizen in sein großes Buch eingetragen hatte, fing er an zu rechnen. „Eilftausend, einhundert und einundbreißig Thaler. Es sind unter versetzte Dinge, Pfänder, Bürgschaften. Hoffentlich werden sie verfallen. Das Meiste haben die Räthe des Kurfürsten und die hohe Bürgerschaft Berlins geliefert. Am 2. Jänner des nächsten Jahres werden wir sehen. Die meisten Scheine lauten auf diesen Tag. Es wird eine Goldernte werden."

Eine glänzende, die Pracht des kurfürstlichen Hofes repräsentirende Menge von Cavalieren und Damen belebte die schneebedeckte Waldung, welche sich um das Jagdschloß Grunewald hinzog. Das Jagdschloß war schon lange vollendet. Es verdankte seine Entstehung einer Laune der Gattin des Kurfürsten, der Prinzessin Hedwig. Von dem Baumeister Caspar Theiß im Jahre 1542 begonnen, ward es schon in einem Jahre der Vollendung entgegengeführt. Auf dem Platze vor dem Haupteingange hatten die hohen Jäger einen Kreis gebildet, um den kurfürstlichen Herrn zu empfangen, der heute die Jagd eröffnen sollte. Endlich erschienen die Jagdjunker des Kurfürsten, das Thor ward geöffnet und der Kurfürst sprengte hervor. Ein lauter Vivatgeschrei erhob sich. Joachim dankte, er sah sehr frisch und munter aus, freundlich ließ er sich mit seiner Umgebung in Gespräche ein, der ganze Kreis der Cavaliere umdrängte ihn. Plötzlich wurde eine Bewegung unter dem Schloßthore bemerkbar. Eine rothsammtene, palankinartige Sänfte ward von sechs Trabanten getragen. In Pelze gehüllt, von Sammt und Seidenstoffen bedeckt, lag in derselben eine bleiche, leidende Frau. Dies war Hedwig, die Kurfürstin von Brandenburg. Schreckliches Unglück hatte die blühende Frau dem Siechthum entgegengeführt.

Im Jahre 1549 lustwandelte sie am Arme des Kurfürsten durch die Hallen des Jagdschlosses Grimnitz, als mit furchtbarem Krachen der Boden der Gallerie zusammenbrach. Beide Gatten stürzten in die Oeffnung hinab. Des Kurfürsten Gewandtheit rettete ihn vor größerem Unglück; sich mit den Ellenbogen anstemmend, blieb er zwischen den Bohlen hängen. Hedwig aber stürzte tiefer und verletzte sich an einem jener gewaltigen Hirschgeweihe, mit denen die unter dem Corridore liegende Gallerie verziert war. Sie siechte seit jener Zeit dahin und mußte an Krücken schleichen. Bei keinem hohen Feste aber fehlte die Kranke. Der Kurfürst sah es gern, wenn sie zugegen war. So auch heute. Jede Art von Sänften oder Tragstühlen stand bereit, die Fürstin aufzunehmen. Sie wollte das Ab-

Digitized by Google

ziehen der Jagdgesellschaft mit anjehen. Galant ritt der Kurfürst an die Säufte und bot der Gattin einen guten Morgen, ihr die hagere elfenbeinfarbige Hand küssend. Die Hofherren und Hofdamen bildeten sofort wieder einen Kreis um die Sänfte und die kranke Fürstin, deren Wangen die frische Winterluft eine leichte Röthe verlieh, schien außerordentlich heiter.

Plötzlich verfinsterte sich das Antlitz Hedwigs. Ihre Augen hafteten auf einem Gegenstand, der ihrer Sänfte gegenüber stehen mußte. Aller Blicke folgten denen der Fürstin. Der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit war eine schöne, hochgewachsene Dame. Ein brannes Reitkleid umschloß den schönen Körper. Goldne Knöpfe, vom Halse an bis unten an den Rand des Kleides sich hinziehend, schlossen das Gewand. Ein Federhut aus feinstem Seidenhaare bedeckte das Köpfchen und kostbare Spitzen umgaben den Hals. Die Dame war nicht mehr jung, aber sie zeigte in ihrem ganzen Wesen so viel des Imponirenden, daß die jugendlichen Reize vollkommen dadurch ersetzt wurden. Leicht und anmuthig bewegte sie ihren reichgeschmückten Zelter. — „Die Sydow," murmelte alles. „Die Ginsterin." Es war Anna Sydow, des Kurfürsten Geliebte, die Wittwe des Ginsters. Sie hatte den Muth, auf der Jagd zu erscheinen. Sie forderte heraus. Sie machte ihre vermeintlichen Rechte auf das Herz des Churfürsten öffentlich geltend. Hinter der Sydow ritten ihre zwei Junker, der eine trug einen reichen Pelz, der andere hielt eine leichte Büchse auf dem Sattel. Kurfürst Joachim war in offenbarer Verlegenheit, er faßte sich aber bald und begnügte sich, die Sydow artig zu grüßen.

Die Jagd begann. Kaum ertönten die Hörner, sie eilte alles in wilder Hast hinein in den Wald. Unter den in vorderster Reihe befindlichen Jägern konnte man auch die Bettern von Schliefen bemerken. Endlich sahen die Reiter das Wild dicht vor sich ausbrechen, mit lautem Hallo setzte die Meute hinterher und Herren und Damen folgten wie Pfeile. Die Hufen der Pferde warfen und wirbelten den Schnee empor, die Nüstern dampften und die Schweißflocken flogen umher.

Henning Schliefen, der sich fast an der Spitze befand, schien in seinem Jagdeifer alles vergessen zu haben. Er kannte weder Lippold, noch dessen Forderung, als er den ungeheuren Hirsch betrachtete, der vor ihm auf und ab raste. Wenn er so glücklich war das Thier mit seinem Jagdspieße abfangen zu können! denn so war die Jagd befohlen. Man sollte vom Pferde herab den Hirsch mit dem Speere treffen. Tief in den Wald hinein jagten die tollen Reiter. Der Hirsch verwirrt sich — er stockt in dem Gehölz — die Hunde sind hinter ihm — ein weiter Kreis von Reitern umgibt ihn. Hart vor einer Lichtung steckt der Zug, Henning will sich hineinwerfen.

„Zurück da," donnert eine Stimme hinter ihm. Der Erelmann wendete betroffen das Haupt. Er sah sich einem der Junker der Sydow gegenüber und dicht hinter demselben trabte schon die schöne Reiterin heran. „Weshalb zurück!" fragte trotzig Henning Schliefen. „Die Dame will an den Hirsch."

„Welche Dame?" fragte Henning. „Ich, mein Freund," rief die Sydow, dicht an den Edelmann heranreitend. „Das ist ein sonderbar Verlangen, Frau. Die Jagd ist für Jedermann frei. Einer Bitte hätte ich gern nachgegeben, dem Befehle nie." Ohne sich weiter zu kümmern, setzte er sein Roß in Bewegung und eilte dem Wilde nach. Erstaunt und betroffen blieben die Sydow und ihre Begleiter zurück. „Wer ist der Thor, wer ist der Lümmel?" rief die Sydow. „Es ist ein Schliefen," entgegnete der Junker. „Ich will mir den Namen merken."

Länast hatte die Jagdlust nachgelassen. Im Saale des Schlosses saßen sie alle beim Mahle und der Becher kreiste. Der Kurfürst ging um die Tafel und munterte die Gäste zum Trinken auf. Nach der Tafel zog der Fürst sich in ein Seitengemach zurück. Die heitre Laune, welche Joachim zur Schau trug, machte den Bettern Schliefen Muth und da nun ein Jeder zum Schluß einen Jagdwunsch herfagen mußte, dem Kurfürsten zu Ehren, so ergriff Trangott die Gelegenheit. Er nahete sich mit seinem Vetter dem Kurfürsten und begann eine Art Improvisation, durch welche er sich als Lippolds Schulmer bekannte, den er mit einem Jäger verglich. Obgleich der Kurfürst sehr viel auf den Juden hielt, sah er es doch nie ungern, wenn Witze über Lippold gemacht wurden. Die Bettern glaubten nun ihrer Sache gewiß zu sein, waren aber nicht wenig erstaunt, als der Fürst ihnen ein finsteres Gesicht zog und sie mit sehr bösen Blicken musterte. „Das soll ein Anrufen meiner Hilfe sein? Ich glaub's wohl. Ich habe aber keine Lust zu helfen." „Durchlauchtiger Fürst," stammelte Henning. „Wenn man mir treu und ergeben sein will, soll man es auch gegen die Leute sein, die mir nahe stehen. Man verweigert Damen keinen Durchzug, wenn es gilt, einen Hirsch zu stellen. Gott befohlen."

Die Bettern wußten nun, woran sie waren. Gesenkten Hauptes gingen sie aus dem Gemache und bestiegen ihre Rosse. Schweigend ritten sie nach Berlin zurück. „Der Jude hat uns sicher," sagte endlich Trangott, „und der Kurfürst wird sich unsrer nicht annehmen. Warum hast Du der Sydow auch den Durchritt verweigert."

Eine stille Mondnacht lag auf Berlin und der ganzen Umgegend. Die Glocken der Kirchen waren in voller Bewegung, sie läuteten am ersten Neujahrstage des Jahres 1571. Zwei Männer ritten den Weg entlang, der von dem Dorfe Tempelhof nach Berlin führte. Es waren unsere beiden Bettern, die sich wieder einmal vergeblich bemüht hatten, die fällige Summe aufzutreiben. Es war ein harter Tag, der den Edelleuten bevorstand. Ihre Ehre verbot es, sich flüchtig zu machen. Sie mußten und wollten einstehen mit ihrem Leibe und sich auslösen dem Gerichte, wenn der Jude es anrief. „Wer weiß, was morgen um diese Zeit mit uns geschehen ist," sagte Henning traurig. „Die Allmacht des Juden ist gar zu groß." „Er weiß gewiß Dein Begegniß mit der Sydow", meinte Trangott. „Glaubst Du?" „Sicherlich. Sie spielen sich beide in die Hände. Er macht die Rechnungen für die Kinder der Sydow und er setzt dem Kurfürsten aufs Papier, was sie ihm diktirt." „Der Kurfürst sollte doch noch günstig zu stimmen sein, wenn er nicht uns abwenig gemacht worden wäre. Ich wünschte ihn nur ein Mal noch sprechen zu können, um" — „Hollah, was ist das — sieh dort," schrie Henning, in die Ferne weisend. Sie blickten auf und sahen über Berlin eine feurige, in rothen Strahlen zuckende Kugel schwebend. Sie fuhr aus den Lüften hernieder und senkte sich mit leisem Gepraffel auf das kurfürstliche Schloß, wo sie in tausenden von Funken auseinanderbarst. „Ein gräulich Himmelszeichen," riefen die Bettern. „Das hat eine schwere Bedeutung," sagte Henning seufzend. „Gott schütze vor Unheil!"

Das Jagdhaus zu Köpenick war am 2. Januar des Jahres 1571 sehr belebt. Es war eine Jagd veranstaltet worden, an welcher der Kurfürst Theil genommen hatte. Hell flackerten die Kaminfeuer, eine behagliche Wärme durchzog die hohen Gemächer und im Speisezimmer wartete eine reichbesetzte Tafel der Gäste, welche von der Jagd zurückkommen sollten. Lautes Hundegebell, klingendes Reitzeug, Rufen und Scharren verkündete die Ankunft der Jäger. Der Reitknecht hob den Kurfürsten vom Rosse. Gestiefelt und gespornt trat Joachim in den Saal. Die Pagen jogen ihm schnell die schweren Reitstiefel von den Füßen und bekleideten ihn mit warmen Socken. Bald saßen alle um den Tisch beim Gase und zur Erheiterung des Kurfürsten wurde eine jener launigen Tischreden Luthers gelesen, die so wunderbare Mischung von Ernst und Humor in sich tragen.

Da plötzlich senkt der Kurfürst das Haupt. Allgemeine Stille tritt ein. Besorgt blickt alles auf den Herrn. Er sitzt schweigend da. Endlich hebt er sein Haupt, er sieht auffallend bleich aus. Mühsam öffnet er den Mund. „Wo ist ein Maler, der mir das Bildniß des Gekreuzigten schnell und gut auf die Wand zeichnen kann?" Alles staunt, und der Schrecken, den diese unerwartete Rede hervorbringt, läßt sich nicht beschreiben. „Ist kein Maler da?" ruft der Kurfürst. Man verneint es. „Dann schnell eine Kohle, Kreide oder was sonst." Man schafft eilig Kreide herbei. Der Kurfürst erhebt sich von dem Sessel und tritt zur Wand. Langsam beginnt er einen gekreuzigten Christus auf die Wand zu zeichnen. Eine tiefe Stille herrschte im Saale. Es waren viel Gäste anwesend, aber niemand sprach ein Wort und jedes Auge folgte den Handbewegungen des Kurfürsten. Als er die Zeichnung vollendet, sagte er ruhig: „Jetzt gehe ich zu Bette. Gute Nacht allerseits."

Ein Stöhnen des Kurfürsten. Eine mächtige, furchtbare Convulsion. Sein Herz schlägt gewaltig. Seine Hände greifen hinaus in die Luft. Er ruft um Hilfe, während ein erstickender Husten ihn anfällt. Der Leibarzt eilt herbei, ein Aderlaß wird vorgenommen, nur spärlich rinnt das Blut. Nacht umflort des Kurfürsten Augen. Er ruft: man solle beten. „Es ist ein wahres, theures Wort, daß

Digitized by Google

Christus in die Welt gekommen ist," rief er mit matter Stimme. Sein Haupt sinkt in die Kissen zurück. Joachim II. hatte geendet. Die Uhren schlugen die neunte Stunde des Abends.

Der Abend des zweiten Januar im Jahre 1571 sah die Bettern von Schlieben in großer Aufregung durch die Klosterstraße schreiten. Sie gingen zum Schatzjuden, um sich mit Leib und Leben ihm hinzugeben, bis sie einen Freund gefunden, der sie erlöste. Der Maket auf dem Wappen, das gedrohte Leben, die schimme Nachrede — alles tanzte vor ihren Augen. Noch einen Ausweg hatten sie aber gefunden. Sie boten dem Juden ihr Gut an und verschrieben darauf die Summe. Wenn der Jude nicht darauf einging, so war es wenigstens offenbar, daß er aus Bosheit handelte und mit den Bettern war die öffentliche Meinung. Als sie in die Klosterstraße eingebogen, erhöhte ein gewaltiges Schellengeläut. Eine glänzende Schlittenfahrt kam die Straße entlang. Prachtvolle Pferde trugen sammtene Schabracken, an denen silberne Glöcklein klangen, und mit Fackeln und Lichtern versehene Eselkaleken standen hinten auf. „Wer ist das?" fragte Henning Schlieben, obgleich ganz von seiner schlimmen Lage eingenommen, dennoch verwundert über den prächtigen Anblick. „Ei, Herr," sagte ein Bürger, „das ist die schöne Günsterin; sie hat eine Fahrt nach Köpenick gemacht und hier beim Lippold angehalten. Vermuthlich haben sie wieder beide mit Geld gewirthschaftet und die Sybow hat sich neuen Vorrath bestellt." Die Bettern gingen weiter. Von den Kirchthürmen herab dröhnte die neunte Stunde. — Sie standen in des Juden Zimmer. „Ist Geld da?" herrschte er die Exekuteure an. „Wir haben keins, aber wir stellen uns Dir, nach unserm Wort, mit unserm Leibe zum Pfande." „Ist schlimm für Euch, Herr Henning, und für Euren Vetter. Ich lasse mir mein Recht nicht nehmen." „So brauchst es. Wir bieten Euch noch einen Vergleich. Das Gut meines Vetters, das letzte unserer Habe, nehmt es als Pfand für die Summe, welche wir schulden." „Begehagen?" rief der Jude. „Es läßt sich reden darüber. Aber wartet, ich muß es überlegen. Tretet bei Seite, es warten viel andre noch, die heute Abend kommen sollen."

In dem Vorzimmer war eine große Menge Menschen. Alle Stände schienen vertreten. Jeder hatte Papiere oder Geld in Händen. Dieser zeigte ein ruhiges Antlitz, auf dem Gesichte des andern spiegelte sich Verzweiflung. Es war der Zahltag des Juden, die Stunde, wo die Pfänder verfielen. „Bis Mitternacht," sie lautete der alte Rechtsspruch, „soll gegeben sein die Frist, dann aber ist alles verfallen." Schon den ganzen Tag über hatte Lippold im Gelde gewühlt, Leute auf das Stechhaus geschickt, Zahlungen entgegen genommen und neue Verträge gemacht. Wie ein Fürst geberdete er sich und hohnlächelte über das Kurschen und die Verwünschungen, welche ihm nicht entgingen. Er war mit Gewalt in die Häuser von achtzehn wohlhabenden Bürgern gedrungen, hatte ihre Schränke und Kasten geöffnet und im Namen des Kurfursten alles ein Metall nach sich genommen. Das Metall schleppte er in seine Münze und den Eigenthümern stellte er als Ersatz schlechtes Geld zu. So verbesserte Lippold die Finanzen. Mit welcher Wuth die Berliner daher den Juden betrachteten, kann man sich denken. Der Kurprinz Johann George suchte vergebens dem Unwesen zu steuern, arbeitete doch die Sybow im Interesse des Juden.

Aus der Menge hervor hörte man die Stimme des Lippold. Er trug ein gewaltiges Buch in der Hand und rief die Namen derer auf, welche zu zahlen hatten. Da gab es denn Heulen und Zähneklappen genug. Immer berief sich Lippold darauf, daß er für die kurfürstliche Kasse arbeite. Die Bettern hatten sich in eine Fensterbrüstung zurückgezogen und betrachteten schweigend das sonderbare Schauspiel. Da bat eine alte Frau um Aufschub. „Ich kann nicht zahlen, gestrenger Herr Münzmeister. Mein Sohn ist noch nicht zurück von Prag, von wo er das Geld bringen soll. Er wird kommen und zahlen, gebt Frist." „Habt Ihr nicht die 1000 Thaler entliehen und erhoben aus der Kasse des Hofamtes, dem ich vorstehe? Hier ist keine Frist. Die tausend Thaler gehören auf den Beinberg der hochgebornen Frau von Sydow, deren Geld ich verwalte, und ich muß dafür stehen, daß Ihr pünktlich einzahlet, sonst ist der Kurfürst ungnädig." Diese offenbare Lüge, die schamlose Frechheit, mit welcher Lippold seinen Herrn herabsetzte, empörte alle. Ungeachtet der Sorgen, die jeden in diesem Zimmer Befindlichen drückten, erhob sich ein Gemurmel des Unwillens, das immer lauter anschwoll. „Wer widerspricht mir, wenn ich im Namen meines Herrn handle?" rief der Jude. „Ich", donnerte eine Stimme von der Eingangsthür her. Erstaunt wich alles auseinander. Klirrend in Waffen, Piken und Partisanen in der Hand, trat ein Commando bewaffneter Bürger plötzlich in den Saal. Lippolt stand allein. Er glaubte zu träumen. Tiefe Stille lagerte auf der Versammlung, man fühlte, daß eine Katastrophe herannahte. Vor den Bewaffneten her ging Herr von Röbel, ein junger Edelmann, den blanken Degen in der Hand. „Was soll das?" herrschte ihn der Jude an. „Was wollt Ihr?" „Dich", brüllte Röbel. „Hollah, ihr Bürger, im Namen des gnädigen Kurfürsten, greift den Juden." „Seid Ihr toll?" wartet, ich will Euch das Spiel schwer machen. Zum Kurfürsten." „Zu welchem, Lippold? Du wirst bei Johann George schlimm wegkommen, und Seine kurfürstliche Gnaden Herr Joachim II. sind vor einer halben Stunde zu Köpnick im Herrn entschlafen. Hier ist mein Befehl." Er bot ein Papier empor. Mit starrem Entsetzen hatten alle die Botschaft vernommen, dieses Entsetzen wich aber bald der rasendsten Heftigkeit. „Greift den Juden! hängt ihn! schlagt ihn nieder!" schallte es von allen Seiten.

Lippold war mit einem Schlage in sich zusammengesunken. Er glich einem gekrümmten Wurme. Klappernd mit den Zähnen, schreiend, nach Luft schnappend, wälzte er sich am Boden. In die Höhe gerissen, von allen Anwesenden geschlagen, gestoßen, geschimpft, suchte er Schutz zwischen den Bürgerwachen. Kreischend lief sein Weib herzu, eine Labung gräflichen Hohnes wartete ihrer. Hinunter zerrte man den Juden die Treppe bis auf die Gasse, wo schon eine Menge neugierig harrte. Wie ein Lauffeuer hatte sich das Gerücht vom Tode des Kurfürsten verbreitet. Johann George hatte kaum die ersten Thränen über seines Vaters Ableben vergessen, als er sich schon aufs Roß warf, um nach Köpnick zu eilen, die Reiter mit Fackeln hielten neben ihm. Als der Kurfürst eben fort wollte, schien ihm noch etwas einzufallen. „Schnell Papier und Feder," rief er. Man brachte es herbei. Johann George beschrieb zwei Papiere. Ein Trabant hielt ihm die Tartsche auf dem Sattel, die er als Schreibtisch benutzte. „Hier", sagte er, „von Röbel! Dies für Euch. Und Ihr dort, von Brand, dies für Euch. Greift mir die beiden." Er gab dem Pferde die Sporen und trabte, umgeben von seinem Gefolge, in die Nacht hinaus.

Wer war der zweite, den der neue Kurfürst greifen ließ? — Es war ein Weib, ein Weib, das da hoch gestanden hatte, mit dem Winken der Augen das kleine Land regierte und keinen Widerspruch duldete. Herausgerissen aus ihrem prächtigen Hause, wehklagend, jammernd, von den weinenden Töchtern begleitet, war Anna Sydow, die mächtige Günsterin, in einen Wagen geschleppt. „Wer läßt mich richten?" „Johann George, der neue Kurfürst." „Der Sohn! der Sohn! ich bin verloren." — Hinaus in die kalte Winternacht jagt der Wagen, den Bewaffnete umgeben. Ueber die Zugbrücken Berlins donnert er, durch finstre Wälder geht es. Wohin? Der Mann neben ihr gibt keine Antwort. Es ist Herr von Brand — die Sydow hat ihn oftmals gesehen, oft mit Verachtung behandelt. Ein Fröstein überfliegt ihren Körper, sie hat eine schwere Sammetschaube im Augenblicke ihrer Verhaftung mitgenommen, sie wickelt sich fest hinein. Immer weiter rollt der Wagen — immer nebelhafter, unbestimmter werden die Umrisse der Gegend. Endlich hält der Wagen vor einem Thore, das hinaufragt, riesig, groß. Es öffnet sich, das Gefährt rollt in einen weiten Hof. „Steigt aus, Anna Sydow", ruft Brand. Der Schlag wird geöffnet. Ein weiter Kreis von Bewaffneten umgibt die Kutsche. Anna setzt zitternd den Fuß auf den Boden. „Allmächtiger! wo bin ich?" „In der Burg zu Spandau." „Zu — — Barnherzigkeit — hier soll ich bleiben?" „Hier! Eure Wohnung ist der Juliusthurm. Schließer, zeigt der Dame den Weg." — Die Pforten schlossen sich krachend hinter der einst so mächtigen Frau. Als Brand nach Berlin zurückritt, wendete er sich in der Nähe der Leute noch einmal nach der Burg Spandau um. Hoch oben im runden Gemäuer des Juliusthurms blitzte ein Licht durch die Nacht. Es war das Gefängnißzimmer der schönen Günsterin. Sie hat es nur als Leiche verlassen.

Glücklicher war sie aber, als der Mann, den um eben jene Zeit die heulende Menge durch die Gassen Berlins verfolgte. Lippold

Digitized by Google

leuchte in Angst und Noth. Endlich nahmen ihn die Mauern des Rathhauses auf und man führte ihn in ein starkes Gefängniß, welches, nach der heutigen Königsstraße hinaus gelegen, für Verbrecher ersten Ranges bestimmt war. Hier saß er zusammengekauert auf der Holzbank.

Es war ein nebliger, feuchter Morgen. Die Uhren zeigten die fünfte Stunde. Da rasselten die Schlösser und die Riegel kreischten, auf aus seinem bleiernen, von bösen Träumen gepeinigten Schlafe fuhr der Jude. Er rieb sich die Augen, die ihm schmerzten von dem grellen Lichte, das eine Blende auf seine abgematteten Züge warf. Vor ihm standen Männer in langen Talaren, sie hatten Papiere und Bücher in der Hand und eines dieser Bücher war das Schuldbuch Lippolds, mit Eisen beschlagen, mit Namen und ungerechtem Zins gefüllt. Ein Buch, das so viel Flüche einschloß, so viele Thränen fließen machte, wenn er es mit seinen hageren Fingern durchblätterte. „Zum Gericht," rief eine dumpfe Stimme. Der Jude bebte empor. Da lasen sie ihm eine lange Anklage vor, wie er den seligen Kurfürsten im Schlafe nicht vergeben, wie er ungerecht gewirthschaftet, wie er das Gut verschleudert. Die festgesetzte Commission bestand aus dem Oberstheimeister Georg von Arnim, dem Rathe Christoph Meienburg, dem Hausvogte Siegmund Rosenecker und dem Richter Conrad Schenk. Man muß staunen über die Parteilichkeit, mit welcher jener Prozeß geführt ward. Es waren vor allen Dingen die Räthe und Schöffen Berlins, die auf die Pfänder von dem Juden gelichen hatten und die nun seine Verdammung mit Ungestüm forderten, um der Zahlung zu entgehen. Viel hatte Lippold verschuldet, aber seine Rechnungen stimmten merkwürdiger Weise alle. Freilich hatte er sich stets vom Kurfürsten eine Begluabigung zu verschaffen gewußt. Das Loos des Juden war erbarmenswerth. Seine eignen Glaubensgenossen beklagten sich, daß er ihnen zu viel Schutzgeld aufgebürdet habe. Die Christen klagten über seinen Zinswucher. Man legte Scheine vor, nach denen es klar ward, daß Lippold zu fünfzig Procent verliehen. Man bewies, daß Lippold Gelder für kurfürstliche Arbeiten an sich behalten, um damit zu wuchern.

Aber das schlimmste Verhängniß brach endlich über ihn ein. Nachts hatte man seine Frau in den Kerker gelassen, man glaubte, desto eher noch große Geständnisse erlauschen zu können. Es ist richtig so. Der wachthabende Bürger legt das Ohr an die Thür. Er hört, wie die Gatten sich streiten. Bittre Vorwürfe macht das Weib dem Manne, er gebietet ihr Schweigen, sie wird heftiger und bricht endlich in die Worte aus: „Wenn der Kurfürst nur wüßte, welch ein arger Schelm Du bist und was für Bubenstücke Du aus Deinem Zauberbuche thun kannst." — — Hui! das ist genügend! Die Wache hat es gehört. „Im Namen Gottes! herbei! herbei!" ruft der Wächter. Die Glocke tönt, das Haus belebt sich, alles stürzt zum Kerker des Juden, der Wächter macht seine Aussage. Endlich wissen sie, um was es sich handelt: Lippold treibt Teufelskünste.

Noch in der Nacht wird Conrad Schenk geweckt. Er eilt ins Rathhaus; die Frau wird ergriffen und in die geschlossene und bewachte Wohnung Lippolds geführt. Hier findet man das unselige Buch. Es enthält allerlei Zeichen und einen Schlüssel Salomonis.

Zwei Tage später hörte man zur Nachtzeit ein Kreischen, ein leises Wimmern; im Rathhause zu Berlin waren die Schöffen des Gerichtes versammelt. Der Schatzjude Lippold lag auf der Folter. Melchior Balzer, der Henker Berlins, erpreßte alle Geständnisse von ihm, die seine strengen Richter haben wollten. Es war vorbei mit ihm. Auf dem neuen Markte zu Berlin endete der reiche, mächtige Schatzjude, des Kurfürsten Kämmerer, des Landes Münzmeister. Wie endete er? Auf dem Schaffot.

Aber seine letzten Stunden mögen mit einem Schleier bedeckt werden, es ist besser, solche Gewebe nicht zu lüften, nicht die Strafen zu schildern, welche den Unglücklichen trafen — Strafen, die weit hinaus gingen über die Vergehungen und die den Verbrecher fast zu einem Märtyrer umgestempelt haben.

1573 zog an dem Horizonte der Umgegend Berlins eine lange bewegliche Linie dahin. Es waren Karren, Pferde, Menschen. Weinende, wehklagende Gruppen zogen in die Ferne, geleitet von schwerbewaffneten Reitern, die sich sorgfältig überzeugten, daß niemand zurückbleibe. — Es waren die Juden Berlins. Lippolds Schicksal war auch für sie verhängnißvoll. Ein ungeheurer Prozeß war zu ihrem Nachtheil entschieden. Jeder Unthat wurden sie fähig erklärt. Ein kurfürstlicher Befehl gab ihnen auf, alle Habe zu verkaufen und davon die Prozeßkosten zu zahlen, jedann aber das Land zu verlassen. So zogen sie hinaus nach Böhmen, Polen und Ungarn. Sie trugen mit an der Schuld des Einzelnen, bis dereinst mildere Anschauung ihnen die Rückkehr gestattete. Von dem Gelde Lippolds ist nichts geblieben, aber im Hause am Mühlendamm soll der Geist des Geächteten umgehen und mit dem Wuchergelde des Nachts klimpern, bis die Hähne krähen.

Deutsche Jagd und deutsches Wild.

In der Krähenhütte. Von Dr. E. Baldamus.

„Stellen Sie mir Ihre Krähenhütte auf einige Jahre zur Disposition, aber nur mir allein, und ich garantire Ihnen einige Wispel Körner und einige Dutzend Centner Kleehen mehr, als Sie bisher heimsten —"

„Keine Jagdgeschichten, Freund! Sie wissen, daß Sie auch ohne Ueberschwänglichkeiten interessant sind! Uebrigens, die Hütte ist Ihnen hiermit auf 6 Jahre verpachtet. Verfahren Sie damit —"

„Danke! Und Was zahlen Sie mir Pacht?"

„Ich? Ihnen? — Nun da möchte ich wohl hören. Waren Sie etwa neuerdings mit Ullmann zusammen?"

„Trefflich gerathen! Und Sie sehen nun wohl, daß meine Frage nicht ungereimt ist."

„Apropos, Sie waren neulich in der Residenz: 's ist wohl auch nur Humbug mit dem Erard-Ullmannschen Vertrage?"

„Keineswegs! Die berühmte Erardsche Flügel-Fabrik zahlt dem großen Künstler-Aussteller Ullmann für die Erlaubniß, drei ihrer schönsten Flügel sammt einem Flügelführer kostenfrei durch Europa zu transportiren und zu seinen Concerten aufzustellen — ich weiß nicht — wie viel Franken —"

„Zahlt noch?"

„Zahlt noch, und macht ein gutes Geschäft dabei, wie Sie bei der Krähenhütten-Pacht, die Sie mir nun zahlen werden."

„Gut, und sind Sie mit zehn Procent des künftigen Mehrertrages zufrieden? Natürlich in natura."

„Auch gut, und abgemacht!"

„Nun ja! Aber wie steht's mit dem Schutz? Der meinige ist, wie Sie wissen, rauf gegangen, und steht da im Schreine."

„Es ist für Jäger und Forscher nur „ein halbes Plaisir" mit dem ausgestopften „Auf". — Indeß erwarte ich täglich einen kleinen Transport von vier bis fünf aus dem Horste gehobener Uhu aus Curland, wo der „Grand Duc" der Franzosen noch häufig genug sein soll" —

„Ich abonnire auf einen —"

„O ich habe nur zwei anderweit versprochen. Die übrigen stehen Ihnen gegen Futter- und Pflegekosten zur Disposition."

„Auch Pachtberingung?"

„Die Sie gern annehmen werden" — —

„Aber die Krähenhütte!" rufen die ernsten Leser.

„Die Krähenhütte! Ja, die Krähenhütte!" die ungeduldigen Leserinnen.

Nun da steht sie ja vor Ihnen, meine Verehrtesten, in gar hübschem Contexte.

Bemerken Sie zuvörderst die Lage derselben auf einer das Terrain beherrschenden Erhöhung des Bodens, einem Hügel oder einem Berge: der Uhu soll dem „Raubzeuge" schon aus der Ferne sichtbar sein.

Die „Hütte" selber ist eine etwa vier bis fünf Fuß tiefe Erdhöhle, nach Gelegenheit und Belieben mit Holz oder Steinen aus-

Digitized by Google

gebaut; das Dach niedrig, mit Erde und Rasen belegt, so daß das Ganze möglichst unverfänglich aussieht und einem Erdhügel gleicht. Denn das Raubzeug hat Falkenaugen, die auch der blinde Zorn gegen den Erbfeind nicht ganz blendet. Die möglichst wenig auffallende Thür sowie die Schießscharten dürfen nicht zu groß, letztere müssen nach innen enger sein. Fenster gibt es nicht in solchem Troglodyten-Palast: die Schießscharten geben Licht genug für lesende — Sonntagsjäger. Meublement nach Belieben, Mahagony, Polysander oder ungehobeltes Fichtenbrett!

Der Thürseite entgegengesetzt erblicken Sie, in einer Entfernung von 12 bis 20 Schritten von der Hütte, einen etwa vier Fuß hohen Pfahl mit armstarkem „Querholz"; besser noch ist ein Erdhügel von ungefähr derselben Höhe, mit einem Pfahle, der eine fest eingeschlagene Krampe trägt; beides aber so gelegen, daß man dies Podium des Uhu und diesen selber von der Hauptschießscharte aus stets vor Augen hat.

Da sitzt er, der wilde mitternächtliche Jäger, — der Schrecken der Kleinwelt der Vierfüßer und Vögel und abergläubischer Nachtwandler des Waldes — da sitzt er, die „Nichtaul" halb über die großen Feuerbälle der Augen gezogen, die tiefschwarze Pupille vom Tageslichte verengert — da sitzt er, einen kurzen, weichen Lederriemen am scharfen, kräftigen „Gewaff" (Fuß oder Fang), und mit diesem Riemen an eine „Leine" geschnallt, die ihm Freiheit zu einiger Bewegung läßt — da sitzt er, und blinzelt zuweilen in die Ferne und nach den zwei bis drei trocknen „Hal-" oder „Fall-Bäumen" hinauf, die seinen Stand umgeben, und von denen herab schon mancher Sturm auf ihn gemacht wurde.

Und nun, geneigter Leser, ist alles vorbereitet. Das Schießzeug in Ordnung. Die Herbstnebel steigen. Das Raubzeug lebendig auf dem Zuge. Setze Dich mit mir an diese Schießscharte. Aber still! — Vor allem kein Jagdglückwunsch! Und öffne Auge und Ohr!

Hörst Du nichts? Ich auch nicht. Aber sieh nur den Schuhu; der hat was gehört. Sieh, wie er die halb geschlossenen Feueraugen aufreißt — Kopf und Hals beugt, hebt, wendet und dreht. — Ist er nicht um die Hälfte größer geworden? — Jetzt zieht er das Gefieder glatt an, — jetzt sträubt er es wieder auf und zittert wie im Zorn oder in Angst — langsam hebt und senkt er die Nickhaut über die glühenden Augen — hebt und senkt ein Gewaff um das andre — da ist ein Feind im Anzuge — da ist er schon — ein prächtiger alter

Taubenfalk! Nun, der entgeht uns nicht! Wie heftig er dem „wilden Jäger" zusetzt — wie zornig er sein „kjak, kjak" ausstößt — und wie jener faucht und puhstet und mit dem Schnabel knappt — Halt, Freund, komm dem „Gewaff" nicht allzu nahe! Jetzt „hakt" er auf — und nun ist's Zeit! — Du sollst den Bauern nicht mehr die Tauben und meinem „Grundherrn" nicht mehr das Hühnerwild decimiren! — Ein großes schönes Weibchen, wie mir scheint. — Du sollst zum Ausstopfen!

Schon wieder unruhig, Freund „Auf"? Ein Habicht? Nun, der wird Dich nicht sehr in Aufregung versetzen. Er wird aufbäumen, Dich einige Sekunden in ruhiger Berachtung anblicken — und den Lohn seiner bösen Thaten finden! — Ihm ist sein Recht geschehen.

Doch da zieht ja eine ganze Schar von Angreifern heran. Königs-Milane sind's, und auf dem Zuge, scheint es. Sie kommen herab; sie „flechen" auf den bösen Feind; sie haken auf. Da gilt's eine Doublette — richtig — Ihr andern aber mögt weiter ziehn: zu den schädlichsten Räubern zählt ihr ja nicht und vertilgt doch auch manches Ungeziefer.

„Ob auch die Adler den Uhu angreifen?" Vom Steinadler weiß man es. Aber es geschieht doch wohl nur selten. Sind doch die Adler selber recht selten bei uns. Der Steinadler hakt dann still auf und schaut auf den Uhu in stolzer Ruhe herab — wenn er nicht einen ernstlichen Angriff — und nur in einen solchen könnte der königliche Vogel sich einlassen — gar fürchtet: man sagt, er sei in solchem Zweikampfe zuweilen unterlegen.

Aber hören Sie das helle, klingende „Kli, kli, kli"? Es gehört dem liebenswürdigsten aller Raubvögel, dem kecken, muthigen und doch sanften und leicht zähmbaren Thurmfalken. — Recht so! Nur drauf und herzhaft! Rupft und zupft den Bösewicht! Aber mit Vorsicht! — Zwar nicht vor mir: ich thue Euch nichts! Zieht hin nach dem sonnigen Himmel des heiligen Nil; nach den Pyramiden und Minarets, nach den Dum- und Dattel-Palmen Egyptens! Und haltet's dort wie bei uns: säubert Flur und Feld von Mäusen und Heuschrecken! Und „schlagt" Ihr dort einmal einen Fenerfinken oder einen Webervogel, wie bei uns einen Spatz — nun wohl bekomm er Euch. Und grüßt mir mit Euren klaren klugen Augen das Land meiner Sehnsucht!

Aber nun eilt Euch, daß Ihr nicht in die Schußlinie gerathet. Dort zeigt sich ein schlimmer Gesell, und der muß im Fluge ereilt

Digitized by Google

werden. Sein böses Gewissen läßt ihn nicht ruhen, nicht aufbäumen, den Erzwürgengel aller jungen Hasen, aller Feld- und Sumpf- und Wasser-Geflügelbrut im weiten Reviere. Noch zwar erkenne ich nicht, weß Art er ist; aber ob Rohr- oder Korn- oder Wiesen-Weihe, genug, er gehört zur Sippe der ewig schleicheuden, leise schwebenden, feigen und unerjättlichen Kinderdiebe, die mir in der Seele verhaßt ist.

Doch da erscheint eben ein neuer Kämpe! Und welch hitziger! Und noch einer und noch einer! Mit welcher Wuth stürzen sie sich herab, stechen sie nach dem gefesselten Räuber. Dabei haben sie etwas, was an die Adler erinnert in ihrem Wesen. Nun diese hochnordischen Recken sind ja auch entfernte Verwandte von jenen. Die nützlichsten der Tagraubvögel, sind sie, der nordische Rauchfuß-Bussard, wie unser Mäuse-Bussard gar rüstige Mäuse-Vertilger und zugleich die heftigsten Feinde des Uhu, und deßhalb auf der Krähenhütte nur allzuleicht zu schießen, wie denn — leider! „in drei Krähenhütten bei Gotha in der ersten Hälfte des März 1854 gegen 400 Rauchfuß-Buffarde (Schneeaare) gemordet wurden! — Jetzt bäumen sie auf, um sich zu verschnaufen und dann den Kampf von neuem zu beginnen! Nur zu! Ich störe Euch nicht! Nicht weil ich gerade an die Mehrertrag-Procente denke, die Ihr mir garantiren helft — o nein, nicht aus persönlichem Interesse allein seid Ihr sicher vor meinem Blei: Euch hat der große Oberherr und Gesetzgeber der Schöpfung das Amt der Einschränkung der schädlichen Nagethiere übertragen! Täppische Menschenhand, die Euren Beruf mißkennend oder leichtsinnig verachtend, sich selbst den größten Schaden zufügt! Wahrlich, der Landwirth, der Bussarde, Thurmfalken, Eulen — und unter Umständen selbst Krähen — vernichtet, hilft selbst zur Vernichtung, mindestens zur Schmälerung seiner Ernten durch die Mäuse! Und gibt es denn überhaupt etwas Widerwärtigeres, als jene tolle Schießwuth, die alles ohne Unterschied mordet, was vors Rohr kommt, Freund und Feind? — Doch davon ein anderes Mal!

„Aber eine „Krähenhütte" und seine Krähen?"

Ja so! Freilich! Nun die kommen, in Scharen meist, und schreien und stoßen nach dem Unglücksvogel, und bäumen auf und schreien, und attakiren von neuem und schreien, werden herabgeschossen und schreien, sind aber keinen Schuß Pulver werth, meint der Jäger, der ihnen die Fänge abschneidet für sechs Pfennige Schußgeld.

Medicinischer Aberglaube.

Von Reg.- und Medicinal-Rath Dr. Wald.

Medicin und Aberglaube? sollten das nicht zwei widersprechende Dinge sein! Die Medicin ist ja als Zweig der Naturwissenschaften durch ihre „exakte" Methode vor den Finsternissen des Aberglaubens vollkommen geschützt, — oder handelt es sich etwa um die medicinischen Thorheiten der vergangenen Jahrhunderte?

Um diese handelt es sich nicht. Auch heut zu Tage gehen Irrthümer und Vorurtheile in der Medicin um, die mit der Hartnäckigkeit des Aberglaubens festgehalten werden, und deren Darlegung nothwendig ist. Wem es aber auffallen sollte, daß die Irrthümer des eigenen Standes von einem zünftigen Mitgliede desselben aufgedeckt werden, der bedenke, daß der Dienst der Wahrheit über die Standesinteressen geht.

Wohl ist die Methode der „exacten" Forschung der einzige Weg zur Erkenntniß der Natur, ihrer Gesetze und ihrer Geheimnisse. Aber diese Methode setzt dreierlei voraus: Liebe zur Wahrheit, Freiheit von Vorurtheilen, und die Fähigkeit richtig zu denken. Diese Eigenschaften sind unter den Menschen nicht häufig, und keineswegs wird man ihrer durch den bloßen Entschluß: Naturwissenschaften oder Medicin zu studiren, sofort theilhaftig. Die Leute sind aber von dem Wahne befangen, daß dem so sei, und dieser Wahn ist der erste Aberglaube, den wir zum Unterschiede von dem sogleich zu betrachtenden: den allgemeinen nennen wollen. Von diesem gemeinen Aberglauben und dessen weitreichenden Folgen wollen wir später handeln; heute kommt es mir darauf an, zu zeigen, daß selbst in solchen Dingen, die der täglichen Beobachtung zugänglich sind, die Macht der ärztlichen Vorurtheile größer ist, als die Logik der Thatsachen.

Zu diesen Vorurtheilen gehört die Lehre: „Daß das Kupfer ein Gift sei."

„Wie, das Kupfer wäre kein Gift? Speisereste, die in Kupfer gestanden, besonders saure, haben doch aber nach Millionen Kinderfreund schon ganze Familien getödtet! Wer kennt nicht die schreckliche Geschichte vom Schuster Bodenreich, der Pflaumenmuß kochte und der mit seiner Frau, einem Dutzend Kinder, incl. Gesellen und Lehrlinge, elendiglich umkam, weil sie am Abende das im Kessel zurückgebliebene Muß ausgekratzt und gegessen hatten!"

Ungeachtet dieser betrübenden Geschichte bleibt es dabei, daß das Kupfer kein Gift sei. Diese Geschichte ist nämlich erlogen.

Das Kupfer gehört zu den kräftigsten und heilsamsten Arzneimitteln, dessen Kenntniß und Gebrauch wir dem Mittelalter verdanken, von welchem es sogar den Ehrennamen eines Alheils erhalten hatte. Daß nun ein jedes Arzneimittel, unpassend angewendet, schaden könne, bezweifelt kein Verständiger. Auch ist es möglich, daß ein Gesunder durch sehr große Gaben Kupfersalze, z. B. Grünspan, Kupfervitriol, lothweise genommen, schwer beschädigt, ja selbst getödtet werden könne; — ganz ebenso, wie dies durch ähnliche Gaben Salpeter, Eisenvitriol, Hoffmannstropfen, oder Branntwein geschehen kann, und oft genug geschehen ist. Aber niemand nennt deswegen das Eisen, den Salpeter, die Hoffmannstropfen Gifte. In die Reihe der Gifte stellt man mit Recht nur diejenigen Stoffe, welche in kleinen Gaben, allenfalls in Speisen und Getränken unmerklich beigebracht oder genossen, die Gesundheit und das Leben zerstören. Und daß in diese Reihe das Kupfer nicht gehört, ist leicht zu beweisen.

Ja, die Menge und das Gewicht dieser Beweise ist so groß, daß es nicht leicht ist, dieselben zu ordnen.

Zunächst erinnern wir uns, daß von den gebräuchlichen Metallen fast alle zu den Giften, ja, daß einige derselben zu den, dem organischen Leben feindlichsten Potenzen gehören. In erster Reihe steht hier bekanntlich der Arsenik, dann das Quecksilber, die beide den thierischen wie dem pflanzlichen Leben gleich verderblich sind. Aber auch das Gold, das Silber, das Zinn sind gefährliche Gifte, und wirken nur darum selten schädlich ein, weil sie nicht flüchtig und weil sie schwer auflöslich sind. Nicht weniger gefährlich endlich ist das Blei, welches in allen seinen Gestalten, sei es metallisch oder als Salz, Glätte und Farbe, selbst in den unmerklichsten Mengen, die mit ihm Hantierenden sicher vergiftet. Sehr schädlich wirkt auch das Zink, der Spießglanz und Wismuth. Demgemäß sehen wir alle, welche beim Ausbringen dieser Metalle oder bei der Bereitung ihrer Salze, ja selbst die Handwerker, die mit den fertigen Präparaten zu thun haben, in Folge der schädlichen Einwirkungen derselben einem unaufbleiblichen Siechthume und frühen Tode anheim fallen.

Nur bei zweien Klassen von Metallarbeiten, und glücklicherweise sind dies die bei weitem zahlreichsten, sehen wir das Gegentheil. Es sind die Eisen- und Kupferarbeiter.

Es gibt eine Literatur über die Gesundheitsschädlichkeit der einzelnen Handwerke. Die hier niedergelegten Ermittelungen ergeben, daß die Kupferarbeiter an Gesundheit und Langlebigkeit fast die erste Stelle einnehmen. Wir wissen nun außerdem, daß das Eisen und das Kupfer die einzigen Gaumetalle sind, welche zu den wesentlichen Bestandtheilen des menschlichen Körpers gehören. Sollte diese Thatsache nun zufällig mit dem Umstande zusammen treffen, daß die Eisen- und Kupferarbeiter durch ihre Beschäftigung nicht leiden?

Und dabei ist es erwiesen, daß geradezu kein Metall, selbst das Blei nicht, bei seiner Bearbeitung so reichlich in den Körper eindringt, wie das Kupfer. Es ist dies bekanntlich das einzige Metall, welches beim Reiben schon einen sehr merkbaren eigenthümlichen Geruch entwickelt, und geschmeckt wird. Wegen seiner hohen Elastici-

Digitized by Google

tät ist die Werkstatt der Kupferschmiede und Kesselschläger fortwährend mit einem höchst feinen Kupfer- und Kupferoxydstaube erfüllt, so daß man in ihr bald den Kupfergeschmack auf der Zunge bemerkt. Betrachtet man nun die Arbeiter selbst, so findet man die Haare der ältesten unter ihnen von Kupfer grünlich gefärbt. Diese Leute athmen und verschlucken dies verneinliche Gift Jahr aus Jahr ein, 30—50 Jahre hindurch und bleiben gesund. Einem älteren Arzte, der einem Kupferschmiedemeister seines Wohnorts einst bemerkte: sein Geschäft müsse wohl ein recht gesundes sein, da weder er noch seine Leute jemals seine ärztliche Hülfe verlangt hätten, — erwiderte dieser schmunzelnd: „Unter seinem Gewerbe sei das längst bekannt und habe auch er selbst viele alte rüstige Meister kennen gelernt; er wisse aber wohl, daß die Aerzte anderer Meinung seien. In diesem Punkte aber hielte er die Aerzte für Stockmarren, die Erfahrung spräche zu gegen sie!“

Wenn man nun gegen diese schlagende Thatsache einwenden möchte, daß die Kupferschmiede an das Kupfergift sich allmälig gewöhnt haben könnten, so gilt dieser Einwand nicht. Denn es steht fest, daß der Organismus sich an metallische Gifte schlechterdings nicht gewöhnt. Dem Mechanikus und Spiegelbeleger hilft die Gewöhnung an das Quecksilber nichts, er wird unter allen Umständen die Beute dieses Giftes, ebenso, wie sich der Maler und Farbenreiber niemals an das Blei gewöhnt, und wie der Arbeiter in den Arsenikwerken unrettbar der „Hüttenkake“ anheim fällt.

Fast scheint es, daß diese einzige Thatsache genügend sei, um die Ungiftigkeit des Kupfers zu beweisen. Aber es gibt noch andere Beweise, die wenn möglich noch schlagender sind. Man hat nämlich die Erfahrung gemacht, daß auch die Arbeiter in den Kupferhütten und Bergwerken ebenso wie die Kupferschmiede selbst, sich einer auffallenden Gesundheit und Langlebigkeit erfreuen: wiewohl diese Leute bei ihrer Arbeit dies verneinliche Gift massenhaft in ihren Körper aufnehmen. Ihre Haare werden allmälig grün, sie spucken grün aus, ja selbst ihre Knochen, besonders das Brustbein, werden mit der Zeit durch Kupferverbindungen grünlich oder bläulich gefärbt. Hin und wieder treten allerdings bei diesen Leuten Koliken ein, die indeß bald vorübergehen und ihre Gesundheit nicht beeinträchtigen. Dies ist um so bemerkenswerther, als das Kupfer nicht etwa nur in den festen Körpertheilen, wie in den Knochen, in unlöslicher Form deponirt, sondern in großen Massen der Säftemasse beigemischt ist, da es in den täglichen Auswurfstoffen leicht erkennbar wird. Am auffallendsten aber sind unzweifelhaft die Beobachtungen in den Grünspanfabriken. Bekanntlich wird dies Salz in der Weise bereitet, daß man Kupferplatten zwischen gährende Weintrüber verpackt und den sich bildenden Grünspan von Zeit zu Zeit abkratzt, bis das Kupfer gänzlich zerfressen ist. Zu dieser Arbeit werden meist Weiber und Kinder verwendet, und diese nehmen sich gewöhnlich nicht einmal die Mühe, ihre durchweg mit Grünspan bedeckten Hände bei der Mahlzeit zu waschen: denn doch bleibt ihre Gesundheit ebenso ungestört, wie die der Arbeiter, welche den fertigen Grünspan trocknen, dabei dessen Staube ausgesetzt sind, formen und verpacken.

Aber dennoch hält die große Mehrzahl der Aerzte das Kupfer für ein tödtliches Gift. In den meisten Handbüchern der Giftlehre (Toxikologie) wird der Artikel „Kupfervergiftung“ mit jener Beliebe behandelt, die den Gegenständen des Aberglaubens immer sicher ist. Zahlreiche gelehrte Namen hat man für diese angebliche Vergiftungsspecies erfunden, dabei aber freilich erklärt: „daß sie äußerst selten sei!“ Wer nun aber fragt: „Bei wem denn diese gelehrte Vergiftungsspecies vorkomme,“ dem antwortet der gelehrte toxikologische Professer: „Sie werde bei Färbern, Anstreichern, Kattundruckern, Malern und anderen Gewerbetreibenden beobachtet, die mit Kupfer zu thun hätten; aber sie komme nur selten vor, und schiene eine gewisse Prädispositon zu verlangen!“ — Nun wohl alle diese genannten Gewerbtreibenden haben außer mit dem Kupfer auch noch mit vielen anderen oft sehr giftigen Stoffen zu thun, und es gehört der Aberglaube des Toxikologen dazu, diese sämmtlich außer Anklage zu stellen, und das unschuldige Kupfer zu belasten!

Uebrigens ist die Sache selbst durch zahlreiche, directe Versuche völlig entschieden: durch Versuche, welche viele Aerzte, sowohl durch anhaltendes Einnehmen in kleineren und größeren Mengen der verschiedenen Kupferpräparate an sich selbst, wie an anderen gemacht haben. Ich selbst habe zu verschiedenen Zeiten sehr große Dosen Grünspanlinktur (zu einer Drachme) eingenommen, ohne jemals außer dem höchst intensiven und widerwärtigen Geschmack das Geringste an meinem Befinden wahrgenommen zu haben. Bei diesen Versuchen eben hat sich herausgestellt, daß die Zeichen einer schädlichen Kupferreinwirkung erst bei einer Gabe hervortreten, die überraschend groß und nicht kleiner ist, als bei den bekannten Eisenpräparate, namentlich beim Eisenoxydhydrat.

Es bleibt nun noch zu untersuchen, wie es zu erklären ist, daß die Aerzte zu der Annahme der Giftigkeit des Kupfers gekommen sind?

Es ist dies dahin zu beantworten, daß sie gewisse Thatsachen falsch gedeutet haben. Zu diesen Thatsachen aber gehören die Erfahrungen, daß Personen mitunter nach dem Genuß von Speisen schwer und selbst tödtlich erkrankten, die in Kupfer gekocht oder aufbewahrt waren.

Dergleichen Erfahrungen hat man längst gekannt. Aber ihre richtige Deutung erforderte eine Fertigkeit der Beobachtung, welche die Gelehrten der früheren Jahrhunderte nicht besaßen, und welche die charakteristische Eigenthümlichkeit der modernen Naturwissenschaft ist. Zwar gab es auch schon damals Aerzte, die aufgefangen genug waren, den bloßen Umstand, daß in Kupfer gekochte Speisen mitunter schädlich wirkten, nicht für einen Beweis dafür zu halten, daß hier gerade das Kupfer das Schädliche gewesen sei. So hatte schon 1756 Dr. Eilers in der Abhandlung der Berliner Akademie nachgewiesen, daß das Kupfer in diesen Fällen gänzlich unschuldig sei: aber seine Stimme verhallte.

Wie sind denn nun aber diese unläugbaren Thatsachen zu erklären? Einfach dadurch, daß in allen verurtheilenden unterfuchten Fällen von dergleichen Vergiftungen sich ein ganz anderer Stoff, als das eigentliche Gift klar dargestellt hat. Von den zahlreichen hierhergehörigen Thatsachen will ich einige anführen. Ein mir befreundeter Arzt wurde eines Nachmittags eilends zu einer Familie gerufen, deren sämmtliche Mitglieder an einer schweren Vergiftung, einige schon dem Tode nahe darnieder lagen. Mit tiefem Kummer klagte sich die ebenfalls jämmerlich leidende Hausfrau als Urheberin dieses entsetzlichen Ereignisses an: sie habe zum Mittagessen Blaubeersuppe, und zwar in einem kupfernen Topfe, kochen lassen! Dem Arzt kam es doch höchst unwahrscheinlich vor, daß der kupferne Topf so bösartig sein sollte, und nachdem er die nöthigen Verordnungen getroffen, eilte er, der Sache auf den Grund zu kommen. Von der Vermuthung ausgehend, daß unter den Blaubeeren die ihnen ähnlich sehende, giftige Sumpfbeere gemischt sein möchte, begab er sich in den Viehualienkeller, aus welchem die Blaubeeren gekauft waren. Auch hier fand er die ganze Familie unter denselben Vergiftungserscheinungen darnieder liegend: und auf die Frage nach der Ursache erhielt er zur Antwort: daß nur die Blaubeersuppe, die man des Mittags gegessen, an dem Unheil schuld sein könne. Erwartungsvoll fragte der Arzt weiter: ob diese Beeren etwa in Kupfer gekocht seien? — und erfuhr zu seiner Genugthuung, daß man gar keine kupferne Kochgeschirre besäße, die Suppe vielmehr in einem eisernen Topf gekocht worden sei. Uebrigens sei in dem Marktkorbe noch ein Vorrath der schädlichen Beeren vorhanden und zur Untersuchung bereit. Als der Arzt den Korb untersuchte, fand er dessen Wände und Boden sehr schadhaft und deshalb von innen mit Stücken einer grünen Tapete ausgelegt, von welcher der Quadratfuß fast $^2/_3$ Loth Arsenik in der giftigsten Form enthielt. Dies Gift war durch die gedrückten Beeren aufgelöst und hatte sich der ganzen Masse mitgetheilt, die bei weiterer Untersuchung sich durchweg mit Arsenik imprägnirt fand.

So stellte sich dieser Fall, den ein an dies Kupfergift glaubender Arzt als einen höchst beweisenden gedeutet haben würde, als eine gewöhnliche Arsenikvergiftung heraus.

In einem anderen Falle ergab sich, daß die Personen, welche nach dem Genuß einer in Kupfer gekochten Speise lebensgefährlich erkrankt gefunden wurden, gleichzeitig der Einwirkung des Kohlenrauches ausgesetzt waren. Das Kohlenoxydgas, nicht das Mittagessen, war der Grund ihrer Erkrankung gewesen. — Vor mehreren Jahren ereignete es sich in einem großen Krankenhause zu Wien, daß eine ganze Station halb nach der Mittagsmahlzeit an Vergiftungserscheinungen erkrankte, zu einige

Digitized by Google

der Extrankten starben. Bei der chemischen Untersuchung der Eingeweide fand man in den letzteren Kupfer, und meinte somit einen Beweis erhalten zu haben, daß hier das Kupfer tödlich gewirkt habe! Allein bei näherer Untersuchung ergab es sich, daß die fragliche Speise mit einem Fett angemacht worden, welches die Köchin aus einem kupfernen Topfe entnommen, den sie allmälig mit dem überflüssigen Suppenfett gefüllt hatte. Dieses Fett war einer eigenthümlichen Verderbniß unterlegen, wie solche mitunter in alten Käsen, Fischen und Würsten vorkommt, und höchst giftig wirkt. Aber unbegreiflich ist es, wie man bei der Beurtheilung solcher Fälle den wichtigsten Punkt so vollständig hat übersehen können. Wenn nämlich eine Familie nach dem Genuß einer in Kupfer gekochten Speise erkrankte, und einige Glieder derselben sogar starben, so hat jedes derselben allerhöchstens nur einen Gran, meist nur den minutiösen Bruchtheil eines Granes Kupfer bekommen. Denn mehr vermögen selbst stark saure Speisen während des Kochens und selbst beim mehrstündigen Verweilen im Kupfergeschirre davon nicht aufzulösen. Nun aber steht es fest, daß erst recht erhebliche Mengen dieser Kupferpräparate überhaupt merkbar, und nur sehr gewaltige Dosen gefährlich einwirken können. Es ist kein Fall bekannt, in welchem eine Dosis, geringer als ein Loth, d. h. 240 Gran, tödlich geworden wäre, mit selbst die beiden Fälle, die ich nach langer Mühe als tödtlich abgelaufene Kupfervergiftungen verzeichnet fand, gehören dem vorigen Jahrhunderte an, einer Zeit, in welcher die Kritik chemischen Erfahrungen noch sehr in ihrer Kindheit war. Wenn man uns aber einreden will, der zehnte oder hundertste Theil eines Grans, den jemand beim Genuß einer in Kupfer gestandenen Speise genossen, selle Schuld an seiner Erkrankung, ja an dem erfolgten Tode sein, so wenden wir uns von solchem Unverstande achselzuckend ab.

So lange nun dieser Aberglaube von der Giftigkeit des Kupfers noch herrscht, so lange werden noch hin und wieder Beobachtungen von augeblichen Kupfervergiftungen vorkommen, bis nämlich die Wahrheit, daß Kupfer kein Gift sei, ebenso oft gedruckt ist, als der Irrthum, daß es Gift sei, und bis die Bücher, in denen letzteres behauptet wird, durch die Länge der Zeit der Vergessenheit anheim gefallen sind. Uebrigens, wenn doch einmal geirrt werden muß, ist es immer besser, ein unschuldiges Mittel für giftig, als ein giftiges für unschädlich oder gar für heilsam zu halten. Ja, dieser Irrthum hat sogar ganz positiv nützliche Folgen, die ich zum Beweise meiner Unparteilichkeit nicht verschweigen will. Zunächst nämlich werden die Hausfrauen aus Furcht vor der Giftigkeit des Kupfers ihre kupfernen Geschirre stets möglichst blank geputzt erhalten, wodurch dem Interesse der Reinlichkeit ein großer Dienst geschieht; der zweite Nutzen aber ist viel größer. Es sind nämlich viele Fälle bekannt, in denen Personen in selbstmörderischer Absicht große Mengen Grünspan, den sie für ein sicheres Gift hielten, verschlungen hatten. Kein einziger dieser Selbstmörder erreichte seine Absicht, im Gegentheil wurden alle von dem kurzen Unwohlsein, welches darauf folgte, hergestellt, und hatten somit lediglich ihrem Irrthume von der Giftigkeit des Kupfers es zu danken, daß sie ihr sündhaftes Verhalten bereuen konnten.

Am Familientische.

Der Schellfischfang.

Zu Anfang des Frühlings, wenn sich Kabliaue, Schellfische, Makrelen und andere Fische nach Norden begeben und zur Zeit des Herbstes, wenn diese zurückkehren, fahren unsre Fischer von Berkum und Noordernei einige Meilen in die Nordsee hinaus, durch gütlichen Fang sich einen nicht zu verachtenden Verdienst zu verschaffen. Der Berkumer Fischer fischt nur mit Netzen, der Norderneier mit der Angel und benutzt als Köder den Todasfisch, die Quappe und den Pierrer.

Es ist ein feuchter Frühlingsmorgen. Da öffnet sich auf Norderneï Thür an Thür, welche die Frauen und Jungfrauen herausführen, die gefischt und bewaffnet am Strande stehen, Köder für den Fang zu graben, denn am folgenden Tage wollen die Väte zum ersten Mal auf den Schellfischfang ausfahren. Die Waffen bestehen aus der Gräpe (einer dreizackigen Gabel) und der Pfiffe (einem flachen Eimer). Mit jener lehren sie den Boden um und diese nimmt die Gefangenen auf. Jede muß wenigstens 900 Stück der genannten Thiere heimbringen, denn so viel gebraucht der Fischer an einer Angelschnur und da in der Regel drei Mann an Bord sind, so müssen für jedes Schiff, so oft es in See geht, 2700 solcher Würmer gegraben werden. Norderneï besitzt aber mehr als 60 solcher Fischschaluppen, so daß täglich wenigstens 150,000 Würmer erforderlich sind. Auch in dieser Beziehung ist der Strand nicht zu allen Zeiten gleich ergiebig, zuweilen sind sie so sparsam und selten, daß die Weiber den ganzen Tag am Strande stehen müssen, um am folgenden ihren gestrengen Herren Gemahlen den erforderlichen Köder bieten zu können. Hat man endlich die nöthige Anzahl zusammengebracht, so müssen sie auf die Angeln gesteckt werden, eine Arbeit, die nicht wenig zeitraubend ist. Damit sind die armen Weiber noch nicht fertig. Die von der vorigen Fahrt zurückgebrachten Angelschnüre haben an ihren einzelnen Angeln noch manche Würmerreste aufzuweisen, die mit den Fingern abgestreift werden, an manchen Angeln hängen auch noch Fische, die gereinigt und eingesalzen werden müssen. Denn der Fischer nimmt nur die Schellfische von der Angel, alle andern Fischarten, als Schellen, Knurrhähne ꝛc. läßt er hängen und hat die Frau solche davon zu entfernen. Nachdem diese eingesalzen und auf einem vor jedem Hause befindlichen Gerüst getrocknet sind, verlaust man sie später an die Helgoländer, die sie als Köder beim Hummerfang benutzen oder verspeist sie roh oder gekocht in der eigenen Familie.

Sobald der Schiffer seine drei Angelschnüre an Bord genommen hat, segelt er wieder in die See hinaus. Drei angekommen, werden dieselben über Bord geworfen, wobei der Fischer nie vergißt, den Hut abzunehmen oder ein kurzes „in Gottes Namen!“ zu sprechen. Lange brauchen die Angeln nicht über Bord zu liegen, nach etwa einer halben Stunde zieht man dieselben wieder auf, um sie von dem Fange zu befreien. Einer der Fischer zieht die Schnur ein, ein anderer reißt die Fische davon ab und wirft sie in den Raum des Schiffes. Diejenigen Fische, die sich nur verbissen haben und beim Herausfischen leicht herunterfallen, werden mit einem vorn mit Stacheln versehenen Stock rasch aufgespießt. Endlich sind die ungefähr 12,000 Fuß langen Angelschnüre vom „Hafer“ eingezogen und der „Schofer“ hat alle in den Bauch des Schiffes befördert. Im allergünstigsten Falle werden 2000 und mehr Fische gefangen, wer aber mit 500 seine Mückreise antreten kann, der hat nichts zu klagen und klagt auch nicht. Rasch segelt nun das Fahrzeug zum Strande zurück, wo schon verschiedene Schiffe, theils hiesige, theils Ewerschiffe von Finkenwerder, Blankenese ꝛc. bereit liegen, den Fang einzunehmen, um ihn nach dem besten nächsten Markte zu bringen. Um diese „Kauffschiffe“ versammeln sich nun nach und nach die aus der See heimkehrenden Väte, ihren Fang zu verstehen. Es entsteht ein langes Feilschen und Dingen, denn es herrscht einmal die Regel: den Preis, den der eine gibt, muß der andere auch geben, wozu der eine verkauft hat, muß es auch der andere, wenn er nicht vorzieht, seinen Fang selbst in einem festländischen Hafen feilzubieten. Der Preis richtet sich nach der Jahreszeit und nach der größeren oder geringeren Ernte. Derselbe schwankt zwischen 3 Fl. hell. und weniger und 11 bis 13 Fl. pr. Hundert.

Sobald der Handel abgeschlossen ist, werden die Fische in kleinen, geflechtenen Körben von der Schaluppe in das Kauffschiff transportirt. Hat dieses seine volle Ladung, so eilt es davon, die Fischer aber bereiten sich vor, am folgenden Tage ihre Arbeit wieder aufs neue zu beginnen. — In den Sechzigern hat man die mit Netzen gefangenen Schellfische lieber, als die mit Angeln gefangenen, weil diese sofort an der Verbrutung sterben, jene aber nicht selten noch lebendig in die Hände der Käufer gelangen.

Hermann Meier.

Matthisſons Vater im Feldc.

Der Vater eines der liebenswürdigsten deutschen Dichter, Matthisſon, war Feldprediger im Regimente des Obersten von Pfuhl. Als während des unglücklichen Ueberfalls bei Hochkirch sich das Regiment sammelte, um dem Feinde entgegenzurücken, bemerkte Pfuhl, wie sich der Feldprediger auf ein Pferd warf, um seine Perlen in Sicherheit zu bringen.

„Wo wollen Sie hin, Herr Feldprediger?“ rief der Oberst, „halten Sie Stich und bleiben Sie bei uns.“ — Matthisſon, berührt durch seine treffliche Ermunterung und Siegesgeschichte, konnte selbst in diesem frischen Augenblicke seine Talente nicht verläugnen. Er rief mit großer Ruhe vom Gaule herab:

Der Ruf geht nur an Euch, Ihr Streiter,
Und nicht an mich, der ich nur Hirte bin!
Stich halt' ich nicht. Ich reite weiter
Bis dort zu jenen Bergen hin.
Da leh' ich denn wie Moſes that,
Bis ſich der Kampf geendet hat.

Mit diesen Worten ritt er ruhig nach den Bergen von Doberschütz zu, wo die preußische Armee ein Lager bezog und sich gegen den Feind setzte.

Matthisſon war ein äußerst beliebter Feldprediger, den Officiere, Gemeine und auch die höchsten Befehlshaber sehr schätzten.

Ziethen, Hülsen und der Herzog von Bevern, sie mehre andre Generale, deren Namen Berühmtheit erlangt haben, hörten seinen Vorträgen im Lager mit größter Aufmerksamkeit und Andacht zu. B.

Wunderliche Worte.

Zwar ist die Geburt der Worte, wie der gesammten Sprache, noch vielfach in geheimnißvolles Dunkel gehüllt; doch gibt es manche Worte, denen

Digitized by Google

man es auf den ersten Blick ansieht, daß sie eine ganz besondere Geschichte gehabt haben müssen, und man zerbricht sich dann oft vergebens den Kopf, diese Geschichte zu entdecken. Für ein Paar Fälle wollen wir Hilfe leisten; vielleicht geben wir damit Anlaß, daß andere manch anderes Räthsel lösen.

„Hokuspokus", der Titel für alle sinnenverblendende Täuscherei und Taschenspielerei, woher ist er entstanden? Er ist von so hoher Abkunft, daß man wünschen möchte, der Charakter des höchst zweifelhaften Nachkommen möchte den heiligen Ahel seines edlen Ahnen nicht so schwärze verlengnen. Das Wort „Hokuspokus" ist nichts als eine Entstellung der sakramentlichen Einsetzungsworte: „hoc est meum corpus" (das ist mein Leib), und die Geschichte der Abendmahlsfeier und der um die Verwandlungs-Lehre geführten Kämpfe macht es allein erklärlich, daß aus dem biblischen Gotte jenes Wortes ein solcher „Hokuspokus" hat gemünzt werden können.

„Blümerant!" Wer wird ganz blümerant vor Augen? So ruft wohl, wer über eine hinverderbende Lage in Ausdrücken gerath, aber wer aus Nervenschwäche einer Ohnmacht nahe ist. Blümerant! Was ist das: blümerant? Hängt das mit „Blumen" zusammen, etwa einer stark duftenden, die den Sinn benebelt? Oder womit sonst? — „Blümerant" ist ein Französelnkind und heißt mit seinem rechten Namen „bleu mourant", d. h. ein sterbendes Blau, ein Blau, das in Schwarz verrinnt. Wenn also „ganz blümerant" wird, dem wird blauschwarz oder schwarzblau vor Augen, was wir hiermit constatirt haben wollen.

„Saalbadern!" Jedermann kennt den langweiligen Gräuel, den dieses Wort bezeichnet; aber wer kennt den Ursprung desselben? Wir fanden eine Andeutung darüber in dem bereits früher einmal genannten Buche Otto Beneke's: „Von unehrlichen Leuten." Die „Bader" in Städten nämlich nichts anderes als „Barbiere", die bekanntlich überall und jederzeit ob ihrer Redefertigkeit und Zungengeläufigkeit sich eines wohlbegründeten Rufes erfreut haben. Seit der orientalische Ausfatz sich verheerend auch über Deutschland verbreitete, erkannte man fleißiges Baden für eines der wirksamsten Vorbeugungsmittel, und deshalb legten nicht nur barmherzige Mönchsherden und Magistrate, sondern auch Privatpersonen solche heilsame Badestuben an, deren Hauptersordernis immer ein mächtiger Schwitzofen war. Diejenigen, denen in diesen Stuben das Amt des Badens oblag, erhielten den Titel „Bader", und daß sie dabei auch andere der Körperpflege gewidmete Dienste, wie Haarschneiden, Rastern, Bartwaschen, sowie Aderlassen, Schröpfen u. dgl. verrichteten, lag nahe und war ihrerseits bunter Reichthum. Es läßt sich denken, daß diese Badestuben die Heck- und Brütenester alles unseligen Stadtklatsches wurden und deshalb in üblen Verruf kamen, zumal auch andrer leichtfertiger Unfug in ihnen sich einnistete. Und wenn man in christlicher Frömmigkeit, zum Heil der eigenen oder einer befreundeten Seele, wohlthätige Badeanstalten stiftete, in denen arme Sünder ihres Leibes Reinigung fanden, so wird durch diesen christlichen Zweck dem faulen Gewächse, das in den Badestuben nistete, wohl schwerlich vorgebeugt sein; vielleicht ist es damit in diesen wohlthätigen Anstalten noch schlimmer bestellt gewesen, als anderswo, weil hier eine noch gemischtere Bevölkerung sich zusammensand. Da nun diese zum Nutzen der Armen gestifteten Bade- und Klatschanstalten „Seelbadern" genannt wurden, so wäre es nicht zu verwundern, wenn „Seelbadern" alsbald soviel bedeutet hätte, wie: faules Gewächse machen; woraus dann unser „Saalbadern" entstanden sein kann. Doch ist es auch möglich und wird von Autoritäten behauptet, daß der Saalbaderien Namengeber ein berühmter Hauptschwätzer gewesen sei, Hans Kranich, um 1620 Besitzer der Aune 1369 zu frommen Zwecken gestifteten Baderei an der Saale zu Jena, der in seiner Jungenarbeit so Unerhörtes geleistet haben soll, daß er mit seinem Bad an der Saale einen Ruf durch das ganze liebe Deutschland bekam, welches sortan salzloses und hohles Gewäsche nicht treffender zu bezeichnen gewußt hat, als mit dem Ehrentitel der „Saalbadereien".

Z.

Cayenne-Pfeffer und der Pfefferkopf.

Graf Görtz erzählt bei Schilderung seines Rufenthalts in Cayenne auch von der daselbst üblichen Verwendungsweise des Cayennepfeffers. Bei Tisch präsentirt man kleine, etwa einen halben Zoll lange Schoten, die noch grün sind. Sie besitzen ein köstliches Aroma, sind aber so furchtbar stark, daß sie den Mund förmlich verbrennen. Auch Pfeffer-Punsch spielt hier eine Rolle. Die Pfefferfresserei erreicht ihren Höhepunkt in dem Kultus des Pepperpot (Pfefferkopf), der noch auf der holländischen Zeit stammt und von den Engländern übernommen worden ist. Es ist ein Kochtopf von ansehnlicher Größe, in welchen die vom Tische abfallenden Fleischreste geworfen werden. In ansständigen Häusern nimmt man wenigstens nicht diejenigen von den Tellern dazu. Dann setzt man viel Pfeffer und andres starkes Gewürz dazu, kocht den Inhalt jeden Tag von neuem auf und setzt ebenso jeden Tag neues Fleisch, Pfeffer und Gewürz hinzu. Niemals wird der Topf gereinigt. Jahr aus, Jahr ein ist er in Gebrauch, bis ihn einst das unvermeidliche Geschick alles Irdischen ereilt. „Ein recht ehrwürdiger Pepperpot, der etwa ein Menschenalter lang besteht, wie es in Wirklichkeit vorkommt, ist allerdings werth, neben den Penaten des Hauses seinen Platz zu finden; ewige Jugend ziert ihn und er bleibt zwischen den wechselnden Geschlechtern der Menschen unverändert in edlen Ruß gehüllt, bestehen."

Blumenbouquets aus Perlmutter

sind ein ganz neuer und schöner Schmuck. Sie wetteifern an Glanz und Farbenspiel mit Juwelen. Der perlenähnliche Theil der Muschel wird in ganz dünnen Streifchen abgetrennt und diese letztere zur Nachbildung von zitternden Hafer- oder Weizenähren verwendet.

Giftige Spinnen.

Daß die Spinnen Gift enthalten und dieses in die Wunde einfließen lassen, sobald sie eine Fliege beißen, ist bekannt. Bei einigen Arten äußert dieses Gift aber nicht bloß auf kleine Insekten, sondern auch auf größere Geschöpfe eine verderbliche Wirkung. So erzählt der Reisende Scherzer von einer großen Erdspinne, welche die Grasdecken von Guanacaste im Staat Kosta-Rica verwüstet und theilt mit, daß durch dieses Geschöpf jährlich mehr als 100 Pferde, welche dort weiden, in den Fuß gebissen würden. In Folge der schrecklich anschwellenden Wunde entsteht eine Entzündung, das Pferd verliert den Huf und geht zu Grunde.

H. W.

Gleich und Gleich gesellt sich gern.

In irgend einem Städtchen des Hannoverlandes lebte ein Amtsrichter, der in dem Rufe stand, der größte aller Beamten zu sein. Eines Tages traf in dem Wirthshause jenes Ortes ein Weinreisender ein, der sich nach allen den Häusern erkundigte, in denen er seine höchst preiswürdige und ausgezeichnete Waare absetzen könne. Der Wirth nennt alle Honoratioren, schließlich auch unsern Amtsrichter, fügt aber hinzu: „Den zu besuchen rathe ich Ihnen nicht — das ist der größte Kerl weit und breit — nentlich erst hat er einen Ihrer Collegen kopfüber kopfunter die Treppe hinabgeworfen." Der Weinreisende läßt sich aber nicht einschüchtern und geht zu der Wohnung des Groben. Er fragt im Hause nach dem Zimmer des Herrn und wird die Treppe hinaufgewiesen.

Wie festen Schrittes stampft er hinauf — ein tüchtiger Faustschlag gegen die Thür. Aus dem Zimmer brüllt ein „Herein!" Der Kaufmann reißt die Thür auf und ohne weiter zu grüßen schreit er „Wein?" — „Nein", ruft's ihm entgegen und mit Gekrach fällt die Thür wieder zu und die Treppe geht's hinab, wie's heraufgegangen. — Kaum aber ist der Reisende vor der Thür — ab der Herr Amtsrichter ihm aus dem Fenster freundlich zuwinkt: „Haben Sie vielleicht recht guten Rothwein? Dann kommen wir am Ende doch ein Geschäft zusammen machen." Natürlich wird umgekehrt — das Geschäft zu beiderseitiger Befriedigung abgeschlossen und seit jener Zeit ist der Amtsrichter der beste Kunde seines ebenbürtigen Geschäftsfreundes.

Rächtenrbeit der Chinesen.

Betrunkene Chinesen sieht man äußerst selten. Die christlichen Völker könnten von der Mäßigkeit und Nüchternheit der Chinesen viel lernen. Wie grell stechen von ihnen auf den hinterindischen Inseln die europäischen Soldaten ab, die zum Theil im höchsten Maße der Trunksucht ergeben sind! Auch in Californien sind die Chinesen sast die Einzigen, auf deren Nüchternheit unter allen Umständen zu rechnen ist. Als unter Kaiser Jin um 2200 vor Chr. G. der Reisbranntwein erfunden wurde und man dem Kaiser auf einer Reise durch sein Reich von diesem neuen Getränk eine Probe reichte, da rief er: „Ach, wie viel Unheil sehe ich aus diesem Getränk für China entspringen! Man verweise den Erfinder aus der Reiches Grenzen und verstatte ihm nie wieder die Rückkehr!" — Ein Kaiser des fünften Jahrhunderts nach Chr. G. verbot den Handel mit Branntwein sogar bei Todesstrafe. — Uebrigens nimmt man es mit der Todesstrafe in China zu Zeiten sehr ernst. Als dem edlen Kaiser Tai-tsong (im 7. Jahrhundert nach Chr. G.) ein Todesurtheil zur Unterzeichnung vorgelegt wurde, befahl er, die Hinrichtung noch drei Tage aufzuschieben und das Urtheil in dieser Zeit dem täglich vorzutragen. Während dieser Zeit fasteten die Richter und der Kaiser in strenger Trauer.

Z.

An die Einsender von Gedichten.

Wir wiederholen die dringende Bitte, von allen uns eingesendeten Gedichten eine Abschrift behalten zu wollen, da es uns ganz unmöglich ist, die nicht zur Aufnahme sich eignenden zurückzuschicken.

Die Redaction.

An unsere Abonnenten.

Nicht eingetroffene Nummern bitten wir niemals von uns, sondern stets nur von der Buchhandlung oder Postanstalt zu reklamiren, durch welche das Daheim bezogen wird. Die Expedition.

Zur Beachtung.

Abonnenten, welche mit dieser Nummer, der ersten des zweiten Quartals, eintreten, können die Nummern 1—13 für den Quartalpreis von 15 Sgr. durch jede Buchhandlung nachbeziehen.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des „Daheim" in Leipzig, Poststr. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im Januar 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 15.**

Mittheilungen aus den Acten, betreffend den Zigeuner Tuvia Panki aus Ungarn.

Herausgegeben von **Victor von Strauß.**

(Fortsetzung.)

(Die Handschrift des Zigeuners.)

Keine Geige, keine Pfeife, keine Freiheit! Nicht Wald noch Berg, nicht Heide noch Baum! Vier dicke Mauern umher, und die Thür verschlossen und das Fenster vergittert! Und von dem allen kein Ende abzusehen! Lange Weile bis zum Schwindeln!

So versuch' ich noch einmal lange verlernte Künste und schreibe. Es ist die Hauptkunst der unfreien Stadt- und Hausmenschen, paßt daher für mich, da ich auch unfrei bin. Seit ich wieder Zigeuner und freier Bräutigam von Erd und Himmel, Frost und Hitze, Regen und Wind geworden bin, hab' ich nicht geschrieben. Es sieht steif aus. Die Hand will noch nicht wieder. Sie ist nur des kühnen oder zarten Bogenstrichs gewohnt. Sie wird's wieder lernen.

Und was soll ich schreiben? Mein Leben, meine Erinnerungen will ich aufschreiben und will's mit mir nehmen, wenn ich wieder hinaus komme. Naht einmal die Stunde, da sie mir die Augen zudrücken und mich langstrecken und in der Erde zuschütten, so will ich's dem unter meinen braunen Gesellen geben, der mir der liebste ist, und ihm sagen, wem er's bringen soll. Man wird's ihm mit dem funkelnden Golde lohnen, das die armen Bursche so sehr lieben, als ich es verwünsche und verachte.

Und was sind meine ältesten Erinnerungen? Ein dichter Eichwald, ohn' Ende nach allen Seiten. Ungeheure Stämme mit rauher Rinde, und droben ein dichtes Zickzackgewirr von Zweigen und Aesten mit wehenden rauschenden Blättern ohne Zahl, durch die am Tage mit hellen Blitzen die Sonne drang und die Kinderaugen blendete. Trunken dichter, weicher, grüner Rasen mit allerlei wundersamen Kräutern, und Eicheln, Eichelnäpfe, Pilze und tausend Merkwürdigkeiten. Und unter den Bäumen, ziemlich im Kreise, etwa zwanzig Hütten, aus gespaltenem Eichenholze, das aufrecht in Hufeisenform in die Erde gerammt war, Astholz darüber gelegt, gedeckt mit Rasenstücken. In den Hütten schliefen und kochten die großen weißgekleideten Leute; und wir kleinen nackten Kinder, fünfzehn bis zwanzig an Zahl, schliefen auch da und liefen aus und ein, und wie wir, so auch die stöckisch grunzenden, aber reinlichen Schweine und die weißen Wolfshunde, fast so groß wie die Schweine. In der Mitte jeder Hütte hing von der Decke herab ein runder Kessel, und darunter ward das Feuer angemacht, so wunderbar, so geheimnißvoll lebendig, so grimmig beim Berühren, so wohlig wärmend durch seine Nähe. O eine Gottheit! Ich habe davor gelegen, wenn der weiße Winter im Walde wetterte, und wenn die braune zerkrauterte Alte, die ich Mahamadri nannte, alle Ritzen der Hütte mit Erde und Moos verstopft und mit allerlei Waldzeug den Eingang so eng gemacht wie das Loch eines Dachses, und dann auch dies noch mit Holz und Baumoos und Lumpen verrammte. Und dann saß sie gekauert lange, lange, und sog begierig den Rauch ihrer Pfeife und regte sich nicht, als um bisweilen auf das sinkende Feuer ein Holzstück zu legen, und sprach kein Wort. Rauch wallte über uns, und mir gegenüber lag das grunzende Schwein und der weiße Wolfshund. Wenn abgesperrt draußen dann brausend und rasend der Sturm durch den Wald fuhr, und die Aeste krachten, die Raben schrien, die Wölfe heulten, dann lag ich am Feuer, vor Wohligkeit schauernd, und bestarrte und bestaunte es, wie die Flammen züngelten und wogten und tanzten, und am Holze fraßen bis sie es durchglühten, und wie die Glut, an sich selber ersterbend, es in Asche wandelte. Dahinein konnt' ich ohn' Ende starren, und mit offenen Augen in Geheimnisse und Wunder schaute der nackte Zigeunerbube. Ihr flugen Weiber, die ihr alles beschwätzet, durchsucht und erfläret, ihr ahnt sie nicht mehr! — Da lag ich lange. Wenn aber draußen Buben und Mädchen jauchzend aufschrien, da erhub sich die Alte, die Mahamadri, und öffnete den Ausgang, und hinaus fuhr der Wolfshund, und hinaus fuhr ich, und heraus fuhr das Schwein, und heraus frech die Alte. Wie blendete draußen alles die Augen! Weiß war der Boden. Schnee überdeckte Hütten und Erde. Hell schien der Himmel durch das blätterlose Gegitter der Aeste, und breit und grell funkelte die Sonne. Und alle wir Kinder, Buben und Mädchen, bis zu den jehujährigen, nackt wie wir geboren, vor Kälte starrend, tanzten und wälzten im kuisternden Schnee uns, bis unsre Leiber, Beine und Arme brannten und

Digitized by Google

glänzten roth wie die Blumen, und stolz vor den Alten erhub seine Augen, wer dem Winterwinde am längsten trotzte. Wieder hinein dann huschte in die Hütten die nackte Horde, und wieder lag ich vor der düstern Glut und starrte und staunte hinein in das Wunder.

Lange währte der Winter, länger der Sommer. Da standen geöffnet die Hütten alle. Männer und Weiber mit dampfenden Pfeifen gingen von dannen und kehrten wieder. Wohin sie gingen? Ich fragte sie nicht, denn nie verließ uns die Mahamadri. Oft auch saßen vor ihren Hütten die braunen Männer und schnitzten mit Messern Spindeln und Rocken, Becher und Schüsseln und andres Geräth; und sie trugen's von dannen. Wer wußte, wohin? Oft saßen sie auch, hier einer, da einer, einsam und ernst unter den Eichen mit dampfenden Pfeifen, vor sich hinausstarrend stundenlang. Was sie schauten und sannen, wer will es sagen? Die aber gegangen, brachten in Bündeln langfas'gen Hanfwerg, den spannen auf Spinneln Weiber und Mädchen, und aus den Fäden webten sie Leinen auf Balken und Stäben, zerschnitten's mit Messern und nähten mit Nadeln Kleider den Großen. Auch nicht im Sommer erloschen die Feuer, und in den Kesseln kochte die Weiber, und ich hungerte niemals bei der Mahamadri. Aber nicht bei Tage lag in den Hütten die nackte Horde der Buben und Mädchen, wenn grün der Wald war und warm der Wind. Hinaus in den Wald ging's, wohin wir wollten. Da hielt uns keiner und wehrte uns keiner, und wir liefen und schauten, forschten und suchten, und wußten nicht, was. Niemals verirrten wir uns in dem Walde. Wir wußten die Wege. Zu weit lief keiner. Denn von den Alten war uns gesagt: Da hinten, da ferne schreiten die Weiße und wilde Gespreuster und weiße Menschen, die fangen die Kinder und fressen sie auf. Aber noch in der Nähe, nicht fern zu erlauschen, sprudelte und rauschte über glattes Gestein der glitzernde Waldbach. Da schöpften die Weiber täglich ihr Wasser in Kesseln und Krügen. Da war eine Stelle, wo er zischend und schäumend von den Steinen herabschoß, und dunkel war's drunten und keiner durfte die Tiefe messen. Dahin am liebsten lief ich allein und lag im Grase und lauschte den Wellen, starrte hinein und starrte ohn' Ende und sah Geheimnisse und hörte Wunder. Aber weiter hinab, wo er seichter fortfloß und die Weiber wuschen, da war die Stelle, wo die nackte Horde der Buben und Mädchen, wenn auch im Walde die Sonne brannte und heiß der Wind war, in den plätschernden Wellen die Glieder kühlte.

Ernst war unser Volk, einsilbig und still, oft tagelang stumm war die Mahamadri. Aber Abende kamen, da brachten die Männer hervor die Geigen, Clarinen und Hackbrett, und es wurden die Melodien sich wirbelnd, berauschend, um alle Hörer. Und Männer und Weiber durchfuhr ihr Zauber, daß sie und dog sie, eine und schied sie, und sie stampften den Boden und flogen aufwärts im taumelnden Tanze zwischen den Hütten auf grünem Rasen. Und uns nackte Horde, Buben und Mädchen, faßte derselbe wirbelnde Zauber. Uns stehend, umschlingend, stampfend und hüpfend mußten wir tanzen, bis mit den wilden wirbelnden Tönen, wenn sie verstummten, der Zauber wich. Nächtelang drauf und viele Nächte hört' ich im Traum Geigen, Clarinen, Hörner und Hackbrett, aber in andern seltsamen Weisen wundersam wechselnd. Und mit den Tönen schwamm ich und flog ich wogend und steigend zwischen den Zweigen der alten Eichen und über den Wald in die Sternennacht aufwärts, bis ich erwachte. Wachend am Tage, einsam im Walde, wer wird es glauben? geschah mir dasselbe, und dann lag ich athmend unter den Eichen.

Wie lange könnt' ich erzählen und schreiben von jenen Tagen der nackten Kindheit, wie die Augenblicke, und jener von ihnen, weit waren wie der Himmel und tief wie die Nacht? Ich will bei ihnen nicht länger weilen. Was weiß ich mehr?

Einmal in der Hütte, es war im Winter, erhub ich die Augen von dem rothen Feuer zu der Mahamadri und sprach: Mahamadri, sag, woher sind wir? Da sah die Alte mir lange in die Augen und nickte und murmelte, staud dann auf und holte aus dem Winkel den Silberbecher und goß darein aus der Kürbisflasche und hieß mich trinken. Da nahm ich und trank und heftig brannte der Slivowitz mir in Mund und Halse. Und sie nahm den Becher, füllte ihn wieder und trank ihn selber und stellte ihn hin. Lange dann sah sie mir in die Augen, ich fühlt' es wie Zauber über mich kommen. Dann hub sie an: „Weißen Menschen, die in Häusern wohnen, gehört die Erde, seitdem sie geworden. Unsrei sind sie, und das mißfiel dem Sternenmanne, der sie gemacht. Denn er kann gut sein und er kann bös sein, der alles gezaubert, der Sternenmann. Und Leute wollt' er nach seinem Sinne, freie und tapfere. Weit, weithin, wo die Sonne aufgeht, da steht ein Berg, hoch bis zum Himmel. Mit einem Blitze spaltete den der Sternenmann, und heraus kamen die braunen Sinde, frei und tapfer. Das waren wir. Und mächtig wurde das Sindevolk, Könige hatt' es und große Fürsten, und ritt auf Rossen und schlug die Weißen und hatte die Fülle, so lange es frei im Freien lebte, unterm Himmel schlief und die Welt durchstreifte. Und sie zogen weiter, herrlich und fröhlich. Und die Sinde kamen zu einer Stadt, weit und prächtig; und ihnen entgegen zogen die Männer, viel hundert mal hundert, stühn und gewaffnet, und alle erschlug sie das Sindevolk. Und hinein in die Stadt mit hellem Jauchzen wollten sie reiten, da schrie eine Alte, eine Mahamadri: Nicht hin in die Stadt, Ihr Sindekente! Sonst kommt über Euch der böse Zauber. Und sie verlachten die Mahamadri, ritten hinein, und die Männer nahmen die weißen Weiber und wohnten mit ihnen in den hohen Häusern. Da ward er zornig, der Sternenmann, und warf mit Blitzen und verbrannte die Stadt, und nahm aus den Herzen der braunen Sinde Lust und Tapferkeit beide hinweg und hieß sie wandern weiter und weiter, scheu und geschreckt. Weißt Du nun, Panti, woher wir sind?" — Sie sprach sie zu mir und sagte kein Wort mehr und sah mich an, bis ich schwindelnd umsank und die Sinne schwanden.

Was weiß ich mehr? Ein Sonntag war es, da ritten auf Rossen drei fremde Männer mit weißen Gesichtern zwischen die Hütten. Seltsam waren die Drei gekleidet, eng, dunkel und bunt war ihre Kleidung, hoch ihre Hüte und ihrer jeder trug eine Flinte. Und zu dem einen kamen alle Männer und die Weiber alle und küßten den Zipfel seines grünen Rocks. Und mit dem Alten, mit unserm Richter, redete er hart in fremder Sprache, redete lange und ritt von dannen, während sich alle bemüthig neigten. Und der Richter sprach in der Sindesprache: „Es müssen wir morgen die Hütten brechen und den Wald verlassen und weiter ziehen nach dem großen Flusse und wieder bauen. Gefällt sind draußen die Eichen schon." Da weinten die Weiber, die Männer grollten, neugierig wurden wir nackte Horde, und es murmelte und nickte die Mahamadri. Und alle die Mütter riefen zu sich die nackten Kinder, Buben und Mädchen, und nahmen weinend sie in die Arme. Mich rief keine. Da fragt' ich am Abend die runzlichte Alte: „Mahamadri, warum habe ich keine Mutter?" Da blickte die Alte mir lange grimmig in beide Augen und sprach: „Erschossen wie ein Wolf im Walde wurde Dein Vater; da starb Deine Mutter. Der Stamm ist Dein Vater, der Stamm Deine Mutter." Da sagte ich nichts mehr und weinte und schlief.

Tages darauf sanken alle die Hütten, und Männer und Weiber, schwer bepackt mit Kesseln und Hausrath und kleinen Kindern, zogen von dannen, und mit ihnen liefen die grunzenden Schweine und die weißen Wolfshunde und wir nackte Horde und die Mahamadri. Weit durch den Wald waren wir gewandert auf weichem Rasen und wanderten jetzt auf breiter Straße. Da sahen wir Rosse, zu vieren gespannt, und ein bunter Wagen, von ihnen gezogen, rollte daher, hoch wie eine Hütte. Und da wir nahten, standen die Rosse, und ein weißer Alter mit Haaren wie Schnee blickte aus dem Wagen, hub an zu reden in fremder Sprache, und Antwort gab ihm der Richter, der Alte. Sie sprachen lange und riefen zu sich die Mahamadri, und Männer und Weiber hörten den Richter, sprachen und nickten. Und zu mir kam die runzlichte Alte, nahm mich bei der Hand und flüsterte leise: „Panti, Dich haben die weißen Gesichter von den Stamme gekauft für blinkendes Silber. Jetzt fahre mit ihnen, und wenn es Nacht wird und Du kannst entlaufen, komm wieder zu uns!" Da hob der Richter mich hinein in den Wagen. Da saß der Weißkopf, sein Weib bei ihm. In ein buntes Tuch hüllte sogleich mich die weiße Alte und redete freundlich in fremder Sprache. Und blinkendes Silber reichte der Weißkopf Männern und Weibern des ganzen Stamms. Verwundert und stumm starrt' ich es an. „Lebwohl, lebwohl, Tuvia Panti!" riefen sie alle, Männer und Weiber, Buben und Mädchen des braunen Volkes, und mit mir rollte der Wagen davon.

Ja, das schrieb ich nieder, als wäre die Feder der Geigenbogen und meine Erinnerung die klingende Saite. Ich hörte wieder die Traummelodien meiner nackten Kindheit. Sie war vorüber. Warum muß alles vorüberschwinden? — Nun aber spiele aus anderem Ton-

Digitized by Google

satze, meine Feder, wie du ihn gelernt hast unter den weißen Gesichtern, oder unter gebildeten Teutschen — nicht wahr, Lobosiska?

Ein reicher alter Kaufmann aus B. mit seiner Gattin hatte eine Reise durch Ungarn gemacht. Sie waren kinderlos. Da sie im Walde dem Zigeunerstamme begegneten, beschlossen sie beide, wenn sie ein Kind davon könnten bekommen, es mit sich zu nehmen und aufzuziehen, als wäre es ihr eigenes. So geschah es, daß ich zu ihnen kam. Hätt' ich noch eine braune Mutter gehabt oder wäre mein Stamm nur in dem Walde geblieben, gewiß hätt' ich den Rath der Mahamadri befolgt und wäre ihnen entlaufen. Als wir aber aus dem Walde kamen und ein nackter Himmel auf eine weite bunte Welt schien und fremde Menschen und Häuser und Dörfer, Gärten und Felder und tausend Dinge, die ich niemals gesehen, mir in die Augen fielen, da starrte ich staunend alle das Neue an und vergaß des Rathes. Noch vor Abend erreichten wir eine Stadt, und die freundliche Frau ließ mich sogleich schön und bunt kleiden. Es war mir ungewohnt und jeden Tag freut' ich mich auf die Nacht, da ich wieder frei kannte die Glieder regen. Die Frau wies auf sich und sagte: „Mutter," und wies auf den Mann und sagte: „Vater!" und so nannt' ich fortan die beiden. Wir reiseten weiter viele Tage lang. Ich verstand sie nicht und sie verstanden mich nicht, aber ich begriff wie das Feuer und behielt wie die Gruft. Ehe wir das Ende der Reise erreichten, wußte ich oder errieth ich alles was sie sprachen, und fing auch selbst an, mit ihren Wörtern zu reden. Sie aber redeten ohn' Ende, und ohn' Ende rollte der Wagen, und so fremd und seltsam war alles, was an uns vorübergliti in der weiten hellen Welt, daß mir am Tage gar oft wehe und schwindelnd ward. Aber Nachts, wenn ich fleiderlos auf dem wunderlich weichen Bette lag im großen festen Zimmer, und nebenan in Betten die beiden Alten schliefen, da warf ich die Decke ab und setzte mich auf und freute mich des tröstlichen Dunkels und der heimlichen Stille, bis ich hinsank und schlief.

Endlich gelangten wir in die große Stadt und in das Haus des Vaters, und da sollt' ich bleiben. Ich will nicht erzählen, was es dort alles gab zu schaun und zu staunen, aber in der traulichen schweigenden Nacht, da ich erwachte, da dachte ich viel an die prächtige Stadt, wo das freie Sindevolk seine Tapferkeit nur Fröhlichkeit verlorne, und ich weinte lange, bis ich wieder einschlief. Kinder, glaub' ich, gewöhnen sich bald und fassen schnell, aber wie vieles muß ich lernen, — schon unterwegs, mich waschen und kleiden, mit Löffel und Gabel essen, und gar erst nun! Schon am zweiten Tage gaben sie mir einen Lehrer bei. Lobosiska, Du kanntest den blonden Wolfart. Bei Tag und bei Nacht wich er nicht von mir. Freundlich und gütig war er, und doch ein Tyrann. Fremdlich und gütig waren sie alle, und doch Tyrannen. Mit welchen Worten erlernt' ich zuerst Eure Sprache? Du mußt, du sollst, du sollst nicht, du darfst nicht, damit umwehten sie mich, wie mit Netzen, damit beschmieteten sie mich, wie mit Ketten. Ich durfte nicht gehn, wo ich wollte, durfte nicht thun, was ich wollte, nicht einmal denken, woran ich wollte. Wie sie es wollten und geboten, mußt' ich gehn und sitzen, wachen und schlafen, essen und trinken, hören und sehn — es war unerträglich: der freie Waldbube, der nackte Wilde! Wie umgeboren war ich in eine Welt des Zwanges, der Dienstbarkeit und Unfreiheit. Und lernen mußt' ich die Sprache sprechen, lesen und schreiben. Leicht ward mir das Lernen. Was ich wollte, faßt' ich, was ich faßte, hatt' ich, was ich hatte, konnt' ich, was ich konnte, hielt ich. Aber grollend that ich's, weil ich es mußte. Ich that's wie auf Kauf, um es abzuschütteln. Je mehr ich dachte abgekauft zu haben, deste mehr zu lernen ward mir aufgehäuft. Noch hatt' ich den Muth nicht, davonzulaufen, denn wo hätt' ich die braunen Leute gefunden? und weitum war, ich wußt' es, kein Eichwald. Ich lernte und lernte, geherchte und grollte und träumte des Nachts von dem grünen Eichwald, dem Feuer der Hütte, von dem kühlen Waldbach, der Mahamadri und der nackten Horde.

Aber Eins kam mir, ich weiß nicht wie. Hinter dem Hause war ein Hofraum, dahinter ein andrer zwischen niedrigen Häusern, von denen keine Fenster hinunterlauschten. Dahin gelang's mir oftmals, wenn an klaren Abenden der Mond voll hereinschien, mich heimlich zu stehlen. Und zwischen den Schatten der dunklen Häuser im hellen Mondschein blickt' ich hinauf in die glänzende Scheibe und dann überkam mich's wie Zaubergewalt. Herunter strömten auf den Mondesstrahlen die wilden wonnigen Traummelodien, und in allen Gliedern hob mich's und zog mich's, und hüpfend und schwebend, und immer hinauf zu dem lichten Wunder die Augen gehoben, die Erde nicht fühlend unter den Füßen, tanzt' ich und tanzt' ich wohl stundenlang. Oft, ja ich glaub' es, hinauf und hinunter schwebt' ich in den Lüften, gelöst von dem Boden — war es so wirklich? Ich weiß es nicht.

Dergleichen waren meine einsamen Freuden, während ich von außen mehr und mehr den anderen Knaben ähnlich wurde und kräftig heranwuchs. Denn bald mit ihnen ging ich zur Schule, gebannt, gefesselt an den Stundenzeiger, saß in den Bänken, lesend und schreibend, horchend und lernend, ein gefangener Wolf an der Kette knirschend; doch Du weißt's, Lobosiska, alle überholt' ich. O, die weißen Gesichter, die willigen Sklaven, die nutzlosen Lärmer, Lacher und Schwätzer! Wie oft auf ihr Treiben hat der gefangene Sindeknabe mit stummer Verachtung hingesehn! Ihren Neid verschmerzt' ich, ihren Haß ertrug ich. Sie fühlten so gut, wie ich es fühlte, daß ich zu ihnen nicht gehörte. Aber ich lernte, was alle lernten, und wußte mehr, als sie alle wußten. Wie ein Verrathshahn ward ich vollgepackt von der windigen Weisheit. Nicht aus Lust lernt' ich, nicht um der Ehre willen, nur weil ich mußte und weil es mir leicht ward. All Eure Sprachen schnatterte' und schrieb' ich, wie der Seiltänzerknabe seine Künste zeigt. Eure alten Geschichten, die nichts wissen vom Sindevolke, wußt' ich zu erzählen. Die Lage der Länder, ihre Berge und Flüsse, Städte und Völker wußt' ich zu nennen, was die Erde gab, was die Menschen machten, war mir bekannt, wie der Lauf der Gestirne. Kann ich alles sagen, was sie in mich goßen, so fremd es mir blieb im Grunde der Brust? Ein Wissen war es, den Eiszapfen gleich, und wo es endete, wußten sie nichts mehr. Keiner schaute Geheimnisse und Wunder, keiner kannte die Zauberlieben, in die der nackte Sindeknabe einst offnen Auges hineingeschaut.

Auch nicht der Pfarrer wußte von ihnen, der mich lehren sollte, was er selbst nicht wußte. „Ein Gott ist!" rief er, und wollt' es beweisen, und sagte: „Wir wissen nichts von ihm." Alte Wundergeschichten zerpflückt' er wie Blumen und klein ward alles auf seinen Lippen. Von Tugenden viel und viel von Pflichten sprach ich ihm nach, und wußte nicht was. Wie ein Hungernder war ich zu ihm gegangen, und wie verhungert ging ich von ihm. Am Altare stant ich, sprach was ich sollte, that was ich mußte, trocknen Auges, als alle weinten, und dacht' in der Stille der Mahamadri und des Sternenmannes, der alles gezaubert. Was habet Ihr mehr?

Längst verlöor waren die Mondscheintänze, und längst zergangen wie Rauch im Winde die schauernde Ahnung, mit der ich von fern hinübergelauscht nach Euren Altären; und wie hätt' ich ertragen im wallenden Herzen die kalte Helle und die Last des Lernens, den Zwang und die Bande beim ewigen Wälzen leerer Gefäße, all den gläsernen Wust, wäre sie nicht gekommen, die Zauberin Musik, der verbergenen Wunder ahnungsvolle Zunge, hätte sie nicht die Geige in die Hand mir gelegt, um hinanszutönen aus den Tiefen der Brust, was keiner wußte, was keiner aussprach? Ein Herbsttag war's, da zuerst der Lehrer Geige und Bogen mich halten lehrte, und als im Frühling die Knospen brachen, da brachein hervor aus den klingenden Saiten mit weinendem Sehnen und wilder Klage die lange verhaltenen Traummelodien. „Weher ist dieses?" fragte der Lehrer. „Wo lerntest du das?" Das Beste, dacht' ich, ist nicht zu lernen! sah ihm in die Augen, nickte und schwieg. Ich geigte sie alle, die Werke der Meister, und fühlte das Glück, den Scherz und die Freude, fühlte das Suchen, Verlangen und Ringen, den tobenden Schmerz, die jammernde Trauer der Männer, die lange verschüttet lagen in der dunklen Erde. Was in mir wogte wie Wunder der Nacht, schwermüthig und wild, und wie höhnender Jubel, das hatte keiner von ihnen gekannt, und wenn ich es geigte, staunten die Hörer und verstanden es nicht. Wie hätt' ich in Noten es fassen können? Es kam und es tönte, und war dahin.

Und doch ein Gefangener in tausend Fesseln, müht' ich, weil ich mußte, mich jahrelang. Nennmal und neunmal wäre ich entlaufen, um wieder gefeilt meinem brannen Bolke in wilder Freiheit umherzuschwärmen; aber die Alten, Vater und Mutter, wie ich sie nannte, wären geflorben vor Schmerz und Kummer, so ging ihr Herz an dem Kindgewordnen. Kein böses Wort hört' ich von ihnen und was ich wünschte, gewährten sie mir. All mein Grell gegen die weißen Tyrannen und all mein Drängen hinaus in die Freiheit, sie zerflossen wie Wasser, wenn mir die alten lieben Gesichter so fremdlich winkten. Dann starrt' ich nieder, schwieg und blieb.

Erwachsen war ich, wohl zwanzigjährig, und war in der Schule der Erste längst, da fragte der Vater: „Was willst Du werden?" — Was er hören wollte, konnt' ich nicht sagen; was ich sagen konnen,

Digitized by Google

durft' er nicht hören. Ich wußt' es nicht. „Studiren!“ sagten die Lehrer der Schule, und ich blickte zu Boden und schüttelte den Kopf. „Ein Künstler!“ sagten die Musiker alle, und der alte Vater schüttelte den Kopf. „Wohlan, mein Sohn,“ sagte der Vater, „so werde ein Kaufmann in meinem Hause; Dein wird doch alles, wenn wir gestorben.“ Da ward ich Kaufmann und trug von nenem, im Innern grellend, unerträglichen Zwang. Hätte mich nicht getröstet meine Freundin, die Geige, hätten mich nicht gehalten Vater und Mutter, wie ein Vogel wäre ich davon geflogen.

Ein Jahr lang ertrug ich's, da starb der Vater und weinend brachte ich ihn in die Gruft. Und zu der alten weinenden Mutter kamst Du, Lodoiska! Weißt Du den Tag? Da der braune Jüngling Dir entgegentrat und Dir entgegen die Brust ihm bebte! Braun warest Du auch, schwarz Dein Haar, schwarz Deine Augen, roth Deine Wangen. Und neuer Zauber kam über mich zu dem alten Zauber. Kennst Du die Worte noch:

Wie die Flamme glüht sie,
Wenn der Abend graut,
Wie die Rose blüht sie,
Wenn der Morgen thaut,
Wie ein Sternpaar blickt sie,
Das im Dunkel blinkt,
Wie die Well' erquickt sie,
Die der Durstge trinkt.

Kennst Du sie noch? und alle die Reime? und alle die Lieder? We sind sie nun? Weit war meine Liebe, wild und schen, wie die Thiere des Waldes, der mich geboren. Hast Du auf Dich die Lieder gedeutet? Hast Du gefühlt, was die Saiten der Geige von verzehrendem Sehnen, von rasenden Gluten, von wonniger Lust Dir entgegentönten, wenn ich oft in der Dämmrung vor Dir und der Mutter meine ganze Seele in die Geige ergoß? Du stehest mich, wie die Taube den Nahenden, Du wichest vor mir, wie die Sonne vor der Nacht. Meine Lippen mußt' ich vor Dir verschließen, meine Augen mußt' ich senken vor Dir. Ein Blondbart war es, ein weißes Gesicht, das zwischen uns beide scheidend getreten. War's nicht so, Lodoiska? Ich weiß es nicht. Aber ich fühlte, wie Du es fühltest, daß der braune Sinde nicht zu Euch gehörte. Ich sah's, ich erkannt' es in den traurigen Tagen, da die freundliche Mutter im Sarge lag. O die finstern Stunden voll Todtenklage, voll verschmäheter Liebe, voll eifernder Wuth! Und wie ward das Haus mir zum öden Gefängniß, da nun nach den Todten auch Du hinausginast! Noch einmal, Lodoiska, sahen wir uns, als wir vor die Gerichte waren gerufen, dort anzuhören den letzten Willen der gütigen Todten. Ich sollte erben das Haus und die Handlung und alle den Reichthum, viel Hunderttausend, seit Jahren gehäuft, und Du solltest erbeln, wenn ich nicht erbte, wie wenn ich ohn' Erben schied aus der Welt. Ich hörte das lesen, und sah nur Dich, und auch keinen Blick weltlest Du mir schenken.

Als ich im Hause wieder allein war, in dem alten Gefängniß, wo ich so lange mich wund gerieben an tausend Fesseln, und in tausend Fesseln noch immer mich fühlte, und begraben waren die fremdlichen Alten, und verschmäht meine Liebe von Dir, Lodoiska, und ringsumm Fremde, die es alle fühlten, wie ich es fühlte, daß ich zu ihnen nicht gehörte, da erfaßte mich Ingrimm und schwindelndes Sehnen, hinaus zu flüchten in die alte Freiheit, hinein zu schaun in die alten Wunder der Wälder, der Nächte des weiten Himmels. Mir zu Haupte brannte das Blut der Sinde. Am Abend war's, es nachtete schon, da zum ersten Mal geschah mir — wie war es? Noch hatt' ich gestanden in meinem Gemach, Lichter umher und üppiger Hausrath, — und plötzlich schritt ich, meileuweit von der Stadt, unterm Arme die Geige, mir zu Häupten die Sterne, und ich war, ich wußt' es, auf dem Wege zu den Unsern, den braunen Männern des Sindevolks.

Ja, wieder zu ihnen bin ich gegangen durch viele Mühsal, Gefahr und Noth. Zwar Geldes genug führt' ich im Beutel, Gold und Silber, nun mich zu fristen, doch entartet war ich der alten Freiheit, draußen zu hausen im Walt, auf der Heide, und kämpfen mußt' ich, es auszuhalten. Ich habe gekämpft, und ich hielt es aus. Meine feinen Kleider ändert' ich langsam, ähnlicher immer den braunen Sinde. Meine Geige trug ich in dichtem Sacke von Wachsleinwand durch Nebel und Regen. So wandert' ich weiter viel Wochen lang, durch Wald und Heide, die Straßen meidend. Allmälig sanken die alten Bande, allmälig ward ich zum freien Mann.

In Thränen jauchzt' ich, als ich in Ungarn von den braunen Brüdern die ersten fand. Wandernde Musiker waren die Männer. Im herbstlichen Walde lagerten sie, am Mittag rastend. Meine Geige zog ich hervor und schweigend trat ich in ihre Mitte und ließ die Töne aus den Saiten quellen mit Klängen und Gängen wie nie zuvor. Alle Wunder des Waldes, alle Zauber der Nächte, alle Liebesschmerzen um Dich, Lodoiska, rangen und schwangen sich hinaus in den Tönen, und es starrten die Männer mich stammend an. Als ich geendet, sprangen sie auf und sprachen zu mir in der alten Sprache, aber was sie sagten, verstand ich nicht mehr. Ein weniges Deutsch wußte einer von ihnen, und als er gewahrte, daß ich es verstand, sagte er, wie alle mein Spiel bewundert, und fragte, von wannen und wer ich sei. Und ich sprach: „Ein Sinde bin ich geboren, von unserem Stamme als Kind entführt. Lange hab' ich gewohnt bei den weißen Gesichtern und will nun wieder zu meinem Stamm, wo sie Tuvia Panti als Knaben kannten bei der Mahamatri im grünen Wald.“ — Da trat mir ein anderer unter die Augen, und nahm meine Hand und schüttelte sie, und redete viel in der Sindesprache; und als mir der erste sein Wort verdolmetscht, da war es ein Mann von meinem Stamme, der die Mahamatri in ihrer Hütte und Tuvia Panti als Knaben gekannt.

Bei den Männern blieb ich und zeigte mit ihnen die wilden Tänze von Dorf zu Dorf; ich lernte wieder die Sindesprache, und kam gen Winter zu unserem Stamm. Und gleich wie ein Fürst ward ich empfangen, wie ein Wiedergefundener ward ich geherzt. An sie alle vertheilt' ich mein Gold und Silber, und sie halfen mir eine Hütte bauen bei ihren Hütten im Eichenwald. Nun bin ich wieder ein freier Sinte, ein wilder Zigeuner mit Seel und Leib. Mit dem braunen Volke im Walde leb' ich und geh' und kemme, wie mir's gefällt. Mit den braunen Gesellen durchzieh' ich die Lande und spielte die Geige bei ihrer Musik. Und sind' ich der Leute, wer's immer sei, die Twias Bogen zu schätzen wissen, da müssen die andern Gesellen schweigen, und ich schüttle das Haupt und nehme die Geige, lasse die Töne süß und zart, lasse die Töne wild und gewaltig quellen und schwellen, bis mich's entrückt, mir die Sinne schwinden, und herunter vom Himmel, herauf aus der Erde steigen die hohen Wundergestalten, in Töne gekleidet, zu Klängen geworden, jauchzen und weinen, lachen und klagen, höhnen und locken, eine Zauberwelt! Und wenn ich ende, athmen erschüttert und staunend die Hörer, die Wunder ahneud, in die ich geschaut. Aber mehr noch lernt' ich aus freier Lust, um ganz zu gleichen den braunen Brüdern, — nicht Hochgelehrtes, nicht feine Künste, nein, zarte Lodoiska, Kesselflicken und schnitzen in Holz, und was ich brauche, mir selber bereiten, und wenn es sein muß, auf freier Heide den Regen, den Sturm, Schlafen und Frost lächelnd ertragen. Wer unter Euch, sage, wer kann das?

Hochmüthig blickt Ihr und mit Verachtung auf die braunen Zigeuner. Was hab' ich gesehn? Für den Angeklagten, dessen Weib erkrankt war, nahm Schuld und Gefängniß ein anderer auf sich. Fünf Meuten schleppte, kränkt' und verfolgte in fremdem Lande zu dem eignen Säugling den verwaisten Jüngling ein schwaches Weib. Wer weiß von Unbauk der braunen Leute, der ihnen jemals hat wohlgethan? Ob etliche stehlen, lügen und trügen, — Ihr weißen Gesichter, seid Ihr so rein? Des Zauberns hat man uns wohl geziehen, auch kennen wir Kräfte, die Ihr nicht kennt, und unsere Weiber weissagen wohl, und kein Betrug ist's, ich weiß es von ihnen. Denn wenn sie die Blicke sinnend versenken in die offene Fläche der fremden Hand, da wogt's in den Linien wundersam, und wie Geister in ihnen schaun sie des Menschen künftige Loose und sprechen sie aus, wie die Zunge will. Was aber sollten wir weiter zaubern? die wir offenen Auges in die Zauberwunder schauen der Nacht, der geheimnißvollen, des Sternenhimmels, der Wolkengestalten, des wilden Waldes, der Thier' und der Vögel, des fressenden Feuers, der wallenden Flut?

Acht Jahr und nenne, wieder ein Freier, wehal' ich im Walde, zeg ich umher. Da führte uns hierher ein böser Wind. Gefangen ward ich, der nichts begangen. Aber noch heute, wenn wieder die Nacht kommt, meine alte Vertraute, flieg' ich davon, und draußen werd' ich, ein freier Mann, für Dich, Lodoiska, es alles erzählen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mädchens Nachruf.

Originalzeichnung von Theodor Pixis.

Schwalben ziehen, Blätter fallen,
Und gesammelt liegt die Frucht:
Ach mit meinen Freuden allen
Nahm auch er die rasche Flucht!

Unter niederm Hüttendache
Wohn' ich, jener im Palast;
Doch aus fürstlichem Gemache
Trieb ihn Minn und Kampfeshast.

Als des Frühroths ersten Tagen
Mich vom Traume heut erweckt,
War mit Dienern, Rossen, Wagen
Dieser ganze Raum bedeckt.

Und er kam im Jugendflore,
Hod sich auf sein Pferd im Nu,
Bebend stand ich unterm Thore,
Sah dem schönen Reiter zu.

Und im leichten Morgenkleide
Trat zu ihm die Braut hervor,
Diesmal ohne Gold und Seide,
Doch wie er im Jugendflor.

Von der Trennung nicht erschrocken,
Küßt' er noch ihr Stirn und Mund;
Bei den Lippen, bei den Locken
Schwur er den beglückten Bund.

Ritt mit Dienern und Vasallen,
Dankte meinem Gruße kaum:
Schwalben ziehen, Blätter fallen,
So zerfließt der Liebe Traum.

Platen.

Digitized by Google

Der Proceß der Jungfrau von Orleans.

Von Dr. A. Bollert, Herausgeber des neuen Pitaval.

Die Dichter dreier Völker haben sich mit Johanna d'Arc beschäftigt, und ein jeder hat sie anders aufgefaßt. Shakespeare, offenbar unter dem Einfluß der damals in England herrschenden Volksmeinung, läßt sie im ersten Theile seines Heinrich VI. die höllischen Geister beschwören und ihnen als Preis für ihren Beistand den jungfräulichen Leib, das Leben und die Seele anbieten. Sein sonst so bewundrungswürdiger Genius hat kein Verständniß für das seltsame Wesen, er stellt eine feile Dirne dar, die Geliebte des Königs Karl, des Herzogs von Alençon und des Königs von Neapel, die ihren Vater verleugnet und, um ihr Leben zu erkaufen, eine abgeschmackte Unwahrheit vorbringt. Voltaire macht gemüthlos aus seiner großen Landsmännin ein fast widerliches Geschöpf, ihre reine Gestalt wird unter seiner Hand zur Trägerin platter, unsittlicher Erfindungen und frivoler Witze.

Schiller hat uns in seiner Jungfrau eins seiner besten Kunstwerke hinterlassen. Seinem Drama liegt die Idee zu Grunde, daß die Vaterlandsliebe nie wuchtigere und nachhaltigere Stöße führt, als wenn sie zuvor hinabgetaucht ist in das religiöse Leben und dort ihr göttliches Recht, ihre sittliche Verklärung und ihre höhere Weihe gefunden hat. So zart und so edel aber unser deutscher Dichter seine Jungfrau gezeichnet hat, die geschichtliche Jungfrau, deren Bild die innere Forschung aus dem Schutt, unter dem es fast vergraben war, hervorgezogen hat, ist ein noch zarteres, noch edleres Gebilde.

Frankreich war seit dem Ende des 14. Jahrhunderts der Schauplatz blutiger Fehden und Bürgerkriege. Das Ausland benützte die dort herrschende Verwirrung. Heinrich V. von England heirathete die Tochter des wahnsinnigen Karl VI. von Frankreich, übernahm die Regentschaft für ihn und sollte, laut des Vertrages von Troyes vom 21. Mai 1420, sein Nachfolger werden. Karls Sohn, durch einen Parlamentsspruch aller seiner Rechte verlustig erklärt und aus dem Reiche verbannt, greift zu den Waffen, allein er unterliegt. Heinrich V. entreißt ihm alles Land nördlich von der Loire, er wird zwar mitten in seinem Siegeslauf dahingerafft, aber die Engländer rufen seinen unmündigen Sohn zum König von Frankreich aus, und der tapfere Herzog von Bedford führt das sieggewohnte Heer von neuem gegen den Feind. Er belagert Orleans, und Orleans ist der Schlüssel zum Süden. Wenn Orleans fällt, muß der Dauphin als heimatloser Flüchtling in die Fremde ziehen.

Der letzte Sprosse aus dem Hause Valois trauert einsam in Chinon, er ist seit kurzem durch den Tod seines Vaters König geworden, aber er ist ein König ohne Heer, ohne Geld, ohne Freunde, verlassen von der ganzen Welt, sinnt deukt er daran, den nutzlosen Widerstand aufzugeben und sein letztes Bollwerk zu räumen, er schwankt noch, weil ihm die starke Seele der Königin hält. Siehe, da öffnen sich mit einem Mal die Tiefen des Volksgeistes und hervorsteigt eine seiner wunderbarsten Schöpfungen, ein Landmädchen, einfach und gering, aber voll Glauben an ihre göttliche Sendung und beseelt von der inbrünstigsten Liebe zu ihrem Vaterlande. Mit diesen beiden Mächten fällt die Jungfrau dem vollendeten Rade in die Speichen, sie wendet Frankreichs Geschick, entsetzt Orleans und führt den König nach einem unvergleichlichen Waffengang triumphirend zur Krönung nach Rheims.

Im Frühjahr 1429 treffen in Chinon zwei Ritter ein und bringen ein Mädchen mit, welches in männlicher Tracht, gewaffnet wie ein Kriegsmann, einherschreitet. Die Ritter melden dem Könige, ihre Begleiterin behaupte, der Erzengel Michael, die heilige Katharina und die heilige Margarethe seien ihr erschienen und hätten ihr befohlen, zum Könige zu gehen, Gott wolle ihn durch ihre Hand retten, dem sie solle Orleans befreien und den König gen Rheims geleiten.

Nach langen Berathungen entschließt sich der König, das Mädchen, welches so Abenteuerliches ankündigte, zu empfangen. Die Jungfrau wird in eine Halle geführt, wo Karl und mehrere Hunderte von Cavalieren ihrer mit großer Spannung harren. Sie tritt ein, — ein 17jähriges, schlankgewachsenes kräftiges Mädchen mit feinen, ansprechenden Zügen. Ihr Teint ist weiß, die kastanienbraunen Haare trägt sie nach Reiterart rund geschnitten, ihre Stimme ist zart und wohlklingend, ihre schönen, mandelförmig geschlitzten Augen haben einen melancholischen Ausdruck. Sie geht mit edlem Anstand auf den König zu, beugt vor ihm das Knie und bedt an: „Gott verleihe Euch ein glückliches Leben, edler Dauphin!“ Karl weist, um sie auf die Probe zu stellen, absichtlich auf einen neben ihm stehenden Ritter mit den Worten: „Das ist der König.“ Johanna antwortet schnell: „Bei meinem Gott, Ihr seid es, edler Prinz, und kein andrer.“ Der König fragt sie nun nach Namen und Herkunft. Sie erwidert: „Ich heiße Johanna, die Jungfrau, und Euch entbietet der Herr des Himmels durch mich, daß Ihr solit gekrönt werden in der Stadt Rheims und ein Statthalter des Königs des Himmels sein, welcher ist der wahrhafte König von Frankreich. Gott hat Mitleid mit Euch und mit Eurem Volke, denn der heilige Ludwig und Karl der Große liegen auf den Knien vor ihm und bitten für Euch.“

Der König sandte die Jungfrau, die sein Vertrauen gewonnen hatte, nach Poitiers und befahl, daß die angesehensten Männer geistlichen und weltlichen Standes die Sitten und den Glauben Johannas streng untersuchen sollten. Unter dem Vorsitz des Kanzlers von Frankreich prüfte die Kommission drei Wochen lang; sie kam zu folgenden Resultaten: Johanna ist die Tochter des Bauern Jacob d'Arc und seiner Ehefrau Isabella, geboren um das Jahr 1411 zu Domremy, einem lothringischen Dorfe an der Mosel. Sie hat mit vier Brüdern und einigen Schwestern stets im Hause ihrer Eltern gelebt und von früher Kindheit an einen tiefreligiösen Sinn, ein weiches Gemüth und einen leidenschaftlichen Drang zur Wohlthätigkeit an den Tag gelegt. Sie kennt die zehn Gebote, den Glauben, das Vaterunser und das Ave Maria, lesen und schreiben kann sie nicht, sie hat willig die ihr obliegenden häuslichen Geschäfte verrichtet. Im ihrem 13. Jahre steht sie eines Sonntags um Mittag im Garten, als sich plötzlich um sie herum eine wunderbare Klarheit verbreitet, sie hört eine Stimme reden, die sich ihr als die Stimme des Erzengels Michael zu erkennen gibt, bald gesellen sich zu ihm zwei weibliche Heilige, deren Bilder in ihrer Dorfkirche hängen: St. Katharina und St. Margarethe. Die Stimmen ermahnen sie, gut und fromm zu sein. Die Erscheinung wiederholt sich, Johanna wird von ihr jedes Mal tief bewegt, sie fällt auf die Knie, faltet betend die Hände, umschlingt die himmlischen Gestalten, küßt den Boden, wo sie gestanden und weint bitterlich, wenn sie verschwinden. Fortan entzieht sie sich allen kindlichen Spielen und weiß viele Bewerber um ihre Hand hartnäckig ab, weil sie den Heiligen ewige Jungfräulichkeit gelobt hat.

Zwei Jahre darauf berührt der Kriegslärm auch ihre stille Heimat. Die dynastisch gesinnten Bewohner von Domremy müssen fliehen, so oft burgundisches Kriegsvolk naht. Um diese Zeit, wo die politischen Stürme in das eigene Leben Johannas eingreifen, erhält sie von ihren überirdischen Erscheinungen den Befehl, für ihren König in den Kampf zu ziehen. Sie sträubt sich, zu gehorchen, indeß der Befehl wird wiederholt. Ohne Vorwissen ihrer Eltern verläßt sie das Vaterhaus und setzt es endlich durch, daß der Ritter Baudricour sie von Vaucouleurs nach Chinon zum König geleiten läßt.

Die würdigen mit der Prüfung betrauten Männer in Poitiers gingen äußerst mißtrauisch an die Sache. Die Meisten hielten Johanna für eine Phantastin oder für besessen, an ihre göttliche Sendung glaubten nur Einzelne, indeß allmählig wechselte die Stimmung. Die edle und schwungvolle Redeweise, die reine Erscheinung und das sichere Auftreten der Jungfrau, die alte Weissagung, daß Frankreich durch ein Mädchen aus großer Noth errettet werden sollte und der feste Glaube des leicht entzündlichen Volkes, welches für die Jungfrau schnell und entschieden Partei genommen hatte, dies alles wirkte zusammen, se daß das Gutachten schließlich dahin ausfiel: Die Kommission habe an Johanna nichts gefunden, was dem katholischen Glauben und dem christlichen Leben zuwider sei, nichts als Demuth, Frömmigkeit, Ehrbarkeit und Einfalt, daher in Betracht eines Nothstandes, der keine Hoffnung übrig lasse als auf Gott, der König die Dienste dieses jungen Mädchens wohl annehmen dürfe, auf daß man nicht, sie zurückweisend, sich der Gotteshilfe unwerth mache. Johanna erhielt vom König eine nach der Gestalt ihres Körpers gearbeitete Rüstung. Mit Beinschienen bekleidet, darüber den purpurnen, gold-

Digitized by Google

gestickten Waffenrock, auf dem Haupte den Helm und gegürtet mit einem auf ihr Geheiß aus der St. Katharinenkirche zu Fierbois geholten Schwert, so ging sie zu den Streit, gefolgt von einem Stallmeister, zwei Pagen, zwei Herolden und einem Caplan. Auf ihrer Fahne war zwischen zwei anbetenden Engeln der Erlöser abgebildet, in der einen Hand die Weltkugel haltend, mit der andern die Lilien Frankreichs segnend, darunter die Worte: Jesus Maria. Die heilige Katharine hatte ihr die Fahne in einer Vision gezeigt und zu ihr gesagt: „Nimm dieses Banner vom Könige des Himmels und trage es kühn!“

Johanna verlangte, man solle auf dem kürzesten Wege, das rechte Ufer der Loire entlang, nach Orleans ziehen und das Belagerungsheer durchbrechen, allein die Kriegsobersten fanden dies zu gewagt, sie hinterzingen die Jungfrau und führten die Mannschaft auf dem linken Ufer. Die Strafe folgte ihrem Mangel an Vertrauen in die Kriegskunst des von den Heiligen unterwiesenen Mädchens auf dem Fuße. Als man der Stadt gegenüber ankam, sah man, daß der Feind neue Werke, die man an diesem Punkte nicht vermuthet, aufgeworfen hatte, es waren nicht Käbne genug da, um überzusetzen, man mußte daher nach Blois zurück, daselbst über die Brücke gehen und nun doch auf dem rechten Ufer Orleans zu erreichen suchen.

Johanna war nicht dazu zu bewegen, mit dem Heere umzukehren, sie bestieg einen Kahn, und schiffte mit 200 Mann über die Loire nach Orleans. Hier war nach dem noch jetzt vorhandenen Tagebuche eines Bürgers so große Freude über die Ankunft der Jungfrau, „als ob Gott selbst vom Himmel herniedergekommen wäre. Das Volk folgte ihr wie einem heiligen Engel.“ Am 4. Mai kam auch das Entsatzheer von Blois glücklich in der Stadt an und nun begannen die Berathungen. Es ging merkwürdig zu im Kriegsrathe. Die Männer stimmten für halbe, vorsichtige Maßregeln, das Mädchen für kühne, geniale Streiche.

Am Tage nach dem Einzug der französischen Hilfstruppen schlägt die Jungfrau um die Mittagszeit. Plötzlich fährt sie auf, verlangt nach ihren Waffen, ihrem Pferde und ruft dem herbeieilenden Pagen zu: „Ha, blutiger Knabe, warum sagst Du mir nicht, daß französisches Blut vergossen wird?“ Sie nimmt die Fahne und stürmt nach dem Burgunderthore. Es kommen ihr verwundete Krieger entgegen, die eine Schanze angegriffen haben, aber mit blutigen Köpfen zurückgetrieben worden sind. Johanna sammelt die Fliehenden, sie stellt sich an ihre Spitze, erobert die Schanze und pflanzt dort siegreich ihr Banner auf.

Am folgenden Tage ist Himmelfahrtsfest, da wird gerastet, am Freitag setzt sie mit 4000 Streitern auf das linke Stromufer über, um die Befestigungen der Engländer zu zerstören. Zwei Werke werden genommen, das festeste, das auf der Brücke stehende Schloß der Thürme, widerstebt. Da der Abend hereinbricht, besiehlt die Jungfrau, für heute abzulassen, aber morgen den Angriff zu erneuern. Allein das Schloß ist durch zahlreiche Schanzen gedeckt, die kundigen Hauptleute erklären, man brauche doppelt so viele Truppen, als man zur Hand habe und einen Monat Zeit. Der Kriegsrath beschließt, den Kampf zu verhindern und meldet diesen Beschluß der schon in ihrem Quartier weilenden Jungfrau. Sie fertigt den Gesandten, einen hohen Officier, mit den Worten ab: „Ihr seid in Eurem Rathe gewesen, ich in dem meinen. Seid überzeugt, der Rath meines Herrn wird vollbracht, der Rath der Menschen zu nichte werden.“ Zu ihrem Caplan gewendet, fährt sie fort: „Steht morgen früh auf, haltet Euch in meiner Nähe, denn ich werde morgen viel Arbeit haben, mehr als je, und mein Blut fließen hier über meiner Brust.“

Am Morgen des 7. Mai ging es heiß her in der Stadt. Die Obersten wollten diesmal durchaus nicht nachgeben. Johanna ritt unbekümmert um ihren Widerspruch von ihrer Wohnung ab und versicherte ihrem Hauswirth, daß sie am Abend über die befreite Brücke zurückkehren würde. Sie erzwingt, daß das Thor geöffnet wird, die Bürgerschaft tritt einmüthig auf die Seite des heldenmüthigen Mädchens und die Heerführer werden genöthigt, die Schanzen anzugreifen. Der Kampf ist blutig, die Franzosen erleiden schwere Verluste, schon ist Mittag vorüber und ermüdet weichen sie zurück. Da springt die Jungfrau selbst in den Graben, setzt die Leiter an und klimmt in die Höhe. Von einem Pfeile zwischen Hals und Schulter getroffen, stürzt sie herab und wird fortgetragen. Graf Dunois findet sie auf dem Rasen liegen und vor Schmerz weinend wie ein Kind. Nach wenig Minuten verklärt sich ihr Gesicht, sie hat so eben eine Erscheinung ihrer Heiligen gehabt, mit raschem Griffe reißt sie den Pfeil heraus und sagt echt französisch: „Es ist nicht Blut, was aus der Wunde quillt, sondern Ruhm.“ Einige Zeit darauf spricht sie: „Wenn der Wind die Banner nach der Schanze zu weht, greift zu den Waffen!“ Sie betet, ein Luftzug erhebt sich, die Fahnen flattern nach den Schanzen hin und Johanna ruft: „Zu den Waffen, die Schanze ist Euer.“ Der Sturm gelingt, die Engländer fliehen auf die Brücke, aber die Brücke bricht nur sie ertrinken in der Loire. Am andern Tage beben die Feinde die Belagerung auf, und die Jungfrau hat den ersten Theil ihrer Sendung vollbracht, denn Orleans retten und den König nach Rheims zur Krönung führen, das sind die zwei ihr von den Heiligen gesteckten Ziele.

Von Orleans eilt Johanna nach Tours, wo der König Hof hält, und fordert ihn auf zum Krönungszuge nach Rheims. Um dorthin zu gelangen, muß man sich in einem weiten Halbkreise um Paris herumziehen, es ist ein Weg von 50 deutschen Meilen, alles Land ist in der Gewalt der Engländer, alle Städte auf dieser Straße sind von ihnen besetzt und der König gebietet über nicht mehr als 6 bis 7000 Mann. Vor der Tollkühnheit des Planes der Jungfrau erbeben die muthigsten Männerherzen, aber sie setzt ihn durch.

Vor Jargeau, einem Städtchen unweit Orleans, treffen die feindlichen Heere auf einander. Johanna kämpft in der vordersten Reihe, ein geworfener Stein wirft sie der Stadt geschleudert, er fliegt gegen den Helm der Jungfrau, allein der Stein zerspringt und nicht der Helm. Schon nahet Hilfe, die Obersten rathen, von dem Unternehmen abzulassen, indeß das Mädchen drängt zum Sturm und der Sturm glückt wieder, der tapfere Suffolk ergibt sich, die Stadt ist bezwungen. Da eilt der gewaltige Talbot, der erste Kriegsheld Englands, herbei und bietet bei Patay eine Schlacht an. Die Schlacht wird angenommen, voll Begeisterung werfen sich die Franzosen auf die englischen Linien und durchbrechen sie, die Scharen Talbots suchen, von sinnloser Angst befallen, ihr Heil in der Flucht, es beginnt ein rasendes Jagen, Talbot wird gefangen, sein Heer läßt sich auf, im Bolkskunde lebt noch heute das Gedächtniß der blutigen Jagd von Patay. Von diesem Tage an nahm man einen unermeßlichen Umschwung wahr, Tausende strömten zu den Fahnen des Königs, eine Stadt nach der andern überreichte dem rechtmäßigen Herrn ihre Schlüssel. Nach kurzer Gegenwehr öffnete Troyes die Thore, bald darauf fiel das feste Chalons und schon am 16. Juli 1429 zog Karl VII. in Rheims ein. Am 17. Juli war die Krönung. Johanna stand, ihre Fahne in der Hand, während der Feierlichkeit am Hochaltar. Sie kniete, die erste von allen, vor dem Gesalbten nieder und sprach: „Edler König! nun ist das Wohlgefallen Gottes erfüllt, der da wollte, daß Ihr einzöget in Rheims, um Eure heilige Weihe zu empfangen. Erweiset, daß Ihr der wahre König seid, dem Frankreich gehört.“

Die Jungfrau war in diesem Augenblicke auf dem Höhepunkte ihres Lebens, ihre Prophezeihung war erfüllt, ihre Mission vollendet.

Blicken wir nun noch einmal auf das Wesen und das Betragen der Heltin während ihrer kriegerischen Laufbahn zurück. Sie hatte zu ihrer persönlichen Verfügung 12 Pferde und erhielt als die Führerin einer besonderen Schar eine Kriegssalze bis zu 12000 Livres. Sie gab mit vollen Händen und pflegte zu sagen: „Ich bin zum Tresle der Armen und Hilfslosen gesandt.“ Sie trug beständig männliche, kriegerische Kleidung, saß sicher und elegant zu Pferde und war geschickt in der Handhabung der Waffen. In die Details der kriegerischen Operationen mischte sie sich nicht, sie gab nur die leitenden Ideen an, und sie that dies, wie sie ausdrücklich versicherte, auf Grund der Befehle ihrer Heiligen, die ihr fortdauernd erschienen. Zwei ihrer Brüder begleiteten sie als ihre Ehrenwächter im Felde. Ihr Quartier nahm sie stets bei achtbaren und angesehenen Frauen. In der Schlacht war sie immer voran, zog aber niemals das Schwert, sondern wehrte die Streiche der Feinde nur mit der Lanze ab. Niemals hat sie einen Menschen verwundet, geschweige getödtet. Es ist seltsam, daß Schiller in diesem Punkte so auffallend von der Wahrheit abweicht und aus der Jungfrau eine mittelalterliche Kriegerin macht, die nicht einmal durch das Flehen des zarten, wehrlosen Knaben Montgomery gerührt wird, sondern unbarmherzig jeden ihr vor die Klinge kommenden Engländer niederstößt. Man darf wohl fragen, was ist poetisch schöner, die Jungfrau der Geschichte, die nur der beseelende Geist der materiellen Kräfte ist, oder die blutrieselnde Amazone des Dichters?

Digitized by Google

Nach der Schlacht war Johanna das Erbarmen selbst, sie beschützte die Gefangenen, verband Verwundete und tröstete Sterbende. Im Heere sah sie auf strenge Zucht, sie verjagte die liederlichen Dirnen, eiferte gegen das Schwören und Fluchen und that dem Rauben und Plündern Einhalt, soviel sie konnte. Ueber ihre Ausdauer in der Entsagung von Strapatzen war Jedermann erstaunt. Sie saß vom Morgen bis zum Abend gerüstet zu Pferde und genoß manchen Tag nichts als etwas Wein mit Wasser. Ihre Haltung war so ehrfurchtgebietend, daß die frivolsten Cavaliere in ihrer Gegenwart nichts gegen die guten Sitten oder den Anstand Verstoßendes zu reden oder zu thun wagten. Es war natürlich, daß nicht bloß die Furcht ihrer Feinde, auf welche von dem Tage von Patay der Schrecken vor der „Hexe" von Orleans fiel, sondern auch die Verehrung ihrer Anhänger alles Maß überstieg. Wer ihre Kleider oder gar ihre Hände küssen konnte, galt für beschdeglückt, das Volk vergötterte sie als einen Engel in Menschengestalt. Der Jungfrau waren die ihr dargebrachten Huldigungen nicht angenehm, sie entzog sich ihnen und äußerte mehrere Male, daß sie Gott bitte, er möge ihr Herz nicht bechmüthig worden lassen.

Das ist das aus den lautersten Quellen geschöpfte Bild von Johanna der Jungfrau auf ihrer Siegesbahn von Orleans nach Rheims.

Nach der Krönung des Königs wandte sich bei unserer Heldin eine Veränderung bemerkbar. Sie sieht ihre Aufgabe als gelöst an. Ihre himmlischen Führer unterjagen ihr zwar nicht, beim Heere zu bleiben, aber sie offenbaren ihr nicht mehr, was sie thun soll. Die Begeisterung für die heilige Sache ihres Fürsten konnte sich inmitten der kleinlichen Intrigunen des Hofes nicht auf ihrer Höhe halten, ihr Geist war nicht mehr so froh und so siegesgewiß, als da sie die Erlöserfahne bei Orleans dem Heere vorantrug. Die bald darauf erfolgeute Niederlage vor den Wällen von Paris erschütterte den Glauben an die Unüberwindlichkeit der von Johanna geführten Soldaten, und der Chronist schreibt: „So ward der Wille der Jungfrau und das Heer des Königs gebrochen." Aber nicht bloß der Wille, auch das Herz der Jungfrau ward gebrochen. Das Volk maß ihr die Schuld bei, einzelne verwandte Krieger stießen Verwünschungen gegen sie aus.

In der Osterwoche des Jahres 1430 wirft sich die Jungfrau nach Melun und schirmt die Stadt vor den Feinden. Als sie auf dem Walle steht, erscheinen ihr die Heiligen und sagen ihr, sie werde noch vor Johanni in Gefangenschaft gerathen. Sie weint und fleht: lieber den Tod, nur nicht die Gefangenschaft. Die himmlischen Stimmen bleiben unerbittlich: es müsse also geschehen, Gott werde ihr aber beistehen. Am 23. Mai 1430 macht Johanna einen Ausfall aus Compiegne. Der Ausfall mißlingt, die Krieger stürzen zurück in die Stadt, die Jungfrau kommt mit den letzten am Thore an, indeß das Thor ist verschlossen. Von den Burgunderm umringt, verschafft sie, sich durchzukämpfen, da wird sie ergriffen und vom Pferde gerissen, sie ergibt sich dem Bastard von Bendome.

Es liegt etwas tief Tragisches darin, daß sie erst innerlich gebrickt wird, ehe sie äußerlich unterliegt. Auch Schiller hat diesen Zug benutzt, nach ihm erfolgt der Bruch ihres innern Lebens dadurch, daß sie im Zweikampf mit dem Ritter Lionel plötzlich von leidenschaftlicher Liebe zu ihrem schönen Gegner erfaßt wird und dadurch in Zwiespalt mit ihrem Gelübde der Jungfräulichkeit tritt. Die Motivirung der Geschichte ist weit zarter. Der Bruch vollzieht sich dadurch, daß Johannas heher, idealer Sinn die Gemeinheit und Schlechtigkeit des Materials, welches ihr dient, nicht zu durchdringen vermag. Sehen wir nun, wie das Ideale in ihr, da es sich auf Erden nicht verwirklichen kann, im Märtyrertode seine Verklärung findet.

Im Lager der Feinde brach bei der Kunde, daß die Jungfrau gefangen sei, maßloser Jubel aus. Der Bastard von Bendome übergab sie seinem Lehnsherrn, dem Grafen von Luxemburg und dieser sperrte sie in den festen Thurm des Schlosses Beaurevoir. Von namenloser Angst gequält, stürzt sich Johanna, obwohl die Heiligen es ihr verbieten, von dem Thurme herab. Sie liegt bewußtlos am Boden, aber kein Glied ist gebrochen. Nun verkauft der Graf von Luxemburg seine edle Beute für 10000 Livres an den König von England, man bringt sie nach Rouen in den engsten Gewahrsam, legt ihr, um jeden Fluchtversuch zu verhindern, eine eiserne Kette, an welcher ein schwerer Klotz befestigt ist, um den Leib, und läßt sie Tag und Nacht in ihrem Kerker von drei Soldaten bewachen.

Die Jungfrau konnte nach damaligem Völkerrechte als Kriegsgefangene gegen Lösegelt freigegeben, oder in ewigem Gefängniß gehalten werden; tödten durfte man sie nicht. Allein Englands Politik forderte ihre Vernichtung und zwar wollte man sie zunächst moralisch, nachher physisch vernichten. Dazu bot sich folgender Weg: Johanna sollte durch den Spruch der Kirche als ein mit der Hölle verbündetes Geschöpf verurtheilt werden, und Franzosen sollten das Urtheil sprechen, damit es den Schein der Unparteilichkeit trüge.

Der aus seinem Bischofssitze vertriebene Bischof von Beauvais, Pierre Cauchon, verstand sich mit Freuden dazu, den Proceß zu leiten, er gesellte sich dem päpstlichen Inquisitor bei und versammelte eine beträchtliche Zahl von Gelehrten zu einem Gerichtshofe, in welchem er den Vorsitz übernahm. 113 Franzosen, Doctoren der Theologie, Stiftsherren und Baccalaureen, Doctoren der Rechte, Licentiaten, Notare und Mitglieder der Pariser Universität gaben sich für ansehnliche Tagegelder, die England zahlte, dazu her, die Netterin ihres Vaterlandes zum Bintgerüst zu verdammen.

Am 9. Januar 1431 fand die erste Sitzung in diesem unerhörten Glaubensgerichte Statt. Man verlangte von der Angeklagten ein eidliches Versprechen, die Wahrheit zu sagen. Sie leistete den Schwur, jedoch mit dem Vorbehalt, sie wolle die Wahrheit angeben in allem, was den Proceß betreffe. Nachdem der Ankläger geschworen hatte, daß er gegen sie nichts thue aus Gunst, Rache, Furcht oder Haß, wurde die Klageschrift verlesen, deren Einleitung so lautete: „Johanna ist sehr verrüchtig und steht bei allen guten Personen im fuolechtesten Rufe. Sie ist zu erklären für eine Wahrsagerin, Hexe, Zauberin, falsche Prophetin, böse Geister anrufend und beschwörend, abergläubig und höllischen Künsten ergeben, übelberuhmt von unserem katholischen Glauben und ihn verleugnend, Böses redend und thuend, Gott und seine Heiligen lästernd, aufrührerisch, den Frieden störend und hindernd, Kriege stiftend, nach Menschenblut grausam dürstend, zu dessen Vergießung anreizend, Zucht und Anstand ihres Geschlechtes ganz preisgebend, die Kleidung bewaffneter Männer unzüchtig tragend, wegen dieser und anderer Dinge von Gott und Menschen verabscheut, Uebertreterin aller göttlichen, natürlichen und kirchlichen Gesetze, Verführerin der Fürsten und Völker, erlaubend und beistimmend, daß man sie zur Schmach Gottes verehre und anbete, ihre Hände und Kleider zum Küssen darbietend, sich Götterehre anmaßend, schismatisch, sacrilegisch, blasphemisch, ketzerisch."

Durch diese lügenhaften und schwülstigen Beschuldigungen war der Gang des Processes im voraus festgestellt, und in der That hat die Criminalgeschichte kaum ein ähnliches, nichtswürdiges Verfahren aufzuweisen als das wider Johanna. Sie wurde täglich vier Stunnen lang verhört, bald über dieses, bald über jenes Gegenstand, alle fragten auf sie hinein, so daß sie wiederholt bitten mußte, es möge einer nach dem andern reden. Die Meisten suchten eine Kunst darin, ihr verfängliche Fragen vorzulegen. Mitleidige Besitzer, welche zu ihren Gunsten zu sprechen wagten, wurden durch Drohungen zum Schweigen gebracht oder ausgestoßen aus der Zahl der Richter. Man schickte Spione in ihre Heimat und ließ nach ihrem Leben und Wandel forschen, indeß man hörte nur Ehrenvolles und Gutes. Trotzdem enthlöbete man sich nicht, sie zu verleumden, insbesondere ihre Keuschheit zu verdächtigen.

Die Haltung der Jungfrau vor Gericht zwingt uns die höchste Bewunderung ab. Sie behält stets die Geistesgegenwart, verliert niemals ihre Würde und antwortet fast immer treffend und bedeutungsvoll. Mit unglaublichem Scharfsinn erräth sie die Fallen, die man ihr stellt. Das Gericht möchte ihr gern Wunderkräfte und Wunderthaten andichten und fragt sie deshalb nach einem verzauberten Baume in der Nähe ihres Dorfes, nach Feen, Springwurzeln u. dgl. Sie erwidert: Bei Domremy stehe wie bei vielen Orten ein großer Baum, um welchen sie mit andern Mädchen getanzt und Kränze aufgehangen habe. Den Elfen und Geistern habe sie nichts gesehen und eine Maundragerawurzel kenne sie nicht.

Man nannte es ein Verbrechen, daß sie sich die Haare abgeschnitten und Männerkleidung angelegt habe. Sie sagte: „Das sind Kleinigkeiten, doch that ich es nicht nach Menschenrath, sondern nach dem Gebote Gottes."

Ein Richter frug, ob sie glaube, daß sie sich im Stande der Gnade befände? Ihr Nein konnte man als ein Bekenntniß ihrer Schuld deuten, ihr Ja würde man als sündlichen Hochmuth ausgelegt haben, denn die Kirche gestattete niemandem, sich des ewigen Heiles vollkommen sicher zu fühlen. Die Jungfrau antwortete: „Bin ich im Stande der Gnade, so möge Gott mich darin erhalten, bin ich nicht darin, ihn mir verleihen."

Digitized by Google

Ueber den Hauptpunkt, die himmlischen Erscheinungen, gab die Angeschuldigte die bündigsten Erklärungen und versicherte: „Sie kommen von Gott und ich bin von Gott gesandt. Ich hege mehr Furcht, etwas zu sagen oder zu thun, was ihm mißfallen könnte, als Euch Rede zu stehen. Oft höre ich die Stimmen, zu bisweilen wecken sie mich aus dem Schlafe, oft habe ich die Heiligen unter Menschen gesehen, während diese sie nicht sahen. Die Stimmen sind meist die der heiligen Katharine und Margarethe oder auch des Erzengels Michael."

Auf die wunderliche Frage: „Hatte der heilige Michael Haare?" antwortete sie: „Warum sollten sie ihm verschnitten sein?" Auf die boshafte Frage: „Erschien Dir der heilige Michael nackt?" Glaubt Ihr, daß Gott nicht habe, seine Heiligen zu bekleiden?"

So wehrte sie die listigen Streiche ihrer Feinde siegreich ab, die Benützungen, sie auf Grund ihrer eigenen Aussagen zu verdammen, schlugen fehl. Man sannte einen Geistlichen unter der Maske eines französischen Kriegsgefangenen zu ihr, um sie auszuhorchen, und versteckte zwei Männer hinter einem Fenster, die den Befehl hatten, alles aufzuschreiben, was Johanna offenbaren würde. Auch dieses schändliche Mittel führte nicht zum Ziele, das Mädchen zeigte sich in den vertrautesten Reden schuldlos wie beim Verhöre.

Nun entschlossen sich die Häupter zu einer Maßregel, die nichts Geringeres war als ein Schurkenstreich. Es wurden aus den Acten 12 Artikel ausgezogen und diese so gefaßt, als wenn der Inhalt bewiesen sei. Der Auszug enthielt nicht gerade volle, greifbare Unwahrheit, aber alles, was für Johanna sprach, war beseitigt, alles, was gegen sie benutzt werden konnte, war aus dem Zusammenhange gerissen und in das schwärzeste Licht gestellt.

Die Anklagen rekurieren sich auf zwei Punkte: daß sie männliche Kleider trage, was gegen das biblische Gebot verstößt (5 Moses Cap. 22, Vers 5), und daß sie Offenbarungen und persönliche Erscheinungen von Heiligen vorgebe.

Der Actenauszug wurde an die Pariser Universität und an etliche fünfzig Gelehrte und Corporationen zur Begutachtung geschickt. Die Gutachten fielen einstimmig dahin aus: Johanna sei schuldig, göttliche Offenbarungen abergläubisch erfunden zu haben; weil diese Offenbarungen zu so großem Buthvergießen geführt, müsse man annehmen, daß sie die Wirkung böser Geister seien, mithin sei Beklagte überführt, böse Geister verehrt, Gott entsagt, die Heiligen gelästert, Götzendienst getrieben zu haben und vom Glauben abgefallen zu sein.

Die Veranlassung dieses Urtheils war, daß die Angeklagte wirklich ausgesagt habe, was in den Artikeln stand. Dies war indeß nicht der Fall, und auch nach dem Urtheil hielt man es nicht für nöthig, der Jungfrau die Artikel vorzuhalten und sie darüber zu verhören. Man forderte, Johanna solle sich dem Spruche der Kirche unterwerfen oder widerrufen.

Am 24. Mai 1431 wurde auf dem Kirchhofe der Abtei St. Ouen die Schlußverhandlung gehalten. Zwei große Gerüste waren aufgeschlagen, auf dem einen nahmen der Bischof von Beauvais, der Kardinal von England und 33 Beisitzer Platz, das andere war für Johanna und den Prediger Erard bestimmt. Der letztere predigte über den Text: „eine vom Stamme abgeschnittene Rebe kann keine Frucht bringen" und überhäufte die Jungfrau mit Vorwürfen. Man stellte ihr nochmals die Wahl: entweder ihre vorgeblichen Offenbarungen als satanische Vorspiegelungen zu widerrufen, dann solle sie in milder Haft gehalten werden, oder den Feuertod zu sterben. Man las ihr die Abschwörungsformel vor. Sie sagte: „Ich verstehe den Sinn dieser Worte nicht und appellire an den Papst und das allgemeine Concil." Ihre Appellation ward verworfen, man setzte ihr heftiger zu. Seufzend sprach sie: „Ihr werdet viele Mühe haben, mich zu verführen." Der Bischof hub endlich an, das Urtheil zu verkündigen, der Henker griff nach ihr, da brach die Herrliche zusammen. Sie erklärte: „Ich will lieber widerrufen als verbrannt werden. Haben die Männer der Kirche entschieden, daß die Erscheinungen, welche ich hatte, nicht behauptet werden können, so will ich sie nicht behaupten."

Sie unterzeichnete eine Schrift, die man ihr vorlegte, sprach die Worte einer Abschwörungsformel, die ihr der Gerichtsschreiber verlas, nach. Die Formel ist nicht erhalten, Augen- und Ohrenzeugen haben indeß versichert, es seien etwa 6 bis 8 Zeilen gewesen und Johanna habe namentlich das Versprechen gegeben, nie wieder männliche Kleider und Waffen tragen zu wollen. Bei den Acten findet sich ein endlos langes Sündenbekenntniß mit ihrem Handzeichen versehen, es ist jedoch untergeschoben. Der Geheimschreiber des Königs von England führte ihr die Hand beim Unterzeichnen eines Documentes, dessen Inhalt sie nicht verstand.

Der Bischof von Beauvais nahm Johanna nach dem Widerruf zwar wieder auf in den Schoß der Kirche, fällte aber, sich zu ihr wendend, den harten Spruch: „Wie Du gesündigt hast gegen Gott und die Kirche, verurtheilen wir Dich aus Gnade, den Rest Deiner Tage im Gefängniß zuzubringen bei dem Brote der Schmerzen und bei dem Wasser der Trübsal."

So war das große Werk der moralischen Vernichtung durch Johannas eigene Erklärung vollbracht. Es haben dabei viele Ursachen zusammengewirkt: einmal die rohe Behandlung im Kerker, durch welche ihre Körperkraft aufgezehrt und in Folge dessen auch die Energie ihres Geistes geschwächt wurde, sodann die volksthümliche Ehrfurcht vor den Priestern. Johanna mochte selbst einen Moment irre werden, als sie hörte, daß so viele Männer der Kirche ihre Erscheinungen für Hirngespinnste hielten. Die natürliche Scheu vor dem Feuertode kam hinzu, und endlich hatten ihr die himmlischen Stimmen von Erlösung im allgemeinen gesprochen, was sie auf Befreiung aus der Gefangenschaft durch einen Sieg der Franzosen, nicht auf den Märtyrertod gedeutet hatte. So vereinigte sich alles, um sie zu beugen, nur es ist nicht auffallend, daß sie zuletzt widerrufen, man muß sich wundern, daß sie so lange widerstanden hat.

Während die Jungfrau in Rouen von dem geistlichen Gericht gepeinigt wurde, weilte ihr König unthätig in den Grenzen seines Reiches. Man hätte erwarten sollen, daß er alles aufbieten würde, um seine Retterin zu retten, er machte indeß nicht einmal den Versuch, sie loszukaufen. Wie leicht wäre es für ihn gewesen, mit Repressalien an den englischen Kriegsgefangenen zu drohen, wie gewichtig mußte es sein, wenn die Resultate der Untersuchung von Poitiers geltend gemacht worden wären! Dort hatten ja ebenfalls Männer des Rechtes und der Kirche über Johanna zu Gericht gesessen, unter ihnen sogar der Vorgesetzte des Bischofes von Beauvais und von ihnen war das Mädchen für eine gute katholische Christin von unerschütterlicher Mandelt anerkannt worden. Es war so naheliegend, daß man der Untersuchung in Rouen die Untersuchung in Poitiers entgegengestellt, oder die schiedsrichterliche Entscheidung des Papstes angerufen hätte. Und doch geschah nichts. Johanna wurde von allen den Ihrigen verlassen, auch von dem Könige, dem sie das Reich und die Krone erkämpft. Das Motiv dieses empörenden Undanks mag gewesen sein, daß der König besorgte, wenn er eifrig für die Gefangene wirkte, würde man ihn der Mitwisserschaft, vielleicht gar der Theilnahme an ihren Zauberkünsten beschuldigen.

Johanna wurde nach dem Urtheilsspruch nicht, wie das Gesetz es erforderte, in geistliche Klosterhaft, sondern in ihr früheres Gewahrsam zurückgebracht und daselbst fort und fort mit Ketten belastet. Sie mußte nach wie vor die Gegenwart wüster Kriegsknechte in ihrer Zelle dulden und wurde von neuem an einen Block geschlossen. Sie ließ sich Frauengewänder anlegen und das Haar nach Art der Büßerinnen scheeren.

Am dritten Tage nach der feierlichen Gerichtssitzung, es war gerade der Sonntag Trinitatis, wird dem Bischof gemeldet, die Jungfrau habe ihr Gelübde gebrochen und Mannskleidung angezogen. Er sendet Geistliche zu ihr, um sie zu verhören, die Wachen verweigern ihnen indeß den Eintritt. Am Montag kommen die Richter selbst zu ihr in den Kerker. Befragt, warum sie wieder männliche Kleidung trage, gibt sie zu Protokoll: „Weil ich diese Weise, mich zu kleiden, für anständiger halte, so lange ich von Männern bewacht werde; überdies habe auch Ihr nicht gehalten, was Ihr versprach, daß ich dürfte zur Messe gehen, dem Leib des Herrn empfahlen und daß ich nicht mehr an diesen Block gefesselt würde." Das Protokoll versichweigt, was wir durch die Aussage ihres Beichtvaters wissen, daß man ihr die Frauengewänder weggenommen, absichtlich die Männerkleidung hingelegt und daß ein großer Lord sie durch seine Zudringlichkeit gezwungen hatte, in der Männertracht den Schutz ihrer Ehre zu suchen. Als ihr der Bischof vorhielt, daß sie ihren Schwur gebrochen, antwortete sie: „Ich will lieber sterben, als in diesen Ketten leben. Bergönnt mir, zur Messe zu gehen, gebt mir erträgliches Gefängniß, so will ich gut sein und thun, was die Kirche will." Der Bischof fuhr fort: Er habe auch gehört: daß sie noch immer an ihren vorgeblichen Offenbarungen festhalte, ob sie seit letztem Donnerstage wieder die Stimme der Heiligen gehört? Antwort: „Ja." Ob sie glaube, daß sie von Gott kämen? Antwort: „Ja, sie kommen von Gott." Man macht ihr den Widerspruch dieser Erklärungen mit der Abschwörung bemerk-

Digitized by Google

lich. Sie entgegnet: „Was ich damals gesagt, ist gegen die Wahrheit gesagt, nur aus Furcht vor dem Feuer. Aber ich will meine Buße lieber auf einmal leiden, als länger erdulden, was ich hier im Gefängniß erduldet. Was in dem Abschwörungszettel stand, habe ich nicht verstanden und ich habe nur in der Voraussetzung widerrufen, daß es Gott gefiele. Ihr habt mir Schaden gegeben, gesagt und gethan zu haben, was ich nie gesagt und gethan habe. Wenn Ihr wollt, will ich Frauenkleider anlegen, weiter thue ich nichts."

Johanna hatte sich wieder gefunden, der alte Muth war zurückgekehrt, es stand nicht mehr das durch die geistige Tortur des Processes gebrochene, vor dem Feuer zitternde Mädchen vor dem Bischof, die heldenmüthige, gottbegeisterte Jungfrau trat ihm gegenüber, sie nahm den ihr mit so vieler Mühe abgepreßten Widerruf zurück und klagte sich selbst an wegen der von ihr verschiedenen Schwüre. Sie sagte: „Gott hat mir durch die heilige Katharine und Margarethe sein großes Mitleid kund gethan, daß ich an jenem Tage in die Abschwörung willigte, um mein Leben zu retten. Ich würde mich selbst verdammen, wenn ich leugnete, daß Gott mich gesandt hat." Als der Bischof aus dem Gefängniß trat, wandte er sich zu den dort versammelten Engländern und sprach: „Farewell! Es ist um sie geschehen, thut Euch gütlich!"

Die mittelalterliche Kirche war unerbittlich gegen rückfällige Ketzer. Das Gericht ward von neuem berufen und Johanna von neuem angeklagt. Ohne eine weitere Untersuchung, wie es sich mit dem Kleiderwechsel verhalten, nur ob nicht die Angeschuldigte dazu genöthigt worden, ohne die Jungfrau nur zu verhören über die ihr beigemessenen Verbrechen, fällten die Richter, um die sie bedrohenden, nach dem Blut ihrer Feindin dürstenden Engländer zufrieden zu stellen, in der formulosesten Weise und in der höchsten Eile das Todesurtheil. Es sollte der Jungfrau die Abschwörungsformel vorgelesen, ihr das Wort Gottes verkündigt und sie dann der weltlichen Gerechtigkeit, das hieß dem Feuertod, übergeben werden.

Am Morgen des 30. Mai 1431 kam ihr Beichtvater zu ihr ins Gefängniß. Er hörte ihre Beichte, reichte ihr auf ihr Verlangen den Leib des Herrn und bereitete sie zum Sterben. Als er ihr aufmunterte, daß sie noch heute die ihr zuerkannte Strafe erleiden müsse, schrie sie auf: „Weh mir! es ist entsetzlich, daß mein frischer, junger Leib, der nie befleckt ward, zur Asche gebrannt werden soll! Ach, eher wollte ich siebenmal enthauptet werden, als einmal verbrannt!" Dem Bischof von Beauvais sagte sie: „Bischof, ich sterbe durch Euch!" Er erwiderte: „Johanna, Du mußt es in Geduld hinnehmen, denn Du hast Dein Versprechen nicht gehalten und bist zu Deiner frühern Ueberthat zurückgekehrt." „Ach," entgegnete sie, „hättet Ihr mich in ein geistliches Gefängniß geführt und anständigen und würdigen Wächtern übergeben, so wäre das alles nicht geschehen. Ich berufe mich von Euch auf Gott, den Rächer alles Unrechts, das Ihr mir anthut."

Im Gebete und in der festen Zuversicht, daß sie noch diesen Tag im Paradiese sein werde, fand die Jungfrau Fassung und Trost, ihrem furchtbaren Geschick standhaft entgegenzugehen. Sie ließ sich in Frauengewänder kleiden und bestieg um neun Uhr Morgens den Wagen, der sie unter starker Bedeckung englischer Soldaten auf den alten Markt von Rouen brachte. Hier waren wieder zwei Gerüste aufgeschlagen, das eine für die Richter, das andere für ihr Opfer, gegenüber auf einem hochgemauerten Unterbau der Scheiterhaufen. Der Verfasser der zwölf Artikel hielt eine wüthende Predigt über 1 Korinther 12, Vers 26: „So ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit," ein Text, der sich so leicht für die Jungfrau deuten ließ. Er schloß mit den wie die bittere Ironie klingenden Worten: „Ziehe hin in Frieden!" Hierauf erhob sich der Bischof und verlas folgendes Urtheil: „Im Namen des Herrn. Amen. Nachdem wir zu Recht bestehende Richter Dich, Johanna, genannt die Jungfrau, bereits des Abfalls, des Götzendienstes, der Anrufung der Teufel und verschiedener anderer Verbrechen schuldig erkannt, aber weil die Kirche den Reuigen niemals ihre Arme verschließt, Dich zur Buße zugelassen haben, indem wir glaubten, daß Du aufrichtig widerrufen und gelobt, nicht in diese Irrthümer zurückzufallen, sondern in der katholischen Einheit mit der Kirche zu verharren: ist dennoch Dein Herz verführt worden vom Fürsten der Lüge und Du bist zurückgefallen in Deine Lüge wie ein Hund zum Ausgespienen zurückkommt. Du hast erklärt, daß Du mit falschem Herzen und nicht in gutem Glauben auf Deine Irrthümer verzichtet hast: derohalb erklären wir durch gegenwärtige Sentenz Dich für rückfällig, ketzerisch und für ein verfaultes Glied. Auf daß Du nicht die andern ansteckest, stoßen wir Dich aus dem Schoße der Kirche und übergeben Dich der weltlichen Gewalt, indem wir sie bitten, Dich mild und menschlich zu behandeln, mit dem Tode oder Verstümmlung der Glieder Dich verschonend."

Der Schluß ist nur die übliche heuchlerische Formel kirchlicher Todesurtheile. Das weltliche Gericht war bei Strafe, selbst für ketzerisch gehalten zu werden, verpflichtet, eine ihm mit dieser Formel übergebene Person sofort verbrennen zu lassen.

Jetzt wurde das Haupt Johannas mit einer papiernen Mütze bedeckt, welche die Inschrift trug: „Ketzerin, rückfällig, abtrünnig, götzendienerisch." Auf einer Tafel, ihr zur Seite, stand geschrieben: „Johanna, welche sich die Jungfrau nennen läßt, ist eine Lügnerin, des Volkes Betrügerin, gefährlich, abergläubisch, Gott lästernd, irrgläubig, götzendienerisch, grausam, liederlich, des Teufels Verbündete, schismatisch und ketzerisch."

Die Jungfrau behielt auch in dieser schrecklichen Stunde ihre Würde und ihre Fassung, sie kniete nieder und betete so inbrünstig, daß die Umstehenden ohne Ausnahme ergriffen und vieler Augen naß wurden. Allen ihren Feinden vergab sie, von allen, denen sie wohgethan, erbat sie Verzeihung. Sie zeigte weder stoische Gleichgiltigkeit, noch haltungslose Verzweiflung, sondern edles Gefühl und hohen Muth. Für ihren letzten Gang gab man ihr auf ihre Bitten ein Kreuz in die Hand, ein andres wurde auf ihren Wunsch aus der nahen Kirche geholt und ihr vorangetragen. Dem Predigermönch, der ihre letzten Geheimnisse bewahrte, erklärte sie nochmals feierlich, ihre Erscheinungen seien keine Einbildungen gewesen, was sie gethan, habe sie auf Gottes Gebot gethan. Mit den Worten: „Rouen, Rouen, sollst Du nun meine letzte Stätte sein! ich fürchte, Du wirst viel leiden müssen wegen meines Todes," schickte sie sich an, den letzten Gang zu gehen. Das Volk, welches zugegen war, wurde unruhig, es ward von einer Ahnung ergaßt, daß die unsehlbare Kirche im Begriffe sei, ein ungeheures Verbrechen zu begehen. Die Soldaten trieben die Priester zur Eile an. Da rief der Stadtrichter von Rouen ohne weitern Urtheilsspruch dem Henker zu: „Thue Deine Pflicht!" Johanna wird ergriffen, auf den Scheiterhaufen geführt und hier an einem hervorragenden Pfahle festgebunden. Ihr Beichtvater geleitet sie, schon züngeln die Flammen von unten herauf, sie ermahnt ihn, sich eiligst zu retten. Noch einmal hört man den Namen des Erlösers aus ihrem Munde, dann umhüllt sie die Lohe und die keusche Lilie Frankreichs hat ihr Martyrium überstanden. Auch hier übte der Tod seine verjüngende Macht. Alle waren aufs tiefste erschüttert. Viele Engländer von Auszeichnung erklärten laut: Man habe eine Heilige verbrannt. Einer ihrer Feinde, der selbst Holz zum Scheiterhaufen getragen, behauptete, eine weiße Taube sei aus den Flammen emporgestiegen. Der Henker selbst kam, von Gewissensbissen gepeinigt, zu dem Beichtvater und frug: Ob Gott ihm wohl den Frevel vergeben könne, den er an einer so heiligen Frau begangen? Er hatte beim Aufräumen von Johanna nichts mehr gefunden als ihr mit Blut überfülltes Herz; dieses war nicht mit verbrannt.

Kurze Zeit darauf erließ der König von England ein Schreiben an Kaiser, Könige, Fürsten und Kardinäle zur Rechtfertigung des Processes, es machte indeß wenig Eindruck, denn überall durchschaute man, daß dieses Gericht kein unparteiisches, der Spruch kein gerechter gewesen. Johanna war todt, aber die Engländer cruteten keine Frucht von ihrer blutigen That. Die gewaltige Erhebung des Volksgeistes, der mächtige Umschwung der Dinge waren nicht rückläufig zu machen. Sechs Jahre nach ihrem Ableben zog der König in Paris ein, 18 Jahre nachher fiel ihre Opferstätte Rouen an Frankreich zurück, und nach Ablauf von 27 Jahren mußten die Engländer Calais, den letzten Platz auf französischem Boden, räumen.

Karl VII. saß auf dem Throne seiner Väter, und die Volksstimme verlangte gebieterisch die Herstellung des Andenkens der Jungfrau. Der König konnte sich diesem gerechten Verlangen nicht entziehen, er setzte in Rom einen Revisionsproceß durch. Der Papst ernannte einen geistlichen Gerichtshof, vor welchem die hochbetagte Mutter Johannas erschien und Recht forderte für ihr unschuldig gemordetes Kind. Es wurden 114 Zeugen vernommen, darunter alle diejenigen, welche die Jungfrau persönlich gekannt. Nach sorgfältiger Prüfung fällte der Revisionshof das Urtheil: Man stelle es Gott, dessen Geist wehe, wohin er wolle, anheim, über die Natur der Offenbarungen Johannas zu richten, aber die zwölf Artikel seien

Digitized by Google

trügerisch aus den Acten gezogen, das ganze Verfahren im Verdammungsprocesse sei wegen vielfacher enormer Rechtsverletzungen null und nichtig, das Anklagen Johannas der Jungfrau sei alles Schimpfes frei und ihre Verurtheilung in allen Städten des Königreichs durch öffentliche Bekanntmachung als ein Werk der Gewalt that und Bosheit zu erklären.

In Reuen ward an der Stelle, wo sie gestorben, eine feierliche Processsion gehalten, der erste Spruch als betrügerisch, argistig, bosshaft und schändlich caffirt, vieles zu ihrem Lobe gesprochen und ein Crucifix aufgerichtet.

Wir sind am Ende, denn wir beabsichtigen nicht, eine Erklärung der himmlischen Stimmen und Offenbarungen zu versuchen, oder unsere Ansicht darüber auseinander zu setzen. Wie man auch in diesem Punkte urtheilen, ob man sie als wirkliche Geisteserscheinungen, oder als die Gebilde einer reichbegabten Phantasie auffassen mag, darin sind alle Kritiker und unparteiischen Forscher einig, dass an einen Betrug, an ein Lügengewebe der Jungfrau, oder des königlichen Hofes, in dessen Diensten sie stand, nicht zu denken ist. Johanna selbst hat an die Realität ihrer himmlischen Führer geglaubt und in Dingen, die ihre Sendung betrafen, prophetische Blicke in die Zukunft gethan, das beides ist unzweifelhaft gewiß. „Die Jungfrau von Orleans gehört zu den edelsten und seltensten Gestalten, welche durch das volle Licht der geschichtlichen Wahrheit nicht verlieren, sondern in jeder Beziehung gewinnen." Sie ist ein glänzender Beweis für die Wahrheit des Gedankens, dass wahre Frömmigkeit im Bunde mit begeisterter Vaterlandsliebe von unwiderstehlicher Wirkung ist und selbst die schlimmsten Verhängnisse der Völker zu wenden vermag.

Der brennende Kohlenberg bei Planitz.

„Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht."

Unwillkührlich drängen sich uns bei dem unterirdischen Brande des Steinkohlenlagers bei Planitz (bei Zwickau in Sachsen) diese Worte aus Schillers „Glocke" auf. Seit Jahrhunderten wüthet dort das Feuer, große Steinkohlenschätze vernichtend. Vergebens sind dort die verschiedenartigsten Versuche gemacht, der Gewalt dieses Brandes Einhalt zu thun, das Feuer zu löschen. Ohnmächtig steht der Mensch einer solchen gewaltigen Macht gegenüber. Was vielleicht durch eigene Schuld hervorgerufen ist, vernichtet nun die Schöpfe, welche in der Erde für ihn dort aufgespeichert liegen, ein schwer zu berechnender Verlust für die dortige Gegend. Und doch hat der Mensch auch diese verheerende Kraft sich dienstbar gemacht und zieht Nutzen aus ihr. Wir meinen G. Geitners gespartige Treibgärtnerei und Pflanzenzucht, welche sich unmittelbar über dem brennenden Kohlenlager befinden, und deren Warmhäuser durch die unterirdische Glut das ganze Jahr hindurch die hinreichende Wärme erhalten.

Ein Stück Tropenwelt und Tropenleben stellt sich in diesen Warmhäusern unseren Blicken dar. Ueppiger als hier können die Palmen in ihrem Heimatlande nicht wachsen, wo die Natur ihnen alles, was sie bedürfen, bietet, wo die Sonne des Aequators ihre Früchte reift; in reicherer Fülle können die verschiedenartigsten Farnkräuter nicht wuchern, prächtiger die Orchideen ihre wunderbar gestalteten Blüthen nicht entfalten. Auf engem Raum ist das schönste und seltenste Pflanzenleben hier zusammengedrängt, nicht wie in so vielen Treibhäusern kümmerlich sein Dasein fristend, halb verkommen und halb verkrüppelt, unähnlich den Schöpfungen, welche die freie Natur hervorbringt, sondern alles in natürlichster Kraft und Fülle wachsend und blühend. Das verleiht diesen Pflanzenleben erst den echten Reiz.

So weit auch der Ruf der Geitnerschen Gärtnerei seit einem Jahrzehnt gedrungen, so bekannt es auch ist, dass sie über dem unterirdischen Kohlenbrande gelegen, durch ihn die zu ihrem Gedeihen erforderliche Wärme erhält, so sind doch über diesen Brand selbst und seine Wirkungen die eigenthümlichsten und oft verkehrtesten Vorstellungen verbreitet. Es wird deshalb für die Leser des Daheim sicherlich nicht ohne Interesse sein, wenn wir sie selbst nach Planitz führen und ihnen ein getreues Bild dieses Brandes und der Geitnerschen Treibgärtnerei geben, so weit Feder und Stift dasselbe zu veranschaulichen im Stande sind.

Fast der ganze nördliche Rand des Erzgebirges wird von mächtigen Steinkohlenflözen eingesäumt. Einen Theil dieser Umsäumung bildet Zwickau mit seinen Steinkohlenlagern, welche durch die Mulde in zwei Theile geschieden werden. Auf dem links von der Mulde gelegenen Theile befinden sich, ungefähr eine Stunde von Zwickau entfernt, die Planitzer Flöze. Das tiefste dieser Flöze ist das brennende. Es befindet sich in einer ungefähren Tiefe von 50 Lachtern und hat eine Mächtigkeit von 20 bis 26 Fuß, die indess von einer 4 Fuß mächtigen Lage von Schieferthon durchsetzt ist und dadurch in zwei fast gleiche Schichten getheilt wird.

Das brennende Kohlenflötz lagert auf einer sandigen und fast schwarzen Schicht Schieferthon. Ueber ihm befindet sich wieder eine bis 20 Fuß mächtige Schicht von demselben Gestein, auf sie folgt eine fast gleich starke Schicht Sandstein, dann kommt wieder eine schwächere Lage Schieferthon und darauf lagert ein 20 bis 32 Fuß mächtiges Flötz von Rußkohlen. Diese Kohle ist wieder durch eine starke Schicht Schieferthon überdeckt, auf der dann das dritte Kohlenflötz, die Schichtkohle, folgt, über welchem sich noch zwei Schichten von grauem und rothem Conglomerat befinden.

Der brennende Theil des tiefen Flötzes nimmt einen Raum von ungefähr 400 Lachtern Länge und 130 Lachtern Breite ein, also ungefähr 50,000 Quadrat-Lachter.

Durch die gewaltige Glut dieses unterirdischen Brandes, deren Einwirkung natürlich nach der Oberfläche hin mehr und mehr abnimmt, ist die ganze Natur der sie umgebenden Gesteinmassen eine veränderte geworden. Der Schieferthon ist in Brandschiefer umgestaltet, seine ursprünglich graue Farbe in eine röthlichgraue verwandelt, oder in eine gelbrothe oder röthlichweiße, durchzogen von gestreiften Zeichnungen von ziegelrother, brauner, selbst schwarzbrauner Farbe. Während der Thonschiefer ursprünglich eine erdige und weiche Masse bildete, ist der Brandschiefer hart und zusammenhängend, gleichsam zusammengeschmolzen worden. Hin und wieder ist der Schieferthon sogar durch die Stärke der Glut in Porzellanjaspis umgewandelt, der roth und selbst violet eine außerordentliche Härte besitzt.

Wie der Schieferthon, ist auch die Sandsteinlage völlig durchbrannt und wo die theils lehmige, theils aus sandigem Grüß bestehende Dammerde beginnt, ist sie durch den Einfluß der Hitze roth gefärbt und stellenweis bis zur Festigkeit der gewöhnlichen Ziegel durchgebildet.

Nach und nach hat das Feuer die Kohlen verzehrt und ebenso allmälig haben sich auch die darüber gelagerten Gesteinschichten und Kohlenflötze gesenkt. Die einzelnen Schichten sind zum großen Theil verschoben, eine Menge Risse und Klüftungen sind entstanden, aus denen die Wärme des unterirdischen Feuers emporsteigt, jedoch je nach der Größe der Klüftungen in Stärkerem oder geringerem Grade.

Irrig ist indeß die Vorstellung, daß die ganze Erdoberfläche über diesem brennenden Kohlenflötze gleichmäßig und in außerordentlicher Weise erwärmt oder erhitzt sei. Die Wärme der oberen Erdschicht beträgt im allgemeinen je nach der Jahreszeit und den verschiedenen Witterungsverhältnissen ungefähr + 5 bis 16 Grad R. Wo die heißen Dämpfe des unterirdischen Feuers durch die Klüftungen emporsteigen, haben sie allerings eine Temperatur von 60 bis 70 Grad R., so daß Eier in ihnen gesotten werden können, allein die Hauptklüftungen liegen oft 40 bis 80 Fuß auseinander, und wo die heißen Dämpfe aus den Klüftungen emporsteigen, theilen sie den Wärmegrad von 60 Grad R. der Erde höchstens in einem Umkreise von 4 Fuß mit.

Wann dieser Brand des Steinkohlenflötzes entbrannt, ist nicht genau bekannt. Jedenfalls ist er schon Jahrhunderte alt.

Der Zwickauer Steinkohlenbau ist der älteste, den man kennt. Schon im zehnten Jahrhundert wurde er betrieben. Freilich mochte er in seinen ersten Anfängen wenig Aehnlichkeit mit der jetzigen Art des Baues haben und nur da betrieben werden, wo die Kohlen ganz oder doch fast ganz zu Tage lagen. Peter Albinus erzählt in seiner 1589 gedruckten „Meißnischen Bergchronika", daß der Brand schon 1479 entstanden sei und sich 1505 neu entzündet habe. Nach ihm soll der Brand dadurch entstanden sein, daß ein Jäger auf einer Fuchsjagd in den

Digitized by Google

Schacht geschossen und die Kohle dadurch entzündet habe. So wenig Sicherheit des Albinus Angabe auch bietet, so ist doch mit Gewißheit anzunehmen, daß der Kohlenbrand schon im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts entstanden ist und ununterbrochen fortbestanten hat, wenn auch nicht immer mit gleicher Heftigkeit und sogar den Ort wechselnt. Der Hüttenchirurgh Johannes Lindner, der 1530 starb, erwähnt bereits den „brennenden Berg bei Zwickau," und ebenso sicher ist es, was Georg Agricola, der Begründer der Metallurgie, der eine Zeit lang als Rector in Zwickau lebte, berichtet, daß das Feuer 1505 mit besonderer Heftigkeit hervorbrach.

So verschiedenfache Ursachen auch für die Entstehung dieses Kohlenbrandes angegeben werden — so sollen Zwickauer Bürger bei dem Ausräuchern eines Fuchses aus seinem Bau die hochstehende Steinkohle und den darüber stehenden Wald entzündet, nach anderen soll der Blitz in den Stollen geschlagen und das Feuer hervorgerufen haben — so läßt sich doch keine als die richtige nachweisen, es ist sogar wahrscheinlich, daß das Feuer durch Selbstentzündung der Steinkohle, wie solche in England, Belgien, Schlesien, an der Saar, bei Zwickau und im Plauenschen Grunde bei Dresden vorgekommen, entstanden ist. Je weniger man damals den Proceß der Selbstentzündung kannte, um so natürlicher war es, daß für die Entstehung dieses Brandes verschiedene Ursachen angegeben und diese mit der Zeit mehr oder weniger ausgeschmückt wurden.

Erst seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts haben wir wieder Nachrichten über den Kohlenbrand. Aus dem Fehlen alter Nachrichten über den Brand von 1589 bis 1641 hat man geschlossen, daß das Feuer erloschen gewesen sei, eine weitere Begründung liegt für diese Annahme nicht vor.

Als 1641 Zwickau von den Kaiserlichen belagert wurde, bargen viele Bürger ihr Geld und ihre Kostbarkeiten in den Planiger Kohleuschächten, verdeckten sie und belegten sie mit Holzwerk. Die kaiserlichen Soldaten, denen dies verrathen war, zündeten die über den Schächten befindlichen Kohlenhütten an, von denen das Feuer dann weiter um sich griff und bald mit großer Heftigkeit in dem unterirdischen Raume wüthete.

Alle Versuche, es durch Wasser und Luftentziehung zu löschen, mißlangen. Von 1668 bis 1675 mußte auf dem Planiger Gebiet jede Kohlenförderung eingestellt werden. Es rollte und krachte unter der Erde wie Donner, mächtige Rauchsäulen stiegen aus allen Schächten empor. In den an das brennende Flötz grenzenden Gruben herrschte eine erstickende Hitze, so daß die Bergleute einen Bericht an den Kurfürsten von Sachsen, den damaligen Besitzer von Planitz einreichten, in dem sie klagten: „das unterirdische Feuer sei so stark, daß es ihnen die Lichter schmelze und die Schuhe verbrenne, ja, daß sie der Hitze wegen genöthigt seien, in den Gruben fast ganz nackt zu arbeiten und obenein noch beständen müßten, von dem einstürzenden Erdreich erschlagen zu werden."

Das einzige Mittel, um der Heftigkeit des Feuers, dessen Glut durch Wasser nur noch gesteigert wurde, einigermaßen Einhalt zu thun, war die Verstürzung der einzelnen Kohlenschächte, durch welche der Rauch des Feuers emporstieg, um ihm die Luft zu entziehen. In den Jahren 1700 und 1751 wurden zwei Schächte verstürzt, dennoch fand schon fünfzehn Jahre später ein neuer Ausbruch des Feuers statt. Sie wiederholten sich 1775, 1776 und 1790. Alle Mittel, das Feuer zu löschen, wurden erschöpft, bedeutende Kosten wurden vergebens daran gewandet. Man mußte zuletzt zu dem verzweifelten Mittel greifen, alle Planiger Schächte zu verschütten.

1822 wagte man die Schächte wieder zu öffnen. Man fand kein Feuer mehr, gab sich schon der Hoffnung hin, daß dasselbe gelöscht sei und begann die Arbeiten der Kohlenförderung wieder; allein die Hoffnung war eine nichtige gewesen, denn schon 1824 brach das Feuer wieder mit neuer Heftigkeit hervor und verbreitete sich so schnell, daß alle Schächte wieder verschüttet werden mußten. 1838 brach die Flamme aus einem alten Schachte, der schnell verschüttet wurde, 1849 aus einem anderen Schachte, den man gleichfalls preisgeben mußte. Seit 1849 sind keine neuen Ausbrüche des Feuers mehr erfolgt. Der Brand wüthet inzessen in dem Kohlenflötze ununterbrochen fort und man hat längst jede Hoffnung aufgegeben, ihn je ganz zu löschen.

Von jeher hatte die Erdoberfläche über dem unterirdischen Brande die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Es war, so weit das Feuer reichte, im Sommer ein öder Fleck, der rings von einem grünen, blühenden Rahmen eingeschlossen, nur das kümmerlichste Gras hervorbrachte. Auch dieses verdorrte gänzlich, wenn eine regenlose Zeit hinzukam und völlig abgestorben war dann der ganze Raum. Sobald indeß der Winter kam, wo ringsum alles abstarb oder mit Schnee bedeckt war, überzog frischer, grüner Rasen diesen Raum. Ein Stück Frühling mitten im Winter, ein Zufluchtsort für eine Anzahl Vögel der Umgegend, die hier Schutz vor der Kälte fanden.

Man besuchte diese Stätte des Kohlenbrandes, staunte im Winter die kleine Frühlingsoase an, die höchstens einer Anzahl Schafe als Weideplatz diente, ließ sich der Merkwürdigkeit wegen in den aufsteigenden heißen Dämpfen Eier sieden, in denen das Detter sofort erhärtete, während das Eiweiß stets halb weich blieb, allein niemand kam auf den Gedanken, die hier in so reichem Maße zu jeder Zeit und umsonst gebotene Wärme praktisch auszunutzen und den reichen Schätzen, die unten ungloes verbrannten, zum wenigsten noch einen geringen Vortheil zu ziehen.

Erst 1836 wurde Dr. E. A. Geitner in Schneeberg, der in der Nähe des Kohlenbrandes ein Hüttenwerk besaß, durch eine Notiz in Dingler's polytechnischem Journal über die Benutzung der durch unterirdische Kohlenbrände hervorgebrachten Wärme zum Erziehen frühzeitiger Gemüse in den Niederlanden auf den Gedanken geleitet, auch diese Strecke über dem Kohlenbrande bei Planitz in ähnlicher Weise auszubeuten, und schon im folgenden Jahre wurde der Anfang damit gemacht.

Freilich war der Anfang ein geringer und ließ nicht voraussehen, daß sich aus ihm in dem Zeitraum eines Vierteljahrhunderts eine so großartige Anstalt entwickeln würde, wie jetzt die Gärtnerei seines Sohnes ist. Wurde doch sogar von manchen, die eine solche Treibgärtnerei für unmöglich hielten, viel darüber gespottet. Es war ein sogenannter heißländischer Kasten mit sechs Fenstern und einem verschließbaren Eingange von Ziegelsteinen aufgemauert. Um die aufsteigenden Dämpfe zurückzuhalten, war auf dem Grunde dieses Kastens zuerst eine Schicht Lehm gebracht und festgestampft, darüber wurde guter Humus geschüttet. Die erste Pflanzung bestand aus Bischofsehren, Buschbohnen, Gurken, Melonen, Salat und Radieschen. Sie gedieh vortrefflich.

Da dieser erste Versuch so wohl gelungen war, so erbaute Dr. Geitner noch in demselben Jahre ein Glashaus mit einer Gärtnerwohnung, legte mehrere Treibbeete an, versergte die junge Anstalt durch eine Röhrenleitung mit Wasser und begann zugleich mit der Anzucht und Verwehrung von Topfpflanzen, die gleich gut gelangen.

Schon im folgenden Jahre gründete er eine kleine Actiengesellschaft, um diese Anstalt zu vergrößern und das erforderliche Geld dazu aufzubringen. Das Unternehmen schritt vorwärts, allein verschiedene Umstände wirkten schädlich darauf ein, so daß es nicht den Gewinn abwarf, den die meisten Actionäre gehofft hatten. Die Häuser waren bei dem kleinen Anlagefond leicht gebaut, Reparaturen und Neubauten wurden bald nothwendig und die Actionäre waren nicht bereit, neue Opfer zu bringen. Dazu kam, daß die der Erde entströmenden heißen Dämpfe immer noch nicht benutzt wurden.

1846 löste sich die Actiengesellschaft auf und den Garten erstand der Sohn des ersten Gründers, Gustav Geitner, der auf Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich, Belgien und Holland sich hinreichend für den Betrieb einer größeren Handelsgärtnerei ausgebildet hatte. So viele Schwierigkeiten sich diesem neuen Besitzer auch entgegenstellten — gleich anfangs stürzte ein Haus über ihm zusammen und seine erste Geschäftszeit fiel in das Nothjahr 1847 — so siegte doch die Umsicht und unermüdliche Thatkraft des neuen Besitzers und von Jahr zu Jahr blühte die Anstalt immer kräftiger empor.

Er machte sich die emporsteigenden heißen Dämpfe unmittelbar dienstbar, indem er in die Klüftungen, aus denen sie emporstiegen, Röhren einsenkte, durch welche er nun die Dämpfe durch die Warmund Treibhäuser leitete, so daß es ihm leicht wurde, jederzeit die Wärme der Tropenländer in ihnen herzustellen.

Haus auf Haus entstand nun in der Gärtnerei. 1855 wurde das große Palmenhaus gebaut; zwei Jahre später erstand Geitner ein nahegelegenes Areal zur Freilandkultur, welches er für Baumschulen benutzte, und 1861 machte er mit unendlicher Mühe ein wüstgelegenes Kohlenabbaufeld unmittelbar hinter dem Garten urbar, wodurch derselbe fast um das Doppelte vergrößert wurde.

Unsere Abbildung, welche von dem Balkon des Wohnhauses des Besitzers aufgenommen ist, gibt einen Blick auf den Garten mit

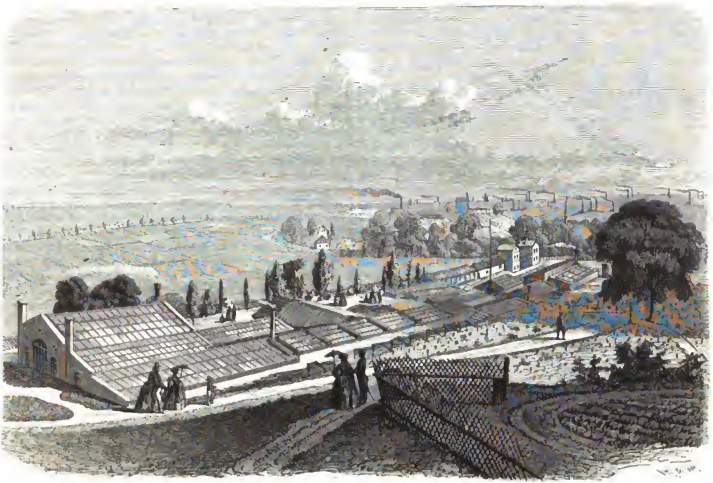
Digitized by Google

den Warm- und Treibhäusern, den Sommerkästen und den zahlreichen Treibbeeten. Die Einrichtung ist hier im Wesentlichen ganz wie in jeder anderen Kunstgärtnerei, und es ist deshalb nicht nöthig, sie näher zu beschreiben. Der große Werth dieser Gärtnerei besteht in dem außerordentlichen Reichthum seltener ausländischer Pflanzen und in der üppigen, gesunden Weise, in der sie hier wachsen.

Mit allen Mitteln und Ländern hat der Besitzer Verbindungen angeknüpft. Er scheut keine Opfer, Neues zu erlangen und das Neue bei sich gleichsam heimisch zu machen. So ist es vielleicht

Einen klaren Begriff von der Reichhaltigkeit dieser Gärtnerei gibt ihr zuletzt erschienener Katalog, der über 120 eng gedruckte Seiten stark ist und über 1500 Pflanzengattungen enthält, von denen manche wieder 400 bis 500 Abarten zählen.

Man muß diese Gärtnerei, diese Warm- und Treibhäuser, dieses Palmenhaus mit über hundert zum Theil mächtigen Palmenstämmen, diese Sortimente der einzelnen Pflanzen, z. B. das der Camelien, Begonien, Liliaceen u. s. w. selbst gesehen haben, um sich eine klare Vorstellung davon zu machen. In der ganzen Anordnung und



ihm allein von allen Kunstgärtnern Europas gelungen, die aus Madagaskar stammende wunderbare Gitterpflanze, die Pandrandra, zu vermehren. Freilich fielen manche dieser Pflanzen diesem Versuche zum Opfer und jede Pflanze kostete 40 Thaler.

Ausnutzung des Raumes zeigt sich die Umsicht des Besitzers, in der Aufstellung der einzelnen Gruppen sein Schönheitssinn. Und jeder, der nach Planitz kommt, um diese Gärtnerei sich anzusehen, findet bei dem Besitzer die freundlichste und zuvorkommendste Aufnahme.

Friedrich Friedrich.

Die Arbeiterstadt in Mülhausen im Elsaß.

Der Beruf des Fabrikarbeiters — wenn man ihn überhaupt so nennen kann — unterscheidet sich von allen anderen dadurch, daß niemand in denselben eintritt aus besonderer Neigung und besonderem Interesse, wie man wohl das Schreiner-, Schneider-, Schusterhandwerk zu seinem Beruf erwählt, sondern es handelt sich dabei einzig und allein um das zu verdienende Geld, mit Ausschluß jedes anderen Motivs. „Geld, Geld, Geld" heißt der alles beherrschende Grundgedanke, welcher bei der Mehrzahl sich nicht selten auf gemeine Weise breit macht, und unter seinem schlimmen Regiment erstickt in vielen Herzen der Sinn für alles Höhere und Edlere. Inwieweit nun dieser „Sondergeist" (wie ich ihn nennen möchte) nur die grobe Volksausgabe von einem in manchen höheren Regionen eingebürgerten Systems sei, will ich anderen zu beurtheilen überlassen; dagegen ist es offenkundig, daß von Seiten mancher Fabrikanten nicht geringe Opfer gebracht werden, welche die Hebung des geistigen und sittlichen Zustandes der Arbeiter bezwecken. Ein Hauptreformmittel, um für die Pflanzung und das Gedeihen einer besseren Lebensanschauung unter den Fabrikarbeitern den Boden zu bereiten, ist gewiß dieses, daß man den Arbeiter auf bleibende Weise in eine verhältnißmäßig gesichertere sociale Stellung zu bringen sucht. Ihm zur eigenthümlichen Erwerbung, zum dauernden Besitz einer anständigen, freundlichen Heimat zu verhelfen, durch die Frucht seiner eigenen Ersparnisse einerseits, und durch Opfer von Seiten der Arbeitgeber andererseits — wäre hiefür der erste Schritt. Dieser Gedanke ist denn auch in Mülhausen seit einem Jahrzehnt in großartigem Maaßstab thatsächlich ausgeführt, und mit dem besten Erfolge gekrönt worden. Wir reden von der Erbauung einer Cité ouvrière oder Arbeiterstadt, dem Stolze Mülhausens.

Nach Westen zu, wo die blaue Vogesenkette den nicht fernen und in stetem Farbenwechsel immer schönen Hintergrund bildet, erhebt sich die Altstadt von Mülhausen in sanfter Steigung zu einem weiten Plateau, dessen Anfang zugleich die Grenzmarke der nach dieser Richtung erbauten neuen Stadttheile bildet. Durch das sogenannte Ober-

Digitized by Google

ther auf der Belfortstraße hinauswandernd sehen wir bald zur Linken die stattlichen Gebäulichkeiten der berühmt gewordenen Ecole professionelle, und sodann wenige Schritte weiter zur Rechten das Mülhauser Diakonissenhaus, dessen freundliche Baumgruppen aus dem Inneren des Hofes Einlandend herüberwinken — und gelangen hierauf an eine links, nach Süden, über den Dollerkanal führende neue Brücke, die Dollerbrücke. Hier stehen wir nun eben an dem rechten Orientirungspunkt, um einen vorläufigen Begriff von der Ausdehnung der Arbeiterstadt zu gewinnen, nämlich in der Mitte zwischen der alten und neuen Cité, welche beide ihrer ganzen Länge nach von der schnurgeraden, breiten Napoleonsstraße, von Norden nach Süden durchschnitten und durch die Dollerbrücke mit einander verbunden sind. Zu unsrer Rechten, also nordwärts, breitet sich die „alte" Cité aus, so genannt, weil sie einige Jahre vor der südlich über dem Dollerkanal liegenden erbaut wurde, welch letztere darum die „neue" Cité heißt. Beide zusammen begreifen jetzt eine Anzahl von etwa siebenhundert Häusern in sich und bilden mit ihren reinlichen, luftigen, breiten Straßen, mit ihren Baumpflanzungen und hübschen Gärtchen ein Ganzes, das man nur mit Wohlgefallen überschauen kann.

Lenken wir zuerst über die schon erwähnte Brücke in die „neue" Cité ein, indem wir gemächlich die Napoleonsstraße hinaufwandern. In einer Arbeiterstadt sucht man billigerweise keine Paläste, noch überhaupt imposante Façaden, sondern kleine, wohlgebaute, praktisch eingerichtete Familienwohnungen. Zwar stünde die Breite der Straße in gutem Verhältniß zu hochragenden Gebäuden, denn sie beträgt etwa drei und dreißig Fuß und ist auf beiden Seiten mit hübschen Trottoirs versehen, welche durchweg von netten Gärtchen begrenzt sind, hinter deren Laubwerk die freundlichen Häuser hervorschauen. Aber hochragende Gebäude wären in unserem Fall nichts anderes, als Arbeiterkasernen, also keiner Empfehlung werth. Die Wohnungen sind nach verschiedenen Plänen gebaut. Entweder sehen wir, wie hauptsächlich im Anfang gebaut wurde, Reihen von zehn bis zwanzig zusammenhängenden, einstöckigen, ausschließlich je nur für eine Haushaltung bestimmten, also ganz für sich abgeschlossenen Häusern, an deren Rücken — gegen eine Parallelstraße zu — eine gleiche Reihe angebaut ist; oder, was später den Vorzug fand: Gruppen von nur vier solchen, für je eine Haushaltung bestimmten Häusern, wobei zwei und zwei mit dem Rücken gegeneinanderstehen; oder endlich: „einfache" Häuserreihen, nach vorn und hinten frei. Jede einzelne Haushaltung ist somit abgesondert, sowohl im Haus, als im Garten. Dieser letztere ist eine wirkliche Zierde der Straßen, wie auch die Lindenpflanzungen, welche längs der Trottoirs hinlaufen. Das Ganze gewährt, besonders in der Sommerszeit einen sehr lieblichen, erfreulichen Anblick.

Wenn Abends, nach des Tages Last und Hitze, der Hausvater mürdegeschafft und bestandt heimgekehrt ist und mit seiner Familie das einfache Nachtessen eingenommen hat, so kann er hier, vor seiner Thüre, im Kreise der Seinigen, fern von dem dumpfen Brodem und Lärm der Altstadt, noch ein Stündchen die reine, kühle Abendluft genießen in seinem eigenen Gärtchen. Da sieht und hört Du von rechts und links fast überall Zeichen eines vergnügten Familienlebens und Dein Auge erblickt zahlreiche Illustrationen zu jenem bekannten Schullied: „O wie wohl ist mir am Abend!" Die Fabrik ist, so zu sagen, die Stadtwohnung des Arbeiters, sein Häuschen in der Cité ist seine Villa. Wie sehr mag man dieses bescheidene Maaß von behaglicher Ruhe und Freiheit dem Arbeiter gönnen, der den langen Tag über ein freiwilliger Sklave gewesen! Hier ist er Mensch, hier darf er's sein! und je wohler es ihm unter seinem eigenen Feigenbaum werden kann, desto weniger wird er in Versuchung kommen, anderwärts herumzuirren und Frau und Kinder verwahrlost daheim zu lassen. Je mehr er sich fühlen, wenn auch kleinen, doch reinlichen und netten Besitzes erfreuen lernt, desto eher kann er die täglich wiederkehrende Wanderung in den Fabrikfaal mit gutem Muth antreten; er ist sich bewußt, daß er noch eine andere, höhere Stellung im Leben hat, als die an der Maschine, er wird eben deßhalb seinen Beruf nicht mehr mit so verdrießlichen Augen ansehen, derselbe ist ihm ja der Boden für eine geordnete, anständige Existenz, die Quelle eines bescheidenen, aber danerhaften und behaglichen Wohlseins! Es leuchtet ein, welch unschätzbaren Einfluß dies auf das Familienleben der Arbeiter, auf die Reinheit und Gesundheit der häuslichen Atmosphäre, auf die Kindererziehung, auf die Empfänglichkeit für geistige Interessen haben muß! Ist es doch eine häufig gemachte Erfahrung, daß wo zahlreiche Haushaltungen in engen, geringen, schlechtgelüfteten Wohnungen zusammengedrängt sind, sich auch gewöhnlich, als Folge, Unreinlichkeit, Mißfallen am eigenen Herd, Mißvergnügen, Unfriede einstellen! Darum eben ist es auch ein Hauptgrundsatz der Gesellschaft, welche die Cité erbauen ließ und läßt: je ein Haus auch nur an eine Haushaltung zu verkaufen oder zu vermiethen und den Miethsleuten das Zulassen von Zwischenmiethsleuten ausdrücklich zu verbieten. Eine Haushaltung in einem Haus ist eine Grundbedingung, von deren pünktlicher Erfüllung zum großen Theil das Erreichen des heilsamen Zweckes abhängt, den sich die erwähnte Gesellschaft gesetzt hat. Jeder Hausbesitzer oder Miethsmann muß sich aber außerdem noch besonders dazu verpflichten, sein Gärtchen sorgfältig zu bauen und zu pflegen, sowie den äußeren Stand des Ganzen der Wohnung in der rechten Ordnung zu erhalten; ja — um den Eifer der Bewohner mehr zu wecken — sind neuerdings jährliche Preise ausgesetzt worden für die Inhaber der hübschesten Gärtchen und geordnetsten Haushaltungen.*) Auf diese Weise gesichieht es, daß oft eine ganze Straße im Blumenschmuck prangt und manche Arbeiterhütten an äußerer Lieblichkeit den Wohnungen der Reichen wenig nachgeben. Es ist in der schönen Jahreszeit eine wahre Lust, ein angenehmer Spaziergang, am kühlen Abend diese Quartiere zu durchwandern und zu bekennen, wie so ganz anders das Loos der hier Wohnenden ausgefallen wäre, wenn sie sich müßten in sonnenlosen, düsteren Winkelstuben oder in tranrigen Kasernen herumbehelfen, ohne am Abend eine wirkliche Erfrischung und Erholung in freier Luft genießen zu können. Se nun dürfen Kinder und Erwachsene täglich eines erheiternden Naturgenusses froh werden, mitten in ihrem Eigenthum, unter Ihresgleichen.

Aehnlich wie in der Hauptstraße finden wir wenigstens in der „neuen" Cité, auch die Einrichtung der Nebenstraßen, deren es in letzterer acht bis zehn, in der alten Cité etwa ebensoviele giebt. Am Eingang in die Rue Lavoisier aber bemerken wir ein hübschgebautes, in umzäuntem Hofraum steheudes größeres Haus, das für die Kinderwelt den Mittelpunkt bildet. Es ist die Salle d'Asile des Cités, oder: das Kleinkinderasyl, deren Mülhausen sechs an der Zahl besitzt. Gerade in diesem Quartier ist ein solches von der größesten Bedeutung, wenn man erwägt, daß so manche Eltern, Frau und Mann, den ganzen Tag über in der Fabrik sind und so ihre Kinder kaum unter erbentlicher Aufsicht zurücklassen könnten, wenn nicht dieses Asyl eine wahre Schutzstätte für dieselben wäre, wo sie nicht blos äußerlich geborgen sind, sondern auch die ersten Grundlagen des Unterrichts spielend empfangen. Hier jubelt die fröhliche Schar von etwa drei bis vierhundert Kindern, während ihre Väter und Mütter arbeiten, und dann am Abend können die letzteren ihre Kleinen die Lieder singen hören, welche von denselben im Asyl fleißig und reichlich eingeübt werden. Die Wohlthat solcher Kleinkinderasyle, gerade für die Arbeiterquartiere, kann man nicht hoch genug anschlagen; die betreffenden Eltern fühlen es auch deutlich und sprechen bei jeder Gelegenheit es dankbar aus, daß sie ohne das Asyl gar nicht mehr auszukommen wüßten. Gewiß, die verhältnißmäßig große Summe von zweiundzwölftausend Franken, welche bis jetzt nur auf dieses eine Kleinkinderasyl verwendet wurde, ist sehr gut angelegt, und trägt immerhin ihre Zinsen und Zinseszinsen, wenn man sie auch nicht in Procenten ausrechnen kann!

Kehren wir nun auf der Napoleonsstraße zurück über die Dollerbrücke in die „alte" Cité, um auch in ihr uns noch ein wenig umzusehen. Wir brauchen nicht weit zu gehen, so gelangen wir auf den Napoleonsplatz, der sich durch zwei Gebäude auszeichnet, die der Beachtung werth sind. Auf der einen Seite des Platzes steht nämlich die große Bäckerei und Restauration, auf der andern: das große Bade- und Waschhaus. Die erstere ist im Stande, in drei Oefen täglich achthundert fünfpfündige Laibe Brot zu backen, welches von sehr guter Qualität ist und unter der Taxe geliefert wird; ebenso kann in der Restauration zu sehr geringen Preisen recht gut nach der Karte gespeist werden, was hauptsächlich für die unverheiratheten Arbeiter bequem ist, denen zu lieb denn auch in der Cité besondere „Logements garnis pour Célibataires" (Möblirte Wohnungen für Unverheirathete) errichtet worden sind, welche jedoch

*) Vgl. unsere Mittheilung am Familientisch. D. R.

Digitized by Google

bis jetzt nicht in gleichem Maaße gesucht wurden, wie die Familienwohnungen. Durch die Einrichtung der Restauration wird den täglichen Bedürfnissen vieler auf einfache und wenig kostspielige Weise Genüge geleistet; sie erhalten eine gesunde Hausmannskost, welche eben für sie berechnet ist und können im voraus genau ihre Rechnung machen, denn die große Speisekarte wird jeden Tag, mit angesetzten Preisen, im Eßsaal aufgehängt, damit jeder nach seinem Belieben sich wählen kann.

Noch praktischer, als diese Restauration ist das Bade- und Waschhaus. Die körperliche Reinlichkeit ist ja die Grundbedingung des rechten Wohlseins, sie ist das A B C der Gesundheitspflege und ihre Vernachlässigung zieht fast immer Krankheiten und damit sonstiges Elend nach sich. Für die Arbeiterklasse ist der reichliche Gebrauch des Wassers eine wahre Lebensfrage. So nimmt in einer Arbeiterstadt, wie die unsrige, das für alle leicht zugängliche Bade- und Waschhaus eine sehr bedeutende Stelle ein. Der Preis eines Bades war bis vor kurzem zwanzig Centimes und ist jetzt auf nur fünfzehn C. herabgesetzt worden. Diese Billigkeit wird denn auch belohnt durch eine reichliche Frequenz der Anstalt, so daß diese stets einen ziemlich beträchtlichen Ueberschuß abwirft. Die Benutzung der Wascheinrichtungen steht um die geringe Taxe von nur einem Sou oder fünf Centimes für zwei Stunden offen und ist daher auch den Allerärmsten nicht verschlossen. Derselbe hat auf diese Weise nicht nöthig, die sonst zum Waschen nöthigen Geräthschaften sich zu verschaffen und Einrichtungen zu treffen, er wird darum desto leichter dazu kommen, seine Wäsche in sauberem Stande zu erhalten. Daß letzteres in der That geschehe, dafür spricht bei unserer Arbeiterbevölkerung der Augenschein; durchgängig findet man sie an Sonntagen in reinlichem Weißzeug, frischgewaschenen Blousen u. s. w.; eigentliche Unreinlichkeit bildet jedenfalls eine Ausnahme.

Auch für die Krankenpflege ist, wie bei den Armen Mülhausens überhaupt, so auch in der Arbeiterstadt trefflich gesorgt. Sie liegt in den Händen der evangelischen Diakonissen von Straßburg, welche nicht nur in dem großen Mülhauser Bürgerspital sehr zahlreich vertreten sind, sondern auch die sogenannte „Stadtspflege" handhaben. Von den sechs Quartieren, in welche die ganze Stadt eingetheilt ist, bildet die Arbeitercité (alte und neue zusammen) eines. Im Mittelpunkte desselben hat die Diakonissin ihr geräumiges Häuschen von zwei Zimmern und einer Küche. In dieser Wohnung befindet sich die kleine Quartier-Apotheke, ferner werden hier zu bestimmten Stunden die täglichen Gesuche bei der „Schwester" angebracht, die täglichen Suppenportionen für die Kranken abgeholt, ebenso finden daselbst die Consultationen mit dem Quartierarzte statt; alles unentgeltlich. Von diesem Centrum aus besucht nun die Diakonissin Tag für Tag die bedürftigen Kranken ihres Quartiers ohne Unterschied der Confession. Diese ganz vortreffliche Einrichtung hat bis jetzt Fruchte getragen, deren hoher Werth von allen Seiten einstimmig anerkannt worden ist; für Unzählige schon ist sie eine Quelle des Heils geworden. Die Kosten werden aufschließlich durch freiwillige Beiträge der Vermöglichen, vornehmlich der Fabrikanten, die damit für ihr eigenes Interesse weise besorgt sind, bestritten.

Nachdem wir nunmehr das Wichtigste in der äußeren Gestaltung der Arbeiterstadt überblickt haben, ist es zum richtigen Verständniß unerläßlich, auch noch das innere System der Erbauung, des Verkaufs und der Vermiethung der Wohnungen ins Auge zu fassen.

Die Société Mulhousienne des Cités ouvrières ward gegründet im Jahre 1853, hauptsächlich auf Anregung des jetzigen Maires, Herrn Jean Dollfus; sie bestand aus zwölf Aktionären, mit einem Kapital von 300000 Franken;*) jetzt zählt sie neunzehn Aktionäre mit einem Kapital von 355000 Franken, also die Aktie zu 5000 Fr. Durch ihre Statuten hat die Gesellschaft sich jeden Profit verfagt, wie denn die Aktionäre nur 4 Procent erhalten und etwaiger Gewinn immer für Ausgaben zu gemeinem Nutzen verwendet wird. Das Verhältniß nun zwischen der Gesellschaft und den Arbeitern ist dieses: die erstere baut Häuser für nur eine Haushaltung und verkauft sie an letztere mit Gewährung langer Ziele, oder vermiethet sie ihnen in Erwartung des Verkaufs. Wenn dieser vom Arbeiter gewünscht wird, so hat der Käufer eine erstmalige Einzahlung von drei bis vierhundert Franken, je nach dem Preis des Hauses, zu machen, welche Summe ihm gutgeschrieben wird und zur Deckung der Verkaufsrechte und Verkaufskosten dient, sobald die Zeit der Uebergabe gekommen ist. Ferner verpflichtet sich der Käufer zu einer monatlichen Abzahlung von achtzehn bis fünfundzwanzig Franken; es steht ihm auch frei, statt jener erstmaligen Einzahlung eine verhältnißmäßig höhere Monatsrate zu entrichten. Den allem so Eingezahlten bezieht er nun 5 Procent, hat also sein Geld in eine gute Sparkasse gelegt und bekommt überdies durch die regelmäßig mit ihm geführte Abrechnung eine feste Vorstellung von seiner socialen Position, eben damit auch einen neuen Antrieb zur Ordnung und Sparsamkeit. Auf diese Weise geschieht es, daß er vermittelst jener erstmaligen dreihundert Franken, der monatlichen Einzahlung von 25 Fr. und der Zinsen, nach Verfluß von dreizehn Jahren und einigen Monaten, ein Haus im Werth von zweitausend Franken sein freies Eigenthum nennen kann. Natürlich bleibt es dem Arbeiter unbenommen, seine Einzahlungen, wenn er kann, zu erhöhen und den Ankauf zu beschleunigen; aber in jedem Fall kann er sich auch schon während jener Wartezeit als Herr und Besitzer betrachten und gleich von Anfang an in seine Rechte eintreten. Dieses System hat seine Ausführbarkeit dadurch bewiesen, daß während des ersten Jahrzehntes der Gesellschaft von den 6—700 Häusern, die bis zum 30. Juni 1863 gebaut waren, am gleichen Termin 550 verkauft (obwohl noch nicht ganz bezahlt), die übrigen vermiethet waren. Es ist somit unter der Mülhauser Arbeiterbevölkerung ein starkes Verlangen nach dem ehrlich erworbenen Vorrecht des dauernden Besitzes geweckt worden, was sich auch daran sehen läßt, daß durch die Baumwollenkrisis keine bedeutende Abnahme in der Zahlung von Monatsraten herbeigeführt wurde, wie denn der Unterschied zwischen dem Rechnungsjahr 1861. 62 und 1862. 63 nicht einmal zweitausend Franken Abnahme betrug. In dem letztgenannten Jahre nahm die Gesellschaftskasse an Miethzinsen 16,917 Franken ein; an Verkaufsgeldern: 145,410 Franken und 68 Centimes.**) Am Schlusse derselben Periode konnten 75 Häuser als vollständig abbezahlt, 150 als zur Hälfte abgezahlt gemeldet werden, was immerhin sehr ermuthigend klingt und als ein gutes Zeichen begrüßt werden kann.

Freuen wir uns, daß es der erfinderischen Opferwilligkeit, die sich immer wieder belohnt sieht, gelungen ist, auf solider, rechtschaffener Grundlage ein bleibendes Werk aufzuführen, welches in eminentem Sinne als eine „rettende That" bezeichnet werden kann. Allen, die in gleichen Verhältnissen dieselbe Aufgabe der Hebung des Arbeiterstandes vor sich haben, wie die Fabrikanten Mülhausens, rufen wir zu: „Komm nun sieh!" und dann: „Gehe hin und thue desgleichen!"

J. Sessing.

*) Ein Frank = 8 Silbergroschen, hat 100 Centimes oder 20 Sous.

**) Die Einnahme für Bäder und Waschhaus belief sich, nach Abzug aller Kosten, auf 1116 Fr. 60 Cent. Die Zahl der in demselben Jahre genommenen Bäder war 8,356.

Am Familientische.

Folgen der Indiscretion.

Im Jahre 1756 ließ der Prinz Heinrich, Bruder Friedrichs des Großen, während seines Aufenthaltes zu Rheinsberg plötzlich seine Feld-Equipage in Stand setzen. Ueber diese kriegerische Vorbereitung gerieth die ganze Stadt in große Unruhe. Man forschte genau nach, konnte jedoch zu keinem Resultate gelangen, da Prinz Heinrich tiefes Schweigen bewahrte. Ein junger Mann, dessen sich der Prinz als Secretär bediente, war jedoch durch seine amtliche Stellung hinter die Ursache der beunruhigenden Vorbereitungen gekommen. Der Secretär hatte eine verliebte Braut in Rheinsberg, welcher er das Geheimniß anvertraute, das Mädchen theilte es ihrem Vater mit, dieser wieder einigen guten Freunden, die Freunde verlorgten ihre Bekannten wieder mit der Neuigkeit und so wußte es bald die ganze Stadt. Endlich erfuhr es der Kammerdiener des Prinzen, der, ein geborner Sachse, sich unmenschlich freute, als er vernommen hatte: Der Zug solle nach Sachsen gehen. Um sich von der Wahrheit des Gerüchtes zu überzeugen, schien es ihm das Beste, sich bei dem Prinzen selbst zu erkundigen. Prinz Heinrich unterhielt mit ihm gern ein Gespräch während des Frisirens und natürlich wurden hier die Stadtneuigkeiten zum Thema der Unterhaltung genommen. Der Kammerdiener fragte denn auch ganz naiv: Ob es wahr sei, daß man bald nach Sachsen marschiren werde? „Wer hat Ihm das gesagt?" fuhr der Prinz

Digitized by Google

unwillig auf. Der erschrockne Diener entgegnete: Man erzählte es allgemein in der Stadt. „Es wissen die Leute mehr als ich," sagte der Prinz mit verdrissenem Aerger und schwieg. Sobald das Geschäft des Frisirens vorüber war, befahl er den jungen Secretär zu rufen. Der Eingerufene erschien zitternd, denn der Kammerdiener hatte ihm schon eine leise Andeutung gegeben. Mit drohenden Blicken kam Prinz Heinrich auf ihn zu und sagte: „Ihr Ehrenschreiber?" Die Sprache verjagte dem Gefragten. „Antwortet! ist Er mein Schreiber?" „Ja! Hoheit." „Gewetten!" rief Prinz Heinrich. „Weiß Er wohl, was vor allen Dingen zum Amte eines Secretairs gehört?" Verschwiegenheit. Warum hat er geplaudert?" Der Mann fiel dem Prinzen zu Füßen und gestand seinen Fehler. In demselben Augenblicke meldete der Kammerdiener, eine junge Bürgerstochter bitte dringend um Audienz. Prinz Heinrich befahl sie herein kommen zu lassen und gebot dem Knieenden aufzustehen, an die Thüre zu treten und dort das Weitere abzuwarten.

Ein sehr hübsches, zwanzigjähriges Mädchen trat ein. Sie bat den Prinzen um Entschuldigung, daß sie es gewagt habe, um Audienz zu bitten, und sprach den Wunsch aus: der Prinz möge sie und ihren Liebsten bei dem vorzustehenden Marsche doch mit nach Sachsen nehmen. Prinz Heinrich, dem die Sache bereits unterhaltend schien, anwortete sehr gütig: „Wo soll ich denn Sie und ihren Liebsten ihn thun? ich habe ja schon so genug Gepäck." „Oh, Hoheit, wir tragen meinen ganzen Schatz auf dem Rücken. Wir bitten nur um Ihren Schutz." „Was wollt Ihr denn in Sachsen?" „Ich habe einen sehr hübschen Stiefvater, den Glasermeister Richter, und mein Stiefbruder, Christian Herrling, ist bei ihm als Geselle. Es ist ein sehr hübscher, fleißiger Mann. Nun möchten wir gerne heirathen. Meine Mutter hat nichts dagegen und steht es gern, wenn ich versorgt werde und aus dem Hause komme, aber der Alte ist immer dagegen, denn er muß dann mein väterliches Erbtheil herausrücken und fürchtet auch, Christian werde ihm schaden, wenn er Meister wird. Mein Liebster hat so viel von Haus aus, um hier Bürger und Meister zu werden, da er sich aber verlaufen ließ, nach Sachsen zu reisen, um sein Geld zu holen, so ist mein Stiefvater zuvorgekommen und hat nach Sachsen geschrieben, ihm das Geld nicht auszuzahlen, sondern wenn er dort hinkäme, ihn als Deserteur zu verfrasten und zum Soldaten zu machen." „Was kann ich denn aber dabei thun?" „O! ich bin sicher, Sie, mein Christian der gerade sich nach Sachsen zu gehen und da hat er mir gesagt: wenn er doch einmal Soldat werden müsse, dann wollte er lieber unter Friedrich dem Großen dienen und lieber sein Erbtheil fahren lassen als mich."

„Ja, das ist brav von Christian." „Und dann, meinte die Mutter, wenn Christian man erst preußischer Soldat wäre und mit Ihnen nach Sachsen käme, dann würde man ihm sein Erbtheil schon heraus geben müssen." „Mein Sie das? na! die Sache läßt sich hören. Ist denn Ihr Liebster groß genug? dann will ich Euch beide mitnehmen." „Er ist einen Kopf größer als Sie und viel breiter." „Schick' Sie ihn zu mir."

„Er wartet schon draußen," rief das Mädchen und eilte zur Thüre. „Christian, komm herein." Ein sehr langer, wohlgewachsener junger Kerl trat ins Zimmer. Er bestätigte alle Angaben seiner Braut. Bald war der dienstthuende Adjutant herbeigerufen und der Glasergeselle erhielt ein Handgeld mit dem Bemerken, daß er bei des Prinzen Leibcompagnie eintreten solle.

„Wenn Hoheit nun doch gleich den Prediger wollten kommen lassen," sagte das Mädchen. „Das soll auch geschehen," sagte lachend Prinz Heinrich. „Nun könnt Ihr beide gehen. Ich werde für Euch sorgen." Die jungen Leute wollten sich entfernen. „Heda," rief der Prinz. „Den wem habt Ihr denn eigentlich ersahren, daß ich nach Sachsen marschiren will?" „Ah Gott, das haben wir schon lange gewußt. Das wissen ja die Kinder auf der Straße."

Der Prinz richtete seine Blicke auf den, an der Thüre ganz verzagt stehenden Secretär. „Das habe ich Dem da zu danken," sagte er. „Aber nun geht und sagt mir niemandem, was wir hier verhandelt haben." „Nein im Gegentheil," rief das Mädchen. „Es soll alle Welt wissen. Es ist ja kein Schelmenstück. Das muß Jedermann erfahren." „Sie braucht sich die Mühe nicht zu geben. Leer an der Thüre dort wird es schon ausposaunen."

Als die jungen Leute das Zimmer verlassen hatten, trat der Prinz auf den Schreiber zu: „Ich verzeih' ihm, weil er die Veranlassung ist, daß ich ein Paar Menschen glücklich machen kann. Er soll sein Gehalt nicht verlieren, aber Straße muß sein. Er bleibt in Rheinsberg und soll alle Kriegsneuigkeiten, die mögen wahr oder falsch sein, hier an den Straßenecken ausrufen." — Damit hatte die Sache ihr Bewenden. B.

Die Runkelrübenzuckerfabrikation in Rußland.

Erst seit 65 Jahren wird die Runkelrübe in Rußland angebaut, um zur Zuckerfabrikation verwandt zu werden. Es waren die Herren Blickenmagel, Gerhard und Mathesius, welche die Akklimatisation dieser für die Industrie so höchst nützlichen Pflanzen unternahmen, deren glänzende Erfolge durch die Stiftung eines Comitées von Zuckerfabrikanten zu Moskau im Jahre 1834 für lange Zeit sicher gestellt worden sind. Seit dieser Zeit hat die neue Industrie nicht aufgehört, reißende Fortschritte zu machen, wie solgende Zahlen am besten beweisen werden. Im Jahre 1840 beschäftigte sie 140 Fabriken, im Jahre 1845 stieg diese Ziffer bis 217, 1853 bis 395 und 1859 bis 425. Im erstgenannten Jahre wurden nur 150,000 Pud*) Zucker aus Runkelrüben fabrizirt, im letzten schon 2 Millionen Pud, und genaue Berechnungen, die von Seiten des Moskauer Comités angestellt worden sind, haben ergeben, daß während der zwanzig Jahre, von 1842 bis 1862, die Quantität des aus dieser Waare gewonnenen Zuckers nicht weniger als 16 Millionen Pud betrug, die einen Werth von 73½ Rubel Silber repräsentiren.

*) Russisches Gewicht von 40 Pfund.

Unter den adligen Gutsbesitzern sowohl als auch unter den Bauern hat diese Fabrikation Veranlassung zur Anwendung vervollkommneterer Cultursysteme gegeben, hervorgerufen durch das Bedürfniß, sich eine möglichst große Ernte von Runkelrüben zu sichern. Ferner hat sie unentlich viel dazu beigetragen, den Wohlstand der Bevölkerung zu heben und eine professionelle Bildung des Bauernstandes anzubahnen, indem sie denselben mit den Geheimnissen der Mechanik bekannt macht und an den Gebrauch der Maschinen gewöhnt.

Trotz dieser bedeutenden Entwickelung der Zuckerfabrikation in Rußland steht doch noch viel daran, daß sie jetzt schon ganz für die Bedürfnisse des Landes ausreichend wäre. Man fabrizirt hier gegenwärtig 4 Millionen Pud Zucker aus Runkelrüben, während in Frankreich die ca. 9 Millionen Pud aus denselben Material gewonnen werden. Der Verbrauch dieses Artikels, der in England auf 32 Pfund per Kopf, in Holland auf 19 Pfund, in Frankreich auf 12 Pfund berechnet wird, übersteigt in Rußland nicht mehr, als drei Pfund per Kopf. Daß sehr viel zur Hebung dieser Industrie die Aufhebung der Accise beitragen würde, die vom Staate auf die Runkelrüben-Zuckerfabrikation gesetzt ist und sich jährlich auf 550,000 R. S. beläuft, ist unleugbar, und es steht zu hoffen, daß die Discussionen der letzten agronomischen Conferenz zu Moskau ihr bestes wichtigen Gegenstand zu einem wünschenswerthen Resultate führen werden. A. W.

Ein Plakat aus der Arbeiterstadt von Mülhausen.

Als ich vorigen Frühjahr die berühmte Arbeiterstadt von Mülhausen, von der das „Daheim" heute eine Darstellung aus sachkundiger Feder enthält, besuchte, sah ich an den Straßenecken folgendes Anschlag (in französischer und französisch-deutscher Sprache) in die Augen, den ich hier wörtlich mittheilen will als ein nachahmungswerthes Beispiel liebevollen Interesses an den Arbeitern.

Der Verwaltungsrath der Mülhauser Arbeiterquartiere - Gesellschaft hat Nachstehendes beschlossen:

1. Jeden Jahr wird ein Konkurs eröffnet werden zwischen den Arbeiter-Familien, welche sich in der Ordnung, in der Reinlichkeit und überhaupt in der guten Unterhaltung ihrer Wohnungen, sowie an 9 im besten Anbau ihres Gärtchens, welches davon abhängt, ausgezeichnet haben.

2. Geld-Prämien und ehrenvolle Zeugnisse sollen den Verdienstvollsten ertheilt werden.

3. Werden nicht an den Konkurs zugelassen diejenigen Familien, welche ihre 7- bis 12jährigen Kinder nicht vorwährend in die Schule geschickt haben.

4. Es wird sich eine Kommission bilden, welche zu wiederholtenmalen und unbestimmten Zeitpunkten den Familien Besuche abstattet, welche an dem Konkurs Theil nehmen.

Jeder ist ersucht, den Mitgliedern der Kommission die nothwendigen Nachweisungen zu ertheilen, um sie in ihrem Auftrage zu leiten.

5. Die Nachforschungen dieser Kommission bei den Besuchen umfaßt:
Den innern und äußern Zustand der Bewohnung und des Gartens;
Den Zustand der Möbilien;
Die Ordnung und die Sparsamkeit in ihrer Haushaltung;
Die Reinung der Kinder und den Erfolg ihrer Besuchung der Schule;
Den Betrag des Verdienstes der Familien-Glieder.

6. Die Kommission wird ein Register halten, in welches sie die aufgenommenen Anmerkungen einführen wird.

Demzufolge können alle Familien, welche die Häuser der belagten Gesellschaft bewohnen, auf zu diesem Preiskonkurs und ehrenvollen Wettkampf der Ordnung und der Reinlichkeit, gegen die Ausschweifung und Unreinlichkeit Antheil zu nehmen wünschen, sich im Bureau der Verwaltung einschreiben lassen.

7. Die Einschreibungen werden bis den 1. Juni stattfinden und jedes Jahr, den 1. Oktober, wird sich der Verwaltungsrath der Arbeiter-Quartiere versammeln, um die Prämien und ehrenvollen Zeugnisse festzusetzen und sie der Reihe des Verdienstes nach, welche beschlossen worden, zu ertheilen.

8. Für dieses Jahr werden 10 Prämien ertheilt: drei zu 60 Fr.; drei zu 40 Fr. und vier zu 20 Fr.; ferner: 10 ehrenvolle Zeugnisse.

Geschehen in Mülhausen, bey 31. März 1864.

Die Mitglieder des Ausschusses:
Johannes Dollfus, Präsident;
Johannes Mauß;
Ludwig Huguenin;
Friederich Zuber.

Von dem Erfolge solcher Aufrufe, die freilich in besserem Deutsch abgefaßt sein könnten, ist bereits oben (S. 210) die Rede gewesen. R. K.

Wozu der „böse Blick" gut sein kann.

Wer in der Türkei ein Ding lobt, muß stets hinzusetzen: „Masch allah" d. h. wie Gott will. Wer dies unterläßt, kommt in Verdacht, daß er mit in Rede stehenden Dinge durch sein Lob und durch den „bösen Blick" zu schaden. Manche Leute gehen in ganz besonderem Maße, durch ihren Blick Schaden anrichten zu können und es ist interessant, wie gelegentlich sogar aus einem solchen Aberglauben noch ein Nutzen gezogen werden kann, wenigstens als homöopathisches Mittel gegen andern, noch größern Aberglauben. — Als Sultan Suleiman in Konstantinopel seine berühmte Moschee bauen ließ, stand ihm ein alter schöner Platanenbaum im Wege. Leider war dieser Baum dem Volke ein Heiligthum und ihn fällen zu lassen, würde als Sünde gegolten haben. Der Sultan wußte sich zu helfen; er ließ einen Mann herbeischaffen, der mit dem „bösen Blick" behaftet war. Dieser mußte sich dem Baum gegenüber stellen, ihn unverwandt ansehen und dabei leben. Binnen drei Monaten war der Baum versault und Suleiman in den Augen des Volks außer aller Verantwortlichkeit. H. W.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des „Daheim" in Leipzig, Poststr. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wirth in Leipzig.

Digitized by Google

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im Januar 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 16.**

Mittheilungen aus den Acten, betreffend den Zigeuner Tuvia Panti aus Ungarn.

Herausgegeben von **Victor von Strauß.**

(Fortsetzung.)

Entwurf zum Steckbriefe.

Demnach der wegen versuchten Diebstahls durch Einsteigen bei Nacht im hiesigen Oberamtsgefängnisse verhaftet gewesene Zigeuner und Musikant Tuvia Panti aus Ungarn in der Nacht vom 9. auf den 10. d. M. aus ermeldetem Gefängnisse ausgebrochen und von hier heimlich entwichen; als werden sämmtliche Gerichts- und Polizeibehörden gezieuend ersucht, auf denselben vigiliren zu lassen und ihn im Betretungsfalle zu verhaften und gegen Erstattung aller Kosten an das unterzeichnete Gericht abliefern zu lassen, als welches zur Erweisung gleicher Gefälligkeit in ähnlichen Fällen allezeit bereit ist.

Beschreibung.

Größe: 5 Fuß 5 Zoll.
Statur: schlank.
Haar: schwarz und laug.
Stirn: niedrig.
Augenbrauen: schwarz.
Augen: schwarz und tiefliegend.
Nase: Habichtsnase.
Bart: schwarzer Schnurrbart.
Mund: gewöhnlich.
Kinn: spitz.
Gesicht: oval mit starken Backenknochen.
Gesichtsfarbe: gelblich-braun.
Besondere Kennzeichen: Spielt die Geige und spricht deutsch, auch lateinisch, und wahrscheinlich noch mehre Sprachen; scheint überhaupt nicht ohne Kenntnisse zu sein, da er unter gebildeten Menschen erzogen und erst später wieder zu den Zigeunern entwichen ist. Bei seiner hiesigen Entweichung war er mit Kittel und weiten Hosen von Hansteinen bekleidet.

L., den 12. Juuii 1801.

Das ꝛc. Oberamtsgericht.
Bevern, Oberamtsrichter.

Geschehen L. am Oberamtsgerichte, d. 7. Juli 1801.

Bei Abwesenheit des Herrn Oberamtsrichters Bevern wurde der anliegende Brief von Fräulein Ludviska Kronau in B. von dem Unterzeichneten eröffnet, zu den Acten gebracht und sofort beantwortet.

in fidem
Wildung.

Hochgeehrtester Herr Oberamtsrichter!

In den Zeitungen finde ich zu meinem großen Schrecken die Nachricht, daß ein Mann bei Ihnen wegen Diebstahls verhaftet gewesen sei, an welchem ich sehr großes Interesse nehme, da er der langjährige Pflegesohn sehr werther Verwandten von mir war und vor etwa neun Jahren nach deren Tode auf unbegreifliche Weise von hier verschwunden ist, unmittelbar nachdem er von ihnen eine Erbschaft von mehren hunderttausend Thalern gemacht. Es ist zwar unerklärlich, daß ein so begabter und gebildeter Mann sich einer Lebensweise überlassen haben sollte, wie sie aus Ihrer Bekanntmachung vom 12. v. M. geschlossen werden muß, obgleich er immer ein sonderbares, in sich gezogenes Wesen hatte. Allein, daß ein Mann, der recht gut weiß, daß er eine jährliche Einnahme von 10,000 Thalern und mehr haben könnte, einen Diebstahl begehen sollte, werden Sie selbst gewiß mit mir für unmöglich und undenkbar halten. Er brauchte ja nur hierher zu kommen, wo man sein ungewisses Schicksal lange betrauert hat, und wäre einer der reichsten Männer der Stadt. Nein, es ist ganz unmöglich! Aber ich schreibe nicht, um Ihnen, verehrtester Herr, dies auseinander zu setzen, sondern einzig und allein, um Sie auf das Inständigste zu bitten, mir jede Nachricht, die Sie von Tobias Panting oder Tuvia Panti erhalten könnten, sofort mitzutheilen. Sollten Sie auch noch weitere Nachforschungen nach ihm anstellen können, so bitte ich herzlichst, nichts zu unterlassen. Ich bin zum reichlichen Ersatz aller Kosten bereit. Zuverlässig haben Sie auch jetzt schon manches von ihm gehört und erfahren. O, ich bitte Sie, und lassen Sie, verehrter Herr, meine Bitte nicht unerfüllt, weil sie von einer

Digitized by Google

Ihnen gänzlich Unbekannten kommt' ich bitte Sie, theilen Sie mir alles mit, was Sie von ihm wissen. Es kann nicht zuviel, nicht zu ausführlich sein. Für jedes Wort können Sie sich meiner wärmsten Dankbarkeit versichert halten. Ich habe Gründe der verschiedensten Art, die mich den größten Werth darauf legen lassen. Nochmals aber bemerke ich, daß die gegen ihn aufgebrachte Beschuldigung nothwendig auf Irrthum oder Bosheit beruhen muß. Wie wäre es denkbar, daß jemand auf sträfliche Weise sich anzueignen suchte, was er im Ueberfluß selbst besitzen könnte und, wie es scheint, aus der seltsamsten Grille in fremden Händen läßt? Ob ihn zu diesem unerhörten Schritt auch noch andre Gründe bewogen haben? Vielleicht können Sie auch darüber etwas erfahren haben.

In der Hoffnung, daß Sie einer Unbekannten verzeihen werden, wenn sie Ihnen Mühe verursacht, und daß Sie mich mit einer recht baldigen Antwort erfreuen, ihr ich meine Adresse hiermeben ein und bin mit der größten Hochachtung

B., d. 3. Juli 1801. Ihre ganz ergebenste
Lodoiska Kronau.

N. B. (auf den vorstehenden Brief gesetzt.)

Da die Acten vom Obergericht noch nicht wieder zurückgesandt sind, so habe ich nur aus dem Gedächtnisse alles, was hier von dem sonderbaren Tuvia Pantl gerichtlich bekannt geworden, an Fräulein Kronau mitgetheilt und ihr zugleich eine Abschrift seiner gefundenen Aufzeichnungen übersandt.

d. 7. Juli 1801. Wildung.

Reskript des ꝛc. Obergerichts in M. an das ꝛc. Oberamtsgericht zu L.

Unterm 11. Mai d. J. hat das Oberamtsgericht zu L. dem Obergerichte Acta in Untersuchungssachen gegen den Zigeuner Tuvia Pauti aus Ungarn wegen versuchten Gaigeuriebstahls vermittelst nächtlichen Einsteigens eingesandt, um bei dem in dieser Sache entstandenen dissensu votorum höhere Entscheidung zu veranlassen. Nachdem aber besagte Acten bereits vor geraumer Zeit ad referendum ausgestellet, ersiehet das Obergericht zu seiner Ueberraschung aus einem in öffentlichen Blättern publicirten Steckbriefe, daß der Inculpat schon in der Nacht vom 9/10. d. M. mittelst Ausbrechens entwichen, ohne daß hiervon schuldigermaßen Anzeige gemacht worden ist. Dem Oberamtsgerichte wird wegen dieser Pflichtversäumniß hierdurch ein Verweis ertheilt, und werden die mehrgedachten Acten anbei remittirt, um solche nach etwaiger Wiederverhaftung des Inculpaten sachgemäß zu vervollständigen, und bei auch dann etwa noch obwaltendem dissensu Votantium zur höheren Entscheidung wiederum einzusenden.

Dem Assessor Wildung werden zugleich die Anmerkungen seines erfahrenen Vorgesetzten zur Nachachtung empfohlen.

M., den 9. Juli 1801.

Das ꝛc. Obergericht.

Geschehen L. am Oberamtsgerichte, d. 18. Juli 1801.

Den anliegenden Brief von Fräulein Lodoiska Kronau zu B. finde ich mich veranlaßt, zu den Acten abzugeben.

in fidem
Wildung.

Geehrtester Herr Assessor!

Wie soll ich Ihnen danken für die Mittheilungen, die Sie mir in so gütiger und reichlicher Weise über den unglücklichen Panti oder Panting gemacht! Endlich nach so vielen Jahren eine sichere Nachricht über ihn, so schrecklich, so betrübend sie auch ist! Ihre Ueberzeugung von seiner Unschuld, Ihre herzlichen wohlwollenden Aeußerungen über seinen Charakter schließen auch mein Herz gegen Sie auf, um so mehr, als gewisse Andeutungen in seinen Aufzeichnungen auch Ihnen nicht entgangen sind. Ich glaube, man kann gegen einen ganz Unbekannten, von dessen edler Gesinnung man überzeugt ist, offener sein, als gegen Nahestehende. Man hat bei ihm nicht dieselben Folgen des Vertrauens zu fürchten, wie bei diesen. Und Ihr freundlicher Brief zeigt ein so warmes Interesse für Panting, und auch für mich, daß ich Ihnen gern alles erzähle.

Der Kaufmann Kronau in B., dessen entfernte Verwandte ich war, lebte mit seiner Frau in kinderloser Ehe. Sie hatten oft schon daran gedacht, ein fremdes Kind anzunehmen, allein sie wünschten nicht, daß dasselbe in zugänglichem Bereiche noch Verwandte hätte, und ein solches Kind fand sich nicht leicht. Da traf es sich, daß mein Vetter Kronau, bereits im höheren Alter, ein wichtiges Geschäft in Ungarn abzuschließen hatte. Er ergriff die Gelegenheit, um zugleich in diese Gegenden eine Vergnügungsreise zu machen und seine Frau begleitete ihn. Auf dieser Reise trafen sie mit einem ziehenden Zigeunerstamme zusammen, und als sie die mitlaufende Kinderschar sahen, entstand in beiden zugleich der Gedanke, eins dieser Kinder zu sich zu nehmen, wenn sich fände, daß eine Waise darunter sei. Auf diese Art gelangten sie zu Tuvia Panti, dessen Namen, deutschen Ohren ungewohnt, sie in Tobias Panting abänderten. Daß das Kind getauft sei, hatte ihnen der Anführer des Stammes versichert.

Wegen des folgenden kann ich mich auf Pantings Aufzeichnungen beziehen. Es ist wahr, daß eine schnelle Auffassung für alles und ein starkes Gedächtniß ihn vor vielen Knaben auszeichneten. Ich weiß das von seinen Lehrern, theils aus Gesprächen, theils aus schriftlichen Urtheilen über ihn aus seiner Schulzeit, welche mir vorliegen. Am genauesten, denn am längsten, kannte ihn wohl der jetzige Professor Weisart, der ihn zuerst als sein Hauslehrer, später als Gymnasiallehrer beobachten konnte. Dieser äußert sich in einem Privatschreiben an meinen seligen Vetter so über ihn: „Tobias hat viel gelernt, und sich angeeignet, was sich aneignen läßt, aber an eigentlich geistiger Thätigkeit und Productivität mangelt es ihm. Auch das Gelernte ist nicht in sein eignes Selbst übergegangen, sondern ihm gewissermaßen äußerlich geblieben, wie zum beliebigen Gebrauch. Er hat eine glühende Phantasie, tiefe und lebhafte Empfindung, großes Geschick für alles Mechanische, seine hohe musikalische Begabung ist außer Zweifel, aber er besitzt so wenig Ideenvermögen als Abstractionsgabe. Das Gebiet des Gedankens ist ihm fremd, was da erhaben, tief, scharfsinnig ist, läßt ihn ganz theilnahmlos, er hat dafür kein Verständniß. Ich kann deshalb die Ansicht meiner Collegen nicht theilen, daß er zu einem gelehrten Berufe geeignet sei. Kennte ich nicht Ihre Abneigung dagegen, mein verehrungswürdiger Freund, so würde ich sagen: Lassen Sie ihn Violinvirtuose werden, wie unser Musikdirecter meint. Ob er sich für den Kaufmannsstand eignet, wage ich nicht zu entscheiden, aber ich rathe zu dem Versuche. Wiefern dazu sein Charakter paßt, muß sich zeigen. Sie kennen sein düsteres, verschlossenes Wesen. Wenn alles um ihn lacht und fröhlich ist, so blickt er entweder stumm und trübmerisch darein, oder er wendet sich mit einem Ausdruck finsterer Verachtung ab, und wenn er einmal lacht, so thut er es (um mit Shakespeare zu reden) mit einer Miene, als spotte er sein selbst, daß etwas ihn zum Lachen bringen könne. Obgleich er sich an andre Knaben nie angeschlossen, so ist er gegen Liebe und Wohlwollen doch nicht unempfindlich und ich weiß, daß er gegen Sie und Ihre Frau Gemahlin die dankbarste Anhänglichkeit besitzt. Schon aus diesem Grunde wird er, glaube ich, jeden Beruf ergreifen, den Sie für ihn wählen." — In diesen Worten ist gewiß am besten zusammengefaßt, was die Zeugnisse der andern Lehrer an ihm tadeln und loben.

Ich komme auf die Zeit, da ich in das Haus seiner Pflegemutter eintrat, die damit auch die meinige wurde. Auch ich war seit mehren Jahren eine Waise, aber meine ehrwürdigen Verwandten hatten mich reichlich unterstützt und mir eine sorgfältige Erziehung geben lassen. Ich glaube, sie hatten mich in ihren Gedanken für Panting bestimmt. Als ich ihn zuerst erblickte, machte sein Aeußeres keinen vortheilhaften Eindruck auf mich. Meinem damals heitern und lebhaften Wesen widerstrebte anfangs der stumme Ernst des dunklen Angesichts und es ängstigte mich, wenn er die tiefen brennend schwarzen Augen so fest auf mich gehestet hielt. Bald aber fing dies verschlossene Wesen an, mich zu interessiren, und wenn er in so wunderbarer, ergreifender Weise uns auf seiner Violine vorspielte, schien er mir unbeschreiblich anziehend. Warum soll ich es leugnen? Ich faßte allmählich eine innige, ja heftige Neigung zu ihm, da ich es mir nicht mehr verbergen konnte, daß er eine gleiche Leidenschaft für mich empfand. Nicht allein in seinem Gehen und Kommen, seinen Blicken und seinem Benehmen, in der Art, wie er sein leidenschaftlich zärtliches Violinspiel an mich allein zu richten schien, verrieth sich das; ich fand auch bald Verse und Lieder von seiner Hand, voll Glut und zum Theil von unvergleichlicher Schönheit, entweder in meiner Näharbeit, oder in

meinen Büchern, oder an andern Stellen, wo er wußte, daß ich sie finden würde. Und doch schien etwas zwischen uns zu stehen. Je inniger wir uns zu einander gezogen fühlten, este scheuer, schroffer, zurückgezogener wurde sein Wesen. Es war fast, als erwarte er, von mir das erste Wort zu hören. Ich weiß nicht, was sich in mir regte, war es Stolz, oder war es das dunkle Gefühl, daß Eifersucht ihn aus seiner Verschlossenheit heraustreiben werde; genug ich ging an, mich gleichgültiger gegen ihn zu stellen, und als ein junger hübscher Doctor begann, vielleicht meinetwegen unser Haus öfter zu besuchen, so zog ich mich keineswegs zurück, wenn mir derselbe artig und liebenswürdig entgegenkam. Als ich wahrnehmen mußte, daß Panting dadurch nur noch scheuer und finsterer wurde, so wollte ich schon versuchen, diesen Verhältnisse auf gute Art ein Ende zu machen, als unerwartet meine gute Pflegemutter erkrankte und starb. Natürlich konnte ich mit Panting allein in dem Hause nicht bleiben. Ich zog zu einer befreundeten Familie. Ich hatte gehofft, er würde mich dort aufsuchen, aber es geschah nicht. Erst bei der Testamentseröffnung sah ich ihn wieder.

Um hier muß ich des Testamentes gedenken. Es war ganz zu Pantings, nach ihm aber zu meinen Gunsten abgefaßt. Bei der Vorlesung verstand ich dies nicht recht, aber später, nach Pantings Verschwinden, setzten es meine Freunde mit Hilfe der Advocaten durch, daß zwar der ganze Vermögensbestand für den Abwesenden gerichtlich verwaltet und die Hälfte der Einkünfte während seiner Abwesenheit für ihn zurückgelegt werden, die andere Hälfte der Nevenüen aber bis zu seiner Rückkehr auf Grund des Testamentes an mich ausgezahlt wird. Da man mich überzeugt hat, daß dies mit dem Willen unserer seligen Pflegetetern übereinstimme, so habe ich mich gegen diese Anordnung nicht gesträubt.

Bei der Testamentseröffnung, sagte ich, sah ich Panting wieder. Er schien an dem Vorgehenden kaum Theil zu nehmen, und seine tiefen schwarzen Augen waren fortwährend auf mich gehestet, so daß ich in die größte Verlegenheit gerieth. Seine Blicke fühlte ich mehr, als ich sie sah, denn ich wagte kaum aufzuschauen. Sein Benehmen war so auffallend gewesen, daß ich erwarten mußte, es werde in den allernächsten Tagen zu einer Erklärung kommen. Jedermann hatte es erwartet. Ich war in der größten Aufregung. Da hieß es auf einmal, er sei verschwunden, und ein verwirrender Schrecken überkam mich, ein peinigendes Gefühl, als sei ich Schuld an einem Unglück, das ihn ergriffen habe, und der Schmerz, ihn verloren zu haben, überwältigte mich. Anfangs durchlief die Stadt das Gerücht von einem Selbstmorde, bald aber erschien es jedem höchst unwahrscheinlich, daß ein junger Mann das Leben wie eine Last abgeworfen habe, der so eben erst mehr als eine Viertelmillion geerbt, und nun wollten alle wissen, er sei entweder verunglückt oder durch geheime Feinde über Seite geschafft worden. Da sich aber angeachtet aller Nachforschungen nicht die geringste Spur von ihm fand und da man endlich entdeckte, daß mit ihm zugleich seine Vieline verschwunden sei, so befestigte sich allmählich die Ansicht, daß er heimlich auf und davon gegangen sei, und einige suchten die Ursache davon in einer tiefen Melancholie, die sie schon immer an ihm bemerkt haben wollten, während andre der Meinung waren, die reiche Erbschaft habe ihm den Kopf verwirrt. Es fehlte auch nicht an solchen, welche seine Leidenschaft für mich errathen hatten und meinem Benehmen die Schuld an einem so unerhörten Schritte beimaßen. Beweis und Widerlegung ihrer Vermuthung konnten diese aus den Folgen schöpfen, welche dies räthselhafte Verschwinden auf mich äußerte. Ich verfiel in eine lange schwere Krankheit, in welcher die Zeiten, wo mich die Besinnung ganz verließ, mir noch zur Erleichterung gereichten. Als ich nach unsäglichen Leiden und selbstgemachten Qualen endlich langsam wieder genesen war, hatte sich auch im stillen der Beschluß in mir gebildet, fortan in treuer Hoffnung der Rückkehr des Beweinten zu warten, ein Beschluß, dem ich bis heute treu geblieben bin.

In Folge der bereits erwähnten Umstände haben sich meine Verhältnisse sehr reichlich, ja glänzend gestaltet. Es ist mir möglich geworden, Pantings Haus, dessen Haltung längst geschlossen ist, zu miethen. Mit einer älteren Dame und einigen Dienstboten habe ich es ganz allein inne und bewohne die Zimmer des Verschwundenen. Obgleich ich seit mehren Jahren wieder Gesellschaft gesehen und besucht, und auch Männerumgang nicht vermieden habe, so blieb doch mein Beschluß ohne Wanken.

Nach dem allen, geehrter Herr, können Sie sich vorstellen, in welche Aufregung mich die Nachrichten versetzt haben, welche ich Ihrer Güte verdanke, obgleich das — oder, wenn Sie wollen — weil das, was ich nun erfahren, meine schlimmsten Befürchtungen übertrifft. Daß ein junger Mann von solcher Erziehung und Bildung, von solchen Mitteln und Aussichten alle Vortheile seiner Lage, seiner Umgebung, ja des ganzen civilisirten Lebens hinter sich wirft, um wie ein Wilder im Walde zu hausen oder in hilfloser Bedürftigkeit umherzuschweifen, ist etwas so Unerhörtes, daß ich es nicht glauben würde, wenn seine eignen Bekenntnisse es nicht bezeugten, wenn sie nicht den Schlüssel dieses Räthsels darböten. Ach sie zeigen mir auch, daß mein Benehmen nicht ohne Einfluß auf jenen schrecklichen Entschluß gewesen ist. Ich fühle, daß ich nun nicht länger in Ruhe harren und hoffen darf, daß ich etwas thun muß, um ihn aus diesem Abgrunde wieder emporzuziehen. Was? das weiß ich noch nicht. Aber immer wieder kommt mir der Gedanke, selbst auszureisen, um ihn in Ungarn aufzusuchen. Noch hoffe ich, daß bei Ihnen eine Nachricht über ihn eintreffen kann. Sie haben mir deren unverweilte Mittheilung so freundlich versprochen, daß ich noch eine Zeitlang warten will, ob ich nichts von Ihnen höre. Sie werden mich vielleicht verstehen, wenn ich Sie bitte, diesen Brief nicht eher zu beantworten, als wenn Sie mir Weiteres von ihm mittheilen können, und auch dann seinen Inhalt, sofern er mich betrifft, nicht zu berühren.

Mit der herzlichsten Dankbarkeit für Ihre gütigen Mittheilungen und der aufrichtigsten Hochachtung

B., d. 14. Juli 1801. Ihre ganz ergebenste
Lodoiska Kronau.

Geschehen am Oberamtsgerichte zu L. den 13. Mai 1822.
Erschien der Herr Doctor Philippi von hier und trug folgendes vor:

„Es wird dem Oberamtsgerichte erinnerlich sein, daß vor etwa zwanzig Jahren sich ein Zigeuner hier in Haft befand und entsprang, welcher in meiner Wohnung ergriffen worden, weil er des Diebstahls meiner Geige verdächtig war, und welcher sich später vor Gericht höchst unangemessene Aeußerungen über mein Geigenspiel erlaubte. Das Oberamtsgericht gab mir damals auf, sofort Anzeige zu machen, wenn dieser Mann sich etwa wieder sehen oder etwas von sich hören ließe. Ich gestehe, daß mir dieses entfallen war und daß erst ein Zufall mich gestern wieder daran erinnert hat. Jetzt versehle ich nicht, anzuzeigen, daß ich den Zigeuner seitdem zweimal wiedergesehen habe.

„Vor ungefähr einem Jahre, näher kann ich die Zeit nicht angeben, erschien am Abend während der Dämmerung ein Mensch von fremdartigem Aussehen bei mir, der mich fragte, ob ich nicht etwa eine alte Geige zu verkaufen hätte. Ich bejahte diese Frage, denn ich hatte noch ein altes Instrument im Winkel liegen, das ich vor dem Erwerb meiner Stradivari-Geige gespielt hatte. Da der Mensch mir aber nicht darnach aussah, als ob er dasselbe auch zu bezahlen beabsichtige, so nannte ich ihm den unsinnigen Preis von 10 Louisd'or und fragte, ob er dieses zu entrichten im Stande sei. Er holte darauf einen Beutel hervor, schüttelte diesen und nach dem Klange mußte ich vermuthen, daß er Gold enthalte. Gefällt mir die Geige, sagte er dann, so werd' ich es zahlen. Ich hielt die Geige vom Schranke herunter. Er griff sogleich mit großer Begier darnach, stimmte sie rasch und that ein Paar Striche darüber. Dann aber gab er sie mir zurück, indem er erklärte, die könne er nicht brauchen; ob ich keine andre hätte? Ich erwiderte: Ja, lieber Mann, aber die kannt Ihr mir nicht bezahlen. Wenn es die rechte ist, antwortete er, so gebe ich dis 60 Ducaten, um hier sind sie. — Ich wunderte mich, daß ein Mensch von solchem Aeußern so viel Gelt habe und besann mich einen Augenblick, antwortete jedoch: Nein, mein Lieber! Meine Stradivari ist mir zu viel werth. Vielleicht würde ich sie für 100 Ducaten abstehen, aber auch dann nur, weil ich sie weit über ihren Preis bezahlt erhielte. Für 60 Ducaten ist sie mir nicht feil. — Ungeachtet seines Bittens und Drängens blieb ich dabei, zeigte sie ihm auch nicht, so inständig, ja leidenschaftlich er mich auch darum anging, denn ich mißtraute ihm, und da er mir endlich lästig wurde, wies ich ihn die Thür. In dem Augenblicke, als er sich sehr niedergeschlagen, wie es schien, entfernen wollte, brachte die Magd das Licht herein, worauch ich schon wiederholt geklingelt hatte, und da der volle Schein auf ihn fiel, war es mir, als ob ich ihn schon einmal gesehen habe, ohne daß ich mir noch erinnern konnte, wann und wo. Er warf mir im Hinausgehen noch einen finstern Blick zu und entfernte sich. Es war damals die große

Digitized by Google

Nervenfieber-Epidemie und der Vorfall kam mir darüber bald aus dem Gedächtniß.

„Morgen sind es vierzehn Tage, daß er wieder, und zwar um dieselbe Abendzeit, bei mir erschien, und es wiederholte sich genau derselbe Auftritt wie im vergangenen Jahre, nur daß er diesmal 65 Ducaten bot, und daß ich ihm erlaubte, meinen Stradivarius selbst zu versuchen. Und da muß ich gestehen, daß er mich durch sein Spiel über eine Stunde lang, nach deren Verlauf ich zu einem Kranken abgerufen ward, wirklich in Erstaunen gesetzt hat, obgleich es nur wilde und höchst seltsame Phantasien waren und er keinen Begriff von klassischer Musik zu haben schien. Haudelsinig wurden wir nun so weniger, als ich jetzt erst den ganzen Werth meiner Geige kennen gelernt zu haben glaubte. Einige Tage lang konnte ich die Erinnerung an das Gehörte gar nicht los werden, und dabei fiel mir plötzlich auf, daß dieser Mensch derselbe Zigeuner sein müsse, der damals in meiner Wohnung bei der Geige ertappt worden war.

„Ich habe seitdem nichts von ihm gehört, und erst gestern, wie schon bemerkt, erinnerte ich mich meiner Schuldigkeit, dem Oberamtsgerichte hiervon Kenntniß zu geben."

Der Herr Doctor wurde sodann aufgefordert, im Falle, daß der Fremde, welcher höchstwahrscheinlich Tuvia Panti sei, sich wieder bei ihm blicken lasse, dem Untergezeichneten davon auf der Stelle Kenntniß zu geben, und bis zu dessen Erscheinen den Fremden nicht fortgehn zu lassen; welches zu thun der Herr Doctor sich verpflichtete.

V. G. U.

F. C. Philippi, Dr. med. pp.
in fidem
Wildung, Oberamtsrichter.

Von vorstehendem Protokolle ist Abschrift zu nehmen, und dieselbe unter der Adresse des Fräulein Lodoiska Krenan zu B. zur Post zu expediren.

L. d. 13. Mai 1822. Wildung.

(Schluß folgt.)

Aus allen deutschen Gauen.

II. Der Vogelsberg. Von Theodor Bindewald.

Es gibt im deutschen Vaterlande manchen, theils mit Recht, theils mit Unrecht verrufenen Strich; schlimmer aber ist keiner draussen im Reich verschrieen als der Vogelsberg. Er theilt sein Schicksal mit dem Sauerlande, der Rhön, dem Westerwalde, der rauhen Alp und manchem andern guten Lande, dessen bloßer Namen schon Schreck und Grausen erregt. Wer aber durch Beruf oder Neigung näher mit solchen Flecken deutscher Erde bekannt geworden ist, der macht gar häufig die Erfahrung, daß gerade in diesen verrufenen Strichen ein Schatz von derber, spröder Schönheit der Natur, von ungebrochenem, frisch und kräftig pulsirenden Volksthum verborgen liegt, dessen Originalität und Interesse überraschend ist, der es reichlich verdient, gehoben und vor unserem Volke ausgebreitet zu werden.

Wer es wagen will, an der Hand eines Vogelsbergers, der sein „hessisches Sibirien" und sein kräftiges Volk liebt, eine Entdeckungsreise seitab der Eisenbahn und der großen Landstraße in ein fast unbekanntes, verschrieenes, deutsches Land zu machen, der wird mit dem Gefühl zurückkehren, welches uns bewegt, wenn wir aus der Waldeinsamkeit oder aus der Mitte recht guter, tüchtiger Menschen scheiden.

Die wenigen und dürftigen Notizen, welche sich in geographischen oder culturhistorischen Werken über den Vogelsberg vorfinden, beruhen meistens auf gänzlicher Unbekanntschaft mit Land und Leuten. Von Seiten der Touristen und Maler wird dem Gebirge wenig Ehre angethan, wir zweifeln auch, ob ein Durchpassirender viel Wahres und Bedeutendes erhaschen würde. W. H. Riehl in „Land und Leuten" macht übrigens davon eine ehrenvolle Ausnahme, und seinen Schilderungen darf man Glauben schenken.

Der Vogelsberg in seiner Abgeschlossenheit ist einem frischen, gesunden Mägdlein vom Dorfe vergleichbar, das den Typus behalten hat, den ihm seine Heimat gegeben, und neben der stolzen, in Sammt und Seide und allerlei Kostbarkeit prangenden Städterin in ihrer Ueberfeinerung kaum dem unverderbenen Geschmack auch das treue Auge, die blühende Wange und das naive, neckisch fröhliche Wesen solch eines Naturkindes gefallen.

Bringe solch einen Sinn mit zur Beschauung unseres Gebirges, mein Leser, und die langen grünen Bergrücken, die schattigen Buchwälder, die Feldpartien, die Weiden und Wiesen, die wasserdurchrauschten Thäler desselben werden Dich ansprechen und erfreuen. Tritt mit dem Befreiten, ein Stück deutschen Volksthums kennen zu lernen, in die Städtchen und selbst in die ärmsten Walddörfer des Vogelsberges, Du wirst einen festen und treuen Menschenschlag immer noch antreffen, der seine unverwüstliche Naturkraft derb und zart, in Schimpf und Ernst, in Lied und Geschichte, in Sage und Sprichwort und in eigenartiger Sprache, beharrend am Alten, kundgibt, wie es seine Väter schon gewohnt waren.

Der freundliche Leser möge es mir einstweilen auf mein Wort glauben, daß der Vogelsberg besser ist als sein Ruf (im Verlauf meiner Schilderung hoffe ich ihn davon zu überzeugen); dafür bin ich ihm natürlich eine Erklärung schuldig, woher es kommt, daß der „eigentliche" Vogelsberg überall als eine Gegend, „wo es drei Vierteljahr Winter und ein Vierteljahr kalt ist," wo außer Hafer und Kartoffeln nichts wachsen will und nur „der grausame Schnee geräth," mit einem Wort als ein „Buchfinkenland" und „Hessisches Sibirien" gründlich in Verruf gebracht ist.

Es läßt sich nicht leugnen, daß der böse Name, der nun einmal der Gegend anhaftet, von undankbaren Söhnen derselben aufgebracht ist. Da ziehen sie hinab in das reiche Wetterauer Land, das „Junterland", die rauhen Vogelsberger, sonderlich aus etlichen verlästerlichten Orten, wie Sichenhausen und Gelnhaar, im Bettlergrel, den sie als Nationalcostüm ausgeben, und treiben professionsmäßig und mit ungeheurer Pfiffigkeit einen höchst einträglichen Bettel. Und da ihnen eine natürliche Anlage zur Beredsamkeit von der Natur verliehen ist, so überbieten sie sich gegenseitig in haarsträubenden Schilderungen der Unguust des Klimas, der ewigen Hagelschläge, des Wenigen, was dem Lande erzielt werde, der entsetzlichen Armuth, die dort herrsche. Solch armen Leuten gibt der Wohlhabende in der Umgebung des Gebirges mit geheimem Wohlgefallen, wie viel besser er daran sei, sein Almosen, und glaubt auch diesen Erzählungen um so mehr, weil sie Leute von dem Vogelsberg berichten, während diese, nicht anzufrieden mit ihrem Kunstgriffe, und mit gespickten Taschen heimkehrend, über die Dummheit der Betregenen sich erlustigen.

Weil der Vogelsberger seinen Vogelsberg überall verleugnet, so kann es leicht einem Fremden, heute noch wie ehedem begegnen, daß er in dem Vogelsberg herumreist, ohne ihn zu finden. Wer an den Vorhöfen aufkommt und fragt: „Bin ich nun bald im Vogelsberg?" den weist man weiter aufwärts nach den Höhen. Hier angekommen, werden wiederum andere südliche oder östliche Punkte genannt, bis man zu den Abhängen gelangt, und bei weiterem Forschen zu nicht geringem Erstaunen hören muß, daß man längst durch den Vogelsberg gekommen sei.

Es sei dem Leser selbst überlassen, sich durch einen Blick auf die Karte über Ausdehnung und Lage unsers Waldzebirges zu unterrichten — ich darf meinen Freund, den Maler, nicht warten lassen, der zur bestimmten Stunde von Gießen aus eintrifft, um mich auf meiner Wanderung zu begleiten und dann fürs „Daheim" dem Lande und Volke einige interessante Bilder abzulauschen.

Der Vogelsberg stellt in seiner Gesammterscheinung eine flache, gewölbte, kuppelförmige Bergmasse vor, deren höchste Erhebung in einem ausgedehnten Plateau besteht, welches den Namen „der Oberwald" führt. Hier treffen wir zahlreiche Buchen-, Ahorn und Fichtenwaldungen an, die übrigens häufig durch öde Heideflächen oder feuchte Wiesen unterbrochen werden. Der Umkreis dieses Plateaus berührt die Dörfer Rudingshain, Feldkrücken, Rebgeshain, Engelrod, Eichel-

Digitized by Google

hain, Lanzenhain, Albeshausen, Grebenhain, Hartmannshain, Herchenhain und Brenngeshain.

Innerhalb des Oberwaldes oder des hohen Vogelsberges liegen die höchsten Punkte der Gegend und ganz Hessens in einer Erhebung bis zu 3131 Fuß dicht bei einander.

stocke entfernt, desto mehr häufen sich dieselben an, bis sie sich endlich als niedrige Hügel oder Ebenen in der Umgebung verlaufen.

In ihrer unmittelbaren Nachbarschaft haben die Bewohner des Vogelsberges nicht immer das beste Lob. Es geht ihnen hier gerade,

Flachsbräuen und Lästergericht im Vogelsberg.

Originalzeichnung von L. Horst in Gießen.

Vier Stunden in die Länge und zwei in die Breite beträgt die Ausdehnung des Oberwaldes.

Von hier aus, gleichsam dem Mittelpunkte eines Sternes, ziehen die Berge der Länge nach nieder ins Thal, und bilden so den niedern Vogelsberg. Anfangs kann man nur wenige Bergrücken und Thäler unterscheiden, je mehr man sich aber von dem Centralwie ihrer Heimat selbst, von der man auswärts nur die schlimmsten Seiten kennt und diese geflissentlich aufzählt. In der Wetterau z. B. gilt, als der Ausbund aller Derbheit, „ein grober Vogelsberger," und hat es jemand irgendwo mit allzu deutschen Worten versehen, so hat er allemal „mit Vogelsberger Knüppeln dreingeschlagen."

Digitized by Google

Doch wir nehmen uns der Leute im Vogelsberg an und hoffen manchen Leser zu überzeugen, daß sie besser sind, als ihr Ruf. Leider steht es ja so, daß noch bis zur Stunde niemand sich die Mühe gemacht hat, dieses Stück Volksthum eingehend zu beobachten oder zu beschreiben!

Vor allem trägt der Vogelsberger, als ein Glied des althessischen Volksstammes, das Gepräge seiner ersten Deutschheit mit starken, kräftigen Zügen an sich. Fremdes Blut hat sich nicht in seine Adern gemischt und nie eine römische Auflehnung seine Berge berührt. Er hat noch, wie Tacitus von den Katten berichtet, „einen ausdauernden Leib, nervigten Gliederbau, trotziges Gesicht, große Lebhaftigkeit und Gewandtheit, für einen Germanen viel Ueberlegung und Einsicht."

Durchgängig findet man im Vogelsberg einen starken, großgewachsenen Menschenschlag, der sich durch seine derbe Streitlust, seine Arbeitsamkeit, Genügsamkeit und Dienstfertigkeit auszeichnet, wobei übrigens die Züge von Rohheit, Pfiffigkeit und Leichtsinn, nebst der Vorliebe fürs Alte keineswegs fehlen. Gleich den Männern sind auch Weiber und Mädchen meist groß und kraftvoll und stehen denselben in Bezug auf Arbeit wenig nach.

Wer in eine Dorfschule des Gebirges gehen wollte, sich die Jugend zu betrachten, der würde gewiß $^4/_5$ der Kinder antreffen, mit dem ganz weißen, flachsgelben oder rothgelbenen Haar, dem hellen blauen Auge, und unter den Buben und Mädchen im Alter von 13—14 Jahren eine Anzahl erblicken, die sich durch ungewöhnlichen Wuchs hervorthut.

Gehen wir nun aber auch einmal in ein Vogelsberger Dorf hinein, um in ihrem Leben und Treiben die Bewohner zu betrachten.

Das haben sie voraus vor Westfalen und Westerwald, die Dörfer hier im Gebirge, daß sie wirkliche zusammenhängende Dörfer und zwar mit stattlichen Gebäuden, nicht bloße Gehöfte sind!

Obschon der treffliche Basalt so reichlich vorhanden, so liebt's doch der Vogelsberger, sein Haus nur aus Holz aufzuführen, und steinerne Häuser steht man äußerst selten. Gewöhnlich ist das Haus der Sonnenseite nach erbaut, zumeist zweistöckig und mit dem Stalle und der Scheuer unter einem Dache, einem Strohdache. Die Südseite führt fast jedesmal in die Wohnstube. Zwischen ihr und der Kammer steht bei den Wohlhabenden der mächtige Ziegelofen und neben demselben die Ofenbank, der behagliche Ruheplatz für Sommer und Winter. Um die Fenster her, der Wand entlang, läuft eine roth angestrichene Sitzbank. Neben der Kammerthür sieht man die Schwarzwälder Uhr. In der Kammer hängt, an dem Balken befestigt, nach Art einer Hängematte, ein Tuch. Das ist an vielen Orten — die Wiege der Kinder! Die Betten sind meist mit dürrem Laub und Grummet, seltener mit Wolle oder Federn gefüllt.

Eine besondere Küche haben nicht alle Häuser, und die Hausflur muß bei dem Aermeren dazu dienen, wo man hie und da noch als einziges Kochgeschirr einen an Ketten aus dem Schornstein herabhängenden Kroppen findet.

Der Wohnstube gegenüber erblickt man fast allgemein den Eingang zum Viehstalle, der durch hölzerne Wände für Jung- und Altvieh geschieden ist, und in den von außen die zweite Thür des Hauses führt.

Zuletzt kommt die Scheuer, und nebenan gesondert die Schweineställe. Gebäude von 100 und mehr Fuß Länge kann man in allen Dörfern sehen.

Zum obern Stockwerk gelangt man noch da und dort statt auf einer Treppe auf einer wackeligen Leiter, und trifft daselbst meist nur eine Stube an, die „Oberlade" gepflastert, vor welcher außen an Fenster der Blumenbänkel mit den „Bajulen", „Grasrosen" und dem unentbehrlichen „Rosmarin" befestigt ist, und in welcher in mächtigen Laden aus Tannenholz, statt der Schränke, die Kleider der Männer und Weiber und andre Habseligkeiten geborgen werden. Nicht jeder Stadtmensch begehre übrigens diesen Himmel der Herrlichkeit zu beschauen, am wenigsten im Sommer. Es würde sich ihm dann eine wahrhaft klassische Unordnung präsentiren, für welche alle Namen unzulänglich sind, oder ihm vielleicht eine mit ihren Jungen daselbst eingesperrte Glucknenne wüthig in die Haare fahren.

In einigen hochgelegenen Orten sieht man auf einem Bauernhause Schornsteine. Die Leute sind da genöthigt, wegen des großen Sturmwindes, dem Rauche freien Paß durch den Dachboden zu lassen, woher es denn kommt, daß sich kleinere Häuser sehr tiefgeschwärzt von innen darstellen.

Das Strohdach fristet noch immer seine Existenz in allen Dörfern durch den energischen Widerstand der Vogelsberger. Die Ziegeln aller Art sind nämlich nicht im Stande, den feinen Schnee abzuhalten, der in der Scheuer und auf dem Speicher den Leuten alles verdirbt. Da nun die Obrigkeit die Anlage neuer Strohdächer bestraft, so läßt man sich in Gottes Namen lieber strafen, oder flickt in Einem fort an dem alten Dache, so lange es noch angeht, um nur bei dem Alten zu bleiben.

Ueberhaupt ist der hervorstechendste Charakterzug des Vogelsbergers sein zähes Beharren bei den Gewohnheiten seiner Väter. Er macht alles gerne gerade so, wie sein „Ellerkänn", d. h. sein Urgroßvater, selbst, wenn dieser Nachtheil dabei hatte. Darum liebt er denn auch seinen Vogelsberg und sehnt sich in der Ferne nach ihm zurück, denn es ist nirgends so schön, wie daheim.

Die hessische Regierung ging einmal mit dem Plane um, Herchenhain, das höchste Dorf im Lande, eingehen zu lassen und in bessrer Lage den Leuten Wohnplätze zu geben. Aber die Herchenhainer wollten unter keiner Bedingung von ihrer unwirthlichen Höhe herunterziehen. Aehnlich erging es dem armen Dorfe Brenugeshain, wo einmal in bereitscher Stunde die Bauern einmüthig den Vorsatz faßten zur Auswanderung, als es aber drauf und dran ging, diese auszuführen, sämmtlich lieber wieder in ihrem „verflixten Vogelsberg" bleiben wollten.

Neben Ackerbau und Viehzucht ist es die Bearbeitung des Flachses ganz besonders, welche im Vogelsberg fast alle Hände in Bewegung setzt. Kein Wunder also, wenn sich mancherlei Aberglaube, manch auffallende Volksfitte daran gehängt hat.

Donnert es auf Charfreitag, eher fällt Regen auf den ersten Tag des Pfingstfestes, so nimmt man dies allgemein als ein günstiges Zeichen, daß der Flachs im Jahre gerathen werde. Begibt sich der Bauer an die Aussaat des Leins um Johanni, so wirft er noch hie und da, nachdem dies geschehen, in der Mitte des Ackers stehend, das Säetuch in die Luft und fängt es im Springen wieder auf. So hoch er springt, soll der Flachs dann werden. Oder er sucht „unbekannt" (d. h. ohne mit Jemand zu sprechen) früh Morgens eine Weidenruthe, schält sie weiß, und steckt sie ins Leinfeld, damit die kostbare Pflanze ebenso lange emporschieße.

Wenn indeß die Zeit naht, wo man die reifen Stengel ausrupfen muß, so kommt Freude ins Haus. Verwandte und Nachbarn helfen sich bei dieser Gelegenheit gewöhnlich mit Arbeiten aus, und singend zieht die, wie in der Heuernte, zauber gekleidete Schar auf den Acker. Auch hier erschallen fröhliche Lieder, und wenn der Flachs in „Bussen" gebunden und auf den Wagen geladen ist, setzen sich die Mädchen oben darauf und stimmen, während die andern nebenher gehen, lauten lustigen Gesang an. So fährt man langsam durch das Dorf nach Hause, wo unterdeß die Hausfrau „weiße Kuchen", „Kräpfel" oder sonstiges Gebäck zum dampfenden Kaffee parat hält. Folgen wir dem segenbeladenen schwankenden Wagen zurück ins Dorf, wir werden einen höchst interessanten Abend verleben und einen Blick in das Innerste des Volkslebens thun.

Gegen Abend wird die Tenne zur „Räffscheuer" hergerichtet. Den Flachs schichtet man an passendem Orte im Hintergrunde auf, und befestigt in die Seitenwände der Scheuer rechts und links den „Räffbalken," auf welchem sich die aus Schnitzeisen zusammengesetzten „Räfftämme," drei oder vier an der Zahl, befinden, durch deren Zinken der Flachs gezogen wird. Die Scheuerthore stehen dazu weit auf, und das Scheuerbrett wird vor den Eingang der Länge nach zu einem Sitze hingelegt.

Mit Anbruch der Nacht versammelt sich die Gesellschaft, so viel sie Platz finden kann, zum „Flachsräffen." Die Stallaterne wird angezündet und hängt von einem „Gerüstreitel" herab, um genügendes Licht zu spenden. Bald hört man die Zinken von dem Durchzug der Flachsstengel erklingen und die reifen Knotten zur Erde fallen. Auf dem Scheuerbrett hat der „Bigeler" seinen Sitz genommen, der Mann, der den ausgeräfften Flachs in kleine Bündel oder „Bigel" mit Strohseilen zusammenbindet. Ganze Berge dieser Bigel liegen in wenig Zeit um ihn herum, denn drinnen in der Scheuer geht's ja fröhlich zu, und er trägt fein Theil dazu redlich bei. Da jagt sich Scherz mit Scherz, Neckerei folgt auf

Digitized by Google

Neckerei und Lied auf Lied. Denn „unbesungen“ würde, nach der allgemeinen Ansicht, der Flachs sonst nichts taugen.

An vielen Orten im Vogelsberg wird bei dieser Beschäftigung unter den schützenden Fittigen der Nacht ein ganz artiges „Lästergericht,“ gewissermaßen eine Sittenprobe öffentlich aufgeführt und alle Anzeichen sind dafür vorhanden, daß auch heute ein solches vor sich gehen wird. (S. das Bild S. 217).

Junge Burschen oder Andre, die nicht in der Tenne sind, schleichen sich, vom Dunkel begünstigt, unvermerkt herzu und verbergen sich hinter dem „Bibethaufen,“ vor dem Eingange der Scheuer. Gewöhnlich haben sie durch das Umwenden der Wänse oder sonst eine Nummerei sich vor dem Erkennen geschützt. Sobald sie gemerkt haben, wer unter den „Räffern“ sich befindet, beginnen sie, wenn der Gesang schweigt, indem sie ihre Stimme noch dazu „verwenten,“ d. h. verstellen, das Gericht, und ziehen die ganze Gesellschaft drinnen mit aller Derbheit und Schonungslosigkeit in Worten durch die Hechel.

Da wird dem Manne sein Geiz, seine Faulheit, sein Wirthshausleben, der Frau ihre „Schlamperei“ und „Schnäckelei,“ ihr „Prachtieren“ und Stolzieren mit Kleidern, kurz, jedem Einzelnen irgend etwas Wahres oder Halbwahres, zumeist aber bis dahin Verborgenes und Geheimgehaltenes, in der lächerlichsten Weise von der Welt vorgehalten. Manchmal gestaltet sich dieses Possenspiel zu einer dramatischen Wechselrede der Spottvögel mit den Gelästerten, und setzt so die ganze Scheuer in Allarm. Sind Mädchen darin anwesend, so müssen sie von verschmähten oder eifersüchtigen Liebhabern manche bittere Pillen hahnenmen, und oftmals, wenn keine Gegenrede der Gereizten etwas „batten“ will und der neckische Vorhalt des Lästergerichts immer unerträglicher wird, ereignen sich solche Scenen, wie sie der Künstler, der Wahrheit entsprechend dargestellt hat, wo eine zu hart getroffene ländliche Schöne mit einem, den Spöttern unvermuthet und kraftvoll auf den Kopf geworfenen „Bitzel“ das lose Maul stopft, oder die Männer, des Bezierens müde, diese in hastige Flucht schlagen.

Dieses Lästergericht ist von Einzelnen so gefürchtet, daß sie vorher, wie gelegentlich, den angesehensten Burschen etwas spendieren, damit es ihnen nicht „zu arg“ gemacht werde. Vieles aber, was sonst nie ins Gesicht gesagt werde könnte, kommt auf die geschilderte Weise ganz nachdrücklich vor die Ohren aller, und manches stolze Herz zur Schamröthe und Bestrafung, bis die „Räffschener“ endlich mit einem „süßen“ Kaffee beschlossen wird. Wir entfernen uns vorher still wie wir gekommen sind und der Maler trägt in sein Skizzenbuch das Bild der interessanten Scene nach Hause.

(Schluß folgt.)

Eine unheimliche Nacht im Gebirge.

Ein Erlebniß von **Joh. Ernst.**

Von Hallein aus, dessen eigenthümliche Bergwerke mein Interesse mehrere Tage lang gefesselt hatten, war ich zu Fuß der grünen Salza nachgegangen, immer thalaufwärts. Ich sparte meine Kräfte und gelangte daher erst nach zwei Tagen an jene Biegung, welche der Fluß nach Westen hin nimmt. Von hier aus ging ich eines der vielen Seitenthäler hinauf, die nach Süden führen, um an geeigneter Stelle den mächtigen Gebirgszug zu übersteigen, der gleich einer ungeheuern Barre mit wenigen Einschnitten das Salzburgische von Oberkärnthen und Südwesttirol scheidet.

An einem prächtigen Septembermorgen verließ ich das hübsche Kirchdorf, in welchem ich genächtigt hatte. Das breite üppige Thal ward bald enger, schmaler wurden die Felder, die sich an den Rändern der Berge hinzogen, schattiger die Wege, welche langsam emporstiegen. Gegen Mittag hatte ich eine kleine Ortschaft erreicht, die sich ungemein malerisch, in amphitheatralischen Windungen an dem Bergrücken emporbaut, welcher das Thal hier abzuschließen scheint. Der kleine Bach, der bisher so sanft dahinfloß, stürzt hier als muthwilliges Gebirgskind schäumend über steile Felsen und läßt sein Tosen weithin vernehmen. In dem kleinen Gasthause mit Gallerien und zahllosen Fenstern, wo ich Mittagsrast machte, erkundigte ich mich über den weiteren Weg. In drei bis vier Stunden würde ich, hieß es, auf nicht zu verfehlender Straße auf eine große Alme gelangen, auf welcher sich zwei gute Sennhütten befänden, die Eishütte und die Moorhütte, jene am Anfange, diese am Ende der wohl eine gute Stunde langen Alp. In der letzteren könnte ich ein gutes Heulager und frugales Abendessen erhalten. Ja, ich würde da einen Reisenden treffen, der kurz zuvor fortgegangen, mit der Absicht, in der Moorhütte zu nächtigen und Tags darauf den bisweilen etwas bedenklichen und unwegsamen Paß, dessen Namen ich absichtlich verschweigen will, zu übersteigen.

Dicht hinter dem Wirthshause schlängelt sich ein Fußweg an dem Bache vorbei, mitten durch üppiges, dichtschattendes Laubholz. Natürliche Durchhaue gewähren einen Rückblick auf das liebliche Thal, das in wunderbar schöner Beleuchtung zu den Füßen sich ausbreitet. Eine Wendung führt nach kurzer Zeit auf eine Fahrstraße, welche in großem Bogen eine höher liegende Thalterrasse umzieht — eine liebliche Kesselebene, umstanden von schneehäuptigen Bergriesen. Am Ende der Ebene schmiegt sich an den Fuß der Berge ein armseliges Gebirgsdörfchen, dieserseits der Gebirgslinie die letzte Gruppe menschlicher Ansiedlungen. Um so mehr überrascht die schöne Kuppel des freundlichen Kirchleins, das sich in den Ausschnitt einer Felswand hineinlehnt, wie ein Heiligenbild in seine Nische.

Kaum hat man das letzte Häuschen hinter sich, so wird der Weg ein ächter Gebirgssaumpfad, steil, schmal und steinig. Die Scenerie trägt bald völlig den Charakter der Alpenwelt; die grauen Felsen werden senkrechter und schauerlicher, die Vegetation spärlicher. Hier umgestürzte Baumstämme, dort mächtige Felstrümmer, hüben und drüben deutlich erkennbare Lawinenstraßen. Kleine Wässerchen rieseln über den Weg. Große Haufenwolken bedecken den Himmel und machen die Physiognomie der Umgebung noch schauerlicher. Kaum vermag ich auf dem engen Stege, unter überhängender Felswand, rechts den klüftenden Abgrund, einer jungen Engländerin auszuweichen, die mit Vater, Maulthier, Eskörben und Führer hochgeschürzt von einer kühnen Tour ins Gebirge zurückkehrt.

Der Pfad erfordert alle Aufmerksamkeit und Umsicht. Der schmelzende Schnee hat ihn an vielen Stellen fast ganz unter Wasser gesetzt und der Fuß muß die schlüpfrigen Steine suchen, um nicht auszugleiten und in den gähnenden Abgrund zur Rechten, in welchem der Gebirgsbach in tosenden Fällen dahindraust, hinabzustürzen. — Bald betrat ich indeß die weite Grasebene, welche heute das Ziel meiner Wanderung sein sollte. Ein einsam stilles Hochalpenthal, wenn ich es so nennen darf, wohl eine gute Stunde lang und eine Viertelstunde breit, liegt vor mir, an vielen Stellen sehr sumpfig, durchschnitten von unzähligen größeren und kleineren Gießbächen, deren Betten viel Gerölk mit sich führen. Es ist rings umstanden von riesigen Felsen, deren Gipfel noch bis tief herab mit mächtigen Schneemassen bedeckt sind; die höheren Spitzen sind von herabhangenden Wolken verhüllt. Kalt, schauerlich und feucht weht die Alpenluft über die Ebene dahin.

Auf dieser Fläche gewahrt man zerstreut liegende einzelne Sennhütten, die nur hie und da zu kleinen Gruppen zusammentreten. Eine größere, die Eishütte, liegt am Anfange des Feldes, und hietet, wie ich früher vernommen, für gute Bezahlung Kaffee, Milch, Brod, Käse. Die Moorhütte liegt am entgegengesetzten Ende und gewährt außer diesen Erfrischungen ein Heulager zur Nachtruhe. Bleibt man hier zu Nacht, so kann man am folgenden Tage mit frischen Kräften die Paßhöhe übersteigen, wie es auch meine Absicht war.

Ich folge genau den Angaben des Reisebuches, überschreite den Bach auf einer kleinen Brücke, und eile der nächsten Sennhütte zu. Dies war ein verhängnißvoller, wenn auch unverschuldeter Irrthum. Der richtige Weg führte auf dem rechten Ufer des Baches hin und war dann freilich leicht zu finden. Jene Sennhütte, in der ich bald die Eishütte erkannte, lag unfern vor mir; indeß war der Weg zu ihr nicht leicht. Die Gießbäche hatten den Pfad unkenntlich gemacht, und ich mußte viel hin und her gehen, um geeignete Uebergänge zu finden. Nach einer kleinen Viertelstunde traf ich in die Eishütte ein,

Digitized by Google

um mich nach dem fernern Wege zu erkundigen — und erstaunte nicht wenig, sie im Aeußern wie im Innern abschreckend zu finden und ohne jede Spur des dürftigsten Comforts.

Eine häßliche Sennerin mit dem unvermeidlichen Kropfe am Halse war das einzige menschliche Wesen, das ich gewahrte. Sie wies mich auf meine Frage an, nur immer längs den Bergen, an der westlichen Seite der Alme zu gehen, der Weg sei ganz kenntlich. Ich eilte einige steinerne, in den Moorgrund gelegte Stufen weiter und befand mich plötzlich vor dem weitausgerissenen Bette eines Gießbachs, der in der Mitte desselben mit jäher Hast dahinströmte. Ueber denselben führte ein Steg, d. h. ein nicht sehr breites, aber dünnes Brett, das nur lose auflag. Da ich nicht ganz schwindelfrei bin, da die Schwingungen des Brettes den Schritt unsicher machten und das unten pfeilschnell vorüberschießende Wasser das Auge verwirrte, so kann man sich denken, daß ich glücklich war, als ich unversehrt am andern Ufer anlangte.

Es mochte etwa halb sechs Uhr sein. Bald fand ich einen betretenen Fußpfad und verfolgte ihn eine Strecke. Je weiter ich kam, um so mehr schien sich die Alpe auszudehnen; bisweilen war keine Spur des Weges sichtbar; ich mußte häufig große sumpfige Stellen umgehen und über die steinernen, etwa zwei Fuß hohen Umhegungen der einzelnen Almbezirke steigen. Nach einer halben Stunde gelangte ich an eine Gruppe von Sennhütten; die meisten waren verschlossen oder voll Vieh. Eine Sennerin, die sich eben zeigte, fragte ich nach dem Wege; denn von der Moorhütte ließ sich noch immer nichts entdecken. Sie rieth mir gleichfalls, ich solle mich nur immer rechts halten; in einer Viertelstunde könnte ich dort sein. Ich sah, es that Eile Noth, wollte ich das ersehnte Ziel noch vor dem Einbruch der Dunkelheit erreichen.

In solcher Lage spannt sich alle Kraft und jeder Sinn. Das Wirrsal in den Wegen sollte hier erst recht beginnen. Ein guter Pfad hört plötzlich bei einer einzelnen Almhütte auf. Ich finde einen andern, der in einem Flußbette endigt; ein dritter führt mich in Moor und Bruch hinein. Die gewiesene Richtung halte ich aber fest und so komme ich doch schnell weiter. Allein der September hat kurze Tage. Das Thal ist rings von mächtigen Bergen umstanden und schon seit geraumer Zeit hatte ich keinen Sonnenstrahl erblickt. Die Wolken werden dichter und dunkler: feuchter und kälter weht der Abendwind.

Immer vorwärts! Bald muß sich die Hütte doch zeigen — fast anderthalb Stunden bin ich umhergeirrt. Ein Pfad, den ich finde, ermuthigt mich aufs neue: Da hört derselbe auf — ich eile weiter — ein wüthender, breiter Gießbach hemmt meine Schritte. An seinem Ufer laufe ich hinauf, hinunter, von Hügel zu Hügel springend auf dem moorigen Grunde, um eine Uebergangsstelle oder ein Brett zu entdecken. Nichts von dem allen! Fast verzweifelnd schöpfe ich einen Augenblick Athem . . . eine unheimliche, schauerliche Situation rings umher! Ich befinde mich in einer ungeheuern Felsennische; schwarzgraue riesige Wände ragen rings steil empor bis in die Nebel und Wolken. Von ihnen herab stürzen von allen Seiten Gießbäche mit donnerndem Getose, das den heulenden Wind übertönt. Wohin ich blicke, öde Heideflächen mit Stein und Moor — und alles eingehüllt in tiefe graue Dämmerung. . . .

Wer nie in einer ähnlichen Lage gewesen, dazu so ganz allein, so fern von jedem menschlichen Wesen: der kann es unmöglich nachempfinden, mit welch einem durchdringenden Grauen die öde kalte fürchterliche Wildniß gleich einem Ungethüm den völlig einsamen Wanderer angähnt!

Es galt einen Entschluß: von meinem Plane mußte ich abstehen — also zurück! Doch wohin? zur Eishütte? Die bedenklichen, im Dunkel vollends gefährlichen Umgebungen riethen von dem Wagstücke ab. Also zur nächsten Sennhütte, wo ich jene Sennerin gesehen. Das dürftigste Lager von Heu wird doch Schutz gegen die Nacht gewähren und ihre durchdringenden Nebel.

Die Dunkelheit wächst mit mächtigen Schritten. Die Pfade, die mich vorhin geleitet, vermag ich nicht mehr zu sehen; ich muß auf gut Glück die Richtung einhalten. Endlich liegen jene Almhütten vor mir. Ich trete an die eine heran: sie ist fest geschlossen! Ich rufe mächtig — keine Antwort. Wo blieb die Sennerin? Da entsinne ich mich zu meinem Entsetzen, daß sie, als ich sie vorhin traf, eben eine Hütte zuschloß; sie wird ihren Weg zurückgenommen haben, vielleicht ins nächste Dorf. Ich untersuche die andern Gebäude: die meisten verschlossen, die andern verfallen und voll erstickenden, widrigen Düngers . . . Eitle Täuschung! Jeder Schimmer von Hoffnung ist dahin.

Das Schauerliche meiner Lage trat mir betäubend vors Auge. So mußt Du hier die Nacht über im Freien zubringen, unter Sumpf und Moor, mit ihren giftigen Dünsten, ihrem feuchten Hauche, in der eisigen Luft der Hochalpen — und dabei erschüttert in allen Nerven, mit fliegenden Pulsen, furchtbar ermüdet und in Schweiß gebadet. Ich fühlte es mit voller Gewißheit: eine Stunde Ruhe hier im Freien, ohne Obdach, würde mich in das wildeste Fieber werfen, von dem höchstens ein Erwachen zum Tode ist. Wer würde mich hier, den Bewußtlosen, finden? Welch ein gräßlicher Abschied vom Leben!

Solche Bilder, die mit Gewalt auf mich einstürmten, lähmten mich nur einen Augenblick. Verzweifeln wollte ich nicht. Ein Aufblick nach oben gab mir frische Kraft; denn solche Lagen sind eine starke Feuerprobe, wie tief der Glaube an die Vorsehung im Herzen wurzelte. So entschloß ich mich trotz der Dunkelheit, trotz aller Gefahren, die Eishütte aufzusuchen, und, sollten auch hier die Bewohner fortgegangen sein, mir mit Gewalt den Eingang zu bahnen und ein Obdach zu verschaffen.

Welch ein Rückweg! Kein Tritt war sicher; jeden Augenblick mußte ich erwarten, zu stürzen oder in den Sumpf einzusinken. Immer dunkler wurde das Grauen der Wildniß um mich her. Nach langem Irren und Suchen rauschte vor mir jener wüthende Gießbach mit dem weitausgerissenen Bette. Einmal stürzte ich jählings über eine steinerne Umhegung; zufällig reichte das Wasser nicht ganz bis an die Mauer; mit Mühe raffte ich mich empor; Hände und Kniee waren mir wund. Endlich fand ich, hart am Wasser hingehend, den Steg, jenes schmale, schwankende Brett. Der leiseste Fehltritt mußte mich hineinstürzen, ich konnte keine zwei Schritte vor mir etwas wahrnehmen — doch ich mußte hinüber. Da war ich drüben — wie es gelungen, weiß ich noch heute nicht.

Kaum fünfzig Schritte von hier nach rechts mußte die Eishütte liegen. Ich gehe das Ufer hinab und biege rechts ab. Der Weg ist sumpfig; die Füße sinken ein; doch das Ziel ist so nahe. Da ist es! Ich eile um die Ecke der Hütte — ich suche nach der Thüre und — blicke nur in einen Stall voll von Kühen und Ziegen. Ich schaue umher — nirgend ist ein ähnliches Gebäude wahrzunehmen. Diese Täuschung schmetterte mich fast nieder: eine neue Verirrung. Ergrimmt stürme ich weiter, ohne Pfade, fast bis an die Kniee versinkend in den ekeln Moorgrund, von Erhöhung zu Erhöhung springend. Ich stürze beinahe über einen kleinen Felsblock — ich stelle mich auf ihn und rufe laut um Hilfe. Ich konnte nicht so weit irre gegangen sein, daß nicht mein Ruf die Bewohner der Hütte hätte erreichen können.

Aber wie leicht war es möglich, daß die Sennerin, wie jene erste, die Hütte verschlossen und nach dem Dorfe zurückgegangen war? Zumal man hier nicht auf ein Nachtlager für Reisende eingerichtet war. In der Nacht aber desgleichen zu thun, wäre das wahnsinnigste Unternehmen gewesen bei dem gefährlichen, nassen und engen Steinwege, hart am Abgrunde.

Wie lange ich so gerufen habe, hätte ich sogar in demselben Augenblicke nicht gewußt. Endlich schlägt eine menschliche Stimme mir ans Ohr: „wer ist da?“ Nun erkenne ich in der mattglänzenden Fläche, fast dicht vor mir, die ich für ein größeres Felsstück gehalten, das Dach der ersehnten Sennhütte selbst. Auf meine Antwort wird noch eine andere, offenbar weibliche Stimme laut; beide beginnen darüber zu streiten, ob mir die letztere, die Sennerin, den Weg richtig gewiesen habe. Ich erkläre ihnen sofort, ich würde hier übernachten: man solle mir den Weg bis zur Thüre weisen. Der Mann tritt näher und deutet dann auf ein langes Brett, das bis an die Hütte reicht. Und als ich nun eintrat in diese enge widerliche Behausung, da hätte ich auf die Kniee fallen mögen und Gott so äußerlich danken, wie ich es innerlich gethan für diese Lebensrettung.

In dem trüben Scheine eines blutrothen, sehr dünnen Talglichtes gewahrte ich neben der Wirthin einen hochblonden jungen Menschen von mittlerer Größe und einigen zwanzig Jahren, der mir später als der Ziegenhirte vorgestellt wurde. Zunächst hat ich, mir einen Raum anzuweisen, in welchem ich mich umkleiden könne. Denn

meine Kleider waren fast bis auf den leichten Paletot von Schweiß durchnäßt. Die Sennerin führte mich mit einem ähnlichen Lichte eine Leiter hinauf unter das Dach, öffnete eine sehr rohe Thüre, und hieß mich in ein Dachstübchen eintreten, das zur Hälfte von einem Bette, zur andern beinahe von einem hölzernen Kasten eingenommen wurde. Die Decke war das Dach selbst, das rechts den Boden berührte, so daß ich nur an der Thüre aufrecht zu stehen vermochte, falls ich mir nicht an dem Sparrenwerk und Gebälke des Daches den Schädel ein wenig einstoßen wollte.

Nachdem ich mich umgekleidet hatte, ging ich hinunter. Auf dem niedrigen, aber sehr großen Herde brannte ein lustiges Feuer, dessen Rauch durch die weiten Ritzen des Gebälkes ohne Mühe einen Ausgang fand. Um den Herd lief eine Bank, auf welcher der Ziegenhirt und seine Genossin Platz genommen hatten. Dicht an jener Leiter stand ein kleiner Tisch und davor ein hölzerner Stuhl, den ich einnehmen mußte. Es dauerte nicht lange, so hatte die Wirthin den Kaffee fertig, schüttete ihn in ein Glas und goß Milch dazu; selbst bis zu Zucker versteigt sich der Luxus. Wider meine Erwartung hatte ich guten Appetit; das Getränk war recht gut und Brot und Käse konnten wenigstens genossen werden. Das färgliche Mahl mundete mir und ermuntere mich ungemein. Die Bemühungen der beiden Leute, mich zu unterhalten, waren ebenso anerkennenswerth wie vergeblich, da ich nur wenig von ihrem Dialecte verstand. Als sie dies merkten, hatten sie die unzarte Rücksicht, sich in meiner Gegenwart über mich zu unterhalten; sobald ich dies wahrnahm, schärfte ich meine Aufmerksamkeit und konnte bald alles bedeutend besser verstehen. Meine anfängliche Aufregung war nach und nach geschwunden; im grellen Widerspruche mit meiner sehr unbequemen Lage ständete ich mir eine treffliche Cigarre an und labte mich an ihr mit ruhigem Behagen.

Als sie beendet war, wollte ich zu Bette gehen und machte Anstalt, in mein schönes Schlafgemach mich zurückzuziehen. Da bedeutete mir die Sennerin, das ginge nicht, dort stehe das Bett des Ziegenhirten, ich dagegen müsse im Heu schlafen. Dabei aber hatte ich ein gewisses Grauen, und da das Gelt allvermögend ist, so versprach ich ein „Zehnerl“ (einen Zehnkreuzerschein) und stellte damit den rechtmäßigen Inhaber des Kabinets völlig zufrieden. Ich ergriff das rothe Talglicht, sagte gute Nacht und stieg unter das Dach.

Mein erstes Geschäft war, die Thüre zu untersuchen. Glücklicherweise hatte sie einen großen hölzernen Riegel, den ich sogleich vorschob. In diesem Augenblicke hörte ich unten die Sennerin zu ihrem Freunde sagen: „Er hat re Döhr verschlossle.“ Dies Wort würde ich vergessen haben, hätten mir nicht die nachfolgenden Scenen den Schlüssel dazu gegeben. Ich besichtigte nun mein Lager. Es war sehr breit und bestand aus Heu und Stroh, darüber ein Laken von fast fingerstarkem Leinen und ein ähnliches Kopfkissen. Die Decke bildeten zusammengenähte Ziegenfelle, welche in gleichem Zeuge staken. Unter den Kopf breitete ich meinen wollenen Plaid mit darauf ein leinenes Taschentuch: sonst legte ich mich natürlich völlig angekleidet nieder, so wenig dies auch die reichlich verteilte Erholung beförderte. Allmälig ertasch auch das Feuer auf dem Herde, dessen Rauch in dicken Wolken durch mein Stübchen hindurchzog. Ich hörte, wie der Hirte und die Sennin die Leiter herunfstiegen, um unter dem Dache ihre Lagerstätten im Heu aufzusuchen. Dann löschte ich das Licht.

Es mochte etwa halb zehn Uhr sein. Von meinem Lager aus blickend gewahrte ich im Dach eine große Oeffnung, wie eine Luke, durch welche der Himmel mit seinen zagenden Wolken hineinschaute. Denn eben war der Mond aufgegangen und erhellte die dünneren Wolkenlagen mit seinem matten unsichern Lichte. Der Nachtwind pfiff durch das lose Gebälke; ich wand mir den schützenden Plaid ums Haupt und versuchte einzuschlafen. Allein so gewaltige Müdigkeit und Aufregung schwindet leichter aus der Seele als aus dem Körper. Sie hielt mich lange wach und gestattete nur in Pausen einen leichten, leisen, einer halben Betäubung ähnlichen Schlummer.

Stunde um Stunde verging. Eben hatte auf einen Moment der Schlummer mir die Augenlider zugedrückt — da hörte ich dicht an meiner Thüre ein leises Rascheln und Flüstern. Ich blickte auf und bemerkte einen grellen Lichtschein, der durch die Spalten der hölzernen Bretterwand in mein Gemach fiel. Ich hielt mich still und lauschte. Da erkannte ich deutlich die Stimme des Ziegenhirten und der Sennin, welche mit dem Lichte in der Gegend des Riegels umherleuchteten. Dazwischen dumpfe Tritte, wie mit bloßen Füßen. Plötzlich ward die Thüre leise nach innen hineingedrückt, als wenn man probiren wollte, ob der Riegel auch schlösse. — Was wollte dies Volk? Indem ich mir die beiden Gesichter vergegenwärtigte, fiel mir der unheimliche, tumme und zugleich spitzbübische Ausdruck in den Zügen des Hirten auf; auch die Sennin schaute frech darein. Ich machte etwas Geräusch — da flüsterte man eifriger; ich zündete das Licht an — da verschwand nach und nach jener Lichtschein; man entfernte sich von meiner Thüre. Alles ward wieder ruhig.

Der Verfall gab mir zu denken. „Die Nacht ist keines Menschen Freund“ sagt das Sprichwort. Vergebens wehrt man, vollends bei Mitternacht, die Bilder der aufgeregten Phantasie von sich ab; der frühe Verstand ist ihr Verbündeter. Jene Geschichten von einzelnen Reisenden, die in einsamen Spelunken ums Leben kamen, tauchten unwillkürlich vor mir auf: war ich doch aus ferner Fremde, wie man wohl wußte und an meiner Sprache erkannte, ich mußte deshalb gut mit Gelde versehen sein. Und wenn man den Gerätheten, jetzt im Spätherbste, in einen der Abgründe hineinwürfe, wer sollte ihn je hals finden? Da, wo eine Schneedecke ihn vielleicht in nächster Nacht begräbt, wo überhaupt kaum je eines Menschen Fuß und Blick hinderingt! Oder war das alles eine Täuschung? Unmöglich — meine Sinne waren so scharf, klar und ruhig, wie am hellen Mittag.

Doch legte ich mich wieder hin, schloß die Augen und sank von neuem in Halbschlummer. Gegen ein Uhr Morgens erwachte ich von einem dumpfen Geräusche. Unten hörte ich die Thüre mehrfach gehen; schwere Tritte, durch das Streu gedämpft, tönten an mein Ohr. Der untre Raum der Hütte schien sich zu füllen; man zündete ein Licht an. Beim Scheine desselben konnte ich durch die breiten Spalten der Wände und des Fußbodens die ganze Scene überschauen. Zu meiner Beruhigung gewahrte ich, daß in den Stall, der an die Hütte stieß, Kühe und Ziegen hineingetrieben wurden, offenbar des stärker fallenden Regens wegen. Freilich wurde dadurch meine Lage nicht eben gebessert, da ich jetzt dieselben Annehmlichkeiten genießen durfte, wie einer, der mitten in einem solchen Stalle seine Lagerstatt aufgeschlagen hat. Zuweilen fellen diese Düfte sehr gelind sein; mit dieser weisen Reflexion beschwichtigte ich den Aerger meiner Nase.

Ich lauschte weiter. Ein starker schon ältlicher Mann, den ich früher nirgend gesehen, stand in eifrigem leisen Gespräche mit dem Ziegenhirten. Bald schloß jener den Stall ab und nun stiegen beide mit dem Lichte die Treppe hinauf und machten an meiner Thüre Halt. Ich stand leise auf und stellte mich an die Thüre hin. Der ältere Kerl legte sich jetzt mit Macht an dieselbe, offenbar um sie einzudrücken. „Se geats nit!“ flüsterte er dem Hirten zu. Dann zog er ein großes Messer und steckte es durch die Ritze in den hölzernen Riegel. Zum Glücke war die Fuge sehr enge, so daß der Riegel nur um ein wenigs zurück wich. Noch einmal versuchte er's — da riß mir die Geduld. Mit einem kräftigen Rucke stieß ich den Riegel wieder vor und rief: „Packt Euch, Hallunken!“ Der Ruck kam so plötzlich, daß die Spitze des Messers abbrach. Entsetzt fuhren die feigen Kerle zurück, im Nu erlosch das Licht und leise schlichen sie fort — der Alte hinab, der Junge in sein Heu. Ich zündete Licht an und band den Riegel mit Bindfaden ganz fest, so daß ihre List nicht mehr gelingen konnte, falls sie einen neuen Versuch wagen sollten. Ueberdies stellte ich meinen Regenschirm so an die Thüre, daß er bei dem geringsten Drucke zu Boden fallen mußte. Den neuem legte ich mich nieder, und Freund Morpheus umfing mich auch bald, so daß ich bis um sechs Uhr Morgens eines festen erquickenden Schlafes genoß und erst durch den hellen Tagesschein, sowie durch den Rauch des unten angezündeten Feuers geweckt wurde.

Ich zog mich an und ging hinunter. Natürlich ließ ich mir nichts von den nächtlichen Beobachtungen merken. Blickten mich die beiden Hirten bisweilen grinsend von der Seite an, so schaute ich ihnen fest ins Auge, daß sie sich gleich wilden Thieren scheu abwandten. Ich genoß als Frühstück ein gleiches Mahl wie den Abend zuvor, während sich die Leute an einem landesüblichen Mehlbrei erlabten. Die Rechnung der Sennin war nicht übermäßig und betrug nur einige dreißig Kreuzer (etwa elf Silbergroschen).

Ich mußte an die Adresse denken: der schwierigste Weg stand mir noch bevor. In jedem Falle bedurfte ich eines Führers und, mochte ich wollen oder nicht, ich mußte den Ziegenhirten zu überreden suchen. Anfangs schüttelte er etwas dumm mit dem Kopfe. Da flüsterte ihm der Alte einige Worte ins Ohr und sogleich er-

Digitized by Google

klärte er, mich bis zum Hause auf der Paßhöhe begleiten zu wollen. Es waren etwa vier Stunden zu gehen und der Rückweg sehr leicht, da derselbe nur bergab führte. „Und was wollt Ihr dafür haben?“ fragte ich.

„Fünf Gulden,“ fuhr die trotzige Antwort heraus, gleich als wenn seine Unverschämtheit ihm Mühe mache.

„Ihr seid toll! Für einen Weg von ein Paar Stunden fünf Gulden! Dann mögt Ihr hier sitzen bleiben.“

„Ach was, es ist viel zu steigen. Na, wenn Se denn wollen, meinetwegen machen's auch vier Gulden.“

„Schon die Hälfte wäre zu viel; Ihr seid ein Narr.“

„Sie können doch nicht alleine gehn; wenn ich nicht mitkomme, dann verirren Sie sich wieder.“

„Ohe, Ihr wollt mich so zwingen? Da kommt Ihr an den Rechten. Auch keinen Kreuzer über zwei Gulden sollt Ihr haben. Heute ist's ja hell; einen Führer bekomme ich auch in der Meerhütte.“

Sofort wandte ich mich um und schritt zur Hütte hinaus. Sowie der Bursche sah, daß ich Ernst machte, willigte er ein. Ich trat wieder in die Hütte ein und sah, wie er einen hohen Reck anzog und einen starken Knotenstock nahm; unwillig und lauernd schielte er dabei zu mir herüber. Da fiel mein Auge auf einen langen Alpenstock neben der Thüre. Sogleich ergriff ich denselben und erklärte, ich würde ihn oben auf dem Paßhause abgeben. Plötzlich legte sich der alte Hirte ins Mittel und behauptete, der Stock gehöre ihm, er gäbe ihn nicht her. Glücklicherweise durchschaute die Sennin den Grund dieser Kriegslist nicht und begann heftig ihr Eigenthumsrecht zu behaupten. Während der Alte flüsternd zu ihr heranstrat, um sie zu bedeuten und zu beschwichtigen, war ich schon fort und der Ziegenhirte kam hinter mir her.

An der Stelle, wo das dünne Brett über den Gießbach führte, kamen wir zusammen. Ich stand still. „Gehn Sie vor,“ sagte der Mensch. „Nein, Ihr müßt mir den Weg weisen, dafür bezahle ich Euch,“ entgegnete ich mit drohendem Blicke, der ihn von neuem einschüchterte und zum Gehorsam nöthigte. Knurrend fügte er sich. Ich folgte ihm dicht auf den Fersen und vereitelte alle seine fernern Versuche mir in den Rücken zu kommen. Daß er bei jedem Angriffe gegen meinen Alpenstock den Kürzeren ziehen müsse, sah er wohl selbst ein. Meine Reisetasche ihm anzuvertrauen hatte ich keine Lust und trug die kleine Bürde lieber selbst, da ich ohnehin an sie sehr gewöhnt war.

Jetzt erst gewahrte ich, wie übel es um den Weg bestellt war; kein Wunder, daß ich mich im Halbdunkel nicht hatte zurechtfinden können. Mein Führer mußte viel umherschauen, um sich in diesem Wirrsal von Wegen zurechtzufinden, und nicht selten mußten wir eine Strecke wieder zurückgehen, um in den rechten Weg zu kommen oder eine gute Uebergangsstelle zu treffen. Nach anderthalb Stunden hatten wir die Alp durchschritten und standen an dem Fuße des Passes. Da begegnete uns ein alter Schafhirte mit schönen, braunen, treuen Augen. Mein Führer wechselte mit ihm einige Worte und stellte mir dann in ihm seinen Ersatzmann vor,-er müsse zurückgehen. Ich war mit dem Tausche sehr wohl zufrieden, hing dem Alten gleich meine Tasche um und wir setzten unsern Weg fort.

Jetzt begann ein mühevolles Steigen auf steilem und steinigem Pfade. Aber je höher wir kamen, um so freier konnte das Auge umherschweifen. Die Nebelwolken hatten sich allmälig zerstreut und die Spitzen der Berge enthüllt. Bei jeder Wendung des Pfades hatte man den weiten Thalkessel der Alm vor Augen — eine einsame, schauerliche Oede trotz aller Sonnenstrahlen. Nach und nach gelangten wir bis zum Schnee. Der Führer ging voran und ich trat in seine Fußtapfen. Neben dem engen Pfade gähnte häufig ein schauerlicher Abgrund von vielen hundert Fuß. Ein Fehltritt — und ich wäre hier verloren gewesen. Fast am Ende des Zieles stand uns das Mühevollste bevor. Nur dreißig Schritte mögen es sein, aber der Weg ist nur wenige Fuß breit, dabei abschüssig und von dem geschmolzenen Schnee aufgeweicht — zur Rechten hohe Felswände, zur Linken eine Tiefe, in die das Auge nur schwindelnd hinabsehen kann. Mein Alpenstock that mir hier die besten Dienste — doch athmete ich freier auf, als ich erst wieder festen Boden unter den Füßen und das Tauernhaus auf der Paßhöhe erreicht hatte.

Eine kleine Rast und Erquickung that mir dringend noth; wir traten ein. Leider fanden wir kein Feuer und doch war die Luft auf dieser Höhe von 7600 Fuß schneidend kalt. Das fühlte man recht, wenn man eine Viertelstunde gesessen hatte. Auch kein wärmender Trank konnte hier erquicken. Alles, was das Haus und der dumm gefrorene Wirth darboten, bestand aus Schnaps, saurem weißem Wein, hartem Brod und schlechtem Käse. Nach kurzem Mahle wollte ich meinen Führer überreden, mich auch weiter zu geleiten. Allein keine Versprechungen hatten lockende Kraft genug. Ich sann später, daß eine eigenthümlich scharfe Antipathie zwischen den Anwohnern des nördlichen und südlichen Abhanges stattfand. Das Reisebuch erklärte den Weg für völlig gefahrlos und ganz leicht zu finden.

Getrost schritt ich also in das waldige Bergthal hernieder, das sich weit vor mir niedersenkte — etwa um halb zwölf Uhr. Einzelne Sonnenblicke begünstigten mich. Ich steuerte auf die aufgerichteten Stangen hin, die meinen Weg leiten sollten. Nach kaum einer halben Stunde erblickte ich auf einer tieferen Gebirgsterrasse die erste Wegstation, eine Gruppe von Almhütten. Doch jetzt wuchsen die Schwierigkeiten. Der Stangen wurden immer weniger und fehlten grade an zweifelhaften Stellen; die Hütten entschwanden oft meinen Blicken. Der Boden war durch die Gebirgswasser stark zerrissen und uneben, oft über die Maßen steil und schlüpfrig. Rechts stiegen hohe Bergwände empor und senkten sich in einen Thalgrund nieder, den ein reißender Gebirgsbach durchschäumte. Leicht erkennbare Pfade verloren sich in tiefen Einschnitten, deren lockere Schneemassen alle Passage unmöglich machten. Als ich keinen Weg fand, entschloß ich mich, eine Bergwand von gegen 200 Fuß Höhe hinabzugehen. Aber sie war steiler als ich dachte. An aufrechtes Stehen war nicht zu denken. Ich mußte mich niedersetzen und langsam hinabrutschen auf den Schieferplatten, deren kleine Vorsprünge den Füßen Haltpunkte darboten; sonst wäre ich gradeswegs hinuntergerollt. Daß ich nicht die Kleider gänzlich zerriß, ist mir noch unbegreiflich. Als ich unten war und hinaufschaute, faßte mich ein Schwindel. — Bald kam ich in die Region des Knieholzes. Nach und nach ward der Baumwuchs höher und stärker. An einigen Stellen hatten Lawinen traurige Verdünngen angerichtet. Gegen vier Uhr erreichte ich das Dörfchen O* in Oberkärnthen. Im Wirthshause fand ich reichliche Erquickung und konnte mich von den erlebten Anstrengungen nach Herzenslust ausruhen.

Weidmanns Daheim.

Von Guido Hammer.

In großen lockeren Massen deckte der frischgefallene Schnee den Boden und lastete auf Sträuchern und Bäumen, sowie auf der zwischen ihnen liegenden, heimlich traulichen Försterwohnung mit ihren Hirschgeweihen an beiden Giebelseiten. Dem Schornstein entstieg blauduftiger Rauch, durch den dann und wann ein Feuerfunke flog, gleichsam um nicht in Zweifel zu lassen, daß der Herd daheim tüchtig in Anspruch genommen sei. Durch die Spalten der geschlossenen Fensterläden sah man den Schein der Familienlampe, denn es war bereits Abend und zwar ein Decemberabend. Noch schneite es in großen Flocken fort, so daß die weiße Decke immer schwerer wurde und sich die Zweige der Fichten und Tannen mehr und mehr senkten. Jetzt schlugen die Hunde im Hofe des Forsthauses an; ihr scharfes „Wer da?“ ging jedoch bald in freundliches Bellen über, denn trotz des Schnees, der bereits seit Mittag gefallen war, erkannten sie den Tritt ihres Herrn, des Försters, der vom Revier heimkehrte. Seine Schritte hinterließen tiefe Tapfen, in deren Bahn die beiden Dachshunde dicht hinter ihm hertrappelten. Als der Förster, ein noch junger Mann, durch die Pforte des Gartens, der das Haus umgab, eingetreten, gebot er mit kräftiger Stimme den nun vor Freude überlauten Hunden Ruhe. Eh' er noch an die Hausthür herangekommen war, hörte man den Riegel innen wegschieben und gleich darauf erschien die Försterin, welche, ein Licht in

Digitized by Google

der Hand, öffnete. Mit einem herzigen Kuß und freundlichen „Guten Abend!“ empfing die Hausfrau den beides dankbar Erwiederuden. Nachdem sie die Thür wieder sorgfältig verschlossen, hängte der Heimkehrende sein Gewehr an den Haken im Flur und entfernte stampfend den Schnee von den Aufschlagstiefeln, sowie schüttelnd von Joppe und Mütze. Aus der Stube heraus aber drang lautes Jubeln, das sich beim Eintreten unseres Bärmanns lebhaft verstärkte, denn jedes von den fünf Kindern wollte den Vater zuerst begrüßen. Da hingen sie denn alle an ihm, daß er keinen Schritt vorwärts thun konnte, wenn er nicht die ganze Schar wie einen Knäuel mit sich fortbewegen wollte. Der Aelteste von den drei Knaben, ein Junge von ungefähr zehn Jahren, bemächtigte sich der Tasche des Vaters, um deren Inhalt, der in einem Fuchs und einem Hasen bestand, zu mustern. Triumphirend packte er ihn aus. Das machte auf einige Minuten den Belagerten frei, da der ganze Kindertroß auf das erlegte Wild losfuhr. Die Jungen behandelten es schon mehr jägerlich, namentlich der älteste, während sich die beiden Mädchen über die weichen „Mietzekätzchen“ freuten.

Kaum aber hatte der Vater die Joppe an das Rehgeweih an der Thür gehängt und sich in den Sorgenstuhl hinter den Ofen gesetzt, da verließ das Nesthäkchen der Familie, ein Mädchen von zwei Jahren, das interessante Spielzeug und brachte dem Papa Stiefeleknecht und Hausschuhe. Rasch sprangen nun auch die Knaben herzu, und den Stiefelknecht bei Seite schiebend, suchte sich jeder eines Beines des Vaters zu bemächtigen, so daß darüber sich ein ordentlicher Kampf entspann, da die drei Jungen gleiche Rechte an das begehrte Paar beanspruchten. Der Aelteste gab jedoch auf Zureden nach und übernahm dafür, das Wild an Ort und Stelle zu schaffen. Die Ursache des Kampfes aber war die: dem Vater die Aufschlagstiefeln „auszureiten“, das heißt sie so auszuziehen, daß sie des Vaters Bein zwischen die übrigen klemmend sich bemühten, den Stiefel nach vorn zu abzustreifen, während der Vater um des nöthigen Nachdrucks willen das zur Zeit freie Bein gegen denjenigen Theil des Reitenden stemmte, der bei vorkommenden Straffällen die Peitsche vorzugsweise zu kosten bekommt. Als das eine Bein glücklich von des Stiefels Last befreit war, kam der zweite Junge daran, seine Eroberung auf gleiche Weise zu bedienen, die er bis dahin eifersüchtig bewacht hatte, als könne ihn noch jemand um die Freude bringen, den Dienst dabei zu versehen. Das ältere Mädchen hielt unterdessen, um doch auch etwas zur Bequemlichkeit des guten Papas beizutragen, die vom Nesthäkchen hingesetzten Schuhe bereit, sie sofort nach Entfernung der Stiefeln an die Füße des Vaters zu stecken. Nachdem dies alles geschehen war, ging das Klettern am Vater hinauf los. Da putzten die Mädchen den noch vom Schnee nassen Bart und herzten und küßten ihn dabei ab, während die Jungen, trotz der Mutter Gebot, den müden Vater doch endlich in Ruhe zu lassen, auf seinen Schenkeln ritten, daß es eine Lust war. Flugs aber sprangen alle herunter, als die Mutter die dampfende Suppe auf den bereits gedeckten Tisch setzte. Theils vorn gezogen, theils hinten geschoben wurde der Papa an den Tisch gebracht. Jedes setzte sich nun auf seinen Platz und ließ sich vorerst die wärmende Hollunderſuppe schmecken, welche die fürsorgliche Hausfrau aus getrockneten Beeren bereitet hatte, den Vater nach ausgestandenen Strapazen und Kälte zu erquicken. Fröhlich wurde gegessen und dabei erzählt, so daß die Kinder bald wie Rosen glühten. Eine Schüssel köstlicher mehlreicher Kartoffeln bildete außerdem das eigentliche Gericht, das durch saftige saure Gurken und einen frischen Trunk Bier gewürzt wurde. Auch die Dachshunde, welche bis dahin blinzend am Ofen gelegen hatten, bekamen ihren Theil an Brot, Kartoffeln und einigen Ueberbleibseln des Mittagstisches, und die alte graue Hauskatze, die sich friedlich dazu gesellte, wurde ungehindert als Gast anerkannt. Als abgegessen war, räumte die Mutter ab, wobei die kleinen Mädchen schon halfen. Während aber die Mutter in der Küche das Geschirr reinigte, ließen sich die Kinder, welche sich abermals um den Vater geschart, von ihm erzählen, wie er den Fuchs und den Hasen geschossen, ob er nicht mehr draußen gesehen, und warum er nicht alles geschossen habe. Als aber der Vater nach Beantwortung der gestellten Fragen auf vieles Verlangen „ordentliche Geschichten“ zu erzählen anfing, da rückte selbst die unterdeß wieder hereingekommene Mutter näher und horchte, an einem Fangnetze strickend, aufmerksam zu, denn das Erzählen verstand der Förster gar zu gut! Das klang alles, als hätt' er's wirklich selbst erlebt. Vorzüglich liebten es die Kinder, wenn er von Kobolden und Wichtelmännchen sprach und da er heute gerade in der rechten Stimmung war, so begann er mit jenem eigenthümlichen, Spannung erregenden Tone:

„Bin ich vorigen Sommer einmal im Walde und laure an der Moosbuckeiche auf einen Hirsch. Weißt," — wendete er sich zu seinem ältesten Jungen Paul — „wo Du einmal mit 'naufjuhrst, als wir den erlegten Hirsch herein holten? Alse ich stehe dort mäuschenstill hinter dem Stamm und gucke, wo der Hirsch herkommen soll. Da höre ich vor mir, nicht zehn Schritte weit, etwas rascheln. Ich denke, es ist 'ne Maus oder sonst so etwas, und beachte es weiter nicht. 's raschelt aber fort, und wie ich schärfer hinguckte, kriecht so eine kleine Teufelskrabbe von einem Koboldchen unter einem mächtigen Wurzelstocke hervor. Oho! da muß Du doch Acht geben, was der macht, denke ich. Es war ohnehin noch zu zeitig, nach dem Hirsch auszuzucken, denn ich wußte schon, daß er in der Regel erst spät heraustrat und hatte mich nun für alle Fälle schon hinausgestellt. Derselge alse das Ding mit den Augen, das glücklicherweise mir immer näher kam und, wahrhaftig! wie ein kleiner alterthümlicher Jäger aussah! Grad' wie man sie auf alten Bildern abgemalt sieht. Statt des Spießes aber, den die Jäger aus jener Zeit hatten, trug das putzige Männchen einen Zweig von Kreuzdornstrauch, an dessen Spitze es den längsten Dorn hatte stehen lassen. Außerdem hatte der kleine Knirps noch einen ebenfalls langen Dorn im Gürtel stecken, welcher letztere aus zusammengeflechtenen Wurzelfasern bestand. Das Wämsel aber, das er trug, schien ebenfalls aus solchem Stoff geworden und war mit Mäusefellchen gefüttert und besetzt. Auch trug er noch ein Kapuzchen über den Kopf, aus dem das alte, erdfahle, runzelige Gesichtchen mit fuchsrothem langen Barte gar possirlich herausschaute. So schlumperte das närrische Kerlchen in den Gräsern und Farren umher, guckte in jedes Mause- und Wurzelloch, sowie in die Baum- und Feldeurizen, grad' wie ein Wieselchen, und ich glaube wirklich, daß die Wiesel, wenn sie verenden, solche vertrackte Dinger werden! — So hatte ich ungefähr ein Viertelstündchen zugeguckt, als der kleine Schwerenöther seine Waffe einlegte und wüthend auf etwas, am Fuße einer Eiche, losging. Was es war konnte ich nicht sehen, und aufspringen wollte ich nicht, um mein Männchen nicht zu verscheuchen: warte es also ruhig ab. Endlich hatte es seinen Feind besiegt, und nun bemerkte ich deutlich, daß der Kampf einem großen Hirschkäfer gegolten, der von ihm getödtet worden war. Flugs drehte nun der kleine Sieger ein Paar Halme Riedgras zusammen, um-

schlang damit den Käfer und zog ihn mit sich fort, und wahrhaftig! mir noch näher, ohne mich zu bemerken; denn ich rührte mich nicht, und da mochte mich der kleine Kerl wohl für einen Baumstumm halten. So war er mir bis auf höchstens drei Schritte herangekommen, wo ein mächtiger Fliegenpilz stand. Unter den setzte sich der winzige Hirschtöder, legte seine Beute neben sich hin und schlief sanft ein. Jetzt hätte Ihr das schnurrige Pussel sitzen sehen sollen! Die Häubchen hatte es über das Bäuchelchen gefaltet; das Köpfchen sank ihm auf die Brust, so daß der lange Bart fast seine ganze Gestalt zudeckte. Es dauerte nicht lange, da kam durch das Farrenkraut, das drum 'rum stand, ein goldgrünes Eidechsel geschlüpft, husch auf den Pilz hinauf, und besah sich von hier aus mit seinen klaren Perlenäugelchen das sonderbare Geschöpfchen — da trat mein Hirsch heraus! Jetzt hatte ich keine Zeit mehr zum Gucken, sondern nahm meinen Patron aufs Korn — krach! ging's, der Hirsch flog zusammen und — das Koboldchen war weg! Nur der Hirschkäfer lag noch da. Ich nahm ihn mit, und das ist der, den der Paul draußen in seiner Käfersammlung stecken hat."

Nun gab's ein Fragen, weshalb er das Mäuschen sich nicht gehascht und es mit nach Hause gebracht habe und dergleichen mehr. Für heute aber wurden sie mit der Antwort auf ein andermal vertröstet, da bei dem jüngsten Kinde bereits der „Sandmann" sich meldete. Auch die anderen waren trotz der Erzählung allmälig schläfrig geworden. Sie wurden deshalb ausgezogen, und nachdem jedes dem Vater eine gute Nacht gewünscht und ihn geküßt hatte, brachte die Mutter sie in die Betten. Als sie zurückgekehrt, rückte sie den Tisch an den Ofen vor den Stuhl, auf dem der Förster saß, und nahm selbst neben dem Gatten Platz. Dieser aber holte sich Schnitzer und Holz, setzte den Lichtspan warm, und fing an zu schnitzeln; denn das Weihnachtsfest nahte heran, und da mußte ein jedes Kind unter anderem doch auch etwas vom Vater selbst Gefertigtes haben. Dasselbe galt nicht minder von der Mutter. So saßen die beiden Eheleute traulich beisammen. Er baute Wirtsfütterungen, Hundehüttchen und Försterhäuschen, während sie Ruprechte von Hasen- und Kaninchenbälgen nähte und andere Puppen machte. — Wie heimlich war's jetzt im Stübchen! Das Feuer knisterte im Ofen, die Lampe verbreitete ein sanftes Licht umher, in welchem die an den Wänden umher befindlichen Geweihe mächtige Schlagschatten bis zur Decke hinauf warfen, so daß es aussah, als wären es Riesenhirschgeweihe. Freundlich besprach das traulich beianderstehende Paar seine häuslichen Freuden und Leiden, ohne welche letztere es ja auch in den glücklichsten Verhältnissen nicht abgeht; aber frohen Muthes setzten sie sich über das Unvermeidliche hinweg — waren sie und ihre Kinder doch gesund! Dazu ein heiteres Gemüth und geschützt vor Nahrungsmangel — was wollten sie auch mehr? Jetzt rief die alte große Kuckucksuhr, ein Erbstück vom Vater des Försters, zehn Uhr. Da stellte der Vater das Werkzeug an Ort und Stelle, und verschloß seine Arbeit. Auch die Mutter räumte auf. Dann gingen beide, nachdem sie die Lampe ausgelöscht, ihren schlafenden Kindern nach in die Kammer, die im oberen Stock lag. Dort küßten Vater und Mutter jedem noch eine „gute Nacht" auf die harmlosen freundlichen Mündchen, und nachdem sie sich selbst einander mit einem herzlichen Kuß wohl zu ruhen gewünscht, überließen sie sich glücklich dem süßen Schlummer.

Am Familientische.

Die geheimnißvolle Kiste.

Es ist bekannt, daß Richard Cromwell, der Sohn des berühmten Protectors Oliver Cromwell, seiner Stellung als Oberhaupt des Staates entboben, in ländlicher Zurückgezogenheit auf seinem Landgute Ebesbunt unter dem Namen Clark lebte. Er erreichte ein hohes Alter und riß noch, als 80jähriger Greis, jeden Tage einige Meilen im Galopp spazieren. Sehr schwer war es, zu den kleinen Abendgesellschaften, die er auf seinem Herrensitze veranstaltete, Zutritt zu erhalten. Nur auf besondere Empfehlungen öffneten sich die Thüren der Wohnung Richards einem neuen Gaste. War man aber bei ihm eingeführt, so erwartete jeden, zum ersten Male anwesenden, neuen Tischgenossen eine sonderbare Ceremonie. Nach der Tafel, die zwei Stunden lang dauerte, nahm der Ex-Protector ein Licht und erbob sich von seinem Sessel. Die ganze Gesellschaft folgte ihm, von der Absicht wohl unterrichtet. Nur dem Neuangekommenen war die Sache ein Geheimniß. Man hatte sich mit Gläsern und Flaschen versehen und alles schritt hinter Richard lautlos, fast stumm. Endlich machte man in einem Saale unter dem Dache Halt, in welchem keine Möbel zu erblicken waren. Nur eine kleine, viereckige Kiste stand in der Mitte des großen Raumes. Auf diese Kiste setzte sich Richard rittlings und trank ein Glas Wein auf das Wohl All-Englands. Die ganze Gesellschaft setzte mit demselben Feuer die Gläser. Dann riefen sie dem Neuangekommenen derbei, der es eigentlich wie der Dauerbare machen mußte. „Sehen Sie sich behaglich auf die Kiste," pflegte der Ex-Protector zu rufen. „Sie haben Leben und Glück des englischen Volkes unter sich." Später ward die Kiste geöffnet und Richard zog unter Scherzen und Witzworten die Originale von Porträtieren hervor, die ihm in seiner Eigenschaft als Protector übervreicht worden waren. Auf solche Art pflegte er jeden neuen Gast in seine Gesellschaft einzuweihen. B.

Ein gebändigter Student.

Dem bekannten Menageriebesitzer Kreutzberg soll neulich auf der Eisenbahn zwischen Braunschweig und Hannover ein hübsches Stückchen passirt sein. Er steigt mit der Cigarre in ein Nauchcoupé, wo er eine Dame findet, deren Aussehen ziemlich leidend ist. Höflich fragt er, ob ihr das Rauchen unangenehm sei und sagt dann auf ihren Wunsch die Cigarre fort. Kurz darauf steigt ein Student ein, qualmend wie ein Schornstein. Kreutzberg macht ihn darauf aufmerksam, daß die Dame unwohl sei, daß er selbst schon auf das Recht des Rauchens verzichtet habe und fordert ihn auf, es ebenfalls zu lassen. Der Student aber stellt sich auf den Rechtsstand, und meint, man könne nicht auf alle kranken Damen Rücksicht nehmen, dafür gebe es Coupés für Nichtraucher. Kreutzberg, hierüber höchlich entrüstet, antwortet mit einer Aufforderung, die angesichts der gelaubt haben soll: „von einem Ochsen kann man nicht mehr verlangen, als ein Stück Rindfleisch." Der Student steckt das vorläufig ein. Beim Aussteigen aber zieht er eine Karte hervor, die er Kreutzberg mit den Worten überreicht: „das Weitere wird sich finden, ich bitte um Ihre Karte." Kreutzberg sucht in allen Taschen, findet aber keine. Kurz entschlossen giebt er dem Studenten eine ungeheure Ohrfeige und sagt: „da haben Sie meine Karte, mein Name ist Kreutzberg, ich bin Thierbändiger." O. K.

Garibaldi bei den Arabern.

Im Jahre 1860 besuchte Freiherr von Maltzan als fremder muhamedanischer Pilger verkleidet die heilige Stadt Mekka und hörte bei dieser Gelegenheit am Lagerfeuer den Abenderzählungen der Araber zu. Es ward vorzugsweise Politik getrieben und zwar in der beschränkendsten Art. Eine Hauptrolle in den Erzählungen der Beduinen spielte ein gewisser „Kawalli", von dem die wunderbarsten und schauerlichsten Dinge berichtet wurden. Der Aeltende war zunächst der Meinung, es sei etwa von irgend einem Beduinenchef im Innern des Landes die Rede, als er endlich fragte: wo denn das besprochene Ungethüm hause, erhielt er zur Antwort: „An Europa!" Zuletzt war es ihm bei weiterem Nachfragen klar, daß von Niemand anderem die Rede sei als von Garibaldi. Beinahe hätte er sich durch seinen Verdruß, den richtigen Namen herzustellen, verrathen, er bekam sich jedoch rasch und ließ sich willig die Belehrung gefallen, daß jenes Wesen durchaus Kawalli heiße und nicht anders. Was man von dem Schrecklichen erzählte, kreiste ganz an die Märchen der 1001 Nacht. Beiendes ward mitgetheilt, daß er türkisch eine große Zitel erobert habe, die ringsum mit Kanonen gespickt gewesen sei. Er ganz allein habe das Heer der Feinde in die Flucht geschlagen und die sämmtlichen Kanonen genommen. Um diese übermenschliche Macht zu erklären, behaupteten einer der Erzähler: Kawalli sei eigentlich gar kein Sterblicher, sondern ein furchterlicher Dschinn d. i. ein böser Dämon, der nur zu Zeiten zur Strafung irgend eines unbekannten großen Zweckes menschliche Gestalt anziehe. Ein anderer Araber widersprach diesem jedoch und theilt dem Ramenden Kreis der Gläubigen mit, daß er in Aegaubrien einen Kats gesprochen, welcher das Schauspiel mit eigenen Augen gesehen habe, Kawalli sei zwar ein Mensch, aber ein solches Mißgebilde, wie noch nie verhanden. Er sei so groß, daß ein gewöhnlicher Mensch es nicht vermöchte, mit dem Säbel bis an seinen Kopf zu reichen. Sein blöser Anblick sei so fürchterlich, daß die Feinde davon liefen, so wie er sich nur blicken ließe. Ein reiter Bart reiche bis auf den Boden rank. Sein Mund reiche gleich einem Rachen von einem Ohr bis zum andern und sei mit Zähnen bewaffnet, die jene des Ebers noch an Länge übertrafen. Seine Augenbrauen glühen den Borsten eines Wildschweins und die Augen darunter glühten voll gleich verzehrenden Flammen. Zum Frühstück verspeise er kleine Kinder und lasse überhaupt nichts Greßliches ungeschehen. An meisten stoße er seinen Feinden Schrecken ein durch sein rothes Haud, dieses werde täglich in das Blut abgeschlachteter Feinde getaucht, so daß jeder auf den ersten Blick sähe, welches Schicksal ihm bevorstünde, und daß er nur in der schnellsten Flucht Heil finden könne. H. W.

Herrn J. Z. in Wiesbaden. Der von Ihnen ausgesprochene Wunsch wird schon in einer der nächsten Nummern erfüllt werden.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des „Daheim" in Leipzig, Poststr. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von J. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im Januar 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 17.**

Mittheilungen aus den Acten, betreffend den Zigeuner Tuvia Panki aus Ungarn.

Herausgegeben von Victor von Strauß.

(Schluß.)

Hochgeehrtester Herr Oberamtsrichter!

Es ist sehr gütig von Ihnen, daß Sie nach so langen Jahren sich mein und meiner Angelegenheiten noch erinnern und ich danke Ihnen auf das verbindlichste für die Abschrift der Aussage des Herrn Doctor Philippi, welche Sie mir übersandt haben. Was soll ich darauf sagen? Ich bin alt und grau geworden, allerdings vor der Zeit, körperliche Gebrechen und Seelenleiden haben den Mangel der Jahre ersetzt; ich bin auch ruhiger und gleichgültiger geworden; dennoch hat mich das mitgetheilte Schriftstück wieder in die lebhafteste Unruhe versetzt, in einen Zustand, der mir lange fremd geworden. Zugleich hat es mich zu einem Entschlusse gebracht, der mich veranlaßt, den vor einundzwanzig Jahren unter uns abgerissenen Faden weiterzuspinnen. Ich habe Ihnen damals, wie ich mir lebhaft erinnere, in meiner Aufregung soviel mitgetheilt, daß ich um jenes Entschlusses willen Ihnen jetzt, wenn auch nur kurz, das Uebrige mittheilen muß.

Ach, auf wie kleinen Raum lassen sich die Ergebnisse vieler Jahre zusammendrängen, in deren Verlaufe oft die Tage, ja die Augenblicke so inhaltschwer, so unendlich schienen!

Als ich damals nach meinem letzten Briefe eine Zeitlang vergeblich auf weitere Nachrichten gewartet hatte, ertrug ich's nicht länger, ruhig zu Hause zu bleiben. Ich begab mich in schicklicher Begleitung nach Ungarn und suchte dort den Verlorenen. Von einem Comitate reiste ich ins andere, ich suchte die wildesten Steppen, die rauhesten Wälder durch, wo ich nach den Angaben der Behörden und der Gutsbesitzer nur eine Zigeunerniederlassung finden konnte. Ich überwinterte in Pesth und setzte mit dem ersten Frühjahr meine Nachforschungen weiter fort. Der vielfachen Gefahren und Beschwerden, die ich dabei zu überstehen hatte, getenke ich nicht, so interessant und romantisch sie auch dem Unbetheiligten erscheinen möchten. Unmittelbar erlebt sind sie nur schreckhaft und beängstigend. Einige Male glaubte ich auf seine Spur zu gerathen. Man erzählte mir von einem Zigeuner, der die Geige mit einer wunderbaren und hinreißenden Kunstfertigkeit spiele, nach der Beschreibung konnte ich nicht zweifeln, daß er es sei, aber niemand kannte seinen Namen oder wußte, wo sein Aufenthalt sei und welches Weges er gezogen. Unermüdet setzte ich meine Nachforschungen von Comitat zu Comitat, von Herrschaft zu Herrschaft die ganze gute Jahreszeit hindurch fort. Den zweiten Winter brachte ich in Peterwardein zu. Auch noch den größten Theil des folgenden Jahres verwandte ich auf gleiche Weise. Endlich mußte ich mir die Fruchtlosigkeit all dieser Bemühungen und Anstrengungen eingestehen. Sie hatten mich zugleich so erschöpft, so hoffnungslos, muthlos, ja körperlich krank gemacht, daß nicht daran zu denken war, sie noch weiter fortzusetzen. Ich verließ das wilde, vielburchstreifte Land, mußte mich in Wien einer langen Cur unterziehen, und kam endlich matt und trostlos zu Hause wieder an.

Nachdem ich einige Jahre in äußerlicher Ruhe fortgelebt, oft von dem Gedanken heimgesucht, mich von neuem nach Ungarn auf den Weg zu machen, kam die Zeit der Kriegsstürme über unser Vaterland. Mein Kummer war nicht so selbstsüchtig, um mich gegen die großen Weltgeschicke, gegen das Unglück Deutschlands fühllos zu machen. Ich that damals, was viele tausend deutsche Frauen und Mädchen thaten. Ich arbeitete mit, sorgte mit, betete mit, und in mein inneres Leben trat aus dem unmittelbaren Erlebniß göttlicher Strafe und göttlicher Gnade heraus ein Umschwung, für den ich niemals dankbar genug werde sein können. Als die Siege erfochten waren, als der Frieden hergestellt war, fand ich mich auf dem neu erlangten Standpunkte von einer solchen Menge früher nicht gekannter, wenigstens kaum geübter Pflichten in Anspruch genommen, daß der sonst so quälende Gedanke an Panting mehr und mehr in den Hintergrund trat. Nicht, als wenn ich ihn jemals vergessen hätte, oder als wenn er mir gleichgültig geworden wäre! Ach, nie so innig als seitdem hat mich die Glaubenslosigkeit, die Lichtlosigkeit dieses armen Herzens geschmerzt, nie habe ich mich mehr darnach gesehnt, ihm aus einem Zustande herauszuhelfen zu können, der ja geradezu Heidenthum und Barbarei ist. Dürfen wir zweifeln, daß er niemals in diese finsteren Tiefen zurückgestürzt sein würde, wenn der christliche Glaube

Digitized by Google

ihn jemals erfaßt und sein Inneres durchleuchtet hätte? Keinen Tag hat mich der Kummer hierüber verlassen. Aber ich unterlag ihm nicht mehr, er fällte nicht mehr allein mein Inneres aus. Theilnahme an anderen Menschen, mannigfache auf sie gerichtete Thätigkeit, vor allem Hingebung an den Willen Gottes hatten mir allmälig Ruhe und Frieden gegeben.

Nun zeigt sich plötzlich die Möglichkeit, den Unglücklichen wieder aufzufinden. Hatte ich alles zusammen, was wir von ihm wissen, so muß ich vermuthen, daß er von seiner ersten Abweisenheit in L. her ein heftiges Verlangen nach der Geige des Doctors behalten und viele Jahre hindurch erworben und gespart hat, um sie kaufen zu können. Es ist nicht zu glauben, daß er dies Ziel aus den Augen verlieren wird, nachdem er es einundzwanzig Jahre lang verfolgt. Er wird, wenn er mehr erworben, wiederkehren und mehr bieten. Da ich also nicht zweifeln kann, daß er in L. nach einiger Zeit abermals erscheinen wird, so habe ich mich entschlossen, meinen hiesigen Aufenthalt so vieles mich auch hält, aufzugeben, und nach L. zu ziehen. Ich werde jemand senden, der mir eine passende Wohnung ausjucht und werde kommen, sobald ich mich hier losmachen kann.

Ach, hochverehrter Herr, ich kann nicht mehr sagen, ich hoffe ihn wiederzusehen, nein, ich fürchte es, und dennoch kann ich nicht anders.

Sie werden mir Ihre persönliche Bekanntschaft nicht versagen und ich freue mich auf sie, aber ich bitte herzlich, lassen Sie uns gegenseitig über den Zweck meines Dortseins schweigen und über alles, was damit zusammenhängt.

Bald hoffe ich Ihnen mündlich dezeugen zu können, mit welch aufrichtiger Hochachtung ich bin

B. den 22. Mai 1822.

Ihre
ganz ergebenste
Lodoiska Kronan.

L. den 19. Mai 1840.

Begebenheiten der jüngsten Zeit haben mich veranlaßt, diese Acten wieder hervorzusuchen und sie abermals durchzulesen. Sie behandeln einen so merkwürdigen Fall, daß es mir wie eine Art Pflicht vorkommt, sie nunmehr durch diese Aufzeichnungen zu ergänzen und abzuschließen.

Im Jahre 1822, bald nach Eingang des vorstehend eingehefteten Briefes, nahm Fräulein Kronau ihren Wohnsitz in hiesiger Stadt. Sie war eine stille ernste Dame mit Spuren ehemaliger großer Schönheit, aber allerdings vorzeitig gealtert und schwächlich. Zwischen meinem Hause und ihr stellte sich sehr bald ein freundschaftliches Verhältniß her, da wir im Ganzen ziemlich gleicher Gesinnung waren, manche Interessen theilten, und sie sich mit vieler Liebe unsrer Kinder annahm, wofür unsre Dankbarkeit gegen sie nie erlöschen kann. Mit einer Gesellschafterin und einigen Dienstboten lebte sie einfach, obgleich nicht ungesellig, doch vermied sie alle größeren Gesellschaften und sah auch bei sich immer nur einige Personen. Ihre etwas strenge religiöse Richtung sah man ihr nach, da sie niemand damit lästig fiel, ja man lobte sie an ihr, da sie die Ursache vieler Wohlthaten und Liebeswerke wurde, denen sie den größten Theil ihrer beträchtlichen Einkünfte, und wenn es ihre Gesundheit zuließ, auch ihre Kräfte und ihre Zeit widmete.

Von Tuvia Panti war nie die Rede zwischen uns. Aber er zeigte sich auch nicht wieder. Den alten Doctor sragte ich einigemal, ob er nichts von ihm vernommen, aber ein Jahr nach dem andern stieg dahin, ohne daß er wieder zum Vorschein gekommen wäre. Im Jahre 1835 starb der Doctor, und bei diesem Anlaß zeigte es sich, daß Fräulein Kronan den Zweck ihres Hierseins nicht vergessen habe. Aus dem Nachlasse des Doctors kaufte sie nicht allein die Stradivari-Geige, sondern auch den größten Theil seiner Möbeln, miethete von den Welpschen Erbe die Wohnung und setzte einen alten Diener hinein, den sie schon aus B. mitgebracht hatte. Dieser hatte die Geige in Verwahrsam und einer unserer Stadtmusikanten mußte sie jeden Tag einmal in Ordnung bringen und stimmen. In Bezug auf einen Fremden, der etwa die Geige kaufen wolle, war der Diener mit bestimmten Weisungen versehn. Aber der Fremde kam nicht. Fräulein Kronan wurde indessen immer schwächlicher und gebrechlicher, so daß sie sich schon im vorigen Jahre veranlaßt fand, eine Commission des Obergerichts zur Aufnahme ihres Testaments kommen zu lassen.

Vor vierzehn Tagen meldete mir der Ortsvorsteher zu S., es sei dort ein alter, ungewöhnlich gekleideter Mann, der eine Geige in einem Sacke bei sich gehabt, im Freien unter einer Hecke Morgens früh erstarrt und besinnungslos gefunden worden. Man habe ihn in das nächste Haus geschafft, ihm etwas Warmes eingeflößt, und dann auf einen Aderwagen, auf Stroh liegend, nach dem hiesigen Krankenhause gebracht. Dabei sei nichts weiter vorgefallen, als daß der Kranke beim Einfahren in die Stadt vor dem Welpschen Hause sich plötzlich aufgerichtet, Halt gerufen und nach dem Doctor Philippi gefragt. Als man ihm gesagt, der Doctor sei längst todt, sei er mit einem tiefen Seufzer wieder zurückgesunken. Ich zweifelte keinen Augenblick, daß es Tuvia Panti sei, den das Verlangen nach der unvergeßlichen Geige trotz seines Alters noch einmal hierher gezogen. Ohne Säumen eilte ich nach dem Krankenhause. Da ich hierbei an dem Welpschen Hause vorüberging und den alten Diener in der Thür stehen sah, so fiel mir ein, diesem zu sagen, es sei ein Mann im Krankenhause, der nach des Doctors Geige gefragt habe. „Mein Gott", rief der Alte, „was soll ich nun thun? soll ich ihm erst die Geige geben, oder es erst Fräulein Kronan sagen?" — „Wegn haben Sie Anweisung?" fragte ich. „Zu beidem!" sagte er. Nach einem Augenblick Ueberlegung sagte ich zu ihm, es werde das Beste sein, daß er zuerst die Geige hindringe; dem Fräulein müsse die Sache mit großer Vorsicht mitgetheilt werden, und das wolle ich demnächst selber besorgen. Er schien sich zu wundern, daß ich von der Sache wisse, nickte mir jedoch Beifall und ging ins Haus.

Im Krankenhause fand ich einen alten, unbeschreiblich abgemagerten Mann mit dunkelfarbigem faltigem Gesicht und grauem, fast weißem langen Haar und Bart, elend und kraftlos in einem Lehnsessel sitzend. Man hatte ihn, er habe sich gegen das Bett gesträubt. Er hatte die Augen geschlossen und schien völlig theilnahmlos, antwortete auch nicht, als ich zu ihm trat und ihn nach seinem Namen fragte. Als ich aber laut: Tuvia Panti! rief, fuhr er zusammen, öffnete die Augen und sah mich groß an. „Se heiße ich", sagte er dann mit einiger Mühe; „wer kennt mich hier?" — „Sie sind also Tuvia Panti oder Tobias Panting?" fragte ich. „Wie? Was?" rief er; „auch das weiß man hier?" — „Ja", versetzte ich. „Aber genug für jetzt. Sie sollen sogleich mehr erfahren." Damit eilte ich fort und begab mich zu Fräulein Kronau.

Ich traf sie sehr schwach und hinfällig und wagte kaum den Grund meines Kommens zu berühren. Als ich aber, zum ersten Male nach so vielen Jahren, den Gegenstand nur von fern anregte, sagte sie sogleich: „Nicht wahr? Er ist da. Sagen Sie es offen! Sie sehen, ich bin ruhig, ich bin vollkommen darauf gefaßt. Wo ist er?" — „Im Krankenhause", gab ich zur Antwort. Sie stand auf und wollte sofort hineilen. Ich bat sie, ihren Zustand zu bedenken, und sagte ihr, daß ich beim Fortgehen vom Hause meinen Wagen hierher bestellt hätte, der sogleich kommen und sie hinfahren würde. Sie drückte mir die Hand, bat mich, sie in dem anstoßenden Zimmer zu erwarten und blieb mit ihrer Gesellschafterin allein. Als der Wagen kam, war auch sie fertig, wir brachten sie herunter und stiegen mit ihr ein. Unterwegs erzählte ich ihr, was mir mit ihrem Diener begegnet sei und wie ich Tuvia Panti angetroffen habe.

Im Krankenhause empfingen und die Töne der Geige, bei deren Anhören sich meine Freundin schwer und zitternd auf uns stützen mußte, und als wir in das Zimmer traten, sah Tuvia Panti aufrecht in dem Sessel, die wundersamsten, schwermüthig wilden Melodien auf den Doctors Geige spielend. Er kam mir viel verfallener vor, als kurz vorher, sein Gesicht sah erdfahl aus, aber das Entzücken strahlte aus seinen schwarzen Augen. Er schien uns nicht zu bemerken und spielte in seiner seltsamen, höchst ergreifenden Weise weiter, auch als wir schon dicht vor ihm standen. Ich setzte einen Stuhl für meine Freundin hin und sie ließ sich dicht neben ihm nieder. Während sie ihre Blicke auf ihn heftete, schauderte sie mehrmals zusammen und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Plötzlich unterbrach er sein Spiel und rief mit gebrochener Stimme: „Ich sehe nicht mehr! Alles wird schwarz. Wo ist der Mann, der die Geige brachte? Ich habe wieder fünfzig Ducaten. Das erste Geld wurde mir gestohlen. Wo ist der Mann? Ich sehe nicht mehr."

„Tobias! Tobias Panting!" sagte Fräulein Kronau, indem sie die Hand auf seinen Arm legte.

„Was ist das?" rief er, indem ihm ein Beben sichtbar vom Kopf bis zu den Füßen lief. „Die Stimme kenne ich! Lodoiska!"

„Ja, Lodoiska!" antwortete sie.

„Se höre, se höre!" sagte er und begann wieder zu spielen, aber

Digitized by Google

so weich, so süß, so überirdisch, wenn auch noch immer seltsam, daß ich kaum zu athmen wagte. Nie habe ich etwas Aehnliches gehört. Die Töne schienen aus einer andern Welt zu kommen.

Auf einmal endigten sie mit einem schütternden Mißklange. Die Geige fiel zur Erde. Er war in den Sessel zurückgesunken. „Er ist todt!“ sagte der Krankenhausarzt.

Fräulein Krovan betete über ihm. Mit Mühe schafften wir sie wieder in ihre Wohnung. Sie schien gefaßt und ruhig; aber acht Tage nach Tuvia Pautis Bestattung bestatteten wir auch sie. Im Grabe ruhn beide neben einander.

L. den 30. Mai 1840.

Gott lohne es der treuen Freundin! Sie hat in ihrem Testamente meine sechs Kinder zu ihren Erben eingesetzt.

Wildung.

Tupa, das Indianermädchen.

Von Ernst von Bibra.

Da die jungen Offiziere der Republik Chile so ziemlich dasselbe sind, wie jene andrer Länder, was uebeuher gesagt, auch mit andern jungen Leuten der Fall ist, so war der Unterlieutenant Seuner Benite Lavaega höchlich zufrieden gestellt, als er eines schönen Morgens von seinem Oberst zurückkehrte, zu welchem er ganz unverhoffter Weise beschieden worden war.

Dieser Oberst, der früher im Auslande dient hatte, war ein wenig als Brummbär verrufen, und da Benite auf der andern Seite wieder ein wenig als Leichtsinn bekannt war, so drängten sich ihm verschiedene unklare Ideen von Nasen und anlegen Gegenständen auf, als das Resultat seines Besuchs bei seinem Chef.

Es erfolgte aber gerade das Gegentheil. Der Oberst empfing ihn außerordentlich freundlich und ertheilte ihm einen Auftrag, der Benite überraschte und gleichzeitig erfreute, und der in nichts anderem bestand, als daß er den jährlichen Salzzoll an die Araucanischen Indianer überliefern sollte.

Wir werden weiter unten sagen, was es mit diesem sogenannten Salzzolle für eine Bewandniß hatte, müssen aber vorher die schwierige Aufgabe lösen, den geehrten Leser mit wenigen Worten die Bekanntschaft der Araucanischen Indianer machen zu lassen, oder ihm dieselbe ins Gedächtniß zurückzurufen.

Quer durch die ganze chilenische Republik, das heißt von der Cordillera an bis zur See, und zwischen den chilenischen Provinzen Concepticn und Valdivia, befindet sich das Gebiet der Araucaner, und dasselbe beträgt etwa zwei Breite- und eben so viel Länge-Grade, oder ungefähr tausend Quadrat-Leguas.

Diese Indianer sind niemals bezwungen worden, und früher die Spanier, so wie später die Chilenen, haben vergeblich alle Mittel aufgeboten, diese sogenannten Wilden zu cultiviren, oder was so ziemlich dasselbe, sie zu unterjochen und zu vertilgen.

Die Spanier zogen, bereits in früheren Zeiten, stets näher und näher rückend, eine Linie von befestigten Städten um das Gebiet der Araucaner.

Das Schwert und das Wort, zwei außerordentlich zweckmäßige Gegenstände für solche Zwecke, sollten von dort aus in Anwendung gebracht werden, um den Samen der Cultur auszustreuen. Aber in einer einzigen Nacht, Anfang des 17. Jahrhunderts, überfielen die Araucaner gleichzeitig sieben dieser festen Plätze, zerstörten sie bis auf den Grund, und, indem sie die Frauen und Kinder mit sich führten, tödteten sie sämmtliche waffenfähige Männer, die Greise und die Matronen.

Mit den Mädchen vermählten sich die Sieger, was wenig Schwierigkeiten machte, da die Araucaner sie viele Weiber nehmen, als sie eben zu ernähren im Stande sind.

Die Kinder erzogen sie nach ihrer Art und Weise, und auch dies verursachte, eben deshalb, wenig Umständlichkeit.

Zu den übrigen Spaniern aber, mit welchen sie später wieder in Berührung kamen, sagten sie:

„Euer Stamm, wir sehen es wohl, ist klüger und geschickter als der unsrige. Wir suchen daher unseren Stamm durch Vermischung mit dem Euren aufzubessern.“

Und in der That versicherte mir Professor Domeyke in Santjago, ein gegenwärtig noch lebender, ausgezeichneter Gelehrter, daß mehrfach unter den Araucanern und namentlich unter den Häuptlingen Individuen getroffen werden, welche ganz unverkennbar den Typus der kaukasischen Race tragen.

Jene Aufbesserung vom Anfange des 17. Jahrhunderts her hat also, wie man sieht, gut angeschlagen, und noch heute befolgen jene Indianer ein ähnliches Prinzip, indem sie von fremder Cultur dasjenige nehmen, was ihnen nützlich erscheint, aber strenge alles entfernt halten, was den fremden Culturträgern irgendwie einen Einfluß auf ihre Lebensweise gestatten könnte.

Ein Beispiel hiervon, und zugleich ein solches von der, zu gewissen Zeiten wenigstens, stattfindenden Höflichkeit der Araucaner gibt die Art und Weise, wie sie die christlichen Missionare empfingen. Man hat, trotz den Bemühungen dieser letzteren, eigentlich doch nur wenig zuverlässige Nachrichten über die Religion der Araucaner. Mit einiger Sicherheit kann indessen vielleicht angenommen werden, daß sie an ein höchstes Wesen glauben, das alle Dinge erschaffen hat, welches das Prinzip des Guten ist, und das sie Pillan nennen, und daß sie ein böses Prinzip, unter dem Namen Cuecuban, fürchten, ebenso ferner, daß sie an eine Unsterblichkeit glauben. Mit der Verehrung dieser beiden Wesen aber ist es, nach den Begriffen anderer Menschen wenigstens, eben nicht weit her. Sie gießen bei ihren Zechgelagen die ersten Tropfen des Getränks zu Ehren Pillans auf die Erde, und ebenso einige Tropfen Blut von bei ähnlichen Gelegenheiten geschlachteten Thieren. Mit Ausnahme einiger abergläubischer Ceremonien bei Krankheit und anderen Unglücksfällen scheint aber das ihr ganzer Cultus zu sein.

Sie haben keine Priester, keine Tempel und keine heiligen Haine, und vielleicht stehen sie in diesem Punkte einzig da unter allen übrigen Völkern.

Die frommen Väter aber, welche ihnen die Spanier, und später die Chilenen sendeten, empfingen sie mit ausnehmender Artigkeit. Ueberraschend schnell willigten sie ein, sich taufen zu lassen, nur als ihnen jene hierauf das Unstatthafte der Vielweiberei auseinandersetzten, waren sie ebenso rasch bereit, sich trauen zu lassen mit einer oder der andern ihrer bisherigen Gattinnen.

Später aber fanden die Missionare, daß diese Bereitwilligkeit von ihren Bekehrten fast bis zur Ungebühr angestrebt wurde, indem der bereits getaufte Araucaner sich noch zu verschiedenen Malen von später eintreffenden Collegen taufen ließ, und ebenso der Trauungsfeierlichkeit mit allen seinen Weibern, ja selbst mehrmals mit ein und derselben, sich unterzog.

„Warum sollen wir,“ sagten die Araucaner, „diesen Fremden, welche unsere Gäste sind, nicht diese kleinen, unbedeutenden Gefälligkeiten erzeigen, welche ihnen so großes Vergnügen zu gewähren scheinen und uns keinen Schaden bringen?“

Und als ein spanischer Mönch ihnen den Vorschlag machte, mit Werkleuten kommen zu wollen und eine Kirche zu bauen, zeigten sie sich sehr erfreut über den beabsichtigten Bau, verwahrten sich aber, eben so entschieden, gegen die in Aussicht gestellten Werkleute.

In Folge dessen entfernte sich der Mönch, lernte das Ziegelbrennen und das Mauern, kehrte nach Jahresfrist zurück und unterrichtete die Indianer in den Künsten, welche er soeben selbst erlernt hatte. Auf diese Weise lernten die Araucaner regelrecht bauen, was ihre Absicht war, als aber die Kirche endlich fertig geworden, war ihr Besuch ein unendlich sparsamer, und als sie mehrere Jahre darauf ein Erdbeben in Trümmer stürzte, dachte niemand daran, sie wieder aufzubauen.

Die Araucaner stehen unter einer gewissen Anzahl einzelner Häuptlinge, aus welchen sie sich zur Zeit des Friedens nicht besonders viel zu machen scheinen, denen sie aber im Kriege unbedingten Gehorsam leisten, so wie, in diesem Falle, auch stets unter den einzelnen Stämmen

Digitized by Google

eine vollständige Uebereinstimmung und Einigkeit herrscht, und dies sowohl, als auch ihre Art zu kämpfen, hat sie zu einem von jeher gefürchteten Feinde gemacht. Die Lanze der Araucaner ist zum Sprichworte geworden, und man hegt vor derselben eine fast abergläubische Furcht, während auf der andern Seite, so treffliche Reiter auch die Chilenen sind, sie doch in dieser Hinsicht von den Araucanern noch weit übertroffen werden.

Da also diese Indianer klug, tapfer, und gleichzeitig Leute sind, welche zu Zeiten verzweifelt wenig Scherz verstehn, so war man stets von chilenischer Seite aus darauf bedacht, sie bei guter Laune zu erhalten, und unter verschiedenen Mitteln, welche man hierzu anwendete, befand sich zu der Zeit, von welcher wir sprechen, der oben erwähnte „Salzzoll", welches Ding wir also nennen, da wir keinen andern Namen für dasselbe wissen.

In der Wirklichkeit verhielt sich die Sache also:

Die chilenische Regierung sagte zu den einflußreichsten Häuptlingen: „In Eurem Gebiete befinden sich Salzlager. Wir wünschen, so lange Frieden zwischen uns ist, dieselben benutzen zu können, und wollen Euch jährlich eine gewisse Summe für diese Erlaubniß auszahlen."

Wir wissen nicht, in welchem Theile von Araucanien sich diese Salzlager befanden, und es ist uns ebenso unbekannt, ob die Chilenen dieselben häufig ausbeuteten, zuverlässig ist aber, daß die araucanischen Häuptlinge ausnehmend friedliebend gesinnt wurden, da die Salzausbeute und die „gewisse für dieselbe entrichtete Summe" Dinge waren, welche nur existirten, so lange Frieden war.

Das ist dasjenige, was wir Salzzoll genannt haben.

An jenem Morgen aber, an welchem Benito Lavaaga zu seinem Oberst berufen worden war, sprach der letztere, nachdem er ihn im allgemeinen mit seiner Aufgabe bekannt gemacht hatte, etwa folgendes:

„Man hat mir die Wahl gelassen, welchen von meinen Offizieren ich zu jenen spitzbübischen Indianern senden wolle, und ich habe absichtlich Sie gewählt.

„Die Regierung hat gegenwärtig mehr zu sorgen und zu thun, als mit diesen uncivilisirten Subjecten Krieg zu führen, und man sucht sie deshalb zur Zeit bei guter Laune zu erhalten.

„Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben, und ich hoffe, daß eine andere Zeit kommen wird, in welcher wir eine andere Sprache mit den Herren Araucanern sprechen werden.

„Suchen Sie sich daher ein wenig in ihrem Lande umzusehen.

„Sie sind ein muthiger junger Mann, Sie haben, wie ich höre, merkwürdiges Glück bei den Frauen und, wie man mir sagt, vermögen Sie große Mengen geistiger Getränke zu sich zu nehmen, welches bei unseren jungen Leuten nicht häufig der Fall ist."

Benito zog die Schulter und machte eine halb entschuldigende, halb verneinende Miene, allein der Oberst fuhr fort:

„So wenig ich diese beiden letzten Eigenschaften eigentlich liebe, können sie Ihnen im gegenwärtigen Falle doch von großem Nutzen sein.

„Diese Wilden sind ganz unmäßige Zecher. Sie halten Trinkgelage, in welchen sie Chicha, das heißt Apfelwein, und ein andres, auf höchst ekelhafte Weise aus Mais bereitetes, gegohrenes Getränke in enormen Quantitäten zu sich nehmen und diese Gelage dauern oft drei bis vier Tage, ja noch länger. Wenn Sie bei einer solchen Gelegenheit wacker anschlagen, können Sie vielleicht von irgend einem Trunkenen merkwürdige Aufschlüsse erhalten.

„Dann haben diese Menschen stets eine ganze Schar von Weibern. Ich halte es für nicht statthaft, weiter auf diesen Punkt einzugehen, zuverlässig aber ist Ihnen bekannt, daß die Zunge einer Frau, so viel Unheil sie sonst wohl anstiften mag, bisweilen dennoch außerordentlich nutzbringend verwendet werden kann.

„Es werden Sie sechs Soldaten bis zur Grenze begleiten, die Häuptlinge aber, welche von Ihrer Ankunft bereits in Kenntniß gesetzt sind, gestatten Ihnen nur, in Begleitung eines einzigen Dieners das Land zu betreten. Auch wird man Sie nicht weit in dasselbe eindringen lassen, sondern Sie ohnfern der Grenze beschäftigen und aufhalten.

„Suchen Sie trotzdem weiter vorzugehen. Machen Sie sich mit dem Terrain bekannt, durchforschen Sie das Dickicht jener Wälder, die Hochebenen und die verborgenen Schluchten und Schlupfwinkel des Landes.

„Wir werden das alles später trefflich benutzen können.

„Längere Zeit haben wir keinen Krieg mit jenen blut- und beutedurstigen Schurken geführt, aber dennoch wissen wir nur zu gut, auf welche Weise sie zu kämpfen pflegen. Der einrückende Feind sieht längere Zeit durchaus nichts Verdächtiges, und wird fast sorglos. Endlich erblickt er einige weidende Pferde, dann erscheinen ganze Herden derselben, welche harmlos ihr Futter zu suchen scheinen, und näher und näher kommen. Plötzlich aber sitzt auf jedem dieser Thiere ein schwarz bemalter Teufel, der mit flatterndem Haar und mit wüthendem Geschrei sich auf seinen Gegner stürzt, und denselben nur zu sicher mit seiner verwünschten Lanze durchbohrt, welche er im Grase nachgeschleift hat, während er selbst an Ort, Schweif und Mähne seines Pferdes sich haltend, vorher unsichtbar war.

„Diese schändlichen Lanzen! Sie haben eine Länge von zwanzig Fuß, sind aus leichtem Rohre gefertigt und haben obzwar der Spitze kaum einige Linien Stärke. Aber der Araucaner fängt einen in die Luft geworfenen Apfel mit derselben auf, und während er die Spitze vielleicht nur einen halben Zoll in die Frucht eindringen läßt, durchbohrt er ein andermal den stärksten Mann mit derselben Leichtigkeit und ist im Stande, eine erbsengroße Stelle am Körper seines Feindes zu bezeichnen, welche er treffen will.

„Dabei ist diese Lanze auf feinerlei Weise zu pariren. Der Araucaner versetzt seine Angriffe den dünnen und schwankenden vorderen Theil derselben in eine rotirende Bewegung, so daß man keine Spitze, sondern eine sich drehende Scheibe zu sehen glaubt, aber er trifft seinen Gegner mit einer leichten, kaum sichtbaren, schnellenden Bewegung seines Handgelenkes.

„Von welchem Vortheile wäre es, wenn Sie einem Scheingefechte dieser Wilden beiwohnen könnten, oder wenn Sie Unterricht erhalten würden hinsichtlich der Führung jener furchtbaren Lanze.

„Welche Augen würden diese Heiden machen, wenn wir sie plötzlich mit ihren eigenen Waffen bekämpfen würden!

„Aber gehn Sie jetzt mit Gott," schloß der Oberst, „den Nebenzweck Ihrer Sendung braucht niemand zu wissen, was aber Ihren Urlaub betrifft, so lautet derselbe auf unbestimmte Zeit, und Sie mögen ausbleiben, so lange Sie es eben für zweckdienlich halten."

Als Benito nach diesem Gespräche mit seinem Obersten die Kaserne erreicht hatte, war er bereits selbst Oberst eines Regiments Lanzenreiter, welche genau nach den Prinzipien organisirt waren, die er den Araucanern abgelauscht hatte. Die Wirklichkeit entzog ihn aber diesen Träumen, indem er alle Hände voll zu thun hatte, um sich für seine Abreise zu rüsten, die Leute auszuwählen, welche ihn begleiten sollten, und zugleich einen zärtlichen Abschiedsbesuch abzustatten bei der Sennorita Francisca Ramirez, einer jungen Dame, welcher er in der letzten Zeit mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit zu widmen angefangen hatte.

Francisca bestürmte ihn mit Fragen über das Ziel und den Zweck seiner Reise, aber er blieb fest und verrieth kein Geheimniß nicht, obgleich er merken ließ, daß er zu einer bedeutenden Sendung bestimmt worden sei.

„Bewahren Sie mir ein freundliches Andenken," sagte er, als er endlich ging. Es kann sein, daß ich ein halbes Jahr ausbleibe, und länger, aber das, was ich mitzubringen hoffe, jetzt mich vielleicht auch in Ihren Augen in ein günstiges Licht, und ich dürfte dann die lange Trennung von Ihnen selbst als die Ursache meines Glückes betrachten."

Die junge Sennorita entließ ihn halb zärtlich, halb schmollend, und bereits am andern Tage wußte halb Valparaiso, daß der Lieutenant Benito Lavaaga mit Aufträgen von der ungeheuersten Wichtigkeit außer Land geschickt worden sei, und während die älteren Leute die Köpfe schüttelten und die jüngeren gelinde Anwandlungen von Neid empfanden, erschöpften sich beide in Vermuthungen.

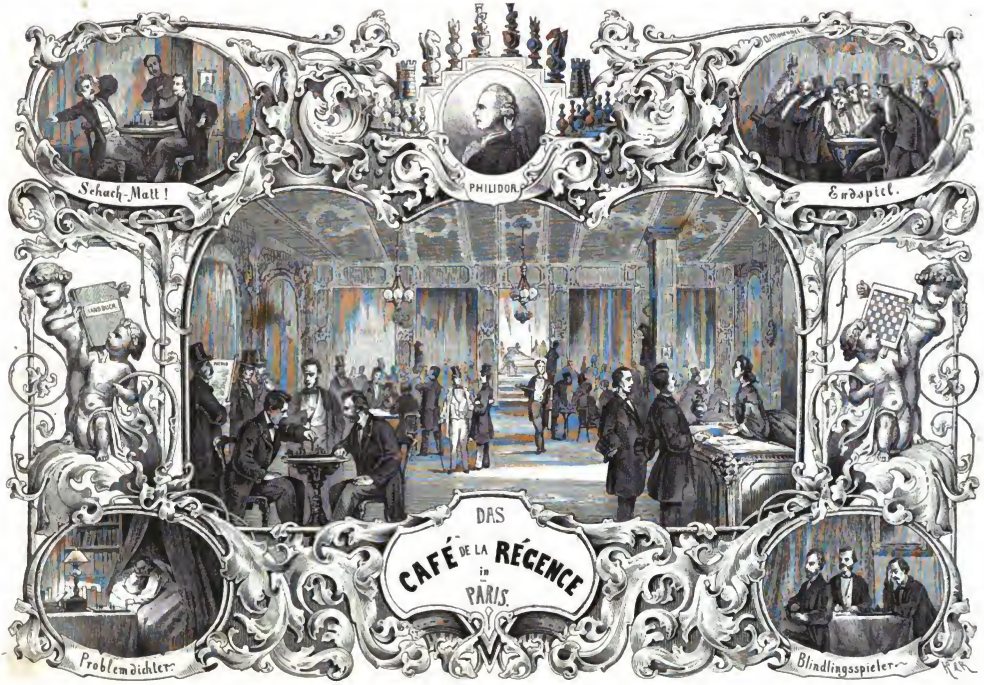
Man brachte Benitos Reise mit der demnächst stattfindenden Präsidentenwahl in Verbindung, da man Unruhen bei derselben befürchtete.

Man ließ ihn nach Peru reisen, um eine Vereinigung beider Republiken anzubahnen, und andere sprachen, in gleichem Sinne, von Buenos Ayres oder von Bolivien.

Einige endlich sagten mit Stirnrunzeln, sie wollten nicht hoffen, daß man den jungen Mann nach Spanien schicke, um das Vaterland wieder unter spanisches Joch zu bringen. Aber der gegenwärtigen Regierung sei alles zuzutrauen.

Das waren die Männer der ständigen Opposition, die Bai-

Digitized by Google


Schach-Matt!
PHILIDOR
Endspiel.
DAS
CAFÉ DE LA RÉGENCE
in
PARIS.
Problemdichter.
Blindlingsspieler.

tuschkas, die Väterchen des Vaterlandes, mit krampfhaften, unerfüllten Mittregierungsgelüsten, eine Species, welche allenthalben vorgefunden wird auf der Erde, wo es nur halbweg etwas gibt, was einer Regierung ähnlich sieht.

Während man sich aber auf diese Weise in unlustfen und ungegründeten Vermuthungen erschöpfte, näherte sich Benito mehr und mehr dem Ziel seiner Reise, und am Abende des achten Tages sah er bereits in einiger Entfernung die riesige Araucaria ihren halbkugelförmigen Gipfel zum Himmel erheben.

Das war die Grenze des araucanischen Gebiets, und so weit war er früher bereits einmal mit einer Abtheilung Soldaten gekommen, aber weiter weder er noch einer seiner Leute.

Er machte Halt, man lagerte sich im Freien, speiste von den mitgebrachten Vorräthen, am andern Morgen aber erklärte Benito seinen Leuten, daß er ihrer Begleitung von nun an nicht mehr bedürfe, und daß sie zurückkehren sollten, während er mit seinem Diener sich zur Küsta begeben würde, wo ein Schiff in Bereitschaft läge, auf welchem er seine Reise weiter fortsetzen müsse.

Obgleich nicht wenig erstaunt, befolgten die Soldaten dennoch seinen Befehl, und jetzt erst, nachdem er sie aus dem Gesichte verloren hatte, eröffnete er José, seinem Diener, das Ziel ihrer Reise, und gab demselben verschiedene Verhaltungsregeln, während beide ihre Pferde bestiegen hatten und der verhängnißvollen Araucaria stets näher und näher kamen.

Eigenthümliche Gefühle begannen jetzt in dem jungen Manu aufzutauchen, nachdem die Grenze seines Vaterlandes hinter ihm lag und er den Schauplatz seiner Thätigkeit betreten hatte. Zwar hatte er bereits in den letzten Tagen seiner Reise nur wenige von Menschen bewohnte Gegenden getroffen, aber hier schien die Stille und Einsamkeit einen ganz anderen Charakter zu besitzen, als vort. Lautlos schritten die Pferde über den weichen moosigen Boden, keine Spur eines lebenden Wesens ließ sich erblicken, und selbst das Laub der Waldbäume wurde nicht durch den leisesten Lufthauch bewegt.

Aber nicht allein diese wunderbare, ja fast heilige Stille war es, welche das Herz des jungen Mannes so eigenthümlich ergriff. Die ganze Waldlandschaft, welche ihn jetzt umgab, wirkte mächtig auf ihn ein, denn niemals hatte er solche Waldespracht erblickt.

Die riesige Araucaria, welche die Grenze bezeichnete, schien nur ein Vorläufer zu sein ihrer Schwestern, die jetzt die Pracht ihrer säulenartigen Stämme zur Schau trugen, welche, wie Ercilla singt, glatt sind wie der Mast eines Schiffes, und unbiegsam gleich der Marmorsäule eines Tempels, während in ihrem Gipfel ihre Früchte, die Pinonen, reifen, die Brotfrucht der Araucaner.

Dann prangte dort die mächtige Rotheiche, el Roble in der Landessprache, die nicht selten eine Höhe von achtzig Fuß erreicht, und neben ihr, ihre Zwillingsschwester, und ihr zum Verwechseln ähnlich, stand die Rauli, gleich jener die starken und kuerrigen Aeste weit von sich streckend.

Die Stämme dieser Bäume waren mit einer unzähligen Menge von Schmarozerpflanzen und von Schlinggewächsen überzogen, die nicht selten in zierlichen Gewinden die Aeste umschlangen und aufsteigend bis zum Gipfel, von dort aus wieder zurückkehrten, um hierauf, an einem andern Baumriesen abermals emporzuklettern, dasselbe Spiel zu wiederholen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Café de la Régence in Paris.

Von A. Mosengel.

(Hierzu das Bild auf Seite 229.)

Die Schachspieler bilden eine stille Gesellschaft, die sich über die ganze Erde ausbreitet. Wie die Freimaurer ihre Logen, so haben diese in aller Herren Länder ihre Cirkel und Klubs zu regelmäßigen Versammlungen. Da werden Statuten berathen und festgestellt, Rekruten geworben und geschult, heiße Schlachten geliefert und kostbare Preise vertheilt. Was die Denker aller Nationen auf dem Gebiete der 64 Felder gefunden, ist sorgfältig aufgezeichnet und bewahrt worden, so daß die Bände der Schachliteratur schon nach hunderten zählen. Spanien und Italien hatten ihre Glanzperioden; Frankreich, England und Deutschland halten mit wechselndem Erfolge die Fahne hoch, und Rußland stellt Autoritäten ersten Ranges. Aber nicht in Europa allein hat sich das edle Spiel zu der Höhe einer Wissenschaft erhoben: noch jetzt bewundern wir die seinen Combinationen des Arabers Stamma, die uns (außer seinem eigenen Buche) der französische Schachmeister Philidor in seinen Musterpartien überliefert hat, und wenn wir die englischen Schachzeitungen durchblättern, so finden wir einen gewaltigen Kämpen aus dem fernen Asien: den Jndier Mehesbunder. Die Siege des Amerikaners Paul Morphy haben die Runde durch alle Blätter gemacht, und erweckten Interesse selbst bei solchen, die sich vordem nie mit Schach beschäftigten.

Diese Thatsachen finden ihre Erklärung in dem Wesen des Spieles, dem kein anderes an die Seite gestellt werden kann. Das Schachspiel weckt und bildet einige der schönsten Eigenschaften des Menschen. Klugheit, Kühnheit, Ausdauer, Selbstbeherrschung und Geistesgegenwart sind in hohem Grade dazu erforderlich! Fehlt nur ein einziger dieser Faktoren, so ist die höchste Stufe unerreichbar. Viel thut freilich auch „Schule"! So wird der talentvollste Anfänger nach wenig Zügen aus dem Sattel gehoben, wenn er einen theoretisch gebildeten Gegner vor sich hat, dem die Spieleröffnungen geläufig sind. Deshalb hat man von jeher einen großen Werth auf die von bedeutenden Schachspielern hinterlassenen Aufzeichnungen gelegt, die nach und nach zu wohlgeordneten Angriffs- und Vertheidigungssystemen geworden sind.

Wer auf diesen Feldern Lorbeeren erringen will, glaube doch ja nicht, daß es nur ein „Spiel" ist! Das Studium dieses Spieles kann bequem ein Menschenleben ausfüllen, eben so gut wie das Studium irgend einer anderen Wissenschaft; so übermächtig ist das Material bereits geworden.

Während bei einigen Eröffnungen die Gelehrten schon nach den ersten Zügen unei ns werden und zweifelnd fragen: was ist jetzt der beste Zug? führt bei anderen das Buch mit logischen und handgreiflichen Beweisen bis in die Mitte des Spiels. Da heißt es: wenn Weiß diesen Zug thut, so hat Schwarz nur diesen einzigen Gegenzug, dann folgt der beste Zug für Weiß, und wieder ist der folgende Zug von Schwarz eine gebieterische Nothwendigkeit, oder . . . . und nun folgen seitenlange Varianten, die alle mit der Niederlage von Schwarz endigen.

Das soll nun alles auswendig gelernt sein, und gut behalten, damit jeder Zug des Gegners wie ein alter Bekannter begrüßt, und stillschweigend mit dem richtigen Gegenzuge beantwortet werde! Mechanisches Auswendiglernen hilft auch wieder nicht, denn sonst geschieht es wohl, daß einem vom vielen Lernen der klare Sinn trüb und wirrelig wird, er meint noch immer richtig nach dem Buche zu spielen, und ist unvermerkt in die unglückliche Variante gerathen, die mit seiner Niederlage endigen muß; da läßt er sich nun so schön und regelrecht „matt" setzen, wie es eben nur „nach dem Buch" möglich ist, und spielt eine Partie, die schon vor hundert Jahren als abschreckendes Beispiel gedruckt wurde.

Wenn nun sorgfältig das Beste ausgewählt, und mit unsäglicher Mühe bei Tag und Nacht gelernt ist, wenn es nun endlich sitzt, und das Gedächtniß so vortrefflich einexercirt ist, daß überall schlagfertig die richtige Antwort ertönt, man mag anklopfen wo man will, dann — geht das Studium an! Dann soll selbst gefunden, erfunden werden! Denn es ist einleuchtend, daß mit der ganzen Bücherweisheit noch sehr wenig gewonnen ist: was gedruckt ist, ist Gemeingut, und der Gegner studirt dieselben Autoren. Wirkliche Erfolge können selbst auf dieser Grundlage nur mit eigenem Witz und überlegenen Verstandeskräften errungen werden.

Zum Trotze für diejenigen, welche nicht in der Lage, oder nicht gesonnen sind, ein ganzes Menschenleben dabei zuzusetzen, und doch gern Schachspieler aber keine Schachstümper sein möchten, will

ich jetzt einlenken und ihnen sagen, daß man auch ohne all diese Drangsal viel Freude am Schach erleben und manche Partie gewinnen kann. Jede Sache hat eben zwei Seiten, und daß man auch mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten kann, das Schachspiel sei ungemein leicht zu erlernen, davon erfuhr ich vor kurzem ein hübsches Beispiel:

Ein Schachspieler meiner Bekanntschaft, der gern Proselyten macht, war an einen eifrigen Whistspieler gerathen, der sich nicht bekehren lassen wollte, weil das Schachspiel ein zu schweres Spiel für ihn sei.

„Aber, lieber Herr," versetzte der Schachspieler, ohne sich irre machen zu lassen, „das Whistspiel ist ja unendlich viel schwerer, wie ich Ihnen gleich beweisen werde. Ohne davon zu reden, daß Sie gegen unbekannte Feinde kämpfen, da Sie die Karten Ihres Gegners nicht kennen, nicht einmal die Ihres Arden! während Sie beim Schach jeden Trumpf sehen, den Ihr Gegner noch ausspielen kann; wie gesagt, ohne diesen großen Vortheil in Anschlag zu bringen, gebe ich Ihnen nur zu bedenken, daß Sie es beim Whist zugleich mit der Zukunft und mit der Vergangenheit zu thun haben: um die künftigen Stiche zu machen, müssen Sie fortwährend die schon ausgespielten Karten im Gedächtniß behalten; dagegen beim Schachspiel interessirt Sie einzig die Zukunft, jeder genommene Stein ist gänzlich abgethan, so wie jeder einmal geschehene Zug; Sie brauchen seiner nicht mehr zu gedenken. Sie sollen immer nur aus der Gegenwart eine möglichst günstige Zukunft gestalten. So vereinfacht sich mit jedem Zuge das Spiel!"

Kann man bessere Gründe für eine unhaltbare Sache anführen?

Ehe ich es versuche, das Schachleben im Café de la Régence zu schildern, will ich noch in wenigen Zeilen der bedeutendsten Schachautoren gedenken, die seit sieben Jahrhunderten wesentlich zur Verbreitung und Entwickelung des Spiels beigetragen haben.

Das älteste Schachbuch, dessen Erwähnung geschieht, ist aus dem 13. Jahrhundert von Cessolis. Ihm folgten im 16. der Portugiese Damiano, 1512, und der Spanier Rui Lopez 1561, dessen Namen eine bis heute in Anwendung gebliebene schöne Eröffnung trägt. Dann Gianutio (1597), Salvio (1604), Greco, genannt der Calabrese (1615) und Carrera (1616) waren die Schriftsteller der älteren Periode.

Mit François André Danican, genannt Philidor (1726 bis 1795), begann eine neue Epoche. Fünfzig Jahre lang behauptete er siegreich das Feld gegen jeden Gegner, und wenn er seinen Feinden den Rücken kehrte, war es um doppelte Ehre zu ernten; ich meine: beim Blindlingsspiel, wovon er, als der erste, in London bewundrungswürdige Proben ablegte. Diese letzte Art zu spielen blieb lange Zeit eine nur Philidor mögliche Heldenthat, bis die neuere Zeit und namentlich die Gegenwart eine solche Fülle von Blindlingsspielern anstauchen ließ, daß ihre Namen aufzuzählen fast unmöglich sein würde.

Philidors Stärke liegt in einem überaus feinen Bauernspiel. Mit einem geschlossenen Centrum von Bauern begegnet er den glänzendsten Figurenangriffen, durchbricht die feindliche Reihe, und bringt schließlich einen Bauer zur Dame.

Das Wesentliche seines Spieles liegt darin, daß dieser zur Dame gebrachte Bauer die Entscheidung herbeiführt.

Seinen Zeitgenossen gegenüber behielt er Recht, und bekämpfte erfolgreich die Systeme seiner Gegner: Del Rio 1750, Lolli 1763, Ponziani 1763.

Die neueren Autoritäten sind so bekannt, daß ich mich der Anführung ihrer Namen hier enthalte; man hat gesucht, das Beste aus Philidors und seiner Gegner System festzuhalten und vereinigt weiter anzubilden, consequente Anhänger der alten französischen oder italienischen Schule finden sich kaum noch. Daß Deutschland nicht zurückgeblieben ist, weder im praktischen Spiel noch in der Theorie, beweisen Anderssens Sieg auf dem großen Londoner Schachturnier 1851, und das „Handbuch von Bilguer und von der Lasa", das vollständigste Werk, welches die gesammte Schachliteratur aufzuweisen hat.

Als eine Frucht der neuesten Schachstudien ist noch die „Schachaufgabe" zu erwähnen. Obgleich diese Frucht eine harte, schwer zu knackende Nuß ist, so finden sich doch von Jahr zu Jahr mehr Liebhaber dafür, und wieder vorzüglich in Deutschland, wo es vielleicht bald mehr Problemdichter geben wird, als — „gewöhnliche" Dichter.

Nach dieser Einleitung, die für das, was folgen soll, schon ungebührlich lang geworden ist, wollen wir dem Schauplatz der Pariser Schachkämpfe einen Besuch abstatten.

Das Café de la Régence, Rue St. Honoré 161, liegt in den Neubauten fast an derselben Stelle, wo das alte lag. Seit seinem Bestehen war es ein Rendez-vous der Liebhaber nur Ausübenden unseres Spiels. Es ist eines von den wenigen Pariser Cafés, die eine große Anzahl von Stammgästen haben. Selbst Fremde werden für die Zeit ihres Aufenthaltes in Paris Stammgäste in seinen Räumen; sie lassen sich die bedeutenden Schachgrößen zeigen, lernen bald ebenbürtige Gegner kennen, wie Schachspieler überhaupt schnell Bekanntschaft machen, und lenken ihre Schritte nach der Rue St. Honoré, so oft es ihre Zeit erlaubt, bis sie wieder verschwinden, um neuen Erscheinungen Platz zu machen, — spurlos, wenn nicht das Andenken an einige glänzend gespielte Partien den stetigen Stammgästen noch für kurze Zeit Stoff zur Unterhaltung gibt. Im Gefühl der eigenen Größe aber fällt das Lob nur sparsam aus: Avez-vous joué avec ce petit polonais? fragt einer derselbe seinen Nachbarn: Mais oui! il est malin, ce monsieur! Das ist schon eine starke Anerkennung, die wenigen zu Theil wird.

Den Deutschen geht ein günstiges Vorurtheil voraus, man brandt hier nicht zu sagen: Pardon, Monsieur, je suis allemand! nein, jedesmal wenn ich den bedeutendsten Schachspielern einen Landsmann vorstellte, verneigte man sich sehr verbindlich, und murmelte etwas von nation de penseurs etc., was einen wohlthuenden Gegensatz zu dem tête-carrée und anderen lieblichen Spitznamen bildet, womit uns unsere überrheinischen Nachbarn in Paris zu bezeichnen pflegen.

Ueberhaupt ist ein sehr feiner Ton vorherrschend, und finden sich oft die hervorragendsten Persönlichkeiten ein, um einmal eine gute Partie Schach zu spielen, wie sie selbst in Paris nur im Café de la Régence zu haben ist; oder der Graf K. tritt ein, bestellt eine demi-glace und nimmt einen Schachfürsten bei Seite, der gerade in der Mode ist, um ihn in eleganterer Form zu ersuchen, die kleine Soirée, die er eben arrangire, durch seine Gegenwart zu verherrlichen. „Ein Schachspiel werden Sie vorfinden, ich bin entzückt, meinen Freunden eine Probe Ihres wunderbaren Talentes zu zeigen, es gereicht mir zur größten Genugthuung, Ihnen diesen Triumph bereiten zu können." Bei dieser Gelegenheit wandert ein unscheinbares aber nicht zu verachtendes Banknillet aus dem Taschenbuche des Grafen in die Busentasche des Schachspielers, der gerührt verspricht, präcise zu kommen, und heute für 5 Frcs. im Palais Royal dinirt, statt wie gewöhnlich für 95 Centimes beim Suppen-Tuval.

Das Café de la Régence besteht aus 3 Räumlichkeiten: dem eigentlichen Café, wo die Nichtraucher spielen, und dem Estaminet, von welchem einige Stufen aufwärts in ein Billardzimmer führen. Außerdem ist in der ersten Etage der Versammlungsort für einen geschlossenen Club, von dessen Wirksamkeit aber wenig verlautet.

Unsere Illustration zeigt das Estaminet, dem zwar die Wandverzierungen des eigentlichen Cafés fehlen, welche in den Büsten und Namen zahlreicher Schachcelebritäten bestehen, es ist aber der Mittelpunkt des ganzen Lebens und Treibens, wo die meisten und besten Partien gespielt werden. Hier ist es, wo täglich von 10 Uhr Morgens an, zu jeder Tageszeit, bis Mitternacht Schach gespielt wird. Einzelne Fanatiker nehmen sich kaum die Zeit zu einem eiligen Mittagseffen in möglichster Nähe, um sofort ihren Gegner wieder aufzusuchen.

In diesem Zimmer zeigt man noch die marmorne Tischplatte, an der Napoleon I. gespielt haben soll.

Hier saßen die acht Gegner des Amerikaners Paul Morphy am 27. September 1858, die Herren Baucher, Bierwirth, Bornemann, Guibert, Lequesne, Potier, Preti, Séguin, während Morphy im Billardzimmer seinen Sitz hatte.

Der Ausgang dieses berühmten Blindlingsspieles ist bekannt: von den 8 gleichzeitig gespielten Partien gewann Morphy 6, nur Lequesne und Guibert waren so glücklich ein Remis zu erringen. 10 Stunden dauerte dieser hartnäckige Kampf.

„Unter den Zuschauern fanden sich außer mehreren Schachnotabilitäten, wie St. Amant, Lareche u. A., auch der Herzog von Braunschweig, ein Nachkomme des berühmten „Gustavus Selenus" und Méry, ein beliebter Liederdichter Frankreichs. Dieser hatte einst

die Kämpfe zwischen Labourdonnais und Mac Donnel in einem Epos verherrlicht, und der Herzog war in Paris mit dem Spiele vertraut geworden, da er nebst dem Grafen Jsnard und Casabianca manche Consultationspartien mit Harrwitz gespielt hatte. Beide Herren, der Herzog wie der Dichter, wurden von einem Badegaste am Rhein durch den Telegraphen zur Production des Blindlingskampfes herbeigerufen und haben später dem jungen Amerikaner viele schmeichelhafte Aufmerksamkeiten erwiesen.“*)

Man spielt auf soliden, geräumigen Schachbrettern, welche, zusammengeklappt, die Figuren enthalten; diese sind aus gedrechseltem Holze, gelb und schwarz, nach englischem Muster, die sogenannten Staunton Chessmen. Auf dem erhöhten Rande des Schachbretts sind, jedem Spieler zur Rechten, einige Löcher angebracht, wo er, gewöhnlich durch ein eingestecktes Zündhölzchen, die Zahl seiner Siege bezeichnet, so daß der eben ankommende Zuschauer sogleich sieht, welcher Spieler im Vortheil ist, es müßte denn die erste Partie noch nicht entschieden sein.

Der Zuschauer des Café de la Régence verdient aber auch, daß man ihm sein schweres Geschäft durch solche kleine Annehmlichkeiten versüße! Wie vortrefflich er zusieht! Und es ist bekanntlich nicht leicht, beim Anblick einer interessanten Stellung die eigenen guten oder schlechten Gedanken niederzukämpfen, und immer dieselbe unparteiische, ruhige, würdige Haltung zu bewahren.

Er gibt dem Spieler keine heimlichen Ellenbogenstöße und tritt ihm nicht auf den Fuß, am ihn auf eine drohende Gefahr aufmerksam zu machen; würde etwa ein Fremder sich erlauben, mit guten Rathschlägen beschwerlich zu fallen, oder nur irgendwie „dreinzureden“, so würde ihn das erste Mal ein allgemeines unwilliges Gemurmel auf seine Taktlosigkeit aufmerksam machen, und bei Wiederholung derselben ein dem Kellner gegebener Wink genügen, den Herrn anderweitig zu placiren.

Das Bezeichnen der Partien geschieht übrigens nicht eigentlich für die Zuschauer, sondern vorzüglich um die schließliche Abrechnung zu erleichtern; denn im Café de la Régence wird allgemein um Geld gespielt, gewöhnlich die Partie zu 50 Centimes oder zu 1 Fr., doch kommen auch sehr hohe Sätze vor. Außerdem bezahlt der Verlierende die „frais“ d. h. 4 Sous an den Wirth, die sich erneuern, sobald ein Spieler den Gegner wechselt.

Durch das Spielen um Geld hat sich die Nothwendigkeit herausgestellt, die Kräfte zu egalisiren, indem der Stärkere dem Schwächern Vorgaben macht, und so sind 4 Classen entstanden, deren Vertreter unter sich mit gleichen Kräften spielen. Die Vorgaben bestehen in: Bauer und Zug, Bauer und zwei Züge, Springer (oder Läufer) und Thurm. Dieselbe Vorgabe, die ein Spieler von dem eine Classe höher stehenden empfängt, gewährt er dem eine Stufe unter ihm stehenden. Einzelne hervorragende Erscheinungen sind noch um einen nicht näher zu bestimmenden Grad stärker als die einmal als Spieler ersten Ranges bezeichneten. Nach Kieseritzkys Tode (1853) thronte Harrwitz eine geraume Zeit als Unbesiegter in diesen Räumen, bis Morphy seiner Alleinherrschaft ein schnelles Ende bereitete, dann führte Kolisch das Scepter u. s. w.

Die Spieler ersten Ranges haben sich seit einer Reihe von Jahren in ungezählten Partien ihren Ehrenplatz erkämpft, und wir treffen hier die wohlbekannten Namen der Herren Laroche, Arnous de Rivière, Journoud, Veervioin, A. Delannoy, Buxzinsky, Dewint ꝛc.

Die Spieler zweiten Ranges sind auch allenfalls noch zu zählen, dann aber kommen die Legionen der unteren Classen, deren Namen „kein Sang, kein Heldenbuch“ meldet. Nur durch das interessirte Spiel ist es möglich geworden, so genau die Spieler zu klassificiren, denn obgleich sich jeder selbst in eine beliebige Rubrik bringen kann, so hütet er sich doch sorgfältig, seine Fähigkeiten zu hoch anzuschlagen, da er bei jeder Niederlage in die Tasche greifen muß. Eine zweite gute Folge ist das strenge und regelrechte Spiel. Man besinnt sich ehe man zieht, dann aber heißt es unerbittlich: pièce touchée — pièce jouée! und das kindische Zurückgeben von Zügen findet ein für allemal nicht statt.

Jede Schachpartie zu interessiren (natürlich so mäßig, daß das Geld nicht die Hauptrolle dabei spielt) kann alle mit gutem Gewissen empfohlen werden, denn leider blühen in unserm lieben Deutschland die Mißbräuche des „Dreimreden“ und „Zurückgeben von Zügen“ in einer Weise, die selbst dem Spiele der Besseren etwas Dilettantenhaftes gibt. Die einzige üble Folge, die sich im Café de la Régence bemerklich macht, die aber für deutsche Verhältnisse eben nicht zu fürchten ist, besteht in dem Vorhandensein einer wenig zahlreichen Species von — wie soll ich sagen? — von Raubritter, die wie Spinnen auf ihre Beute, auf Neulinge warten, denen sie einige Francs abnehmen können. Dies sind die eigentlich „routinirten“ Schachspieler (kaum zweiten Ranges), die, da sie „mit allen Hunden gehetzt“ sind und sich ihre Gegner selbst aussuchen, nicht leicht eine Partie verlieren; kommt es aber dennoch vor, so sind sie auch leicht getröstet und geben das Spiel auf, sobald sie ihre Stellung als verzweifelt erkennen — denn Zeit ist Geld — um mit Gedankenschnelle die Figuren zu einer neuen Partie aufzustellen. Ungleich liebenswürdiger sind sie, wenn sie im raschen Siegeslaufe ihren Gegner, unter bewundernder Anerkennung seiner geistreichen Züge, eine Revanchepartie nach der andern anbieten können, die alle zu ihrem eigenen Vortheil ausschlagen. Lange Pausen sind ihnen verhaßt, und um dieselben auszufüllen, nehmen sie mit einer Partie Billard oder Domino fürlieb, worin sie eine gleiche Virtuosität besitzen.

Die jährlich stattfindenden Turniere finden eine zahlreiche Betheiligung, da durch das ausgleichende System der Vorgaben sich auch den Schwächeren günstige Chancen darbieten; dagegen schließen sich die ersten Größen häufig aus, wodurch das Interesse dieser Wettkämpfe wesentlich geschmälert wird.

Auffallend ist es, daß bei einem so regen Schachleben der Versuch, in Frankreich eine Schachzeitung dauernd zu erhalten, unausführbar erscheint; denn wie der Palamède und la Régence untergegangen sind, so ist auch die von Herrn Journoud redigirte, mit trefflichen Beiträgen ausgestattete Zeitschrift la nouvelle Régence ihren Vorgängerinnen nach kurzer Zeit des Bestehens gefolgt.*) Das ist wieder ein schlagender Beweis dafür, daß die französische Centralisation zwar alle Kräfte in das glänzendste Licht stellt, aber durch das Imposirende dieser Erscheinung über die wahren Zustände des Landes täuscht. Was das Schachleben betrifft, so bedeutet das Café de la Régence — Frankreich, wie es im allgemeinen Sinn heißt: Paris ist Frankreich.

Werfen wir hiernach einen vergleichenden Blick auf Deutschland, so finden wir das Interesse für das Schachspiel in ungleich größerem Maße verbreitet und bis in die entlegensten Winkel vertheilt, das bestätigt die seit einer Reihe von Jahren in Deutschland erscheinende Schachzeitung, der sich neuerdings sogar eine zweite beigesellt hat, außerdem bringt die Leipziger Illustr. Zeitung seit 1843 wöchentlich ihren Lesern eine Schachgabe, und verschiedene andere Blätter sind seitdem ihrem Beispiele gefolgt. Was uns fehlt, ist nur ein Culminationspunkt wie das Café de la Régence, dessen Reiz durch eine Fülle von historischen Erinnerungen noch erhöht wird.

*) Aus „Paul Morphy,“ Skizzen aus der Schachwelt, II. Theil.

*) Seit dem 1. Okt. 1864 erscheint nun wieder eine neue Schachzeitung: le Palamède Français, die aber zugleich andere Spiele, Whist, Billard ꝛc. mit berücksichtigt.

Das deutsche Volkslied.

Von Friedr. Wilh. Grimme.

Sehr oft finden wir zwei Begriffe verwechselt: Volkslieder, und volksthümliche Lieder. Volksthümliche Lieder sind allerdings gleichfalls Eigenthum des Volkes, aber sie sind nicht aus dem Volke hervorgegangen, sondern aus dem Volk übergegangen, Dichter und Componist sind bekannt. Weil solche Lieder in Wort und Melodie sich dem Volkstone eng anschlossen, so hat das Volk sie, als etwas ihm Verwandtes, angenommen, singt sie und vererbt sie. So z. B. ist die echt deutsche Oper „der Freischütz“ von Fr. Kind großentheils gut volksthümlich gedichtet und von C. M. von Weber in noch vollendeterem Volkstone componirt, und nicht ein Jahr seit ihrem ersten Erscheinen (1821) war verflossen, so hatte sich das ganze deutsche Volk der hervorstechendsten Lieder

Digitized by Google

darans bemächtigt, und noch heute singt oder bläst jeder Jäger, der Herr über einige Töne seines halben Mondes ist: „Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen?“ und jede Dienstmagd, welche die Straße fegt, singt das Lied vom „grünen Jungfernkranz“ und der „veilchenblauen Seide“. Und dem leider so früh verstorbenen Componisten wurde noch kurz vor seinem Tode die Freude, von einem Wallfischfahrer zu vernehmen, daß er diese beiden Lieder von den Eskimos am Nordpol, dieser untersten Stufe der Menschheit, habe singen hören — und das war erst 5 Jahre nach dem ersten Erscheinen. Andere volksthümliche Lieder sind:

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ ꝛc. — Heine.

„Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein“ — Kerner.

„Ich hatt' einen Kameraden“ — Uhland.

„Morgenroth! Morgenroth!“ — W. Hauff,

und mehrere hundert andere. Manche dieser sind von bekannten Dichtern zu wirklichen Volksmelodien gedichtet, und durch den neuen Text ist dann wohl der alte Volkstext in Vergessenheit gerathen; wie z. B. die von Uhland zu einer Volksweise gedichtete Ballade „der Wirthin Töchterlein“ den ursprünglichen Text, der mit den nämlichen Worten anfängt, ganz verdrängt hat; das Mantel-Lied aus Lenore von Holtey kennt jeder, nicht aber den eigentlichen Text dieser uralten Melodie, der anhebt mit den Worten:

„Es waren einmal drei Grafen gefangen,
Gefangen waren sie;
Sie wurden gefangen und geführet,
Kein' Trommel ward dabei gerühret
Im ganzen röm'schen Reich.“

Beehren wir aber mit dem Namen „volksthümlicher“ Lieder nicht auch diejenigen, welche, von irgend einem dacirenden Poetaster zu irgend einer leichtsinnigen Pelkamelodie gereimt, einmal die Runde durch alle Gassen machen, um dann grünlich vergessen zu werden; z. B. das einfältige: „Ach, ich bin so müde!“, namentlich auch nicht den schlappen Wasserpapp der Lieder mancher Berliner, die sie in ihren, so unaussprechlich poesielosen, Possen unter das Volk säuseludern, und welche Poesie zu nennen eine Blasphemie wäre. Nicht die rasche, sondern die dauernde Allgemeinheit ist das Criterium der Echtheit und des Werthes.

Volkslieder dagegen im eigentlichsten Sinne sind solche Lieder, deren Verfasser, um mich so auszudrücken, das Volk selbst ist. Namen gibt es da nicht, Dichter und Componist sind entweder nie bekannt geworden, oder bald in die allgemeine Flut der Vergessenheit untergetaucht, ihr Lied aber hat sie überlebt, das Volk hat es in sein Herz geschlossen, bewahrt es und überliefert es an die Nachkommen. Volkslieder kommen und sind da, ihr Geburtstag ist unbekannt, und sie selbst werden bekannt nicht durch Papier und Type, sondern durch den Gesang selbst, oder höchstens durch ein fliegendes Blatt; man könnte mit Jos. Pape sagen:

„Woher das Lied mag schallen?
Es ist vom Himmel gefallen.“

Die Verfasser sind um ihre Autorschaft nicht besorgt gewesen; mit rührender Bescheidenheit sind sie in den Hintergrund getreten und haben sich nur gefreut, daß ihr Kind überall so freundliche Aufnahme fand; ja, in einer naiven Verschämtheit mögen sie absichtlich ihre Verfasserschaft geheim gehalten haben. Zudem kümmert sich das Volk um die Verfasser seiner Lieder nicht und gibt bloß die Lieder, nicht die Namen weiter, was in früheren Zeiten gar leicht dessen völliges Verschwinden bewirken konnte. Wohl geben die Verfasser zuweilen auf Schlusse des Gedichtes Anreutungen über sich, ihren Stand, z. B.:

„Wer ist, der uns dies Liedchen sang?
So frei ist es gesungen —
Das haben gethan drei Jungfräulein
Zu Wien in Oesterreiche.“

oder: „Das hat gesungen ein Reiter gut,
Ein Bergagesell hat ihn verdrungen;
Er trinkt viel lieber den lautern Wein,
Als Wasser aus kühlem Brunnen.“

Oder am Schlusse eines Liebesliedes:

„Und der uns dieses Liedlein sang,
Er hat's gar wohl gesungen;
Er singt uns das — dazu noch daß:
Hat's Mädchen doch bekommen.“

Ein andrer Schluß, mit wehmüthigem Klange:

„Hier hat das Lied ein Ende —
Ein Müller hat's erdacht,
Den hat des Ritters Töchterlein
Vom Lieben zum Scheiden gebracht.“

Der schönste Schluß aber der Art ist folgender:

„Und der uns dieses Neiden sang,
Er wohl gesungen hat,
Das haben gethan zwei Hauer
Zu Freiburg in der Stadt.
Sie haben so wohl gesungen
Bei Meth und kühlem Wein.—
Dabei da ist gesessen
Der Wirthin Töchterlein.“

Wir sehen, eine solche Angabe über die eigene Person ist selbst wieder Poesie, und jedenfalls poetischer, als wenn man liest:

„Wie ihn der Mund der Nachwelt nennen wird,
Ist unbekannt; doch dies Jahrhundert
Erkennt ihn bei dem Namen Aug. Wilh. Schlegel.“

Sie läßt uns zugleich einen Blick thun in die Situation, in welcher dem Dichter die poetische Ader zu schlagen anfing. Jene zwei Hauer, nachdem sie tagüber in der Bauhütte den Stein gemeißelt, gehen Abends zu Bier und Wein, der Wirthin Töchterlein lacht ihnen freundlich zu, da wird ihnen poetisch zu Muthe, der Quell des Parnaß rinnt von selbst, und — fertig ist das schöne Lied:

„Bei meines Buhlen Haupte
Da steht ein goldner Schrein,
Darinnen liegt verschlossen
Das junge Herze mein“ ꝛc.

Jener Reiter, den der Bergagesell aus der Gunst seiner Liebsten verdrängt hat, vertraut sein Herzleid einem Becher lautern Weins und singt, was ihn bedrückt, in frischem Liede aus der Brust heraus. Was jenen begeistert, der da von sich sagt: „hat's Mädchen doch bekommen,“ liegt auf der Hand; wegegen der Wirthin Töchterlein nach dem Ritters Töchterlein vom Lieben zum Scheiden gebracht, seiner Behmuth Luft machen muß, und er singt von zerbrochenen Mühlenrädern und wo er welle begraben sein, schließlich auch, zu heilsamer Verwarnung anderer:

„Es ist kein Röslein so rosenroth,
Es sitzt ein Würmchen drin, —
Kein Mädchen von achtzehn Jahren,
Es hat einen falschen Sinn.“

Wir ersehen zugleich aus solchen Angaben in den Liedern selbst, wie oft zwei oder drei Personen, oder mehrere zusammen, gedichtet haben. Was der eine nicht wußte, das wußte der andere, man dichtete vielleicht Reim um Reim, Strophe um Strophe wechselweis, und das Lied war fertig, ehe man sich dessen versah; und für die Melodie probirte und probirte man, bis sich alles danach singen ließ, oder nahm eins schon vorhandene, oder formte eine schon vorhandene zu einer neuen um. Das Zusammensein, die gesellschaftliche Fröhlichkeit wird überhaupt die meisten Volkslieder hervorgerufen haben. Sehen wir nur zu, wann und wo überhaupt noch heutiges Tags am meisten gesungen wird, „denn wo gesungen wird, da liegt auch das Dichten nahe,“ — es sind in der Stadt die Zusammenkünfte der Handwerker, in früherer Zeit die Gelage der Zünfte; demnächst die Soldatenwachstube, wo von Alters her der kräftige Volksgesang gepflegt ward; daran reihet sich im Felde das Bivouak, das lustige Leben im Lager. Ein jeder wird sich dabei des gesungenen Gedichtes von Freiligrath erinnern, in welchem er gerade zu veranschaulichen sucht, wie im Kriegslager das Volkslied von „Prinz Eugen“ entstanden sein möge, mit dem Anfang:

„Zelte, Posten, Werdarufer!“

In den Dörfern, wo im ganzen sich der Volksgesang lebendiger erhalten hat, als in den Städten — die Ursachen liegen nahe — sind es die Zusammenkünfte in der abendlichen Feierstunde oder am Sonntagnachmittage, die gemeinschaftlichen Feldarbeiten, das Einfahren des Erntewagens, das nächtliche Hüten der Bleiche, mehr noch alle Flachsarbeiten, Raufen, Brechen und Hecheln, namentlich aber das Spinnen. In vielen Dörfern Westfalens wie Süddeutschlands sammelt die Spinnstube, namentlich am sogenannten Spinnabend, zu welchem besondere Einladungen ergehen, aus der ganzen Nachbarschaft die jungen Spinnerinnen, um im fröhlichen

Digitized by Google

Beisammensein mehr Garn auf die Spule zu bekommen; die jungen Burschen, obgleich sie dort nichts verloren haben, machen sich da doch etwas zu suchen, die Räder schnurren, die Mäulchen noch mehr, man gibt sich Räthsel auf, erzählt Märchen, Mord- und Spukgeschichten, man hebt endlich auch eins zu singen an, macht neckende Anwendungen passender Strophen auf einzelne Anwesende, und je mehr ein solcher oder eine solche verlegen wird, um so größer die Freude der andern, die Reime sind einmal im Fluß, und immer neue quellen hervor. Dorfgeschichten sind passirt, eine neue Verlobung ist da, oder im Blühen, ein Herb ist ausgetheilt — alles Dinge, die am Spinnabend abfeilut in Vers und Reim gegossen werden müssen. Die Versuche, eine neue Melodie zu erfangen, sind oft geradezu komisch. Häufig mag auch die Fiedel eines eingeladenen Dorfmusikus eine Melodie dazu zurecht gestrichen haben, wie ja schon der alte Minnesänger Nithart um das Jahr 1220 seine Dorfreihen mit der Fiedel in der Hand componirte und beim Vortrag damit begleitete. Oefter aber wird irgend ein sang- und erzkundiger Meister oder Magister die ihm vorgelegten Texte in Musik gesetzt haben.

Wie viel unreifes Zeug bei jenem Gesellschaftstichten zu Tage gefördert ward und wird, kann man sich leicht denken; aber es sind auch verstreute Perlen darunter, und das Unechte scheitet sich durch die gemeinsam geübte Kritik oft noch an demselben Abend aus; und dies ist keine blos wegspuitirende Kritik, wie die schriftliche Kritik der Journale heutzutage, sondern eine aufbauende, die gleich selbst verbessert, was nicht gefiel. Gefühl und Gefallen war stets das Prinzip dieser Kritik, und ohne den Buchstaben einer Poetik wird das gemeinsame Gefühl vieler naturwüchsiger und sangesfroher Leute meistens ohne Zweifel — auf richtigster Fährte gebieben sein. Lief auch dann noch etwas Unechtes mit unter, so schied sich das in folgenden Tagen von selbst aus, denn es gefällt auf die Dauer nicht; das Echte aber ward festgehalten, rundete sich immer mehr ab und erhielt die Gestaltung, welche ihm die Unvergänglichkeit sichert.

Bei Kirmessen und Schützenfesten, wo das Jungvolk von Nah und Fern sich einfindet, werden die neuen Lieder natürlich wieder gesungen und in die Nachbardörfer und Städte mit heim genommen; so werden sie, hier und dort vielleicht mit Zusätzen und Verbesserungen, in kurzer Zeit Eigenthum eines Gaues, einer Provinz, oft des ganzen Landes. „So ging es, nur geht es noch heute," doch heute in geringerm Umfange, woran hauptsächlich die überreiche und dominirende Kunstmusik Schuld ist, die nur selten noch eine bescheidene Volksweise beachtet werden läßt.

Bei weitem der größte Theil der Volkslieder ist in hochdeutscher Mundart abgefaßt; doch sind auch die Provinzialdialecte in einer nicht geringen Anzahl von Liedern vertreten. Denken wir nur an die vielen Tyrolerlieder, an „die Würzburger Glöcklein" mit dem „schönen Gsait", an „die Würzburger Maideli, die frenzbrave Lait", an die vielen andern bairischen und schwäbischen Schnaderhüpfler, und an das westfälische:

„Et wören twee Königskinner,
Dai hatten enander se laif" u. s. w.

eine Perle des Volksgesangs. Manche dieser sind auch in andere Provinzialdialecte übertragen worden, und die hochdeutsche Uebersetzung hat zuweilen die Originalfassung ganz verdrängt.

Der Gattung nach sind die Volkslieder entweder rein lyrisch, alse Lieder im engsten Sinne des Worts, oder lyrisch-episch, Balladen; nicht selten auch hebt ein Gedicht rein lyrisch an und geht plötzlich in den Erzählungston über, und umgekehrt — Inconsequenzen, welche in der vorhin charakterisirten Entstehung der Volkslieder ihre Entschuldigung finden. Was den Vortrag betrifft, so eignen sich die meisten sowohl zum Chorgesange, als zum Einzelgesange, andere theilen sich ab in Solo und Chor, besonders wenn für alle Strophen ein gemeinschaftlicher Refrain da ist, wenige sind Wechselgesänge zwischen zwei Solisten, z. B. einige Räthsel- oder Frage- und Antwortlieder, und Duette zwischen zwei Liebenden. Meistens aber ist die Singart so, daß der Vorsänger allein die Strophe ganz durchsingt, der Chor aber die zweite Hälfte derselben wiederholt. Zuweilen fällt der Chor nach den einzelnen Zeilen mit einem kurzen Zwischenruf ein, und schließt dann bald die ganze Strophe mit einem längern Refrain. Letzterer paßt seinem Sinne nach nicht immer strict zu dem Gedanken aller Strophen, sondern hauptsächlich zu einer, entspricht aber der Stimmung des ganzen Gedichts, z. B.:

Es wollt' ein Schäfer hüten gehn
Chor: Erele Ringele Rosen —
So fern auf grüner Heide.
Refr.: Berg und Thal, kalter Schnee,
Von Herzlieb scheiden und das thut weh.

Wo er auch die Stimmung nicht festhält, da schlägt er, eben weil er gar nicht zu den übrigen Strophen paßt, ins Komische um und mag dieses gerade bezwecken:

„Es wollt' ein Fuhrmann ins Elsaß fahren,
Und wollte drei Fuder Wein aufladen —
Refr.: Allemaralle — ein'n süßen und ein'n sauren,

ein Schluß, der mit dem folgenden weder dem Gedanken, noch der Stimmung nach etwas gemein hat. Doch lassen wir dies und sehen zu, was das Volk in seinen Liedern singt, welche Töne es anschlägt.

Es spiegelt sich in den Volksliedern das ganze deutsche Gemüth ab, somit kommen auch alle erdenklichen Gemüthsstimmungen darin zu Tage, nur nicht die krankhaften, die in der Kunstpoesie der Jetztzeit eine so große Rolle spielen; man könnte mit Uhland sagen:

„Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt."

Freude, wie Trauer und Wehmuth, Ernst und Spott, Liebe und Leid, Frömmigkeit und resolute Weltlust — alles kömmt in ihnen zu seinem Rechte, zarte Gefühle, wie derbe Ungenirtheit. Bei weitem die Mehrzahl bilden die Liebeslieder, und es begegnen uns deren manche von solcher Innigkeit, so sanftem Hauche, so natürlich starkem Gefühl, wie sie in der gesammten Kunstpoesie ihres Gleichen suchen; und die Liebestreue ist noch nirgends in so hellen glockenreinen Tönen besungen worden, als im deutschen Volkslede. Statt aller diese eins als Probe:

Seviel Stern' am Himmel stehen,
An dem blauen, gülduen Zelt;
Seviel Schäflein als da gehen
In dem grünen, grünen Felt;
Seviel Vöglein als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
Seviel mal seist Du gegrüßt!

Soll ich Dich denn nimmer sehen,
Nun ich ewig ferne muß?
Ach, das kann ich nicht verstehen —
O du bittrer Scheidensschluß!
Wär' ich lieber schon gestorben,
Eh' ich mir ein Lieb erworben,
Wär' ich jetzt nicht so betrübt.

Weiß nicht, ob auf dieser Erden,
Die des schweren Jammers voll,
Nach viel Trübsal und Beschwerden
Ich Dich wiedersehen soll.
Was für Wellen, was für Flammen
Schlagen über mir zusammen,
Ach wie groß ist meine Noth!

Mit Geduld will ich es tragen,
Immer nur den Sinn zu Dir;
Alle Morgen will ich sagen:
O mein Schatz, wann kommst zu mir?
Alle Abend will ich sprechen,
Wenn mir meine Aeuglein brechen:
O mein Schatz, gedenk an mich!

Ja, ich will Dich nie vergessen,
Euden nie die Liebe mein;
Wenn ich sollte unterdessen
Auf dem Todtett schlafen ein:
Auf dem Kirchhof will ich liegen,
Wie ein Kindlein in der Wiegen,
Das die Lieb thut wiegen ein.

Finden wir in dem ganzen Bereich der Kunstpoesie ein so echtes, schönes Liebeslied? Kein modernes „Minnelied" reicht da hinan. — Wie dieses, so haben noch viele andere Lieder das Thema variirt, welches schon unser altdeutsches Nibelungenlied bringt: „wie Liebe mit Leide ze jungest lohnen kann." Wie oft wird der verwünscht, der das

„Scheiden und Meiden erdacht!“ Wie oft weint beim Scheiden das Fräulein sein schneeweißes Tüchlein naß, wenn sie dem Geliebten bis auf die „grüne Heide“ das Geleit gegeben, und er sein „apfelgran Rößlein“ sporn und in der Ferne schwindet! Da meint sie denn wohl, die Heide könne nicht mehr grün bleiben, und die Blumen müßten verwelken und trauern mit ihr:

„Saßen einst zwei Turteltäubchen
Dort auf einem dürren Ast —
Wo sich zwei Verliebte scheiden,
Da verwelket Laub und Gras.“

Traurig mag sie wohl ihres Weges zurückgehen und vereinsamt sitzen in Vaters Haus, ihre Gedanken gehören nicht ihrer Umgebung an, sondern nehmen ihren Flug in die Ferne:

„Wenn ich ein Vöglein wär,
Und auch zwei Flüglein hätt',
Flög' ich zu Dir;

Weil's aber nit kann sein,
Bleib' ich allhier.“

Der nächtliche Traum führt sie zu ihm, und sie ist glücklich; doch der Traum zerrinnt, und:

„Wenn ich erwachen thu', bin ich allein.“

Aber sie weint über die Täuschungen des Traumbildes, dem die Wirklichkeit nicht entspricht:

„Und komm' ich Morgens auf die Gasse,
Sehen's mir alle Leute an:
Meine Augen stehn voll Wasser,
Weil ich Dich nicht vergessen kann.“

Und so von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag nährt sie die Gedanken ihrer Liebe und Treue, sendet Grüße zu ihm mit Wolken und Wind, und alle Waldvögelein fordert sie auf, zu ihm zu fliegen und Botschaft zu tragen von ihr zu ihm, und von ihm zu ihr:

„Frau Nachtigall, Frau Nachtigall,
Grüß mir mein'n Schatz vieltausendmal!
Grüß ihn so hübsch, grüß ihn so fein,
Sag' ihm, er soll mein eigen sein.“

Und wenn der Schatz bis ans Ende der Welt zöge und ausbliebe, Gott weiß wie lange, so heißt es doch:

„Sieben Jahr und noch viel mehr —
Die Liebe nahm kein Ende mehr.“

Solche Treue muß natürlich auch gekrönt werden, und fröhliches Wiedersehen verwischt in einem Augenblicke die jahrelange Trauer. Davon singen manche Lieder. Da aber ist der Schatz bisweilen so grausam und stellt ihre Liebe erst noch auf die Probe; er begegnet ihr etwa als stolzer Reiter am Pfade, wo sie seiner Wiederkehr harrt, sie kennt ihn nicht wieder, er beginnt ein Gespräch mit ihr und erzählt:

„Gestern bin ich geritten durch eine Stadt,
Da hat Dein Liebster Hochzeit gemacht.“

Oder: „Er geht auf Irelands Auen
Mit andern schönen Jungfrauen.“

Nun aber, nicht wahr? nun wird sie fluchen, ihn verwünschen bis in die Abgründe der Hölle — doch nein! hören wir, was sie unter Thränen sagt:

„Ich wünsch' ihm all das Beste,
Soviel der Baum hat Aeste;
Ich wünsch' ihm soviel gute Zeit,
Als Sterne an dem Himmel seind;
Ich wünsch' ihm so viel Ehre,
Soviel als Sand am Meere.“

So zeigt sich ihre Liebe probehaltig, wie sie sich aller Selbstliebe entäußert hat; und in diesem Sinne heißt es anderswo:

„Es hat ein Mädchen einen Knaben lieb,
Viel lieber, als sich selber.“

Wo sie so die Prüfung bestanden, da versteht sich's von selbst wie folgt:

„Was zog er von dem Finger sein?
Von rothem Gold ein Ringelein.
Was zog er aus seiner Taschen?
Ein Tuch schneeweiß gewaschen.
„Trockn ab, trockn ab Dein Aeugelein,
Du sollst ja nun mein eigen sein.“

Aber gibt es denn gar keine Untreue in der Welt? Ach leider! der Jüngling findet's bei seiner Heimkehr auch wohl ganz anders.

„Es fällt ein Reif in der Frühlingsnacht,“ und zerstört die Blaublumen seines Liebesmaien; und wie er mit vollem Herzensgruße zu ihr tritt:

„Gott grüße Dich Hübsche, Dich Feine!
Von Herzen gefallest Du mir,“

da erfolgt die schnöde Antwort:

„Was brauch' ich Dir denn zu gefallen?
Ich habe schon längst einen Mann,
Dazu einen hübschen und reichen, —
Ja ja — einen reichen, —
Der mich wohl ernähren kann.“

Was wird das geben?! Mord und Todtschlag:

„Was zog er aus seiner Tasche?
Ein Messer, war scharf und spitz —
Er stach es Feinsliebchen ins Herze,
Ja ja — ins Herze —
Das rothe Blut gegen ihn spritzt.“

Oder, wenn der Liebhaber nicht so raschen Temperaments ist, so

„zieht er dnrchs Gäßeli abe
Und weinet und truret so sehr.
„Was stört i mit weine und trure?
I ha ja kei Schätzeli mehr.“

Nun aber gibt es keine Lieder, die da klagen und winseln über todte oder gebrochene Herzen; kein dumpfes Hinbrüten und Verzagen an Gott und der Welt, kein Liebängeln mit dem eignen Schmerze, kein Prunken mit innerer Zerrissenheit, wie bei den Weltschmerzpoeten der neuern Zeit, die aus den Fetzen ihres Herzens Gedichte zusammenflicken und sich mit ihren Blaßheinrichswangen wohlgefällig im Spiegel betrachten und sich so ungemein romantisch vorkommen — nein! hier gibt sich die innere Gesundheit auch im Schmerze kund, der Schmerz bleibt wahr, natürlich und ungeschminkt, er wird zu sanfter, inniger Wehmuth, die ja ein Hauptzug im deutschen Nationalcharakter sein soll. Lieder der Art finden sich wunderschöne. Bald auch ermannt sich ein „jung frisch Herz“, rafft sich aus dem Schmerze auf, und ein löblicher Leichtsinn vollendet die Heilung, und der kecke Uebermuth singt:

„Geh Du nur immer hin, wo Du gewesen hast,
Und binde Deinen Gaul an einen grunen Ast!“

Die Welt bleibt doch schön, der Wirth hat kühlen Wein, der auch die Herzenswunden kühlt, und unser Herrgott schuf

„Der Maidli mit Rosen allse viel,
Kann man brechen, wo man will.“

Lieder der zuletzt angedeuteten Art gibt es in Menge, in ihrer kecken Weise höchst anziehend.

Wir sehen hieraus, in allen Tonarten spielt das Volkslied, in Dur und Moll, im Adagio wie im Allegro und Scherzo. Aber freilich wirft Du da mancherlei vermissen — sublime Gefühle, wie sie uns vielgelesene Poeten der Neuzeit ansectrohiren wollten: es werden da „von der weißen Hand keine Thränen aufgetrunken,“ und „die Seele stirbt nicht vor Sehnen,“ und keine „nuselige Weiber vergiften mit ihren Thränen“!

Auch die mannigfachsten andern Lebenslagen finden im Volksliede ihren poetischen Ausdruck, und die Stände sind fast alle darin vertreten, sofern sie nur irgend eine poetische Seite darbieten. So gibt es namentlich viele Jäger-, Hirten-, Bergmanns- und Handwerksburschenlieder, die letztern meistens komisch, so daß der Ton der Gesellenherberge daraus widerklingt; am zahlreichsten aber sind die Soldatenlieder, theils allgemein gehalten, theils mit historischer Grundlage, welche letztere Hofmann von Fallersleben zum Muster genommen hat für seine sehr gelungenen „Lieder der Landsknechte unter Georg Frundsberg“. Aber auch die komischen Seiten mancher Gewerbe sind aufgegriffen und zu Spottliedern verwandt worden; je mehr sich die dabei Interessirten darüber ärgerten, um so lieber scheint es den Spöttern gewesen zu sein, wie folgende Strophe beweisen mag:

„Der Müller gäb' einen Batzen drum,
Wenn man dies Liedlein nimmer sing;
Drum wollen wir's nicht lassen;
Und singen wir's in der Mühl' nicht mehr,
So singen wir's auf der Straßen.“

Digitized by Google

Aus allen deutschen Gauen.

II. Der Vogelsberg.

Von **Theodor Lindewald.**

Mit drei Illustrationen von L. Horst in Gießen.

(Schluß.)

Durch den ganzen Vogelsberg geht der allgemein übliche Aufwand bei häuslichen und öffentlichen Gelegenheiten. Auch da offenbart sich's, wie Aristokraten und Bauern am meisten auf ihren Stand halten. Es müssen, wenn auch in minderem Maße, aber doch immer dieselben Gebräuche und Gerichte da sein bei Arm und Reich, wenn ein Kind getauft, eine Hochzeit gefeiert, ein Todter begraben wird. Wer es anders wollte, würde unauslöschlichen Schimpf auf sich laden.

So ordnet sich bei Taufen alles gleichmäßig. Ist irgendwo von der „Bern-Eller" — der Hebamme — ein junges Menschenkind aus dem Borne geschöpft worden, so begeben sich die nächsten Verwandten und Nachbaren in das Haus, um zu gratuliren. Gewöhnlich geschieht dies mit der Formel: „Unser Herrgott beschere Euch viel Glück zu dem Kind, und mir bestell ich „den Petter" oder „die Gade". Nach einiger Zeit kommt der Vater zu den erwähnten Gevattern, nachdem er dem Pfarrer die Anzeige gemacht, angezogen mit der Eröffnung: „Ich hab Euch bei dem „Perner" verklagt." Damit ist ihnen angezeigt, daß sie jetzt Gevattern sind. Nun erfordert's die Ehre, der „Kindbettersfrau" etwas „ins Bett" zu geben. Jeder Gevatter zahlt daher einen Gulden oder Thaler, je nachdem, und bringt ihr 1½ Pfund Kaffee mit Zucker, worüber derselben die alleinige Verfügung zusteht. Neben diesen Pflichten erwirbt er aber auch gewichtige Rechte. Er darf nämlich sich soviel gute Freunde und Freundinnen, als er will, „auf das Kindbett" einladen. Diese, die sogenannten „Kümper" oder „Züchter", müssen in die Kirche mitgehen zur heiligen Handlung, dann aber im Hause ebenfalls der Wöchnerin ein kleineres Geldgeschenk, zum wenigsten einen Dreibätzner, verehren. Ledige Gevatterstehende werden mit Bändern und Blumen am Rock und Hut geschmückt. Der Kopfputz der Mädchen, der dabei angelegt wird, und aus gebackenen Blumen mit schimmerndem Flitter und Glasperlen besteht, heißt „der Schnatz", und es gilt für eine besondre Auszeichnung, ihn tragen zu dürfen.

Das Kirchlein zu Busenborn.

Fast überall finden wir bei dieser Gelegenheit dieselben Gerichte. Jedem Gaste wird ein halber Laib gut gebackenes Brod vorgelegt, und ein Teller mit Butter, ein andrer mit Wurst oder Käse vorgesetzt. Alles das darf er „bei sich zwingen", wenn er's kann. Was er nicht ißt, darf er mit nach Hause nehmen sonder Gefährde. Bier und Branntwein kann er dazu trinken nach Herzenslust. Dann folgt noch ein „süßer" Kaffee mit Eierwecken oder Kuchen, und unter fröhlichem Gespräch oder lautem Gesange bleibt die Gesellschaft bis Mitternacht beisammen.

Die höheren Orte des Gebirges setzen hierbei den Gästen nur Käse zum Brote vor, und es ist der Hauptruhm alsdann, wer die besten und verschiedenartigsten produciren kann. Freilich an den dabei unvermeidlichen obligaten Geruch darf man nicht denken. Fremde könnten da, auch ohne Wegweiser, das betreffende Haus schon allein finden, wenn sie nur hübsch ihrer Nase nachgehen wollten!

Eingeladenen, aber nicht Erscheinenden, wird ihr Antheil am ganzen Schmause treulich und redlich nach allen Einzelheiten zugeschickt.

Der Bauer von Michelbach bei Schotten hält nach althergekömmlicher Weise seinen Taufschmaus in der genannten Stadt, wohin er eingepfarrt ist. Ohne Rücksicht auf Jahreszeit und Wetter trägt er sein Kind hinunter zur Taufe, um in dem Bäckerhause, wo er einzukehren gewohnt ist, mit den Gästen und der Amme die Kindtaufsbretzel zu essen und sein Gläschen „Bittern" zu trinken. Es freut ihn ganz ungemein, wenn der Bäcker ihm sein Kind lobt, daß er „so einen feinen kleinen Knecht" lange nicht gesehen habe, und er zecht dann doppelt tapfer. Kann man nun noch obendrein, wenn Ledige gegenwärtig sind, den süßen und bittern Branntwein irgend Jemanden verwechseln, so erreicht die Gemüthlichkeit erst recht ihre Höhe.

Aehnlich wie bei Taufen, geht es bei den Hochzeiten her, wenigstens was die Tractamente betrifft.

Man unterscheidet eine erste und zweite Hochzeit. Die erste, auch „die Braut" genannt, ist die eigentliche Verlobung. An einem Sonntag Mittage begeben sich die Verwandten Paarweise, die Männer jedesmal mit dampfender Pfeife, im Zuge in das Haus der Braut. Da wird denn erst schriftlich aufgesetzt, was die jungen Leute mitbekommen sollen an Aeckern, Wiesen, Vieh, Geld und „Montur", und was sich die Alten vorbehalten auf den s. g. „Auszug", ihr Großvatertheil. Ist „die Braut gerathen" — und der, welcher darauf geht, muß, nach dem Sprichwort, „kalt und warm vertragen können" — so wird lustig gegessen, getrunken und wacker getanzt. Die Brautleute tanzen dann dreimal zuerst und allein miteinander, erst mußen sie auch von einem Teller essen.

Wenn aber die Braut aus einem andern Orte stammt, so wird erst vorher eine „Beschauung" bei ihr gehalten. Sachverständige Eltern lassen sich alles, was sie mitbekommt, zeigen, im Feld, im Stall, in Kisten und Kasten. Hat ihnen das Gesehene „angestanden", dann geht der Bursche hin, um es dahin zu bringen, daß „die Braut das Jawort von sich gibt", und er verschmäht es selbst nicht, ist er wohlhabend, um nur zum Ziele zu gelangen, einige Zeit im Heumachen oder Fruchtreschen den unbezahlten Arbeiter abzugeben.

Die Hauptsorge für die „zweite" Hochzeit besteht darin, einen recht flattlichen „Rumpelwagen" oder „Bräutwagen" zusammen zu bekommen. Der Flachs, der schon jahrelang für das Mädchen angesammelt wurde, bildet einen wesentlichen Theil der Ausstattung. Ein Theil des mit Bändern und Sträußen verzierten Wagens wird von ihm eingenommen, der übrige von den Stühlen, dem Tisch, der Lade, den Küchengeräthschaften, dem Bette. Hoch oben aber wird die Braut darauf gesetzt. Sie muß das neue Spinnrad halten, daran ans dem lichtesten Flachs hervor ein buntes Band flattert, und darf keine Nebenstraße fahren, sondern immerfort den gemeinen Landweg. Kommt sie vor der Wohnung an, so „hemmen" mit vorgehaltenen Seilen oder Bändern die Armen; sie muß dann fröhlich die Hände aufthun zum Geben.

Findet nun die Kopulation statt, so schreitet dem Zuge das Brautpaar voraus. Je zwei und zwei folgen die nächsten Verwandten, zuerst die Männer, dann die Weiber, endlich die Kinder. Die Brautleute tragen, sind sie unbescholten, flatternde Sträußeau dem Rock und dem Kopfe, die Braut den oben beschriebenen „Schnatz", der in der Gegend nach der Flurlichen Grenze der „Schappel" heißt und noch viel kostbarer ist, und von Gold- und Silber-Zierrathen förmlich starrt. Bei dem Kirchgange dürfen die jungen Eheleute nichts reden, müssen sich dicht zusammenhalten, auch nicht rückwärts sehen. Sonst kommen die Hexen zwischen sie. Nach der Kopulation bewegt sich der ganze Zug, indem jeder einzelne sein Opfer auf den Altar legt, und dem Pfarrer z. B. die Braut ihr weißes Taschentuch mit dem „Rosmarinkeim" als Gabe bietet, wieder über die Straße zurück ins Hochzeithaus, wo die Alten und Jungen, gesondert, in den Stuben sich erlustigen; an beständigen Tanzen, Singen und Rumoren pflegt's dabei nicht zu fehlen. Die früher großartigeren Hochzeiten, wobei die Musik aufspielt, einzelne sich verkleiden, ein privilegirter Spaßmacher, der „Schampotasch", angestellt und das halbe Ort tractirt und mit Tanz amüsirt wird, sind zwar selten geworden. Jeder Eingeladene muß übrigens den Brautleuten eine s. g. „Bräutgabe", in Geld oder Hausgeräth bestehend, nach der Hand schenken.

In den mehr der Wetteran zu gelegenen Dörfern der Um-

Digitized by Google

gegend von Schotten gibt es bei der Hochzeit zuerst Kaffee und Kuchen, später Braten mit Zwiebelbrühe und gekochten Zwetschen, dann bricht der ganze Hochzeitzug auf aus dem Hause, damit drinnen das eigentliche Mahl zugerichtet werden kann. In Schotten wird ein Umzug bei dieser Gelegenheit gehalten, wobei alle männlichen Gäste, selbst die mitgeladenen Buben, thönerne lange Pfeifen tragen, die mit blauen oder rothen Bändchen versehen sind. Diese Pfeifen werden aber nicht über die Straße geraucht, sondern erst im Hause angebrannt, wo auf jedem Tische Teller mit Tabak, Cigarren und Pfeifen zu weiterem Gebrauche aufgestellt sind. Die fast ganz abgekommenen Thonpfeifchen müssen die Schotter Krämer ständig, um dieses Gebrauchs willen, führen.

Bei Beerdigungen wird zwischen „stillen“ und „aufrichtigen“ Leichen unterschieden. Bei den letztern, den öffentlichen, versammelt sich die Jugend mit dem Küster und Pfarrer vor dem Trauerhause. Der Sarg steht in der Thüre. Die Träger, wozu die nächsten Nachbarn genommen werden, stehen um ihn herum, den Rosmarin im Munde. In der Hausflur schluchzen und weinen die Hinterbliebenen. Nachdem mehrere Verse aus einem Sterbelied abgesungen sind, setzt sich unter dem Geläute aller Glocken der ganze Ort gespeist beim Tröstermahle, und nachher sich drei Jahre als Magd verdingt, um mit saurem Schweiß das Geld dafür wieder zu verdienen?

Hübscher ist die Sitte, daß man jungen Weibern, die im Wochenbette gestorben sind, ein weißes Leintuch über das Grab legt, und die andre, daß die nächsten Freunde ins Trauerhaus Kränze und Sträuße bringen, oder mit Gesangbuchversen und Bibelsprüchen beschriebene Herzen und Schilder, welche man nachher gleichfalls auf den Todtenhügel legt.

Von ungemeiner Wichtigkeit für das Vogelsberger Volksleben ist die Kirmes. Nach ihr richtet sich schon die Zeitrechnung. „Es ist so und so viel Wochen vor oder nach der Kirmes“, heißt es. Jedermann hat da Geld für neue Kleider, Kuchen und Trinken, wenn er auch sonst zehnmal „ein Lump“ ist. Sonntags vorher kommen die Bursche im Wirthshaus zusammen. Jeder, der „Kirmesbursche“ werden will, muß sich da aufzeichnen lassen, nebst dem Mädchen, das er zum Tanze führen will und mit welchem er nun ausschließlich zu tanzen das Recht hat. Am Sonnabend vorher richtet man den Tannenbaum vor dem Wirthshause jubelnd auf, der oben mit einem bänderreichen Kranze verziert ist, und in Erwartung der Dinge, die

Ein altes Vogelsberger Ehepaar.

Trauerzug in Bewegung. Voran trägt man das Crucifix oder das Grabkreuz, dann gehen singend die Schüler, der Küster, die ledige Jugend. Vor dem Sarge schreitet der Pfarrer. Neben demselben gehen, war der Verstorbene unverheirathet, Mädchen, welche Kränze und Kronen aus Flittergold tragen. Hinter dem Sarge kommen die allernächsten Hinterbliebenen einzeln im Trauermantel und Trauerflor, dann, nach dem Grade der Verwandtschaft, die Uebrigen. In derselben Weise rangiren die Weiber. Die Trauernden tragen hier und da noch eine schwarze Hülle über das Gesicht, das s. g. „Gärrgesichirr“ (gärren = weinen). Ist die Einsegnung der Leiche auf dem Kirchhofe vorüber, so kehren alle um nach der Kirche, wo die Leichenpredigt erfolgt, und nach derselben die Personalien des Verstorbenen, welche der Schulmeister auffetzen muß, verlesen werden, bei welchen um keinen Preis vergessen werden darf, alle dörflichen Ehren und Würden, die er bekleidete, einzeln zu benennen.

Nun erfolgt „das Tröstermahl“ oder „der Flannerts“, der officielle Leichenschmaus. Dieser Gebrauch ist dem Bauernstande besonders lieb und werth, und alle Verordnungen der Regierung haben bis jetzt wenig oder nichts daran geändert. Man sieht nämlich den ganzen Schmaus als die letzte Ehre an, die man dem Todten erweist, und je mehr Leute Theil nehmen, um so größer hat man diesen „Istimirt“. Daß bei solchen Umständen 60—80 Pfund Wurst u. m. consumirt und eine erstaunliche Menge Kaffee und Branntwein verlilgt, ja mitunter es den Trauernden so lustig zu Muth wird, daß sie wohl mögen „Schelmenlieder“ singen, Bierhändel machen oder tanzen, ist nichts Unerhörtes. Trotz alledem muß es aber so sein, und wer möchte die Kosten auch scheuen? Hat nicht eine arme Frau in Michelbach, als sie ihren Mann begruben, das ganze Ort gespeist beim Tröstermahle, und nachher sich drei Jahre als Magd verdingt, um mit saurem Schweiß das Geld dafür wieder zu verdienen?

Hübscher ist die Sitte, daß man jungen Weibern, die im Wochenbette gestorben sind, ein weißes Leintuch über das Grab legt, und die andre, daß die nächsten Freunde ins Trauerhaus Kränze und Sträuße bringen, oder mit Gesangbuchversen und Bibelsprüchen beschriebene Herzen und Schilder, welche man nachher gleichfalls auf den Todtenhügel legt.

Von ungemeiner Wichtigkeit für das Vogelsberger Volksleben ist die Kirmes. Nach ihr richtet sich schon die Zeitrechnung. „Es ist so und so viel Wochen vor oder nach der Kirmes“, heißt es. Jedermann hat da Geld für neue Kleider, Kuchen und Trinken, wenn er auch sonst zehnmal „ein Lump“ ist. Sonntags vorher kommen die Bursche im Wirthshaus zusammen. Jeder, der „Kirmesbursche“ werden will, muß sich da aufzeichnen lassen, nebst dem Mädchen, das er zum Tanze führen will und mit welchem er nun ausschließlich zu tanzen das Recht hat. Am Sonnabend vorher richtet man den Tannenbaum vor dem Wirthshause jubelnd auf, der oben mit einem bänderreichen Kranze verziert ist, und in Erwartung der Dinge, die

Ein altes Vogelsberger Ehepaar.

da kommen sollen, tummelt sich die Schuljugend, während die Größeren singen, auf dem leeren Tanzboden herum.

Am Sonntage, nach Beendigung der Mittagskirche, strömen die jungen Bursche zusammen. Einer von ihnen wird verkleidet, er muß den „lustigen Rath“ spielen und die Gesellschaft erheitern. Dann wird das Kirmestuch an eine bunte Stange geheftet, die Musik spielt rauschend auf und nun geht's vor die Häuser, die Mädchen einzeln abzuholen. Weil sich jedoch das erste von ihnen schämen würde, so muß des Wirths Tochter oder seine Magd, selbst wenn sie lange schon das annum discretionis hinter sich hätte, dem Zuge sich anschließen. Der Wirth selbst geht auch mit, er erfrischt die Kehlen der Musikanten mit seinem gefüllten Kruge und hat sich äußerlich in Hemdsärmeln und bleudend weißer Schürze aufs beste herausstaffirt. Vor dem Pfarrhause, dem Schulhause und der Wohnung des Bürgermeisters macht man Halt. Da spielt die Musik zu Ehren ein Stücklein.

So geht's ins Wirthshaus zurück, wo sich unterdessen Schaun- und Trinklustige aller Art eingefunden haben. Die Kirmespaare tanzen die drei ersten Stücke allein, dann treten die Burschen zurück und überlassen den Fremden mehr das Feld, die alte gute Sitte will es so: äußerdem aber ist's ihr Vortheil, denn je mehr Fremde tanzen, um so geringer wird für sie selbst der Beitrag zu den Kosten der Musik.

Der zweite Tag der Kirchweihe gehört mehr den Ortsbewohnern selbst. Am Morgen bringt die Musik den Vornehmeren und Reichen ein Ständchen, und Mittags zur gewöhnlichen Zeit beginnt dann das fröhliche Treiben von neuem, mit Sang und Klang, mit weitschallendem Jubelrufe und derbem Witze und Wort. Denn:

„Heute sein die Bauern lustig,
Heute sein sie toll und voll.“

Digitized by Google

Ohne blaue Mäler und zerschlagene Köpfe geht's aber selten ab. Eine gehörige Balgerei gehört zu einer rechten Kirmes.

Später am Abend tanzen die Männer und Frauen miteinander. Auch da müssen die Jungen ehrerbietig auf die Seite treten. So hat alles seine Ordnung und sein eigenthümliches Leben, namentlich, wenn statt in einem Saale die Kirmes im Freien unter grünen Bäumen, des Dorfes Linden, abgehalten wird, bis am folgenden Morgen, unter trüben Liedern und einem Trauermarsche der Musik, ein alter Topf verscharrt, und also die Kirmes „begraben" wird.

Zunächst nach der Kirmes kommt das Marktgehen an die Reihe. Da der Vogelsberger auf Ackerbau und Viehzucht, seine fast ausschließlichen Erwerbszweige, angewiesen ist, so ist ihm ein Markt von großer Bedeutung. Einer der Vieh- und Krämermärkte, welche mit dem großen Markte zu Gedern beginnen und mit dem kalten Markte zu Ortenberg schließen, unterbricht in etwas die Einförmigkeit seines ländlichen Lebens. Mit seinem Vieh macht er sich schon in der Nacht vorher auf den Weg, um feil zu halten, oder um Neues einzukaufen. Die Bewohner der einzelnen Dörfer haben am betreffenden Marktplatz ihren bestendern Stand, und halten treulich im Handel und Leben ihres Viehes gegen Juden und Metzger zusammen. Am heitersten aber ist doch das Zusammensitzen in den Leinwandzelten, wo man entweder Neuigkeiten erzählt, die landläufigen Spottverse über die Vogelsberger Städte und Dörfer den Fremden aufmutzt, oder „Mintkuff" macht, und neben Bier und Branntwein sein Stück Fleisch mit Zwiebelbrühe genießt, das in einem großen Kessel, unter dem ein munteres Flackerfeuer lodert, gekocht wird. Selbst die, welche gar nichts auf dem Markte zu thun haben, ziehen doch diesem süßen Vergnügen nach, und während der Hauptmärkte zu Herchenhain, Schotten, Ulrichstein ist es darum stiller oft in den Dörfern, als am Sonntage.

Auf den Märkten hat man am meisten Gelegenheit, Land und Leute in selbstständiger Natur zu sehen. Da kommen sie angezogen Groß und Klein mit ihrer altmodischen Tracht, dem schwarzen Hessenhäubchen, flatternden Band und rothem Mieder, den bunten Röcken und hochrothen Strümpfen — die mehr am Ostrande des Vogelsberges wohnenden Leute. Ihnen reihen sich die „Stumpfröcke" des Schwalmgrundes und der Ohmgegend an, und zwischenein drängen sich die weißen hechgethürmten Hauben aus dem Isenburgischen Gebiete des Gebirges, andre Menschen mit anderer Sprache, und doch alle gleich straumne Gestalten, gleich pfiffige Handelsleute.

Sieh dort einen Sichenhäuser, wie er seine selbstgefertigten Mahnen, seine Reibeisen, seine Kleinigkeiten aus Holz, seinen zubereiteten Feuerschwamm anpreist! Freund, solche Sachen, und so billig hast Du all Dein Lebtag nicht gekauft!

Tritt in eine der dunkeln Buden der Schotter Wollweber — auf der ganzen Welt bekommst Du kein besser Tuch, wie hier!

Und was die Nagelschmiede fertigen, an Messern, „Schuhzwicken", Sensen und Sicheln — wo ist's anderwärts so vortrefflich? Oder höre einem Kenner des Viehes zu, wie er ein Stück, das ihm gefällt, herabsetzt, Fehler entdeckt, wie er sachkundigen Blickes weggeht und wiederkommt, bietet und wieder bietet, bis der Handel mit schallendem Handschlag endlich und endlich zu Stande gebracht ist — Du hast dann den Vogelsberger in seiner Glorie vor Dir! Er weiß wohl, was das Geld werth ist und wie sauer es verdient werden muß, darum versteht er sich auf den genauen Handel meist besser, wie ein Jude, und wenn er's recht pfiffig anfangen will, einen guten dummen „Hampel" „über den Löffel zu balbieren", so pflegt er „dumm zu schwatzen", um unter dem Scheine der Biederkeit um so sicherer seinen Zweck zu erreichen.

Auf den Jahrmärkten versorgt er sich auch mit den nöthigen Gegenständen fürs Haus, mit Töpfen, Eisenwaaren, Tüchern, Ackergeräthschaften, hölzernen Trinkkannen (Gelzen genannt) und hölzernen Schuhen, aber auch mit allerlei höchst entbehrlichen Luxusgegenständen. Daß in einem großen Theile des Gebirges die alte Tracht bis auf dürftige Reste verschwunden ist, und neumodischer Anputz, welcher zu dem ganzen Auftreten der Leute wie die Faust aufs Auge paßt, immer mehr aufkommt, daran trägt das viele Marktgehen großentheils die Schuld.

Als kühl und kalt ist der Vogelsberg hinlänglich berüchtigt. Doch ist die Kälte, namentlich im Winter, durchaus nicht so intensiv, als man gewöhnlich voraussetzt. Am ersten fühlt sich der Fremde durch die selbst im Sommer sehr fühlbaren kalten Luftströmungen belästigt, welche über die ungeschützten kahlen Höhenzüge daherbrausen. Die sg. Hessenluft, der schärfste Nordoststurm, ist sprichwörtlich geworden, und sie wird mit Recht sehr gefürchtet. Dann braucht man, nach dem Volkswitz, in dem hochgelegenen Dorfe Herchenhain „drei Mann zu einer Pelzkappe", nämlich einen, der sie trägt, und zwei, die sie ihm halten, von wegen des „stolchen" Sturmes. Wären die Höhen besser mit Wald bestanden, so würden auch die Thäler mehr Schutz haben.

Die sehr reine und gute Luft, damit das Gebirg gesegnet ist, und die, wenn man sich erst einmal an ihre Schärfe gewöhnt hat, äußerst wohlthätig auf die Gesundheit einwirkt, macht im Sommer einer oft sehr starken Hitze Platz, welche drückend auf den Bergen liegt, aber eben dadurch auch die Ursache ist, daß zartere Gewächse sich erhalten lassen und kräftig gedeihen.

Manchmal vermuthen die Bewohner der Niederungen, eingehüllt in kalten, durchdringenden Nebel im Vogelsberg, eine Temperatur zum Umkennen. Aber dann ist daselbst gerade das schönste Wetter, Sonnenschein und ungewöhnliche Milde. In dieser Weise wechselt es häufig in unserem Hochlande. So liegen oft im Thal in erstarrender Kälte die kalten Nebel, kommt man auf die Höhen, so hauchen die, wie erwärmt, den Wanderer an. Doch ist diesen Vorkommnissen nicht überall und immer zu trauen. Man sagt nicht umsonst: „Im Vogelsberg hat's den Tag dreierlei Wetter," um die rasche Veränderung der Temperatur zu bezeichnen.

Im Sommer aber ist's lieblich im Vogelsberg und wer den grünen verborgenen Wald, lebendige, sprudelnde Wasser, saftige Wiesengelände und ein interessantes Thier- und Naturleben sucht, der wende ihm einmal seine Schritte zu, statt der großen Touristenstraße zu folgen.

Zum Beweise für den Leser, daß ihn wenn auch nicht hochromantische, doch liebliche, anziehende Reize erwarten, präsentirt sich ihm hier eine Landschaft unter dem Bistein im hohen Vogelsberg. Das ist jener im Hintergrunde sichtbare Berg, der auf seiner höchsten Spitze mit einer ungehenren, in die Lüfte starrenden Basaltklippe gekrönt ist, auf welcher, der Sage nach, in den Heidenzeiten ein Götzenbild gestanden hat. Heutzutage stecken am Berabend des Pfingstfestes die Bursche von Busenborn unter Gesang jedesmal nach alter Sitte eine mächtige Maie darauf, womit sie der Wetterau den Festgruß entbieten. An dem nördlichen Abhang des Bilstein ist „der Elfelher Keller", eine ziemlich ansehnliche Felsenhöhle, in welcher die Elfe, eine gespenstige Bergfrau, wohnen soll, die man dort kochen, spinnen und ihre Wäsche trocknen sieht. Südlich im Walde bietet sich eine Art Felsenmeer den erstaunten Blicken dar. Große Felsblöcke liegen einzeln, oder in wirren Massen aufgehäuft, auf dem Berggipfel zerstreut, oder auf der mit einzelnen Bäumen und Gebüsch belebten Hutweide unter dem Bilstein. Im Vordergrunde zeigt sich unter Bäumen und Häusern das Kirchlein zu Busenborn, ein roher, aber bei alledem malerischer Bebürfnißbau dieser Vogelsberger Gemeinde aus dem Jahre 1628, nachdem in den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges die Kaiserlichen das Dorf von Grund aus in Asche gelegt hatten.

Der Vogelsberger Winter dagegen ist ein König der Schrecken. Mit treffendem Wort sagt Riehl in Land und Leuten einmal: „Im Schnee liegt wirklich die Poesie dieser Gegenden, die der liebe Gott als Winterlandschaften uneinmal angelegt hat." Der Schnee bildet auch eine unerschöpfliche Quelle der Unterhaltung für das „Spillegehen" und die Spinnstube zu jener Zeit. Man muß solch ein Wetter selbst erlebt haben, das der Vogelsberger ein „Wüsterwetter" nennt, um Respekt zu kriegen vor dem Winter und seinen Tücken. Dann jagt bei dichtem, dunklem Nebel der schärfste Wirbelwind tagelang über die Bergrücken und treibt den Schnee dergestalt durcheinander, daß alle Kenntniß der Gegend nicht vor Verirren schützt, und die kundigsten Leute des geraden Weges verfehlen, oder in den ungeheuerlichen Schneewehen stecken bleiben. In Herchenhain und andern Orten kann man das Wunder dann ersehen, daß der Schnee, wie eine breite Mauer, bis zum zweiten Stocke der Häuser emporragt, und die Buben fahren aus den Fenstern auf der hartgefrornen Eiskruste lustig mit ihren Schlitten herab. Kleinere Hütten sind dort oft förmlich eingeschneit und unter dem Schnee vergraben, und, wie

Digitized by Google

der Schwank es meldet, fremde riskiren dann, daß sie dem Herchenhainer durch ein Loch des Daches ins Haus brechen, dieweil man Schornsteine dort nicht kennt, und daß sie die Hühner auf der Dachfirste scharren sehen. Bei dem „Hitze speienden Ofen" hört sich das alles gar behaglich an, und der Kampf mit dem Schnee ist dem Vogelsberger so wichtig, wie dem Friesen der mit dem stürmischen Meere.

Im Winter 1785 lag der Schnee zu Herchenhain 12 Fuß und höher, und zu Pfingsten in den Hohlwegen bei Brenuges noch 6 Fuß hoch. Wenn darum die Landschaft schon ganz grün ist, kann man doch noch lange im Waldschatten starke Schneereste finden, und daß zu Johanni noch alles erfriert — dafür hat man auch Beispiele. Ist doch einst, nach der allgemeinen Sage, auf dem Herchenhainer Johannimarkt sogar ein Jude erfroren!

Im Winter gestaltet sich das Leben der Vogelsberger stiller. Dann darf er für sein mühsames Arbeiten erst etwas Ruhe sich gönnen. Denn mühsam muß er sein Brot sich verdienen. Schon die Kinder von 6 Jahren treiben Sommers das Vieh einzeln zur Weide und machen Bekanntschaft mit Hitze, Regen, Nebel und „Hessenluft". Die Alten aber placken sich in der kurzen Zeit der Wärme an den steilen und brennenden Bergwänden auf dem Acker herum, während ein großer Theil des jungen Volkes noch in die reiche Wetterau zum Kornschnitt oder zum Dreschen weggieht, so daß sie oftmals, unter heftigem Drange der Arbeit, selbst es nicht scheuen dürfen, in mondhellen Nächten noch ganze Stunden lang zu arbeiten.

Ja, ein unverdrossen fleißiger Arbeiter ist der Vogelsberger, und kann er etwas erwerben, so ist ihm kein Weg zu weit, kein Wetter zu schlecht dazu. Man kann auf ihn mit Recht das alte Wort anwenden:

„Wo Hessen und Holländer verderben
Müssen alle Menschen sterben."

Darum läßt er sich auch so gerne zum Soldaten nehmen, und dient noch abgelaufener Zeit nochmals, um mit den Paar hundert Gulden Einstandsgeld sich ein eigen Hauswesen zu gründen.

Die beiden Charakter-Köpfe, die unser Maler aus der Mitte dieses kernigen, verwetterten Volkes herausgeholen hat, sind stattliche und getreue Originale aus dem Dorfe B. im hohen Vogelsberg, und geben eine Anschauung von einem hübschen alten „Auszüger-Paare", wie es nur der Vogelsberg hervorbringen kann.

Der Mann hat seiner Zeit, als jugendlich kräftiger Bursche, seines „Großherzogs Rock" getragen, und unter den Hessischen Füsilieren die Schlachten bei Jena und Wagram mit geschlagen. In letzterem Kampfe ward er verwundet und gefangen, später wieder ausgelöst und entlassen. Eine kleine Pension erhält er noch jetzt. Sein noch dichtes, nicht vollkommen ergrautes Haupthaar trägt er, nach alter Sitte, lang und über die Stirne hangend, aber die achtzig Jahre, die er hinter dem Rücken hat, haben seine ehedem aufrechte Gestalt gebeugt und einen zitternden Greis aus ihm gemacht. Jetzt, wo er außer der Pflege seiner Enkel nichts mehr thun kann, und daheim meistens einsitzt, sehnt er sich mächtig aus der Welt, und heim zu seinen Vätern.

Die Frau stammt aus Herchenhain, dem höchsten Orte im Vogelsberg und in Hessen; auch sie hat ihr Tagewerk soweit vollendet. Nachdem sie als Bauernmagd verschiedentlich gedient, reichte sie „ihrem Alten" die Hand, und hat durch Fleiß und Sparsamkeit sein Haus zu einer Stätte des Wohlstands und der Zufriedenheit gemacht.

Sobald der Winter ins Land gezogen ist, bildet die Spinnstube den Mittelpunkt der Unterhaltung und der Arbeiten.

Es gibt Spinnstuben zweierlei Art, eine für die Männer, die andere für die Ledigen. Denn auch die Männer gehen, nach dem Abendläuten, mit ihrem Rädlein zu einander, um zu spinnen und allenfalls nachher eine Pfeife zu rauchen, ein Lied zu singen, ein Kartenspiel zu machen oder in einem schnarigen Ritter- und Räuber-Roman zu lesen.

Die Jugend aber kommt ebenfalls gesondert in dem Wohnhause eines oder mehrerer Kameraden zusammen. Erst spinnen die Mädchen, schön angethan und singend, ein Paar Stunden, dann finden sich allgemach die Burschе ein, es wird gelacht und geschерzt, gesungen und erzählt, das Getränk macht seine Runde und schließlich endet das Ganze für gewöhnlich in einem Tänzchen. In älterer Zeit geschah dieses nach dem Tacte des gesungenen Liedes, jetzt fast allerwärts nach der s. g. „Handorgel" oder Harmonika.

Wie sich doch die Zeiten ändern! Mir denkt's noch aus meiner Jugend, daß im ganzen Vogelsberg zur Ersparung des Oels im Winter Späne gebrannt wurden. Man behaut nämlich die besten Buchenspalten ganz gleich, in der Dicke eines Mittelfingers, und hobelt mit dem Spanhobel bis $^1/_4$ Zoll breit ab. Dieser Buchenspan gab ein kurzes, aber helles Licht und erheischte einen besondern „Spanwärter", welcher die „Ösel" oder die verkehrte Seite in den drunter stehenden Zuber mit Wasser fallen ließ, und immer neue Späne auf die zweizinkige Gabel aufsteckte. Auch jetzt ist diese Pesse schon im allgemeinen verschwunden und nur die ärmern und ganz entlegenen Waldbörfer bedienen sich noch des Spans gerade so wie ihre Altvordern.

Auch die Spinnstube, nun von einer Petroleum-Lampe erhellt und nicht so düster, wie früher bei der genannten Beleuchtung, droht eine ganz andere zu werden, wie sie ehedem war. Schon drängt sich das Vergnügen mehr in den Vordergrund, und die Rohheit macht sich mehr denn sonst darin breit, so daß die Regierung und die Kirche nicht umsonst Schranken zieht.

Zwar an dem gewohnten Jubiliren und Singen fehlt's auch sonst nicht. Darin suchen die Vogelsberger ihres Gleichen, sie singen zu allem, bei der Arbeit und zu Hause, dem Weidefahren und über Feld gehen, besonders aber beim Bearbeiten des Flachses, weil, was man besingt, vortrefflich gerathen soll. Aber die alten Erzählungen, die launigen Werte, das Räthselaufgeben, treten in der Spinnstube mehr in den Hintergrund. Noch eine Reihe von Jahren, so sind mit ein Paar alten Augen in jedem Dorfe tiefe Quellen alter Volkslust und Volkserinnerung unrettbar versunken!

Und wie mit der alten Spinnstube, so geht es mit mancher schönen Sitte des religiösen Lebens.

Zwar gibt es noch Gemeinden, wo es eine Wahrheit ist, das umlaufende Sprichwort: „Der Sonntag macht die Woche," und: „Wer nicht zur Kirche geht, ist nicht besser, denn das andre Vieh auch" oder: „Ein schlechter Bauer, dem Sonntags das Sauerkraut schmeckt, ohne Predigt," aber im Großen und Ganzen zahlt auch der Vogelsberg dem Zuge der Zeit seinen Zoll, der auf materiellen Erwerb, als auf das Höchste, hinaussteuert. Und solcher Exemplare gibt's genug aller Orten, auf die Luthers derbes Wort zutrifft: „Ein Bauer ohne Gottesfurcht ist nicht besser, wie sein Gevatter: der Ochs!"

Man kann dies recht sehen an der Art, wie es den Alten im Hause oft von den Jungen „gefocht" wird. Gewöhnlich geschehen die Heirathen sehr frühe, so daß den ebenfalls verheiratheten Sohn, der längst die Dreißig hinter dem Rücken hat, der Vater noch seinen „Bub" heißt, aber, wenn nun zwei oder gar drei alte Leute im Hause sind, das gibt den Jungen denn doch der Last zu viel. Da leben sie zu lange, der „Ellerkränn" und die „Eller", oder sie fassen sich bestimmen, ihren Altentheil unter die Kinder wegzugeben, und dann sind ihre guten Tage dahin, kaum gönnt man ihnen den Platz am Tisch und Ofen oder das Bette mit der frestigen armen Laudecke für die zitternden Greisentage. Ja, es ist etwas an der Vogelsberger Rohheit — die Alten könnten ein schaurig Lied davon erzählen. Die Vogelsberger Rohheit charakterisire ein wahres Stücklein. In Brenugeshain starb vor Zeiten eine Hausmutter, um deren Tod die Kinder bitterlich weinten, während der Vater keine Thräne vergeß. Als ihm seine Kinder entrüstet dies vorhielten, sagte er: „Flennt nur, Ihr Kinder, Ihr habt's auch noth, es ist ja immer Eure Mutter gewesen, — aber wir zwei waren fremd zusammengekommen." Das Weinen konnte also seine Sache nicht sein!

Für gewöhnlich lebt der Vogelsberger sehr einfach. Die Milch- und Hafersuppe Morgens und Abends ist zwar nicht mehr vorhanden, sondern Kartoffeln, Kaffee und Brot an ihre Stelle getreten, übrigens kommt doch wenig Fleisch an alle. Auf Milch und Mehl, nebst den Eiern sehen sie sich bei der Nahrung beschränkt. Darum sagt auch im Volkswitz die Sichenhäuser Frau: „Wißt ihr, was ich thäte, wenn ich Großherzog von Hessen wäre? — Ich äße nichts, wie Weck und Milch, und hernach legte ich mich aufs Heu!" — Nationalgerichte sind Kartoffelbrei, Kartoffelklöße, Kartoffelpfannkuchen, und die festlichste Gelegenheit, „der Zierrath des Winters" — die Metzelsuppe oder der Stichbraten. Sonntags ist

Digitized by Google

es etwas Besonderes, wenn man ein Stück Dörrfleisch und Sauerkraut haben kann, oder ein wenig Wurst und geräucherten Speck. Butter zum Brote kommt selten vor, höchstens bei anstrengenden Arbeiten, dem Holz- und Heumachen, oder wenn „Spillegänger", d. h. Besucher, ins Haus gekommen sind. Aus Butter, Käsen, Giern wird meistentheils die Steuer bestritten und die kleineren Ausgaben für die Woche. Ist der „Mendömann", d. h. der Steuereinnehmer, befriedigt, dann darf man auch an sich selber denken. Am ersten zieht man noch Gewinn, und Reichthum aus dem Mästen der Schweine und der Aufzucht des Jungviehes, obschon die Ausfuhr in Getreide aus den tiefer liegenden Thälern keineswegs eine unbeträchtliche genannt werden kann.

Wer noch etwas von Tracht im hohen Vogelsberg sehen will, der muß nach Herbstein gehen. Dieses ehemals Fuldische, und im evangelischen Vogelsberg einzig katholische Städtchen, hat noch ziemlich treu, gerade durch die religiöse Isolirung, sich seinen alten Typus gewahrt. Bemerkenswerth ist's aber überall, wo sich sonstihin noch nationale Anzüge erhalten haben, daß die Weiber länger dabei halten, wie die Männer, die katholischen Orte mehr, wie die evangelischen, und daß auch den kleidsamsten Trachten am Fuße des Gebirges schon die Art an die Wurzel gelegt ist, indem die lebhaftesten Farben der einkönig schwarzen oder dunkelbraunen zu weichen beginnen.

Doch wollen wir auch den interessanten Punkt nicht mit Stillschweigen übergehen, daß an etlichen Orten der Ostseite des Vogelsberges noch heute nach 1800 Jahren die Weiber und Mädchen ihr blondes Haar tragen genau nach Tacitus Berichte, zusammengebunden am Wirbel, dann rund in den Zöpfen um den Kopf gelegt und mit einem hölzernen Pfeile zum Festhalten durchstochen.

Ist nun nicht überall das Alte so treu und zäh geblieben, wie hier, so dürfen wir nicht vergessen, daß auch die heutigen Volkstrachten zu ihrer Zeit einmal andere verdrängt haben, und daß auf diesem Gebiete ein Wechsel immer gewesen ist.

Wie vieles ließe sich hier noch sagen, wie manches erzählen aus dem Vogelsberg! Doch wir legen die Feder nieder. Vor der Hand sei das Gegebene dem Leser genug aus diesem „verrufenen Strich" deutschen Landes. Vielleicht findet er jetzt das Lied nicht ganz unberechtigt, dessen Ende also lautet:

„Der Buggelsbährt, der Buggelsbährt
Jäm Lüne[1] Hesse-Lahrt[2],
Wär' ben närr[3] lobt zan jirres[4] Schdond[5],
Daas las à Schlächtkopp[6] auffem Grond —
Der dutte aas Ulvoerschdahnd[7]!"

1) Im lieben. 2) Hessenland. 3) Wer. 4) nicht. 5) jeder. 6) Stunde. 7) Einfaltspinsel. 8) Unverstand.

Am Familientische.

Ein höchst origineller Küchenzettel

war es, der die Gerichte enthielt, welche Kaiser Karl V. bei seiner Anwesenheit in Schwäbisch-Hall dem von ihm geladenen Rathe und den Bürgern der Stadt vorlegte. Ein Zeitgenosse und Augenzeuge schildert diese Collation folgendermaßen:

„Vor der Mahlzeit ließ der Kaiser zwo Meß vor der Stuben lesen, die eine war pro defunctis, für sein abgestorben Gemalin gewesen; drauf ist er zu Tisch gesessen und hab' ich Jerg Widmann Ihn, wie dann vormals auch ohne allen Pomp neben ihnen und nachgelangte (Ge) Richten essen: nemlich Weinbeer mit Magenschmalz (?) lauter gebratne Eier doppelt über einandergeführt, zween dünne Dierstlin, gedämpfte Nüblein, gebackne Schnitten, einen Brey mit einer Dotten bedeckt, eine Erbissuppen mit Weg grob eingeschnitten mit Erbissen wohl überfast und brav geschmälzet, darauff eine gebörte Forellen, verlorne Eier, Stockfisch in Schmalz gesb und weiß gesotten, blau gesotten Karpfen danach etwas Ruberes dabei wie Pommeranzen; heiß Hebt gesotten, Krehm (Grüne) mit Mandeln, gebacken Hagen wie Mürb und Eier gemacht, Birn, Reis in Mandelmilch, Bratwürst mit Caperen, gebackne Kettlein, Hippen und Confect. Endlichen war auch Hantwasser darbei. Der Kaiser that nur drei Trünk aus einem venedischen Glas und hielt gar keinen Pracht. Nach, eingenommener Mahlzeit saß der Kaiser von Stund an zu Pferd; vor dem Haus, gab er dem Städtmeister und etlichen des Raths die Hand, gegen dem Volk und der ganzen Bürgerschaft, so auf dem Markt gestanden neigte er sich mit dem Haubte, darnach zog er von hinnen auf Crailsheim."

Man muß gestehen, daß dem Kaiser, und wenn er nur etwas von jedem der angezeigten Gänge genoß, neben seinen übrigen bedeutenden Eigenschaften auch die eines guten Magens innewohnte. Indessen mag ihm wohl gut gebissen worden sein.

An den Küchenzettel möge als Curiosum geknüpft werden, daß man (ein Umstand, den wohl viele unserer Leser nicht wissen) bereits im Jahre 1480 Marzipan verfertigte. Es ist dies vielleicht Art des Confects, welches in mancherlei Gestaltungen noch heute die Weinachtstische erhöhen hilft. Zuerst ward es am päpstlichen Hofe bereitet und genossen. Sein Name schreibt sich von seinem Erfinder her, der „Mazo" hieß. Doctor Noff in seinem Confectbuch (Frankfurt 1549) sagt: „Dieser Zeit kein die Crafftkrod, so wir ihrem Ursprung nach, dieweiter sie erstlich von den Welschen erfunden Marzapan nennen auf Welsch, die allergebrauchlichsten; nach dieser Zeit mehr zu Gast in Panketen, dann von den Kranken gebraucht." Marzipan scheint also auch eine Art Stärkungsmittel gewesen zu sein. B.

Englische Zeitschriften.

Der Omnibus hielt an der Ecke der Sloane Street. Mit mehreren anderen Herren schickte ich mich an, einzusteigen, um den langen Weg nach der City etwas abzukürzen. Eine Schar junger Burschs stürzte auf uns zu, einen Pack nach dahlbeutender Journale in den Händen. „Daily Telegraph, Sir? Times, Sir? Punch, Sir? London Journal, Sir?" so brüllten sie uns entgegen. Im Umsehen waren sie einen großen Theil ihres Vorrathes los; denn in London liest Jedermann in den zahllosen Fahrwegen, welche die Straßen unaufhörlich durchkreuzen. An jedem längeren Haltepunkte wiederholte sich diese Scene, und immer mit demselben Erfolge.

In einzelnen Nummern, auf der Straße, auf den Eisenbahnstationen, in Zeitungsläden, findet der größte Absatz der ächten Blätter statt, welche in England herauskommen. Im Jahre 1854 erschienen 624 Zeitschriften, darunter 19 tägliche, neben 4—500 Magazinen und Revuen in Großbritannien und Irland. Im Jahre 1864 war die Zahl auf 1250 Zeitschriften (72 tägliche) und über 600 Monats- und Vierteljahrsschriften gestiegen. In London allein kommen 9 große Blätter täglich heraus, der Expreß und die Sun in ca. 5000, der Daily Telegraph, der durch seinen billigen Preis (1 Penny die Nummer) selbst die Times (die das Dreifache kostet) überflügelt hat, in 100,000 Exemplaren. In noch größerer Anzahl werden die Unterhaltungsblätter verbreitet; Charles Dickens Wochenschrift: All the year round wird in mehr als 120,000 Exemplaren verkauft; das erst im letzten Jahre bestehende Monatsblatt: Good Words hat es bereits auf 150,000 Abnehmer gebracht. Das altbewährte Chambers Journal, das sich seit Jahrzehnten ohne Illustrationen gehalten hat, erscheint in 200,000 Exemplaren. Noch höher — nach einigen Angaben bis zu 300,000 — soll das London Journal, einer der schlechtesten Londoner Pennyblätter, steigen.

Woher kommt dieser ungeheure Erfolg? Wie wie es früher, bei Gelegenheit der Times anführten, trägt das Annoncenwesen viel dazu bei. Auch die Aufbedung der Stempelsteuer hat viel dafür gethan. Dazu kommen die unglaublich hohen Honorare, wodurch die Blätter die hervorragendsten und bedeutendsten Geister in ihre Dienste ziehen und dadurch ihren Spalten einen dauernden Werth verleihen. Der Verleger von Good Words erzählte mir, daß er einigen seiner besten Mitarbeiter 6 Guineen (42 Thlr.) für die Spalte (Kl. Quart) d. h. 96 Guineen oder 672 Thlr. für einen Bogen bezahle. Die Verfasserin des John Halifax, Miß Mulock, erhielt von ihm für den einen Roman: Mistress and maid (ein Band der Tauchnitzausgabe) 1000 Pfund und wahrte sich das Recht der gesonderten Veröffentlichung in Buchform. Die journalistische Presse der Jetztzeit ist so zum Mittel geworden, das die bedeutendsten Männer anwenden, um auf den Haupt- und Nebenstraßen des Volks die Erzeugnisse ihres Genies und die Ergebnisse ihrer Forschungen zu verbreiten. Dadurch haben Macaulay, Dickens, Thackeray, Douglas Jerrold, Hood u. A. den Grund ihres Ruhmes gelegt. Dadurch werden aber auch die besseren Blätter so fesselnd und anziehend, daß ihnen die Leser und Käufer tausendweise zuströmen.

Bon einigen niedrigeren und zum Theil sehr unedlen Mitteln und Wegen, die Blätter unter die Leute zu bringen, soll ein anderes Mal die Rede sein. R. K.

Das glücklichste Geschöpf der Welt.

Nach der Ansicht der Negersklaven auf Cuba ist das Schwein das glücklichste Geschöpf der ganzen Welt, denn," sagen sie, „der arme Neger muß arbeiten, selbst der Herr geht den Geschäften nach, Pferde und Rinder müssen tragen und ziehen, der Hund muß wenigstens Wache halten — nur das Schwein hat nichts zu thun als zu fressen und dann auszuruhen, es ist der eigentliche Gentleman." B.

Zur Notiz für den Verfasser der „Wunderlichen Worte"

in Nr. 14 des Daheim.

„Blau mourant" heißt „blaßblau", nicht schwarzblau. Die Correspondenz aus dem Französischen stammt aus Berlin. Ein Regiment der Besatzung von Berlin vor 1806 hatte blau mourant Aufschläge, Kragen und Rabatten, und als Ueberbleibsel der Friderieianischen Zeit wurde die Farbe stets „bleu mourant" genannt, woraus im Namen der Gemeines des Regiments schon längst „blümerant", und dann berlinisch „blümerant", auch „plümerant" geworden war. Frank Verena.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des „Daheim" in Leipzig, Postst. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Kornig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im Januar 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 18.**

Tupa, das Indianermädchen.

Von **Ernst von Bibra.**

(Fortsetzung.)

Dann sah Benito, wie der wohlriechende Lorbeerbaum seine tief dunkelgrüne Blätterpracht entfaltete, er bewunderte die geschmeidigen Blattformen des Cingue, den Peumo mit seinen hochrothen Beeren, und die Myrthen reichlich vertreten durch vielfache Arten, und eine wundervolle Abwechslung bietend, durch Blatt, Blüthe und Frucht, alle aber übertroffen von ihrer Königin, der Luma, die weithin einen trefflichen Wohlgeruch verbreitet, die mit einer Anzahl von glänzenden, weißen Blüthen übergossen ist, und deren Rinde eine prachtvolle rosenrothe Farbe trägt.

Bisweilen wichen die Bäume zurück und gaben tiefgrünen Waldwiesen Raum, und rückte der Wald dann wieder näher, so schien er verändert und meist aus zierlichen, kleinen Tannen gebildet. Der Avellano mit seinen hellgrünen schlank geformten Blättern und mannigfach gefärbten Früchten, der Canello, ausgezeichnet durch die Regelmäßigkeit, mit welcher er seine Aeste ausbreitet, und meist umschlungen von der schönsten aller Schlingpflanzen, der Copigne, welche ein aus scharlachrothen Blüthen geflochtenes Gewinde zu sein scheint, und hundert andere kleinere Baumarten und zierliches Gesträuche, ersetzten hier die gigantischen Formen von vorhin.

Wieder an anderen Stellen schien der Wald eine Masse geworden zu sein durch eine ungeheure Menge von Schlinggewächsen, welche Stamm- und Astwerk aller Bäume verflochten, und von den Gipfeln derselben wieder auf die Erde stiegen, und sich durch neu geschlagene Wurzeln zu kräftigen schienen, um ihr Werk aufs neue zu beginnen.

Benito blickte verwundert und entzückt auf diese ihm ganz neue Welt, und nachdem er die Bewohner dieser Wälder glücklich gepriesen hatte, begannen allerlei kleine Annexionsgelüste in ihm aufzusteigen.

„Diese dummen Wilden," sagte er zu sich selbst, „sind eigentlich gar nicht würdig, die Herren dieser prachtvollen Gegend zu heißen. Sie begreifen und fassen auf seinen Fall ihren Werth. Stumpfsinnig passen sie auf alle diese Schönheiten, und gedankenlos betritt ihr ungeschlachter Fuß diese reizende Pfade. Aber Geduld! Wir werden uns ein wenig umsehen, wir werden Pläne dieser Berge und Schluchten zeichnen, wir werden lernen, wie diese Indianer ihre Lanzen führen, wie sie den Feind angreifen und wenn wir gelernt haben, ihre einfältige Sprache zu sprechen, müßte es doch sonderbar zugehn —

„Seid willkommen auf dem Gebiete der Araucaner, Senner Offizier", sagte in diesem Augenblicke dicht neben Benito eine Stimme in spanischer Sprache, seid willkommen, und erlaubt, daß ich Euch zu denen geleite, welche Euch erwarten."

Benito zog unwillkürlich die Zügel seines Pferdes so heftig an, daß es sich bäumte, denn er war erschrocken, wie das wohl so ziemlich jedem begegnen wird, der so plötzlich und unerwartet angesprochen wird. Im andern Augenblicke und als er sich hierüber zu ärgern begann, bemerkte er aber, gewissermaßen zu seiner Beruhigung, daß es seinem Diener gleich ihm ergangen sein mußte, denn auch jenes Pferd bäumte sich hoch auf.

Die beiden Araucaner, welche so geräuschlos herbeigekommen waren, schienen nichts weniger zu bemerken als die Bestürzung, welche sie veranlaßt hatten, sondern ritten schweigend und mit abgenommenen Mützen neben Benito und seinem Diener, und nachdem der erstere den Gruß des Indianers erwidert hatte, sagte dieser:

„Da Ihr Eure Leute ohnfern unserer Grenze zurückschicktet, so schlossen wir, daß eine zahlreiche Begleitung Euch lästig wäre, und kommen deshalb auch nur zu Zweien."

„Die Schlingel haben mich also schon im Auge gehabt, noch ehe ich ihr Gebiet betreten," dachte Benito, „und spielen noch dazu die Anstandigen, indem sie thun, als wüßten sie nicht, daß mir nur ein Mann zur Begleitung gestattet ist."

Er sagte indessen nichts hierauf Bezügliches, sondern begann mit seinem Begleiter über die Schönheiten des Waldes zu sprechen, durch welchen sie dahin zogen.

Der Araucaner verhengte sich:

„In Eurem glorreichen Vaterlande befinden sich, wie wir erfahren haben, die schönsten Wälder der Welt," sagte er.

Dann fragte Benito nach dem Namen eines Baumes, der ihm unbekannt war.

Digitized by Google

„Wer kann die Namen aller Bäume behalten?“ versetzte der Indianer, indem er die Schulter zog.

Jetzt ritt man an einem Gehöfte der Coligue*) vorüber, welches so dicht war, daß es schien, als könne man nicht mit der flachen Hand zwischen den einzelnen Stämmen eindringen.

„Ah,“ rief der junge Chilene, „dies ist das Rohr, aus welchem Ihr Eure berühmten Lanzen verfertigt!“

Der Araucaner schlug mit allen Anzeichen der Bewunderung die Hände zusammen, als habe er jetzt erst die großen silbernen Sporen Benitos erblickt.

„Senner,“ sagte er mit entzückter Miene, „nie in meinem Leben habe ich so außerordentlich schöne und kostbare Sporen gesehen, als die Eurigen!“

Benito schwieg jetzt und nach nicht langer Zeit öffnete sich der Wald und ließ Fruchtfelder und in einer geringen Entfernung ein ziemlich großes Dorf erblicken.

Die beiden Araucaner erklärten jetzt mit höflichen Worten, daß sie voraus reiten und die Ankunft der geehrten Gäste verkünden wollten, und nachdem sie sich entfernt hatten, sagte José lachend zu seinem Herrn:

„Ich habe in meinem ganzen Leben keinen einfältigern Burschen getroffen, als diesen Wilden. Er hat mir auf alle meine Fragen nicht eine einzige vernünftige Antwort gegeben.“

„Und ich,“ erwiderte Benito, „habe niemals größere Spitzbuben gesehen, als diese beiden Kerle. Erfahren habe ich bis jetzt nur das eine, daß ich nicht ihre Sprache zu lernen brauche, um von ihnen gestoppt zu werden.“

Die „berühmte“ Lanze sah er jetzt übrigens zum ersten Male, und das zwar an seinen beiden Begleitern selbst, die vor ihm dahin ritten. Sie hing an einem dünnen, bis zur Erde reichenden Lederriemen vom Sattel, und wurde auf dem weichen, moosigen Boden des Waldes unbemerkt mit fortgezogen. Als die Indianer das Dorf erreicht hatten, nahmen sie die Waffe auf und führten sie nach Art unserer Lanzenreiter.

Benito sah jetzt, daß fast alle Häuser des Dorfes mit einer Art von Palisadenzaun umgeben waren, und daß man durch ein großes Thor in das Gehöfte gelangte. Das eigentliche meist aus gebrannten Steinen aufgeführte Wohnhaus stand in der Mitte des eingefriedigten Raumes und zu beiden Seiten niedere Gebäude, welche zum Theil ebenfalls bewohnt schienen, theilweise aber offenbar Vorrathshäuser oder Scheunen waren. Einfachere und nicht mit einem Zaun umgebene Wohnungen schienen ärmeren Leuten anzugehören, der ersteren waren aber mehrere, und alle diese Häuser lagen in ziemlich weitem Abstande, wohl hundert Schritte weit von einander entfernt. Benito wunderte sich einerseits über die Reinlichkeit, welche allenthalben herrschte, und war ebenso erstaunt, daß viele größere Häuser mit Glasfenstern versehen waren, am meisten aber fiel ihm auf, daß niemand seine Ankunft zu bemerken schien und daß sich keine Neugierige versammelten, um ihn in Augenschein zu nehmen. Nur einige Male kam es ihm vor, als werde er von einem der kleineren Seitengebäude aus beobachtet.

Er hatte indeß nicht lange Zeit, Betrachtungen anzustellen, denn er erblickte jetzt seine beiden früheren Begleiter, welche sich zu beiden Seiten eines Thores aufgestellt hatten, und unter demselben stand ein Mann, der unzweifelhaft ein Häuptling war, welcher ihn erwartete.

Er trug, wie die andern, den Poncho und lange weite Beinkleider von Linnen, und sein Haupt war mit einer hohen und spitzen Filzmütze bedeckt, aber sein Poncho war von einem äußerst feinen Gewebe, welches Benito, als Chilene, wohl zu schätzen wußte, und in seinem Gürtel steckte ein kostbares mit Silber und Gold reich verziertes, langes, dolchartiges Messer.

Es ist in Chile, sowie überhaupt allenthalben an der Westküste Südamerikas Gebrauch, in kein Haus, keinen Hofraum, keinen Garten, und überhaupt nirgends einzutreten, ja selbst nicht vom Pferde zu steigen, wenn man nicht durch Rufen oder Pochen sich vorher bemerkbar gemacht und vom Eigenthümer die Erlaubniß hierzu erhalten hat, und diese Sitte wird selbst von den nächsten Anverwandten des Hauses strenge aufrecht erhalten.

*) In der That bildet diese Bambusee, welche eine Höhe von 30 bis 40 Fuß erreicht, nicht selten ein so undurchdringliches Buschwerk, daß man eher eine feste Wand vor sich zu haben glaubt, als ein Stück Pflanzenwuchs. Die gefürchtete Lanze der Araucaner ist aus diesem Rohre gefertigt.

Im gegenwärtigen Falle jedoch erschien eine Anfrage überflüssig, denn der Häuptling trat, als Benito herangekommen war, auf ihn zu, lud ihn ein abzusteigen, begann aber nun, alsbald ein anderes Ceremoniel, welches nur in Araucanien gebräuchlich, und von welchem Benito zwar gehört hatte, das er aber keineswegs in seiner ganzen Ausdehnung kannte.

Es bestand dies in einer Anzahl von Fragen nach dem Wohlbefinden und guten Stande von Individuen und Gegenständen, an welchen der Gast möglichst, ja häufig fast unmöglicher Weise einiges Interesse haben konnte.

Der Häuptling frug ihn nach seinem eigenen Wohlbefinden, nach dem seiner Eltern, seines Großvaters und seiner Großmutter, seiner Weiber und seiner Kinder!

Benito versetzte, daß seine Eltern längst gestorben, und daß er selbst weder Weiber noch Kinder besäße, worauf der Häuptling sich würdevoll lächelnd verbeugte und sagte:

„Schön, sehr schön!“

Dann frug er nach dem Befinden seiner Pferde, seiner Hunde, seiner Katzen und nach dem Stande seiner Herden.

Benito, der jetzt ein wenig zu begreifen begann, erklärte ernsthaft, daß die Gesundheit aller dieser Thiere nicht das Geringste zu wünschen übrig lasse.

„Wie aber,“ sagte der Häuptling mit besorgter Miene, „wie ist der Bestand Eurer Felder, Eurer Wiesen, Eurer Kleeäcker, wie stehen Eure Obstpflanzungen, Eure Gemüse, Eure Weinberge? Wie stehen jene Eurer Freunde und Verwandten, wie habt Ihr überhaupt alle Felder und Pflanzungen auf Eurem Wege zu uns gefunden?“

Benito, der sich, wie die meisten jungen Leute, am nichts weniger als um den Stand der Aprikosen gekümmert hatte, erklärte dennoch, wie er zu seiner großen Befriedigung wahrgenommen habe, daß der Stand aller Früchte allenthalben ein äußerst vortrefflicher sei und die auszgezeichnetsten Ernten verspräche, worüber der Häuptling eine außerordentliche Freude bezeigte, dann aber schweigend und ohne sich zu rühren, vor Benito stehen blieb.

Da dieser nun die Personen und Gegenstände ersahren hatte, nach welchen auch er jetzt den Häuptling fragen müßte, so that er dies in derselben Reihenfolge, erhielt die befriedigendsten Antworten und endlich umarmte ihn der Häuptling zweimal auf äußerst förmliche Weise und lud ihn ein, seine geringe Wohnung mit seinem Besuche zu beehren.

„Schön,“ dachte Benito, „wenn alles hier im Lande auf diese umständliche Weise betrieben wird, so werde ich ein Jahr lang Zeit haben mich umzusehen, und unser Geldgeschäft wird ohne Zweifel nicht vor einigen Monaten in Angriff genommen werden.“

Er war daher einigermaßen erstaunt, als der Häuptling, sobald man die Stube betreten hatte, ohne weitere Umschweife sagte:

„Ihr habt das Geld und ich habe die Quittung, tauschen wir also aus!“

Er überreichte bei diesen Worten Benito eine aller Form entsprechende, treflich geschriebene und mit der Namensunterschrift verschiedener Häuptlinge versehene Quittung, und diesem blieb nichts übrig, als sein Geld aus dem Gürtel zu ziehen und aufzuzählen.

Der Häuptling überflog die Summe mit dem Blicke eines gewandten Geschäftsmannes, schob sie schweigend in seine Tasche und nachdem der junge Offizier seine Quittung ebenfalls eingesteckt hatte, war das Geschäft in wirklich überraschender Weise abgemacht, und nachdem Geld und Quittung verschwunden, öffnete sich eine Thüre, drei oder vier junge Frauen traten ein und es wurden nun rasch alle Vorbereitungen zu einem Mahle getroffen.

„Wahrhaftig,“ dachte Benito, „alles geht hier wie am Schnürchen, und es will scheinen, als sei jedem seine Rolle im voraus zugetheilt, jedoch, wir werden sehen!“

Dem Mahle that der junge Mann übrigens alle Ehre an, und fand, daß die Bereitung der Speisen sich kaum in etwas von der in Chile gebräuchlichen unterschied. Auch die Stube, in welcher man sich befand, glich vollkommen jener eines wohlhabenden Landmannes in seinem Vaterlande.

Was die eingetretenen Frauen oder Mädchen betraf, so bedienten sie schweigend und unterwürfig die beiden Männer, welche allein Platz genommen hatten, und in der That ging wirklich alles am Schnürchen, denn der Häuptling wechselte keinen Blick, viel weniger ein Wort mit einem der dienenden Geister.

Digitized by Google

Im übrigen trank man blos Wasser, und Benite dachte, daß er auf diese Weise kaum im Stande sein werde, irgend jemand niederzutrinken, um ihm ein Geheimniß zu entlocken.

„Wollt Ihr mich nicht mit Eurer Familie bekannt machen?“ sagte er endlich, nachdem das Mahl, wie es den Anschein hatte, beendet war.

Der Häuptling sah seinen Gast mit einem offenbar ungeheuchelten Ausdrucke des Erstaunens an.

„Familie?“ sagte er.

„Nun,“ erwiderte Benite zögernd, „ich meine Eure liebe Frau und die lieben Kinder.“

Nach einigen Augenblicken schien der Araucaner zu begreifen. Er stieß einen eigenthümlichen langgezogenen Kehllaut aus.

„Ich habe gegenwärtig,“ sagte er, „da schlechte Zeiten und alles theuer, nur fünf Weiber, außer denen, welche uns das Essen brachten, und die Kinder, —“ er ließ abermals jenen Kehllaut hören, „die Kinder!“

Es kam Benite vor, als unterdrücke sein Gastfreund gewaltsam ein Lächeln über dieses sonderbare Begehren seines Gastes, indessen fügte er sogleich mit großer Höflichkeit hinzu:

„Wenn es Euch aber gefällig ist, so wollen wir zu unseren jungen Leuten gehn, welche vor Begierde brennen, Euch kennen zu lernen.“

Benite erwiderte, daß ihm dies das größte Vergnügen bereiten würde, und folgte dem Häuptlinge, der ihn durch das Dorf und auf den ziemlich nahe gelegenen Wald zu führte.

Es schien das Dorf jetzt nicht mehr so vollkommen menschenleer zu sein, als vorhin beim Einzuge Benitos. Einige Frauen und etliche, wie es schien, alte abgelebte Männer kauerten vor ein Paar Häuseru, aber niemand erhob sich, die Vorübergehenden zu begrüßen, nur kam es Benite vor, als blickten die Frauen verstohlen nach ihm hin.

„Es ist doch wenigstens *etwas*,“ sagte er zu sich selbst.

Dann suchte er ein Gespräch mit dem Häuptling anzuknüpfen, und um das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, sagte er:

„In dieser Dorfschaft mögen wohl an fünfzig bis sechzig streitbare Männer vorhanden sein?“

„Nun,“ versetzte der Häuptling, „es kömmt vor, daß bisweilen selbst Greise und Knaben fechten, zu andern Zeiten wieder bedarf man nur weniger Krieger.“

Da man eben an einem der letzten Häuser des Dorfes vorüberkam, dessen Hofraum mit hohen und starken Pallisaden umgeben war, so blieb Benite einen Augenblick stehen, und indem er auf die derben in die Erde gerammten Pfähle zeigte, bemerkte er:

„Wenn das Dorf angegriffen werden würde, müßte dies ein treffliches Vertheidigungsmittel abgeben.“

„Wer wird das Dorf angreifen?“ erwiderte sein Begleiter, indem er freundlich lächelnd die Schulter zog und schweigend weiter schritt.

Benite schwieg, einigermaßen verstimmt, ebenfalls.

Der Häuptling hatte ihn mit einem Schwalle einfältiger Fragen empfangen und mit dem abgeschmacktesten Ceremoniell von der Welt, dann hatte er ihm sein Geld ohne alle Ceremonie abgenommen, und von dort an bis auf den gegenwärtigen Augenblick hatte Benito eigentlich kein einziges Wort von Bedeutung von ihm vernommen, denn bei Tische sprach er von den Speisen oder forderte ihn zum Essen auf, und jetzt gab er ausweichende Antworten.

Dann stiegen bei dem jungen Chilenen allerlei Bedenken auf, bezüglich der so ausnehmend sauber geschriebenen Quittung, welche der Häuptling ihm ausgehändigt hatte.

„Sollte der braune Kerl mit seinen knorrigen Fingern solche Buchstaben malen können? Ich brächte es kaum so zusammen,“ dachte er. „Wir werden indessen sehen. Die jungen Leute, die vor Begierde brennen, mich kennen zu lernen, werden nicht so verstockt sein, wie dieser alte Spitzbube.“

Man hatte unterdessen den Wald erreicht und war nach kurzer Zeit wieder an eine fast kreisförmige freie Stelle gekommen, woselbst sich etwa fünfundzwanzig bis dreißig Männer versammelt hatten.

Benite begriff, daß dies die „jungen Leute“ seien, welche seine Bekanntschaft machen wollten, gleichzeitig sah er, daß man beabsichtige, ein Zechgelage zu halten, und daß, wie es den Anschein hatte, jene offenbar durch die Kunst erweiterte Waldlichtung nicht selten zu dergleichen benützt wurde.

Verschiedene große, vasenähnliche Gefäße von gebranntem Thon, wie solche auch in Chile zur Aufbewahrung des Weins benützt werden standen rings umher vertheilt und die Männer hatten sich bereits gruppenartig um dieselben gelagert, und auch seinen Jefé sah er unter denselben und glaubte zu bemerken, daß sich derselbe offenbar in der heitersten Laune befand.

Als aber der Häuptling mit seinem Gaste erschien, erhoben sich alle und grüßten höflich, wenngleich nicht besonders unterwürfig, und während hierauf das bereits begonnene Fest seinen weiteren Fortgang nahm, führte der Häuptling Benite zu einem Steinsitze, offenbar zu einer Art von Ehrenplatze, woselbst sich bereits der Araucaner befand, welcher ihn des Morgens im Walde empfangen hatte.

„Immer einzig und allein diese beiden langweiligen Menschen,“ sagte Benite zu selbst; als er aber sah, daß auch sein Diener sich in der Gesellschaft seines Begleiters von heute morgen befand, dachte er, daß ohne Zweifel keiner der anderen der spanischen Sprache mächtig sei, und gab sich zufrieden. Bald fand er auch, daß seine Vermuthung ihn nicht getäuscht hatte, denn als er die Runde unter den auf der Erde Gelagerten machte und mehrere derselben ansprach, zogen jene entweder schweigend die Schulter oder sie stießen sonderbare, ihm vollständig unverständliche Kehllaute aus. Er begab sich daher, nachdem er Jefé ermahnt hatte, nicht zu viel zu trinken, wieder zu seinem Sitze zurück und war froh, wenigstens zwei Menschen zu haben, mit welchen er sprechen konnte.

Was das Getränk betraf, welches sich in den Thongefäßen befand, so kam dasselbe Benite anfänglich außerordentlich leicht vor, fast dem Wasser ähnlich, dann fand er es äußerst wohlschmeckend, und endlich glaubte er zu bemerken, daß kein andrer Wein ihm jemals so heiter geklimmt als dieser Apfelwein, der Chicha.

Er fand übrigens, daß die Vorsicht, sich nicht betrunken machen zu lassen, ganz überflüssig war, denn niemand trank ihm zu. Der Häuptling füllte einfach das zierlich geschnitzte hölzerne Trinkgefäß Benitos, so oft er es geleert hatte, das war alles, und auch unter den übrigen Zechenden kam, so viel er bemerken konnte, nichts vor, was dem anderwärts gebräuchlichen Zutrinken ähnlich war, und auch die Libationen, welche, wie man ihm gesagt hatte, die Indianer dem guten Geiste bringen sollten, konnte er nicht wahrnehmen.

Daß die jungen Leute, welche so große Sehnsucht trugen, ihn kennen zu lernen, jetzt sich nicht im mindesten um ihn zu kümmern schienen, erschien ihm nicht besonders auffällig. Wahrscheinlich wollten sie ihn einfach sehen, dann sprachen sie ja seine Sprache nicht, und überdies bestand die überwiegende Mehrzahl dieser fegenannten jungen Leute aus Individuen, welche wenigstens noch einmal so alt waren als er selbst.

Er bedurfte auch dieser auf dem Boden liegenden Wilden gar nicht, denn er befand sich trefflich in der Gesellschaft seiner zwei alten Freunde der Häuptlinge, denen er jetzt zutraut und welche bereitwillig eingingen auf seine stets wachsende Heiterkeit.

Wie hatte er sich in den beiden geirrt!

Kaum gab es fidelere Burschc und sie waren jetzt, wahrscheinlich in Folge des Chicha, äußerst gesprächig geworden, so daß es ihm bisweilen vorkam, als befände er sich zu Valparaiso in der Kaserne und bei seinen Freunden und Kameraden, und in der That sprach man auch vorzugsweise von den Dingen, welche jene interessirten.

Von der Stärke der Regimenter zum Beispiel und von der Austheilung derselben im Lande. Von der bevorstehenden Präsidentenwahl und von der höchst wahrscheinlich bei derselben stattfindenden Emeute, da die Soldaten einen General nur nicht, wie die Bürger, einen Advocaten haben wollten, und Benito fand nichts natürlicher, als daß seine Freunde, die Häuptlinge, ganz der Ansicht der Soldaten beipflichteten. Es waren ja selbst Krieger.

Als Benite am andern Morgen erwachte und sich auf einem fremden Lager und in einem ihm vollkommen unbekannten Gemache fand, besann er sich einige Augenblicke, kam indessen, da er eben kein Neuling mehr in dergleichen war, dem Grunde der Sache bald auf die Spur.

Weniger klar war ihm indessen der Zustand, in welchem er sich gegenwärtig befand, das heißt, er wußte nicht, ob er das allein hatte, für was es in seiner Muttersprache keinen Namen gab, obgleich es ihm so gut wie seinen Landsleuten bekannt war, oder ob er neben diesem, von und Deutschen Katzenjammer genannten Dinge, nicht auch noch ein klein wenig betrunken sei.

Digitized by Google

Er kleidete sich an, und da er zu Hause niemand traf, ging er auf die Straße, pfeifend, beide Hände in den Taschen seiner Beinkleider bergend und seine Mütze auf's linke Ohr gedrückt.

Wieder war, mit Ausnahme einiger Frauen, niemand auf der Straße zu sehen, und das Dorf schien wie ausgestorben.

„Entweder liegen die Bursche, die ich gestern zechen sah, noch alle auf der faulen Haut, oder sie sind nur hierher gerufen worden, um Parade zu machen," dachte Benito, „es ist mir aber gleichgültig! Den alten Häuptling habe ich gestern hinlänglich angeschwindelt, ganz unbedingt gibt er mir die Erlaubniß, das Land zu durchreisen und dann werde ich das und andere Dinge erfahren."

Dann fiel ihm ein Theil dessen bei, was er gestern mit dem Häuptlinge gesprochen hatte, und endlich so ziemlich alles. Er hatte ihm unter anderem gesagt, daß er sich ein wenig in Araucanien umsehen wolle. Zwar war ihm jenes Antwort nicht vollkommen klar erinnerlich, doch glaubte er, daß er heute, wenn er seinen Wunsch wiederholen würde, sicher keine abschlägige Antwort bekäme. Der Häuptling war ein steifer Kerl! Dann erinnerte er sich an die Schilderungen, welche er vom Stande der chilenischen Armee und von andern Dingen gemacht hatte. Freilich hätte da manches unterbleiben können, aber — er schlug es sich aus dem Sinn, brach sich einen kleinen Zweig von einem Strauche und schritt mit demselben umherfuchtelnd wieder fürbaß.

Plötzlich hörte er, als er eben an einem kleinen und nicht mit Pallisaden umgebenen Hause vorüberging, eine rauhe, schellende Stimme und dazwischen Weinen und Wehklagen, und kurz darauf kam ein indianisches Mädchen schluchzend aus der Thüre, welche heftig hinter ihm zugeschlagen wurde, und setzte sich auf eine Bank vor dem Hause, indem sie ihr Antlitz in beide Hände barg.

„Jetzt sehe ich doch wenigstens etwas Lebendes in dem Neste," dachte Benito, indem er auf das Mädchen zuging und vor ihr stehen blieb.

„He," sagte er, indem er sie mit dem Zweige, welchen er in der Hand trug, berührte, „was gibt's, warum weinst Du?" Gleichzeitig aber lächelte er über sich selbst. „Sie versteht Dich ja nicht," dachte er; zu seiner großen Verwunderung aber blickte das Mädchen jetzt zu ihm hinauf und sagte in ziemlich gutem Spanisch:

„Ich weine, weil mich mein Vater geschlagen hat."

Die Verwunderung Benitos steigerte sich jetzt noch, als er sich die Gesichtszüge der zu ihm Aufblickenden näher betrachtete. Trotz des unverkennbaren Typus ihrer Race waren sie nichts weniger als unschön, und eben das Fremdartige machte auf ihn einen gewissen wohlgefälligen Eindruck.

„Warum hat Dich Dein Vater denn geschlagen?" sagte er nun.

„Weil er betrunken ist," versetzte sie, „er macht es immer so, wenn das der Fall ist."

„Da mußt Du heirathen," rief Benito übermüthig scherzend. Aber das Mädchen erwiderte ernsthaft:

„Das bleibt sich gleich, denn dann schlägt mich mein Mann."

„Oh," sagte Benito in einem Anfalle von Artigkeit und indem er die kleine am Kinn faßte, „wenn ich Dein Mann wäre, ich würde Dich gewiß nicht schlagen."

„So kaufe mich!"

Sie sah ihn bei diesen einfachen Worten so ernsthaft an, daß der junge Mann sicher war, sie scherze nicht. „Kaufe mich!!" Sie machten einen merkwürdigen Eindruck auf ihn, diese Worte. Allerdings war ihm bekannt, daß die Indianer ihre Weiber von deren Eltern oder nächsten Anverwandten kaufen, aber dieser feuerbare Gebrauch war ihm so unerwartet und rasch nahe getreten, daß er ihn fast erschreckte. Dann blickte er auf das Mädchen und es kam ihm vor, als ruhten ihre großen dunklen Augen mit einem flehenden, wehmüthigen Ausdrucke auf ihm.

„Une disparate!" (welche Tollheit) sagte er dann halblaut.

Aber der junge Mann stand, wie wir wissen, stets unter der Herrschaft einer großen Dosis Leichtsinn, dann im gegenwärtigen Augenblicke noch unter dem Einflusse eigenthümlicher Gefühle, und endlich die großen, allerlei Dinge sprechenden Augen! Obgleich es ihm selbst einigermaßen einfältig vorkam, sagte er dennoch:

„Was kostest Du denn — beiläufig?"

„Frage meinen Vater," versetzte sie.

„Es ist ganz so wie bei uns," dachte Benito, „sprechen Sie mit meinem Vater!"

Indessen folgte er jetzt dem Mädchen ins Haus und traf dort einen ziemlich bejahrten, finster dareinblickenden Mann, welchen er sich erinnerte, gestern unter den sogenannten jungen Leuten gesehen zu haben, und der ihn jetzt mit einer fast drohenden Miene musterte.

Aber alle Falten seiner Stirne glätteten sich sogleich, nachdem ihm seine Tochter einige Worte in ihrer Sprache gesagt hatte, und das Geschäft wurde jetzt mit einer so rapiden Schnelle in Angriff genommen, daß Benito weder Zeit zum Rücktritte, noch zum Ueberlegen geboten wurde. Er kaufte Tupa, denn jetzt erfuhr er den Namen des Mädchens, um drei Brendas, welches dort im Lande die Phantasiemünze ist, um welche man Frauen kauft und verkauft.

Eine Brenda besteht aus einer gewissen Anzahl von Pferden, Rindern, Schafen und wohl auch andern Gegenständen, und da Benito nichts dergleichen mit sich führte, so schloß er einen Scheinkauf mit Tupas Vater, indem er ihm für seine silbernen Sporen, welche schon seinem ersten Begleiter so wohl gefallen hatten, und für sechs Goldunzen eine ziemliche Anzahl Pferde und Rinder abkaufte, welche er natürlich nicht zu Gesichte bekam, und aus welchen der alte Indianer die bedungenen drei Brendas formte.

„Ich habe Euch billig behandelt," sagte dieser, „sehr billig, und einem andern hätte ich für dieses Geld nicht die Hälfte dieses trefflichen und wohlgenährten Viehes gegeben, aber was wollte ich machen? Man handelt unter Verwandten nicht allzu genau!"

Dann erschienen, herbeigerufen durch einen kleinen Jungen, der in einem Winkel der Hütte gekauert hatte, drei andere, Tupas Vater äußerst ähnliche Persönlichkeiten, ohne Zweifel um als Zeugen bei der festlichen Handlung zu figuriren, und nachdem der Kostenpunkt beendigt war, erfuhr Benito noch drei weitere Bedingungen, gewissermaßen aufgestellt zu Schutz und Schirm der Fräulein Braut.

Benito war erstlich verpflichtet, seine Erkaufte täglich mit einer gewissen Menge von Speisen zu versehen, so und so viel an Brot, Fett und Fleisch, dann mußte er ihr die nöthigen Kleidungsstücke kaufen, und endlich mußte er sich anheischig machen, die Begräbnißkosten für dieselbe zu zahlen, im Falle sie nachweisbar in Folge eines von ihm erhaltenen Schlages sterben würde.

Der junge Mann war höchlich über diesen letzten Punkt erstaunt, und erfuhr erst später, daß derselbe nicht selten Anlaß zu bedeutenden Streitigkeiten unter den Indianern gibt.

Nachdem er hierauf Tupas Vater noch einige Kleidungsstücke verliehen (nach Artikel 2 des Ehevertrags) und ein Pferd abgekauft hatte, führe ihn der Alte auf die Straße, umarmte ihn daselbst auf eine feierliche Weise und entließ ihn dann mit vielen und äußerst höflichen Verbeugungen.

Benito schlug jetzt mechanisch und gefolgt von Tupa, welche ihr Pferd führte und ihr Bündel in der Hand trug, den Weg zum Hause des Häuptlings ein, der ihn aufgenommen hatte, und es kam ihm vor, als beginne neben dem physischen Katzenjammer auch noch ein bedeutender moralischer im Anzuge zu sein.

Er tröstete sich indessen, so gut es anging.

„Es scheint ein gutes Ding zu sein, diese Tupa," sagte er zu sich, „und es ist gewissermaßen eine edle Handlung, die ich begangen habe, indem ich sie aus der Gewalt des groben Alten befreit habe."

Eine Stunde später befand sich Benito auf dem Wege nach Chile, von wo er gekommen war, und das zwar auf denselben reizenden Waldpfaden, welche er gestern durchritten, und auf gleiche Weise begleitet von seinem Diener und den beiden Araucanern, die ihn empfangen hatten.

Die einzige Veränderung war, daß Tupa, mit demüthiger Miene auf ihrem Pferde sitzend, den der Männern folgte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Dilettantenquartett.

Nach dem eigenen Oelgemälde auf Holz gezeichnet von Fr. Hiddemann.

Ein Dilettantenquartett.

In unsern Tagen, wo man so selten mehr gemüthliche Musik hört, erfreut es gewiß viele Leser, wenn sie auf dem vorstehenden Bilde wenigstens abgemalt sehen, wie gemüthliche Musik gemacht wird.

Die vier Leute haben sich an einem Winternachtmittage beim flackernden Kaminfeuer versammelt und zwar ohne Zuhörer; denn das Quartettspielen trägt seine Seligkeit in sich, die Spieler sind sich selber Publikum genug, auch hört einer mitgeigend die bedenklichsten Schnitzer mit heiterstem Gleichmuthe an, vor welchen er als bloßer Zuhörer davonlaufen würde.

Unsere Quartettfreunde spielen nicht auf den äußeren Effekt, sonst hätten sie sich vorweg nicht auf einen Teppich gesetzt, der den feinsten Klang der Instrumente dämpfen muß; an solche Dinge denkt ein raffinirter Musikus, der ächte Sonntagsgeiger kümmert sich nicht darum. Ein jeder macht's da für sich so gut er kann; es wird dann schon leidlich zusammenklingen. Ueberhaupt huldigt man bei solchen Hausquartetten dem trefflichen Grundsatze, daß eine gute Musik, schlecht gespielt, doch immer besser sei, als eine schlechte Musik, von den ersten Virtuosen vorgetragen.

Die vier Leute wollen nicht glänzen, sie wollen sich gemüthlich erfreuen und sinnig anregen, das sieht man Dreien von vorn deutlich an und dem Vierten von hinten. Sie spielen darum kein großartiges, tiefsinniges Werk von einem der großen drei Hauptmeister; denn für Flöte und drei Streichinstrumente hat weder Haydn noch Mozart oder Beethoven geschrieben. Dagegen mag es wohl ein geistreich plaudernder Satz aus einem Flötenquartette von Franz Krommer sein, der unsre Kunstbrüder so reizend fesselt. Und wenn sie sich auf den Instrumenten ausgeplaudert haben, dann werden sie bei der Kaffeetasse und den Cigarren, die rechts auf dem Tischchen stehen, ihr Geplauder in anderer Weise fortsetzen.

Der würdig behäbige Violoncellist ist ohne Zweifel der Herr des Hauses, ein Landgeistlicher, der von seinem studierenden Neffen, dem Flötenbläser, einen Ferienbesuch erhalten und nun mit Beihilfe des Dorfschulmeisters und des geigenden Bauernjungen ein Quartett zusammengebracht hat. Da es in dem stattlichen Zimmer fast wie bei einem kleinen Prälaten aussieht, auch, wenn mich mein kurzsichtiges Auge nicht täuscht, eine bildsame heilige Magdalena an der Wand hängt, und keine kleinen Kinder im Hintergrunde ein Quartett oder Sextett neuerer Art spielen, so halte ich ihn für einen katholischen geistlichen Herrn auf einer reichen Pfründe Oberdeutschlands, wo die häusliche Pflege des ächten Streichquartetts zur Zeit der großen Wiener Tonschule ihre erste Heimat gefunden. Innigstes Behagen ruht auf seinen Lippen, Achtsamkeit und Eifer spricht aus Stirn und Auge. Er ist mit ganzer Seele dabei und genießt gleichsam schlürfend die tiefen Töne, welche er in anmuthigem Bogenstriche hervorjeht.

Der Schulmeister, als Bratschist, dirigirt und beobachtet. Wer im Spiele am bequemsten zuhören will, der wählt sich überhaupt die Bratsche; Kapellmeister und Komponisten, welche starke Musiker aber schwache Geiger sind, greifen gerne zu diesem liebenswürdigen, verkannten Instrumente. Unser pausierender Bratschist beobachtet im Augenblicke aber nicht sowohl das Ganze, als den geigenden Bauernjungen, seinen Schüler, welcher soeben ein Solo verträgt. Haltung und Bogenführung versprechen Gutes, soweit man's von hinten beurtheilen kann, nur in einem Punkte scheint es noch zu fehlen, worin es der Jugend so oft gebricht: im Takte. Aengstlich gespannt deutet der Lehrer mit dem Handgelenk ganz leise den Takt an; aus den scharfen Augen, welche den Schüler gleichsam durch und durch schauen, leuchtet aber auch schon die Zuversicht des Gelingens.

Der blasende Jüngling ist etwas unbestimmteren Charakters, ähnlich dem sanften Instrumente, das er bläst. Er flötet achtsam, geht aber noch nicht ganz so im Quartette auf, wie die beiden Alten: die Jugend mag wohl gerne mitspielen, aber ein ganzer Quartettmann wird man doch erst in reiferen Jahren.

Das Quartettspiel berauscht uns nicht; es erquickt wie ein starker, milder, alter Wein, es regt nicht auf, aber es regt an, es stimmt uns gesellig, freundlich, harmonisch, still vergnügt. Steigt die Komposition höher empor, heischt sie im Vortrage kühnere Kunst und mächtigeren Schwung, so mag sie zum stolzen Probleme für Künstler werden, aber ein Hausquartett für diese vier Leute ist sie nicht.

Und indem wir uns erfreuen an der sinnigen Gruppe, mögen wir zugleich die glücklichen Menschen beneiden, welche, unrauscht von reinen und falschen Tönen, ein Paar Stunden so gesellig und gemüthlich zu vergeigen und zu verträumen verstehn. Vielleicht hat sich der Zeichner im Einzelnen überall etwas anderes gedacht, als ich herausgedeutet, vielleicht dachte er nicht an so ein altmodisches Flötenquartett von Krommer, und an keinen katholischen Landpfarrer, und bei dem Teppich an gar nichts Besonderes, aber an eine stille kleine Gemeinde, die, umweht von dem besten Geiste einer guten alten Zeit, so edel und harmlos sich vergnügt, daß jeder sie beneiden müsse, dachte er ganz gewiß.

W. H. Riehl.

Soweit der berühmte Verfasser der „Hausmusik“ und der „musikalischen Charakterköpfe“ über Hirdemanns Bild. Wir glauben anfserdem nicht schlzugzureisen, wenn wir behaupten, daß unser Maler ein Stück eigner Lebensgeschichte hineingelegt hat und freuen uns nur, daß er ein Motiv aus der gewiß nicht angenehmsten Epoche seines Lebens so liebenswürdig harmlos zu behandeln vermochte.

Friedrich Hirdemanns Vater war selbst Musiker und glaubte seines Sohnes Glück nicht besser machen zu können, als wenn er ihn ebenfalls für diesen Zweig der Kunst bestimmte, vor welchem der Knabe jedoch den größten Widerwillen empfand. Mancher Lefer wird mit uns übereinstimmen, daß bei mangelnder Neigung gerade in der Musik ein Zwang am unerträglichsten sein muß. So auch bei Hirdemann. Es zog ihn mächtig ins Reich der Farben hinüber und nach manchen Kämpfen setzte er es durch, sich im Jahre 1848 der jungen Schar anreihen zu dürfen, welche die damaligen Meister der Düsseldorfer Schule umgab.

Nach manchem Hin- und Hertasten that er seinen ersten glücklichen Griff ins volle Menschenleben, und von da ab ging eine Reihe der lieblichsten, naiv-humoristischen, auch treuherzig-ernsten Genrebilder aus seiner stillen Werkstätte hervor. Heute zählt Hirdemanns Name nicht zu den geringsten auf dem Gebiete des Genre, in dem die Düsseldorfer überhaupt groß sind, und wie in den Museen unserer größeren deutschen Städte, so mag auch in Paris Dein Auge hin und wieder auf ein Bild von ihm fallen, welches Dich seltsam anheimelt: vielleicht die Kegelbahn, das Schulexamen, Kirmesanfang, der Dorfarzt, der Confirmationsbrief u. A. Das Dilettantenquartett ist ins Königsberger Museum gewandert.

Maria Theresia.

Von Heinrich W. J. Thiersch.

I.

Maria Theresia, Erzherzogin von Oestreich, geboren in der Hofburg zu Wien am 13. März 1717, und ihre jüngere Schwester Marianne waren die einzigen Kinder Karls VI., des letzten Kaisers aus dem Hause Habsburg. Die Mutter war Elisabeth Christine von Braunschweig, aus dem Welfischen Hause, aus dem auch Preußen mehrere seiner ausgezeichneten Königinnen empfing, eine geistvolle Dame, in früheren Jahren mit Leibniz befreundet. Durch seinen Einfluß war sie zu dem Schritte vorbereitet, den sie in Wien that, zum Anschluß an die römisch-katholische Kirche.

Bereits war der Habsburgische Stamm in Spanien (1. November 1700) erloschen und in dem Erbfolgekrieg hatte nicht das deutsche Erzhaus gesiegt, sondern der Bourbon. Ludwig XIV. sah seinen Enkel auf dem spanischen Throne befestigt; nur so viel hatten

Digitized by Google

Marlboroughs und Eugens Heldenthaten vermocht, daß die bis dahin spanischen Besitzungen in Italien und den Niederlanden dem Habsburgischen Hause anheimfielen.

Wie das Reich, so alterte das Kaiserhaus. Karl VI. war nicht einer der großen Cäsaren; Energie und List fehlte ihm, fünf unglückliche Feldzüge hat er geführt, ein Minderer, nicht ein Mehrer des Reichs; aber er hatte Privattugenden, ächt deutsch an Charakter war er redlich, hielt Wort und erwartete von andern, daß sie Wort halten würden.

Schon war sein Bruder Joseph I. (1711), ohne Kinder zu hinterlassen, dahingegangen; auch ihm waren, als er den Thron bestieg, noch keine geboren; noch hegte er auf Nachkommenschaft, aber sollten ihm, wie es wirklich erfolgte, nur Töchter zu Theil werden, so schwebten ihm die Schreckniße des spanischen Kriegs, den er selbst mitgekämpft hatte, vor. Für einen solchen Fall sein Haus zu bestellen und seine Erblande zu sichern war seine Sorge; bevor ihm Maria Theresia geboren war, hatte er sie zur Erbin seiner Krone ausersehen.

Die alte Erbfolgeordnung im Reich wie in Ungarn ruhte auf dem salischen Gesetz: der Mann vom Manne soll succedíren; dies für sein Haus zu ändern, stiftete Karl VI. zur Zeit da der spanische Successionskrieg zu Ende ging, 1713, die pragmatische Sanction, und sein Bemühen war, ihr Anerkennung von den europäischen Mächten zu erwirken. Er bekam die Zusagen der Höfe, indem ihm kein Opfer hierfür zu theuer schien. Vergebens hatte der alternde Prinz Eugenius gewarnt: eine tüchtige Armee sei die beste Garantie. Die ängstliche Sorge um die Successíon wurde eine neue Ursache der Schwäche für Habsburg und des Wachsthums für die Feinde des Reichs. Karl ließ sich (1735), als ein Bourbonisches Heer in Italien landete, Neapel und Sicilien entreißen, ja endlich opferte er mitten im Frieden Lotharingen dem Welschen, nur um Ruhe und Sicherheit für seine Erbtochter zu bekommen. Das Haus Bourbon erhob sich zum Gipfel seiner Macht; was Ludwig XIV. in den Tagen seines Glanzes nicht erreicht hatte, sah der elende Ludwig XV. und der alte Cardinal Fleury verwirklicht: die drei Länder romanischer Zunge, Frankreich, Spanien und, mit wenigen Ausnahmen, Italien unter der einen Herrscherfamilie vereinigt.

Doch während also Habsburgs alter Stamm abstarb, ward ein neues Reis darauf gepflanzt, in welchem er wieder aufblühte und noch einmal ungeahnte Kraft gewann.

Maria Theresia wuchs lieblich heran. Von ihrer Mutter hatte sie schöne geistige Eigenschaften geerbt, auch ihre äußere Erscheinung war ausgezeichnet, die hohe Gestalt, das blonde Haar, das ovale Angesicht, nicht durch die Habsburgische Unterlippe (die bei dem Großvater Leopold I. wahrhaft abschreckend war) verunstaltet. Die junge Erzherzogin wurde von gelehrten Jesuiten in der Religion und den Sprachen unterrichtet. Im Lateinischen brückte sie sich mit Beredtsamkeit aus, italienisch, französisch und spanisch sprach sie nicht ohne Germanismen, mit der deutschen Orthographie war es, wie damals überhaupt, schlecht bestellt. Auch die Lehrer der schönen Künste und die Gouvernante Gräfin Fuchs thaten das Ihrige. Zeichnen, Musik und Tanz ward nicht verjäumt, in einer kleinen italienischen Oper entzückte Maria Theresia als Kind den Hof. Im Schießen nach der Scheibe und nach dem Wild that sie es ihrer Mutter gleich, die von sich sagte: „ich meine, ich schieße erträglich." Die häusliche Lebensweise war streng; Kaffee war gänzlich, doch nicht immer mit Erfolg, verpönt.

Ihr Vater, der hohen Bestimmung dieser Tochter eingedenk, führte sie mit achtzehn Jahren in den Staatsrath ein. Die alten Herren in Alongeperücken bewunderten aufrichtig ihren Geist und sagten unter sich: „wie Schade, daß sie nicht ein Mann ist!"

Herzog Leopold von Lothringen war dem kaiserlichen Hause durch Freundschaft und treue Dienste verbunden. Sein Sohn Franz Stephan, 1708 geboren, wurde schon früh im geheimen zum Bräutigam für die Erbtochter ausersehen. Fünfzehnjährig kam er zur Vollendung seiner Erziehung nach Wien. Der Kaiser liebte ihn zärtlich, nannte ihn seinen liebsten Sohn und unterschrieb sich in Briefen an ihn: „Dein alter treuer Vater."

Wer kennt nicht Elisabeth Charlotte von der Pfalz, die edle deutsche Fürstentochter, welche den werthlosen Bruder Ludwigs XIV., den ersten Herzog von Orleans, heirathen mußte und am Hof von Versailles wie eine Rose unter den Dornen, wie ein Lamm unter den Wölfen gelebt und gelitten hat! Sie hinterließ, als sie 1722 hochbetagt starb, zwei sehr ungleiche Kinder, den berüchtigten Herzog von Orleans, den Regenten, und eine vortreffliche geartete Tochter, Elisabeth Charlotte, in Lothringen vermählt, die Mutter des jungen Franz Stephan. Dieser war in Erscheinung und Manieren mehr Franzose als Deutscher; sehr anmuthig und liebenswürdig; doch im Lernen that er es seiner Jünfzehn Jahre nicht gleich. Maria Theresia, neun Jahre jünger, bewunderte ihn; selten stimmte die Diplomatie und die Herzensneigung so schön überein; alles verhieß ein häusliches Glück.

Franz Stephan war bereits 1729 seinem Vater in Luneville als Herzog gefolgt; die Zeit zu seiner Vermählung kam heran und mit ihr die Zumuthung, Lothringen abzutreten, und dafür Toscana zu übernehmen, wo eben das altberühmte Mediceische Haus im Erlöschen war; nur so wollte der französische Hof die pragmatische Sanction anerkennen. Die verwittwete Herzogin schrieb die feingiften Briefe an ihren Sohn Franz Stephan nach Wien und auch der jüngere Bruder Karl (nachher einer der Helden des siebenjährigen Krieges) protestirte gegen das Project. „Siebenhundert Jahre, sagte die Mutter, haben die Vorfahren in Lothringen geherrscht, sein Fürstenhaus habe treuere Unterthanen; nie werde man das in Toscana bei den Fremden wiederfinden." Als es dahin kam, daß die herzogliche Familie Nancy verlassen sollte, da erhob sich ein allgemeines Wehklagen in der Stadt und die Bürger spannten die Pferde wieder aus, um die Abreise zu verhindern.

Wie ganz anders war es, als am 27. April 1859 Franz Stephans Nachkomme, Großherzog Leopold II. von seiner toscanischen Hauptstadt fortzog; alles hatte sich gegen ihn verschworen, seine Diener ließen ihn mit herzloser Kälte allein; unbedauert wendete er Florenz und Toscana den Rücken.

Wer kann hier die, wenn auch späte, Erfüllung jener Vorausfage der Mutter, wer das Walten der Nemesis verkennen!

Der arme Franz Stephan war in einer peinlichen Lage; auf der einen Seite diese Braut, diese Zukunft an ihrer Seite, auf der andern seine Mutter, sein Land, sein treues Volk. Er hatte mit der Entscheidung so lange gezögert wie nur möglich, aber der kaiserliche Minister von Bartenstein erklärte ihm rund heraus: „keine Abtretung — keine Erzherzogin," endlich unterschrieb er die Abtretungsurkunde. Zunächst bekam Stanislaus Lesczinsky das Herzogthum, mit dem Heimfall an Frankreich. Die Herzogin Mutter blieb bis an ihr Ende in Lothringen.

Das hohe Paar wurde am 12. Februar 1736 durch den päpstlichen Nuntius getraut und unternahm nach der alten Sitte des Kaiserhauses eine Wallfahrt nach Maria Zell in Steiermark. Florenz wurde besucht und das neue Besitzthum in Augenschein genommen. In drei Jahren gebar Maria Theresia drei Töchter. Die sehnlich erwartete Gebrut eines Sohnes erlebte der alte Vater nicht. Maria Theresia war wieder guter Hoffnung, als er auf dem Sterbebette lag; sie durfte sein Ende nicht mit ansehen, aus der Ferne segnete er sie und entschlief demüthig und gottergeben am 20. October 1740, Morgens 2 Uhr; es war die letzte Stunde des Hauses Oesterreich, das seit Rudolf von Habsburg fast ein halbes Jahrtausend mit wenig Unterbrechungen die Kaiserkrone getragen hatte.

II.

Viel war verloren gegangen und doch war es noch die reichste Erbschaft in Europa, welche Maria Theresia anzutreten hatte; Ungarn und Siebenbürgen, Böhmen, Mähren und Schlesien, das eigentliche Oestreich mit Steiermark, Kärnthen und Krain, Tyrol, die Stadtstädte in Oberschwaben, des Breisgau, die katholischen Niederlande mit ihren herrlichen Städten, endlich Toscana. Diese Kronen waren ihr durch Verträge gesichert. Aber ringsumm lag eine Welt von Feinden. Man hatte schon lange auf Oestreichs Zerfall gerechnet und gewartet, jetzt schien es ein Sterbehaus ohne Erben, wo jeder einzelnen und ein Stück der Hinterlassenschaft zu sich reißen zu können gedachte. Von dem Franzosen und dem Spanier war es nicht anders zu erwarten, aber leider waren da auch die teutschen Mächte zweiten Ranges, Baiern, Sachsen und Preußen, die sich in dem geheimen Vertrage zu Nymphenburg am 18. Mai 1711 mit Frankreich und Spanien gegen Maria Theresia verbündeten.

Der junge König von Preußen hatte den Kampf schon eröffnet, indem er am 17. December 1740 in Schlesien einbrach. Sein treff-

Digitized by Google

liches Heer, sein Staatsschatz, sein zuverlässiges Volk, sein armes und für ein Königreich zu kleines Land, alles dies reizte seinen Ehrgeiz und dieser bewog ihn zu jenem Ueberfall. Einst hatte man davon gesprochen, Maria Theresia sei als Braut für den Kronprinzen von Preußen bestimmt, und welche Aussichten für Deutschland hätten sich an eine solche Verbindung geknüpft! Nun trat er als der erste und größte ihrer Feinde auf, und um so weniger hatte man dies erwartet, da man in Wien wußte, wie einst Kaiser Karl sich für ihn verwendet hatte, als der allzustrenge Vater den unbesonnenen Jüngling mit Hinrichtung bedrohte. Noch existirt der Brief, den Karl VI. an Friedrich Wilhelm I. schrieb. Der englische Gesandte in Wien, Mr. Robinson, vermaß sich hoch und theuer, daß Friedrich als Mann von Ehre zu einem Angriff auf die pragmatische Sanction nicht fähig sei. Bei Mollwitz kämpften, am 10. April 1741, zum erstenmal Preußen und Oestreicher gegen einander; da war es, wo der des Kriegs noch unerfahrene Friedrich sich flüchtete — er ritt ins Freuland, sagt Thomas Carlyle —; Graf Schwerin siegte für ihn, oder eigentlich der alte Friedrich Wilhelm, denn dessen eiserne Disciplin war es, welche den Preußen den Sieg über das Ungeübte der Oestreicher verlieh. Die „Potsdamer Wachtparade", wie man in Wien spottend die wohlgedrillte Armee des Königs von Preußen benannte, vollbrachte ihre erste That. Prinz Eugenius der edle Ritter war todt und Oestreich hatte damals nur Generale zweiten und dritten Ranges aufzustellen.

Nie waren Fürstenhäuser inniger verbunden als Habsburg und Wittelsbach im siebzehnten Jahrhundert. Maximilian der große Kurfürst wagte alles und opferte alles für die römische Kirche und das Kaiserhaus. Max Emmanuel siegte für Oestreich über die Türken. Aber dies edle Geschlecht war inzwischen tief gesunken. Karl Albrecht lebte wie Ludwig XV. in Wollüsten und ward in die französische Politik verstrickt. Der Erbfeind des Reichs benützte ihn; Belleisle der französische Gesandte spielte die Protectorrolle und führte bereits ein häßliches Vorspiel des Rheinbunds auf. Karl Albrecht, abstammend von östreichischen Prinzessinnen, wollte die nächsten Ansprüche haben und verlangte von der großen Erbschaft nicht weniger als alles. Von Franzosen und Sachsen unterstützt, zog er in Prag ein und ließ sich huldigen. Am 24. Januar 1742 wurde er unter Belleisles Leitung in Frankfurt zum Kaiser erwählt — wohl die traurigste Kaiserwahl, welche je in der alten Krönungsstadt geschehen ist!

Dies waren für Maria Theresia die Zeiten der höchsten Bedrängniß; sie hielt Stand, „ich steifete mich auf Gott und mein gutes Recht," sagte sie; sie zeigte einen Muth, der nur bei dem Vertrauen auf eine überirrdisch waltende Macht der Gerechtigkeit möglich ist. Unter solchen Umständen ward ihr Sohn Joseph geboren. Die Bayern waren in Oestreich eingedrungen; Maria Theresia flüchtete nach Ungarn. Zu Schiff kam sie nach Pressburg, wo der Landtag sie zur Krönung erwartete. Man liest in den Geschichtsbüchern, daß Maria Theresia mit dem kleinen Erben auf ihren Armen in die Mitte der Magnaten trat, und daß sie bei diesem Anblick ihre Schwerter zogen mit dem Rufe: Moriamur pro rege nostro Maria Theresia! Die Forschungen von Mailath, Hormayr, Ranke, Carlyle und Arneth haben gezeigt, daß dieser Bericht ganz ungenau ist und auf einer Verwechslung von drei verschiedenen Momenten beruht. Doch verliert die Geschichte diesmal durch die Kritik glücklicherweise nichts an ihrer Erhabenheit.

Die Krönung geschah in derselben feierlichen Weise wie bei den alten Königen Ungarns. Maria Theresia wurde durch den Primas mit der Krone des heiligen Stephan, mit Mantel, Schwert, Reichsapfel und Scepter geschmückt; sie empfing die Huldigung, sie leistete auf dem Throne unter freiem Himmel den Krönungseid, sie gab den Ritterschlag, dann bestieg sie das Roß, ritt auf den Königshügel und schwang das Schwert nach den vier Himmelsgegenden — eine in der damaligen Gefahr zwiefach bedeutsame Handlung. Damals erscholl der Ruf der Magnaten: Vivat domina nostra et rex Maria Theresia. Der Gemahl, den die Ungarn zum Mitregenten nicht wollten, mußte als Privatmann dieses Schauspiels Zeuge sein.

Später, in einer außerordentlichen Sitzung des Reichstags, erschien sie mit der Krone; sie stellte den Magnaten in ergreifender lateinischer Rede und unter Thränen ihre Lage vor, sie verlangte die Volksbewaffnung; diese wurde beschlossen und der Zuruf erscholl: vitam et sanguinem conseramus!

Nach einigen Tagen erst kam der kleine Prinz, damals 6 Monate alt, auf der Donau an. Unzähliges Volk erwartete ihn am Ufer. „Wie ein Eichhörnchen" sah er neugierig auf dem Arme der Wärterin die Menschenmenge an. Auch er wurde, getragen von der Wärterin, in die Versammlung der Magnaten gebracht.

Dies Auftreten der Königin in Ungarn war eine That des Vertrauens, wie der Aufruf Königs Friedrich Wilhelm III. vom 17. März 1813 „an mein Volk" und ähnlich war die Wirkung. Maria Theresia konnte sagen: „ich bin eine arme Königin, aber ich habe das Herz eines Königs." Sie eroberte sich die Herzen der Magyaren, sie stand an der Spitze des ritterlichsten Volks von Europa und bald trat eine günstige Wendung ihrer Geschicke ein. Schlesien zwar blieb verloren, aber alles übrige wurde wiedergenommen und die Erwählung Franz Stephans zum Kaiser (nach dem Tode des Schattenkaisers Karls VII.) gesichert. Bei seinem Krönungszuge sah Maria Theresia von den Fenstern des Römers aus zu, lachte herzlich über den seltsamen Anzug und rief: „Bivat Kaiser Franz!" Er war Kaiser, nicht durch seine, sondern durch ihre Verdienste, ihren Muth, ihre Hingebung.

III.

In Wirklichkeit war sie Kaiserin und Königin und alles; er war nur prince consort wie Prinz Albert an Victorias Seite und bedeutete viel weniger als dieser. Eine solche Herrscherin war in Deutschland eine neue Erscheinung. England hatte seine Königin Elisabeth gehabt; in Deutschland war es nie gehört und es stimmte nicht mit den Reichsgesetzen, daß eine Kurstimme durch ein Weib vertreten wurde. Wiewohl es nicht die eigentliche Bestimmung der Frauen ist, zu herrschen, sind doch ihre Regierungen mehrmals so vortrefflich ausgefallen. Ihre Erziehung und Bewahrung in der Jugend ist besser, als bei den Prinzen, und das höhere Maß von Wohlwollen und Gemüth weckt Vertrauen und Liebe bei den Völkern.

Maria Theresias Walten bewies sich sogleich im Häuslichen als wohlthätig. Bis dahin herrschte in Wien die Pracht und Steifheit des spanischen Hofs. Vierzigtausend Menschen lebten von der Hofhaltung; welche Unterschiede, wie viel Schmarotzer muß es da gegeben haben! Jeden Abend wurden als Schlaftrunk zwölf Kannen Wein für jede Prinzessin, sechs Kannen für jede Hofdame aufgeschrieben, und ein Posten in der Jahresrechnung, den Maria Theresia nebst anderen ähnlichen strich, lautete: so und so viel Eimer Tokaier für — die Papageien der Kaiserin — ein edler Trank, von dem wohl mancher Tropfen in andere Kehlen hinabgestiegen sein wird. Anstatt der tödtlich langweiligen, spanischen Etikette trat nun ächt deutsche Familienstitte und Gemüthlichkeit ein, denn Maria Theresia war mit den schönsten bürgerlichen Tugenden geschmückt. Es ist nicht Thorheit und Schmeichelei, dies hervorzuheben, sondern man hat gerechte Ursache zur Bewunderung, wenn auf schlüpfrigem Boden sich solch ein Charakter aufrecht hält. Die Hofhaltungen waren nie so verderbt wie damals, nie war es so schwer für Herrscher, sich unbefleckt zu erhalten. Wenn in so ungefunder Luft dennoch die Pflanze häuslichen Glücks gedeiht, darf man sich freuen, und wir, die wir in bescheidener Lebensstellung vor Versuchungen geschützt sind, dürfen wohl zweifeln, ob wir die Prüfungen, denen die Großen ausgesetzt sind, bestehen würden.

Bei der Größe ihres Regentenberufes hatte Maria Theresia keine Stütze an dem Gemahl. Er nahm keinen Antheil an den Staatssachen, er trieb dafür Alchemie und entdeckte, daß der Diamant sich unter der Gluth des Brennspiegels verflüchtigt; er trieb Getreidegeschäfte, ja, Friedrich II. sagte, daß der Kaiser während des Kriegs ihm, dem Feinde, unter der Hand Pferde für gutes Geld geliefert habe. Mit wem sollte nun Maria Theresia regieren? Die alten Räthe, unter denen das Reich so schwach geworden war, taugten nicht mehr. Umgeben von den Ränken der Höfe mußte sie einen in der Diplomatie ihnen gewachsenen Minister haben. Sie fand ihn in dem Grafen Kaunitz, dem Metternich jener Zeit.

Kaunitz hatte in Paris gelebt und war ganz Stutzer und Gamin geworden. Alles, was ihn umgab, mußte aus Paris sein. Im Herzen war er öde, glaubenslos und ohne Religion wie die französischen Encyklopädisten. Mit einem solchen Geistes- und Gemüthszustand stimmte seine weitgehende Furcht vor Krankheit und Tod. Das Sterben und die Pocken durfte man in seiner Gegenwart nicht erwähnen. War ein

Digitized by Google

Bekannter gestorben, so mußten die Lakaien sagen: „der Herr so und so ist nicht anzutreffen gewesen.“ Er konnte kein offenes Fenster leiden und selbst im Sommer trug er zwei oder drei Röcke. Die Frömmigkeit der Kaiserin stand fest und hiergegen erlaubte er sich nie eine Einwendung. Er wußte sie auf feine Weise zu leiten und leider zu viel hat sein wohlberechneter Einfluß bei ihr vermocht.

Durch ihn geschah es, daß die auswärtige Politik Oestreichs eine ganz neue und zugleich naturwidrige Wendung nahm. Maria Theresia konnte sich nie mit Friedrich dem Großen befreunden; sie wußte, wie er über ihre Religiosität spottete; es meschant! nannte sie ihn. Kaunitz hafte ihn aus politischen Gründen und sein Hauptzweck war, die neu aufstrebende Macht Preußens zu vernichten. So kam das verhängnißvolle Bündniß vom Jahre 1756 zwischen Oestreich und Frankreich zu Stande. Der Nymphenburger Vertrag gegen Maria Theresia sollte nun durch die geheime Coalition gegen Friedrich vergolten werden. An der Spitze der großen Mächte des Continents standen damals drei Damen, und diese vereinigten sich in der Feindschaft gegen Friedrich: eine tugendsame, Maria Theresia, eine tugendlose, Elisabeth von Rußland, Peters des Großen Tochter, und eine gänzlich verworfene, die Ludwig den XV. und Frankreich beherrschende Marquise von Pompadour. Kaunitz faßte den Brief an die Pompadour ab, den Maria Theresia — diesmal ihre Würde verläugnend — unterschrieb. Nur England und Hannover hatte Friedrich auf seiner Seite. Wie weit die Entwürfe der Gegner gingen, ob wirklich in ihrem Rathe die gänzliche Theilung Preußens beschlossen war, ist unentschieden.

Solchen Entwürfen kam Friedrich durch den kühnen Einfall in Sachsen zuvor, womit er den siebenjährigen Krieg eröffnete. Wohl erntete er in Siegen über Oestreichen, Franzosen und Russen unvergänglichen Ruhm. Aber auch auf östreichischer Seite waren inzwischen große Feldherrn herangewachsen. Dann siegte bei Collin, Laudon bei Kunersdorf, da wünschte sich Friedrich den Tod und von da an trug er stets Gift bei sich, wie einst Hannibal, wie Mithridates, wie seit dem russischen Feldzug Napoleon. Die Russen unter Apraxin hausten in Preußen wie Mongolen; Oestreicher und Russen drangen nach Berlin; Friedrich und sein Reich rand am Abgrund, da starb am 5. Januar 1762 seine Feindin Elisabeth. Peter III., ihr Nachfolger, ein Bewunderer Friedrichs, gebot den russischen Truppen, zu den Preußen überzugehen. Es tagte wieder für Friedrich. Separatfrieden folgten. Bei Nacht und ohne Triumph zog er in seine Hauptstadt wieder ein. Alles kehrte in den alten Stand zurück. Der siebenjährige Brudermord hatte zwar namenlosen Jammer über Deutschland gebracht, aber für keinen der Kämpfenden Gewinn, keinen Erfolg außer dem einen, daß die neue preußische Macht, ein zweites Haupt in Deutschland, unüberwindlich dastaßt. Friedrichs Kampf mit der Uebermacht und seine stoische Seelengröße war ein erhabenes Schauspiel. Maria Theresia betrachtete die Leiden ihrer Völker nicht mit stoischem Gleichmuth; sie liebte ihre Untergebenen, und die Schrecken des siebenjährigen Kampfes erfüllten ihre Seele mit Weh und Abscheu vor jedem Kriege. Es waren ihr von da an noch siebzehn Leidensjahre beschieden.

IV.

Die Stürme schwiegen. Ohne Widerspruch wurde nun (1764) Joseph der dreiundzwanzigjährige zum römischen König gewählt und in Frankfurt gekrönt — die Feier, welche Göthe als Knabe gesehen und so anschaulich beschrieben hat. Nach dieser Feende traf die Kaiserin das tiefste Leid, der plötzliche Tod ihres Gemahls; es geschah auf einer Reise in Insbruck am 18. August 1765.

Sie hatte ihm fünfzehn Kinder geboren, von denen zehn sie überlebten. Sie war treu gegen ihn, treu wie Griseldis, auch als er untreu war gegen sie und ihr Herz tief verwundete. Sie trug ihr Leid im Stillen und bewahrte die Würde des Hauses. Einmal sagte sie zu ihrer Vorleserin seufzend: „wenn Du heirathen willst, nimm nur keinen, der nichts zu thun hat.“ Sie rächte sich nicht und nach dem Tode des Gemahls übte sie Großmuth gegen die Gräfin Auersperg. Ihre Trauer um den Verstorbenen währte lebenslang; nie mehr erschien sie prächtig geschmückt. Am 18. eines jeden Monats schloß sie sich ein, um sich Todesbetrachtungen hinzugeben.

Sie behielt die Herrschaft über die Erblande bis an ihr Ende. Kaiser Joseph II. nahm Theil an den Staatsgeschäften, doch der Wille der Mutter überwog und sie zügelte in etwas die raschen Reformen, zu denen Joseph, der Bewunderer Friedrichs II., drängte — im Ganzen genommen ein ähnliches Verhältniß zwischen der Mutter und dem jugendlichen Kaiser, wie man es in der neuesten Geschichte Oestreichs wahrnimmt.

Maria Theresia war feurigen Temperaments, nie konnte sie rasch genug fahren, einmal wurde sie durch einen Sturz des Wagens schwer verletzt und im Gesicht entstellt. Sie war leicht aufgeregt und zum Unwillen hingerissen, aber willig zum Verzeihen und großmüthig im Gutmachen, wenn sie jemand weh gethan hatte. Sie hatte ein Herz für das Volk; sie milderte die Leibeigenschaft und verbesserte die Lage der Bauern; sie wollte die Steuerfreiheit des Adels in Ungarn beschränken, doch hier scheiterte sie an dem Widerstande des Reichstags. Sie verbot die Hexenprocesse und hob die Tortur auf. Ihre Sorge für Sittenreinheit war ungeheuchelt, denn sie leuchtete selbst mit häuslichen Tugenden voran. Mit den in der Ferne vermählten Töchtern blieb sie in der innigsten Herzensverbindung, mentalich fandte sie an jede einen eigenen Courier ab. An ihren Familienfreuden suchte sie dem Volke einen Antheil zu geben und bekannt ist, wie sie 1768 die Geburt ihres ersten Enkels in freudiger Aufregung aus ihrer Loge im Burgtheater verkündigte: „der Leopoldi hat 'n Buebu.“ Dieser Bub, in Florenz geboren, war der letzte deutsche Kaiser Franz II.

Neben so vielem Erfreulichen wird eines als Vorwurf gegen die Kaiserin geltend gemacht: die Inteleranz. Zwar die alte schreckliche Zeit der Ferdinande, wo man den Protestantismus mit Scheiterhaufen, Galgen und Rad auszutilgen suchte und in Böhmen die Leute mit Hunden zur Feier der Messe hetzte, war schon seit Joseph I. vorbei; die Jesuiten herrschten bereits nicht mehr. Doch mußten noch zur Zeit Karls VI. die evangelischen Unterthanen des Erzbischofs von Salzburg auswandern und selbst Maria Theresia ließ Familien, die zum Protestantismus übergegangen waren, nun sie unschädlich zu machen, nach Siebenbürgen und dem Banat verpflanzen. Noch immer war in den Erblanden und selbst in Ungarn der öffentliche Cultus den Protestanten untersagt; erst Josephs II. Toleranzedikt (22. Juni 1781) nach dem Tode der Mutter änderte dies. Einmal hatte Maria Theresia die Anwandlung, sämmtliche Juden aus ihren Staaten zu verbannen; der Papst selbst that Rücksprache für die Betrobten. Convertiten warren damals wie auch später in Wien besonders gut empfohlen; das Unkraut der Heuchelei blühte und Tartüffes bereicherten sich. Um über dies alles richtig zu urtheilen, muß man sich vergegenwärtigen: es gibt zweierlei Toleranz, eine nachrsirtliche und eine christliche. Die unchristliche ruht auf dem Wahne, daß alle religiösen Fragen wesenlos und alle Bekenntnisse ein Geschwätz seien; es ist die Toleranz wie sie Friedrich der Große gefaßt hat, zu dieser konnte und durfte die Kaiserin sich nicht bekennen. Auf einem besseren Grunde ruht die christliche Toleranz, nämlich auf der Ueberzeugung: Christus will nicht, daß jemand durch zeitliche Strafen und bürgerliche Nachtheile zum christlichen oder rechtgläubigen Bekenntnig gedrängt werde. Christus will keine Heuchler. Von den unterschiedenen christlichen Kirchenparteien gilt, was die Augsburgische Confession so schön sagt: omnes sub uno Christo militamus. Sie sind wie verschiedene Heeresabtheilungen, die unter einem gemeinsamen Kriegsherrn kämpfen. Jede hat ihre Mängel, jede hat auch Vorzüge und sie bestehen um einander zu ergänzen. Die Hoffnung auf ihre völlige Wiedervereinigung darf nie aufgegeben werden, wie ja auch der Westfälische Frieden geschlossen ward donec de religione convenerit, im Hinblick auf eine Zeit, wo man sich über die Religion wieder verständigen werde. Die christliche Toleranz, wie sie in unserer Zeit Friedrich Wilhelm IV. geübt hat, war vor hundert Jahren weder bei den Protestanten noch bei den Katholiken zu finden, man konnte sie also auch nicht von Maria Theresia erwarten; ihre Unduldsamkeit aber war nicht jene gottlose französische, welche die Laster am Hofe pflegte und die sittenreinen Hugenotten verfolgte, sie war vielmehr aus irregeleiteter Gottesfrucht und Gewissenhaftigkeit entsprungen. Der sichre Prüfstein für die Gottesfurcht der Fürsten ist Eifer für die Reinheit der Sitten, und hieran hat sich Maria Theresias wahrhaft religiöser Charakter bewährt.

An ihrem Lebensabend trat noch ein Ereignis ein, bei dem sich ihre Herzensgüte zeigte, aber auch ihre Schwäche gegenüber dem vereinigten Einfluß von Kaunitz und den Beichtvätern. Es war die

Digitized by Google

erste Theilung Polens 1772, durch die das polnische Königreich von 13000 auf 10000 Quadratmeilen reducirt wurde. Dieser erste Schritt zu dem großen an Polen begangenen Volksmord ging von Rußland und Preußen aus. Maria Theresias Gewissen zeugte laut dagegen. „In dieser Sache," klagte sie, „wo mit alleiu das offenbare Recht himmelschreiet wider uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider uns ist, muß bestehen, daß zeitlebens mit so geängstigt mich befunden und mich sehen zu lassen schäme." Sie gab nach, weil es so viele „gelehrte Männer" rathen, aber „man siehet," sagte sie, „daß ich nicht mehr en vigueur bin." Sie ahnte das aus dieser bösen Saat aufkeimende Unglück. Die Sache stand so, daß sie entweder Betheiligung an dem Raube oder Krieg erwählen mußte. Doch nicht dies entschied, sondern die Vorspiegelung, die Polen kämen unter schismatische und ketzerische Regierungen, es sei ihre Pflicht, zuzugreifen, um wenigstens in einem Theile Polens die römisch-katholische Religion zu schützen. So sagten die „gelehrten Männer", d. h. die Pfaffen — unwürdige Geistliche, die im Dienste der Politik das Gewissen verwirrten — und die arme Maria Theresia folgte.

Als sie 61, Friedrich der Große 66 Jahre alt war, brach der Streit um die Bayerische Erbfolge (1777) aus. Damals betete die Kaiserin manche Stunde in der Kirche auf den Knieen, um den drohenden Krieg abzuwenden und ihr Abscheu vor dem früher erlebten Jammer bewog sie zu jenem bekannten raschen Friedensschlusse.

Sie sah um sich her das beinahe erloschene Kaiserhaus wieder aufgerichtet. Sie lebte noch immer in liebevollen Erinnerungen an den Gemahl ihrer Jugend. Von Zeit zu Zeit wurde sie in sein Grabgewölbe hinabgelassen, indem sie dort beten wollte. Sie war im Alter sehr schwerfälligen Körpers; einmal riß der Strick, an dem man sie aus der Krypte wieder heraufzog. Sie rief: „er will mich behalten, ich komme bald." Friedrich II. alterte einsam, mit der Menschheit, die er als eine „mechante Race" verachtete, zerfallen; er gab in seinem Testamente seinen Leib den Elementen, seinen Geist der Natur zurück und starb ohne Hoffnung. Maria Theresia, von einer blühenden Familie umgeben, friedlich gestimmt gegen alle Menschen, bereitete sich als Christin auf ihr Ende. Auf dem Sterbebette verfaß sie noch Regierungsgeschäfte. Sie ließ Kaunitz und den Magyaren für ihre großen Dienste danken. An Joseph richtete sie zum Abschied eine herzergreifende Mahnung, dem Glauben und der Kirche der Väter treu zu bleiben. Nach Empfang der h. Sacramente wollte sie mit Bewußtsein von hinnen scheiden. Sie verabredete mit dem Leibarzte ein Zeichen, er sollte sagen: „befehlen Sie Linemande?" wenn er merke, daß es zum Ende gehe. So entschlummerte sie am 29. November 1780, vor dem Anbruch einer verhängnißvollen Zeit. Oestreich zwar war mächtiger als zuvor, aber Deutschland schwächer als je und Europa stand am Vorabend der großen Umwälzung.

V.

Die Völkerschaften Oestreichs hatten ein Bewußtsein der Einheit gewonnen, das ihnen früher fremd war. Die Heeresmacht war erhöht durch die Militärcolonien und die Conscription; Maria Theresia hatte den Namen mater exercitum, den einst die Kaiserin Faustina trug, verdient. Oestreich hat in der nächstfolgenden Generation den sechsmaligen Kriegessturm Napoleons überstanden; dieses Oestreich ist Maria Theresias Werk. Mit wunderbarer Ausdauer hat es seinen Bestand und seinen alten Charakter bewahrt, selbst in den Stürmen von 1848 und 1859. Noch dauert in ihm, wenn auch verkümmert, das alte römische Reich deutscher Nation fort, eine ihrem Wesen nach kriegerische, zum Despotismus neigende, dem Papstthum vor allem befreundete Macht. Was immer wieder Hoffnung für Oestreich weckt, ist das wunderbare Prästigium des kaiserlichen Namens, der martialische Geist der Armee, die Unerschöpflichkeit der Hilfsquellen des Hinterlandes, die Naivetät und Lebensfrische der Völker und die hohe Empfänglichkeit der Jugend. Was Besorgniß erregt, ist der im Hintergrunde noch lauernde alte, finstre, vollsfeindliche Geist, ist die ererbte schwere Schuld des in Religionsverfolgungen vergessenen Bluts, die durch erzwungene Zugeständnisse nicht getilgt wird, endlich jener Verfall des Glaubens und der Sitten, der einen der besten Katholiken unserer Zeit zu der Aeußerung veranlaßte: in Berlin sei noch mehr wahres Christenthum als in Wien. Jedermann weiß, daß die Gefahren des um sich greifenden Unglaubens in katholischen Ländern noch größer sind als in protestantischen.

Deutschland war, als Maria Theresia dahinging, schwächer als je. Es fiel in Trümmer, das alte Reich, und seit Friedrich der Große seine Annexionspolitik mit Erfolg begann, hatte der deutsche Adler wirklich zwei Köpfe und diese waren feindlich gegen einander gewendet. Die Reformation mit den aus ihr entsprungenden Kämpfen hatte den Riesenleib des Reichs gespalten, der dreißigjährige Krieg den Spalt tiefer gerissen, im siebenjährigen Kriege brachen die Theile völlig aus einander, der religiöse Gegensatz war nun auch zum politischen Gegensatz geworten und dieser wurde durch den hereinspielenden Confessionshaß verbittert. Napoleon hatte nichts mehr zu thun, als die schon vollgene Auflösung zu beschleunigen, und die todte, nur als wesenloser Schein noch bestehende Einheit einzusargen.

Indessen der Zerfall, das Erzeugniß einer tausendjährigen Geschichte, war da auch ohne Friedrich den Großen, mit bei dem Altern des Reichs ward das Aufkommen Preußens — ein Schutz für die zersplitterten Volksstämme, ein Hort protestantischer Bildung und Entwicklung — als ein Glück für Germanien empfunden, und in der allgemeinen Ohnmacht und Verschlechterung jener Zeiten freuten sich auch Gegner Friedrichs, einen solchen Helden und Gesetzgeber auf deutschem Boden zu sehen. Unter dem Firniß französischer Bildung hatte der alte Trip doch noch immer ein deutsches Herz.

Die Ereignisse vor hundert Jahren sind ein Spiegel für die Gegenwart. Die Spaltung besteht noch fort. Wien und Berlin liegen weiter auf einander als Petersburg und Newyork. Zwar ein nationaler Gegensatz existirt nicht, es ist Ein Volk; aber Wahn, Verkennung, Mißtrauen existirt, der alte Fluch Deutschlands, über den die Römer sich freuten, eine politische Spaltung, die nur zugleich mit dem Riß in der Kirche geheilt werden kann. Doch ist bei dem allen ein Bewußtsein der Einheit und ein Verlangen nach ihrer Verwirklichung im deutschen Volke erwacht, das man zu Friedrichs Zeit nicht kannte. Zwar die Einheit unter einem Haupte ist unmöglich, so lange die beiden Reisen, Oestreich und Preußen, bestehen, und die Versuche, eine Centralgewalt mit Belassung einzelner Souveränetäten zu schaffen, mit anderen Worten, einen viereckigen Kreis herzustellen, mußten zugleich der Logik widersprechen und der Unein gkeit Vorschub leisten. Nur eines bleibt übrig zu erstreben und zu hoffen: Einheit der Gesinnung. Sind die Schweizer Cantone unabhängig, in Confession und Sprache verschieden und doch einig durch große Erinnerungen, durch gemeinsame Interessen, einig in der Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande, warum sollten die deutschen Fürsten, die edelsten Glieder des Reichskörpers, warum sollten die deutschen Stämme nicht einig sein können? Wer immer Mißtrauen ausjäet gegen die Fürsten, Haß zwischen die Confessionen, Abneigung und Verachtung zwischen Oestreich und Preußen, Süd- und Norddeutschland, ist mitschuldig, wenn Deutschland, von übermächtigen Nachbarn betreut, endlich dem Schicksal Polens erliegen sollte.

Maria Theresia schied am Vorabend der Revolution. Ihr den Völkern wohlthätiges Walten, ihre Stellung als Mutter ihres Hauses und ihres Landes, ihr glücklicher Familienkreis, in welchen bald darauf das Unglück hereintrat, erinnert an jene fröhliche Versammlung in Bechtlarn (nach dem Nibelungenliede) vor dem Einzug ins Hunnenland und den Schrecknissen, welche dort der Helden warteten. Oestreich war noch nicht reif zur Revolution und Maria Theresia hat die kommende Gefahr mit aufgehalten; aber Frankreich war reif und das Haus der Tantaliden, das Bourbonengeschlecht, war reif zum Gericht.

Maria Theresia wußte nicht, was sie that, als sie die Verbindung mit dem Hause Bourbon schloß, und ihre in jene Familie verheiratheten Kinder in die verhängnißvolle Zukunft jenes Geschlechts versteckt. Doch nicht bloß diese, alle ihre Söhne und Töchter mußten die Schwere der Zeiten erfahren.

Joseph II., nicht glücklich in seinem Hause, der geliebten Gattin früh beraubt, dann kinderlos, sah seine edelsten Entwürfe scheitern, mußte seine übereilten Reformen widerrufen und starb vor der Zeit an gebrochenem Herzen. Sein Bruder Leopold folgte ihm schon nach 2 Jahren im Tode. Die Kinder, welche nach Modena, Parma und Toscana gekommen waren, mußten alle fliehen vor dem aus Westen einbrechenden Unwetter der Revolution. Aber was ist mit dem Loos der Maria Antonia zu vergleichen, die, gefangen im Gemahl zum

Digitized by Google

Schaffot wandern sah, die, der Kinder beraubt, abgehärmt vor dem Tribunal der Blutmenschen stand und den Todesstreich der Guillotine empfing, dreizehn Jahre nach dem sanften Tode der Mutter; ihr Bruder Leopold, ihr Neffe Franz — die letzten Kaiser konnten sie nicht retten.

Auch Caroline, an Ferdinand IV. von Neapel vermählt, sah den Einbruch der Revolution und floh; sie kam wieder nach Neapel, es folgte die schreckliche Rache von 1798 — das blutige Königthum (man gab ihr die Schuld, doch Niebuhr, der sie kannte, vertheidigt sie). Zum zweitenmal aus Neapel vertrieben durch Napoleon herrschte sie in Sicilien, auch dort weichend vor ihren vermeintlichen Freunden, den Engländern, eilte sie nach Constantinopel, von dort endlich zurück nach Wien in die Hofburg; da angelangt, wo sie einst als Kind mit ihren Schwestern italienische Singspiele von Metastasio aufgeführt hatte, starb sie 1814.

So lief ward Maria Theresias Haus in den wohlverdienten Sturz der Bourbons mit hineingerissen. Sie selbst aber, die ächt deutsche Frau, ist uns in dem Verfall des Reichs, bei dem Verderben der Höfe eine tröstliche Erscheinung, und ihr ruhiger Tod am Vorabend der Stürme erinnert an das alte prophetische Wort: „Die Gerechten werden weggerafft vor dem Unglück."

Der Rückenmarkshypochonder.

Von Dr. **Wald.**

Die schlimmste Art der Selbstquäler sind diejenigen Hypochonder, welche nicht sowohl blos mit ihren körperlichen Leiden zu thun haben, sondern die sich außerdem noch mit deren Entstehung beschäftigen. Sie führen dieselben fast ausschließlich auf eigenes Verschulden zurück, und verbinden somit die Leiden des Kranken mit denen eines aufgeregten Gewissens. Es leuchtet ein, daß ihnen dies nur auf einem Krankheitsgebiete möglich wird, welches der handgreiflichen ärztlichen Untersuchung und somit ihrer, auch den Widerstrebenden zwingenden Erkenntniß unzugänglich ist. Den Schwindsuchts- und Magenhypochonder kann man endlich, wenn er nicht völlig verraunt ist in seine Theorien, von deren Ungrunde überzeugen. Dies ist aber fast unmöglich bei demjenigen, der von nervösen Leiden gepeinigt wird, weil die Krankheiten des Nervensystems meistens ohne grobsinnliche Veränderungen der leidenden Organe einhergehen, und somit der Phantasie des Kranken ein eben so weites als dunkles Gebiet für seine Hirngespinnste öffnen. Denn, wer im Dunkeln wandelt, dem erscheinen leicht die harmlosesten Gegenstände als gespenstische Schreckbilder. — Als der große Sydenham gefragt wurde: warum er denn eigentlich über die Gehirn- und Nervenkrankheiten nur so wenig geschrieben habe? erwiderte er treuherzig: weil ich davon am wenigsten weiß. Und diese Antwort ist eigentlich auch heute noch, nach 200 Jahren, so ziemlich gültig. Aber der nervenkranke Hypochonder weiß alles. Ganz genau kennt er den Zusammenhang seines Leidens mit den geheimsten Veränderungen der Centralorgane, wenn auch seine Theorien fast alle Wochen wechseln, indem er je nach seiner medicinischen Lektüre oder nach dunkelm Reminiscenzen ärztlicher Gespräche den Sitz seines Leidens bald hiehin bald dorthin verlegt, und die Qualen seiner schlaflosen Nächte durch solches Grübeln verschärft. Doch es ist Zeit, daß wir unsern Kranken näher kennen lernen.

Er ist ein Mann in seinen besten Jahren: ein seinen nicht geringen Fähigkeiten entsprechendes Amt hält ihm Nahrungssorgen ferne. In seinen jüngern Jahren hatte er das Leben genossen, und wie es der Leichtsinn und Uebermuth jener Altersstufe mit sich bringt, sich wenig um die Zukunft gekümmert. Aber die Zeit kam, in welcher die sinnlichen Vergnügungen ihren Reiz verloren. Dem Gefühle der Uebersättigung folgten bald jene körperlichen Beschwerden, die wir als stete Begleiter der Hypochondrie, in welcher Gestalt sie auch auftreten möge, bereits kennen gelernt haben. Anfangs gab er den Speisen und Getränken die Schuld. Er fragt den Arzt: was soll ich essen, was soll ich trinken? Eins bringt mir Blähungen, Angst und Kolikschmerzen, das andere Hitze, das dritte Verstopfung, jenes Säure, und dies verdaue ich gar nicht mehr. Je mehr Speisen er abschafft, je ängstlicher er sich an eine peinliche Lebensordnung bindet, deste schlimmer wird es. Unzufrieden mit dem Arzte, wendet auch er sich bald an die Geheimmittel des modernen Charlatanismus. Aber umsonst; neue Plagen treten zu den alten hinzu. Oft wird es ihm, als ob er was Lebendiges im Leibe hätte, es murmelte es und lief im Leibe auf und nieder. Im Rücken stellen sich widerwärtige Empfindungen ein, die sich bald zu unerträglichen Schmerzen steigern und über die verschiedensten Körperstellen verbreiten. Bisweilen fand sich eine Stelle, an der er bald eine erkälteute Empfindung, als ob ein Stück Eis daselbst läge, bald ein Brennen wie von einer glühenden Kohle, bald ein Bohren verspürte. Dann belästigt ihn wieder ein Ohrensausen, bald sitzt es in den Zähnen, bald ängstigt ihn ein Flimmern vor den Augen, und bald verschwand wieder alles dies mit einem Male. Aber ehe er sich's versah, ward der Kopf schwer, es trat ein Schwindel ein, der öfters so heftig wurde, daß er sich nicht bücken durfte, ohne Gefahr, hinzufallen. Und nun erst der Schlaf: „Wenn Sie wüßten," ruft er dem Arzte zu, dem er jene Litanei vorgeklagt hatte, „wie meine Nächte sind, Sie würden eine andere Ansicht von meinem Zustande bekommen. Die halbe Nacht liege ich in einem „somnolösen" Zustande (dumpfer Bewußtlosigkeit) „und dann folgen Träume, die mich wahrhaft aufreiben." — Inzwischen setzen sich die Schmerzen im Rücken fest, und wiewohl sie, der eigenthümlichen Natur dieser Neutralgie gemäß, meist nur in längeren Pausen eintreten, so steigern sie seine Besorgnisse bis zur Leidenschaftlichkeit. Herzklopfen, ein oft plötzlich eintretendes unsägliches Angstgefühl in der Herzgrube, Magenschmerzen, und meist auch Diepepsie oder doch das Gefühl derselben, bei oft regem Appetit, complicirten sein Leiden; durch alle diese peinlichen Empfindungen wird sein Gehirn krankhaft afficirt und zu den trübsten Vorstellungen veranlaßt. Die Sache verhält sich nämlich so. Bei denjenigen Individuen, die ein besonders empfindliches Nervensystem haben, gehen die Verstimmungen wichtiger Organe, namentlich aber die der Verdauungsorgane, sehr leicht auf andere Nervengebiete über, oder, wie sich die Sprache der modernen Schule ausdrückt, sie werden dorthin reflektirt. In solchen Fällen treten Schmerzen in ganz entfernten Theilen auf, welche die Aufmerksamkeit des Kranken fortwährend spannen, und durch stete Intention zunehmen. Da er ihren eigentlichen Ursprung nicht kennt, und da sie oft mit großer Heftigkeit eintreten, welche der an sich keineswegs gefährlichen Ursache gar nicht entspricht, so geräth er bald auf die ausschweifendsten Befürchtungen. Er weiß, daß die Schmerzen an den verschiedenen Körperstellen rein nervös sind, und somit von einer Affektion des Centralorgans, nämlich des Rückenmarkes, ausgehen, und bildet sich natürlich ein, an einer organischen Erkrankung desselben zu leiden. Und was kann diese anders sein, wohin anders führen, als zu der entsetzlichen Rückendarre! Schon sieht er sich gehen, am Arme des Führers hängend, breitbeinig, die Füße schleudernd, einem elenden Tode entgegenwankend. Aber keineswegs sind es diese Befürchtungen für die Zukunft allein, die seine Qualen schärfen. Denn zu ihnen und zu den Leiden der Gegenwart fügt er noch die der Vergangenheit. Er meint aus seinen medicinischen Dilettantismus zu wissen, daß die Rückenmarksschwindsucht ihren Ursprung meist immer von früheren Ausschweifungen herleite, denen auch er gefröhnt hatte, und wendet dies zur Steigerung seiner Qual auf sich selbst an. Beiläufig gesagt, stimmt indeß jene Annahme, so alt sie auch ist, keineswegs mit der genaueren Beobachtung überein, da die Ursachen dieser gefürchteten Krankheit, so weit sie erkennbar sind, sich in der Mehrzahl der Fälle auf starke Erkältung, namentlich der Füße, zurückführen lassen.

So dauert der Zustand unseres Kranken nicht selten jahrelang, ohne daß sich die begonnene Lähmung der Unterextremitäten, das einzig sichere Kennzeichen der wirklichen Rückendarre, einstellt. Jene krankhaften Empfindungen aber und Schmerzen, die den Kranken fast

Digitized by Google

zur Verzweiflung treiben, gehören eben nur in das allerdings dunkle Gebiet der Neigungen des Rückenmarks, ohne irgendwie mit jener organischen Krankheit desselben im Zusammenhange zu stehen. Demungeachtet ist es freilich nicht zu leugnen, daß diese bei Hypochondern öfters vorkommende Neuralgie eine meist langwierige Krankheit ist, deren Zeitverhältniß zu finden für den Arzt mitunter eine schwierige Aufgabe bleibt. Wie dieselbe zu lösen ist, das gehört nicht hieher; wohl aber, was der Kranke zu vermeiden hat. Vor allem sind es eingreifende Kurversuche, zu denen ihn die Leidenschaftlichkeit seiner Befürchtungen besonders geneigt macht, und bei denen er am liebsten sich der Leitung der eben berühmten Charlatane des Tages anvertraut. Den einen Sommer begibt er sich in die Kur einer berühmten Kräuterfrau, den andern in die eines noch berühmteren Kräutermannes, den dritten läßt er sich von einem Magnetiseur elektrisiren und magnetisiren, und die ganze Zeit über peinigt er sich mit seinen Befürchtungen und Selbstvorwürfen. Und so geht er auch noch des Guten verlustig, was seine Leiden ihm bringen könnten. Auf ihn paßt nicht jener erhabene Beweis, daß der Mensch zum Leiden bestimmt sei, weil er durch Leiden, je größer, desto sicherer, geläutert wird, — denn er zerwühlt und verdirbt die seinigen.

Glücklicherweise aber sind dergleichen Rückenmarksreizungen schon tausendfältig geheilt, oder auch von selbst besser geworden; und auch damals schon, ehe man noch ihren eigentlichen Sitz ahnte. Auch hier aber hat der Kranke zu seiner Heilung wesentlich mitzuwirken. Damit er die Energie seines Geistes durch stete Hinzudenung an seine körperlichen Empfindungen nicht ganz einbüße, muß er eine Beschäftigung aufsuchen, zu der er Neigung hat, und die seine geistigen Kräfte durchaus in Anspruch nimmt. Aber hier gilt es einen muthigen Entschluß zu fassen. Denn wenn auch der Anfang gemacht ist, so ermüden Kraft und Lust gar leicht bei den Mühen der Ausführung. Doch Ausdauer und Geduld macht ihn allmälig zum Herrn über seine krankhaften Empfindungen, und oft ist der erste Sieg über dieselben schon entscheidend. Ein Kranker dieser Art zeigte bei Gelegenheit eines Gespräches über einen Gegenstand, der ihm besonders nahe lag, eine solche Lebendigkeit der Empfindung, Wärme und Kraft des Ausdrucks, daß man leicht erkennen konnte, wie gründlich er denselben durchdacht, und wie sehr er von seiner Wichtigkeit durchdrungen war. Ich rieth ihm, diesen Gegenstand, dessen Interesse ich wetteifernd mit ihm erhob, in abgerundeter Form zu bearbeiten, und was er darüber gedacht, zum Gemeingute zu machen. Anfangs erschrak er darüber; bald aber fand er sich in die Sache, und machte sich ernstlich an die Arbeit. Je weiter er darin kam, desto lebendiger wurde sein Interesse, desto mehr traten die Plagen, die ihn bis dahin in ihren Kreis gebannt hielten, zurück. — Kant erzählt von sich, daß er wegen seiner flachen und engen Brust, die für die Bewegung der Lungen und des Herzens wenig Spielraum ließ, eine natürliche Anlage zur Hypochondrie gehabt habe, welche sich in früheren Jahren bis zum völligen Lebensüberdruß steigerte. Aber die Ueberlegung, daß die Ursache dieser Herzbeklemmung eben blos mechanisch und nicht zu heben sei, brachte es bald dahin, daß er sich gar nicht an sie kehrte, und daß, während er sich in der Brust beklommen fühlte, im Kopfe Ruhe und Heiterkeit herrschte. „Und da man des Lebens mehr froh wird durch das, was man thut, als was man genießt," fährt er fort, „so können Geistesarbeiten eine andere Art von beförderterem Lebensgefühl den Hemmungen entgegensetzen, welche blos den Körper angehen. Die Beklemmung ist mir geblieben, denn ihre Ursache liegt in meinem körperlichen Bau. Aber über ihren Einfluß auf meine Gedanken und Handlungen bin ich Meister geworden durch Abwendung der Aufmerksamkeit von diesem Gefühle, als ob es mich gar nicht anginge."

Und nun nehme ich Abschied von den Hypochondern. — Aber jetzt, nachdem sie sich entfernt haben, noch ein Wörtchen an die Zurückbleibenden. Es ist wahr, die Hypochondristen sind unbequeme, verdrießliche Gesellen; aber ihre Umgebung muß Nachsicht mit ihnen haben. Sie leiden wirklich viel, und werden oft genug durch Verkennung ihres Zustandes ungerecht behandelt. Bei ihrer krankhaften Reizbarkeit fühlen sie dies tiefer und werden verbittert. Suchet bei ihnen vielmehr dasjenige auf, was sie an das Leben und die Außenwelt fesselt, und ziehet sie an diesen Fäden aus dem finstern Kreise ihrer peinlichen Gedanken sanft und allmälig heraus.

Das Rettungsboot.

Von R. Werner.

An unseren Nordseeküsten, von der Elbe bis zur holländischen Grenze, erstreckt sich eine Kette niedriger Inseln. Einst mit Deutschland zu einem Ganzen verbunden, sind sie in vorgeschichtlicher Zeit durch eines jener gewaltigen Naturereignisse, die von Zeit zu Zeit unsere Planeten heimsuchen, vom Mutterlande abgerissen und lagern jetzt als Bollwerke vor ihm, um es gegen die Wuth der Sturmfluten zu schützen. Seit Jahrhunderten nagt das Meer an ihnen, Stück für Stück wird von den gierigen Wogen verschlungen, aber noch immer bilden sie eine mächtige Schutzwehr, an der die aufgethürmten Wasserberge ihre Gewalt brechen, um unschädlich weiter an die feste Küste zu rollen.

An einzelne dieser Inseln knüpft sich vielleicht für manche unserer Leser eine angenehme Erinnerung und Norderney oder Helgoland ist den ihnen besucht. Sie haben dort Heilung für ihre Leiden gesucht, in den Krystallwellen der Nordsee Geist und Körper erfrischt, am Strande die Kärkende, balsamische Seeluft geathmet, ihr Auge und Herz an dem Lenchten des Meeres erfreut oder in den rauschenden Vergnügungen des Badeplatzes Befriedigung gefunden. Doch sie sahen die Inseln nur in den schönen Sommermonaten; der heitere Himmel lachte über ihnen, sie konnten in kleinen Fischerbooten sich ungefährdet auf den grünen Wogen schaukeln und nur milde Sommerlüfte kräuselten die Meeresfläche, und besäumten die Köpfe der zierlichen Wellen mit Perlenschaum.

Das ist die Lichtseite der Inseln, aber sie wird durch schwere Schatten verdunkelt, wenn der Frühjahr- oder Herbststurm daherzieht und den dampfenden Gischt des Meeres über sie sprüht. Dann liegen sie vergessen und verlassen in ihrer ganzen traurigen Oede da, und das Leben ihrer sparsamen Bewohner ist ein beständiger Kampf, ein Kampf mit dem wilden Ocean um seine Beute. Sorge, Entbehrung, Armuth ist ihr Loos; mit Gefahr und Noth fristen sie ihr Dasein, sie wissen nicht, ob nicht die nächste Sturmflut den Boden mit sich reißt, auf dem sie ihre armselige Hütte gebaut, aber trotzdem wollen sie ihre geliebten Dünen nicht verlassen. Es ist ihre Heimat, und wie traurig und öde sie auch sei, an die Heimat sind sie mit Banden gefesselt, die nur die bitterste Nothwendigkeit zu zerreißen vermag.

Es ist ein Kernvolk, diese Inselfriesen, und wir Deutschen dürfen stolz darauf sein, sie unsre Brüder zu nennen. Muth und Unerschrockenheit, offenes Herz und offene Hand sind ihr Erbtheil. Vom Meer gewiegt, in seinen starken Armen aufgewachsen, ist Körper und Geist kräftig und gestählt, und wer sie näher kennen gelernt, dem werden sie lieb und unvergeßlich. Doch sie verdienen nicht nur die Liebe und Erinnerung des Einzelnen, sondern die Achtung und Bewunderung ganz Deutschlands, denn sie die wesentlichsten Dienste leisten, wenn sie auch den Lohn für ihre Thaten nur in der eigenen Brust suchen und finden.

Willst Du, geneigter Leser, mich begleiten, so führe ich Dich auf eine der vergessenen Inseln und lasse Dich einen Blick in das Herz und in das Wirken ihrer Bewohner thun.

Der Nordweststurm braust seit 24 Stunden über die Wasserfläche. Seine entfesselte Wuth wühlt den Grund des Meeres auf; die Wellenberge wälzen sich donnernd an den Strand und die tochende Brandung zischt weit in die Insel hinein. Die Farbe des Wassers strahlt nicht mehr im heitern Grün, sie ist in ein fahles Grau verwandelt, wie das starre Gewölk, das tief herniederhängt und unsere Seele bedrückt. Der klare Horizont ist verschwunden, Wasser und Himmel verschwimmen ohne sichtbare Grenze, und das Auge sucht vergebens, sie zu trennen.

Auf einer hohen Düne des Nordstrandes steht ein einsamer Mann. Es ist eine jener kräftigen friesischen Gestalten, wie wir sie so vielfach auf den Inseln finden, wettergebräunt, mit eisernen Mus-

kein, ein echter Sohn des Meeres. Er lehnt an einer Flaggenstange und hält ein Fernrohr in der Hand, das er von Zeit zu Zeit vor das Auge führt und prüfend über die dunkle Wasserfläche gleiten läßt.

Die Düne liegt nahe am Strande; die Brandung rollt bisweilen bis zu ihrem Gipfel und überschüttet den einsamen Beobachter mit ihrem Sprühregen; die schwanke Spitze des Flaggenstockes peitscht in dem Sturme hin und her und die vor dem Unwetter zu Land gezogenen Möven mischen ihre kreischende Stimme mit dem Brausen des Windes und dem Getöse der Wogen. Doch das alles macht keinen Eindruck auf den Mann. Unerschüttert und unbewegt steht er da; man würde ihn für eine Statue halten können, wenn das Heben und Senken des Fernrohrs nicht zuweilen Leben verriethe.

Bereits zwei Stunden lehnt er an der Stange und späht; der dämmernde Morgen schon fand ihn auf seinem Posten und sein rückloses Spiel der Elemente treibt jetzt das Fahrzeug der unheimlichen Küste zu. Ein dumpfer Knall schlägt an das Ohr; es folgt ein zweiter und dritter! Es sind Nothschüsse, der letzte Hilfschrei der Unglücklichen in Todesnoth.

Da schnellt die Gestalt des Wächters auf der Düne empor und seine Hände regen sich geschäftig. Eine rothe Flagge steigt an der Stange auf; sie kündet den Bewohnern des Fischerdorfes, daß ein Schiff in Gefahr ist und ruft die Besatzung des Rettungsbootes auf ihren Posten.

Sie läßt nicht lange auf sich warten. Nach wenigen Minuten beleben sich die einsamen Dünen und zehn kräftige Männer mit starken Herzen und nervigen Armen scharen sich um ihren Führer. Dieser hat den nahegelegenden Schuppen geöffnet, unter dem das Rettungsboot auf einem Transportkarren ruht und gibt der Mann-

Das Rettungsboot der Insel Langeroge der Englischen Brigg Preuscher zu Hilfe eilend.
(7. November 1861.)

wärts geworfener Blick verräth, daß er auf Ablösung wartet. Freiwillig ist er gekommen, Menschenliebe und Großherzigkeit waren seine Motive und weder Sturm noch See vertreiben ihn.

Es ist der Vormann der Rettungsstation. Er schaut, ob vielleicht während der Nacht ein Schiff in der Nähe der Insel gestrandet ist, dem das Boot Hilfe bringen kann. Bis jetzt hat er nichts entdecken können; die Luft ist trübe, der Gesichtskreis klein, und so weit das Auge reicht, kocht nur der weiße Schaum des Meeres auf dem gelben Strande.

Doch sieh! grenzt dort sich nicht ein dunkler Schatten an der grauen Nebelwand ab?

Vergebens würde ein Landbewohner ihn suchen, doch das geübte Auge des Seemannes haftet blitzschnell darauf und das Fernrohr gibt näheren Aufschluß. Es ist ein Schiff, das steuerlos vor dem Sturme dahin flieht und schnell wachsen seine Formen am trüben Horizonte empor. Zu spät hat es die drohende Gefahr der Küste erkannt und ihr zu entfliehen gesucht; der Sturm zerpeitschte die retttenden Segel, der gewaltige Druck der Wogen sprengte die schweren Ankerketten wie Glas, eine Sturzsee zerschmetterte das Steuerruder und als willenlose Masse treibt es nun dem Verderben entgegen.

Der Vormann hat es bemerkt und seine Augen haften an dem Fahrzeuge, das jetzt in die Brandung gerathen ist. Er sieht, wie es sich hebt und senkt, wie es sich bäumt und wieder in die Tiefe stürzt, wie es sich dreht und wendet, wie es sich neigt und wieder aufrichtet, wie es sich schüttelt und wieder zusammenbricht, wie es sich aufb

Jugend daran gewöhnt. Sie haben es gelernt, ihr ruhig in das Auge zu schauen, sie zu bekämpfen und zu besiegen. Sie vertrauen auf ihr gutes Boot, auf ihren Muth, auf ihr seemännisches Geschick und — auf Gott!

Dort auf dem gestrandeten Schiffe harren zwölf Mitmenschen auf ihre Hilfe, ohne die sie verloren sind. Zwölf Leben sind einem sichern Tode zu entreißen — soll kein Versuch zu ihrer Rettung gemacht werden und soll die Brandung ihre Leichen in dem nassen Dünenbette zu Grabe läuten? Nein, sie unverzagt, Ihr Unglücklichen, das Boot bringt Euch sichere Hilfe — und nun fort in Gottes Namen!

Aufmerksam beobachtet der Bormann die furchtbare Brandung. Als Seemann weiß er, daß bei einem Sturme stets drei schwere Seen auf einander folgen und dann eine kurze Pause verhältnißmäßiger Ruhe eintritt. Auf sie wartet er, um das Boot zu Wasser zu bringen.

Jetzt rollt die dritte See heran! Brüllend wälzt sie sich auf den Strand und ihre schäumende Zunge leckt gierig nach dem Boote, dessen Vordertheil sich vor ihr hebt, aber von seiner kräftigen Mannschaft festgehalten wird, um nicht herumzuschlagen. Nun läßt sie zurück, der günstige Augenblick ist gekommen; „Achtung" und „Los" commandirt der Bormann. Die zehn Männer neigen sich ziehend vorwärts, das Boot setzt sich auf den Rollen in Bewegung, schneller und schneller schießt es auf dem abschüssigen Strande hinab, fast in gleicher Entfernung von der zurückweichenden Welle. Jetzt hat es sie erreicht, es ist flott — aber auch die Pause ist verübt und der Kamm der nächsten schweren See zeigt sich in drohender Nähe.

„Herein mit Euch," lautet der Befehl des Bormannes; es gilt, dem anstürmenden Ungeheuer entgegen zu treten, um es zu bekämpfen. Mit hebender Kraft schwingen sich die Männer in das Boot; mit geschicktem Griffe erfassen sie in demselben Augenblicke ihre Ruder und geben dem Boote so viel Fahrt, um den Anpralle der Brandungswelle zu widerstehen. Ihr Auge hängt dabei an dem des steuernden Bormannes, denn auf der schnellen Befolgung seiner Winke und Befehle beruht die Sicherheit des Bootes und ihres eigenen Lebens.

Furchtlos erwartet dieser den Feind, der das Boot in seinem weiten Rachen zu verschlingen droht.

Jetzt ist er da! Die luftgefüllte Spitze des Fahrzeuges hebt sich; fast senkrecht steigt es an der steilen Wand des überbrechenden Wellenkammes empor, der blendende Gischt schäumt von allen Seiten darüber fort und es verschwindet der den angsterfüllten Blicken der am Lande zurückgebliebenen Inselbewohner in dem kochenden Strudel des Wasserberges. Ein durchdringender Schrei übertönt den Sturm und die donnernde Brandung! Er entringt sich der Brust der Frauen, die ihre Männer in der gähnenden Tiefe verschlungen wähnen.

Doch nein! Gott schützt die muthige Schar. Dort taucht der schwarze Rumpf des Bootes wieder aus der weißen Flut hervor, unversehrt! Ein schneller Blick überzeugt die Zurückgebliebenen, daß auch nicht einer der Ruderer fehlt und ein heißes Dankgebet steigt aus den gepreßten Herzen zum Himmel empor.

Muth, Muth, Ihr braven Männer, Gott verläßt die Seinen nicht!

Zum zweiten und dritten Male verschwinden sie in den dampfenden Schaume und ebenso oft schnürt unnennbare Angst die Brust der Zuschauer zusammen, aber immer wieder erscheint das tapfere Boot ungefährdet auf der Oberfläche und kämpft Schritt für Schritt seines gefährlichen Weges den empörten Elementen ab.

Das Schwerste ist überwunden; in dem tieferen Wasser werden die Seen länger und flacher; die geschickte Hand des Steuermanns weiß die Spitze des Bootes genau auf Wind und See zu halten und dadurch die Hauptgefahr zu beseitigen, daß das Boot quer geworfen und gekentert wird. Langsam, aber stetig vermindert sich die Entfernung bis zu dem gestrandeten Schiffe, über welches die See bereits wie über eine Klippe brandet und das jeden Augenblick zu zerschellen droht. Seine geängstete Mannschaft hat sich mit Tauen festgebunden, um nicht fortgespült zu werden und ihre starren Blicke folgen in tödtlicher Spannung dem langsamen Vordringen ihrer muthigen Retter.

Werden sie nicht zu spät erscheinen und nur noch die Leichen auffischen, um sie auf dem Kirchhofe der Insel zur ewigen Ruhe zu betten?

Muth, Muth, Ihr Verzagten, Gott verläßt die Seinen nicht!

Da zeigt sich am bleifarbigen Himmel ein scharf abgegrenzter gelbgrauer Streifen und bei seinem Erblicken zuckt es auf den eisernen Gesichtszügen des Bormanns, als ob geheime Angst sein Herz bewegte. Der Streifen ist das drohende Zeichen einer Hagelbö, wie sie der herbstliche Nordweststurm in seinem Gefolge führt und der alte Seemann kennt nur zu gut ihre vernichtende Gewalt.

„Raset, Leute, reist für Euer Leben, es kommt eine Hagelbö!" stößt er mit gepreßter Stimme hervor und fast scheint es, als ob die eisige Ruhe von ihm gewichen ist, die bisher alle seine Bewegungen kennzeichnete.

Die langen eschenen Riemen biegen sich unter der Gewalt der kräftigen Arme, als wollten sie brechen. Das Boot schießt zischend durch die brandenden Wogen, kann noch zweihundert Schritt ist es von dem Wrack entfernt. Schon erhellt ein Hoffnungsstrahl der nahenden Rettung das bleiche Antlitz der Schiffbrüchigen, noch fünf Minuten und alles ist gut — da bricht auf einmal die Hagelbö herein! Die Luft verfinstert sich, die scharfen Schlossen rasseln auf den metallenen Luftkasten des Bootes wie der Wirbel der Todestrommel, der Sturm rast heulend durch die Lüfte, das Meer wallt auf in kochendem Schaume — und alles scheint verloren!

„Den Anker über Bord," „Nieder im Boote!" befiehlt der Bormann. Der Anker fällt, die Besatzung hockt auf den Boden nieder, um den Windfang zu vermindern und das winzige Fahrzeug liegt am Grunde gefesselt, inmitten des Aufruhrs der tobenden Elemente.

Der Bormann allein steht aufrecht im Boot. Beschlich Furcht einen Augenblick sein Herz, so ist sie jetzt wieder verschwunden. Ihn kümmert nicht der Sturm, nicht das brausende Meer, er fühlt nicht, wie der eisige Hagel ihm das Gesicht peitscht; er fürchtet nichts für das Boot, wohl aber für das Schiff. Sein Blick ist starr nach der Stelle gerichtet, wo er es zuletzt sah, und was sein Herz bewegt, ist nur der Gedanke, daß es jetzt zerschmettere und die Hilfe zu spät komme.

Eine bange Viertelstunde verstreicht — da klärt sich die Luft, der Sturm läßt nach und die Formen des Schiffes tauchen wieder aus dem Nebel hervor; es hat den furchtbaren Schlag überstanden.

Die Bö ist vorüber, der Sturm schöpft einen Augenblick Athem und es tritt eine Pause der Ruhe ein. Doch sie währt nur kurze Zeit, schon steht das Wahrzeichen einer zweiten Bö am Horizonte und ehe sie einfällt, muß das Rettungswerk vollbracht sein. Das Ankertau wird geschlippt, um mit dem Einwinden keine Zeit zu verlieren, die Mannschaft wirft mit verdoppelter Kraft an den Rudern und bald erreicht das Boot die schützende Leeseite des Wracks. Ein Tau wird ihm zugeworfen, aber es kann nicht längzeit holen. Die kurze See schleudert es wie einen Ball bald hoch und dann wieder säh in ihr tiefstes Thal. Ein einziger Zusammenstoß mit den Seiten des Schiffes würde das Boot vernichten und die Geschicklichkeit des Bormannes wird mehr als je geprüft, um das Unglück zu verhüten. Doch die Zeit drängt, das heranfsteigende Unwetter duldet keinen Aufschub und es gibt nur einen Weg, die Schiffbrüchigen zu retten.

„Ueber Bord mit Euch, wir werden Euch auffischen," ruft der Bormann ihnen zu, „aber schnell, sonst sein Ihr verloren!" Die Unglücklichen haben keine Wahl; wollen sie dem sichern Tode entstehen, so müssen sie die Rettung in demselben Elemente suchen, das sie zu verderben scheint. Sie wagen den Sprung, einer nach dem andern, der Kapitain zuletzt. Die tückische Woge schlägt über ihren Häuptern zusammen, doch beim Auftauchen erfaßt sie die rettende Hand und alle werden glücklich geborgen.

Es ist die höchste Zeit! Kaum hat das Boot seinen Kiel nach dem Lande gerichtet, da braust die Bö wie ein Dämon einher. Abermals zuckt es wie ein leiser Schatten über das Gesicht des Bormannes, aber diesmal ist es Besorgniß um das Boot. An ein Ankern ist nicht zu denken. Er muß die Nähe des Wracks fliehen, um bei dem Aufbrechen desselben nicht selbst zerschellt zu werden. Es bleibt nichts übrig, als vor der Bö den Strande zuzusliehen.

Wiederum verfinstert sich die Luft; wiederum wallt das Meer in kochendem Schaume und rasselt die Todestrommel. Das Boot fliegt über die Fläche des Meeres wie ein welkes Blatt vor dem Herbststurme. Nie ist die Gefahr größer gewesen; die geringste falsche Bewegung des Steuerruders läßt es quer See schlagen und dann ist Kentern unvermeidlich. Doch das Auge des Bormannes wacht und seine geschickte Hand hält das Fahrzeug in der rettenden Richtung.

Ein grauer Streifen schimmert durch den Wasserdampf — Land! Gottlob, es ist die richtige Stelle! Dort steigt die Flaggenstange empor, dort erkennt er die Gestalten seiner Lieben. Ein Stein

wälzt sich von der Brust des Vormannes, „klar zum Landen“ commandirt er mit freudig erregter Stimme. Die Riemen klappen längseit, hoch oben auf dem Kamm der Welle stürmt das Boot den Strand hinauf. Sobald es den Grund berührt, springen die Ruderer hinaus und halten es auf geradem Kiel. Die zweite und dritte Welle kommen donnernd herbei, aber sie vermögen nicht mehr zu schaden. Bereits haben sich jubelnd die Insebewohner an die Jangleine des Bootes gespannt, die Brandung hilft nur selbst noch heben, hilft es weiter hinaufschieben und bald ist es außer aller Gefahr.

Gerettet! Ein donnerndes Hurrah begrüßt Retter und Gerettete, doch der alte Vormann winkt mit der Hand. Er entblößt sein graues Haupt und beugt in stillem Gebete demüthig sein Knie vor Dem da droben, der das Werk gelingen ließ und in grauser Gefahr Seine Hand über ihnen hielt.

Als die Bö vorüber war, suchte das Auge vergebens nach dem Wrack. Es war in der Tiefe verschwunden.

Das Bild, welches ich hier dem Leser entrollte, ist kein Spiel der Phantasie, sondern der Wirklichkeit entnommen. Die edle That geschah auf einer der vorgelegenen friesischen Inseln, auf Langeroge und zwar am 7. November vergangenen Jahres. Die Mannschaft der englischen Brigg Pensher wurde auf die beschriebene Weise von der heldenmüthigen Besatzung des dortigen Rettungsbootes gerettet. Am 7. September erfolgte unter ähnlichen Umständen die Rettung fünf französischer Seeleute vom Schiffe Gagnerie, das im Sturme auf Spikeroge gestrandet war und ebenfalls unmittelbar nach Bergung der Mannschaft von den Wogen zertrümmert wurde. Noch viele solche Fälle könnte ich anführen, doch es genüge zu sagen, daß in den letzten drei Jahren durch die Rettungsboote an unsern Nordseeküsten 61 Menschenleben einem sichern Tode entrissen sind.

Bis zum Jahre 1861 war unsere gesammte deutsche Küste ohne alle wirksamen Rettungsanstalten. Für die Hunderte von Schiffen und die Tausende von Menschenleben, welche im Laufe der Jahre an ihr verloren gingen, gab es vom Lande aus weiter keine Hilfe, als das fromme Gebet der bangenden Mütter und Frauen: „Gott schütze unsere Lieben auf der See!“

Jetzt ist es, Gottlob, anders geworden; Menschenfreunde haben Vereine gestiftet und aus freiwilligen Beiträgen an den gefährdeten Punkten unserer nordwestlichen Küsten Rettungsstationen errichtet. Es haben sich die erforderlichen Mannschaften gefunden, um die eigens construirten und mit Luftkasten versehenen eisernen Rettungsboote zu besetzen. Wie sie ihre freiwillig übernommenen Pflichten erfüllen, haben wir gesehen. Der kärgliche Lohn von 2 Thlr. am Tage und 4 Thlr. des Nachts für das Auslaufen zu Rettungswecken ist kein Aequivalent für die Gefahr, mit der sie kämpfen. Sie verdienen einen bessern Lohn, die Achtung und Bewunderung des deutschen Volkes.

Wie jetzt existiren drei solcher Rettungsvereine, der Ostfriesische, der Hamburger und der Bremer, mit zusammen 12 Stationen. Ein weiterer, der Preußische, ist gegenwärtig in Stettin in der Bildung begriffen. Die preußische Küste ist 110 Meilen lang; es fehlen ihr einige zwanzig Stationen, zu deren Gründung und Unterhaltung ein Capital von 100,000 Thlrn. erforderlich ist. An den betreffenden Bootsbesatzungen ist kein Mangel. Wenn auch unserer Küstenbevölkerung von der Natur nicht die körperliche Größe wie den Friesen verliehen ist, so stehen sie ihnen an seemännischer Tüchtigkeit, an Muth und den Geistes- und Herzenseigenschaften, welche die deutschen Seelente vor allen andern Nationen auszeichnen, nicht nach. Es handelt sich daher nur um die Beschaffung der Boote und die Einrichtung der Stationen. Dies ist die Sache des Volks, weil es rein menschliche Zwecke betrifft, und wir wollen hoffen, daß der demnächst ergehende Aufruf des Preußischen Vereins zur Rettung von Schiffbrüchigen bei allen Bemittelten solchen Wiederhall finde, wie ein so edler schöner Zweck verdient. Was sich auf diesem Gebiete erreichen läßt, welche schöne Triumphe dabei die Menschenliebe feiert, davon gibt England in großartigster Weise Zeugniß. 130 Rettungsboote stationiren an seinen Küsten, die sämmtlich aus freiwilligen Gaben beschafft sind und unterhalten werden. 140,000 Thaler hat das englische Volk im letzten Jahre dazu beigesteuert und 470 Menschenleben verdanken in derselben Zeit ihre Rettung den Booten. Soll Deutschland, soll Preußen hinter England zurückstehen, soll unser Vaterland, das sich die Wiege der Civilisation nennt, der Vorwurf treffen, diesen Namen nicht zu verdienen?

Mögen diese Zeilen dazu beitragen, unser Volk mit einem Gegenstande bekannt zu machen, der seine Theilnahme im höchsten Grade verdient, möge der Aufruf des Rettungsvereins überall offenes Herz und offene Hand finden, damit wir bald von ähnlichen das ganze Volk ehrenden Thaten berichten können, damit die Thränen der Wittwen und Waisen trocknen, deren Gatten und Väter jetzt hilflos an unsern Küsten zu Grunde gehen und damit auch wir das Unsrige thun, um unsere seefahrenden Brüder, soweit es in den Menschen Macht steht, vor der Wuth der Elemente zu schützen!

Am Familientische.

Eine Skizze von Horace Vernet.

Es war an einem Junitage des Jahres 1838, als in das Comptoir eines der ersten Hamburger Banquierhäuser ein Fremder trat, um auf seine Postendriefe bedeutende Geldsummen zu erheben. Obgleich Fremde in diesen Räumen keine Seltenheit waren, so zeichnete sich der Angekommene doch durch seine, von den gewöhnlichen, meistenheils kaufmännischen Physiognomien sehr abweichende Erscheinung aus. Man hätte den Franzosen an jedem Zug seines markirten Gesichtes, wie an der Lebhaftigkeit seiner Bewegungen erkannt, auch wenn er sich nicht in seiner Landessprache eingeführt hätte. Der kühne Bart und die Ungezwungenheit seines ganzen Benehmens ließen auch sofort den Künstler vermuthen; dem widerspruch nur die völlige Gleichgültigkeit, mit der er das Imposante so verschiedener Summen behandelte. Ein solcher Besuch war indessen ein zu gewöhnliches Ereignis, um irgendwie die Aufmerksamkeit des Comptoirpersonals zu erregen, jeder blieb bei seiner Beschäftigung, die Accreditive wanderten von Hand zu Hand in ein Nebenzimmer, wo der Chef arbeitete und hier verschwanden sie für einige Minuten.

Horace Vernet, denn er war der Fremde, der, von Kaiser Nicolaus I. zum Besuch nach Rußland geladen, auf dieser Reise einen kurzen Aufenthalt in Hamburg machte, schlenderte eine Zeitlang im Zimmer auf und ab, da seine Papiere nicht sogleich wieder erschienen, und blieb dann an dem letzten Pulte hinter einem jungen Manne stehen, der neben seinem angefangenen Briefe, halb darunter versteckt, auf ein anderes Blatt eifrig ein Pferd zeichnete. Er hatte die Ankunft des Künstlers gar nicht bemerkt. Vernet schante ihm eine Weile aufmerksam über die Schultern zu.

Entdeckte er wohl einen Funken der göttlichen Flamme, die ihn beseelte? „Donnez-moi la plume. Je vous dessinerai un cheval!“ fuhr er ihn plötzlich an.

Der Zeichner drehte sich erschrocken um und reichte mechanisch dem schnell an das Pult Tretenden die Feder. Er hatte kaum noch so viel Besonnenheit, einen frischen Bogen Postpapier zu ergreifen und dem Ungebuldigen vorzulegen. In zwei Minuten stand die Zeichnung da, ein Pferd, so frisch und keck, wie es nur Horace Vernet zeichnen kann.

„Tenez, monsieur, voilà votre cheval, dites que c'est Vernet, qui l'a fait, et on le trouvera bon!“ Mit diesen stolzen Worten, die aber durch den Ton der Stimme mehr wie eine feine Ironie klangen, verabschiedete sich der Künstler, den immer noch regungslose Postbeamten freundlich grüßend.

Das wäre alles, was über die Entstehung dieser Skizze, welche im Original vor mir liegt, zu sagen ist. „Wie, schon zu Ende? Das war aber kurz! Und gar kein Schluß?“ höre ich den Leser entrüstet ausrufen, der schließlich noch einen schönen Knalleffekt erwartet hat.

Muß denn immer ein Schluß sein? Das andere soll man sich ja denken! Skizzen sind keine fertigen Bilder, und was sich darüber sagen und schreiben läßt, braucht auch keine fertige Geschichte zu sein, mit Anfang, Mitte und Ende.

Wer aber durchaus noch einen Schluß will, für den ist noch was da, zwar ebenso einfach wie die ganze Anekdote, aber auch ebenso wahr.

Horace Vernet lebte, mit Ruhm und Ehre beladen, nach Frankreich zurück, 1845 malte er das 66 Fuß lange Bild „Der Uebergang der Smalah“, 1846 „Die Schlacht bei Isly“, seine berühmtesten Bilder.

„Und der Pferdezeichner in Hamburg?“

Der gab das Pferdezeichnen ganz auf. Er war jetzt verheirathet und hatte eine zahlreiche Familie, er schrieb und rechnete, und hatte keine Zeichnungen mehr unter seinen angefangenen Briefen versteckt; dazu war die Correspondenz längst zu mächtig geworden. Zu Hause erzählte er die Geschichte seinen Kindern, wenn in den Zeitungen von einem neuen Werke des gefeierten Franzosen die Rede war, und zeigte ihnen das Pferd, welches er wie ein Heiligthum aufbewahrte. Als sein ältester Sohn Maler werden wollte, ließ er ihn gewähren, und so wollte es der Zufall, daß dieser zwanzig Jahre nach der erzählten Comptoirscene, im Jahre 1858, das Atelier Horace Vernets in Paris betrat, wo er seinen andern Erebitrieb abzugeben hatte, als die Pferdestitze.

Vernet lag damals noch rüstig an der Staffelei, obgleich er schon 69 Jahre zählte.

Ein schwermüthiges Lächeln glitt über sein gefurchtes Antlitz, als er den alten Bogen Postpapier wieder in der Hand hielt. Der Zauber der Skizze wirkte. Aus den todten Linien redete die vergangene Zeit, und längst entschwundene Tage rauschten an ihm vorüber.

Digitized by Google

Von dem Ueberbringer der Skizze, dem dieselbe der kräftige Empfehlungsbrief wurde, habe ich das Pferd und die Geschichte, und somit ist alles erzählt, bis auf den Namen des Malers; den aber noch zu berichten, bleibe wohl der Phantasie des Lesers gar zu wenig zutrauen.

A. Mosengel.

Der Thurmbrand zu Nürnberg.

Zu den belangenswerthesten Unfällen, welche der am 6. Januar l. J. fast über ganz Deutschland ziehende Gewitterſturm angerichtet hat, gehört ohne Zweifel der Brand des ältesten und schönſten der Thürme der Lorenzkirche zu Nürnberg.

Wersen wir, ehe wir von dem verderblichen Blitzſtrahle ſelbſt ſprechen, einen Blick auf das, was Sage und Geſchichte über den Bau des Thurmes aufbewahrt hat.

Vor der Erweiterung Nürnbergs ſoll auf dem Platze, wo jetzt die Kirche ſteht, eine kleine Kapelle „zum heiligen Grabe“ geſtanden ſein, das ſcheint jetzt ziemlich unzweifelhaft aus noch vorhandenen Dokumenten hervorzugehen. Ob aber, wie man erzählt, ein Graf Adolph von Nassau in der Thor jene Kapelle abbrechen und 1274 dem heiligen Laurentius zu Ehren den Grundſtein zur jetzt ſtehenden größeren Kirche legen ließ, wird bezweifelt, denn es liegt bereits vom Jahre 1162 eine Bulle vor, in welcher der Kapelle des heiligen Laurentius in Nürnberg gedacht wird.

In welchem Jahre alſo man begann, die jetzt ſtehende größere Kirche zu bauen, iſt mit Genauigkeit kaum mehr zu ermitteln, der vordere Theil aber wurde, wie aus dem Charakter des Baues ſelbſt hervorgeht, höchſt wahrſcheinlich Ende des 13. und Anfangs des 14. Jahrhunderts hergeſtellt, Vergrößerungen aber und Neubauten fanden ſpäter mehrfach ſtatt.

Was die Thürme betrifft, ſo wurde der neuere, gegen Süden ſtehende, im Jahre 1400 begonnen und bereits 1403 vollendet. Er wurde auch ſchon zu jener Zeit mit Zinn gedeckt, aber bereits 1680 mußte dies abermals geſchehen.

Der ältere, jetzt ſchlimm zugerichtete, gegen Norden ſtehende Thurm ſoll um das Jahr 1283 begonnen worden ſein, er ſcheint aber blos das mit Gewölbeit vorzuliegen, daß er 1498 mit Kupferplatten bedeckt wurde, welche theilweiſe ſtark vergoldet waren und eine vorzügliche weithin leuchtende Zierde deſſelben bildeten. Die Länge eines dieſer Ziegel beträgt 40 Centimeter, ihre Breite 27 C. und das Gewicht 750 Grammes, die Höhe des auf ſolche Weiſe bedeckten und jetzt gänzlich niedergebrannten Daches oder Helmes aber betrug 60' und hatte die Vergoldung 300 fl., den Gulden zu fünf Pfunden und 18 Pfennigen gerechnet, gekoſtet.

Die Höhe des ganzen Thurmes betrug 264' und großentheils trägt dieſe bedeutende Höhe wohl die Schuld an den häufigen Blitzſchlägen, welche den Thurm auch ſchon in früheren Zeiten betrafen.

So 1363, in welchem Jahre ein neuer Thurmknopf gefertigt werden mußte. Dann 1400, merkwürdiger Weiſe gerade am St. Laurentius-Tage, damals ſchlug der Blitz auch in die Kirche, beſchädigte den Taufſtein und erſchlug einen Knaben. — 1504 am Maria Magdalena-Tage. Er ſchlug diesmal in beide Thürme und richtete nicht unbedeutenden Schaden an, ſo wurde zum Beiſpiel weder der Zeiger noch Schlußzapf und derſelbe Fall fand ſchon im folgenden Jahre 1505 abermals ſtatt, wo wieder der Taufſtein zerſchlagen wurde. — Im Jahre 1535 am Abende Elisabeth: Zerreißmerung der Kette des Taufſteindeckels. Am 29. April 1582 ſchlug der Blitz den Knopf ſammt den Wetterhähnen herunter und am 6. Mai deſſelben Jahres wurde denn eben auf der Trompete auf dem Kranze ſtehenden Thürmer dieſe auch der Hand geſchlagen und der Mann ſtarb wenige Tage ſpäter. — Fernere Blitzſchläge, die mehr oder weniger Schaden thaten, fanden noch ſtatt: 1669 am 25. Mai, 1687 am 21. Juni, 1712 am Sonnabend vor Jnvocavit, 1717 am 25. December, 1772 am Petri- und Paul-Tage und endlich am 10. Januar 1863. Ich komme ſogleich auf dieſen letzten Blitzſchlag zurück, von dem ich glücklicher Weiſe Augenzeuge war und welcher merkwürdige Erſcheinungen bot.

Von dem Ereigniſſe des 6. Januar l. J. iſt hier aus dem Grunde nur wenig zu ſagen, weil die Thatſachen an und für ſich in den Zeitungen wohl zur Genüge gemeldet ſind. Darum nur Folgendes in der Kürze. Etwa 6 bis 10 Minuten vor 1 Uhr trat bei offenbar höchſt niedrigem Gange der Wolken plötzlich dichter Hagel und Schneegeſtöber ein und bald darauf folgte ein einziger Blitz und Donnerſchlag. Der Wiederſchein des elektriſchen Funkens am bewölkten Himmel, welchen ich vom Fenſter aus beobachten konnte, war violett mit röthlichem Saume, was wohl zu beachten, und der kurze heftige Donner ließ deutlich vernunkeln, daß es eingeſchlagen habe. Nach einer halben Stunde erblickte Feuerſchein und jetzt ſchlugen bereits aus der oberſten Spitze des Thurmes, dicht unter dem Knopfe, die Flammen empor.

Drei Viertelſtunden ſpäter ſtürzten Thurmknopf und Wetterhahn auf den Seitenhau der Kirche, zerſchlugen das Dach, wurden aber von dem treffich gearbeiteten Gerüſte aufgehalten; oben aber verbreitete ſich das Feuer ſehr raſcher und heftiger, da die durch den gefürzten Knopf entſtandene Oeffnung der Luft, beſſer dem Sturmwinde, freien Zutritt gewährte.

Etwa gegen 4 Uhr ſchien man des Feuers einigermaßen Herr zu werden, ſpäter aber brach daſſelbe mit erneuter Heftigkeit aus, Gefahr drohend für Nähe und Ferne, glühende Aufgeſtiegel, Feuerbrände und einen gräßlichen Funkenregen weithin ausſprühend, und gegen 12 Uhr in der Nacht war das Dach niedergebrannt bis auf die Steingiebel, welche die Gallerie des Thurmes tekönen. Die beiden dort oben angebrachten Glocken — die Stunden- und Viertel-Glocke — ſind theilweiſe geſchmolzen und geſprungen, die Steingiebel ſind ſtark beſchädigt: ſie ſind tiefen Einbrüngen des Feuers aber komme jetzt, freilich mit ſaſt übermäßiger Anſtrengung, Einhalt gethan werden.

Ich muß dem beiſtigen, daß unſere Feuerwehren ſich wie immer brav, muthig und beſonnen erwieſen und man kann wohl ſagen, daß ein großer Theil der Arbeitenden ſich in faſt fortwährender Lebensgefahr befanden, ſelbſt abgeſehen von der geſährlichen Höhe, ſchon allein durch ſtürzende herabſtürzende Trümmer und durch den heftigen Sturmwind, welcher dergeſtalt tobte, daß nicht ſelten ſünf bis ſechs Männer ſich aneinander klammern mußten, um nicht hinabgeriſſen zu werden. Aber eben dieſer heftige Sturm und die Schwierigkeit, Waſſer zu hinreichender Menge auf jene Höhe zu ſchaffen, vereitelte alle Anſtrengungen des Feuers Herr zu werden.

Unbedingt hat manches mineren Leſer ſich die Frage geſtellt, warum dieſes mitten im Winter anſtretende Gewitter aller Orten mehr Schaden angerichtet und mehr Blitzſchläge in ſeinem Gefolge gehabt, als in manchen andern Jahren die ganze Summe aller im Sommer ſtattfindenden Gewitter; ja, wenn er eine Reihe von Jahren hindurch ein aufmerkſamer Beobachter war, bat er wohl gefunden, daß der vorliegende Fall mehr als ſonſt daſteht, und nur zu häufig ſchon eingetreten iſt.

Man hat für Deutſchland nach den einzelnen Jahreszeiten folgende Gewittermengen berechnet:

Winter	1.4%
Frühling	24.4%
Sommer	66.0%
Herbſt	8.2%

Würde man aber die Zahl der Blitzſchläge berechnen, welche zündend oder zerſchmetternd niederfahren, ſo würde man ganz andere Zahlen erhalten. Mit andern Worten, man würde finden, daß es bei Wintergewittern bedeutend häufiger einſchlägt, als bei den in andern Jahreszeiten ſtattfindenden.

Man wird der Wahrheit ſehr nahe kommen, wenn man ſagt, daß die Gewitter, welche in wärmeren Jahreszeiten vorkommen, höher ziehen, und daß ihre Träger zwei Wolkenſchichten ſind, welche in der Luft ihre gegenſeitigen Elektricitäten austauſchen, während bei Wintergewittern die eine dieſer Wolkenſchichten durch die Erde ergänzt wird, und Erde und Wolkenſchichten poſitiv und negativ geladen ſind, d. h., im Sommer ſchlägt ein Blitz vorzugsweiſe von einer Wolkenſchicht in die andere, im Winter aber ſchlägt er von der niedergehenden Wolkenſchicht in die Erde.

Den nicht zündenden Blitzſchlag anlangend, welcher am 16. Januar 1863 den ſüdlichen Thurm unſerer Kirche traf, ſo war bei demſelben die Ausgleichung beider Elektricitäten ſehr ſchön wahrnehmbar.

Es zeigte ſich (ich ſtand etwa 30 Schritte vom Thurme entfernt) anſtatt eines Strahles oder Zickzacks eine gedrümmte Doppellinie von Funken oder Feuerbällen, die eine Reihe derſelben roth, die andere violett und vom Thurmknopf bis in die Baſis der Kirche, ohne daß man wahrnehmen konnte, von welchem Punkte aus — Knopf oder Weiſe — die Erſcheinung ausgegangen. Dabei waren Blitz und Donner gleichzeitig und letzterer ohne alles Rollen oder Nachklang, täuſchend ähnlich einem in nächſter Nähe abgefeuerten Flintenſchuſſe, welter entfernt indeſſen wurde der Schlag ganz auf gewöhnliche Weiſe vernommen.

Kaum braucht bemerkt zu werden, daß die Doppelreihe von Funken eine leicht zu erklärende optiſche Täuſchung war, und daß in Wirklichkeit blos ein rother und ein violetter Funken ſich einigten.

B.

Schlauheit der Ratten.

Von der Schlauheit der Ratten erzählt Baron v. Müller bei ſeiner Fahrt durch das Antillen-Meer ein intereſſantes Beiſpiel. Auf dem Schiffe hatten ſich die fatalen Thiere wie gewöhnlich in zahlreicher Menge als blinde Paſſagiere eingefunden und beeinnisten in den unteren Räumen die Lebensmittel nach Herzensluſt. Nur den Durſt konnten ſie ſich nicht daſelbſt ſtillen und kamen deshalb während der Nacht auf dem Verdeck zum Vorſchein. Aus Furcht vor den Matroſen nahmen ſie jedoch ihren Weg nicht über das Verdeck ſelbſt, ſondern kletterten von der Luke aus am Fockmaſt hinaus, dann an den Verbindungstauen nach die Eichhörnchen bis nach dem Besanmaſt, von dort wieder nach den Booten, die anhängen an den Schiffsſeiten hingen. An dieſen hatte ſich vom Regen Süßwaſſer geſammelt. Nachdem ſich die Ratten daran hinreichend delectirt, nahmen ſie ihren Weg wieder in derſelben Weiſe in der Höhe rückwärts nach ihren Verſtecken.

Zaunkönigsnester.

Das alte Märchen vom Wettflug der Vögel läßt den Zaunkönig Schutz ſuchen unter den Flügeln des Adlers. Vergangenen Sommer fand ein Jäger in Mecklenburg ein Zaunkönigsneſt mit Jungen am Rande eines Schreiadlerhorſtes, aus welchem letzteren freilich zwei Mal nach einander die Eier angenommen worden waren. Derſelbe Jäger hatte die Gewohnheit, bei ſeinen Ausgängen geeignete Zweige abzuſchneiden, zu Bohnen zuſammen zu drehen und zu ſpäterem Gebrauch an verſteckten Bäumen aufzuhängen. So hatte er im Frühjahr 1863 acht Bohnenſtäbe an einer Eiche aufgehangen; als er im Juli daſelbſt wieder vorbei kam, fand er, daß ein Zaunkönig die Vögel voll Moos getragen und ein Neſt daraus hergeſtellt hatte, das blos von ein kleines Flugloch beſaß. In dieſem Moospalaſt ſaß das Thierchen und brütete unbefergt ſeine Jungen aus.

H. W.

Briefe und Sendungen ſind zu richten an die Redaction des „Daheim“ in Leipzig, Poſtſtr. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klaſing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fiſcher & Wilkig in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im Februar 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 19.**

Tupa, das Indianermädchen.

Von **Ernst v. Bibra.**

(Fortsetzung.)

Die Ereignisse und Eröffnungen, welche diese rasche Abreise bedingten, waren aber folgende.

Als Benito den Hofraum vor des Häuptlings Haus betrat, empfingen ihn die beiden Araucaner und sprachen das tiefste Bedauern des Hausherrn aus, daß derselbe, abgerufen durch wichtige Geschäfte, sich nicht persönlich von seinem Gaste verabschieden könne. Hierauf führten sie ihn in das Haus, woselbst ein dem gestrigen ähnliches Mahl bereit stand, und nach dessen Beendigung erklärten die beiden Vertreter des Häuptlings, daß der Schmerz, welchen sie über die Trennung von Benito empfänden, nur gemildert würde durch den Gedanken, daß es ihnen vergönnt sei, ihn bis zur Grenze zu begleiten, so wie sie ihn gestern empfangen hätten, und ebenso dadurch, daß die gestern ausgesprochene Absicht und der Wunsch ihres Gastes so ganz genau mit ihren Gebräuchen und Gesetzen zusammenstimme.

„Grenze?" versetzte Benito, „Grenze? Ich äußerte den Wunsch, Euer Land zu bereisen und tiefer in dasselbe eindringen zu dürfen."

Die Araucaner lächelten, aber dieses Lächeln drückte Unglauben aus:

„Der Wein verwischt das Andenken unserer Worte," sagte der eine derselben, der andere aber fügte hinzu:

„Und wie gesagt, wir waren erfreut, daß Ihr gestern selbst den lebhaften Wunsch äußertet, heute zurückzukehren, da unsere Gesetze, ohne eine vorhergegangene Abstimmung aller unserer Häuptlinge, keinem Fremden erlauben, länger als vierundzwanzig Stunden in unserem Lande zu verweilen."

Benito war fest überzeugt, jenen Wunsch nicht ausgesprochen zu haben, und ebenso war ihm wohl bekannt, daß einzelne Reisende längere Zeit sich in Araucanien aufgehalten und ziemlich tief ins Land eingedrungen waren, einfach auf die Erlaubniß eines einzigen Häuptlings hin. Auf der andern Seite aber war der Ton, in welchem der Araucaner mit ihm gesprochen, trotz seiner Höflichkeit dennoch so bestimmt, daß Benito begriff, daß an ein längeres Bleiben nicht zu denken sei.

Er fügte sich deshalb in das Unvermeidliche — und dies war der Grund, warum wir ihm auf der Heimreise begegnet sind.

Er sprach kein Wort auf diesem Ritte bis zur Grenze und seine beiden Begleiter oder Wächter, ehrten sein Schweigen, indem sie ebenfalls keinen Laut von sich gaben, aber mit unverwüstlich freundlicher Miene stets gleichen Schritt mit ihm hielten.

Ohnweit der verhängnißvollen Grenz-Araucaria stiegen sie indessen von ihren Pferden, verbeugten sich tief, so tief, daß Benito die Röthe des Zorns im Antlitze aufstieg, und nach einigen über alle Maßen höflichen Worten waren sie verschwunden, wie sie gekommen.

„Die beiden Schurken stecken in irgend einem Dickicht und lauern, ob Du wirklich gehst," murmelte Benito grimmig, „aber sie sollen das Vergnügen nicht haben, mich umblicken zu sehen."

Eine Reihe der unmuthigsten Gedanken stiegen jetzt in dem jungen Mann auf, als er weiter ritt.

„Suchen Sie weiter vorzudringen," hatte sein Oberst gesagt, „durchforschen Sie das Dickicht jener Wälder und die verborgenen Schluchten."

Dann sollte er einem Scheingefechte beiwohnen und den Gebrauch der berühmten Lanze kennen lernen!

Ein dumpfer Fluch entfuhr ihm bei diesem Gedanken. Er hatte nur flüchtig zwei jener Lanzen gesehen und nicht einmal eine derselben berührt. Was die Durchforschung der Wälder betraf, so war der Weg, welchen er eben verlassen, das Einzige, was er gesehen hatte, und hinsichtlich des Auftrags, daß er die Indianer niedertrinken sollte, um ihnen wichtige Geheimnisse zu entreißen, so hatte man ihn selbst betrunken gemacht, und wenn er auch nicht eben wichtige Geheimnisse verrathen hatte, so war doch seine unvorsichtige Aeußerung, daß er das Land bereisen wolle, zuverlässig die Ursache, daß man ihn heute schon und, ohne besondere Umstände zu machen, heimgeschickt hatte.

Er dachte jetzt an die Frauen der Araucaner, bei welchen er den Liebenswürdigen und gleichzeitig den Diplomaten zu spielen sich vorgenommen hatte, aber in diesem Augenblicke sagte José, welcher bisher stumm neben seinem Herrn hergeritten war:

„Bleibt das da bei uns?"

Er zeigte bei diesen Worten mit dem Daumen seiner Rechten

Digitized by Google

nach Tupa, welche ihnen gefolgt war und welche die beiden Araucaner, seine Begleiter, vollständig zu ignoriren schienen, während er selbst kaum mehr an sie gedacht hatte. Jetzt indessen hielt er sein Pferd an mit dem Vorsatze, sie sogleich zurückzuschicken, aber Tupa, als sie bemerkte, daß er seine Blicke nach ihr gewendet, war mit zwei Sätzen ihres Pferdes bei ihm und eben so rasch auf der Erde, dann zog sie unter den Decken ihres Sattels ein Paar silberne Sporen hervor, welche denen, die Benito ihrem Vater hatte geben müssen, wenig an Größe*) nachgaben und von trefflicher Arbeit schienen, und befestigte sie mit großer Gewandtheit rasch an Benitos Füße.

„Mädchen, was treibst Du da, wem gehören diese Sporen?“ rief der junge Mann höchlich erstaunt.

„Sie gehören Dir,“ sagte Tupa, „denn da Du meinem Vater die Deinigen hast geben müssen, so habe ich die seinigen mitgenommen. Wie kann ein Krieger ohne Sporen sein!“

„Du hast sie gestohlen?“

„Freilich,“ versetzte Tupa, freundlich lächelnd, „freilich, und da Du jetzt mein Herr bist, werde ich alles stehlen, was Du wünschest oder bedarfst.“

Es kam Benito, der trotz seines Leichtsinnes ein guter Kerl war, vor, als könne er in diesem Augenblicke unmöglich das Mädchen zurückschicken. Dieses offenbare, wenngleich etwas eigenthümliche Zeichen ihrer Zuneigung rührte ihn, und dann — wie würde sie der Alte behandeln, wenn er den Verlust seiner Sporen bereits bemerkt hätte! Er sagte indessen: „Weißt Du denn nicht, daß man nicht stehlen darf?“

„Oh,“ rief Tupa, „man darf auch nicht betrügen, aber dennoch hat Dich mein Vater betrogen, denn ich bin nicht einmal so viel werth als Deine Sporen und Du mußtest ihm noch Gold dazu geben.“

Josés, der ohne Zweifel den Stand der Dinge bereits begriffen hatte und dem die Philosophie Tupas vollkommen einleuchtete, sagte jetzt:

„Das kleine braune Ding scheint mir die einzige brave Person unter diesen Hallunken da drüben zu sein. Laßt sie mitlaufen, Sennor, wer weiß, wie wir sie brauchen können.“

„Ich kann sie aber doch wahrhaftig nicht nach Valparaiso mitnehmen,“ sagte Benito unschlüssig.

Josés machte ein pfiffiges Gesicht.

„Die Sennorita Francisca!“ sagte er, „das hat aber nichts auf sich. Ich bringe sie in die Stadt und werde dort für sie sorgen; keine Seele soll etwas merken.“

Tupa aber, welche wohl nur einen Theil von dem errieth, um was es sich handelte, sagte mit Thränen in den Augen:

„O, verkaufe mich nicht gleich wieder, wenn Du in Dein Haus zurückkommst. Ich will die Dienerin aller Deiner übrigen Frauen sein.“

Einige Minuten späterritt Tupa nicht mehr hinter den beiden Männern, sondern in ihrer Mitte, und Benito dachte: „Wenn ich durch meine Liebenswürdigkeit nicht im Stande war, von den araucanischen Damen merkwürdige Staatsgeheimnisse zu erfahren, so reutiren sich vielleicht die sechs Goldmünzen, welche ich für dieses kleine Geschöpf gegeben habe. Wir werden sehen!“

Er erfuhr allerdings einiges, in der That aber nicht viel von Bedeutung. Was zuerst die Sprache betrifft, so ergänzte ihm Tupa, daß in den ohnweit der Grenze liegenden Dörfern der Araucaner Jedermann spanisch spräche, und er begriff, daß die Häuptlinge ihren Leuten einfach den Befehl gegeben hatten, sich der Sprache unkundig zu stellen, um allen Verkehr mit ihm, dem Fremden, abzuschneiden. Ferner erfuhr er, daß seine Begleiter ebenfalls angesehene Häuptlinge gewesen wären, so gut und in gleichem Range wie sein Gastfreund. Aber sie hatten sich in ihre Rollen getheilt, um ihn selbst immer in zuverlässigen Händen zu haben. Was das Aechtgelage betraf, so sagte Tupa, daß man es im Nothfalle drei Tage und wohl länger ausgedehnt haben würde, um von Benito nur seinem Diener vielleicht etwas Ersprießliches zu erfahren.

Der liebenswürdige Vater Tupas aber, der, nachdem man Benito und Josés bereits vollständig betrunken nach Hause gebracht, noch bis zum Morgen gezecht hatte, hatte zu Tupa gesagt: „Die beiden Fremden trauen wie kleine Kinder und schwatzen wie alte Weiber,“ und dann hatte er hinzugefügt: was man übrigens von ihnen erfahren habe, seien alte Geschichten gewesen, Dinge, nicht der Mühe und Kosten des Gelags werth, welche man längst besser gekannt habe als die beiden Thoren selbst.

Von der Art der Kriegführung hingegen, wie jene die Lanze zu führen und von der Beschaffenheit des Landes wußte Tupa nichts. Sie hatte freilich häufig das Land durchstreift, konnte Pfade finden und einer Fährte tagelang folgen, von dem aber, was Benito in strategischer Hinsicht wichtig war, hatte sie keine Ahnung, und einer kriegerischen Uebung hatte sie niemals beigewohnt.

Es war klar, man hielt absichtlich und mit Strenge die Frauen ferne von solchen Dingen, und das war zuverlässig der Grund, warum man das junge Mädchen so vollkommen ungehindert mit ihm ziehen ließ.

Im Uebrigen sah, und das zwar zu seiner großen Beruhigung, Benito ein, daß er sich keine Frau nach den Begriffen seines Vaterlandes gekauft habe, sondern bloß eine Dienerin, mit welcher er freilich nicht recht wußte, was er in der Zukunft beginnen sollte, für welche aber Sorge zu tragen er sich vornahm.

Benito übereilte sich nicht auf der Heimreise, da ihm jeder Tag Verzögerung ein Gewinn schien und er wenigstens auf so lange das Auslachen hinausgeschoben hatte, welches er nicht ohne Grund befürchtete. Auf der andern Seite aber trug Tupa vielleicht ein wenig dazu bei, daß er sich auf der Reise nicht langweilte, und er war gewiß, nie in seinem Leben ein weibliches Geschöpf getroffen zu haben, welches natürlicher, gutmüthiger und zugleich unterwürfiger und ihm ergebener war, als eben diese kleine braune Tupa, obgleich ihm selbst nicht vollkommen klar war, ob das Wohlgefallen, welches er an ihr fand, eine wirkliche Neigung sei.

Er hatte auch in der That, je mehr man sich Valparaise näherte, weniger Zeit, hierüber Betrachtungen anzustellen, und endlich, nachdem man der Stadt bis auf einige Leguas nahe gekommen war und Josés mit Tupa ihn verlassen hatte, um, seinem Versprechen gemäß, die letzte unbemerkt einzuschmuggeln, wuchsen seine Verenken auf höchst unerquickliche Weise.

Was würde der Oberst sagen, der solches Vertrauen in ihn gesetzt hatte?

Was seine Kameraden, die ihn selbst dieses Vertrauens halber beneidet hatten, wußten sie gleichwohl den Zweck seiner Sendung nicht.

Eine Unwahrheit durfte er nicht sagen, denn die Wahrheit konnte leicht an den Tag kommen. Aber wie diese bemänteln, ohne sich allzu sehr bloßzustellen, oder lächerlich zu machen?

Mit der Sennorita Francisca hoffte er leichter fertig zu werden. Hinsichtlich Tupas verließ er sich vorläufig auf Josés, betreffs seiner Sendung aber wollte er die „Dienstpflicht“ verschützen und den Geheimnißvollen spielen.

Es kam aber, ähnlich wie es in Araucanien gekommen war, ganz anders, als er vermuthete.

Als er am andern Tage sich bei seinem Oberst meldete und ihm hierauf die von dem Häuptling ausgestellte Quittung überreichte, schien es fast, als besänne sich dieser einen Augenblick, was dies zu bedeuten habe, dann aber sagte er:

„Ah! schön, schön! Es ist gut, daß Sie wieder hier sind, sehr gut!“

Er legte hierauf die Quittung nachlässig bei Seite und während er dann den jungen Mann einige Augenblicke ansah, kam es diesem fast vor, als denke er an ganz andere Dinge. Benito fand es nicht für nöthig, diesen Irrthum zu unterbrechen, und der Oberst sagte jetzt:

„Adieu, lieber Lavaga, Adieu, auf Wiedersehen!“

„Zuverlässig“, dachte Benito, als er sich wieder auf der Straße befand, „zuverlässig werde ich ihn wiedersehen, und es soll mir außerordentlich lieb sein, wenn er dann alles noch so schön und gut findet wie heute.“

Als er aber hierauf einigen Kameraden begegnete, riefen diese:

„Ah, hier ist Benito! Das ist famos, daß Du hier bist, ausgezeichnet!“

Andere sagten ihm, daß er ein Kerl sei, auf den man sich verlassen könne, und wieder andere drückten ihm schweigend, aber mit vielsagenden Blicken die Hand.

Des Zweckes seiner Reise erwähnte niemand und niemand wunderte sich, daß er so rasch zurückgekehrt.

„Was ist denn los?“ sagte Benito, und seine Kameraden erwiderten, daß er auch in diesem Stücke ein ausgezeichneter Bursche sei, und ein Schlaukopf, der sich den Anschein gebe, als sei er unwissend wie ein neugeborenes Kind.

*) Die Araucaner sowohl als die Chilenen tragen Sporen, welche nicht selten eine fabelhafte Größe haben. Ich besitze solche von Eisen, die über sechs Pfund wiegen und deren Räder sieben Zoll im Durchmesser haben. Nicht viel kleiner von Silber kommen häufig vor.

Digitized by Google

Benite gab sich Mühe, schlau und zustimmend zu lächeln und ging guten Muthes zu Francisca, allein dort fand gerade das Gegentheil statt von allem dem, was ihm bisher begegnet war.

Die Sennorita war über seine unverhoffte Zurückkunft außerordentlich erstaunt, ja, wie es ihm vorkam, fast mehr erstaunt als erfreut, und hierauf begann sie ihn mit einer Anzahl von Fragen zu bestürmen, die ihn in Verlegenheit setzten und endlich fast zur Verzweiflung brachten.

Als er, wie er sich vorgenommen hatte, von der Dienstpflicht sprach, fragte ihn Francisca, ob er sie nicht höher stelle als solche langweilige Dinge, und als er hierauf zu scherzen versuchte, begann die Sennorita zu maulen.

Endlich wurde indessen der Friede dadurch hergestellt, daß Benite sich eine Frist von vierzehn Tagen ausbat, nach Verlauf welcher er Francisca die merkwürdigsten Enthüllungen zu machen versprach; trotz der großen Neugierde, welche die junge Dame gezeigt hatte, war sie ihm dennoch bei diesem Wiedersehen liebenswürdiger vorgekommen als je. Da er indessen nichtsdestoweniger nach Tupa sehen mußte, welche José in einem bescheidenen Häuschen auf der Cerro de Caretas untergebracht hatte, einem der Hügel hinter der eigentlichen Stadt, welcher meist von den allerunfruchtbarsten Leuten bewohnt wird, so begab er sich dorthin, indem er unterwegs bei sich überlegte, ob er die Rolle eines Beschützers oder die eines Vaters bei der jungen Indianerin spielen solle.

Er gestand sich indessen, als er Tupa später verließ, daß beide Rollen ziemlich schwierig durchzuführen sein dürften, denn das junge Mädchen war ihm mit ungebeugelter Treue entgegengekommen, daß er nur mit Mühe Vergleichungen niederkämpfen konnte zwischen ihr und der reichen Sennorita.

Als er einige Tage darauf Francisca besuchte, kam ihm diese mit solch außerordentlicher Liebenswürdigkeit entgegen, daß Benite anfänglich fast stutzte, dann aber in ein schwärmerisches Entzücken versetzt wurde, und sie endlich nach stürmischen Liebesbetheuerungen um ihre Hand bat.

Die Sennorita war ein Wesen, welches mit trefflichen und ebenso seltenen Eigenschaften begabt war.

Da wir uns vorgenommen haben, nie mehr das Aeußere einer hübschen Frau zu schildern, so gehn wir sogleich zu den übrigen Vorzügen Franciscas über und sagen, daß sie eine vater- und mutterlose Waise war, ein beträchtliches Vermögen besaß und nebenher mehrere bejahrte Verwandte, gegen welche sie keine weitern Verpflichtungen hatte, als sie über kurz oder lang zu beerben.

Es ging aber erschrecklich eine merkwürdige Veränderung mit Francisca vor, als Benite seine Anträge vorgebracht hatte.

Zuerst blickte sie ihn ernst an, dann brach sie in Thränen aus, und hierauf überhäufte sie ihn mit Verwürfen.

„Sie lieben mich also," rief sie, „Sie lieben mich oder haben wenigstens die Kecheit, mir dies zu sagen, ja selbst um meine Hand zu bitten und betreiben zu gleicher Zeit hinter meinem Rücken die abscheulichsten Intriguen."

Benite erschrak auf den Tod, aber Francisca rief, obgleich er kein Wort gesprochen hatte, mit Heftigkeit:

„Schweigen Sie! Ich weiß, was Sie sagen wollen. Ich weiß auch den Zweck Ihrer geheimnißvollen Reise, alle Welt weiß ihn und ich bin dadurch zum Gespött geworden bei allen meinen Freundinnen und Bekannten, und was noch mehr ist, bei denen, die mich hassen! Und mit welcher Frechheit gingen und kamen Sie! Sie sprachen von einem halben Jahre, nach welcher Zeit Sie wiederkehren und etwas mit sich bringen würden, was mir unendliches Vergnügen bereiten würde, und Sie kommen nach einigen Wochen zurück und bringen eine kleine, alte, abscheuliche Indianerin mit sich, ein braunes, häßliches, unreinliches Wesen, einen Affen, und dieses verächtliche Geschöpf ist nun meine Nebenbuhlerin geworden."

Häufig folgt auf ein heftiges Unwetter bald wieder ein verschwender Sonnenstrahl, als aber Benite endlich die Sennorita Francisca verließ, schien der Himmel stets noch mit drohendem Gewölke bezogen, und mit Noth und Mühe hatte er die Erlaubniß erhalten, sie wieder besuchen zu dürfen, wenn sie die Gewißheit habe, daß er „das Geschöpf" entfernt hätte.

Als er einige Stunden später zu Tupa kam, warf sich diese wehklagend vor ihm auf die Erde:

„O, schlage mich, wenn ich gefehlt habe, aber verstoße mich nicht, verkaufe mich nicht, laß mich nicht von Dir!"

Er stieß sie von sich:

„Närrin! Wir sind keine Bilden, die Handel treiben mit Frauen, aber Du mußt fort! Ich will Dich nie mehr wieder sehen. Seit ich Dich zum ersten Male erblickte, begann mein Unglück!"

Er mochte wohl fühlen, daß er ihr Unrecht that, aber Francisca! Indessen gab er José den Auftrag, Tupa an einen andern Ort zu bringen und für sie zu sorgen, bis sie auf irgend eine Art gänzlich zu entfernen wäre. Den Ort ihres Aufenthalts wolle er nicht wissen.

Schon nach einigen Tagen hatte er Gelegenheit zu bemerken, daß Francisca gute Späher haben mußte, denn als er schüchtern bei ihr erschien, sagte sie:

„Ich bin zufrieden mit Ihnen, Senner Laveaga. Wir werden weiter sehen!"

Trotzdem daß Benite, wie wir gesehen haben, mit Herzensangelegenheiten bedeutend beschäftigt war, nahmen ihn dennoch andere Dinge ebenfalls stark in Anspruch, und er hatte gleichzeitig erfahren, was die Ursache des eigenthümlichen Empfanges war, der ihm von Seite seines Obersten und seiner Kameraden zu Theil geworden, als er von Araucanien zurückkehrte.

Valparaiso, die Hafenstadt von Santiago, der Hauptstadt Chiles, war zur Zeit, als die ersten Spanier die Küste betraten, ein armseliges Fischerdorf. Gegenwärtig, und wohl schon seit Decennien, hat sie in vielen Beziehungen eine größere Bedeutung als Santiago selbst, und ist unbedingt einer der wichtigsten Häfen der Westküste.

Auf einem schmalen Streifen Land, vor welchem der große, sichere und nur den Nordwinden etwas zugängliche Hafen sich ausdehnt, und hinter welchem eine Reihe kahler und wenig Vegetation bietender Hügel ansteigen, hatten jene armen Fischer ihre ärmlichen Hütten erbaut. Jetzt prangen dort stolze, palastähnliche Häuser, welche die Speculation wieder aufbaut, wenn ein Erdbeben sie zerstört hat, und diese Gebäude erstrecken sich bis in die Almendale, eine ziemlich große, nördlich von der alten Stadt gelegene Ebene und bilden dort eine große und prachtvolle Neustadt, während die kahlen Hügel, die sie umgürten, mit reizenden Villen bedeckt sind, und die Quebradas, die Schluchten, welche die Hügel durchfurchen, an ihren Abhängen bescheidenere Wohnungen zeigen, großentheils von Unbemittelten oder Armen bewohnt.

Von der Höhe jener Hügel aus blickt Ihr auf das große unendliche Meer, das die Felle des Landes Euch noch größer, noch unendlicher erscheinen läßt, und wendet Ihr jetzt Eure Blicke auf dieses Land selbst, so seht Ihr, während Ihr auf unfruchtbarem und sterilem Boden steht, Chile sich vor Euren Augen entfalten, Chile mit seinen goldenen Fruchtfeldern, mit seinen grünenden Wäldern, seinen Dörfern und Haciendas, mit seinen kleinen Laubsen in Mitte tiefgrüner Triften, ähnlich funkelnden Inseln auf glänzendem Sammet, mit seinen vereinzelt stehenden schlanken Palmen, die, wenn gleich spärlich vorkommend, Euch doch die Vegetation der Tropen ahnen lassen, wenn Ihr sie noch nicht kennt, oder im andern Falle Euch reizende Erinnerungen ins Gedächtniß zurück rufen, und endlich mit seiner Cordillera, der erhabenen Kette der Andes, deren Größe Ihr kaum ahnen könnt, und die, wenn Ihr sie vielleicht später zu ersteigen versucht, Euch keine Erinnerungen ins Gedächtniß zurück ruft, da Gott nichts Aehnliches geschaffen hat, nichts was größer, phantastischer, nichts was erhabener ist.

In jenem heranblühenden Valparaiso aber wüthete der Bürgerkrieg, man hatte sich auf seinen offenen Plätzen geschlagen, man hatte sich gegenseitig ermordet in seinen Schluchten, erwürgt in seinen Straßen, und jetzt, nachdem die eine Partei gesiegt hatte, sahen wir einen einzelnen Reiter, blutend und in hastiger Eile durch das Land dahinfliehen, welches wir soeben mit einigen Federstrichen zu schildern versuchten.

Die Zeit, während welcher dies geschah, war etwa acht Tage später, nachdem die Sennorita Francisca Benite ihre Zufriedenheit zu erkennen gegeben hatte, und jener verwundete, flüchtige Reiter war niemand anders als Benite selbst.

Mit wenigen Worten läßt es sich sagen, wie das gekommen.

Wenn man in Chile, wohl auch in Peru, zu einer neuen Präsidentenwahl schreitet, bilden sich meistens zwei Parteien, und ebenso will gewöhnlich die Bürgerschaft einen aus ihrer Mitte, meist einen Rechtskundigen zum Beispiel, der schon höhere Staatsämter verwaltet

Digitized by Google

hat, während das Militär seinerseits, oder wenigstens ein Theil desselben, einen General wünscht.

Bestimmen nicht die außergewöhnlich guten Eigenschaften des von einer Partei zur Wahl vorgeschlagenen die andere zur Nachgiebigkeit, oder ist eine oder die andere Partei offenbar zu schwach, um mit Gewalt ihren Willen durchzusetzen, so schlägt man sich, indem man die Gegner genau so, wie man es an anderen Oertern zu machen pflegt, irgend einer Ungeheuerlichkeit beschuldigt und hierauf zu den Waffen greift.

Bisweilen sind diese Aufstände oder Kämpfe local, das heißt sie werden in einer einzigen größeren Stadt ausgefochten, zu anderen Zeiten bricht verabredeter Maßen gleichzeitig an verschiedenen Orten der Widerstand los. Durchschnittlich aber ist alles rasch zu Ende.

Man nennt hierauf die Sieger Patrioten, die Besiegten Verräther, und während die ersteren ihre Wahl durchsetzen und der größeren Masse ihrer Gegner, da es nicht anders zu machen ist, durch die Finger sehen, verfolgt man ihre Anführer, erschießt sie, wird man im ersten Augenblicke ihrer habhaft, verbannt sie, wenn sie entkommen sind, und begnadigt sie wohl auch später, wenn einige Zeit vorübergegangen oder wenn vielleicht eine neue Präsidentenwahl die politischen Ansichten in etwas geändert hat.

Im vorliegenden Falle war das Regiment Benites vorzugsweise bei dem Aufstande betheiligt, und das war der Grund, warum man seiner verunglückten Fahrt nach Araucanien so geringe Aufmerksamkeit schenkte. Man hatte an wichtigere Dinge zu denken. Aber da sich nicht alle Regimenter bei dem Kampfe betheiligten, so waren die Freunde Benites in allzu geringer Minderzahl, und nachdem der Oberst und ein großer Theil der Offiziere getödtet waren, standen die Soldaten von weiterem Kampfe ab und die Sache war entschieden.

Benito, wenngleich nur leicht verwundet, war dennoch als einer der entschlossenen Kämpfer geächtet und sein Leben war verfallen, wurde man seiner im ersten Augenblicke habhaft.

Er floh zu Francisca.

„Ich will nichts mit Verräthern zu schaffen haben," sagte diese, „entfernen Sie sich schleunigst und zwingen Sie mich nicht, die Gesetze gegen einen Feind des Vaterlandes anrufen zu müssen."

Er bat einen alten Freund seines Vaters, ihn auf einige Tage zu verbergen, bis er weitere Mittel zur Flucht gefunden haben würde.

„Ich erkenne einen Empörer nicht als den Sohn meines unvergeßlichen Freundes an," gab ihm dieser zur Antwort.

Hierauf eilte er in das Haus eines jungen Mannes, mit welchem er in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden war.

Aber die Mutter desselben empfing ihn mit Verwünschungen und Wehklagen und der Vater jagte ihn drehend von seiner Schwelle, denn sein Sohn war im Straßenkampfe von den Leuten Benitos getödtet worden, dieser aber eile, auf die Gefahr hin, jeden Augenblick erkannt und ergriffen zu werden, in die Kaserne, warf sich auf das erste beste Pferd und entkam vorläufig glücklich, da die Verwirrung noch groß und allgemein war.

Es ging dem jungen Mann auf dieser Flucht durch sein Vaterland kaum um viel besser, als es ihm vorher in Valparaiso gegangen war, denn jagte man ihn auch nicht geradezu von der Schwelle, so gab man ihm doch fast aller Orten unverkennbar zu verstehen, daß man über seine Abreise mehr als über seine Ankunft entzückt sei.

Verrath hatte er übrigens nicht zu befürchten, selbst nicht von denen, welche entschiedene Gegner seiner Partei waren.

Der Chilene ist heftig, leidenschaftlich, er besitzt eine enorme Dosis eines, je nach Umständen, mehr oder weniger liebenswürdigen Leichtsinnes, aber ein gewisser heroalerosker Sinn, ein Ehrtheil aus dem Mutterlande, ist ihm nicht abzusprechen.

So floh Benito rastlos von Gehöfte zu Gehöfte, von Hacienda zu Hacienda, bis er endlich in die öden und unfruchtbaren Distrikte Chiles gelangte, in welchen kein Saatkorn mehr keimt, und in denen man die Ernte aus den Tiefen der Erde zu Tage fördert, in die Bergbaudistrikte. Anhaltendes Reiten ist dort doppelt beschwerlich, denn nirgends ist Schatten geboten, und Benito, todtmüde und erschöpft, kam eines Abends auf der Hacienda eines jungen Mannes an, dem er früher mehrfache Gefälligkeit erzeigt, und welcher ihn dringend eingeladen hatte, ihn zu besuchen. Unbekannt in jener Gegend hatte er mit Mühe das Landhaus erfragt und gefunden, und trug sich jetzt mit der Hoffnung, einige Tage wenigstens dort ruhen zu können.

Der Herr der Hacienda, ein Minenbesitzer, empfing ihn auch auf das Freundlichste, und nachdem er ihn zärtlich umarmt hatte, sagte er:

„Ich bin entzückt, mein lieber Laveaga, Ihnen meine Freundschaft durch die That beweisen zu können. Noch heute in der Nacht geht einer meiner Aufseher mit einigen Bergleuten nach Copiapo, da können Sie mit."

„Mein Gott," rief Benito, „ich bin acht Tage lang kaum einige Stunden aus dem Sattel gekommen, und habe fünf Pferde zu Schanden geritten — —"

„Eben darum," sagte sein Freund, „eben darum. Sie gehen in Copiapo an Bord, und segeln nach Cobija. Dort sind Sie sicher und können sich ausruhen. Hier nicht. Schon seit einigen Tagen streifen Bewaffnete in der Gegend, welche nach flüchtigen Rebellen fuchen. Wie könnte ich Sie schützen, im Falle man Sie greifen wollte. Ich habe keine Knechte im Hause, da wir keinen Ackerbau treiben, und meine Bergleute sind stundenweit von hier in der Mine. Ich gäbe mein Herzblut — —"

Benito unterbrach ihn und sagte ihm, daß er nichts weniger als dieses verlange, daß er sich aber glücklich schätzen würde, wenigstens in Copiapo einen Tag zu rasten, ehe er einen neuen Kampf mit der Seekrankheit, welcher er stark unterworfen sei, beginnen müsse.

„Oh," rief der Minenbesitzer, „waren Sie noch nicht in dem reizenden Copiapo? Valga me Dios! Es wird Ihnen gefallen. Ich werde Sorge tragen, daß mein Schiff, welches im Hafen liegt, einen Tag später die Anker lichtet, und Sie haben dann Zeit, sich nach Gefallen allenthalben umzusehen."

„Ich möchte blos schlafen," sagte Benito, und sein Freund versicherte ihn, daß er dort Betten finden würde, so trefflich wie nirgends auf der Welt, und nach einigen Stunden befand sich Benito wieder im Sattel, halb schlafend und von den ausgezeichneten Betten träumend, welche ihn in Copiapo erwarteten.

Man zog während der Nacht durch eine Gegend, welche so öde und kahl war, wie alle andern, welche unser Freund während der letzten Tage bereist hatte, und in welcher nicht einmal der dornige Espino sich getraut hatte seine Wurzeln zu schlagen. Nur der nächtliche Himmel entfaltete seine ganze Pracht, wendleer zwar, aber dafür prangend mit seiner vollen Sternenpracht, mit seinen Myriaden von glänzenden, strahlenden Zeugen der Unendlichkeit, der Ewigkeit.

Aber diese funkelnden Sterne blickten nieder auf dunkle Felsblöcke, auf sandige Flächen und verwittertes Gestein, und als die kleine Caravane endlich gegen Morgen Copiapo erreicht hatte, blickte Benito theilnahmlos auf die dort wieder beginnenden Zeichen von Vegetation und Fruchtbarkeit.

Er hatte endlich die reizende Stadt erreicht, von der ihm sein Freund gesagt, in welcher er einen Tag rasten und vor allem — schlafen sollte.

Was das Reizende betraf, so fand indessen Benito dasselbe nicht sonderlich vertreten.

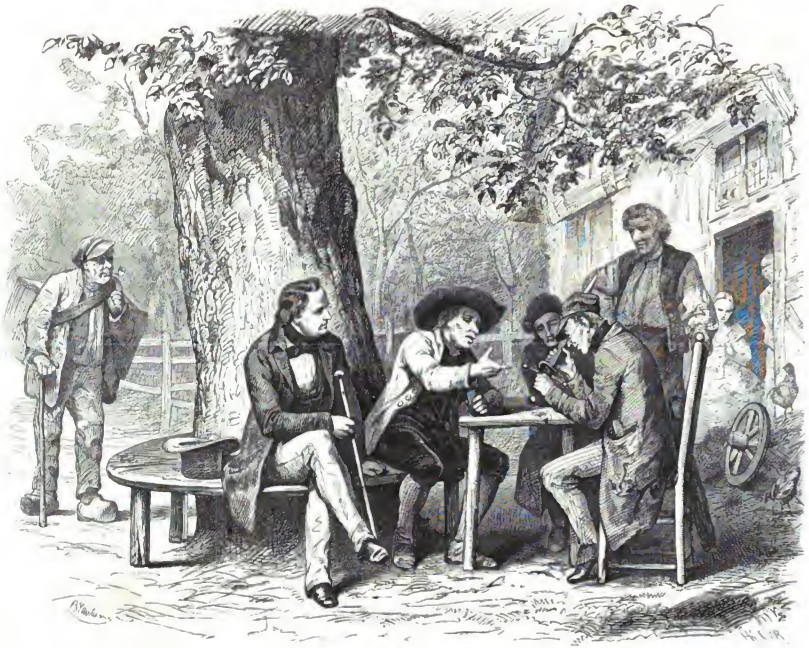
Die Häuser, bestehend aus einem Erdgeschosse, auf welchem sogleich das patriarchalische Strohdach Platz genommen hatte, waren von Lehm erbaut, und die einzige Abwechslung, welche dieselben boten, war der weiße Anstrich einiger derselben. Die Straßen waren zwar gerade und breit, aber ungepflastert und meuschenleer, und die Vegetation schien abermals verschwunden zu sein, und sich in irgend eine unbekannte, feine Gegend zurückgezogen zu haben.

Aber Benito dachte in diesem Augenblicke an nichts weniger als an Palmen und Bananen, sondern betrachtete mit sehnsüchtigen Blicken die brannen und die weiß angestrichenen Lehmwände, hinter welchen sich jene trefflichen Betten befanden, und als man endlich vor einem Hause stille hielt, wollte er nach dem Beispiele seines Begleiters, des Aufsehers, sogleich absteigen und diesem folgen, aber dieser sagte:

„Wartet einen Augenblick, Senuor, ich bin gleich wieder da," und verschwand mit diesen Worten im Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google



Zimmermann auf dem Oberhofe.

Originalzeichnung von Benjamin Vautier.

Karl Immermann und sein „Münchhausen".

Von Friedr. Wilh. Grimme.

Wenn uns der Personenzug der westfälischen Eisenbahn an der altehrwürdigen Stadt Soest vorüberträgt, so reden von ihrem halbverfallenen Mauern und verschütteten Wallgräben, von ihrem hochragenden St. Patroclidom und den schlanken, himmelanblühenden gothischen Gebilden von „Maria zur Wiese" und andern Resten der Vorzeit die mannigfachsten geschichtlichen Erinnerungen zu uns herüber. Die alten Sachsen und ihr Bezwinger Karl der Große, die Hansa, in deren Bunde das „große Dorf in Westfalen" eins der wichtigsten Glieder war, das Soester Stadtrecht, das selbst den stolzen Lübeckern zum Vorbilde gedient, die Zeiten der „Soester Fehde", wo aus diesen Thoren sechszigtausend streitbarer Männer auszogen, ten Heeren des Kölner Erzbischofs entgegen, der dreißigjährige Krieg sammt dem „tollen Christian" von Braunschweig — alles dieses und noch viel mehr weiß unsre Gedanken zu beschäftigen; ja, Beziehungen zu König Etzel und der Nibelungensage, sogar zu Sifa, der Königsstadt des Ostens, fehlen nicht. Der Kenner der deutschen Literaturgeschichte aber sagt: dies ungefähr ist die Gegend, wo zur Zeit Ludwigs des Frommen jener sächsische Bauer in hoher Begeisterung das erhabene Lied von der Erlösung, den „Heliand", gesungen, die erste und beste aller Messiaden. Oder er gedenkt, wenn ihm das seitab liegende ehemalige Nonnenkloster Paradies gezeigt wird, des „abenteuerlichen Simplicissimus", dieses grobkörnigen und doch so herzgesunden Spießgesellen der mareodirenden Scharen des dreißigjährigen Krieges, und des tollen Wesens, das er unter dem Namen des Jägers von Soest in diesem Kloster und in Soest selbst, sowie in den beiden Nachbarstädten Werl und Lippstadt getrieben und demnächst selbst so trenherzig zu erzählen weiß. Richtet er aber seinen Blick zu den zahlreichen Meierhöfen, die hier rings aus dem Flachlande auftauchen oder von dem Abhang des kaum meilenweit entfernten Haarstranges herniedersehen, so gedenkt er eines andern Meisterwerkes, das die Neuzeit geschaffen, und macht seine Begleiter aufmerksam auf den Schauplatz von Immermanns Münchhausen. Da aber ist niemand unter diesen Begleitern, der nicht neugierig aufschaute; denn Immermanns Münchhausen kennen und lieben sie alle, oder haben wenigstens davon gehört. Gar zu gern möchten sie nun aus der Zahl der Einhöfe, welche jenseits der Stadt die Haar hinansteigen, den „Oberhof" ausfindig machen, wo der „Hofschulze" hauste, wo die „blonde Lisbeth" wandelte, wo der „Jäger Oswald" die fremde Blume fand und das Mädchen, das selber die lieblichste Blume war; wo der alte gewissenhafte Sammler, der salbungsvolle Küster, der feilschende Roßhändler und andere uns liebgewordene Gestalten einsprachen und der „Patriotenkrieg war" umging mit seinem Leierkasten und seinen schulleigen Gewissen. Dagegen werden sie unter der Zahl der wenigen Edelhöfe, die aus der Ebene aufsteigen, nicht vergebens spähen wollen nach dem Schlosse Schnick-Schnack-Schnürr, wo der edle Freiherr von Münchhausen, der ergraute, wenn andere Menschenkinder ermüdeten, dem alten „Baron von Schnick-Pudelig-Erbsenscheucher in der Beccage zum Warzentreff" und seiner gefühlvollen Tochter Emerentia und dem Schulmeister Agesilaus seine seltsamen Abenteuer und dreifarbigen Wunder erzählte; denn besagtes Schloß, so hat der Dichter selbst versichert, ist am Ende seiner Geschichte wegen langjähriger Baufälligkeit zusammengestürzt, und seitdem wird auch wohl der Schutt abgetragen sein.

Der Eisenbahnzug rollt weiter, und aus den allmälig verschwindenden Häuserreihen der alten Stadt vermag keiner der Passagiere mehr die Wohnung des würdigen Diaconus herauszufinden, der den schönen Bund von Oswald und Lisbeth eingesegnet und unauflöslich gemacht. Wir aber wollen noch länger bleiben und mit Erinnerungen an den „Münchhausen" die Gegend durchstreifen, wo auch der Dichter gewandert und, wenn auch kein Landesflug, doch mit Land und Leuten genaue Bekanntschaft geschlossen hatte.

Der landschaftliche Reiz dieser „Soester Börde", sowie des ganzen „Hellwegs" ist nur ein geringer; und das ist es sicher nicht, was hier das Auge des Dichters festgehalten hat. Hätte er dergleichen gesucht, so würde er seinen Fuß über die Haar gesetzt haben, an deren Jenseits das westfälische Bergland, das Sauerland, seinen Anfang nimmt mit seiner himmelansteigenden Welt, mit der Klüftung seiner Thäler und dem fluthenden Meere seiner grünen Waldung. Großartig und anfangs fast überwältigend ist der Anblick, wenn wir von dort kommen und vom Thale des Möhnestusses aus in steiler Anstieigung die Haar gewinnen, diesen langgestreckten Höhenzug, der fast die ganze Breite des mittlern Westfalens durchläuft und die nordseitige Ebene vom südlichen Berglande abscheidet, sowie er in vorsündflutlicher Zeit den Andrang der nordischen Meere gehemmt und gebrochen. Wir beschäftigen uns noch mit den letzten Bildern des Arnsberger Waldes: langsam aufsteigend, werfen wir einen Blick auf die ersten norddeutschen Meierhöfe und den interessanten Bau des „Heidentempels" von Drüggelte: ein letzter Schritt, und die Höhe ist erruugen, und — wie geschaffen durch den Schlag des Zauberers — eine neue Welt ist da, sie giebt sich aus, unbegrenzt, unabsehbar, kein Auge misst sie ab, nur der Himmel ist weiter, und die Phantasie weiß kaum den Anker auszuwerfen, worin sie ihren Kahn anlege, bis alles weithin in blauer Dämmerung verzleitet und verschwimmt. Nachdem wir jedoch des ersten Erstaunens Herr geworden sind und uns anschicken, estt zaghaft, dann muthiger, das Riesenbild zu zergliedern: da erweist sich das Detail allerdings bei weitem weniger groß und bedeutsam, doch immerhin vermag auch da noch manches Einzelne dem Blicke des Beschauers freundlich zu begegnen.

Wie im benachbarten Berglande der Wald, so ergießt sich hier endlos das Grün der Saaten, nur im Lenz unterbrochen von dem lichten Golde verstreuter Rapsfelder, später von dem Himmelblau des Flachses. Und das wallt und wogt im Sommer wie die Wellen eines Meeres, wie rastlos jagende Wolkenschatten, und schaukelt die Träume des Wanderers. Zu dem Kopfe des Reiters hinan ragt das Korn, und der Roßhändler versichert dem Receptor, er habe gedacht, er werde darin ersaufen. Wie ein Rebellion, so weht am thanigen Morgen der Blüthendampf darüber. Verloren taucht hier und dort ein Pflüger daraus auf, der die glänzend fette Scholle des Brachackers aufwirft für die neue Saat im Herbste. Schweigsame Bäche schleichen hindurch, die Ufer geschmückt von gelben Schwertlilien und den Fackeln des blutrothen Weiderichs; sparsame quellige Gradraine laufen ihnen zu, die sich vor dem Pfluge des Landmanns retteten und der Eberdrossel und dunkeln Geranien das letzte Plätzchen gönnen. Der Wald ist gewichen: an dem Hange der Haar selbst ist er jetzt so licht geworden, daß es keines Jägers Oswald mehr bedarf, um mit knallendem Gewehr die Hirsche zu verscheuchen, daß sie das Korn des Schützen nicht beschädigen. Nur Eichengruppen steigen auf, aus deren dunkelm Grün die rothen oder grauen Dächer der Einhöfe ausschauen, und blüthenschimmernde Obstbäume verdecken spärlich zerstreute, kleine Dorfschaften, von denen nur der weiße Kirchthurm sich in freiere Luft hinaufgerungen. Außerdem steigen vereinzelte Feldkämme, Linden oder Ulmen auf, deren Krone, wenigstens bis zum „Kreis-Wege", der ehemaligen Grenze von Churkölln, mitunter ein Heiligenbild überwölbt, der Schatten den Schnittern spendet, wenn sie Mittagsrast halten. Ob unter ihrer Zahl noch jene drei Linden wohlerhalten weiter grünen, die herniederschauten auf die Stätte der „Heimlichkeit, wo das ächte und aufrichtige Schwert Careli Magni wirkte und sein Amt vollbrachte" — wer vermag's zu sagen? der hohle Stamm aber, aus dessen Moder die rothe Wunderblume aufwuchs, bei welcher Oswald die blonde Lisbeth zum ersten Male erfah, wird heute wohl gänzlich verfallen und verstäubt sein. Eine Wallhecke, welche ein Gehöft vom andern scheidet, weißblättrige Stützweiden, welche einen Acker abgrenzen, Erleneinfriedigungen, die das schwarzweiße, kernige Weidevieh auf dem grasreichen „Kampe" umjäunen — das sind die anderweitigen Reste der Baumwelt, denen wir begegnen, das die letzten Plätze, die der Pflug nicht in sein Bereich gezogen. Und nicht umsonst zieht er seine Furchen: den Segen des Ackers vermögen die zahlreichen Wirthschaftsgebäude, welche sich auf dem Schulzenhofe zusammendrängen, oder die Kernhöfen der vereinzelten Dorfschaften nicht zu fassen; hunderte und aber hunderte von „Trethausen" — (Getreidehaufen), — wie Häuser

Digitized by Google

aufgeschichtet, nehmen im Herbste das abgeerntete Feld ein und stehen über Winter, bis das Korn des Stöllers daheim ausgedroschen ist. Sie täuschen von fern das Auge des Wanderers, der dort ebenso viele Dörfer zu sehen vermeint: wenigstens den Kraal der Südafrikaner vermöchten sie getreu darzustellen.

So spinnt sich unsre Aussicht meilen- und wieder meilenweit zur Rechten und zur Linken fort, allerwärtshin gleich. Wechsel nur bringen in das Bild die Mauern und Thürme der drei Städte Soest, Werl und Lippstadt, die tief unten aus der Ebene aufsteigen, während die Aussicht auf weitere Städte, wie Geseke, Unna und Hamm schon in blauem Nebel verdämmert. Zwei Eisenbahnen, deren Dampfrosse Immermann hier noch nicht brausen hörte, vermitteln den Verkehr dieser Städte mit einander und mit der großen Welt: bis zur Haar herauf schallt ihr schrilles Pfeifen, und von dort aus sehen wir die blauen Züge ihrer Dampfwolken drunten durch die Ebene streichen.

Edelhöfe begegnen unserm Blicke nur wenige: im Ganzen hat hier, inmitten freier Sassen, der Adel sich nicht festsetzen und ausdehnen können. In der Soester Börde und allem, was daran grenzt, ist der Bauer, der rechte westfälische Bauer zu Hause. Zu einem solchen wollen wir denn nunmehr, wie ehedem der Dichter, herantreten und auf seinem einsamen Gehöfte uns näher umsehen.

Wir schreiten einer Eichengruppe zu. Das schwere Milchvieh im Weidekamp zur Seite, an niemand als die Melkerin gewöhnt, schnaubt uns über den angelegten Schlagbaum entgegen. Ein Obsthof wird sichtbar, zwischen dessen Stämmen entwöhnte Kälber und Fohlen umspringen; ein Garten sodann mit einem Walde von Erbsenruthen und Bohnenstangen, und überspannen vom wuchernden Geschling von Astern, Wermuth und Salbei; Laube und Bienenhütte fehlen nicht. Nun betreten wir den eigentlichen Hof: die grunzende Schar des Cumäus fährt in ihrem Pferche auf: von dem reinlichern Platze heben sich die Tauben auf und fliegen dem Stöllerfenster zu: doch während wir ihnen nachsehen und dasselbst dem bunten Erntehahn einen Blick gönnen, der uns vom Segen des vergangenen Jahrs erzählt, stört uns das wüthende Gebell des Hofhundes auf, der in seine Kette stößt, sobald er den Fußtritt des nahenden Fremden hört: Gänse und Hühner fahren erschreckt auseinander, und erst das Schnalzen des Kleinknechts, der aus dem Pferdestall hervortritt, weist ihn in sein Bretterhaus zurück. Wir fragen den Burschen nach dem Hausherrn oder „Baas“: doch nur halbe oder keine Antwort wird uns; wie harthörig weicht er nach der Seite ab, guckt uns aber, sobald wir an ihm vorüber, mit unverwandter Neugier nach. Nachdem wir draußen noch einen Blick auf Scheune, Backhaus und Brennerei geworfen, treten wir, meistens an einem sorgsam aufgebauten Tunghaufen vorbei, in die hehe, weite „Niederthür“ des Wohnhauses ein: laughin streckt sich die „Diele“ vor uns aus, von deren buntem Steinbelage im Winter schon früh vor Tage die taktvolle Musik des Dreschens lustig hinausschallt; vom Stalle zur Rechten her schnauben, wofern sie nicht draußen im Kampe gehen, die Rinder über den Trog und langen mit leckender Zunge nach dem grünen Kleehaufen der Diele; vom Stalle zur Linken strecken und glattgestriegelte, glieder-feste Pferde, zwischen Raufe und Krippe hindurch, den Kopf entgegen; Sattelzeug, Ketten und Dreschflegel hangen rings von den Wänden herab. Wofern sich nicht, wie in einigen der ältesten Häusern, wo der Kamin noch fehlt, die Küche ohne Zwischenwand an die Diele anschließt, überwölbt von der rußgeschwärzten „Esse“ oder „Hülle“, so führt uns ein schmales Pförtchen von der Diele in einen engen Flur, der einerseits durch die „Oberthür“ draußen nach dem Hofe, andererseits an der Kammertreppe vorbei, in die Küche ausmündet. Die Thür in seiner zweiseitigen Wand würde uns zwar in eine Stube, aber zu keinen Menschen bringen; denn es ist die „feine Stube“, die sich nur bei Kindtaufen oder höherem Besuch zu öffnen pflegt. Das Leben des Alltags ist nur daheim in der Küche, dem größten Raume des Hauses nächst der Diele, nicht in der „feinen Stube“, auch nicht in der eigentlichen Wohnstube zur Seite der Küche. Die Küche selbst ist Speise- und Sprechsaal zugleich. Lange, weißgescheuerte Eichentische, der Herd mit den reinlichen Geschirren des „Schüsselbretts“, ein großer, blitzender Messingkessel, der eingemauerte „Brautopf“, gleichfalls vom Ruß freigehalten, ein blanker „Fenerriegel“ von schwerem Eisen, und die spiegelnde Hinterwand des Herdes, auf welcher ein weißes, blaubemaltes Porcellangetäfel die rothe Flamme widerscheinen läßt — alles das gibt ihr ein gar freundliches Ansehen und empfiehlt durch seine Sauberkeit die Speisen, die der Herr sogleich auf den nahen Tisch liefert, um welchen sich der „Baas“ mit den Knechten, die Hausfrau mit den Kindern und Mägden gemeinsam reihen und nicht selten mit der Hand in dieselbe Schüssel langen, nachdem der Kleinknecht das „Aller Augen“ gesprochen und der Großknecht das Brot vorgeschnitten. Der Herd, um dessen lodernde Flamme sich Abends alles schart, ist dann auch die Stätte traulicher Unterhaltung, wobei der Baas, wie Immermanns Hofschulze, merasische Sprüche anbringt, oder die Altmagd in den Schatz der Volksmärchen und Räubergeschichten greift und zur Abwechslung Lieder anstimmt, geistliche wie weltliche, echte Volkslieder wie gereimte Mordgeschichten, die man auf gedruckten Zetteln vom letzten Allerheiligenmarkte in Soest mitheimgebracht. Hier also ist der Herd noch der rechte Mittelpunkt des Hauses; hier begreift man noch die Verehrung, welche die alten Römer ihrer Vesta zollten. — An die Küche stößt gewöhnlich auch die Mollenkammer, gleichfalls durch Reinlichkeit ausgezeichnet und, nächst der Linnenkammer im Oberstock, die Freude und der Stolz der Hausfrau; sowie in ältern Bauernhäusern noch ein Raum, der nichts enthält, als den „Külter“ oder Schlafstallen, was Justus Möser lobt, weil von dort die Bäuerin selbst noch im Kindbett die Küche und das Gesinde beaufsichtige. Im übrigen sind alle Schlafräume dem Oberstock aufbehalten, und die Betten daselbst von Pfühlen und Federdecken so hoch aufgethürmt, daß man beim Einsteigen schier der Leiter bedarf; hier auch blicken uns aus jeder Ecke schwere Koffer von Eichenholz und ebenso schwer mit Eisen beschlagen, entgegen, worin die Hausfrau ihr Linnen birgt, duftend vom Geruche des zwischengelegten Apfels, sowie ihr Eheherr seine Kronthaler; der Hofschulze auch darg darin den Schatz, der ihm mehr, als seine Kronthaler am Herzen lag, das „Schwert Caroli Magni.“ In diesen obern Räumen nimmt die Herrschaft, wie die Kinder und das Gesinde die Nachtruhe, nur nicht der Kleinknecht, welcher neben dem Futterkasten in der „Bucht“ am Pferdestalle schläft, um Nachts, wenn die Hengste klopfen, ihnen neues Futter aufzuschütten. Der Dachraum schließlich, Boden oder „Balken“ genannt, speichert nur Korn oder Biehfutter auf.

Das ist die Erde, der Hof, das Haus, wo der eigentlichste westfälische Bauer wohnt, in seinen Grundzügen immer noch derselbe, der dem alten Römer Tacitus Ehrfurcht einflößte, der dem Augustus seine Legionen vernichtete und Karl dem Großen und seinen Schwerte Arbeit für sein ganzes Leben gab, der schließlich unserm Dichter bedeutend genug erschien, um seinem Meisterwerke Grundlage und Mittelpunkt zu sein. Noch heute lebt in ihm die gleiche ungebrochene Kraft der alten Sachsen, die Kraft der eisernen Glieder, wie die Kraft des Geistes und der Tiefsinn, der vor mehr als tausend Jahren einem seiner Vorfahren das Lied vom „Heliand“ in das Herz gab; und wohl mögen wir, wenn wir den Hofschulzen unter den drei Feldlinden tagen sehen, an den alten Sänger gemahnt werden, der seinen Landsleuten den „waltenden Krist“ und seine „Wehrmannen“ in gleicher Weise vorführt. Mag seinem auch dieser Tiefsinn kein Lied mehr, wie jenes, gesungen haben: das tiefe, beschauliche Sinnen, das innige, poetische Miteleben mit der Natur, der träumerische Hang ist den Nachkommen nicht abhanden gekommen, wenn sich ihnen auch keine weitere Gesichte mehr entfalten sollten, als die „Vorgeschichten“ der Zukunft, an die hier noch Jedermann glaubt, wie denn der Hofschulze gewiß nicht lügen will, wenn er behauptet, er habe Napoleons Zug nach Rußland im deutlichen Bilde über die Haar schweben sehen, und diejenigen nicht lügen wollen, welche den „großen Fürsten“ der Zukunft sammt seinen Kriegsscharen am „Birkenbaume“ bei Werl geschaut haben. Wenn aber ein neuerer Dichter die Westfalen „sentimentale Eichen“ nennt, so ist das gleichwohl nur eine Redensart, die nicht zutrifft, wenigstens nicht bei dem Bauer der Soester Börde; denn Empfindsamkeit und Ueberschwänglichkeit ist nicht seine schwache Seite, im Gegentheil, der praktische Verstand ist bei ihm so vorwiegend, daß das Gefühl ziemlich dadurch in den Hintergrund gedrängt wird, wenigstens viel sprechen über sein Fühlen und Empfinden ist nicht seine Sache: für alles, was das thatsächliche Leben angeht, weiß er bald den klaren Gedanken und das verständige Wort zu finden, aber für sein Empfinden nicht, ja er schämt sich sogar, welche Stimmungen zu verrathen. Er ruhen auch seine Leidenschaften meistens unter festem Verschluß, und lange behält sein nüchterner Verstand die Herrschaft über sie; doch einmal entfesselt, brechen sie hervor mit unbestiegbarer

Digitized by Google

atmkraft und konnen keine Schranken. Bewundern wir mit stiller
hrsurcht des Hofschulzen sonnenhellen Verstand, seine Einsicht in
n Kern aller Dinge; sehen wir, mit welcher Ruhe er in die äußern
erhältnisse, wie in sein eigenes Innere zu schauen weiß, wie er Herr
eines Empfindens ist und sich auf der Stelle darüber selbst zur
Rechenschaft zu ziehen weiß: ebenso bewundern wir, aber mit stillem
Frauen, seine losbrechende Leidenschaft, seinen entfesselten Zorn, der
ur um so erhabener ist, als er sich äußerlich noch mit grausiger Ruhe
paart, wie die Wetterwolke, ehe sie den zündenden Strahl entsendet;
a, wenn seine physische Natur darunter zusammenbricht, unsere Theil-
nahme können wir ihm nicht versagen. Wie der westfälische Bauer
überhaupt noch ein Kind der Natur ist, so ist sein ganzes inneres
und äußeres Leben mit ihr verschwistert: er ist milde wie sie, treu
wie sie, aber auch furchtbar wie sie — wahr in seinem ganzen Wesen,
der Schminke fremd. Naturwahr ist sein ganzes Sein, Denken und
Empfinden; sein Wort ist noch deutsches Manneswort, worauf Verlaß
ist. Schwer ist es, seinem Herzen nahe zu kommen; aber was ihm
einmal nahe gekommen ist, das bleibt ihm auch nahe für alle Zeiten.
Die rasche Vertraulichkeit, welche uns andere deutsche Stämme ent-
gegentragen, finden wir nicht bei ihm; aber haben wir sein Vertrauen
erworben, so besitzen wir es als ein verbrieftes Eigenthum, es zer-
fließt und nicht unter den Händen, wie die schnell aufgequollene Freund-
lichkeit jener. So kann er es sich denn schon gefallen lassen, wenn der
Fremde bei seiner flüchtig gemachten Bekanntschaft über die Kälte und
das Mißtrauen des westfälischen Bauern Klage führt. Der Fremde
hat nicht Unrecht: mißtrauisch ist er, kalt und störrisch ist er, ja stolz
— bauernstolz; und der sächsische Receptor trifft den Nagel auf den
Kopf, wenn er sagt: „Anderwärts wohnen die Leute beisammen und
deshalb müssen sie schon höflich und nachgiebig und bethulich mit ein-
ander sein; aber hier sitzt ein jeder auf seinem Kampe, hat sein Holz,
sein Feld, seinen Wiesenwachs um sich, als gäbe es sonst nichts in der
Welt." Aber der Herr Receptor hätte hinzufügen sollen: „Man sei
ehrlich gegen ihn, suche ihm nicht mit Ränken und Kniffen beizu-
kommen, zeige ihm, daß er uns vertrauen könne, und er wird uns
vertrauen und uns willfährig sein, wo er nur kann." Derselbe edle
Herr meint einen gewaltigen Tadel über die westfälischen Bauern
auszusprechen, wenn er sagt: „Darum halten sie auch auf ihre alten
Schnurren und Fazen so steif, die anderwärts überall abgekommen
sind;" aber ohne zu wollen, spricht er ihnen damit das höchste Lob zu.
Der westfälische Bauer ist noch nicht gesonnen, sich selbst auszugeben;
darum hält er fest an dem Hergebrachten, an dem Alten, das er und
seine Väter durch Jahrtausende erprobt haben; er ehrt und übt die
überkommene Sitte, selbst wenn sie ihm unbequem ist, sogar noch,
wenn sie ihm, wie dem alten Hofschulzen, einen Hochzeitstag zur
Qual macht.

Wie an der alten Sitte, so hält er auch fest am alten Recht.
Nicht blos, daß er Herr in seinem Hause sein und an seinem Haus-
recht kein Haar krümmen lassen will; nicht blos, daß er ein Patriarch
sein will mit unumschränkter Gerichtsbarkeit über seine Familie und
seine „Völker", wie er sein Gesinde nennt; auch der bürgerlichen
Verwaltung gegenüber steift er sich auf seine alten Gerechtsame und
sucht sie zu retten, selbst wenn die Neuerung zu seinem Vortheile wäre.
Seinen König liebt er in tiefster Ehrfurcht; „ja, ja," sagt der Hof-
schulze, „das Herze schlägt mir in meinem Leibe, da ich seinen Namen
ausspreche; denn der König, der König muß sein, und nicht ein Buch-
stabe darf abgenommen werden von seiner Macht und von seinem
Ansehen und von seiner Majestät;" aber „die Herren von der
Schreiberei" mag er nicht, und wenn diese ihm mäkeln wollen an
seinen alten Rechten, so steht er ihnen entgegen mit der ganzen Hals-
starrigkeit, deren ein westfälischer Bauer fähig ist, und hält fest an
jedem Jota und Tittelchen seiner ererbten Berechtigung. So ist es
denn auch keine Erfindung des Dichters, sondern die volle Wahrheit,
daß ein Rest des alten Freigerichts, worin der Bauer selbst seine
Streitigkeiten schlichtete, um sie nicht vor „die Herren von der
Schreiberei" zu bringen, sich bis in die jüngste Vergangenheit hin-
überretten konnte. War das „heimliche Ding" der alten Freigrafen
auf westfälischem Boden, auf „der rothen Erde" längst eingegangen;
wurde zu Arnsberg „im Bauerhof vor der Olry-Pforte" und unter
der Linde zu Dortmund nicht mehr getagt und kein Verbrecher mehr
verfehmt: so war unter den Bauern der „rothen Erde" die alte
Losung „Stock, Stein, Gras, Grain" noch nicht verklungen, und das
Schwert Karls des Großen übte sein Gericht weiter, und die „Schreiber"
mochten sich wundern, daß von dort durchaus nichts unter ihre Federn
gebracht wurde. Maßte sich der Bauer auch den Blutbann nicht mehr
an, so wahrte er doch Recht und Gerechtigkeit, und der Verurtheilte,
der aus den Reihen der Ehrlichen und der freien Bauern ausgestoßen
worden, war kaum weniger übel daran, als ehedem der Verfehmte,
den das Messer mit den heiligen Zeichen verfolgte. Der „Orgel-
mann" weiß davon nachzusagen.

Wenngleich aber diese bezeichneten Grundzüge mehr oder minder
bei allen Bauern der Soester Börde wiederkehren, so besteht dabei,
daß sich trotzdem, ebenso wie außerwärts, die verschiedenartigsten
Charaktere herausbilden; und so vermochte auch der Dichter uns deren
eine reiche Ausstellung zu bringen. Bei weitem weniger mannigfaltig
sind die weiblichen Charaktere, wie natürlich: die Frau theilt großen-
theils die Sorgen und Arbeiten des Mannes, die Tochter die der
Söhne und Knechte, so daß sie ein Eigenartiges in ihrem Wesen nicht
entfalten kann, wie dies in den Kreisen feinerer Bildung und gestei-
gerten Seelenlebens möglich ist. Und so unterscheidet sich die Tochter
des Schulzen in ihrem Geistes- und Gemüthsleben nicht von der des
„Kötters", ja kaum von der des Tagelöhners: keine führt ein Leben,
das der andern zu hoch stände; sie verstehen und begreifen einander
in ihrem ganzen Denken und Empfinden: die blauen Augen der einen
sagen das Gleiche, was die blauen Augen der andern sagen. Eine
blonde Lisbeth ist unter ihnen selbst die rothe Wunderblume, die sich
unter den schlichten Ritterspuren und Heberich des Ackers verirrt hat;
aber auch sie, obgleich in anderer Umgebung aufgewachsen, blüht an-
fangs unscheinbar, wie ihre Schwestern, und entfaltet erst dann ihre
reiche Blüthe, als eine neue Sonne darüber aufgegangen.

Das sind die Menschen, deren Leben und Treiben der Dichter
bis in das Kleinste belauscht und angeschaut und, erfüllt über seine
Fülle und reiche Mannigfaltigkeit, mit frohem Griffe zum ersten
Male in das Reich der Dichtung eingeführt hat. Er hat es gewagt,
einmal von Hof- und Commerzienräthen Abstand zu nehmen und in
dem Manne, der im Kocke von Zwilich hinter dem Pfluge geht, mehr
als Komik und Grobheit zu sehen; er hat es gewagt, die hohlen Ge-
bilde der „vornehmen Poesie" für hohl zu halten und an ihre Stelle
Wesen zu setzen, die noch Wesen und Mark in sich tragen; er hat es
gewagt, die deutsche Dichtung, die unstät wanderte nach allen Fremden
und Zonen hin, wieder anzusiedeln auf dem Boden des deutschen
Volkes selbst, auf dem eigentlichsten Boden des eigentlichsten Volkes,
das die Fundamente des Staatenlebens auf seinen Schultern trägt; ja,
er hat es gewagt, mit sich selber zu brechen, aus seiner eigenen frühern
Dichtung herauszutreten, von vielfachen Irrgängen in der Fremde
umwunden und die Heimat des deutschen Volkslebens auch seiner
Poesie als Heimat zu überweisen, wo sie erst Ruhe, rechten Lebens-
odem und wahre Freude finden sollte. War er doch selbst vordem
wie auf sterilster See umgetrieben, ohne den festen Grund zu finden,
in welchem sein Anker einschlagen konnte. Die Gestade der Romantik
hatte er verlassen, er plätscherte mit in dem buntschillernden Wellenschaume
der Ironie, den Tieck zuerst heraufgetrieben hatte, er belächelte, wie
dieser, humoristisch die Welt und — sich selber; er war verstimmt,
der Vergangenheit der deutschen Dichtung und den Tendenzen einer
früheren Zeit hatte er den Rücken gewandt, aber eine neue Gegenwart
noch nicht erobert. „Wehe Dir, daß Du ein Enkel bist" — dieses
Wort des Altmeisters war an ihm zur Wahrheit geworden, er fühlte
mit Unmuth den Epigonen in sich, und nicht blos zufällig ist es, daß
er jenen Roman schrieb, der unter dem Titel der „Epigonen" berühmt
wurde und seine Zeit und ihn selbst abspiegelte mit aller Zerfahren-
heit und Unbefriedigtheit. Mit unruhiger Hast ferner greift er vom
Trauerspiel zum Lustspiel, vom Lustspiel zum Roman und zur epischen
und lyrischen Dichtung, nicht von innerm Drange getrieben, sondern
überfältigt; vom „Thal von Ronceval" springt er hinüber zu den
„Prinzen von Syrakus", von da wieder zum „Trauerspiel in Tyrol",
ohne zu verstehen, daß Andreas Hofer ein christlicher Held ist, von
diesem wieder in das Mittelalter zurück zu „Kaiser Friedrich II.",
ohne das eigentliche Leben des Mittelalters zu lieben und zu würdigen,
oder noch weiter zurück zu dem mythischen Minnetranke von „Tristan
und Isolt" — und bald ist Shakespeare sein Vorbild, bald Göthe
und Tieck, bald der alte Meister Gottfried von Straßburg. Doch
nichts befriedigte ihn, er gründete seiner Dichtung keine feste, heimat-
liche Wohnstätte, bis er — wer sollte es für möglich halten? — unter
die Bauern der Soester Börde trat und nicht blos Gerste und Kar-
toffeln bei ihnen fand, sondern Naturwahrheit und Frische, kräftiges,

Digitized by Google

resolutes Leben und Fühlen und einen Quell heller Poesie, der in der Erde schlummerte und nur der Wünschelruthe des Dichters harrte, um aufgefunden zu werden und lebendig hervor aus Licht zu brechen. Dort hat er sich wohl gefühlt, aus jenem Quell hat er mit durstigen Zügen getrunken und sich erquickt im Grunde seines Herzens — seine Dichtung hat nun erst Boden gefunden und die grüne Erde unter ihrem Fuße. Das wenige Gefühl, die Heimat gefunden zu haben, Befriedigung und Freude blickt uns aus jeder Zeile seiner Dichtung traulich entgegen; und wie oft Wolken sich lief unten am Saume des Himmels ablagern, um seine Bläue nur desto reiner und tiefer erscheinen zu lassen, sie lagert im „Münchhausen" gleichsam nur am fernen Horizonte das graue Gewölk der alten Unzufriedenheit, der Ironie und Unwahrheit — Münchhausen, der Baron, Emerenz und Agesel, Halbtürken und „Unbefriedigte" stehen draußen, und ihre Blasirtheit und Verrücktheit trübt nicht den blauen Himmel, der über dem Oberhofe leuchtet, sondern heht ihn nur um so klarer ab. Der Oberhof im „Münchhausen" ist Immermanns poetische That, nur sie hat ihn zum Dichter gemacht, den das deutsche Volk in sein Herz geschlossen, um ihn dort in Liebe festzuhalten für alle Zeit, während seine Lust- und Trauerspiele und sonstige Dichtungen kaum zu bessen Kenntniß gelangt, ja, selbst den Gelehrten schon abhanden gekommen sind, die fast nur noch deren Namen in den Tafeln der Literaturgeschichte registriren. Und wie er in seinem früheren Dichten Nachahmer vieler gewesen, hier ist er leuchtendes Vorbild vieler: er ist der Begründer der „Dorfgeschichten" geworden, eines neuen und lebenskräftigen Zweiges am Baume der deutschen Poesie, der seitdem schon manche herrliche Blüthe getrieben, Blüthen wie „Meni und Brosi", oder „Ivo", oder „das Barfüßle", duftig alle und lieblich wie das Roth des Apfelbaumes. Hätte Graf von Platen das Erscheinen des „Münchhausen" erlebt, wir müßten ihm zürnen und es ihm nicht blos zur poetischen, sondern zur wirklichen Sünde anrechnen, daß er in seinem „romantischen Oedipus" unsern Dichter unter dem Namen „Nimmermann" in Scene bringt und mit der ganzen Salzlauge seines Witzes und Spottes übergießt. Fürwahr! der Verfasser des „Münchhausen" ist doch ein Mann, und schon in jenem literarischen Streite hat er sich männlicher und edler bewiesen, als sein stolzer, in seinen eigenen Genius verliebter Gegner, und hat schließlich erreicht, was jenem unerreichbar geblieben, ein Mann des Volkes, ein Liebling seiner Nation zu werden. Er hat's erreicht in der letzten Stunde: denn nicht ein Jahr war seit der Vollendung jenes Meisterwerkes entschwunden, als ganz Deutschland überrascht wurde durch die Nachricht von seinem Tode (1840). Doch sein Andenken lebt und wird leben; und wer nur den Fuß über den Hellweg setzt oder vom brausenden Dampfwagen aus zu den Thürmen des altehrwürdigen Soest und zu dem nahen Zuge des Haarstrangs aufschaut, der gedenkt auch des Hofschulzen und der blonden Lisbeth und ihres Dichters.

Die Scenen, welche der Dichter aus dem Leben und Weben eines ferngesunden, naturwüchsigen, grundtentschen Volksstammes herausgegriffen und innerhalb des Rahmens künstlerischer Einheit zum lieblichsten und kräftigsten Gesammtbilde verwoben, sie mußten auch an den Maler herausfordernd heranreten und ihm ihr Recht auf bildliche Darstellung und sichtbare Gestaltung entgegenhalten. Und ein Meister war es, der diese Herausforderung annahm. Bautier, von Jugend auf genährt an der Brust des Volkslebens und gesund geblieben an seinem frischen Odem, hat, wenngleich einem andern Stamme entsprossen, auch den Nachkommen der alten Sachsen auf der „rothen Erde" seine Liebe zugewandt, ihren Dichter und die Gestalten, die er geschaffen, in sein Herz geschrieben, und sodann dem deutschen Volk auf kunstgewandter Hand eine Gabe dargereicht, die es freudig und dankbar annahm: die Illustrationen zum Münchhausen. Bautier ist der Interpret des Dichters geworden, der dessen kräftige und lebenswarme Bilder erst in das volle Leben emporgehoben hat, so daß er ihm dasselbe ward, was ein Kaulbach oder Seiberz unserm Altmeister Göthe.

Wenn das „Daheim" seinem Namen Ehre machen wollte, so durfte es nicht unterlassen, seine Leser an den Dichter zu gemahnen, der mit ganzer Liebe der deutschen Heimat zugethan war, dort die schönste Blume seiner Dichtung pflückte und uns Gestalten vorführte, die uns heimatlich grüßen und entgegen lachen, und unsere eigene Liebe zu unserm deutschen Daheim nähren und beleben. Das „Daheim" glaubte dies in keiner würdigeren Weise ermöglichen zu können, als wenn es den Dichter selbst im wohlgetroffenen Bilde dem Leser vorführte, doch nicht blos im kalten Porträit, sondern inmitten seines Schaffens, inmitten der Menschen und Scenen, die er auf dem Oberhofe belauscht und demnächst in poetischer Verklärung wiedergegeben. Und derselbe Meister, von dessen Hand wir die Illustrationen zum Münchhausen besitzen, ließ sich bereit finden, auch hierzu seine Hand zu bieten. Der Oberhof selbst ist es, auf den uns der Maler versetzt: das alte westfälische Bauernhaus, von Eichen umschattet, steigt vor uns auf; unter der Eiche sitzt Immermann, der Dichter, als Zeuge einer Scene, die er demnächst in seinem Werke so plastisch ausgemeißelt: der Antiquitäten-Sammler, der von einer Forscherreise aus dem Sauerlande kommt, woselbst er endlich die wirkliche Stätte der Varus-Schlacht aufgefunden zu haben vermeint, ist vom Hofschulzen freundlich willkommen geheißen, aber der Aerger ist ihm ins Gesicht getreten, als dieser ihm die Beweiskraft der mitgebrachten Alterthümer in sehr entmuthigender Weise angezeichnen. Um so weniger ist er nun geneigt, jenes Alterthum, welches dem Hofschulzen selbst satt mehr am Herzen liegt, als sein stolzer Meierhof, als echt anzuerkennen und in dem Dinge, das er nur für eine Waffe aus den Zeiten der Soester Fehde halten kann, das „ächte und aufrichtige Schwert Caroli Magni" zu sehen, „womit dieser Kaiser hier auf dem Oberhofe den Freistuhl gesetzet und aufgerichtet". Der Streit hat die Köpfe erhitzt. „Und ich sage und behaupte . . ." heißt es von der einen, und „ich sage und behaupte . . ." heißt es von der andern Seite, und die Fäuste schlagen auf den Tisch. Einer der Knechte steht schon gewärtig des Winkes von seinem „Baas", um aus dem Hause die jüngst in der Kiesgrube aufgefundene römische Amphora zu holen, so verlockend für den Sammler, daß sie ihn demnächst zu einer Sünde gegen sein antiquarisches Gewissen zu verführen vermag. — Unmittelbar vor dieser Scene ließ der Dichter die „blonde Lisbeth", die im Oberhofe genächtigt hatte, von dort abreisen. Doch dem Maler stand es zu, ihre Gegenwart noch ein Stündchen länger andauern zu lassen, um uns auf dem Bilde, wo sie in der Hausthür im Hintergrunde strickend sitzt, durch ihre reizende Erscheinung zu erfreuen und zu dem Ernste und Zorne der Männer den freundlichen Gegensatz zu bringen; zudem ist sie ja neben dem Hofschulzen, eine der Hauptfiguren in dem ganzen Idyll vom Oberhofe. Doch dies ist es nicht allein, was den Maler bestimmte. Der Mittelpunkt der ganzen Scene ist in gewissem Sinne das Schwert Karls des Großen und zu diesem hat der Dichter auch die Lisbeth in Beziehung gesetzt. Sie ist ausgegangen, um für ihren Pflegevater, den alten Baron, bei den Bauern der Umgegend die seit Jahren rückständigen Zinsen einzutreiben: allein — schlechte Bezahler diese Bauern. Nun aber weiß das verständige Mädchen sich an den rechten Mann zu wenden: der Einfluß des Hofschulzen auf alle Bewohner der Soester Börde ist ihr nicht unbekannt geblieben; und sie hat die Freude, von ihm zu hören: „Die Bauern, die in unserer Gemarke wohnen, gegen die werde ich Ihnen zu Ihrem Rechte helfen, dazu haben wir noch Mittel." Und dieses Mittel, diesen Einfluß hat er eben als Inhaber des Schwertes Caroli Magni, als oberster Stuhlherr oder „Graf" am Freigerichte. — Aus einem gleichen Grunde sand eine andere Figur Platz auf unserm Bilde, die der Dichter erst bei weitem später auftreten läßt. Wie das Schwert Karls des Großen der blonden Lisbeth oder ihrem Pflegevater in ihrem Rechte verhilft, ebenso tritt es gegen den Verbrecher auf in seiner strafenden Gewalt; und der verlumpte Orgelmann oder Patrioten-Caspar, ehedem ein freier Bauer auf freiem Erbe, hat es bitter erfahren, was es heißt, am Freistuhle verfehmt und aus der Gemeinschaft der Ehrlichen und seiner Standesgenossen ausgeschlossen zu sein. Das Schwert hat ihn, den Mörder, zwar nicht vom Leben zum Tode gebracht, aber er ist todt in der Gesellschaft der Lebenden, „echtlos, rechtlos, friedelos, ehrlos, sicherlos, mißthätig". Wohl mag er sich für berechtigt halten, den Hofschulzen, als den Mittelpunkt jenes furchtbaren Gerichtes, aus Grund seiner Seele zu hassen und ihm später durch die Entwendung gerade desselben Schwertes einen herzbrechenden Gram zu bereiten. Auf unserm Bilde richtet er seinen Schritt zu dem Dichter Immermann, gleich als wenn er diesem, wie später dem Oberamtmann Ernst, die Bitte vortragen wollte, ihm ein „Protokoll" aufzusetzen, worin „Mord und Todtschlag" stehen soll; denn „ich habe einen Menschen todtgeschlagen und keiner will mir ein Protokoll darüber machen, auf daß ich mein Recht und meine Strafe empfange, wie sich gebührt." Von ordentlicher Obrigkeit will er diese Strafe, nachdem

Digitized by Google

er die Strafe der Behme sein ganzes Leben hindurch an sich herumgetragen.

Soviel zur Erklärung des nebenstehenden Bildes, worin der Maler, wie in einem Brennpunkte, die wichtigsten Intentionen des Dichters zu sammeln wußte.

Verstehende Zeilen aber mögen dazu dienen, in unsern Lesern die dankbare Erinnerung an den Dichter wachzurufen, der ein Herz hatte für sein Volk, ein Verständniß für dessen Wesen und Leben, und die schöpferische Kraft, es poetisch zu verherrlichen, der ferner seinen dichterischen Nachkommen in seinem „Oberhof“ ein Erbe gelassen, das, weiter angebaut, schon jetzt reichen Ertrag gebracht hat und fernere Spenden verheißt.

Der Schreckenstag von Le Mans.

Episode aus dem Vendéekriege von **George Hiltl.**

Wenn man im Jahre 1841 mit der Extrapost von Paris nach Nantes reiste, mußten vor der alten Stadt Le Mans in dem kleinen Städtchen La ferté Bernard die Pferde gewechselt werden. Die Postillone liebten, wie noch heute, einen möglichst langen Aufenthalt im Gasthause zur „goldnen Gans“, denn da noch anderthalb Stunden bis Le Mans zurückzulegen waren, so durften sie mit ziemlicher Gewißheit auf ein Frühstück rechnen. Das Wirthshaus zur „goldnen Gans“ war ein altes, mit allerlei Zierrathen aus gebranntem Thon bedecktes Gebäude, äußerst reinlich gehalten und einladend wie alle Gasthäuser der Perche.

Trat man von dem geräumigen Hausflur in die Gaststube, so gewahrte man in derselben große, schöne Spinden, hinter deren Fenstern allerlei Geschirr von merkwürdiger Form und Farbe paradirte, dazwischen standen prächtige, alte Krüge und Gläser. Rings herum an den Wänden zogen sich sauber gebeizte Bänke; große Eichentische vor den hölzernen Ruhesitzen waren mit blendendweißen Tüchern bedeckt und der ungeheure Kamin des Zimmers trug als Verzierung eine mächtige alte Uhr; über derselben erblickte man drei bis vier plumpe, mit altmodischen Feuerschlössern versehene Gewehre, deren breite Bayonnette bald mit Rost bedeckt waren, daneben hingen einige Infanterie-Säbel, welche schwere Handkörbe zeigten an grobledernen Bandelieren; Patrontaschen, leere Cartouchen, zwei dicke Filzhüte und mehre rostige Pistolen, dies alles bildete eine zwar unscheinbare, in ihrer Art aber doch malerische, militairische Decoration des Zimmers.

An den Wänden sah man verschiedene Heiligenbilder, in der Ecke ein großes, sehr altes Crucifix, hinter welchem geweihte Palmen und andre trockne Blumensträuße steckten, darunter ein kleines Weihbecken. Neben den Heiligenbildern aber waren, einen sehr grellen Contrast bildend, viele theils grob, theils sorgfältiger ausgeführte bildliche Darstellungen von Schlachten und Scenen aus dem Kriege der Vendée sichtbar: „Die letzten Augenblicke des Generals Charette“, „Henri de la Rochejaquelin“, „Der Sturm von Saumur“, „Cathelineau, General der Weißen“, „Cathelineau's Tod“, „Stofflet“, „Ein Hinterhalt der Vendéer“, „Chouans im Lager“ ꝛc.

Die Bilder der Generäle jener großen Armee von 1793—94 ringen als Zierden kleine Rosenkränze mit bleiernen Medaillen oder Heiligenbildern.

Der Reisende befand sich hier thatsächlich auf geweihtem, historischem Boden. Geweiht durch das Andenken tapfrer, heroischer Männer, deren Blut die Erde des Landes getränkt hatte, und so war denn jedem Denkenden die lange Muße willkommen, welche die Postillone sich bis zur Umspannung der Pferde, resp. bis nach genossenem Frühstück, wenn auch wider die Reglements der Extrapost-Verwaltung, nahmen.

Was mich besonders anzog, war ein Bild des Generals der royalistischen Armee: Sapinaud, Sieur de la Gaubretière. Der Chef war in der Uniform der Vendéer, mit hohen Reiterstiefeln dargestellt. Den Säbel hielt er vor sich, auf der linken Brust trug er das weiße Herz mit rothem Kreuze darin. Es war interessen nicht allein das Portrait, sondern vielmehr die unter demselben befindliche Anzeichnung oder Beigabe, welche die Aufmerksamkeit fesselte. In einem kleinen, einfachen Goldrahmen sah man nämlich unter einer Glasplatte, auf grünem Schilde in gelb, die Nummer 34, und wer nur ein Mal im Bilde oder gar persönlich, von Weitem, den entsetzlichen Antlitz von Bagnosträflingen oder sonstiger, zur Zwangsarbeit verurtheilter Verbrecher gehabt hat, der konnte keinen Augenblick daran zweifeln, daß die Nummer unter Sapinaude Bilde dereinst an der Mütze eines aus der Gesellschaft Gestoßenen befestigt gewesen.

Wie aber kam das grauenhafte Abzeichen unter das Bild des Generals? Noch räthselhafter ward die sonderbare Zusammenstellung durch die über der Sträflingsnummer befindliche Umschrift: „Au Souvenir d'Aimée de Sapinaud“. Sapinaud, ein Fräulein von Sapinaud und eine Bagnomarke!!

Während ich die merkwürdigen Gegenstände betrachtete, gesellte sich die Wirthin zu mir. Es war eine wunderhübsche, frische Greisin von sieben- bis achtundsechzig Jahren. Sie trug die hohe Mütze der Vendéerinnen, einen ledernen Brustlatz und sah wirklich aus wie die gute Stunde; trotz ihrer Jahre lagerte auf dem runden Gesichte eine Fülle von jugendlicher Heiterkeit. „Ja, ja,“ begann sie. „Das ist das Bild, welches allen in die Augen sticht, die ins Zimmer treten.“ „Ich muß gestehen,“ entgegnete ich, „daß es mich gleich anzog. Dazu mag die wunderliche, abscheuliche Nummer das ihrige thun, denn es ist ——“. „Eine Sträflingsnummer,“ fiel die Alte ein. „Richtig. Und was noch absceulicher ist, man hat diese Nummer einst an die Mütze einer Frau, einer edlen, hochgestellten Dame geheftet. Daß heißt: nicht die Nummer dort, unter dem Glase, denn die ist nur nachgemacht, das schenßliche Original bewahrt die Familie Sapinaud. Wir aber alle, die jene fürchterliche Zeit mit durchlebten, wir haben die Nummer copiren lassen als Erinnerung an das große, unverdiente Leiden, an die schwere Prüfung, welche Gott über eine edle Familie verhängte, der wir von jeher zugethan waren.“ „Die Familie des Generals Sapinaud?“ „Dieselbe. Sie kommen heut gerade zu einem wichtigen Tage nach La ferté Bernard und Le Mans. Es ist der zehnte August. Das ist der Todestag des Generals Sapinaud und zugleich der schrecklichr Tag, an welchem das Volk die Tuilerien stürmte. An diesem Tage liest in Le Mans der Bischof Jagault die Messe für Sapinaud und alle diejenigen, welche für den guten Ludwig XVI. fielen, und dazu kommen die noch lebenden Mitglieder der Familie Sapinaud aus der Umgegend nach Le Mans, namentlich Madame de Joannis mit den Ihrigen. Sie bekränzen dann das Denkmal, welches dem 1829 verstorbenen General gesetzt wurde und leben still nach Hause zurück. Besonders ist Madame de Joannis eine eifrige Verehrerin des Tages. Sie wohnt in La Gaubretière und ist eine geborene de Sapinaud. Der General dort ist ihr verstorbener Bruder.“

„Und wie hängt die Nummer mit der Familie Sapinaud zusammen?“

„Das kann ich Ihnen ganz genau sagen, denn ich habe die Schreckenszeit in der Vendée durchgemacht. Ich war damals schon 19 Jahre alt und habe die Leiden der Sapinauds zum Theil mit angesehen. Meine Brüder, mein Vater und alle meine Angehörigen, bis auf einen, sind unter den Fahnen Charettes, Sapinauds und Stofflets gewesen. Der eine hatte die Sache der Vendéer verlassen. Aber es war doch ein tüchtiger Bursche, leider erschossen sie ihn bei Savenay. Die Gewehre, Säbel und Hüte dort über dem Kamine gehörten meinen Leuten, wenn Sie den Hut da links oben betrachten, so werden Sie vier Kugellöcher daran finden. Wir sind alle begeisterte Anhänger der Bourbonen, bis auf die heutige Zeit; aber wir tragen ruhig, was sich nicht abschütteln läßt.“ „Aber die Erzählung,“ sagte ich, unruhig auf die Postillone blickend. „Sie haben nicht mehr lange Zeit,“ meinte die Alte, „und gar so kurz ist die Erzählung nicht.“ Auf meine Bitte ließ mein Vater den Leuten eine neue Flasche Wein geben und es wurde ihnen bedeutet, daß eben keine Eile nöthig sei. Die Alte setzte sich zu uns an den Tisch und begann:

„Sie sind noch jung (ich war damals wirklich erst 15 Jahre alt) und ein junger Mann kann sich von den Dingen gar kein rechtes Bild machen, die wir hier erlebten, und das ist ein Glück, denn wohin sollte es mit der Heiterkeit der Jugend kommen, wenn Sie in

Digitized by Google

Ihrem Alter sich schon so gräßliche Dinge vormalen könnten. Ich wohnte mit meinen Eltern in Le Mans, als wir 1793 schrieben. Von der Schreckenszeit in Paris haben Sie gewiß schon gehört, daß Sie den Aufstand der Bendéer auch kennen werden, setze ich ebenfalls voraus; also nur die Geschichte, die ich in Le Mans erlebte.

Als wir den 13. December 1793 anbrechen sahen, ahnte uns allen ein schweres Unheil. Schon früh Morgens, noch ehe es Licht ward, hörten wir das Musketenfeuer und dann kamen große Trupps unsrer Armee, lauter flüchtige Bendéer in die Stadt. Es war eine blutige, entsetzliche Jagd gewesen. Das Wild waren die Bendéer, die vier Jäger hießen: Kleber, Westermann, Chabot und Marceau. Die Meute das waren die Soldaten der Republik oder: die Blauen, wie man sie damals nannte; während die Soldaten der royalistischen Armee „die Weißen" betitelt wurden. Nun hatte der General La Rochejaquelin noch Gelegenheit gefunden, vor dem Feinde sich in die Stadt zu werfen.

Welch ein Anblick! Da lagen auf den Gassen die Weiber, Greise, Kinder, die Erschossenen, Verwundeten und Leichen durcheinander. Ein furchtbarer Schrecken hatte sich der Unsrigen bemeistert und dieser Schrecken war zur Verzweiflung geworden, diese Verzweiflung hatte sie zu Scheusalen gemacht und in der Verthierung gingen sie unter.

Kaum war La Rochejaquelin angekommen, den verfolgenden Feind dicht hinter sich, da rasselte der Generalmarsch durch die Straßen, die Lärmschüsse krachten, die Sturmglocken heulten, die Hörner der Schützen riefen in schauerlichen Tönen die Streiter zusammen, dazwischen Toben, Fluchen, Schreien, Jammern und Wimseln. Was geschah! die Bendéer hatten sich über die großen Weinlager der Stadt hergemacht, sie waren erschöpft von der Flucht nach ihrer Niederlage von Angers in Le Mans angekommen. Als La Rochejaquelin sie aufrust zur Vertheidigung, als der Schall der Trommel, das Getöne der Glocken und Hörner in ihr Ohr dringt, rassen sie sich mechanisch auf, aber aus den Gassen, den Häusern hervor wanken gedunsene, taumelnde Gestalten. Tausende von Betrunkenen, das Gewehr in der Hand, stieren Auges in die Lüfte blickend, nicht fähig die Nähe der Gefahr zu begreifen, mit der Munition spielend wie Blödsinnige oder Kinder, zu keiner geschlossenen Stellung verwendbar, trotzig und meuterisch — das ist die Armee la Rochejaquelins. Draußen aber vor den Thoren ist der Feind, der blutgierige, unversöhnliche, republikanische Feind. Westermann vor allen: der Schlächter der Bendée, das blutige Messer des entsetzlichen Wohlfahrtsausschusses. Endlich hatten sie die ganze Meute der Royalisten an einer Stelle beisammen, endlich sollte die große Schlachtbank eröffnet werden. Alle Führer, alle Anhänger. — Ich habe sie alle gesehen, mein Herr: Stofflet, Sapinaud, La Rochejaquelin, seine heldenmüthige Frau, die Marquise, mit Pistolen bewaffnet, den Prinzen Talmont, da — ich vergesse es nie — krachte es rings um die Stadt und mit gräßlichem Geschrei: „Es lebe die Nation" fielen die Republikaner von allen Seiten über die Stadt her. Nur 10,000 Mann konnte La Rochejaquelin entgegenstellen. Gleich beim ersten Anlauf nahmen die „Blauen" die Barrikaden. Nun begann der Kampf in den Straßen. Die Bendéer, durch die Gefahr ernüchtert, hatten sich zusammengerottirt. Wild wogte das Gemetzel durcheinander. Es war kein Kampf zwischen Menschen, es war ein große Herde rasender Stiere, welche mit tausenden von Schlächtern kämpfte, Messer, Gewehre, Säbel, Stock, Beil, Stein — alles diente zur Waffe. In den Gossen floß das Blut, die Erdgeschosse der Wohnhäuser waren damit bespritzt, aus den arbeitenden Lungen stiegen heiße Dämpfe empor, dann krachten furchtbare Artilleriesalven, hunderte von Kartätschen schleuderend, ihr Verderben in die dichtesten Haufen tragend. Dann herzerreißendes Geschrei, dann wieder Stille, nur unterbrochen durch Stampfen und Aechzen der wahnsinnig-wüthend Ringenden, welche sich untereinander würgten. Allmälig avancirten die von vier Seiten heranringenden Republikaner. Jetzt ertönte regelmäßiges Gewehrfeuer von beiden Parteien. Nach jeder Charge heulte es durch die Lüfte aus tausenden von Kehlen: „Es lebe die Republik." Neues Knattern der Schüsse, dann das donnernde Ruf: „Es lebe der König." Die Fenster klirrten; man sah nur erhobene, mit blitzenden Waffen bewehrte Arme; Blaue und Weiße lagen sterbend oder todt aufeinander. Durch die Straße Dorée ordnete La Rochejaquelin den Rückzug. Hier griffen sich die Bendéer und Westermanns Grenadiere mit dem Bayonnette an, hier war eine blutige, entsetzliche Orgie, mitten im Kampfe sah man schaudererregende Dinge vorgehen. Die „Strickerinnen" der Guillotine von Le Mans, satanische, den Wölfinnen ähnliche Weiber, mordeten die Verwundeten, schändeten die Todten und würgten die Lebenden, welche in ihre Hände fielen. Die Sansculotten vereinigten sich mit diesen Megären, es ist kaum über die Zunge zu bringen: Die Frauen ermordeten siebenundzwanzig Mütter mit ihren Kindern — welche die Säbel und Bayonnette der Soldaten verschont hatten. (Schluß folgt.)

Durch die Pußta.

Von Frank Lorenz.

Im Jahre 1847, ehe die Eisenbahn nach Czegled eröffnet war, hatte ich schon Lust gehabt, die Pußten auf jenen zweirädrigen Karren zu besuchen; aber eine kurze Probefahrt schreckte mich damals zurück, indem ich nur halbwegs bis Betschesch gelangte (wo wir den Eisenbahnbau besichtigen wollten); mein Gefährte und mein Reisefack kamen einige hundert Schritt weiter, und fanden sich dann, gleich mir, seitwärts der Straße im hohen Grase wieder; wir hinkten zusammen mit kläglichen Grimassen, und wußten erst nicht, sollten wir fluchen oder lachen über den tollen Kutscher, der mit hochgeschwungener Peitsche dahintobte und auch nicht einmal zurückblickte. Unser Martergeschrei konnte er freilich über dem Gerumpel des Karrens nicht hören. Nach einer Stunde wurden wir von unsern Freunden eingeholt und mußten nun, wohl oder übel, für den Tag das Scherzbudget liefern. Ich war auch vollständig versöhnt, als der Kutscher mit ganz zufriedener Miene um „Trinkgeld" bat, und auf meine Frage: was er denn gedacht, als er ohne uns angekommen, ganz kühl zur Antwort gab: „Sind ausgestiegen!" In den Sturm von Gelächter hätten selbst die Pferde mit eingestimmt; ich reib meine Hüften, zog den Beutel und verschwor die Pußtenfahrten!

Heuer ging das Vergnügen bequemer zu.

Baktschy war schon um 4 Uhr mit dem jungen Moschary im „Tiger", und da der Zug nach Czegled erst gegen 6 Uhr abging, promenirten wir nochmals nach der schönen Brücke. Die Frühsonne vergoldete die hohen Zinnen der alten Budaveste und glitzerte in blutrothem Schein auf den hohen, feuchten Mauern und den hundert Fenstern, während in den Schluchten des Blocksberges blaue Nebel zogen und sich ballten. Ueber der endlosen Pußta, die wie das Meer sich in abwechselungsloser Einförmigkeit gen Osten und Süden ausbreitet, lag ein geheimnißvoller Duft, wie ein Schleier, der uns die Ferne verhüllte.

Da kam der Wagen langsam über den Platz gefahren, Moschary's „Leibhusar" vornauf, und mahnte an die Abfahrt. Mit dem Hinblick auf die Pußta vor uns ward ich den letzten Scheidegruß der bekannten Welt hin, denn es kam mir vor, als schiffte ich mich auf einem neuen Ocean ein.

Die Pußten Ungarns, wogende Grasmeere gleich den Pampas des Südens und den Prärien des Nordens von Amerika, liegen wie eine schweigende Region zwischen dem Westen und Osten Europas eingelagert. Der Reisende hat ein Buch der Civilisation zugeschlagen, und die Einförmigkeit der Scenerie umher gewährt ihm Muße, ehe er den zweiten Band der unbekannten Wunder öffnet, seine Phantasie walten zu lassen. Welche Versprechungen bliden ihm von jeder Seite entgegen, welche prachtvollen Illustrationen soll sein geblendetes Auge erschauen?! — „Station Betschesch, 3 Minuten!"

Ach Betschesch! Noch sehe ich mich am Wege liegen mit schmerzenden Hüften und einer Reisefasche, auf meiner ersten Pußtenfahrt von der Teleje prompt ausgesetzt! Jetzt suche ich vergeblich nach dem Oertchen; nichts zu sehen als „Jesend", wie der Berliner sagt; eine endlose Steppe, aus der in der Ferne niedrige Rohrdächer sich kaum erheben; kein Baum, kein Strauch; nur ein Dorfbrunnen steht mit langem Halse — wie ein Storch im Salat — und scheint dem neuen Wunder der Eisenbahn nachzustaunen; und wie wir dahinbrausen,

Digitized by Google

stiebt eine langhornige Biehherde vor dem schrillen Pfiff der Locomotive auseinander und blickt scheu auf den unheimlichen Burm zurück, der seinen langen Leib auf eigner Bahn mit Gekose durch ihre friedliche Einsamkeit schleppt.

Das einförmige Klappern der Wagen, der eigenthümlich gleichmäßige Rhythmus des Wagwerkes um mich her, und das Schweifen des Auges wie über die Meeresfläche nahmen meine Sinne gefangen. Mein Blick kehrte sich nach innen, die Außenwelt schwand, und vor der Phantasie erschlossen sich in hallem Traumwachen all die Bilder des fernen Orients: schwankende Palmen, gipfelnde Cypressen, üppig strotzendes Laubwerk, prachtvolle Farben und buntes Gewühl von Erlebtem und Geträumtem. Wer, der zum ersten Male den Orient besucht, ist nicht befangen in den Bildern, die tausend und eine Nacht seit seiner Kindheit in ihm aufgebaut? — Goldne Gitter, phantastische Bauwerke, von goldnem Sonnenschein durchzittrerte Smaragdlauben, in denen kosige Geheimnisse verschleiert lauschen, — blauer Himmel und schwarze Augen — und vielleicht genug von einem Turban und einem eifersüchtig gezückten Dolch im Hintergrunde, um der Scene ein schauerlich süßes, pikantes und romantisches Interesse zu verleihen — wer hat nicht solche und ähnliche Bilder in seinem Geiste aufgespeichert?

Meine Phantasie war voll jener Bilder, ob ich gleich den Schleier schon einmal gelüftet, die goldenen Gitter als hölzernes Sparrenwerk, die smaragdenen Büsche als trockne Gestrüpp, und die geheimnißvollen schwarzen Augen als die ausdruckslosen Schwerkzeuge der phantasiearmsten Geschöpfe kennen gelernt hatte. Weit, weit ab schweifte mein Geist, als er durch zwei Zauberworte in die Wirklichkeit zurückgerufen wurde.

— „Czeglédi Aussteigen!“ —

Es war eine rechte Wohlthat, sich einmal wieder ausstrecken zu können, und die zwanzig Minuten Aufenthalt promenirten wir auf dem breiten, freundlichen Perron. Meine Freunde bereiteten mich auf eine gleich langweilige Scenerie während des Restes unserer Fahrt. Gewiß, äußerlich Interessantes bietet dieselbe durchaus nichts! Die Pußten sind oft durch Ackerland unterbrochen, recht fruchtbar befunden; das Vieh ist kräftig und schön, und die Bevölkerung ziemlich wild anzusehend. Die Tracht der Leute besteht meist aus einem groben Leinwandstoff: die Männer — alle mit schwarzem Schnurbart — tragen weite Beinkleider, unten ausgefranzt, und einen langen Kittel darüber, mit Husarenschnüren besetzt; oder eine kurze, blaue Tuchjacke, ebenso verziert. Die Kopfbedeckung bildete ein kleiner runder Filzhut. Frauen und Mädchen hatten in ihrem Anzuge nichts durchgehend Charakteristisches; hin und wieder hatte eine ihr Mieder mit Schnüren besetzt; viele trugen rothgestreifte wollene Röcke und kurze Männerstiefel, und die meisten den schwarzen runden Filzhut der Männer. Nur einen allgemeinen Zug fand ich bei der ganzen Bevölkerung — eine schauerliche Unsauberkeit!

— „Ketschkemet, 5 Minuten!“

Die Reise auf der ungarischen Eisenbahn hat allerdings nur den Vorzug vor der Donaufahrt, daß man öfter anhält, das Bewußtsein hat, durch neue Gegenden zu fahren, in Temeschwar ausschlafen zu können, und dennoch die Donau bei Baßasch einen Tag vor dem aus Pesth gleichzeitig abgegangenen Dampfer zu erreichen. Damit tröstete ich mich vollkommen. Doch auch als Nationalbequem konnte ich meine Betrachtungen anstellen: derselbe Boden, welcher diese üppige Grasvegetation hervorbringt, — die größtentheils unbenutzt wieder in sich zusammenfällt und nur der neuen Vegetation als Dünger dient, — würde noch Millionen zu ernähren im Stande sein. Amerika und Australien ziehen alljährlich Hunderttausende von Arbeitskräften und Kapital aus Europa an sich, die hier — recht im Herzen ihrer großen Heimat — vortrefflich zu verwerthen wären. Stundenlang scheinen wir durch eine menschenleere Oede dahinzufahren. Die dünne Bevölkerung vermag den Boden gar nicht auszubeuten; und wo der Fleiß des Landmannes mit Hülfe der Pflugschar die unerschlossenen Schätze der fruchttragenden Erde aufthun könnte, da wühlen träge Schweineherden nach Mast!

Der junge Moskary war ganz meiner Ansicht!

Deutsche Kolonisten könnten hier unendlich viel leisten und gewinnen. Der Ungar ist langsamer und unthätiger als der Deutsche; ihm liegt der Soldatenberuf mehr im Blute als der des Landmannes. Das sind Traditionen aus wralter Zeit. Der Magyar stellte das Schwert stets höher als die Pflugschar; aus der asiatischen Heimat durchzog er eroberud die Länder des Nordostens, und in diesen weiten Ebenen, von denen die römischen Legionen sich zurückzogen, ließ er seine Rosse grasen, und wo er den Sattel zur Erde legte, da baute er seine Burg. Es gab nur Ritter und Knappen, Edle und Knechte, Herren und Diener. Es ist heute noch so!

In Felebschhasa erwartete uns ein herrliches Viergespann, Moschary nahm selbst die Zügel, und in dem offenen bequemen Wagen lehnten Baßisch und ich in größtmöglichster Behaglichkeit. Es war zwar etwas warm und die Sonne meinte es sehr gut; aber die vier Silbergrauen brausten auf der ebenen Straße fürder, trotz der Locomotive, so daß die Luft uns angenehm fächelte. Zum ersten Male kamen wir hier in Wald, schönen Laubwald, und nach kurzer Fahrt durch den erquickenden Schatten öffnete sich die Aussicht auf das wundervolle Schloß Sandor Haza, im englischen Mischgeschmack, halb Tudor-, halb Normann-, erbaut, umgeben von den entzückendsten Parkanlagen. Aber auch hier fragte ich mich wieder: wo liegen die Aecker und Felder? und wovon leben die Bewohner der Gegend?

Der alte Graf, mit weißem Schnauzbart, ein echter Husarengeneral, empfing uns auf das Herzlichste und als ob wir uns seit Jahren kannten. Zu meiner Ueberraschung nannte er mir sogleich Einzelnheiten von unserm Aufenthalte aus Gräfenberg (1848), und behauptete aus den Briefen seines Sohnes seit damaliger Zeit meine Bekanntschaft gemacht zu haben. Der gütige alte Herr führte uns auf unsre Zimmer, und ich konnte in der That glauben, in Lancashire zu sein, so durchaus englisch war die ganze Einrichtung; — zum Ueberfluß wurden wir alsbald zum „Luncheon“ (engl. zweites Frühstück) gerufen. Baßischy sagte mir, die zwei Schwestern unseres jungen Freundes sollten sehr schön sein; er sei selbst neugierig, sie kennen zu lernen, und rathe mir mein Herz zu wahren. Die Mutter war todt, und die Fräuleins unlängst erst aus Wien zurückgekehrt, wo sie bei den Besuchen zum Besuch gewesen.

Wir traten in ein freundlich decorirtes Gemach, das sich durch 3 Glasthüren auf eine Gartenterrasse öffnete, und wurden durch den schmetternden Gesang mehrerer Kanarienvögel empfangen; wir sahen uns überrascht an, denn diese gelben Sänger, jene Begonientöpfe, den Goldfischbehälter und vor allen Dingen auch den Schaukelstuhl dort auf der Terrasse kannten wir, es blieb gar kein Zweifel, denn in demselben Augenblick traten unsre Begleiterinnen vom Dampfboot, diesmal in Halbtrauer, herein, und waren nicht weniger erstaunt als wir, denn auch sie erkannten uns, was unsern anmuthigen Willkommen gewiß nicht schmälerte.

Wir gingen zum „Lunch“, nach meinen Begriffen ein vortreffliches Diner, und die liebenswürdigen Damen hatten sich's in ihre allerliebsten Köpfchen gesetzt, nur englisch mit mir zu sprechen, und wollten recht viel von den „Wilden“ wissen, wie die Kinder, wenn sie den Robinson lesen.

Glücklicherweise wurde nicht politisirt, wenigstens branchte ich nichts davon zu hören; denn Ischtvan und die beiden Grafen waren stets vertieft, und sangen „das alte Lied, das alte Leid“. Uebrigens waren meine schönen Nachbarinnen sehr musikalisch, und ich bat mir einige ungarische Nationallieder aus. Fräulein Margitha sang Kischfaludy's berühmtes „Mohacz“, dessen schöne Worte, in erhabene und ergreifende Melodien gekleidet und von solcher Stimme vorgetragen (ach! und von solchen Augen!), einen gewaltigen Eindruck machen mußten. Unbewußt waren wir dadurch auf die Politik gekommen, und Fräulein Katalin mußte schnell ein andres Lied anstimmen („no politics, you know“, war unsre Verabredung); nun „a megfagyot gyermek“ (der erfrorene Knabe), elegisch und klagend in einfacher Melodie vorgetragen, ein Anklang von „Hood's song of the shirt“, oder dem bekannten „Christabend“, versetzte uns eigentlich auf das social-politische Gebiet.

„Sie sehen,“ sagten die Damen endlich, „ohne Politik ist in heutiger Zeit kein Leben mehr möglich; und wenn Sie auch, wie unser Bruder erzählt, im Jahre 1848 in Gräfenberg als Einsiedler gelebt und nichts von den Vorgängen in der Welt haben wissen wollen, so hat eben diese Welt sich so verändert, daß Sie ein Fremdling darin sind. Es ist eine neue Zeit gekommen; die alte Zeit ist verrottet und begraben. Gestern war, heute ist. Geben Sie zu, daß der größte Phantast nicht nur in der Erinnerung leben kann; Sie müssen auf die Erde blicken, wenn Sie die Füße setzen, vorwärts doch nur; verschließen Sie Ihre Augen, so ist die einfache Folge, daß Sie fallen. Wenn dies nur die Fürsten glauben wollten!“

Digitized by Google

„No politics, you know!“ rief ich erschrocken, und ein Schauer lief mir über den Rücken. Ein fröhliches Lachen der beiden Damen versicherte mich indessen, daß wir schon wieder gute Freunde seien, und in heiteren Gesprächen wandelten wir durch den sorgfältig gepflegten Park zu einer künstlichen Erhöhung hinauf, von der aus man das Wiesenland bis zur Theiß hin überschaute. Der weite Wiesenplan, von den Gebüschen des Parkes auf dieser Seite malerisch umrändert, dehnte sich unbegrenzt in die Ferne; niedrige einzelne Weiden, welche hie und da einsam auf der grünen Fläche standen, verloren sich weithin in dem Dufte, der den Horizont umlagerte, und als eine kleine Rauchwolke allmälig heraufgezogen kam — ein Dampfboot auf der Theiß — und fernab im Süroften sich wieder verlor, da konnten wir in der That glauben, das Meer vor uns zu haben.

Aber was war das? Ein fernes Gewitter an diesem klaren ungezäumtem Roß, eine riesig lange Peitsche schwingend und mit lautem Ruf die Flüchtigen immer mehr aufeuernd. Imre erzählte höchst interessant von dem Einfangen und Bändigen der wilden Thiere, worin einzelne der fast eben so wilden Tschikosch eine bewundrungswürdige Fertigkeit und Unerschrockenheit haben, denn nicht selten soll es vorkommen, daß einer jener Leute unter den Hufen solcher Herde zerstampft wird. Auch Baltisch wußte eine solche Geschichte zu erzählen von einem alten geübten Tschikosch, der in einer zufälligen Verschürzung der Fangleine (ich habe den magyarischen Namen vergessen) von einem jungen Hengst, den er fangen gewollt, strangulirt worden.

„Ich werde Ihnen noch eine Tschikoschgeschichte erzählen, Frank, aber heut Abend im Mondschein,“ sagte Imre lachend; doch die Damen wehrten ihm, als er anfing ein Lied zu singen, und schlugen vor, unsre Promenade fortzusetzen.

Der Tschikosch mit seiner Pferdeherde.
Originalzeichnung von H. Lang.

Nachmittage? Die Erde bebt und ein dumpfes Rollen begleitet die Erschütterung. Eine Wolke, ein Schatten jagt über die Pläne heran, immer näher und näher! — Erst als meine Begleiterinnen sahen, daß meine Aufmerksamkeit nach jener Gegend gerichtet war, sagte Gräfin Margitha: „Schauen Sie die schönen Thiere an, es sind unsre!“ und nun gewahrte ich erst, daß es ein Schwarm jener wild in den Pußten gezogenen Pferde war. „Der Tschikesch (Pferdehirt) wird sie treiben, oder das Dampfboot hat sie erschreckt,“ bemerkte Katalin; — „oder Lászlós Geist,“ warf Margitha scherzend hin. In diesem Augenblick kamen die Herren in lautem Gespräch heran, und ich verlor die Gelegenheit, das Erröthen Katalins über ihrer Schwester Bemerkung aufklären zu können.

„Ah, der Tschikosch!“ rief Imre, der junge Graf, als die Pferdeherde vorbei brauste und mit einem ganz eigenthümlich schrillen Laut stellte er die Thiere, welche stutzten, die hochgehobenen Köpfe mit den wild flatternden Mähnen einen Augenblick aufmerksam nach unsrer Gegend heben, und dann, von einem starken Hengst gefolgt, in eine andere Richtung ablenkten und in die weite Ebene hinausdonnerten. Hinter ihnen folgte der Tschikosch, wie es schien auf ungesatteltem und

Wir kehrten nach dem Schloß zurück; Musik, Albums, Reiseerinnerungen und die fröhlichste Conversation beschäftigten uns auf das Angenehmste, und der Nachmittag flog uns unter den Händen fort. Zum Diner fanden sich unangemeldet einige Nachbarn ein, und nun ging das Politisiren erst an! Die jungen Damen schlugen scherzend einen Spazierritt vor, um mich „zu erlösen“, Baltisch schlug sich zu uns, der junge Moschary gleichfalls, und wir überließen das „Wohl des Vaterlandes“ den ziemlich laut werdenden Patrioten, während wir einen höchst angenehmen Spazierritt durch Wald und Feld unternahmen.

Am nächsten Tage lernte ich erst nach eignem Augenschein die wunderschöne Besitzung kennen, die wahrhaft fürstlich ist; und zu meinem Bedauern mußte ich schon denselben Abend wieder abreisen, wenn ich das Schnellschiff in Baschiasch am nächsten Tage nicht versäumen wollte. Dieser Tag, der ebensowohl durch die edle Gastfreundschaft ausgezeichnet wurde, welche sich alle Glieder der Familie beeiferten mir zu erzeigen, wie auch durch meine völlige Bekehrung von der früher vorgefaßten Meinung, daß die Ungarn „Revolutionärs“ seien, verfloß mir nur zu schnell! — Nach einem frühen Familien-

Digitized by Google

diner empfahl ich mich — noch im Zweifel, ob die mächtigen Augen der Gräfin Margitha oder die etwas schwermüthigen, von langen Wimpern beschatteten der jüngern Schwester Katalin den tieferen Eindruck in meiner Seele zurückgelassen! — Csáthvan und der junge Mosáchary erschienen mit einem Male, um mir wieder das Geleit zu geben, und als der Wagen vorfuhr, Mosáchary die Zügel ergriff und sich auf den Bock schwang, traten plötzlich die Damen in Hut und Mantille auf den Balkon mit der Frage: „Nehmen und die Herren vielleicht mit?"

Natürlich, wer war glücklicher als — ich. Nur Imre, der junge Graf, drohte scherzend: „ich werfe Euch um!"

„Denken Sie nur," erzählte Katalin, während die Silbergrauen dahinstoben, „Imre hat uns wirklich schon umgeworfen, und merkwürdigerweise an derselben Stelle, wo er vor zwölf Jahren von durchgehenden Pferden aus dem Wagen geschleudert wurde und sich die Verletzung zuzog, an welcher er in Gräfenberg kurirte."

„Das ist allerdings eigenthümlich," versetzte ich; „denn jenem unglücklichen Fall verdanke ich den Vorzug, mich hier in Ihrer Gesellschaft zu befinden!"

„Und wenn Sie nur wüßten, Frank," fiel Imre ein, „weßhalb die Pferde dort immer scheuen — wollen wir den kleinen Umweg machen, Katalin?"

„Imre, ich bitt' Dich, sei lieb!"

„Szeretlek tegedet, edesch lelkem!" („Ich liebe Dich, süße Seele!") sang Imre in offenbarer Nachahmung, seine Schwester neckend, wie er gestern im Park gethan.

„O, finden Sie ihn nicht abscheulich!?" schmollte Katalin, während die ältere Schwester sich höchlich zu amüsiren schien.

„Ich muß Ihnen die Fabel erzählen, Herr Frank," wandte sich nun Margitha zu mir, „denn Katalin ist immer zu gerührt darüber, und Imre neckt sie schrecklich: — Ein junger Tschikosch László liebte seines Herren Tochter Örschebet —"

„Katalin!" unterbrach sie Imre.

Nur einen Feuerblick und ein mir unverständliches magyarisches Wort warf ihm Margitha zu, und er bat demüthig ab. Dann fuhr die Erzählerin fort:

„Das unglückliche Mädchen sah die Leidenschaft des schönen jungen Burschen und verlachte ihn. László flehte in Schmerz und Sehnsucht dahin, und nur am stillen Abend schlich er unter das Fenster des Fräuleins und sang mit schmelzender Stimme das schöne Lied, dessen Anfang Imre vorhin monirte. Örschebet öffnete wohl das Fenster, und begleitete den Gesang auf der Harfe; in ihrem Herzen aber hatte sie nur Spott für den armen Verirrten. Da ward der Graf Miklósch um sie. Eines Abends saßen sie zusammen, als László seinen traurigen Schwanengesang erhob; Örschebet öffnet das Fenster und stimmt zur Harfe denselben Gesang an, die Worte an den Grafen richtend. László, vom Wahnsinn ergriffen, erklimmt das Nebengeländer unter dem Fenster, und will sich eben auf die Brüstung schwingen, als ein Faustschlag des Grafen ihn rücklings hinabstürzt; betäubt, rafft er sich nach kurzer Zeit auf, und verschwindet im Gebüsch. Am andern Tage fand man ihn todt, mit einem Messer im Herzen; man begrub ihn als Selbstmörder dort hinten an jener Waldecke, wo dieser Nebenweg vorbeiführt.

Aber auch Graf Miklósch ward argwöhnisch gegen seine Braut. Sie bethenerte, den wahnsinnigen Menschen nicht angesehen, geschweige denn geliebt zu haben; und als sie am andern Tage mit ihrem Verlobten spazieren ritt, vermaß sie sich, zur Bekräftigung ihrer Worte, über das einsame Grab des Unglücklichen hinwegzureiten. Sie befanden sich auf jenem Wege, und Örschebet war eine vorzügliche Reiterin. Sie sprengt an, auf jene Waldecke los, und lenkt ihr schnaubendes Roß auf den frischen Erdhügel zu; doch es bäumt sich, ist widerspenstig, schlägt mit den Vorderhufen in der Luft und scheint ganz außer sich, obgleich sonst fromm und folgsam. Nun kommt der Graf heran und bittet abzustehen; doch Örschebet schlägt auf das Thier, reißt es am Zügel, und wirft es abermals herum zum Sprunge über das Grab. Das Pferd steigt, macht eine wüthende Anstrengung, einen gewaltigen Sprung und fliegt über den frischen Hügel fort, aber zugleich wird Örschebet herabgeschleudert, bleibt mit ihrem Kleide hängen, und schleift unter den zermalmenden Hufen des fliehenden Pferdes auf der Erde dahin, ein blutiger, entstellter Leichnam!" —

„Und ist das wirklich jene Waldecke, die wir eben sahen?"

„Dieselbe! Örschebets Vater hatte keinen Sohn; er verkaufte dieses schöne Besitzthum, und es kam in die Hände meines Großvaters."

„Das ist eine traurige Geschichte — von Koketterie und Herzlosigkeit, nicht wahr?" fragte Katalin.

„Ja gewiß," bethenerte ich; „der arme, arme László."

„Gottlob werden die Örschebets selten, nicht wahr, Katalin," neckte sie der unartige Imre.

Das süße Mädchen erröthete so wundervoll, daß man sich wirklich nicht satt daran sehen konnte, und Margitha mußte mich erst durch ihre Bemerkung aufmerksam machen: „Wenn Sie sie ansehen, wird es immer böser," wie indiscret ich unabsichtlich gewesen war.

„Gottlob!" mußte ich sagen, als ich das Stationshaus von Fölsötschsásá erblickte, denn ich fing an ungemeine Sympathie für den armen László zu fühlen.

Die Sonne sank eben in die Puszta hinab, als mitten aus ihrem Gluthenball der Eisenbahnzug schon herangebraust kam. Daher war nun der Abschied kurz, mit dem herzlich ausgesprochenen Hoffnungswunsch: „Auf Wiedersehn!" — Ja, Wiedersehn! —

Eigentlich hatte ich sowohl in Szegedin als auch in Temeschwar bleiben wollen. Mit einem Male fühlte ich aber, daß ich das Interessanteste von Ungarn gesehen hatte, und entschloß mich zu der elfstündigen Fahrt bis Baschiasch (nur 38 Meilen) in einer Tour!

Als der Pfiff der Locomotive ertönte, die lieben kleinen Hände mir den letzten Abschied zuwinkten, und der ruhige Ischtvan sein trocknes „jól éjszákát!" („Gute Nacht!") herüberrief, da war es wirklich Nacht geworden. Ich lehnte mich zurück, gerüttelt und geschüttelt von einem Wagen alter Construction.

Ein Reisender, der auf seinen Comfort hält, muß nie empfindsam sein! Wir aber ist es leider mit dem „Abschiednehmen" oft so gegangen, daß der klare Reiseblick darüber getrübt wurde.

Darum liebe ich auch im Grunde gar nicht diese „letzte Ehre" der Begleitung an das Coupé. Wie oft ist es mir da passirt, daß ich in der Verwirrung der Gefühle den schlechtesten Platz hinnehmen mußte, mit der Sonne im Gesicht, oder einem halben Dutzend schreiender Kinder nun mich her, oder mit eben so viel dampfenden Cigarren bei verschlossenen Fenstern!

Das Gute haben diese großen klapprigen Wagen (in ganz Süddeutschland ebenfalls), daß man seinen Platz einigermaßen wechseln kann; sonst aber ziehe ich die norddeutschen Coupés-Einrichtungen vor.

Ich traf es glücklich, daß ich auf dieser Tour die Nachtfahrt genommen; denn die Sumpfgegenden der Theiß, Maroseh und Aranka, von Szatymáz bis Mokrin, eine Strecke von nahe an 12 Meilen, bei Tage zu durchfahren, muß eine Strafe sein!

Die Erinnerung der letztverlebten beiden Tage gab mir Beschäftigung vollauf zum Nachdenken; das eintönige Rasseln der Wagen sang sein Schlummerlied dazu, bald in dem epischen Rhythmus der begeisternden Worte Kischfaludy's, bald in den schmelzenden Tönen Katalin's, die zur Harfe sang: „Szeretlek tegedet, edesch lelkem!" Dann ertönte wieder der gellende Schrei des Tschikosch, und mit donnerndem Hufschlag jagte die wilde Herde der schnaubenden Rosse vorbei; aber nicht der Tschikosch ritt dahinter, sondern Margitha mit fliegendem Gewande, und schwang neckend die Peitsche über mir. „No politics!" rief ich unbewußt und erwachte. Der Morgen graute eben, in der Ferne glaubte ich Hügel zu sehen — es konnten auch Morgennebel und Wolken sein — aber die Schlafsüchternheit hatte meinen Geist umfangen, und Traumbilder der buntesten Art tummelten sich zwischen Schlafen und Wachen vor meinem inneren Gesicht herum.

„Station Temeschwar!"

Es war zwei Uhr vorbei, und der Himmel im Osten begann sich zu färben: es waren in der That Berge, wenigstens Hügel, die vor der aufgehenden Sonne lagen! Gottlob, das Meer ist durchschifft, dort winkt die Küste!

Digitized by Google

Aus meiner Nester-Sammlung.

Von Dr. **E. Baldamus.**

Von Kindheit an habe ich eine besondere Vorliebe für die Vögel gehabt. Sie ist ein mütterliches Erbstück. Einen größern Naturgenuß habe ich nie gekannt, als die Beobachtung der geliebten Vögel in ihrem Leben und Treiben, in ihren Sitten und Eigenthümlichkeiten, besonders beim Nestbau. Und in der That beim Nestbau und allem damit Zusammenhängenden gipfeln sich die bewunderns- und liebenswürdigen Kunstfertigkeiten der lieben Geschöpfe. Freilich sind auch in der Vogelwelt Gaben und Fähigkeiten gar verschieden ausgetheilt: es gibt Gesang- und Baukünstler ersten Ranges neben ausgemachten Stümpern; neben potenzirten Sanguinikern, — ächten Künstlernaturen — die plattesten Phlegmatiker, die nichts kennen und können als Essen und Verdauen. Aber selbst bei diesen wirkt die Liebe zur Nachkommenschaft Wunder; sie werden in der „Maienzeit" wenigstens halbe Sanguiniker. Interessanter sind jedoch jene echten Künstler, und wenn wir schon ihre Werke bewundern, so ist es noch anziehender, solche Künstler ersten Ranges in ihrem großartigen Atelier bei der Arbeit zu belauschen. Ich wähle für diesmal vier Nester aus meiner Sammlung. Sie gehören sämmtlich den beiden Kunstkünsten an, die man Korbflechter und Weber genannt hat. Das erste gehört einem Europäer, dem altbekannten Pirol, Vogel Bülow oder Pfingstvogel — Oriolus salbula — an, dem schwarzgelben Zugvogel, der einer der letzten Ankömmlinge nach Beginn des Mai das schon vielstimmige Waldconcert durch seine sonore Flötenstimme bereichert. Es ist ein gar niedliches, glattes und doch sehr festes Körbchen, das an dieser fingerstarken, horizontalen Astgabel geflochten ist! Wie macht's nur der Vogel, daß diese hundert Stückchen von Baumbast, Bindfaden, Wurzel- und Bastfasern so fest und in so gleichem Abstande von den beiden Zweigen um diese gewickelt sind, daß man eher die Zweige zerbrechen, als die Anheftung zerreißen kann, und daß andererseits alle Fäden so genau zwischen und unter den beiden Zweigen übereinander gehen, daß sie die schöne runde Ausfütterung des Nestes allseitig stützen und tragen? Ei nun allein bringt er — oder richtiger bringt Sie es auch nicht zu Stande — denn die eigentlichen Baumeister unter den Vögeln sind die Weibchen — und will mir der freundliche Leser auf ein halb Stündchen in den schönen frischen Maienwald folgen, so soll er's sehen, wie es zugeht. Für dies halbe Stündchen können wir nun freilich die mancherlei Vorbereitungen zur Gründung des schwebenden Häuslein nicht in unsern Beobachtungskreis ziehen. Sie haben bereits tagelang gedauert. Mancher schöne Baum, mancher scheinbar passende Gabelzweig wurden gewählt und verworfen. Endlich hat das Weibchen die rechte Baumstelle ausfindig gemacht. Jedenfalls ein mehr oder weniger horizontaler Ast, der eine nicht allzu spitzen Winkel bildende Gabel hat. Ob der Ast nicht allzu lang und schlank ist, um vom Winde gar zu arg geschaukelt zu werden? Es scheint nicht so! Nun denn lustig ans Werk, unter hellem Sang und Klang! Das helle, marsige „Bülow" oder „Bierholen" des munteren Gatten schallt nun wo möglich noch kräftiger durch Wald und Garten, da es zum Einführen des ersten Baumaterials geht. Fort sind sie — weit — nur noch schwach erklingt das fröhliche wenn auch monotone Lied. Sie bleiben ziemlich lange aus — ob sie wiederkommen? Doch da sind sie ja schon — voran das Weibchen mit einem mehr als fußlangen Bastfaden im Schnabel. Noch einmal schnelle Umschau, ob kein unberufener Lauscher in der Nähe. Doch wir haben uns gut versteckt und rühren uns nicht. Nun ein Wink des Weibchens und der Gatte sitzt auf dem Gabelzweige, auf den ersteres das eine Ende des Fadens aufgelegt hat. Er greift verständnißvoll zu, hält das aufgelegte Ende fest und — o des wunderbaren Geschickes, mit welchem das Weibchen durch die enge Gabelung einmal, — zweimal um den einen Zweig herumfliegt und den Faden festwickelt. Nun geht es nach dem andern Zweige der Gabel. Das andere Ende des Materials wird mit dem Schnabel gefaßt — die Tiefe des Nestkörbchens ist schon abgemessen — und auf gleiche Weise aber unter noch schwierigern Umständen — denn der an dieser Seite umzuwickelnde Faden hängt zwischen den Gabelzweigen herab und darf nicht berührt werden — an dieser Seite der Gabel befestigt. So geht es munter fort. Ein Faden nach dem andern wird in gleicher aber stets schwieriger werdender Weise an beiden Gabelzweigen umgewickelt. Jetzt wird's auch Zeit nachzusehen und zu prüfen, ob die zwischen denselben im mehr als Halbkreisbogen herabhängenden Fäden eben die richtige Maß haben. Das Weibchen springt hinein, dreht sich nach allen Seiten, zupft, lupft, verwebt diese Grundlage des Nestes, und ist alles in Ordnung, so wird zum Ausbau geschritten. Noch wird zwar vorzugsweise Material verwendet, welches sich um die Gabelzweige und den Boden des Nestes wickeln und verweben läßt; jedoch wird der letztere dazwischen bereits mit größern Füllmassen gedichtet: breitere Baststreifen, weiche Linnen- oder Baumwollen-Lappen, Papierstückchen und dergl. werden mit Spinn- und Raupen-Gespinnsten und allerlei Fadenwerk verwoben und verfilzt; nach Bedarf oder Laune wird diese Dichtung des Nestbodens auch von unten her vorgenommen. Erscheint der Nestkorb der sorglichen Mutter dicht und tief genug, so geht's an den innern Ausbau: zarte, elastische Grashalme, zuweilen auch einzelne Federn, Wolle und Haare, werden herbeigetragen und in den innern Napf so eingelegt, daß die Faden völlig versteckt sind; nun wird der Ausfütterung durch Andrücken mit der Brust und häufiges Drehen nach allen Seiten die schöne, bewunderungswürdig glatte und regelmäßige, tiefe Halbkugelform mit etwas eingebogenem Rande — damit Eier und Junge beim Schwanken des Zweiges nicht so leicht herausfallen — und überhaupt die letzte Verfestigung und Vollendung gegeben, und die hübsche Korbwiege ist fertig.

Alle Vögel sind bei gutem Wetter überaus fleißig und unser „Vogel Bülow" vollendet sein kleines Meisterwerk oft schon in einigen Tagen, obgleich er das passende Nestmaterial meist weit genug herholen muß.

Zuweilen zeigen übrigens die Vögel eine eigenthümliche Vorliebe für ungewöhnliche Neststoffe, und sind, wie alle Sanguiniker, keineswegs frei von allerhand kleinen Launen. So erhielt Dubois in Brüssel ein Pirolnest, das nur aus Wollenfäden und Hobelspänen gebaut war, von welch letztern noch „lange Locken" herunterhingen; ein anderes, das mit einer „Menge Papier" und Wolle ausgelegt war, und ich selbst besitze ein solches, zu dessen Ausfütterung unter andern Papierstreifen ein Billet-doux von „zarter Hand" verwendet worden ist.

Folge mir, geehrter Leser, ein wenig über die Alpen, die großartige, die erhabene Scheidewand zwischen Mittel- und Südeuropa. Dort, — schon in den sumpfigen Ebenen der Lombardei —, in den baum- und strauchlosen Seggen-, Binsen- und Riedgras-Wiesen schlüpft ein winziges, gelbgrauen Vögelchen mit der Geschwindigkeit einer Maus durch die üppigen, zum Theil steifen Gräser, erhebt sich dann zwischenhend einige Fuß über den Grashalm, um sich alsbald wieder in denselben zu verlieren. Jetzt klettert er an einem steifen Binsenhalme empor, schaut sich einen Augenblick um, und verschwindet wieder im Grasdickicht. Sein ganzes Benehmen zeigt, daß er sein Nest in der Nähe hat. Das Weibchen brütet wohl schon eifrig über den zuckererbsengroßen zarten Eierchen, und das Männchen will ihm durch Sang und Tanz die Zeit kürzen. Doch da ist es ja, das Nest mein' ich. Du siehst es noch nicht? Glaub's wohl; es ist wie manches andere an ähnlichen Orten versteckte schwer genug aufzufinden. Zumal dies luftig zarte, wie ein durchsichtiger Schleier in die Binsen verwobene. Du hältst es für ein Spinngewebe. Nun, etwas seltser ist es doch, und auch ein Vogelnest; denn sieh, da schimmern zartgrüne, rothgefleckte Eierchen durch die Wandung. Schneiden wir den Binsenhalbschirm unterhalb des Nestchens ab, um dies wundervolle Gewebe genauer zu besichtigen.

O wahrlich, wundervoll! Acht bis zwölf Binsenhalme sind es wohl, an die das Vögelchen — Cisten-Rohrsänger, Cisticola schoeniola heißt es jetzt — das Nestchen verwoben. Aber wie kunstvoll! Da hat es einige Dutzend mehr als fußlanger Binsenblätter nach allen Seiten herab- und an entgegenstehender Seite wieder hinaufgehegen, ohne sie zu knicken; denn unten bilden alle zusammen eine hübsche, regelmäßige Wölbung. Aber wie werden die elastischen Blätter in dieser Lage erhalten? Dafür weiß der kleine Künstler Rath. Jedes der verwendeten Blätter ist vielfach durchbohrt, und vor jeder mit dem spitzen, feinen Schnäbelchen gebohrten Oeffnung fixt ein nadelknopfgroßes Knötchen von Raupen- und anderm Insektengespinnst, dessen ziemlich fest gedrehte Fäden nach innen untereinander, mit den Blättern und den steifen, das ganze luftige Gebäude

Digitized by Google

tragenden Halmen verwebt sind. Oben ist eine Oeffnung für den Eingang gelassen, und das Ganze hat die Gestalt einer großen, länglichen Birne, und das Ansehen eines weißen Schleiers mit einzelnen grünen, gelben, weißen Flecken, d. h. das eigentliche Nestchen: denn die umgebogenen Binsenhalme, an welche es genähet ist, lassen es doch größer erscheinen. Trotz der theilweisen, wirklich schleierartigen Dünnwandigkeit ist das Nestchen doch fest genug: denn die unruhigen, kletterlustigen Kleinen werden ja darin groß gezogen. Ich besitze manches kunstvoll gebaute Nest aus allen Erdtheilen, und habe noch mehr in Leyden, Paris, Berlin, Dresden, Wien u. s. w. gesehen: aber von allen erscheint mir das des Cisten-Rohrsängers das bewunderungswürdigste. Mindestens gilt das von dem Prachtexemplare meiner Sammlung.

Halten wir gleich das vielgerühmte und vielbeschriebene des ostindischen Schneidervogels, Orthotomus longicaudus, daneben. Es ist freilich auch ein Kunstwerk, aus gleichem und ähnlichem Material und auf dieselbe Weise gefertigt, d. h. genähet: hier wie dort hat der Schnabel Löcher durch die Blätter gebohrt, Insekten-Gespinnst durchgezogen und außen verknotet, auch das Blatt oder die Blätter zusammengezogen und mit dem übrigen äußerst feinhalmigen Nestmaterial innigst verwoben und verflicht; auch die Größe und Gestalt sind fast dieselbe: aber die zusammengenähten Blätter sind nicht schmale Binsenblätter, sondern voll-, hand- und fußbreite. So ist z. B. das eine meiner Sammlung in ein einziges großes Blatt einer ostindischen Anbeé-(Brombeer-) Art, ein anderes in drei einen Zoll breite und 5 Zoll lange Blätter eingenähet. Uebrigens ist das Nest des Schneidervogels, das einem zusammengerollten Blatte gleicht, zumal unter dem üppigen Pflanzenwuchse der Tropen, wohl äußerst schwer aufzufinden.

Desto leichter dieser riesige, schwarze Keulen-Kürbis, den man kaum für ein Vogelnest halten sollte, und der oft zu Hunderten von den Aesten eines einzelnen Riesenbaums über den Spiegel der Riesenströme des tropischen Südamerika herabhängt, gleich den silbergrauen, grünen und schwarzen Riesenbartflechten, welche den Patriarchen des Urwaldes einen so eigenthümlichen Schmuck verleihen. Der Erbauer und Eigner dieses für die Größe des Vogels kolossalen Nestes gehört zur Familie der Bentelstaare (Icteriden), die alle mehr oder weniger beutelförmige (daher der deutsche Name) und kunstvolle Nester flechten. Die über hundert Arten zählende Familie ist über das ganze tropische und gemäßigte Amerika verbreitet und diesem eigenthümlich. Unsere Art gehört zur Gruppe der „Cazikes" genannten Beutelstaare und heißt Cassicus cristatus. Und nun das Nest! Die beste Darstellung von Gestalt und Größe desselben gibt ein großer Keulen-Kürbis, wie man sie im südlichen Rußland und Ungarn, auch wohl hin und wieder bei uns sieht. Mit dem „Stiele" der Keule an einem Aste befestigt, mißt das Nest seine 4 bis 6 Fuß in der Länge, bei einem Durchmesser der Verdickung der Keule des eigentlichen Nestes — von einem halben bis über drei Viertel Fuß. Die Oeffnung ist, zuweilen eine doppelte, oben am Anfange der Verdickung, also des Nestes. Der übrige 2½ bis 4 Fuß lange Theil ist nur der solide Henkel, an welchem das Nest aufgehängt ist. Wenn es eine allgemein gültige Regel ist, daß fast alle Vögel ihr eigenthümliches Nestmaterial wählen, wo es irgend zu erreichen ist, so gibt es gar viele Arten, welche in der Wahl dieser Neststoffe, oder eines einzigen, geradezu eigensinnig erscheinen. Besonders gilt das von den Nestkünstlern. So wählt unser Vogel als ausschließlichen Nestbaustoff die ungemein zähen und elastischen, pferdehaarähnlichen, schwarzen Blattfasern einer Palmenart, die er aus den Blättern herausschält, und aus denen er ein äußerst festes, wie Pferdehaar-Geflecht elastisches Gewebe herstellt, von durchschnittlich nicht über einen Viertelzoll Stärke. Die Enden dieser Fasern — nach andern sollen es Wurzelfasern einer Palme sein — sind so gut verflochten, daß sie nur schwer aufzufinden sind.

Ja die Nester der Vögel! Noch gar eine große Menge solcher Kunstwerke könnte ich aus meiner Sammlung herausgreifen! Mich erfüllt sie, so oft ich meine Blicke darüber hinstreifen lasse, oder sie einem empfänglichen Gemüthe vorzeige, immer von neuem wie mit andächtiger Freude!

Am Familientische.

Belohnungen.

Besonders große Belohnungen für ihre Tapferen hat die englische Nation vertheilt. Sir Ralph Abercrombys Wittwe erhielt eine Belohnung von 2000 Pfund St. als Pension. Nelsons Verdienste trugen ihm auch zugleich eine ungeheure materielle Anerkennung ein. Nachdem er sich in Folge der Wunde von Santa Cruz den Arm amputiren lassen mußte, votirte ihm das Parlament eine Pension von 1000 Pfund St. Der Sieg von Abukir brachte ihm eine Pension von 2000 Pfund, die sogar auf seine Erben überging. Für eben diesen Sieg schenkte ihm die ostindische Compagnie baare 10,000 Pfund. Als er die Wiedereinsetzung der Bourbonen in Neapel möglich gemacht hatte, überreichten die Mitglieder dieser Familie ihm eine Dotation von 3000 Pfund. Welche Belohnung würde ihm erst nach der Schlacht bei Trafalgar zu Theil geworden sein, hätte ihn nicht eine französische Kugel getödtet? man überlegt jedoch die Dankkarte auf die Familie des Todten. Seine beiden Schwestern erhielten jede 10,000 Pfund, sein Bruder den Grafentitel, eine Rente von 6000 Pfund und 10,000 Pfund zum Ankauf von Grundstücken. Indessen erreichen alle diese Belohnungen noch nicht die Höhe der dem Herzog von Wellington zugestossenen. Nach dem Treffen von Talavera erhielt er eine Rente von 2000 Pfund, die Patrowürde und den Titel: Viscount of Talavera. In Folge der Einnahme von Ciudad Rodrigo ward ihm der Grafentitel und eine Erhöhung seiner Rente um 2000 Pfund bewilligt. Bei seinem Einzuge in Madrid verlieh das Parlament ihm das Marquisat und ein Geschenk von 100,000 Pfund. Der Friede von 1814 brachte ihm die Herzogswürde nebst einem Geschenk von 300,000 Pfund, zugleich wurden seine Einkünfte bis auf 17,000 Pfund jährlich erhöht. Als der Sieg von Waterloo erfochten war, beschenkte das Parlament den Herzog mit 200,000 Pfund und dem Landsitze Strathfieldsay; der König der Niederlande vermachte ihm eine Jahresrente von 20,000 Gulden. Wellington pflegte von sich zu sagen: „Ich bin wahrhaftig ein Glückskind." Originell sind zwei Titel, die er führte: Doctor der Rechte an der Universität von Oxford und der Titel eines Marschalls von Frankreich, den ihm Ludwig XVIII. gab und dabei äußerte: „Napoleon und Wellington sind in einem Jahre geboren worden. Die Vorsehung war uns einen Ersatz schuldig."

Maueranschläge aus den Zeiten der Schreckensherrschaft.

Zur Nachricht: Nicht junge Leute, die den Tod nicht fürchten, werden gesucht, um als Freiwillige an Bord eines Corsaren in Saint Malo zu gehen. Man wende sich an den Bürger Godefroi, Walker Straße in Rennes.

Darunter:

An die patriotischen Bürgerinnen:

Diejenigen, die ihre Muße benutzen wollen, für unsere Brüder an den Gränzen Strümpfe zu stricken, können sich an die Bürger Bascou in der Straße d'Estrées, Bonnard im Rathshause und an den Kanonier Gatbois, Platz d'Estrées, wenden, die ihnen den Bedarf liefern werden.

Darunter:

Municipalitäts-Beschluß:

Die schlechten Bürger zerfallen in 3 Klassen: 1) Die Verschwörer und die Parteihäupter. — Ihre Köpfe werden sofort fallen. (!) 2) Diejenigen, welche durch Reden und Handlungen Unruhe stiften. — Für sie ist der Kerker. 3) Alle Moderantisten, Verdächtigen und Heuchler. — Ihr Gefängniß ist die Stadtmauer.

Darunter:

Buchanzeige:

Der Bürger Ballneau in der Straße du Cog hat ein Lexikon erscheinen lassen, in welchem alle Kindwörter, die seit dem Sturme der Bastille entstanden sind, und deren Gebrauch die früheren freiheitsfeindlichen Bezeichnungen verdrängt hat, enthalten sind. Patriotische Eltern werden besonders auf dieses Buch aufmerksam gemacht, um durch häufige Anwendung desselben ihre Kinder schon so früh als möglich an die republikanischen Laute und Benennungen zu gewöhnen. Ueber den Wiegen der spartanischen Kinder hingen Schwert und Schild. B.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des „Daheim" in Leipzig, Postfr. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im Februar 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 20.**

Tupa, das Indianermädchen.

Von Ernst von Bibra.

(Fortsetzung.)

Es dauerte indessen ziemlich lange bis er wieder erschien und Benito ins Innere des Hauses und zum Geschäftsfreunde seines Herrn führte, einem ältlichen Manne, welcher Benito mit mehr Neugierde als Höflichkeit einige Augenblicke lang schweigend betrachtete, und dann sagte:

„Da es Euer Wunsch ist, Sennor, so bald als möglich das Land zu verlassen, so habe ich Anstalt getroffen, daß Ihr bereits in einer Viertelstunde Copiapo verlassen und Euch zum Hafen begeben könnt."

„Mein Wunsch ist," erwiderte Benito ärgerlich, „einige Stunden wenigstens zu schlafen, ehe ich irgend etwas anderes unternehme, und ich schwöre Euch, daß ich das thun will, und zwar jetzt sogleich, und auf der Stelle."

Er hatte bei diesen Worten seinen Poncho abgenommen und blickte in der Stube umher, als suche er eine Ecke, um seinen Vorsatz ausführen zu können.

„Da könnte es sich treffen, daß Ihr als Gefangener erwachen würdet," sagte der Herr des Hauses.

„Meinethalben."

Der Hausherr wechselte mit dem Aufseher einen Blick, dieser zog die Schulter und machte eine unschlüssige Miene, und jetzt sagte der erstere:

„Ich glaube, eine Stunde früher oder später wird wenig auf sich haben, ich will Euch so lange Zeit gönnen."

„Zwei Stunden," sagte Benito.

„In Gottes Namen!" Er öffnete eine in ein Nebengemach führende Thüre, und zeigte auf ein dort stehendes Bett, auf welches sich der junge Mann alsbald warf und einige Augenblicke später bereits im tiefsten Schlafe lag.

Man hielt Wort, ja man ließ ihn noch einige Minuten länger schlafen und setzte ihm, nachdem man ihn wachgerüttelt, ein derbes Frühstück vor, dann aber war kein Zögern mehr, und, nach nicht ganz drei Stunden Aufenthalt, befand er sich bereits auf dem Wege zum Hafen, abermals begleitet von dem Aufseher und den Bergleuten.

So kurz die Rast auch gewesen, so hatte sie den Flüchtling doch bedeutend erquickt, und er blickte wohlgefällig auf die reiche Vegetation, welche ihn jetzt allenthalben umgab, und welche namentlich an den Ufern des Rio de Copiapo fast üppig zu nennen, fehlten gleichwohl die Bäume, ja selbst fast alles Gesträuche, so daß das Brennholz, welches man in Ramadilla, einem von Bergleuten bewohnten kleinen Orte, bedarf, um Kupfer auszuschmelzen, von der Cordillera geholt werden muß.

Der Aufseher wurde jetzt etwas liebenswürdiger, denn während er bisher keine Sylbe gesprochen hatte, begann er, seiner Vaterstadt Copiapo eine Lobrede zu halten.

„In den alten Zeiten," sagte er, „ehe die Spanier ins Land gekommen, war unsere Gegend die fruchtbarste in ganz Chile. Unsere Vorfahren, denn ich stamme von dem alten Volke von Copayapo ab, bauten Früchte, deren Namen jetzt selbst in Vergessenheit gekommen sind, Gemüse und Hülsenfrüchte von der größten Schönheit, und, wie die Spanier selbst berichteten, Mais von solcher Größe, daß dessen Halme mit Lanzenschäften verglichen wurden. Man nahm von allem dem, was man eben bedurfte, und ließ das Uebrige auf dem Felde, welches dann von den Guanacos verzehrt wurde, von denen man große Herden besaß.

„Ganz ähnlich verfuhr man mit Gold und Silber, und mit dem Kupfer. Die Minen standen offen, und zu aller Gebrauch, wer ein Gefäß bedurfte oder einen Schmuck, ging, so viel er eben nöthig hatte, sich holen und fertigte sich selbst das Gewünschte aus dem edlen Metalle. Das Kupfer, von dem man jetzt so großes Aufhebens macht, wurde nur zu gemeinem Geräthe benutzt, doch verachteten es unsere Väter nicht, da ihnen bekannt war, daß es sich mit der Zeit in Silber verwandelt, so wie dieses wieder endlich zu Gold wird.

„Der Adelantado, Don Diego de Almayro, kam, nachdem er die Cordillera überschritten, zuerst in unser Land und wurde, sammt seinen Soldaten, von uns auf das beste aufgenommen, ebenso wie später Don Pedro de Valdivia, obgleich einige behaupten wollen, daß wir uns als Verräther benommen, und Valdivia nur durch eine

Digitized by Google

Cazikin gerettet worden sei. Dem sei aber wie ihm wolle, die Spanier hatten uns bald unterjocht, und jetzt wissen wir, deren Urältern im Lande geboren, selbst nicht, ob wir Copiapoer, Spanier oder Chileuen sind."

Nachdem man das Dorf Ramadilla hinter sich hatte, begann die Gegend wieder die nun unfruchtbar zu werden, und jetzt erklärte der Aufseher, daß die alten Incas während ihres Eroberungszuges gegen Chile hier bedeutende Festungswerke aufgerichtet hätten, von welchen noch einiges zu sehen wäre, als aber Benito über die kleinen Steinhaufen lachte, welche er ihm zeigte, sagte der Aufseher, indem er gegen Norden zeigte:

„Lacht nur; wenn Ihr sehen würdet, was dort liegt, würdet Ihr nicht mehr lachen. Dort liegt unsere Wüste, il Desierto de Copiapo, an welche sich die von Atacama anschließt, und dort ist es schlimmer als schlimm, und selbst der Teufel hält sich dort nur während der Weihnachtszeit auf, da er in diesen Tagen die Menschen nicht belästigen darf."

Die Reisenden erreichten in der Nacht den Hafen, und zur ungemeinen Verwunderung Benitos schickte man sich an, in einer Höhle zu übernachten, welche dicht am Landungsplatze gelegen war. Er besann sich indessen nicht lange über diesen eigenthümlichen Aufenthalt, sondern pflegte der lange entbehrten Ruhe auf den Pelzdecken seines Sattels, nachdem er den mitgebrachten Vorräthen zuvor alle Ehre angethan hatte.

Noch mehr staunte er, als er am andern Morgen aus der, übrigens ziemlich geräumigen Höhle trat, und über deren Eingang in französischer Sprache die Aufschrift fand: „Gasthaus für alle Nationen". Ohne Zweifel verdankten diese Worte französischem Witze ihren Ursprung, während auf der andern Seite in der That die Nothwendigkeit Jedermann zwingt, dort eine Zuflucht zu suchen, da außer einer Bretterhütte und einigen ärmlichen, von Fischern bewohnten Lehmhütten nirgend eine Spur von menschlichen Wohnungen zu erblicken war.

Der Aufseher sagte indessen, daß eben, auf der Höhe des Hafens, sich das Haus eines Zollbeamten befände, zu welchem er sich jetzt in Geschäften begeben würde. Ihm aber, der selbst eine Art geschmuggelter Waare, empfahl er, bis zu seiner Rückkunft sich nicht weit von der Höhle zu entfernen, „aus Gründen!"

Unser Freund hatte nun hinlängliche Muße, die reizende Umgebung zu betrachten, in welche er, eigentlich wider seinen Willen, versetzt worden war.

Das Becken des Hafens, bestehend aus steilen, sechszig bis achtzig Fuß hohen Felswänden, war gegen außen durch eine Unzahl von spitzen Felsen bewacht, gegen welche fortwährend eine furchtbare Brandung anstürmte, und ohnweit dieser Wächter, welche übrigens die Einfahrt selbst gefährlich machen, lag ein kleiner, schwarz angestrichener Schooner, das einzige Schiff im Hafen, und ohne Zweifel dasjenige, welches ihn nach Cobija bringen sollte, und mit Ausnahme eines, jenem unsichtbaren Zollbeamten angehörigen Bootes, war auch kein kleineres Fahrzeug zu erblicken.

„Eine herrliche Gegend, ein reizender, belebter Hafen," dachte Benito, und dann sann er darüber nach, welcher Art die Geschäfte wohl wären, welche der Aufseher im Auftrage seines Herrn bei dem Zollbedienten zu besorgen habe, und er kam der Wahrheit ziemlich nahe, indem er eine Sendung von Erzen nach Cobija vermuthete, bei welcher sein Freund und der Zollbediente einen größeren Vortheil hätten, als die Regierung und die Mauth, und endlich beschäftigte er sich mit seinen eigenen Angelegenheiten und fragte sich, was er in Cobija beginnen werde.

Der Gebrauch, der allenthalben an der Westküste herrscht, stets eine nach unseren Begriffen ziemlich große Summe Geldes bei sich zu tragen, war ihm bisher trefflich zu statten gekommen, und die Goldstücke, welche er zufällig in seiner Börse trug, als er zu fliehen genöthigt war, hatten ihn in den Stand gesetzt, die Kosten der Reise bestreiten und mehrmals frische Pferde kaufen zu können. In Cobija aber konnte sein Geld nicht lange mehr ausreichen.

Was dann?

Daß einer seiner Kameraden daran gedacht haben würde, sein in Valparaiso zurückgelassenes baares Geld und einige ihm gehörige Kostbarkeiten zu retten, war nicht wohl zu denken. Die meisten waren wohl allzu sehr mit sich selbst beschäftigt, und diejenigen, welche nicht gefangen genommen worden, irrten, ohne Zweifel, gleich ihm flüchtig umher. Dann griff auch die Regierung rasch zu, sein Vermögen wurde konfiscirt, und bis er vielleicht später begnadigt würde, konnte er längst verhungert sein.

Das alles waren keine angenehmen Gedanken, und obgleich dieselben gewissermaßen vortrefflich zu der reizenden Gegend paßten, in welcher er sich eben befand, so suchte er sie sich dennoch aus dem Sinne zu schlagen. Vor allem nahm er sich vor, in Cobija ordentlich auszuruhen. Einige Wochen reichte sein Geld wohl aus, und schrieb er von dort nach Hause, so gelang es vielleicht doch, einen Theil seiner Habe zu retten.

Noch beschäftigt mit solchen Plänen, sah er den Aufseher sich dem Landungsplatze nahen und ihm winken, und nachdem er mit demselben an Bord des Schooners gefahren war, ersuchte er ihn, so lange auf Deck zu bleiben, bis er mit dem Capitän gesprochen haben würde. Dieses Gespräch aber, dessen Gegenstand wahrscheinlich Benito selbst war, währte nur kurze Zeit, und jetzt, nachdem der Aufseher wieder auf Deck erschienen war, entwickelte sich plötzlich eine ganz ungewöhnliche Eile und Thätigkeit an Bord.

Der Capitän, ein kleiner und übel aussehender Bursche, erschien fluchend und scheltend auf Deck, die vier Matrosen, aus welchen die ganze Bemannung des Schooners bestand, lichteten den Anker und klarten die Segel, und kurze Zeit darauf schoß das Schiff zwischen Felsen und Klippen hindurch, und über die tosende Brandung hinweg, hinaus in die offene See.

Was den Aufseher betraf, so hatte er, ehe er in sein Boot stieg, Benito flüchtig gegrüßt, etwa wie einen alten Bekannten, den man in einigen Stunden wieder zu sehen glaubt, und Benito seinerseits nahm sich nicht einmal die Mühe, ihm nachzublicken, da ihn die Schnelligkeit interessirte, mit welcher die wenigen Menschen das Schiff klar machten, und hierauf die Geschicklichkeit, mit welcher sie es aus dem Hafen brachten. Dann warf er einen Blick auf die dunklen, felsigen Ufer, welche, außerhalb des Hafens, die Küste bildeten, und dann — dann frech er in den Winkel, welchen man ihm überlassen hatte und seine Koije nannte, und verwünschte zuerst die See und den Schooner, endlich aber verwünschte er nichts mehr, fürchtete und hoffte nichts mehr, und dann verschwand ihm auch die letzte Spur eines Gedankens, der Gedanke „Land!"

Der arme Bursche war seekrank geworden und blieb in diesem überaus angenehmen Zustande, bis acht Tage später der Schooner im Hafen von Cobija Anker warf.

Da bei vielen Individuen die Seekrankheit fast noch rascher verschwindet als sie gekommen, sobald nur das Schwanken des Schiffes aufgehört hat, und Benito glücklicher Weise zu diesen gehörte, so begab er sich jetzt auf Deck, und betrachtete, während der Capitän sich und Land begeben hatte, die Stadt, in welcher er einige Wochen auszuruhen wollte.

Da Benito noch nie eine Stadt mit vollkommen flachen Dächern gesehen hatte, so glaubte er anfangs einen Stapelplatz vor sich zu haben, auf welchen man einige hundert große, hölzerne Kisten reihenweise zusammengestellt habe, später bemerkte er, daß diese Kisten an vielen Stellen größere und kleinere Löcher hatten, und endlich fand er, daß die Kisten die Häuser der Stadt Cobija, und die Löcher in denselben die Thüren und Fenster waren.

Diese Häuser, und es gab deren in der That nur drei oder vier, welche neben dem Erdgeschosse noch ein Stockwerk hatten, waren von Lehm erbaut, oder aus Brettern, sagen wir construirt, um nicht zusammengenagelt sagen zu müssen, und befanden sich auf einem nicht sehr breiten gelben, sonnenverbrannten Erdstreifen, der auf der einen Seite von der See bespült wurde, während hinter ihm, schroff ansteigend, und hin und wieder von tiefen Schluchten durchschnitten, sich eine Reihe von dunkelbraunen Bergen erhob.

Was die Vegetation betraf, so sah sich Benito vergeblich um nach einem einzigen Blatte, nach einem Halme, und die einzige Abwechslung, denn man konnte nicht sagen: das Belebende, war der, auf einem aus Schutt und Gerölle bestehenden Hügel sich befindende Friedhof und eine gewisse Anzahl spitzer, schwarzer Basaltfelsen, welche das Ufer säumten, am Fuße der Berge sich vordrängten und noch an allerlei andern Orten zum Vorschein kamen, wo man sie noch weniger brauchen konnte.

„Beinstigen werde ich in diesem reizenden Cobija mich nicht," sagte Benito zu sich selbst, „aber ich werde ausruhen, ich werde nach Hause schreiben, und dies ist mir vorläufig hinreichend."

Digitized by Google

Hierauf setzte er seinen Anzug, so viel es ihm möglich war, in Stand, und wartete auf die Rückkehr des Capitäns, der ihn an das Land und zum Senner Palacios bringen sollte, an welchen er durch seinen Freund, den Minenbesitzer, empfohlen war, als aber der Capitän nach ziemlich langer Zeit endlich zurückkehrte, sagte er mürrisch:

„Sputet Euch, nehmt das Boot, fahrt hinüber, sendet aber das Boot sogleich zurück. Wir beginnen noch heute mit dem Löschen."

„Ihr geht also nicht mit," versetzte Benito, „es wird schwer für mich sein, das Haus des Senner zu finden unter diesen viereckigen Dingern, von welchen eins ausfieht wie das andere."

„Dort, dort!" rief der Capitän ungeduldig, mit dem Finger in der Luft umherfahrend, und ungefähr die Richtung gegen die Stadt einhaltend. „Dort, und jetzt beeilt Euch, Ihr sollet schon auf halbem Wege sein."

Benito stieg schweigend in das Boot, und als er am Lande endlich, nach längerem Suchen, das Haus des Senner Palacios gefunden hatte, wurde er von diesem mit außerordentlicher Artigkeit und mit den freundlichsten Worten empfangen.

„Nehmt Platz, Don Benito," sagte der Senner, „nehmt Platz und betrachtet mein Haus als das Eurige, und ich sage Euch gleich, heute könnt Ihr Eure Reise auf keinen Fall fortsetzen. Morgen mit dem frühesten aber soll alles zu Eurer Abreise bereit sein."

Benito war wie aus den Wolken gefallen und sah seinen Gastfreund erstarrt an.

„Morgen soll ich abreisen," sagte er endlich, „und ich dachte hier in Bolivien eine Freistätte gefunden zu haben, wo ich einige Wochen wenigstens ausruhen könnte von den Anstrengungen der letzten Zeit!"

Der Senner Palacios hörte ihn mit liebenswürdigem Lächeln an, und dann sagte er:

„Ich weiß alles, theurer Don Benito, unser gemeinschaftlicher Freund hat mir durch den Capitän seines Schooners genaue Nachrichten zukommen lassen, und eben deshalb müßt Ihr sobald als möglich Eure Reise weiter fortsetzen."

„Wo soll ich denn von hier aus hinreisen?" rief Benito halb erschrocken, halb ärgerlich.

Jetzt setzte ihm der Senner Palacios vor allem die Gründe auseinander, wegen welcher er, seiner eigenen Sicherheit halber, möglichst bald abreisen müsse. Die Freistaaten an der Westküste, sagte er, hätten in neuerer Zeit dringender als je das Bedürfniß gefühlt, sich an einander anzuschließen, sich die Bruderhände zu reichen, vor allem aber mit eben diesen Bruderhänden die politischen Flüchtlinge zu ergreifen, welche von einem auf das andere Gebiet sich geflüchtet hätten, da ihnen die allzuhäufigen Aufstände bedenklich erschienen wären.

Benito unterbrach ihn, indem er sagte, daß ihm zwar von diesem neuen Uebereinkommen nichts bekannt sei, daß er aber, im Falle es sich so verhalte, ja an der ganzen Westküste nicht sicher sei.

„Eben darum," erwiderte Palacios pfiffig lächelnd, „eben darum. Ihr reitet ein wenig hinüber nach Potosi. Das gehört zwar auch zu Bolivien, aber es liegt drüben auf der andern Seite, wie wir hier zu sagen pflegen, und dort kümmern sie sich verzweifelt wenig um solche Händel."

„Nach Potosi, ein „wenig" hinüberreiten! wahrhaftig! zuerst durch die Wüste, dann über die Cordillera!" sagte Benito.

„Wüste," rief jetzt Palacios verwundert, „Wüste! Was nennt Ihr Wüste? Unser Cobija ist der einzige Hafen Boliviens an der Westküste, und alle unsere Waaren werden bekanntlich durch das, was Ihr Wüste nennt, hinüber geschafft. Die schwer beladenen Thiere brauchen bisweilen, nicht immer, zwei Tage, bis sie zu den Bergen kommen. Ein Reiter aber legt mit der größten Leichtigkeit in einem Tage die Strecke zurück. Und welch einen angenehmen Weg habt Ihr da! Habe ich Weg gesagt? Ich hätte Heerstraße sagen sollen! Breit, bequem, eben! Ihr lauft nicht Gefahr, Euch in irgend einer einfältigen Waltung zu verirren. Ihr habt nicht nöthig, über reißende Ströme zu setzen und werdet nicht von wilden Thieren belästigt werden. Valga me Dios! Hätte ich im Augenblicke nicht so ungeheuer viel zu thun, ich würde mit Euch hinüberreiten, denn ich schwärme für die Partie."

Freilich war es Benito ziemlich klar, daß man sich hier, so wie anderwärts, seiner so bald als möglich zu entledigen suchte, indessen war kaum etwas anders zu thun, als sich zu fügen. Doch erhielt er endlich die Erlaubniß, noch drei Tage bleiben zu dürfen, und erst nach Verlauf dieser Zeit, während welcher der Senner Palacios für ein tüchtiges Pferd sorgen wollte, seine Vergnügungskreise anzutreten.

Benito unternahm hierauf einen Spaziergang durch die Stadt und in ihrer nächsten Umgebung. Er besichtigte die zwei Quellen, die einzigen, deren man sich dort erfreut, und von welchen die eine Kupfer enthält und den Bewohnern Cobijas, sowie den Fremden Leibschmerzen verursacht, während die andere, in welcher bis jetzt die Wissenschaft noch kein Kupfer nachgewiesen hat, blos die Fremden krank macht, mit einiger Uebung aber und in Ermangelung einer dritten von den Leuten in Cobija getrunken wird, ohne daß dieselben sich bedeutend unwohl fühlen.

Dann betrachtete er die Berge im Rücken der Stadt und zerbrach sich den Kopf, wie diese fast senkrechten Wände, über welche der Weg in die reizende Wüste führte, bestiegen werden sollten. Da er aber hierauf nichts weiter fand, was ihm Interesse verursachte, so begab er sich wieder in das Haus des Senner Palacios, und fand bald, daß nicht Ungastlichkeit ihn aus dem Hause desselben trieb, sondern, wie es auch in Chile der Fall war, einfach die Furcht, irgendwie mit den Behörden in unangenehme Berührung zu kommen.

Nun Palacios sicher wußte, daß sein Gast ihn in drei Tagen verlassen würde, bot er in der That alles auf, ihm das Leben so angenehm zu machen, als nur immer möglich. Trotzdem aber sagte Benito am Ende des zweiten Tages:

„Es bleibt mir immerhin unbegreiflich, wie irgend jemand auf den Gedanken kommen kann, hier in Cobija seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Hier, wo die Sonne den Boden zu Asche gebrannt hat, wo kein einziges grünes Blatt zu sehen, und wo das Wasser giftig ist, an einem Orte, der alle acht oder zehn Tage durch Proviantschiffe alle seine Nahrungsmittel beziehen muß und an welchem die Erdbeben fast noch häufiger sind als bei uns, so daß diese viereckigen, kistenähnlichen Häuser, obgleich sie kaum umfallen können, doch keinen Augenblick sicher sind, nicht vom Meere verschlungen zu werden."

Palacios lachte und machte mit dem Daumen und Zeigefinger die Bewegung des Geldzählens.

„Da steckt der Grund. Cobija ist der einzige Stapelplatz Boliviens an der Westküste, ein großer Theil des Landes muß durch uns mit Waaren versehen werden, und wir machen denen da drüben die Preise. Verstehn Sie nun? Man verdient hier Geld, viel Geld, und wo das der Fall ist, trotzt der Mensch jeder Unbequemlichkeit, jeder Gefahr, ja selbst dem Tode!"

Am Morgen des dritten Tages, beim ersten Grauen des Morgens, trat Benito seine Reise an, und Palacios hatte ihm einen Führer mitgegeben, der ihn eine Strecke begleiten und eben auf der Höhe der Berge den richtigen Weg bezeichnen sollte.

Benito fand an seinem Sattel zwei Taschen hängen, die eine mit Brot und Charque (an der Sonne getrocknetem Ochsenfleische) gefüllt, die andere mit Gerste, um sein Pferd füttern zu können, und ferner eine Blechflasche voll Wasser, mit etwas Branntwein gemengt.

„Werde ich diese Munderräthe nöthig haben?" fragte er seinen Führer.

„Quien sabe?*)" versetzte jener.

„Ich meine," sagte Benito, „ob ich wohl an einem Tage hinüberkommen?"

„Einige," versetzte der Mann, „sind hinüber gekommen, andere nicht."

„Caraje!" rief Benito, „sagt mir einfach, ob die Mehrzahl hinüberkommt?"

„Gebet Acht, Senner," rief der Knecht, „der Weg wird hier äußerst schmal," trotzdem aber, daß dies seine vollkommene Richtigkeit hatte, trieb er dennoch sein Pferd zu rascherem Gange, und da Benito sah, daß eine bestimmte Antwort kaum zu erhalten war, folgte er ihm.

In der That ist jener Weg wirklich schmal. Kaum zwei Fuß breit zieht er sich längs einer hohen Felswand hin, welche die eine Seite eines tiefen und mächtigen Flußbettes**) bildet, wie man dort

*) Wer weiß? Eine an der ganzen Westküste beliebte Redensart, wenn man keine bestimmte Antwort geben will.

**) Es war uns vergönnt, bei derselbe, als auch an anderen Stellen jenes Auslaufes der Wüste, Untersuchungen anzustellen, als deren fast ungeheilhaftes Resultat sich ergab, daß jene Vertiefungen keineswegs versteegten Flüssen

dieſe, oft hundert Fuß tiefen und breiten, ſtets mit Geröll bedeckten Schluchten nennt.

Endlich glaubte Benito die Höhe erreicht zu haben, aber er fand bald, daß hier, wenngleich in kleinerem Maßſtabe, doch ähnlich wie bei der hohen Cordillera ſelbſt, auch das Küſtengebirge terraſſenartig anſteigt, und erſt nachdem er mehrere Stunden längs ähnlicher Abgründe wie vorhin an jenem erſten Waſſerriſſe vorüber geritten war, befand er ſich wirklich auf der Höhe des Gebirges.

„Hier iſt der Weg," ſagte ſein Führer, indem er auf den Boden zeigte, „und dort die Cordillera. Lebt wohl, Sennor, und glückliche Reiſe."

Er wendete mit dieſen Worten ſein Pferd und ſprengte im Galopp thaleinwärts auf einem Pfade, auf welchem ein europäiſcher Reiter abgeſtiegen ſein würde und ſein Pferd ſorgſam am Zügel geführt hätte.

Benito machte währenddeß die Bemerkung, daß die Cordillera allerdings klar und deutlich vor ihm lag, und trotzdem daß zwiſchen ihm und ihr ſich dreißig oder vierzig, Quien sabe, Stunden befanden, zeichneten ſich dennoch ihre zackigen ſchnee- und eisbedeckten Gipfel ſcharf ab am dunkelblauen, prachtvollen Himmel, funkelnd und die Strahlen der Sonne blitzend zurückwerfend.

Hinſichtlich des Weges fand er zwar, daß keine ſo große Deutlichkeit herrſchte, doch waren hier und da in dem aus verwitterten Geſteln beſtehenden Boden ſchwache Andeutungen von Hufſpuren zu finden, und da er keine andere Wahl hatte, ſo folgte er dieſen, dahinſprengend im raſchen Galopp.

Ein Pferd der dortigen Gegend legt fünfundzwanzig Stunden, wohl auch dreißig und ſelbſt mehr in einem Tage zurück, muß aber freilich dann mehrere Tage raſten, aber man hatte ihm das indianiſche Dorf Chiachia als eine etwa fünfzehn Stunden von der Cordillera gelegene Station bezeichnet, wo er raſten und friſche Pferde haben könne. Vorwärts alſo!

Er hatte in der That auch friſchen Muth, ſein Pferd war tüchtig, in der Taſche hatte er noch Gold, freilich nicht überflüſſig, aber doch, wie er hoffte, ſo viel, um von jenem Dorfe aus ſich die Hilfsmittel zur weiteren Reiſe verſchaffen zu können, und war er einmal in Potoſi, ſo würde der Geſchäftsfreund des Sennor Palacios, an den er ein Empfehlungsſchreiben bei ſich trug, für das erſte ſchon weiter ſorgen.

Daß er ſich jetzt in der eigentlichen Wüſte befand, unterlag keinem Zweifel. Dunkelgefärbte oder ſchwarze, ſcharfkantige Felſen bildeten ſeine ganze Umgebung, verworrene, ſonderbar geſtaltete Gruppen bildend und bisweilen ſelbſt auf längere Zeit alle Ausſicht verſperrend, doch zeigten ihm die Hufſpitze von Pferden und Maulthieren ſtets noch getreulich den Weg, ja es kam ihm bisweilen vor, als mehrten ſich dieſelben; was ihn aber jetzt gründlich zu belüſtigen begann, war die furchtbare Hitze, welche ſich von Minute zu Minute zu mehren ſchien.

Als er am Morgen die Höhe erreicht hatte, war es kühl, ja faſt kalt. Jetzt ſchien der Boden zu glühen, die zahlreichen ſchwarzen Felſen ſtrömten Wärme aus gleich eben ſo viel geheizten Oefen, und die ſenkrecht herabfallenden Strahlen der Sonne ſchienen ausflüſſigem Feuer zu beſtehen.

Da es keinen Schatten gibt, wo die Sonne im Zenith ſteht, oder doch wenigſtens faſt im Zenith, ſo ritt Benito auf eine kleine Anhöhe zu, in der Hoffnung, dort vielleicht einigen Luftzug zu finden, und hielt, als er oben angekommen war, unwillkürlich ſtill, den eigenthümlichen Anblick zu betrachten, der ſich ihm darbot.

Vor ihm lag eine weite, endlos ſcheinende Fläche, nur begrenzt vom Horizonte und überſäet mit tauſend und aber tauſend Felsblöcken, die in ſeiner nächſten Nähe ſchroff und ſtarr aus dem dunklen Boden ragten, in einiger Entfernung aber zu erzittern ſchienen, und noch weiter ab wogten, ſich hoben und ſenkten, gleich den Wellen eines empörten Meeres.

Benito wußte freilich, daß die Hitze dieſe ſcheinbare Bewegung hervorbrachte, hatte er die Erſcheinung gleich noch nicht in ſolch großem Maßſtabe geſehen, aber er begab ſich von ſeinem erhöhten Standpunkte wieder hinab zwiſchen die Felſen, denn die Atmoſphäre ſchien ihm dort oben noch glühender, noch erſtickender als unten.

Als er dann weiter ritt, fiel ihm ein, was ihm der würdige Aufſeher von der Wüſte erzählt hatte, und er dachte, daß der Teufel ſich in der That keinen für ſeine Perſönlichkeit paſſenderen Aufenthalt hätte wählen können, um ſeine Weihnachtsferien zuzubringen, als eben dieſe Wüſte von Atacama.

Kaum aber lächelte er über dieſen Gedanken, ſondern verfolgte ſeinen Weg ſo raſch es eben anging und ſorgfältig nach den Hufſpuren forſchend, welche ſeine einzigen Führer waren.

Jetzt begann der Boden ſtellenweiſe größere oder kleinere Riſſe und Spalten zu zeigen, über welche er ſetzen mußte, und welche ohne Zweifel durch Erderſchütterungen erzeugt waren, endlich aber fühlte er, daß ſein Pferd zu ermatten begann, und daß die Hitze, welche keineswegs nachlaſſen zu wollen ſchien, obgleich Mittag ſchon einige Stunden vorüber, auch ihn ſchwer niederdrückte.

Er ließ ſein Pferd langſamer gehn und jetzt ſpitzte dies plötzlich die Ohren und drängte faſt gewaltſam nach einer Seite des Felſenchaos hin. Er ließ das Thier gewähren und nach wenig Minuten ward ihm klar, was daſſelbe früher als er ſelbſt geſpürt hatte.

Vor ihm in einer Schlucht rieſelte durch Felſen und Gerölle ein kleiner Bach, wohl zu Zeiten anſchwellend zum Fluſſe, jetzt aber immer noch in reichlicher Fülle die köſtliche Labe bietend.

Im nächſten Augenblicke war er unten, ſprang aus dem Sattel und beugte ſich nieder, um ſchöpfend mit der hohlen Hand zu trinken, ſich zu erfriſchen.

Aber er ſchleuderte das Waſſer von ſich, nachdem die erſten Tropfen ſeine Lippen berührt hatten. Es hatte einen häßlichen metalliſchen Geſchmack, und war ſo ſtark mit Kupfer verſetzt, daß, wie er jetzt wohl ſah, ſelbſt ſeine Farbe grünlich war.

Das Pferd machte nicht einmal einen Verſuch, zu trinken, ſondern blickte traurig und mit hängenden Ohren nach den kleinen hüpfenden Wellen.

Der Inſtinct hatte dem Thiere eher wie dem Menſchen die Quelle gezeigt und belehrte es jetzt, ebenſo früher, von deren giftigen Eigenſchaften.

Benito beſchloß indeſſen zu raſten, und nachdem er aus ſeiner Flaſche getrunken hatte, flößte er auch ſeinem Pferde von dem mit Branntwein verſetzten Waſſer ein, welches dieſes begierig einſog, und nachdem es einige Hände voll Gerſte erhalten hatte, wieder neu aufzuleben ſchien.

Nach einer nicht allzulangen Raſt ſetzte Benito ſeine Reiſe fort, und der Weg, ſtets angedeutet durch die Hufſpuren, führte jetzt durch Felſenmaſſen, welche bedeutend höher waren als die bisherigen, ſo daß die Ausſicht faſt gänzlich verſperrt war.

Plötzlich aber öffnete ſich das Felſenchaos, der junge Mann ſtieß einen Freudenſchrei aus.

Vor ihm, in einer Entfernung von kaum zwei Stunden, lag die Cordillera. Palacios hatte ihn alſo nicht getäuſcht, und er konnte heute noch das Ziel ſeiner Reiſe ohne Mühe erreichen, obgleich er ſeiner Rechnung nach kaum erſt 15 Leguas, etwa zweiundzwanzig Wegſtunden, zurückgelegt hatte.

Bald aber ſtiegen Bedenken in ihm auf.

Wo war Chiachia, das indianiſche Dorf, welches noch fünfzehn Stunden von der Cordillera entfernt liegen ſollte? Verſehlt konnte er es unmöglich haben, und kaum war es auch nicht möglich, daß er eine ſolche Strecke zurückgelegt haben ſollte in verhältnißmäßig ſo kurzer Zeit.

Er ließ indeſſen ſein Pferd wacker ausgreifen, und ſah jetzt freilich bald, daß er ſich getäuſcht und daß er einen nicht ſehr hohen Gebirgszug vor ſich hatte, der, wie er richtig ſchloß, quer durch die Wüſte verlief. Er beſchloß, da der Tag immer noch einige Stunde dauern mußte, den Verſuch zu machen, heute noch über das Gebirge zu kommen, und fand, daß dies ſogar mit weniger Schwierigkeiten verknüpft zu ſein ſchien, als es anfänglich den Anſchein hatte.

(Schluß folgt.)

---

ihren Urſprung verdanken, ſondern nichts weiter ſind, als mächtige Waſſerriſſe, welche durch von Zeit zu Zeit von der Cordillera ſtürzende ungeheure Waſſermaſſen gebildet worden ſind. Es würde zu weit führen, hier die Art und Weiſe anzuführen, wie ſolches durch mehrfache Wahrnehmungen an Ort und Stelle ermittelt wurde, leicht aber ließen ſich jene, offenbar vorhiſtoriſchen, periodiſchen Waſſerſtrömungen erklären. Zuverläſſig waren in jener Periode die Ausbrüche jener Kette von Vulkanen, welche die hohe Cordillera bilden, noch häufiger als jetzt, und eben ſo gewiß noch ſtärker, noch großartiger. Bedenkt man aber die Summe der elektriſchen Erſcheinungen, welche ſtets ähnliche Ausbrüche noch heute begleiten, die waſſerbringenden Regen, welche herabſtürzen und die Maſſen von Schnee und Gletſchereis, welche gleichzeitig geſchmolzen zu Thale gehen, ſo ergibt ſich einfach der Urſprung jener gewaltigen Waſſermengen, welche noch heutzutage durch ähnliche, wenngleich freilich beſcheidenere Erſcheinungen vertreten ſind.

Leopard und Mantelpaviane.

Originalzeichnung von Robert Kretschmer.

Digitized by Google

Der Mantelpavian (Cynocephalus Hamadryas).*)

Ostafrikanische Skizze von Robert Kretschmer.

Wenn man von Suez aus das rothe Meer hinuntersegelnd, auf einem kleinen Koralleneiland „Massana“ anlandet, und von hier aus das gegenüberliegende afrikanische Festland betritt, so ist der Eindruck der vorliegenden Natur fein ernsterlicher, obwohl das Land durch seine Seltsamkeit ein ungewöhnliches Interesse in Anspruch nimmt.

Eine unfruchtbare Steppe, die „Samhara“, dehnt sich ländereinet vor den Blicken aus, bläuenartige Hügel, öde Sandflächen mit niederem Gesträuch bewachsen, dazwischen Scherabhügelchen, schirmförmige Akazien, die noch sonderbarern Formen der Calotropis procera, einer Asclepia mit spannenlangen weißseidenen Blättern, sowie der Euphorbia abyssinica, einer cactusartigen Wolfsmilch, sie alle geben Zeugniß von der Dürftigkeit des Bodens, wie von der Eigenthümlichkeit seiner Erzeugnisse; man fühlt sich durch die Fremdartigkeit mehrerer Pflanzenformen fast in eine frühere Schöpfungsperiode versetzt.

Mannigfaltiger, üppiger wird es mehrere Tagereisen landeinwärts; mächtige Gebirgszüge steigen plötzlich, gleichlaufend mit der Küste, empor, thürmen sich in grotesken Massen bis zu 9000 Fuß über dieselbe, und bilden ein thälerreiches Alpenland, dessen felsige Schrecffheit durch eine tropische Vegetation ungeahnte Reize erhält. Dies sind die Gebiete der Bogos, freier abyssinischer Hirtenvölker, die ihre Wohnstige in den Seribas von Mensa und Kehren haben und durch das Patriarchalische ihrer Sitten, ihrer Verfassung recht lebhaft die gleichen nomadisirenden Verhältnisse altbiblischer Stämme, der von Abraham, Jacob und Esau vergegenwärtigen.

Der Mensch ist jedoch keineswegs der unbeschränkte Herr jenes Landes, der Löwe, der Leopard, die Hyäne, Paviane und Meerkatzen, gelegentlich auch eine Elephantenheerde, maßen sich das gleiche Niederlassungsrecht an und machen dem harmlosen und schüchternen Bogos gar manchmal das Herz schwer. In einen solchen Gebirgswald mit seinem Leben und Weben möge nachfolgende Schilderung den Leser führen.

Ein romantisches Thal, an beiden Seiten durch schroffe Felswände beengt, liegt vor den Blicken! Alte Sykomoren, deren weitgreifende Aeste schattengebend sich ausbreiten, bilden eine mäßige, dunkle Baumgruppe, unter welcher ein kleines Bächlein, Af Lava, munter hindurchrieselt, bald große Steinblöcke umspielend, bald, wo diese sich angehäuft, in kleinen Cascaden herabrauschend. Weiterhin stehen Tamarinden mit braunen Schoten beladen, im Schmuck zierlicher Belaubung, dazwischen Zizyphus mit vornenvollen Zweigen, Cassien in gelben Hängeblüthen prangend, und oft von Schlingewächsen dergestalt überzogen, daß sie unter der Last der Schmarotzer abzusterben beginnen.

Unter den Ranken ist es besonders der Cissus quadrangularis, welcher vom Strauch zu Strauch sich schwingend und malerische Gehänge bildend, dem Waldcharakter sowohl durch sein üppiges Wuchern, wie durch die transparente Schönheit der großen, fleischigen Blätter zu besonderer Zierde gereicht. Bis an des Bächleins Rand schlingt sich dies pflanzliche Leben, taucht hier und da seine schwanken Zweige in die rieselnde Welle, und umflicht theilweise die Ufer so dicht, daß nur mit Gewalt ein Pfad gebahnt werden kann.

Nur ein Plätzchen ist frei von Pflanzenwuchs, da wo das Wasser die Richtung verändert, und über zu Tage liegenden Fels eine kleine Stromschnelle bildet. Durch die Gewalt zeitweiligen Anschwellens ist hier das Ufer abgeschlitt und steigt terrassenartig mehrere Fuß aufwärts.

Aus dem dunklen Himmelsblau sendet die tropische Sonne glühende Strahlen auf den blendenden Sand, auf die zerstreuten Felsblöcke am Ufer, selbst stark erwärmend in das Wasser hinein.

Da kuistert es seitwärts in den Zweigen, es bricht durch das Dickicht und ein Kopf wird sichtbar, so eigenthümlich im Bau, daß der erste Augenblick es unentschieden läßt, ob man ihn einer menschlichen Race, od der Thierwelt anreihen soll, und die Phantasie unwillkürlich an die grotesken Versiellungen der Märchenwelt, an die grauen Wichtelmännchen und Kobolde erinnert wird. Unter einer seltsam abgetheilten grauen Perrücke lugt ein verschmitztes, unendlich häßliches, blondes Antlitz hervor, dessen vorgeschobene untere Partien eine gewisse Hundeähnlichkeit haben, ein Paar respectable Reißzähne würden selbst einem Hyänengebiß Ehre machen, unter den leicht beweglichen, stets zuckenden Brauen aber blitzt ein kleines Augenpaar, schlau und boshaft, von beinahe menschlichem Ausdruck. Und gerade das intelligente Funkeln dieses Sinneswerkzeugs, die Arglist im Blick, das dummdreiste, neugierige Zwinkern ist mehr als die bloße Häßlichkeit geeignet, den frappanten Kopf unheimlich erscheinen zu lassen, ihm den Stempel einer vollendeten Galgenphysiognomie aufzudrücken.

Die Gestalt kriecht auf den Händen aus den Sträuchen, spähend, lauschend, ein langer grauer Haarmantel hüllt Schulter und Oberkörper ein, verdächtig macht sich auch ein buschiger Schwanz bemerkbar, und einer der freechsten und fürsten aller Paviane, ein Hamadryas steht vor uns, ein Prachtexemplar, gefürchtet selbst von der eigenen Bande. Vorsichtig untersucht er, der Patriarch seines Stammes, die Gegend, erhebt schnüffelnd und witternd die Nase, das Auge blinzelt in jeden Winkel, um sich zu vergewissern, ob auch alles geheuer.

Es scheint so, denn das eigenthümliche Grunzen ist wahrscheinlich ein Zeichen, und auf demselben Wege, den er genommen, läßt sich nach einander ein ganzer Zug des gleichen Gelichters sehen, die Männchen schützend zur Seite, die Weibchen mit den Jungen in der Mitte, wie eine vierbändige Zigeunerhorde, so kommen sie von der Plünderung eines benachbarten Durrhasfeldes, um hier am Wasser sich zu erfrischen, sich auszuruhen von den Strapazen angerichteter Verwüstung.

Und auf dem kleinen Platze wird Halt gemacht, aufangs in tiefer Stille, man fühlt sich nie zu sicher, auch mag das Paviansgewissen klarer sein als das der communen Bierstißler.

Irgendwo habe ich einmal gelesen, daß man auch den Verbrecher, den Böswicht, in seinen Bärtergefühlen belauscht, lieb gewinnen könne und hier in dichtester Wildniß entwickelt sich nun eine Scene, die, obwohl einige Töne tiefer gegriffen, jenen Ausspruch schlagend wahr macht: ein Familienglück von äußerstem Interesse, freilich den unzähligen kleinen Störungen unterworfen, welche die electrisch schnelle Erregbarkeit leicht hervorruft, die alle Affen vor andern Thieren so sehr kennzeichnet.

Der Patriarch, um Acht zu geben auf die Seinigen, wie auf etwaige Gefahren, hat vorsorglich auf einem Steine Platz genommen, in cynischer Naturlichkeit mancher altägyptischen Gottheit noch ähnlicher als durch die Gestalt, und der bequastete Schwanz hängt würdevoll lothrecht herab. Neben ihm aber haben die übrigen Glieder der Bande, zu denen der Alte theils in doppelter Blutsverwandtschaft, als Großvater und Vater zugleich steht, sich's behaglich gemacht. Die große Mehrzahl eilt zum Wasser, um zu trinken, die Weibchen haben ihre Jungen abgeworfen und die Kleinen spielen und kollern sich im Sande und sie sind es, welche zuerst überlaut werden; das sorgliche

*) Der Herzog Ernst von S.-Coburg-Gotha war so gütig von dem Jagdzuge aus den Bogosländern nach Om Kullo, einem Steppendorfe ohnweit des rothen Meeres bei Massaua gelegen, zurückgekehrt, in geschäftigem Wirrwarr bewegte sich eine weiße und schwarze Dienerschaft um den Strohpalast, welchen Ihre Hoheit die Frau Herzogin während der Abwesenheit des hohen Gemahls bewohnt hatte. Am nächsten Tage sollte die Rückreise nach Europa angetreten werden.

Beschäftigt mit Ordnen von Mappen und Naturalien sehe ich eine gebückte, aber rüstige Männergestalt mit langem weißem Bart in buntgeblümtem Kaftan und Turban gerade auf mich zuschreiten. Unbekannt mit dem Arabischen, bin ich schon auf die unvermeidliche Zeichensprache gefaßt, da redet mich der Alte in schönem Hochdeutsch an, und bittet um eine Audienz bei der Frau Herzogin.

Noch mehr bin ich überrascht, als ich den Namen höre, einen Namen vom besten Klang, den wissenschaftlichen Kreisen in ganz Europa wohlbekannt.

Es war der als Naturforscher und fleißiger Sammler um die zoologischen Museen so verdiente Wilhelm Schimper, welcher seit 25 Jahren in Abyssinien heimisch, sich Ihrer Hoheit als Landsmann vorstellen wollte. Und schon auf der Schwelle des märchenhaften Landes stehend, gerathe ich durch diese seltene Bekanntschaft in neue Aufregung. Ich zeige ihm meine Zeichnungen, die Aquarellen; die Erlebnisse der vorhergehenden Tage, die Affenjagden, die landschaftlichen Eindrücke geben unerschöpflichen Stoff, und der gesprächige Mann kommt ebenfalls ins Feuer der Erzählung. Das Selbstverstandene und eben Gehörte war für mich so interessant, daß ich es am nächsten Tage auf dem Dampfer Victoria zu einem Ganzen zusammenstellte.

Auge der Pavianin behältet indeß jede Bewegung der possirlichen Kobolde, sie mischt sich selbst tändelnd in ihre drolligen Spiele und Purzelbäume und scheint in ihren mütterlichen Empfindungen ganz aufzugehen, unverkennbar malt sich die Freude auf ihrem Gesicht. Langeweile und Freßlust machen sich dann bemerkbar, der bahineilende Käfer wird gehascht und rasch verschlungen, jeder Stein am Wasser umgedreht, um irgend welches Insect darunter zu suchen, selbst der gefürchtete Scorpion ist seines Lebens nicht sicher, mit geschickten Fingern hat ihn ein Pavian am giftigen Schwanze gepackt, und wie sehr der arge Wurm sich krümmt, er wird in Stücke zerrissen und wandert ohne weiteres in den Gaumen.

Eins der Kleinen hat so eben einen ungewöhnlich großen Käfer gehascht und führt ihn zum Maule, doch seine Mutter hat es bemerkt und wie groß auch sonst ihre Liebe, in diesem Punkte waltet auch bei ihr der krasseste Egoismus vor, blitzschnell hat sie das Kleine, welches ahnungsvoll das Weite suchen will, erfaßt, sein Sträuben hilft ihm nichts, fest hat ihm die Rabenmutter das Köpfchen zwischen ihre Arme geklemmt, sie reißt ihm das kleine Maul rücksichtslos auf und holt trotz alles Gekreisches den schon ierquelschten Leckerbissen heraus, um ihn selbst mit Seelenruhe zu verzehren. Diesem mütterlich-kindlichen Streite folgt bald ein anderer. Ein halbwüchsiges Pavianchen hat einem älteren einen Schabernack gespielt und flüchtet sich behende. Der Betroffene verfolgt indeß den Muthwilligen und eine kleine Balgerei entsteht, an der auch andere nicht unbetheiligt bleiben. Quicken und Schreien erfüllt die Luft, der Kampf wird allgemeiner, selbst das Grunzen des Stammhalters stellt die Ordnung nicht wieder her, und schon läßt er sich an, von dem Sitze herab zu steigen, um seiner Stimme Geltung zu verschaffen, als ein unerwarteter Vorfall die Scene völlig ändert.

Es rauscht im Gebüsch, und in mächtigem Satze hat ein großer Leopard sich auf ein junges Männchen gestürzt, und schlägt die Krallen in seine Kehlader. — Panischer Schrecken — die Weibchen mit den Jungen flüchten rückwärts, in weitem Kreise flieht der kämpfende Knäuel auseinander, das zum Tode verwundete Thier aber winselt jämmerlich unter seinem Würger.

Jetzt ist es der Patriarch, welcher durch Entschlossenheit seines Charakters die Bande schützt. Verwegen wertritt er der gewaltigen Katze den Weg, sein brüllendes Grunzen ist das Kommandowort für die übrigen männlichen Individuen, und von drei Seiten umstellt fühlt auch der Leopard das Gefährliche seiner Lage, unschlüssig zeigt er sein grimmiges Gebiß, er wagt weder anzugreifen noch zurückzuweichen und durch grollendes Knurren scheint er sich selbst zum Muthe zwingen zu wollen.

Für beide Theile ein peinlicher Augenblick!

Da rollt, wohl zufällig, ein lose gewordener Stein vom erhöhten Ufer herab, und gerade auf den Leoparden zu. Der bannende Blick desselben wendet sich darauf hin und ist dem Räuber verderblich; im nächsten Augenblick fällt Stein auf Stein auf den Erzfeind herab, welcher wie ein Eiertänzer zur Seite hüpft, um den gewichtigen Würfen zu entgehen. Ein Kampf beginnt mit einer Wuth, einer Erbitterung ohne Gleichen, mehr und mehr wird das Raubthier in die Enge getrieben, seine Haare stieben von der Wucht geworfener Steine, die verblutende Beute hat es schon längst fahren lassen, ist nur auf seine Vertheidigung, seine Rettung bedacht, da ersieht es den günstigen Augenblick, thut einen gewaltigen Sprung seitwärts auf ein ganz junges Männchen zu, welches vorwitzig die erste Probe seines Muthes ablegen wollte, und dasselbe niederschlagend und ohne Weiteres im Genick packend, entweicht der Leopard in die Büsche, ihm nach die wuthschnaubende Rotte der Affen und durch das tiefe heulende Brüllen der Verfolger dringt noch immer gellend das Geschrei des geraubten Thierchens.

Ferner wird der gewaltige Lärm, am Wasser ist es ruhig geworden, das noch zuckende Thier liegt im Verschieden, und über ihm, hoch in der Luft, zieht langsam ein Geierpaar seine Kreise.

Der Mantelpavian ist der gefürchtete Feind der Eingebornen, und gegen seine verheerenden Einfälle in die Durchaselder stehen letzteren wenig Mittel zur Vertreibung der Räuber zu Gebote. Ohne Feuergewehr, selbst ohne Degen, nur mit Lanze, Schwert und Schild bewaffnet, wie könnten die Armen einer Pavianenherde, die oft zu vielen Hunderten auftritt, erheblichen Widerstand leisten. Und der Hamadryas fürchtet sich keineswegs vor dem nackten, braunen Manne, ohne Scheu geht er an ihm vorüber, und wenn er mit ihm am Wasserplatz zugleich eintrifft, so scheint er ihn blos zu dulden.

Seine Größe und Stärke verleihen ihm eine Sicherheit des Auftretens, die, wenn nicht geradezu demüthigend für den Eingebornen, ihm doch genügend zeigt, daß der kräftige Pavian sich ihm ebenbürtig fühlt. Nimmt man noch hinzu, daß die Paviane selten allein, gewöhnlich in zahlreichen Familien und Banden angetroffen werden, so wird man die Furcht des Abyssiniers gerechtfertigt finden. Auch der verwegenste Feind des Hamadryas, der Leopard, würdigt vollkommen den Muth und die Stärke derselben, und stiehlt mehr seine Beute, als daß er sie durch Kampf zu erlangen sucht. Und besonders sind die jungen Exemplare, zumal wenn dieselben sich mehr seitab von der Bande bewegen, seinen Angriffen ausgesetzt.

Die meiste Furcht hat der Hamadryas wohl vor dem Feuergewehr. Knall und Wirkung vereinigen sich hier, um dem ungebändigten Sohne der Wälder das Uebergewicht des Jägers fühlen zu lassen. Daß jedoch auch das Feuergefecht noch nicht im Stande ist, ihn zu gänzlicher Wehrlosigkeit zu vermögen, davon liefert nachfolgender Vorfall einen sprechenden Beleg.

Es war am 2ten Ostertage, den 21sten April 1862. Wir waren eine Stunde das Bett des Fläschens Lava hinabgeritten, die hohen, steilen Bergrücken zwängen auch hier das Thal ein, welches mit dichtem Niederholz bestanden, nur theilweise den Blick in die Ferne gestattet. Das Parkähnliche, die hohen Baumgruppen in gefälliger Abwechselung mit niederem blumigen Gesträuch, welches jenem tropischen Throl so eigen, fehlt auch hier nicht.

Gemächlich trödelt der Zug zwischen den großen Steinen hindurch, welche der Regenströme Gewalt von den Höhen herabgewälzt, und die nur schmale Pässe für die Caravane lassen. So eben bei einer Biegung am einen Felsenvorsprung kommt Gerstäcker herangesprengt. „Es sollen Affen in der Nähe sein, ein Abyssinier will sie gesehen haben.“

Freiwillig hält die lange Reihe der Maulthiere, die Jäger steigen ab, die Kameele werden weitergeschickt. Haffenstein und ich bleiben auf dem Thiere sitzen, und während meine Falke lüftern am Laube eines Strauches schnobert und sich gütlich thut, kann ich mich der eigenthümlichen Empfindung hingeben, Augenzeuge einer Jagd zu werden, wie sie nicht leicht einem Europäer zu Theil wird.

Die jagenden Herren verlieren sich im Gebüsch, jetzt donnert die Büchse des Fürsten von Hohenlohe und nachhaltiges Echo hallt durch die Schluchten wieder. Ein großer Pavian ist vom Baum geschossen worden, das Thier stürzt von Ast zu Ast, der große Baarmantel fliegt im Winde, vergebens versucht es noch, sich mit den Händen anzuklammern. Und wie durch einen Zauberschlag hat der Knall des Feuergewehrs den Wald belebt, aus allen Sträuchen kriecht es hervor, und ein Gespensterzug huscht dicht an uns vorüber; mit Grunzen und Quiken und Geschrei klettern sie über die Steine, die Weibchen mit den Kleinen voran, die stämmigen Männer scheinen den Nachtrab zu bilden und bei der Eile ihrer Flucht weht die silbergraue Perrücke, das lange Mantelhaar wie ein Schleier um die dämonischen Gestalten. Geschützt durch das niedere Buschwerk suchen sie das Weite, klimmen die Felsen hinauf, behende, doch etwas langsamer als die anderen Affen, und kommen nun, zu ihrem Unglück, auf die freie Böschung des Bergrückens. Bon allen Seiten krachen Schüsse auf sie los, der eine, getroffen, hängt sterbend an der Felswand, bis die Kraft ihn allmälig verläßt und er kopfüber herunterpurzelt, ein anderer ist in die Gesäßschwiele geschossen, und kratzt nachhinkend die verwundete Stelle, und wie folgenschwer für den Aermsten auch das Ereigniß, so komisch war doch seine Geste. Noch mancher beißt ins Gras, doch die Verzweiflung gibt ihnen auch den Muth zum Widerstande. Die Männchen kehren sich um, wälzen aus sicherer Höhe mächtige Steine herab, die in großen Bogen herabtanzend, herunterprasseln, um in hundert Splitter zu zerspringen. Ein altes Männchen mit greisigem Haar erklettert sogar mit einem gewichtigen Steine einen überhängenden Baum, um den Wurf noch erfolgreicher zu machen. Dicht in unsrer Nähe bohrt sich der Stein tief in den Boden, wir waren zum Weichen gezwungen, da der Platz mit jedem Augenblick gefährlicher bedroht wurde. Die Flucht wurde unterdeß fortgesetzt, in langen Reihen sieht man das ganze Heer der Bierhänder über die Felsblöcke klimmen und genau kann man die mantelosen Weibchen mit den Jungen auf dem Rücken von den nachfolgenden Männchen unterscheiden.

Zuletzt verschwinden sie hinter den Felsen, welche die Berglehne krönen, an Zahl mußten es viele Hunderte sein.

Wieviel man auch Uebles diesen berüchtigten Pavianen nach-

Digitized by Google

sagen mag, so trat hier die Sorge für die Familie, die Liebe zu ihren Kleinen doch zu sichtbar hervor, und obwohl die Körperbildung dieser Thiere eine Aehnlichkeit mit uns nicht eben begünstigte, so hatte die Todesangst, die Verzweiflung, der verfuchte Widerstand und die Flucht doch so viel Menschliches, daß ich seltsam davon ergriffen war.

Und wirklich ist es mehr die geistige Beschaffenheit, welche den Affen über alle anderen Thiere erhebt, ihn gleichsam als vermittelndes Glied zwischen Mensch und Thier stellt. Bei keinem anderen Thiere, den intelligentesten Hund nicht ausgenommen, liegt im Auge so klar der Ausdruck innerer Seelenstimmung, bei keinem anderen ist Verstand und Gefühl mehrseitiger ausgebildet. Mit welcher Zärtlichkeit verhätschelt die Aeffin ihr Kleines, wie grundverschieden von den Gefühlsäußerungen anderer Thiere ist das Mitleid, der Schmerz beim Tode eines Angehörigen bei ihnen ausgebildet, der Geschmack, bei allen seinen Mitgeschöpfen ein niederer Sinn, wird beim Affen zu einem behaglichen Schwelgen, und was vielleicht am schlagendsten für die hervorragende Stellung zeugt, die Liebe tritt beim Affen zuerst, wenn auch unedlich verzerrt, ja grauenvoll, dennoch als eine Leidenschaft hervor, die mit ihren Neigungen wählerisch, und nicht bloß in die eigne Sippe hineingreift.

Der Schreckenstag von Le Mans.

Episode aus dem Vendéekriege von George Hiltl.

(Schluß.)

„Der edle General Marceau war mittlerweile auf dem Kampfplatze erschienen. Ihm gelang es endlich, dem Morden Einhalt zu thun, denn ohne Anführen hatte das Eisen der blutdürstigen Scharen gewüthet. Wie Löwen fochten die Vendéer, aber es war ein Kampf der Verzweiflung, schon sank der Abend hernieder, man hieb, stach und feuerte auf einander, Freund zuletzt gegen Freund. Der Generalmarsch rief die republikanische Armee zusammen; während dessen ordnete sich die Flucht der Vendéer. Männer sah man durch das Feuer der Gewehre und des Geschützes hindurcheilen, sie trugen ihre Väter auf den Armen, Mütter die Säuglinge an der Brust, hinter und neben sich die wimmernden Kinder, kletterten über Hügel von Leichen. Hier traf man auf eine sterbende Mutter, in deren Armen ein schreiendes Kindchen lag, dort verendete ein junger Mann neben seinem ohnmächtigen Vater, den er nicht weiter schleppen konnte, denn eine Kugel hatte das Bein des Jünglings zerschmettert. Von Haus zu Haus, von Gasse zu Gasse hetzte und jagte man sich, bis endlich ein Theil zerhauen, blutend und durchstochen das Freie gewann. Von Le Mans bis jenseit Laval wirbelte alles durcheinander in wilder Flucht und keine fünf Schritte konnte man gehen, ohne auf Todte oder Verwundete zu stoßen.

„Ich sah gegen vier Uhr Nachmittags die Gattin des gebliebenen Generals Lescure mit ihrem Kinde durch die Straßen irren, ein treuer Diener: Bontemps rief ihr das Kind hinweg mit dem Rufe: „Ich rette den Sohn meines Herrn."

„Wer davon kam, rettete sich in die halb mit Wasser gefüllten Gräben. Alles floh nach verschiedenen Richtungen aus einander. Von der Finsterniß begünstigt, suchte der damalige Abbé Jagault sechszig Frauen, welche von den wüthenden Soldaten verfolgt wurden, zu retten. Selbst zu schwach, eine Waffe zu führen, erhob der heldenmüthige junge Mann das heilige Crucifix. „Heran, Ihr Männer der Vendée, im Namen Gottes," rief er, „schützt die Schwachen. Sterbt für sie! Schart Euch um mich und haltet die Feinde auf, bis Eure Frauen geflüchtet sind." Seine Stimme ward gehört. Um den Geistlichen scharen sich die Vendéer, ein wüthender Kampf mit den verfolgenden Feinden beginnt. Gleich Gespenstern huschen die Reiter von allen Seiten durch das Feld, Geschrei und Geheul überall, sie treffen auf einander, die Leute des Abbés stehen zusammen, die Frauen entwichen glücklich, aber neunzig Vendéer liegen auf dem Platze. Ein Hieb über den Kopf hat den Abbé zu Boden geworfen. Nach langer Ohnmacht kommt er wieder zum Bewußtsein. Als er den Kopf erhebt, die Augen aufschlägt, ist rings um ihn her tiefe Nacht. Nur aus der Ferne schallt noch wüstes Geschrei, er hört einzelne Schüsse, zuweilen jagen Reiter vorüber, dann tönen Commandorufe — endlich tiefe Stille. Die Erinnerung kehrt zurück. Der Abbé tastet um sich — wohin er fühlt, eine Leiche. Immer weiter fühlt er, und wohin er sich wendet ein Erschlagener. Unter Todten hat er den größten Theil der Nacht zugebracht, stumm, in ihrem Blute schwimmend liegen sie da. Horch — ein leises Wimmern, unter dem Hügel der Leichen dringt es hervor. Der Abbé schleppt sich zur Stelle, ein Arm hebt sich zuckend empor; von all den Gefallenen noch Einer lebend! Jagault naht auf den Knieen heranfriechend. Trotz der Dunkelheit scheint der Aechzende den Abbé zu erkennen, denn er hat das Gewand des Geistlichen erfaßt, die Hand tastet nach dem Gürtel Jagaults, wo der Rosenkranz hängt, der Abbé versteht die Mahnung des Wimmernden, er nimmt das mit Blut befleckte Crucifix und drückt es sanft auf die Lippen des Sterbenden. Ein tiefer, letzter Seufzer — eine stumme Beichte unter den Leichen, in den Schauern der Nacht, der Kopf des Mannes sinkt zurück. Nun ist es ganz still. — Der letzte von den Neunzigen hat geendet."

Die Alte holte tief Athem. Sie blickte die Bilder der Reihe nach an und stützte den Kopf in die Hand. Wissen Sie, daß der nichtswürdige Cretineau nach Paris schrieb: „In Le Mans haben wir nichts geschont, was vor die Klinge kam. Kind, Greis, junger oder alter Mann, Frau oder Mädchen hat uns als Braten gedient, es war ein großes Schlachtfest. Das Nest wird an und denken." Dem Himmel sei Dank, es sind doch manche entkommen. Dahin gehören die Sapinauds. Einige von ihnen haben vielleicht Schlimmeres als den Tod erduldet, aber die Wunden sind geheilt, der Kummer ist verschmerzt. Nun komme ich zu der verhängnißvollen Nummer. Madame de Joannis, von der ich Ihnen schon vorhin sagte, ist die Schwester des Generals Sapinand, der mitten unter den Kämpfern in Le Mans war. Sie selbst, ihre beiden Schwestern Aimée und Charlotte befanden sich in der Stadt. Sie waren der Armee gefolgt. Warum? weil sie ihren alten Vater nicht verlassen wollten, der von Dorf zu Dorf flüchten mußte. Die Madame de Joannis, damals also Fräulein Sophie von Sapinaud, hieß nur: die schöne Bendéerin. Zu jener Zeit fochten die Frauen mit und waren an ein hartes Leben an Entbehrung aller Art gewöhnt. Die Schwestern folgten dem Bruder. Sie schliefen in ihre Mäntel gewickelt auf harter Erde, sie dursteten und hungerten. Als das Gemetzel in Le Mans seinen Höhepunkt erreicht hatte, suchten die Schwestern mit dem kranken Vater zu flüchten. An der Ecke der Straße Dorée riß eine Menschenwoge die Flüchtenden von einander.

Fräulein Sophie von Sapinaud irrte jammernd umher zwischen Henkern und Schlachtopfern. Im Gewirre des furchtbaren Tages stieß sie auf eine Freundin: Fräulein Roberte de Lyzardière. Die beiden Damen bemächtigten sich eines hinkenden Pferdes, schwangen sich hinauf und gelangten glücklich, von dem Menschenstrome getragen zur Stadt hinaus. In der Pachtwohnung eines treuen, ergebenen Mannes wechselten sie die Kleider und in der Tracht der Bäuerinnen jener Gegend eilten beide durch die mit Leichen besäeten Landstraßen. Nach kurzer Flucht wurden sie von einem Trupp Nationalgarden angehalten. „Wo wollt Ihr hin?" „Nach Bourg le Bruion." Die zitternden Frauen bemerkten nicht, daß der genannte Ort hinter ihnen lag. „Ihr seid Verdächtige. Ihr seid Feinde der Freiheit. Fort mit Euch." Während des Transportes hörten die Damen schon, daß ihnen keine Stunde mehr zu leben geschenkt sei. Sie würden sogleich nach ihrer Ankunft erschossen werden, hieß es. In Bourg le Bruion angekommen, wurden sie ihrer Friesjacken beraubt. Man sperrte die vor Angst und Kälte zitternden Opfer mit noch einigen vierzig Unglücklichen in eine verlassene Kapelle. — Nach wenigen Stunden erschien der Friedensrichter. Es war ein junger Mann, Namens Tiſon. Sein Auge verrieth Gefühl. Fräulein von Sapinaud fand Gelegenheit, sich ihm zu entdecken. „Um Gotteswillen still," flüsterte Tiſon. „Lassen Sie mich machen." Die Damen wurden am folgenden Tage zu ihm geführt. Sie blieben fünf Monat im Hause des Richters verborgen, denn die Zahl der Opfer war so groß, daß man auf einige mehr oder weniger nicht achtete. Endlich

Digitized by Google

fand sich doch ein Verräther. Tison mußte seine Schlüsselbunde nach Le Mans ausliefern. Der edle Mensch führte sie selbst dahin, um sogleich an ihrer Rettung zu arbeiten. Wieder war es eine große, geräumige Kirche, welche dreihundert Gefangene aufnahm. Ohne Unterschied des Alters, Geschlechtes oder Ranges lagen die Unglücklichen dunt durcheinander. Alle Tage vermuderte sich die Zahl, denn man erschoß jeden Morgen einige der Gefangenen. Dabei waren die Damen der rohen Behandlung ihrer Wächter ausgesetzt und litten entsetzlich durch Hunger und Durst.

„Eines Abends erschien Tison bleich und verstört vor den beiden. Es war entschieden. Am kommenden Morgen sollten sie erschossen werden. Man feuerte mit Kartätschen unter die zum Tode bestimmten, denn die Guillotine arbeitete zu langsam. „Heute Nacht, meine Damen, müssen Sie noch entfliehen," flüsterte Tison, „sonst ist alles verloren." Tison hatte einen Soldaten entdeckt, den die Sapinauds bei Mortagne gerettet hatten. Er versprach, um ein Geld von 10,000 Francs die beiden zu retten. Als die verabredete Stunde herannaht — wird der Soldat abgelöst. — Neue Todesangst. Der verzweifelnde Tison eilt in die Stadt zurück. Er findet einen ehemaligen Diener der Sapinauds, einen seltnen Mann voll Muth und Treue. Als dieser hört, daß ein Kind seiner Herrschaft noch am Leben ist, verspricht er alles anzubieten, um es aus der grauenvollen Haft zu befreien. Die beiden Damen wissen von nichts, und da sie keine Hilfe nahen sehen, bereiten sie sich zum Tode, denn mit dem aufdämmernden Morgen sollen sie gerichtet werden. Da kommt in der Nacht, durch die Gruppen der halbschlummernden Gefangenen schleichend, Tison. Er berichtet, wie die Rettung vor sich gehen soll. Dicht hinter der Kirche befand sich ein See, die beiden Damen sollten durch die Sacristeithüre hinausgelassen und dann durch das Wasser, in dessen Nähe kein Posten stand, getragen werden. — Die Nacht vergeht. — Kein Zeichen erschallt, keine befreundete Gestalt läßt sich erblicken. Der Morgen dämmert heraus und schon öffnet sich die Hauptthüre, der Ausrufer erscheint und sucht die dem Tode Geweihten heraus, indem er ihre Namen von einem Zettel abliest. Jede Secunde erwarten die Damen, sich nennen zu hören — nein — der Henker verläßt die Kirche, sie sind wieder bestimmt, einen Tag länger zu leben. Um Mitternacht tönt das verabredete Zeichen. Die Thür öffnet sich, die Damen schlüpfen hinaus, starke Arme umschlingen sie, sie fühlen sich emporgehoben, dann rauscht das eiskalte Wasser um ihre Füße, immer tiefer hinein geht es in die schneidende Fluth, sie fühlen, wie der Boden unter ihren Trägern weicht, schon steigen die Wellen bis an den Hals und Fräulein von Sapinaud will um Hilfe rufen. „Keinen Laut oder Sie sind verloren," flüstert der Mann im Wasser. Endlich ist wieder der Boden fest, man steigt ans Land und die beiden sind gerettet. „Wer da?" ruft es vom andern Ufer herüber. Die Flüchtlinge kauern sich zwischen dem blätterlesen Röhricht und einer alten, halbfaulen Barke, die am Strande liegt, nieder. „Wer da?" ruft es zum zweiten Male. „Feuer," commandirt eine andre Stimme. Ein Schuß kracht und die Entrennenen hören das Pfeifen der Kugel. Doch kamen sie glücklich davon. Nach 9 Tagen Herumirrens gelangten sie, von Tison mit Kleidern versehen, nach Chartres. Die Damen hatten einen Paß erhalten, laut dessen sie als Schwestern, Annette und Madeleine Tardet reisten. Sie stiegen bei einer Madame Jarlan ab. Diese Frau, eine Pastetenbäckerin, war eine glühende Verehrerin Robespierres. Jeden Tag mußten die armen Damen die Verlesung der Listen der Hingerichteten mit anhören. Sie erwarben sich ihren Unterhalt durch Nähen und zwar bestand ihre Arbeit in der Verfertigung von leinenen Beinkleidern und Hemden für die republikanische Armee. Frau Jarlan behandelte sie übrigens gut, nur mußten sie allerlei entsetzliche Dinge sehen und hören. Bald wollte die Jarlan beide Damen in den Jakobinerclub führen, dann lud sie ihre Freundinnen ein, sie auf den Marktplatz zu begleiten, um einigen Einrichtungen von Aristokraten beizuwohnen, und endlich wollte ein republikanischer Officier durchaus das Fräulein de Lezardière heirathen. So unter fortwährenden sieberhaften Anfregungen schlug ihre Befreiungsstunde. Eines Tages erschien Frau Jarlan mit einer großen, bedeutsamen Neuigkeit. Sie erzählte: das Unglaubliche sei geschehen und man habe ihren lieben, trefflichen Robespierre guillotinirt." Die beiden Damen fühlten, daß diese Nachricht die Losung zur Freiheit für sie sei, doch bemeisterten sie sich und Fräulein von Sapinaud fragte ganz ernst: „Aber wie war es möglich? was hatte er denn verbrochen?" „Wenn er leben geblieben wäre," sagte Madame Jarlan ganz unbefangen, „dann hätte er die ganze Nation hinrichten lassen. Sollte man das glauben? ein so herrlicher Bürger."

„Frei und ungehindert gingen die Damen bald in ihre Heimat zurück. Jetzt erst vernahmen sie die Schicksale der Angehörigen. Getreunt von Sophie waren der Vater und die beiden Schwestern in die Hände der Feinde gefallen. Die zarten Mädchen waren Zeugininen des Todes ihres Vaters, er ward vor ihren Augen erschossen. Sie sahen ihn fallen und hörten, wie er im Todeskampfe dumpfe Worte ausstieß. Was geschah mit ihnen? die schönen, edlen Mädchen wurden begnadigt zur Deportation. Ist es denkbar, daß man sie in die Kleider der Galeerensträflinge steckte? daß man sie zwang, unter dem Auswurfe der Menschheit in Lorient zu bleiben? Sie trugen die rothe Mütze mit dem grünen Schilde und der gelben Nummer, solche Nummer, wie Sie dort eine sehen, die Nummer vertritt die Stelle des Namens, denn für die Sträflinge gibt es keine Namen mehr, es sind Zahlen, welche die Wärter daran erinnern, daß noch ein Geschöpf in Ketten über den Erdboden schreitet. Auch diese beiden Opfer befreite der Tod Robespierres. Sie kamen, krank an Leib und Seele, in die Heimat zurück. Die Nummer 34 ist eine Reliquie geworden für alle Anhänger der großen, edlen Familie, und jeder von uns hat eine getreue Nachahmung als Andenken der unglücklichen aber doch großartigen Zeit erhalten. Still und friedlich leben nun alle Mitglieder des Hauses Sapinaud hier in der Bendée auf ihren Gütern. Die Damen Aimée und Charlotte sind sehr ernst. Sie haben zu viel Entsetzliches in Lorient vernommen und selten nur sieht man sie lächeln. Sophie de Sapinaud, welche den Baron de Joannis heirathete, ist dagegen heiter und gesprächig. Ihr größter Kummer ist der Tod ihres Vaters und der ihres Bruders gewesen, auch malt sich eine tiefe Trauer auf ihrem Gesichte, wenn von Tison die Rede ist, von dessen Schicksal sie nie wieder etwas erfahren hat und der jedenfalls das Opfer seiner edlen, menschenfreundlichen Bestrebungen geworden ist."

Damit hatte die Alte ihre Erzählung beendet. Als sie sich erhob, rasselte ein eleganter Wagen, ganz aus Korbgeflecht zusammengesetzt, wie ihn die Besitzer großer Landgüter zu haben pflegen, die Straße herab und hielt vor dem Wirthshause.

„Frau von Joannis und der Herr Bischof Jagault," rief die Wirthin durch das Fenster blickend. Sie eilte durch den Hausflur auf die Straße an den Wagen. Schon umstanden eine Menge Bewohner jedes Alters und Geschlechtes das Gefährte.

Ein Diener war herabgesprungen und schlug den Wagentritt nieder. Im Wagen selbst saßen: ein schöner, silberhaariger Greis und eine reichgekleidete Matrone. Das waren sie also: der ehemalige Abbé Jagault, die Tochter und Schwester der Sapinauds.

Frau von Joannis mochte etwa achtundsechzig Jahre zählen. Sie stand mit der Wirthin in gleichem Alter, war aber noch in der That eine vollkommen schöne Frau, deren ganze Erscheinung selbst an jene Bilder berühmter, durch körperlichen und geistigen Reiz glänzender Frauen der Revolutionszeit Ludwigs XIV. erinnerte. Sie trug keinen Hut, sondern hatte einen schwarzen Spitzenschleier um ihr Haupt gewunden, wodurch ihr schönes, liebenswürdiges Gesicht wie in einen Rahmen von Ebenholz erschien. Eine schwere, seidene Robe, deren Aermel durch Behänge der prachtvollsten, alten Brüsseler Kanten verziert waren, umschloß die stattliche Figur der Dame. Ihre mit gestickten Handschuhen bedeckten Hände hielten ein in Sammet gebundenes Gebetbuch und zugleich einen schönen Rosenkranz. Der Bischof war einfach schwarz gekleidet. Seine Gestalt war groß und imponirend. Das Antlitz hatte das eines Soldaten sein können, nur ein Bart und man hätte einen alten Heersführer vor sich zu sehen geglaubt. Die Hakennase, der kühne Schnitt des Gesichtes und die großen, blauen Augen, welche muthig um sich blickten, vollendeten das Ehrfurchtgebietende der Erscheinung. Er war ein hoher Siebenziger.

Der Diener reichte dem Bischof die Hand, um ihn aus dem Wagen zu helfen. Als Herr Jagault sich erhob, erhob sich auch Frau von Joannis. Sie küßte dem Bischof die Hand, er legte seine Rechte wie zum Segen auf ihr Haupt, dann stieg er aus dem Wagen, der dann davon rollte. Der Bischof ging durch eine Doppelreihe von Menschen, die sich um ihn drängten, nun seine Hände zu küssen und denen er den Segen ertheilte. Die Wirthin führte ihn in ein Zimmer, woselbst er stets nach dem Messelesen in Le Mans blieb, bis seine Kutsche angelangt war, um ihn nach Chateaudun, wo er den Sommer über sich aufhielt, zu bringen.

Digitized by Google

Es war ein äußerst interessanter Moment, die drei Personen, die Zeugen einer gewaltigen, bewegten Zeit, neben einander zu sehen. Sie hatten inmitten der Verwüstung, des Aufruhrs, unter Blut, Thränen und Jammer gestanden — gelitten. Welche Ereignisse waren an ihnen vorübergezogen? wie mußte jeder Baum, jeder Stein, jeder Weg in der Umgegend von Le Mans greifartige und zum Nachsinnen auffordernde Erinnerungen in ihnen wecken.

Nur ungern verließen wir das Gasthaus und dessen Wirthin. Als wir durch die Straße Dorée in Le Mans fuhren, durch jene Straße, in welcher einst das furchtbarste Gemetzel des 13. Decembers wüthete, kam uns ein langer Zug entgegen; festlich geschmückte Kinder, Knaben und Mädchen saßen auf reich mit Blumen bedeckten Garben von Weizenähren; dieser Segen der Felder ruhte auf einem großen Wagen, den sechs feiste, mit Kränzen gezierte Stiere zogen. Das Gespann umtanzte eine jubelnde Menge. Musik, Jauchzen und Jubel überall, fröhliche Gesichter, heitre Scherze. — Der Erntewagen zog in Begleitung der Schnitter durch die Straße Dorée. — —

Fliedner von Kaiserswerth.

Ein Lebensbild.

Am 4. Oktober 1864 starb zu Kaiserswerth am Rhein Dr. Fliedner. Wer das gewesen, wird der nicht fragen, welcher in den letzten Decennien den heilsamen Bestrebungen, die christliche Bruderliebe unter uns zur That und Wahrheit zu machen, der innern Mission seine Aufmerksamkeit nicht entzogen hat. Tausende kleiner Kinder vermögen uns in vier Erdtheilen etwas von den Wohlthaten zu erzählen, welche der Menschheit von Kaiserswerth aus durch Fliedner in Theil geworden sind. Eine unzählbare Schar jedes Alters, jedes Geschlechts und Standes weiß zu rühmen den barmherzigen Samariterdienst seiner Diakonissen, dessen sich Kranke, Verwundete, Verwahrloste und Sterbende in öffentlichen Hospitälern, auf Schlachtfeldern und im eignen Hause erfreuen durften. Höhere und niedere Schulen, Gefängnisse und Strafanstalten, Versorgungs- und Waisenhäuser geben Zeugniß von dem Lebensstrom, der von diesem einen Manne angeregt sich über die alte und die neue Welt unaufhaltsam verbreitet. Wo irgend eine Noth sich zeigte, ein öffentliches Leiden auftrat, ein Uebel nach Abhilfe verlangte, eine Gelegenheit zur Abstellung sittlicher und socialer Gebrechen sich kund gab, — da sahen wir auch Fliedner rathend und helfend eintreten. Dem weiblichen Geschlechte von der zartesten Dame bis zur niedrigsten Magd, sorgsamen Müttern, wie unbeschäftigten Jungfrauen hat er theils eine ebenso neue, als ehrenvolle Thätigkeit in der evangelischen Christenheit gegeben, theils ihre hohe göttliche Lebensaufgabe wieder neu erschlossen.

Mit einer rastlosen Thätigkeit, welche weder vor den größten Strapazen zurückschreckte, noch den ununterbrochen jede menschliche Kraft aufreibenden Anläufen sich entzog, hat dieser Mann den zarten Körperbau und schwacher Constitution Tag und Nacht gearbeitet. Auf Reisen sah man ihn oft des Nachts im Bette seine weitverzweigte Correspondenz besorgen. Wenn je, so darf von ihm gesagt werden: „Er hat gethan, was er konnte.“ Mit eisserner Energie und doch wieder mit einer unbegreiflich elastischen Schmiegsamkeit verfolgte er den einmal erfaßten Plan, kein Hinderniß konnte ihn von der Ausführung abschrecken, kein Geltenmacht ihn von festfaren Anläufen und Anlagen abhalten, kein Spott und Hohn der Widersacher und Böswilligen ihn einschüchtern, kein Kopfschütteln und Zweifeln der Freunde am Gelingen eines Unternehmens ihn stören. Hatte er eine Sache als gut und heilsam, als ihm von Gott zugewiesen erkannt, da wußte unter allen sich tagegen erhebenden Schwierigkeiten nur seine Freudigkeit und seine Siegesgewißheit. Er war ein Mann des Glaubens, welcher, sobald er ein Wort des Herrn für sein Thun hatte, auch von dem Gelingen dessen, was er anfaßte, fest überzeugt war. Ohne Geld und Besitz hat er über Summen verfügt, die aufzubringen selbst der Reichthum Bedenken tragen würde, und Besitzungen in vier Erdtheilen erworben, welche die Kräfte eines Privaten übersteigen möchten. Täglich erwarteten von diesem Manne, der irdische Güter nie besaß, aber reich in Gott war, in letzterer Zeit über 1100 Menschen in verschiedenen Ländern, im Orient wie Occident, ihren täglichen Unterhalt an Nahrung, Kleidung und Obdach. Welche Sorgen, Bekümmernisse und Gebete mußten da in seiner Seele auf und niedersteigen! Den Glaubensmuth und die Gebetskraft eines August Hermann Franke sehen wir in ihm wieder aufleben, aber sein Wirken und Schaffen übertraf an Umfang das dieses Gottesmannes bei weitem. Und alles was er unternahm und ausrichtete, von keinem Menschen war es ihm etwa vorgezeichnet oder vorgethan, aus seinem eignen Herzen und Geiste gingen seine Unternehmungen hervor, sie mußten meist seine eignen Schöpfungen genannt werden. Die Liebe zeigte sich in ihm immer erfinderischer. Davon zeugen nicht nur die von ihm immer wieder neu aufgeschlossenen Gebiete, über welche sich die durch ihn angefachte Menschenliebe verbreitete, sondern auch die seltene Weisheit, mit welcher er alle diese Thätigkeiten in einander zu gliedern und zu organisiren verstand. Er besaß ein ausgezeichnet organisatorisches Talent.

Bei aller ihn überbürdenden Arbeit von außen, widmete er eine nicht geringe Zeit schriftstellerischen Arbeiten. Immer wußte er darin für seine Anstalten neues Interesse zu erregen, oder die Nothwendigkeit christlicher Liebesthätigkeit jedem Leser neu an das Herz zu legen, daher ihn sowohl in Anbetracht seiner literarischen, als seiner praktischen Wirksamkeit, die theologische Fakultät zu Bonn zum Doktor der Theologie ernannte.

Die Zahl der im Verlage der Diakonissen-Anstalt erschienenen Schriften ist nicht gering, auch ist ihre Verbreitung nicht auf blos kleinere Kreise beschränkt, wie der in 76,000 Exemplaren verbreitete Kalender und die neue Ausgabe seines Märtyrer-Buches zeigt. Daß bei einer solchen Liebe und bei so ausharrendem Eifer für Menschenwohl auch große Bereitsamkeit gefunden werden mußte, bedarf kaum einer Erwähnung. Denn ist die Bereitsamkeit eine Tugend, so konnte Fliedner, da aus ihm nicht eine angelernte Wohlredenheit, sondern die feste Ueberzeugung und der glühendste Eifer für die Sache sprach, nicht anders als wieder gewinnend und ergreifend in seinen Reden und Gesprächen sein. Niemand vermochte von ihm zu gehen, ohne für sein Wirken sich tief ergriffen zu fühlen.

Ohne jemals sich früher mit Bauten beschäftigt zu haben, hat er doch alle die zahlreichen Bauten seiner Anstalten selber entworfen, angegeben und ausgeführt. Es gab Jahre, wo man ihn fast täglich mit dem Zollstabe in der Hand auf Gerüsten oder angefangenen Gebäuden nachmessen und alles anerkannt treffen konnte. Sein durch und durch praktischer Sinn wußte auch hier das Richtige stets zu finden und jede überflüssige Zuthat zu vermeiden, ohne der einfachen Schönheit Abbruch zu thun. Dabei besaß er den sichern Blick, die Menschen zu durchschauen. Selten hat er sich in seinem Urtheile getäuscht. Daß er wie jeder andere Mensch auch hintergangen, durch Augendienerei oft in seinem Urtheile wieder schwankend und zweifelhaft gemacht worden ist, — das war nicht zu vermeiden. Jede Halbheit war ihm zuwider, jede Heuchelei ein Greuel, jedes Ansehn der Person lag ihm ferne. Oft hat man ihn wegen der Strenge, womit er seine Gehilfen, Lehrer und Diakonissen beurtheilte und behandelte, tadeln wollen, aber ohne eine scharfe Zucht, nach welcher jedes Vergehen unnachsichtlich geahndet und nichts todt geschwiegen wurde, würde er nie das Große, was er vollbracht, erreicht haben. Wie er selbst keine Schonung seiner Kräfte kannte, eine kaum glaubliche Berufstreuigkeit in allen Stücken, sei es Kleidung, Nahrung oder Obdach zeigte, sich allenthalben und allezeit mit dem Geringsten genügen ließ, in steter Selbstverleugnung unablässig wirkte, seine eigne sittliche Vervollkommnung, seine Heiligung mit allem Ernst auftrebte, so drang er auch bei allen andern darauf. Diese strenge Zucht, welche sich über alle Zweige seiner Wirksamkeit erstreckt, muß gerade als die Seele, der geistliche Kern seines Schaffens angesehn und gerühmt werden. Ohne diesen königlichen Willen, welcher eben, weil er sich selber wieder einem höhern Willen demüthig unterordnet, nicht als Eigensinn und Starrheit schmerzlich gefühlt, sondern als heilige sittliche Macht anerkannt und geliebt wird, wäre das Gute, was Fliedner vollbracht, weder entstanden, noch hätte es bis heute bestanden. Denn ihm stand weder die starre Regel eines Ordens zur Seite, noch die von oben gebietende Autorität eines seine Anstalten überwachenden Kirchenfürsten, sondern alle sammelte, ver-

Digitized by Google

band und fesselte die eigne freie Liebe in trefflichster Harmonie aneinander. Wen nicht eine höhere Liebe in seinen Diakonissen-Verein führte, der konnte sich dort nie wohl fühlen. Wer aber ein Tröpflein solcher Liebe in sich trug, der fand in diesem Vereine eine neue Heimat und in diesem Wirken seine von Gott ihm gestellte Lebensaufgabe, sein Element, in welchem alle Kräfte sich harmonisch entfalteten. Solchen Seelen erschien Fliedner, wie ein Vater, ihre Anliegen und Bedürfnisse anzuhören, und darauf einzugehen konnte er nicht müde werden. Doch er selber suchte nie einen Ruhm in dem, was er gethan, kein Mensch, welcher ihn gekannt, wird sich erinnern, daß er jemals nur irgentwie damit hätte imponiren wollen, sondern er hielt sich bis zum letzten Augenblick nur für das unzureichende Werkzeug einer höhern Macht. In den Zustapfen Dessen zu wandeln, welcher einst in Sanftmuth und Demuth, in Reinheit und Liebe unter großer Geduld Segen spendend auf Erden wandelte, das war sein Sehnen, sein unablässiges Ringen. Darin verharrte er, und daran änderte er nichts, auch als Kaiserswerth um seinetwegen einem Wallfahrtsort glich, wohin sowohl die Allerhöchsten Herrschaften, wie Gelehrte und Touristen aus allen Weltgegenden im Sommer scharenweis strömten. Und darin, sagen wir nach seinem Heimgange, ist seine eigentliche Größe zu suchen.

Verweilen wir bei diesem thatkräftigen Leben, wie es nun abgeschlossen vor uns liegt, noch einen Augenblick und achten auf seinen Entwicklungsgang, wie er sich von den ersten Anfängen entfaltet hat. Zwar müssen wir von einer Biographie absehen und solche einer mehr kundigen Feder überlassen, doch hoffen wir, daß nachstehende Skizze auch in ihrer gedrängten Kürze das Bild des Entschlafenen einigermaßen wiedergeben und den Leser Fliedners welthistorische Bedeutung ahnen lassen wird.

Georg Heinrich Theodor Fliedner war geboren zu Epstein im Herzogthum Nassau, den 21. Januar 1800, wo sein Vater, Christoph Jakob Ludwig Fliedner, Prediger war. Die Mutter, auch eine Pfarrerstochter aus dem Elsaß, hieß Caroline Heineld. Er stammte also väterlicher- und mütterlicherseits aus dem geistlichen Stande, welcher, wie kaum ein andrer Stand, der Welt Männer gegeben hat, die in den verschiedenartigsten Stellungen sich ausgezeichnet haben. Außer unserm Theodor erblühten im Epsteiner Pfarrhause noch andere elf Kinder. Ihrem Unterrichte widmete der Vater gewissenhaft seine Freistunden. Doch sollten die Kinder sich dieser Wohlthat nicht lange erfreuen. Denn schon im Jahre 1813 ward der Vater ein Opfer seines Berufes, indem er am Krankenbette von der damals grassirenden Kriegsseuche ergriffen aus dem Leben abgerufen ward. Verwandte und Freunde nahmen sich der verwaisten Kinder hilfreich an, vertheilten sie unter sich und sorgten für ihre Fortbildung. So wurde es dem jungen Fliedner möglich gemacht, das Gymnasium zu Ilfstein bis zum Jahr 1817 zu besuchen und sich dann auf den Universitäten Gießen und Göttingen fünf Semester hindurch dem Studium der Theologie zu widmen. Das sechste Semester absolvirte er auf dem Predtiger-Seminar seines Vaterlandes zu Herborn und machte daselbst auch sein theologisches Examen. Wir werden nicht irren, wenn wir in diesem Lebensgange, auf welchem Fliedner die liebreiche Hand göttlicher Providenz so sichtbar ersuhr, sich durch manche Bedrängnisse hindurcharbeiten und zu vielfachen Entsagungen verstehen mußte, schon eine Vorstufe zu seinem spätern Wirken und glaubensstarken Ausharren erkennen.

Obwohl er nicht daran dachte, sein Vaterland zu verlassen und ein Amt in einer anderen Landeskirche zu übernehmen, fügte es sich jedoch, daß der kaum zwanzigjährige Jüngling eine ihm in Köln am Rhein angetragene Hauslehrerstelle in einem großen Kaufhause nicht abzulehnen wagte. Er zieht dorthin mit dem festen Entschlusse, sich nicht in die Reihe der Rheinischen Candidaten aufnehmen zu lassen. Und doch sollte er am Rhein wider Erwarten und Wollen eine neue Heimat und die Stätte zur Lösung der Aufgabe, für welche er berufen war, finden. Kaum ein Jahr später sah er sich in mildester Form und freundlichster Weise von einem Mitgliede des Kölner Consistoriums für den Eintritt in die preußische Landeskirche gewonnen. Und schon am 27. Januar 1822 wurde er in die zu Kaiserswerth erledigte Pfarrstelle eingeführt.

Die evangelische Gemeinde zu Kaiserswerth zählte kaum 200 Seelen und war erst seit 1778 in Folge der Ueberseedelung einer großen Sammetfabrik, welcher mehrere Arbeiterfamilien aus dem verherrschend evangelischen Crefeld gefolgt waren, gegründet. Der nachher unerwartete Untergang dieser Fabrik drohte die kaum gesammelte kleine Gemeinde wieder zu zerstreuen, denn es schien unmöglich, daß die wenigen und noch dazu brotlos gewordenen Familien ihren Kirchen- und Schulverband hätten aufrecht erhalten und die Ausgaben dafür aufbringen können. Aber gerade diese Gemeindenoth weckte des Junges Pfarrers ganze Thatkraft. Anfangs suchte er durch freiwilliges Collectiren in größeren Nachbargemeinden das Deficit seiner Kirchkasse zu decken. Da ihm solches gelang, wurde er kühner und ging darauf aus, für seine Gemeinde einen Fond zu sammeln, dessen Zinsen zur Bestreitung ihrer Kirchen-, Schul- und Armenbedürfnisse hinreichten. Getrosten Muthes begab er sich zu diesem Zwecke auf eine größere Collectenreise nach Holland und England. Ueber alles Hoffen fand er für seine Bitte offene Herzen und Hände. Doch nicht das Geld allein, welches er reichlich bekommen, war die schöne Frucht dieser Reise, welche er selber ausführlich beschrieben hat, sondern zum ersten Male trat ihm bei näherer Kenntnißnahme der trefflichen Wohlthätigkeitsanstalten, an welchen jene Länder in jeder Beziehung so reich sind, die Macht des christlichen Glaubens recht lebendig vor die Seele. Einen unauslöschlichen Eindruck brachte er von der großen Wirksamkeit der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft, sowie von der dortigen Gefängnißgesellschaft, in die Heimat zurück. Die collektirten Gelder reichten nicht blos hin, die Kaiserswerther Gemeinde sowohl durch Kapitalien, als auch durch Grundbesitz hinreichend zu sundiren und so ihr Bestehen für die Zukunft zu sichern, sondern gewährten noch einigen Ueberschuß. Aber weniger das noch übrige Geld, als vielmehr der Gedanke, daß hier in Deutschland so wenig für Verwahrloste und Gefangene geschehe, während in England sogar Frauen in solchem Liebesdienst aus weit übertreffen, ließ ihm keine Ruhe. Das traurige Loos der Gefangenen drängte ihn, zumal seine kleine Gemeinde ihm manche Freistunde gewährte, für sie etwas zu thun. Nach wiederholten Anträgen wurde ihm im Herbst 1825 verstattet, alle vierzehn Tage im Arresthause zu Düsseldorf einen Sonntag-Nachmittagsgottesdienst zu halten. Das war der erste Schritt zu seinen später so verschiedene Zweige der innern Mission umfassenden Unternehmungen. Und merkwürdig, gerade der katholische Oberprokurator mußte den evangelischen Pfarrer darin am meisten unterstützen, wie derselbe auch bereitwilligst seine Hand zur Gründung einer Bibelgesellschaft bot. Denn durch den nun eingerichteten evangelischen Gottesdienst im Arresthause fand derselbe eine Veranlassung, den katholischen Gefangenen eine gleiche Wohlthat zuzuführen. Nach vielen vergeblichen Versuchen, das Licht christlicher Liebe durch eine Gefängniß-Gesellschaft in die damals noch sehr vernachlässigten Gefängnisse einzuführen, zu welchem Zweck Fliedner sämmtliche größere Gefängnisse der Rheinprovinz bereiste, gelang es ihm endlich, durch Allerhöchste Genehmigung im Jahre 1827 auch die Untersuchungs-Gefangenen in den Bereich der Wirksamkeit freier Vereine zu ziehen und eine Gefängniß-Gesellschaft zu gründen. Hätte Fliedner kein anderes Verdienst, als den Anstoß gegeben zu haben, daß die Gefängnisse einer humaneren und sittlich-religiösen Pflege zugänglich geworden sind, wir müßten schon deshalb seinen Namen als den eines Wohlthäters der Gesellschaft rühmen. Doch seine Thätigkeit ging viel weiter. Nachdem er im Sommer 1827 abermals eine Reise nach Holland, Brabant und Friesland und im Jahre 1832 eine andere nach England und Schottland unternommen, um das Gefängnißwesen beider Länder weiter zu erforschen, bei welcher Gelegenheit er auch die großherzige Elizabeth Fry persönlich kennen lernte, suchte er die hier gesammelten Erfahrungen sofort in seiner Umgebung anzuwenden.

Zunächst lag ihm die Gründung eines Asyls für entlassene weibliche Gefangene am Herzen, um so dieselben sittlich zu bessern und sie der Gesellschaft als ehrbare und brauchbare Mitglieder wieder zurück zu geben. Aber woher die Mittel, woher ein Haus hierfür erlangen? Seine ihm bei Gelegenheit der Düsseldorfer Gefangen-Pflege im Jahre 1823 zugefährte Gattin Friederike Münster aus Braunfels, welche er im Jahre 1842 schon wieder von sich scheiden sehen mußte, unterstützte ihn hierin aufs eifrigste. Nach mancherlei Kämpfen und Ringen wurde endlich eine Asylsvorsteherin gefunden und im Herbste 1833 stellte sich auch ein Asylspflegling, aus dem Zuchthause in Werden entlassen, ein. In Ermangelung jeden Unterkommens räumte die über diesen ersten Anfang hocherfreute Pastorenfamilie ihr eigenes Gartenhaus zum Asylhause ein. Alle mögliche Pflege und Sorgfalt ward ihrem ersten Schützling gewidmet. Das

Digitized by Google

waren die Anfänge des gegenwärtig ausgedehnten, mit hinreichenden Gebäuten für Wohnung, getrennten Schlafstellen, Arbeits- und Oekonomie-Räumen versehenen Kaiserswerther Asyls und Magdalenenstifts, in welchem schon an über 440 entlassenen oder gefallenen und verirrten weiblichen Pfleglingen unter großer Geduld und Aufopferung die Besserung zum großen Theil mit schönen Erfolgen versucht worden ist.

Doch das kleine Gartenhaus der Kaiserswerther Pfarre, in welchem das Asyl und Magdalenenstift geboren worden, sollte bald wieder die Wiege eines neuen und allgemein beifällig aufgenommenen Instituts werden. Im Herbst 1835 wurde darin eine Strickschule für arme Kinder errichtet, welche sich schon 1836 zu einer Kleinkinderschule für alle Confessionen ausdehnte. Sie ist unter allen von Fliedner ins Leben gerufenen Anstalten zu kürzester Zeit die Mutter zahlreicher Töchter in allen Gegenden der Christenheit geworden. Von verschiedenen Seiten kamen Gesuche um Kleinkinderlehrerinnen, meldeten sich Jungfrauen und Wittwen zur Ausbildung für dieses Amt. Ohne es beabsichtigt zu haben, wurde Fliedner gedrängt, seine Kleinkinderschule zu einer Bildungsschule für derartige Lehrerinnen zu erweitern. Ein besonderer Segen ruhte auf diesem Unternehmen und räumte die Schwierigkeiten, welche sich dem Erwerb der hierfür erforderlichen Gebäulichkeiten entgegenstellten, glücklich aus dem Wege. Diesem anfangs so schwachen Unternehmen wurden jedoch auch diese Räume bald wieder zu enge, es wuchs und dehnte sich aus zu einem Seminar für Lehrerinnen an Kleinkinderschulen und für Bonnen. Aber auch diese Grenze überschritt es wieder in kurzer Frist und gestaltete sich zu einer Pflanzstätte für den ganzen weiblichen Unterricht. Denn auf ihm erwuchs nun noch ein Seminar für Elementar- und Industrielehrerinnen, sowie eine Bildungsanstalt für Lehrerinnen an höheren Töchterschulen und für Gouvernanten. Ueber tausend Lehrerinnen sind aus diesem Institute bis jetzt hervorgegangen, welche in den verschiedensten Weltgegenden mit großem Erfolg arbeiten. Einzelne wirken als solche oder als Missionar-Frauen sogar in ferner Heidenwelt. Im letzten Jahre wurden nicht weniger als 60 Elementar- und höhere Töchterschullehrerinnen und 25 für Kleinkinderschulen ausgebildet. Mit der Einrichtung der Kaiserswerther Kleinkinderschule hat Fliedner nicht nur ein neues und durchaus geeignetes Arbeitsfeld dem weiblichen Geschlecht erobert, sondern sich auch um die häusliche Erziehung und Bildung der Kinder ein unschätzbares Verdienst besonders in Fabrikgegenden erworben. Hierher gehört auch ein anderes Institut, das zwar später und mehr im Anschluß an das Diakonissen-Institut entstanden ist, aber doch zu den Erziehungs-Anstalten gerechnet werden muß, das Waisenhaus, in welchem verwaiste Mädchen aus dem gebildeten Mittelstande, besonders Töchter verstorbener Pfarrer und Lehrer, erzogen und für weibliche Berufsthätigkeit, hauptsächlich für den Diakonissen-Beruf, ausgebildet werden. Dieses Waisenhaus ist eigentlich eine Pflanzstätte für die verschiedenen Zweige der Kaiserswerther Anstalten und werden die Mädchen, je nachdem sie sich eignen, fürs Erziehungs- oder Unterrichtsfach, oder für Armen- und Krankenpflege, oder für die Haushaltung angeleitet und erzogen. Es zählt gegenwärtig 42 Kinder in drei Familien vertheilt, welche theils unentgeltlich oder für einen geringen Pflegesatz erzogen und ausgebildet werden.

Nachdem Fliedner aus diesen Versuchen hinlänglich erkannt hatte, welche Kräfte im weiblichen Geschlecht verborgen liegen und welcher Hingabe dasselbe, sobald diese Kräfte geweckt würden, fähig sei, beschäftigte ihn das traurige Loos der Kranken aufs lebhafteste. Er hatte sowohl auf Reisen, als auch in seinem Amte sich vielfach überzeugt, wie es selbst in den prachtvollsten Hospitälern um die leibliche Pflege der Kranken gar übel bestellt sei, wie fast durchgehends ein fühlbarer Mangel an öffentlichen Krankenhäusern schmerzlich verspürt werde und wie verlassen die Armen auf ihrem Lager im eigenen Hause wären. Täglich tönte das Wort des Erlösers: „Ich bin krank gewesen und Ihr habt mich nicht besucht!“ wie ein schneidender Vorwurf in sein Ohr. Gedachte er dabei an die hochherzige Aufopferung einzelner Frauen in den Lazarethen während der Freiheitskriege und wie die apostolische Kirche schon Frauen zur Pflege ihrer leidenden Glieder unter dem Namen Diakonissen angestellt habe, so gestaltete sich bei ihm der Gedanke, daß die Pflege der Kranken in weibliche Hände wieder zurückgegeben werden und durch sie eine Neugeburt aller Krankenpflege erzielt werden müsse, immer mehr zu einer von Gott gebotenen Aufgabe. Vergeblich suchte er hier und dort Freunde für den Plan, das früher kirchliche Diakonissenamt wieder herzustellen. Jeder billigte zwar denselben, aber keiner wollte an die Ausführung Hand legen. Doch der einmal entzündete Gedanke ließ ihm keine Ruhe, und Freunde, mit welchen er darüber sprach, drangen in ihn, dies große Werk allein in die Hand zu nehmen, denn er hätte darin die meiste Erfahrung und sein Organisationstalent könne dabei gar nicht entbehrt werden.

Zwar war das richtig gesprochen, aber nicht Fliedners Sorge damit erleichtert. Nach langem Bedenken entschloß er sich mit seiner ihm gleichgesinnten Gattin, auch diese Bürde auf sich zu nehmen. Vergeblich spähten beide nach Erwerb eines für dieses Unternehmen passenden Hauses. Plötzlich wird das schönste und größte Haus mitten in der Stadt, das Stammhaus eines der Begründer der evangelischen Gemeinde zu Kaiserswerth, käuflich. Die für den Plan ihres Mannes begeisterte Pfarrfrau, damals gerade eine erst dreitägige Wöchnerin, treibt zu Kauf desselben um jeden Preis. Es kostete 2300 Thlr., eine scheinbar geringe, aber für Fliedner, der nichts hatte, unerschwingliche Summe. Das geschah am 20. April 1836. Um die im Herbst fällige Kaufsumme aufzutreiben, mußten viele vergebliche Gänge und Versuche gemacht werden. Endlich leiht ihm eine Freundin 1800 Thlr., während die noch fehlenden 500 Thlr. auf zweite Hypothek lange auf sich warten ließen. Sofort wurden nun die Statuten zu dem zu errichtenden Rheinisch-westfälischen Diakonissen-Verein entworfen, dessen Präsident der Graf Stolberg wurde und zu dessen Verstande, um den Verein im innigsten Anschluß an die Kirche zu erhalten, stets die Präsides der beiden Provinzial-Synoden von Rheinland und Westfalen gehören sollten.

Kaum gelangt die Kunde von diesem Unternehmen in die Oeffentlichkeit, da erhebt sich auch ein allgemeines Geschrei dagegen. Besonders in Kaiserswerth überbietet sich Unverstand und Fanatismus, Fliedners Absichten zu vereiteln. Durch die Anlage eines Krankenhauses mitten in der Stadt schien die Wohlfahrt derselben gefährdet, der Magistrat wird gedrängt, zu wachen, daß für die Bürgerschaft keine Gefahr erwachse und das öffentliche Wohl nicht leide. Der für das Haus engagirte katholische Arzt wird eingeschüchtert, die bisherigen Einwohner des gekauften Hauses fordern für Räumung desselben enorme Entschädigung, andere verdächtigen das ganze Unternehmen als eine listig verstekte Proselytenmacherei, während wieder andere ihren Spott damit trieben und dem Ganzen einen baldigen Untergang schadenfroh prophezeihten. Es ging durch böse und gute Gerüchte. Obwohl auf Bitterspruch gefaßt, hatte Fliedner keinen derartigen Sturm erwartet. Dabei, noch die quälende Sorge, woher Geld nehmen, die erforderlichen Einrichtungskosten zu bestreiten? Was nützte das Haus, wo kein Bett, kein Stuhl, kein Tisch, keine Vorräthe an Nahrung, Kleidung und Leinwand zu finden waren? Doch bald sollten sich auch in diesem Dister tröstliche Lichtblicke zeigen, welche seine und seiner Gattin bekümmerte Seele erheiterten und als dämmerndes Morgenroth auf das Ende dieses nächtlichen Dunkels hoffen ließen. Bitter Vermuthen erhält er bei einem Missionsfest zu Gladbach das erste Scherflein frommer Liebe in die Hand gedrückt. Es waren 30 Thaler. Auch meldet sich eine Jungfrau, welche in der Krankenpflege wohlerfahren war, zur Aufnahme als Diakonissin, werden die ersten Stoffe zur inneren Einrichtung von außen zugeschickt. Aufgemuntert durch solche Proben gibt sich Fliedner wieder aus Collektiren und zwar im Wuppertale. Obwohl es auch hier nicht ohne bittere Beschwerde, ob es sich nicht schäme, auch in unserer evangelischen Kirche Nonnenklöster zu errichten, abging, hielt er doch eine für die vorläufige Einrichtung ergiebige Ernte und wurde in seinem Kleinmuthe oft beschämt. In wahrhaft dürftiger Weise geschah die erste Einrichtung, es war, als sollte der Anfang des Diakonissen-Instituts recht in ärmlicher Gestalt erscheinen. Die Hausgeräthe, alte, verbrauchte und wurmstichige Möbel, meist geschenkt, verriethen wenig von dem, was aus diesen schwachen Anfängen bald hervorgehen werde. Am 13. Oktober 1836 wurde das Diakonissen-Krankenhaus zu Kaiserswerth ohne eine Diakonissin (die angemeldete Pflegerin konnte erst später erscheinen), ohne einen Kranken zu haben, eröffnet. Aber schon am 16. desselben Monats bittet eine arme, merkwürdiger Weise dazu katholische Magd aus der Stadt, als erste Kranke um Aufnahme. Eine schöne Vorbedeutung, wie diese sonst kirchliche Anstalt doch wieder über den Confessionen stehen werde.

Diese erste Kranke gab die Veranlassung, daß die durch ihren Eintritt in das Haus bisher so widerspenstigen Einwohner erschreckt,

Digitized by Google

sich mit einer geringen Abstandssumme, freilich nicht ohne vorherige heftige Auftritte, zur Räumung verstanden. Und das war recht gut. Denn bald kamen mehrere Kranke und stellten sich auch die ersten Jungfrauen zur Aufnahme als Diakonissen ein. Auch kurz vor dem letzten Zahlungstermin der Kaufsumme lief ein bewährter Freund die noch fehlenden 500 Thlr. und wurde das Haus selbständiges Eigenthum des Diakonissen-Vereins. So wurde das Senfkorn des Diakonissenamtes gelegt, das jetzt ein Ruhm der evangelischen Kirche geworden ist. Das damals so bescheiden eingerichtete Krankenhaus ist jetzt eine stattliche, ja großartige Pflege-Anstalt vieler Kranken aller Confessionen geworden, als Gebäude eine Zierde der Stadt, wo allein im letzten Jahre 789 Kranke für einen äußerst geringen Pflegesatz, oder auch unentgeltlich verpflegt wurden. Hier wird an den Krankenbetten die praktische Ausbildung der Diakonissen zu ihrem zwar schweren, aber köstlichen, Gott und Menschen wohlgefälligen Beruf geübt. Aus diesen geringen Anfängen ist der Baum erwachsen, welcher aus dem Kaiserswerther Mutterhause entsprossen, seine schattigen Zweige über vier Erdtheile erquickend ausbreitet und gleich jenem tropischen Riesenbaume wieder viele Ableger in anderen Gegenden abgelegt und schon dreißig neue Diakonissen-Mutterhäuser hat erwachsen lassen. Dasselbe zählt gegenwärtig 420 Schwestern, ohne Gelübde durch freie Liebe zum Herrn innerlich verbunden, von denen 320 auf 103 Stationen außerhalb arbeiten, und zwar 30 in Asien, 5 in Afrika, 1 in America, die übrigen in Europa, wo auf Preußen allein 194 kommen.

Ehe wir der weitern Ausbreitung des Diakonisseninstituts in andere Länder folgen, müssen wir noch eines im Leben und Wirken Fliedners wichtigen Ereignisses gedenken. Durch den Tod der ihm innigst verbundenen Gattin, der unermüdlichen Gehilfin an seinem Werke, drohte seine Thätigkeit gelähmt zu werden. Er bedurfte bei dieser umfangreichen Wirksamkeit, welche ihn öfter aus dem Hause führte, durchaus einer Hausfrau, welche eines Sinnes mit ihm, seine Abwesenheit zu ersetzen und die weitverzweigte Verwaltung und die Correspondenz selbständig versehen konnte. Sichtlich führte ihn auch hier die Vaterhand, deren Leiten er sich und seine Sache willig hingab. Durch die unvergeßliche und geistesverwandte Amalie Sieve-

Dr. Theodor Fliedner.

king in Hamburg lernte er die am dortigen großen Krankenhause als Oberwärterin thätige Fräulein Caroline Bertheau kennen. In ihr wurde ihm die für sein Wirken unentbehrliche und durch ihre Umsicht und Liebe ihn aufrichtende und unermüdlich unterstützende Gattin wiedergegeben. Seine Wiederverheirathung geschah im Jahre 1843.

Als er nun sein Haus und seine Anstalten den Händen einer sorgsamen, treuen Mutter wieder anvertrauen konnte, vermochte er den an ihn gestellten Ansprüchen sich auch sorgenfreier hinzugeben. Es folgen daher auch jetzt seine größeren Reisen. Schon im Jahre 1846 führte er persönlich einige Diakonissen nach London, und im Jahre 1849 vier andere nach Pittsburg in America, wo er ein Diakonissenhaus und Hospital eröffnete, welches, bald zu klein, einem größeren weichen mußte. Dasselbe besteht gegenwärtig als Mutterhaus, also als eine Bildungsanstalt von Diakonissen für Nordamerika.

Digitized by Google

Zugleich enthält es ein Waisenstift für deutsche Waisenmädchen. Das war das erste Reis, welches die Kaiserswerther Taube, das Symbol der Anstalten, übers Meer führte und in einem anderen Erdtheile einpflanzte. Auffallenderweise haben sich daselbst bis jetzt noch keine Amerikanerinnen, sondern nur deutsche Jungfrauen dem Diakonissendienste mit aller Aufopferung gewidmet. Von hier zurückgekehrt, zog es ihn nach dem heiligen Lande, wo durch Stiftung des evangelischen Bisthums die evangelische Kirche ihren Fuß mitten in die heilige Stadt gesetzt hatte. Hierhin brachte er im Jahre 1851 die ersten Diakonissen, welche auf dem Berge Zion, gegenwärtig 6 an der Zahl, in einem Hospitale, womit eine Erziehungsanstalt verbunden ist, Christen jedes Bekenntnisses im Orient, Juden und Mohamedaner verpflegt und ebenso 48 Mädchen, unter welchen ebenfalls sich Jüdinnen und Mohamedanerinnen befinden und schon 1860 mußte ein Anbau für 13,000 Thlr. beschafft werden. Die Thätigkeit der Diakonissen auf diesem Terposten der evangelischen Kirche gilt mit Recht als eine für den Orient missioneirende, zwar weniger durch Worte, als vielmehr durch ihr stilles, geräuschloses Handeln und Wandeln. Die Gründung dieser bestimmungsreichen Station zu Jerusalem hat Fliedner in seiner Reisebeschreibung dahin ausführlich veröffentlicht.

Nach seiner Rückkehr ging er emsich an die Ausführung eines schon längst gehegten Planes, nämlich die Ausbildung der Diakonissen auf die Pflege von Gemüthskranken und Geistesgestörten auszudehnen. Aber wovor konnte Fliedner zagen, dessen Muth mitten unter allen entgegenstehenden Hindernissen eher zu erstarken, als zu ermatten pflegte? Ein großartiges Gebäude mit 40 Zimmern, ausgestattet mit allem, was zur Pflege, Unterhaltung, Beschäftigung und Heilung solcher Unglücklichen dient, erhob sich schnell und Fliedners Name zog auch in kurzer Frist mehrere dieser Kranken nach Kaiserswerth. Es war das Ganze ein gewagtes Unternehmen, indem es zweifelhaft war, wie weit die weiblichen Kräfte zur Pflege dieser Kranken reichen und dann, ob bei den vielfach entstehenden Privat-Irren-Heilanstalten Fliedner mit denselben in Konkurrenz werde treten können. Doch der Versuch gelang über Erwarten, trotzdem die Anstalt anfangs zwischen den verschiedenen Systemen des Heilverfahrens schwankte. Gegenwärtig finden in dieser Anstalt 30 gemüthskranke Frauen, meist den höhern Ständen angehörig, aus verschiedenen Ländern Europas Pflege und Wartung, auch Heilung und Besserung unter der aufopfernden Pflege von 18 Schwestern, welche Fliedners Schwiegersohn, der Pastor Disselhoff, mit seiner Gattin und ein hierfür eigens angestellter Arzt leitet. Hiermit schien das Gebiet der Diakonissen-Arbeit, die sich nun über Gesallene und Verirrte des weiblichen Geschlechts erstreckt, die Erziehung und den Unterricht von Kindern und Waisen, wie die höhere weibliche Bildung umfaßt, und Kranke jeder Form, von der einer zärtlich mütterlichen Pflege berüftigen Schwächlichkeit der Kinder bis zum gefährlichen Lazarethfieber, ja bis zur erschreckenden Tobsucht in hingebendster Weise wartet, vollkommen abgeschlossen zu sein. Denn nun ging Fliedners Sorge dahin, den Schwestern, welche in dieser aufreibenden Arbeit matt oder invalide zu werden anfingen, eine Erholungsstätte zu gründen und ihnen einen ruhigen Aufenthalt für ihren Feierabend zu bereiten. Jene, die Erholungsstätte, gründete er in der Nähe der Stadt Ratingen im Bergischen, ganz nahe an Kaiserswerth, wo er ein größeres Grundstück erwarb und ein Haus mit Oekonomie errichtete, das mit seinem an schönem Altbaum gelegenen Garten und Wäldchen den müden Arbeiterinnen, entfernt von jeder Unruhe des Tages, besonders in der Sommerzeit Erholung und Stärkung gewährt. Es führt den Namen Salem und herbergt in seinen friedlichen Mauern stets eine Zahl erholungsbedürftiger Schwestern, auch dient es seit 1859 dazu, eine Anzahl der Waisenmädchen einen ordentlichen ökonomischen Lehrkursus jeden Sommer durchmachen zu lassen.

Obwohl seine eigene Gesundheit sehr gelitten und sein schwacher Körper durch mancherlei Krankheiten, besonders durch die Blattern und durch eine öfter wiederkehrende Lungenentzündung äußerst ermattet war, vermochten sich Fliedner keine Ruhe. Er fühlte, daß seine Zeit kurz sei und er darum wirken müsse, weil es Tag sei, daher kannte er keine Schonung. Verschiedene Reisen mußten wieder angetreten werden, z. B. nach Paris und England, zuletzt sogar nach Egypten und dem Orient. In diese Zeit fällt auch die Gründung eines Diakonissen-Lehrhauses in Smyrna, wo in einem für 22,000 Thlr. gekauften Hause die Töchter der dort lebenden Europäer und vieler Griechen, gegenwärtig etwa 200, Unterricht genießen. Diese Anstalt verspricht der Anfang einer deutsch-evangelischen Gemeinde zu werden und ist ein wichtiger Vorposten des Evangeliums fürs Morgenland. Außer dem Unterrichte üben die daselbst stationirten Schwestern auch eine heilsame Thätigkeit unter den Kranken und Armen der ganzen Einwohnerschaft, zumal die Apothekerin unter ihnen die betreffenden Arzneien beschafft und dispensirt. Denn für solche Stationen, wie die im Orient, sorgte Fliedner stets, daß den Pflegeschwestern auch eine, welche der Apothekerkunst kundig und durch förmliches Examen dafür befähigt erklärt ist, mitgegeben würde.

Hier müssen wir auch des Diakonissen-Hospital zu Alexandrien erwähnen, das im Jahre 1857 von vier Diakonissen zunächst auf Wunsch der Regierungen Preußens und Englands zur Pflege protestantischer Kranker übernommen ward. Doch hat die stille Wirksamkeit der Schwestern sich das Vertrauen der Einwohner in dem Grade erworben, daß in den hierfür festgesetzten 4 Tagen der Woche zahlreiche Araber sich Rath und Hilfe erbitten und der Bicekönig in richtiger Schätzung dieser seinen Unterthanen hierdurch gewährten Wohlthat jährlich 1500 Fr. zur Unterhaltung dieser Anstalt beiträgt. Das evangelische Hospital in Konstantinopel, einst durch den Krimkrieg ins Leben gerufen, bietet gegenwärtig den hier zahlreich ankommenden Seefahrern aus allen Ländern Europas einen Friedensort und eine reich gesegnete Zufluchtsstätte. Dagegen hat die in Bukarest gegründete Anstalt wegen Mangel an passenden Gebäulichkeiten wieder aufgegeben werden müssen und wirken daselbst nur noch 4 Schwestern an 2 Elementarschulen der evangelischen Gemeinde.

Wie Fliedner bei jenem gräßlichen Gemetzel der Drusen in Syrien den bedrängten und entronnenen Christen Hilfe und Rettung zu bringen eilte und nicht blos die augenblickliche Noth abzustellen, sondern eine bleibende Wohlthat der dortigen Bevölkerung zu gewähren, ist, da seine Bemühungen damals in den Tageblättern allgemein anerkannt und gerühmt wurden, in noch zu frischen Andenken, als daß es hier einer ausführlichen Darstellung bedürfte. Es sei nur erwähnt, wie sein damals erlassener Aufruf innerhalb Jahresfrist, außer zahlreichen Naturalgaben eine Summe von 101,037 Thlr. zu seiner Verfügung einbrachte. Dadurch ward es ihm möglich, der augenblicklichen Noth der Waisen, Wittwen, Arbeitslosen und Kranken kräftig entgegen zu wirken und in Beirut, sowie in Sidon feste Stationen zu gründen, die unter den heftigsten Anfeindungen ihre reichgesegnete Wirksamkeit nach allen Seiten hin entfalten. Gegenwärtig wirkt in Beirut ein Waisenhaus von 130 Kindern besetzt, unter denen sich sogar 4 Drusenkinder und 1 Beduinenmädchen befinden, und ein Pensionat, von Griechen-, Juden- und Araberkindern besucht, unter großen Schwierigkeiten erhalten. Ebenso seine Bemühungen für die Typhuswaisen in Schlesien, als deren Frucht noch jetzt das jährlich etwa 70 arme Mädchen verpflegende Waisenhaus zu Altkrof in Segen besteht. Zu den neuesten auswärtigen Stiftungen gehört das 1860 zu Florenz gegründete Diakonissen-Lehrhaus, wo 3 Lehr- und 1 Pflegeschwester wirken und das Vertrauen der Bevölkerung in erfreulichster Weise genießen.

Endlich muß noch die letzte Schöpfung Fliedners, das Diakonissenhaus zu Hilden, wenig Stunden von Kaiserswerth entfernt, genannt werden. Dasselbe umfaßt ein Pensionat für Töchter aus gebildeten Ständen und eine höhere Töchterschule, und kann wegen seiner Lage aufs sorgfältigste von Kaiserswerth aus geleitet werden. Pensionärinnen fanden sich bald, so daß die vorhandenen Lokale sich unzureichend erwiesen und gegenwärtig ein Areal von 17 Morgen gekauft ist, auf welchem ein stattliches Gebäude aufgeführt wird, welches Raum bietet, daß die Pensionärinnen nicht fasernirt wohnen, sondern in einzelne Familien gruppirt, unter specieller Aufsicht bestündig leben. Nach seinen Dimensionen, 69 Fr. Breite und 88 Fr. Länge, wird es 70 Pensionärinnen bequem herbergen. Leider wurde sein Gründer mitten im Bau abgerufen. Doch sollte er noch die Freude haben, die dankbare Anerkennung der Dienste, welche seine Diakonissen auf dem Kriegsschauplatze in 12 Lazarethen an den tapfern verwundeten Kriegern übten, von Aerzten und Soldaten, von Freund und Feind, von Dänen, Preußen und Oesterreichern, deren ritterlicher Kaiser durch seinen Generaladjutanten ihm seinen wärmsten Dank ausdrücken ließ, zu vernehmen und sich so von neuem von der Wichtigkeit und Bedeutsamkeit des Diakonissen-Instituts auch in Kriegszeiten zu überzeugen.

Obwohl nun die Thätigkeit der Diakonissen nach allen Seiten hin ihre Grenzen erreicht zu haben schien, bot sich ihrem unermüdlichen

Digitized by Google

Begründer doch noch ein neues Feld dar, das zu bebauen er in seinen letzten Lebensjahren unternahm. Es war die trostlose Lage des dienenden Standes, der auf jedes Familienleben und darum auf unsere Volksbildung mehr als man gewöhnlich glaubt, einflußreichen Mägde, welche später dieser wieder als Hausfrauen, als der Kern unserer Volkserziehung angesehen werden müssen. Ihm jammerte ihre hilflose und dem Laster so leicht zugängliche Lage in größeren Städten. Zunächst versuchte er für sie eine Mägdeherberge und Mägdebildungsschule in der Hauptstadt des Landes, in Berlin, zu errichten. Dieselbe liegt in der Schwetterstraße, wurde durch die Munificenz Friedrich Wilhelm IV., sowie durch Unterstützung des Magistrats und einzelner Wohlthäter in 5 dafür mit 21,000 Thlrn. erkauften Häusern gegründet. Sie hat seit 1854 an 3000 Mädchen, welche dieselbst ankamen, theils beherbergt, theils zu allen häuslichen Arbeiten vorgebildet. Die Zahl der Herrschaften, welche aus ihr Mägde begehren, steht in gar keinem Verhältniß zu der Zahl der Mädchen, welche darin aufgenommen werden. Die Zahl der Betten ist auf 95 erhöhet und mit der Anstalt, welche den Namen Martha'shof trägt, zugleich eine Kleinkinderschule und eine dreiklassige Töchterschule verbunden. Durch dieses Institut wird einem großen Bedürfniß unsers häuslichen und socialen Lebens entgegengekommen und fast begreift man nicht, wie der allgemeinen Klage über Verwahrlosung der dienenden Klasse dieser Gedanke nicht schon längst angeregt und ausgeführt ist. Doch es geht auch hier, wie mit dem Ei des Kolumbus, hat Jemand einmal die Bahn gebrochen, so glauben viele, die Sache verstehe sich von selber und haben keine Ahnung von den Schwierigkeiten des ersten Anfangs. Diese Mägdeherbergen, als deren jüngste die zu Derenwerf bei Düsseldorf durch Fliedner kaum vor Jahresfrist gestiftet ist, dienen zugleich zum Asyl nur Elternhaune aller daraus hervorgegangenen Mägde. Sie bleiben damit in steter Verbindung, haben in ihnen Freistunden, sowie für ihre Anliegen daselbst stets freien Zutritt und sie üben auf diese Weise eine heilsame sittliche Controle über alle ihre Pfleglinge, zumal die Diakonissen bei den betreffenden Herrschaften nach deren Führung sich zu erkundigen nicht ermangeln.

Als ein besonderes Verdienst Fliedners auf dem Gebiete der inneren Mission muß schließlich noch erwähnt werden, daß nicht blos die erste Anregung, sondern auch die wirkliche Errichtung der Diakonen-Anstalt zu Duisburg, deren gesegnete und umfangreiche Wirksamkeit hier nicht weiter geschildert werden kann, von ihm ausgegangen ist und er auch später, als dieses Institut selbständig wurde, mit ihm in beständiger Verbindung blieb. Es gab kein Leiden und Gebrechen unseres Volkes, das abstellen und heilen zu wollen er nicht jederzeit bereit gewesen und hilfreiche Hand geboten hätte. Er war einer der helfenden Engel, welche still und geräuschlos über die Erde wandeln, aber auf jedem ihrer Tritte Thränen zu trocknen, Uebel zu heben, Schmerzen zu lindern und Wohlthaten zu spenden unablässig bemüht sind. Selbst arm, steht ihnen doch Geld und Silber zu Gebote, immerdar dienend herrschen sie über viele weithin. Ihr Name, einst verkannt, glänzt später in der Geschichte, als der großen Wohlthäter unsers Geschlechts. Der Werth ihres Lebens läßt sich nur darnach messen, was sie für andere gethan haben. Erst wenn sie nicht mehr sind, begreift die Welt, was sie gewesen sind.

Wir können nicht schließen, ohne noch der letzten Stunden Fliedners zu erwähnen. Denn gerade das Sterben lehrt uns die Größe und Treflichkeit eines Mannes am besten verstehen. Noch am 12. Septbr. wohnte er dem Jahresfeste der Diakonissen-Anstalt bei, und obwohl er den Jahresbericht seinem Schwiegersohne übertrug, ließ er sich die Einführung und Einsegnung von 19 Probeschwestern in ihr Amt nicht nehmen. Aber seine Worte waren schon wie die eines, welcher zum letzten Male redet. Es war die letzte Einsegnung seiner geistlichen Töchter, erschöpft wankte er aus seiner lieben Anstaltskirche, um sie nie wieder zu betreten. Doch bald zeigte er sich wieder den Feiernden in der Festhalle, begrüßte einzelne Gäste und erhöhte durch seine Gespräche und die ihm eigenthümliche Heiterkeit aller Festfreude. Andern Tages leitete er sogar noch die an das Fest sich schließende Konferenz mit den Lehrerinnen, erfrischte und belebte die einzelnen für ihren Beruf von neuem durch seine treffende und kräftige Zusprache. Nach den Festtagen suchte er in Salem, seinem Patmos, sich von den gehabten Anstrengungen zu erholen. Hier verweilte er viel im Garten, ließ sich von einer eben aus den Festlazarethen Schlesiens zurückgekehrten Schwester ihre Erlebnisse erzählen und gab zweien seiner Söhne, welche am 25. Septbr. konfirmirt werden sollten, noch eine Religionsstunde. Seine Beschwerden nahmen jedoch nicht ab, sondern steigerten sich täglich, daß er schon in den Frühstunden des 18. Septbr. sich eilig nach Kaiserswerth zurückbringen ließ. Der herbeigerufene Arzt fand seinen Zustand bedenklicher denn je und befürchtete eine Lungenlähmung.

Von jetzt ab nahm seine Schwäche sichtlich zu. Täglich ging er nur auf kurze Zeit aus dem Schlafzimmer in sein anstoßendes Arbeitszimmer, wurde immer stiller und zeigte sich für jede Hilfeleistung außerordentlich dankbar. Am 3. Oktober mußten drei seiner Söhne zum Gymnasium nach Gütersloh wieder abreisen. Schon früh 8 Uhr erschien er auf seiner Studirstube, um von ihnen, ja von allen Abschied zu nehmen.

Nach einem von seiner Gattin gesprochenen „Vater Unser" legte er auf das Haupt jedes einzelnen seinen Friedenssruß und sank dann todesmatt in seinen Sessel zurück. Die Trennung für dieses Leben fühlte er durch und durch. Aber desungeachtet ging er Mittags gegen 1 Uhr selber die Treppe hinunter, um noch einmal den schönen Sonnenschein im Garten zu genießen. Hier sprach er über die abgereisten drei Söhne, ordnete den Lehrplan für den Unterricht der jüngsten Kinder beim Hauslehrer und erinnerte an die nöthigen Anstalts-Arbeiten. Das war sein letzter Aufenthalt im Freien. Die Beängstigungen traten stärker ein, nöthigten ihn, das Bett mit dem Sofa zu vertauschen. Abends wünschte er die Kinder sämmtlich zum Abendessen bei sich, der Puls war so schwach geworden, daß der Arzt glaubte, er werde nicht die Nacht überleben. Dennoch genoß er einen Teller Suppe, von der ihm gereichten Kartoffel jedoch nur die Hälfte und legte die andere Hälfte mit den Worten auf den Tisch: „Ich werde nichts mehr essen." Es war auch seine letzte irdische Speise. Gegen 7 Uhr Morgens sprang er aus dem Bette mit den Worten: „Es ist Zeit, ich will fort!" sank aber sofort wieder zurück, gewann sein volles Bewußtsein, daß er sich sogar selber ankleiden half und auf seinen Sessel setzte. Hier seufzte er: „O ich bin so müde!" und schlummerte gegen 9 Uhr lächelnden Antlitzes ein; sein Schlummer ward immer todtenähnlicher und so entschlief er unter den Gebeten der Seinigen gegen 2 Uhr Nachmittags. Die Bitterkeit des Todes hat er nicht gekostet. Sein Sterbezimmer dünkte ein Vorhof des Himmels zu sein.

Am Nachmittage des 7. Oktbr. wurde seine sterbliche Hülle, ein Samenkorn der Ewigkeit, feierlich zur Erde bestattet. Die Spitzen der geistlichen und bürgerlichen Behörden der Provinz, viele Geistliche, Freunde und Verehrer des Entschlafenen von nahe und ferne wohnten dieser Feier bei.

Das war die Leichenfeier des Mannes, welcher vor 42 Jahren in Kaiserswerth unbekannt und schüchtern einzog, um die kleine hirtenlose Gemeinde daselbst zu sammeln, jetzt aber nicht nur diese für alle Zukunft befestigt, sondern noch eine zweite zahlreichere Anstaltsgemeinde, welche aus verschiedenen Ländern gesammelt, in verschiedenen Erdtheilen wieder missionirend wirkt, gegründet hat. Sein Tod wird weit hinaus als ein Verlust schmerzlich empfunden. Zahlreiche Schreiben aus Königspalästen und Fürstenhäusern, von bürgerlichen und kirchlichen Behörden, von Anstalts-Vorständen, Freunden und Mitarbeitern, in deutscher, französischer und englischer Sprache zeigen den Hinterbliebenen, wie viele Herzen in der Heimat und in fernen Landen mit ihnen trauern und klagen. Möge es der trauernden Wittwe, deren mütterlichen Händen schon in der letzten Zeit alle Anstaltsarbeit oblag, verstattet sein, in Gemeinschaft mit ihren Kindern das große Werk, das Vermächtniß ihres geliebten Mannes, in seinem Sinne fortzuführen und zu erhalten.

W.

Am Familientische.

Noch einmal das Rettungsboot.

„Nun, hat der Strand endlich mal Segen gebracht, Janssen?" frug ein bejahrtes, aber kräftiges und gerade aufgerichtetes Weib von unverkennbar friesischem Habitus, einen blonden hochanligeschossenen, jungen Mann, der, den Südwester auf dem Kopf, angethan mit der ungefügen Oeljacke und riesigen Seestiefeln, langsam die Thür öffnend, mit schwerem Schritt in die niedrige, cajütenartige Wohnstube seiner Fischerbütte eintrat. „Wo ist Gesine, Mutter? Wo ist Luth Konrad?" frug Janssen Harms dagegen, auf die Frage der Mutter nicht achtend. „Es gibt eine Sturmflut, wie Du und ich sie noch nicht erlebt haben." „Sei ohne Sorgen, Janssen!

Digitized by Google

Die haben friesisch Blut. Sie sind ans nach Dir. Doch sag': gibt's brav Strandgut? Unser Genivore geht zu Ende, die Kaffeeläden sind leer, der Fischfang gibt heuer nichts aus. Wahrlich ein erbarmlicher Strandwinter thäte uns Noth." „Mutter, was sagst Du da? Ist's denn nicht ein Segen in der Zeit, wo unser Herr Pastor sieht, sein „Gott segne den Strand"" widerwillig ins Schlafgebet einschalten mußte? Weißt Du nicht, daß's vorbei ist mit dem Strandsegen?" Aber etliche Hundert Bergeslohn — meinte der Vogt — wird's diesmal austragen. Kommt auf Eins heraus. Aber Gott hat, braucht für die Waare nicht zu sorgen. Ein Glas Steifen bah' ich heut verdient, Mutter!" Die Alte schüttelte den Kopf über die neue Ordnung; und sprach still vor sich hin von der verlehrten Welt und der alten, guten Zeit und verklimmerten Rechten; aber sie ging noch dem buntdemalten Wandschrank, goß aus einer großen, wulstigen Krufe ein Glas breiviertel voll Genievre, und bereitete Janssen den verpönten Labetrunk. „Sieh, da kommen auch Oesine und ihr Kunrad," sagte sie, mit der linken das Glas vor dem Sohne, der bemüht war, sich von seiner unförmlichen Fußbekleidung zu befreien, hinsetzend, und mit der rechten Hand über den Augen zum Fenster hinausschauend nach der Vogtsdiele. Dort ersehen das junge Weib, Tanke Kunrad und Tanke Sine schnell, als es der heftige Sturm gestattet, schritten die beiden auf die Hütte zu, während die Abendsonne eben ihren letzten gelbunheimlichen Strahl auf die weiße Düne warf. „Gottlob, daß Sie da sind. 's gibt eine böse Nacht. Ich mag diesen gelben Abschiedsgruß nicht. Gottlob, daß Ihr da seid," rief Janssen dem eintretenden Paar entgegen. „Wir danken Gott, daß Du da bist, Janssen! Noch einmal sind sie hinaus. Und Gott hab's barmherzig; sie Männer strauben sich; der Vogt warnte. Aber die können nicht genug haben. Gut, daß Du mal nicht darunter bist." „Vor sechs Jahren, Oesine! wär' ich der erste gewesen. Damals war's nur um ein Leben Schade. Seit selig Vater Laaes unsere Hände umwanden legte, bin ich zahm wie ein Lamm." Und dabei streichelte er die Hände der jungen Frau, die mit Mutter Kemerfel des Vaters, eine vollkommene Theerjacke, nach dem dampfenden Glase schielend, sich an den Vater heranbrängte, freundlich die von der Luft sodergerötheten Wangen, ließ ihn von dem süßen, feurigen Tranke nippen und begann ein Examen mit ihm über die Geheimnisse der Fischer und Schiffersfrau. Allmälig ward es finster in der kleinen Behausung. „Seh, Tante Kunrad! Sag Mutter, sie soll uns Licht bringen. Du mußt mir schon helfen. Doch horch! — das war ein Signal. Dacht ich's doch, daß heute die Steifeln nicht lange Ruhe haben würden. Jung, die Steifeln und den Südwester her! Mutter, die Laterne und ein Stück Brot." Athemlos kam die junge Frau ins Zimmer. „Ach Janssen! heute nicht, heute nicht! Laß die anderen machen. 's sind Jünger und Knechte hier und an der See ist jeder Mann heran, wie um ihm den Weg zur Thüre zu verperren. Aber der stand schon gerüstet. „O ist friesisch Blut, Oesine! laß ab; hätte Vater Laaes selig gezaudert? Da ist Brot, da ist die Laterne, Janssen! Gott mit Euch!" Ihrach die Alte, hinzutretend, und dem Sohne das Gewünschte reichend. „Ja, ja, zahm wie ein Lamm, Janssen! Aber Dein Weib und unser Junge gelten Dir nichts hier, bleib nur heute hier, ab — —" und ihr schreckte die Fledende zusammen; ein zweiter Signalschuß übertönte, den heulenden Sturmwind. Und während der Schuß noch durch die Dünen der Insel hindröhnte, schritt Janssen fest und rasch durch die Thür. „Wir haben ein gutes Boot, Oesine! Wer ein Mann kennen uns wohl. Bald hätteh Du gelacht, Mutter! Wenn auch Alle heute geblieben wären, als es vor'm Jahre galt, Deinen Janssen aus der See zu holen?" Se hatte er noch im Gehen gesagt, den Sinn schon mehr auf das gerichtet, was jetzt Noth that, als auf den trauten Kreis, den er verließ, vielleicht auf Nimmerwiedersehen verließ.

Janssen Harms war Vormann der Rettungsstation. „Se recht — sag das Du jagen kannst; das Rettungsboot kauert auch noch eine Weile!" rief er dem Knecht zu, der mit zwei rüstigen, angeschirrten Pferden über den losen, aufstäubenden Sand hin an ihm vorüberritt. Fast zu gleicher Zeit mit dem Reiter stand er vor dem Schoppen des Rettungsbootes. Binnen wenigen Minuten waren auch die anderen zehn am Platz. Janssen schloß eilig das Thor des Schoppens auf, in welchem das Rettungsboot auf dem Karren lag. Das ganze Inventar war schon am Tage genau gemustert worden, was Janssen nie versäumte, wenn schlimmes Wetter im Anzuge war. Flugs ward angespannt, beim Scheine der Laternen noch einmal nachgesehen, ob im Boote alles in Ordnung — und vorwärts ging's mit dem wunderlichen Fuhrwerk dem Strande zu. Dort ward der Karren rasch gestopt, und, von wuchtigen Männerarmen bald geschoben, bald gehalten, glitt das Rettungsboot sanft auf den Boden. Der Strand fiel hier ziemlich stark ab; das Boot brauchte nicht weit von den mit den Schultern anstemmenden und zur Arbeitshilfe talkmäßig ihr „Johe Johe" rufenden Männern geschoben zu werden. Bald war es flott, acht Mann an den Riemen, zwei, Hermann Janssen Harms und Hinrich Renken, am Ruder, der Bugmann vorn, ausliegend in die schwarze Nacht, hier und da von dem Schaum der Brandung von Zeit zu Zeit wie mit einem Phosphorschimmer erleuchtet wurde, und Alles rüstend, was dem Anlegen an das Wrack von nöthen sein möchte. Kaum drangen Janssens mächtig gerufene Kommandoworte durch das Getöse der Brandung und das Geheul des Sturmes. Die Männer hatten gerudert, aus je wuchtigen Ruderschlag und rasch war das Boot mitten in der Brandung. Ringe um sie dunmelaufleuchtender Gischt, der in Massen zurückströmend sich über das Boot ergoß und es mit seiner Wucht erdrücken zu wollen schien. Die Männer bebten nicht. Aber vergebens war ihr Mühen. Diesen Wogenkamm zu brechen mit einem so winzigen Fahrzeug — wollig ein Wagestück! Fünfmal hatten sie den Kampf mit dem wüthenden Element aufgenommen; fünfmal waren sie zurückgeschleudert worden. Die Kraft schien zu verlagen. „Noch einmal vorwärts, ihr Leute!" rief Janssen, „jetzt werden wir Herr." Und wirklich — diesmal unterlag das Element sechzehn, zum letzten Angriff riefig angestrengten Männerarmen. Der Tag graute, als die erste schwere Arbeit überwunden war. „Now noch gali's, eine gute Strecke gegen Wind und See zu rudern. Aber das schlimmste Stück war doch vollbracht. Und wozu das gut war, konnte ein Auge, wie das Janssens, nun in der Morgendämmerung deutlicher und deutlicher gewahren. „Ein großes Schiff! der große Mast über Bord," sagte er zu seinem Nebenmann. „Leute im Takelwerk. 's ist höchste Zeit. Das Schiff stößt. Werden vor dem Winde um's Wrack steuern müssen und dann wieder in den Wind langsam zurück." „Gehen sonst nun — — — erwiderte Renken. „Hast recht, Hinrich. Scheint ein Franzos zu sein. Wart arme Jungens. Kommen schon bin zu Euch! Sieh Hinrich! Einer winkt noch, festgebunden, wie's scheint, in den Wanttauen. Vorwärts, Leute, vorwärts!"

Und so schoß denn das Rettungsboot bringende Boot, von tüchnen Männern getrieben, schon sicherer Bermannhaut geleitet, durch die hochgehenden, wüthende See. Das Anlegen an Janssen und der Bugmann waren Meister darin — gelang. Hätten die Armen, die da mühsam mit letzter krampfhafter Kraft in der Takelage sich festklammerten, noch einen Ton von sich geben können — welch' ein aus tiefster Seele dringender Jubelruf hätte die Netten begrüßt! Aber auf dem Wrack, obwohl es noch sieben lebende Menschen trug, war alles still und ausgestorben. Es war ein ungeheures Stück Arbeit, diese halberstarrten Leute aus der Takelage, wo sich einige festgebunden, die anderen wie im Todeskrampfe sich festgeklammert hatten, ins Boot zu bringen. Der Himmel selbst unterstützte das Werk. Die See ging an ruhiger zu gehen; die Wuth des Sturmes war gebrochen. Alle sieben Leute kamen heber ins Boot, und wurden da so warm es gehen wollte, unter die Bänsker der Retter gebettet. Die Rückfahrt ging langsam aber glücklich von Statten. Zwölf Stunden nachdem es abgegangen war, nach zwölfstündiger Arbeit — und welcher Arbeit! langte das Boot wieder an der Insel an.

Wir nennen die Insel nicht, wo Janssen Harms wohnt; wir nennen die Zeit nicht, in welcher das eben Erzählte sich ereignet hat, nicht den Namen des Schiffes, welches damals auf dem Rothsand strandete, noch die Namen und Herkunft der Geretteten. Das alles thut nichts zur Sache.

Geschichten dieser Art war man sonst nur gewohnt, aus englischen Rettungsgenossen zu hören. Aber unsere Geschichte ist eine deutsche. Endlich, nachdem in England schon bei vierzig Jahre lang ein Rettungsverein eine große Wirksamkeit entwickelt hatte, — in den Jahren von 1824 bis 1863 sind dort durch Stationen der Royal-life-boat-Institution 13,568 Menschenleben vom sicheren Tode gerettet worden — endlich wachen auch auf deutschen Küsten an stürmischen Tagen und Nächten kühne Seemannsaugen über der widerwogenden See und den auf dieser Wasserwüste etwa Verirrten, werden auch auf deutschen Küsten jene herrlichen Rettungsboote in Bereitschaft gehalten, mit denen eine große Mannschaft selbst bei unseren überaus gefährlichen Strandbildungen kein Umwetter zu fürchten braucht, wenn es gilt, zu kühnem Rettungswerk hinauszueilen.

Seit dem März des Jahres 1861 sind zwar auch an den deutschen Nordseeküste zwischen Emden und Ost von den Privatvereinen zwölf Rettungsstationen errichtet worden, und durch einzelne dieser Stationen wurden in dieser Zeit gegen 70 Menschenleben aus jäher Todesgefahr errettet. Schmuckloß und ohne sonderliches Rühmens davon zu machen, werden diese Rettungsgeschichten in dem oder jenem Blatte mitgetheilt; wir, die wir der See nahe wohnen, nehmen allemals Notiz davon; bis ins Inland dringen sie kaum. Und doch, wie es meist Lebensaufen sonder Mitleiden, vollbracht von einfachen, schlichten, stillen Fischern, nicht um der Ehre und des Ruhmes, oder um des kärglichen Lohnes willen, sondern aus Menschenliebe und zur Ehre Gottes und zur Ehre des deutschen Namens!

Der Schreiber dieser Zeilen hat gegkaubt, es sei troy der meisterhaften Schilderung Werners in Nr. 15, wohl der Mühe werth, noch eine von vielen solchen Geschichten, die er gehört und erlebt, dem großen Leserkreise des „Daheim" wiederzuerzählen. Und er wagt es zu hoffen, daß der und jene aus unserm Leserkreise, wenn er daheim in süßer behaglicher Ruhe von den kühnen Thaten vernimmt, welche von den Mannschaften deutscher Rettungsstationen vollbracht werden, anfangen werde, sich einigermaßen für das deutsche Rettungswesen zu interessiren, daß er, wenn eine Aufforderung an das ganze Vaterland ergeht, diese treffichen und segenreichen Institute zu unterstützen,*) an die obige einfache Erzählung denken und seine milde Hand zu reichlichen Spenden öffnen werde.

Denn noch ist bei uns erst ein kleiner Anfang mit dem Rettungswesen gemacht. Deutschland hat zwölf und braucht wenigstens 50 bis 60 Stationen. Zur Einrichtung der Stationen, die noch zu beschaffen sind, werden gegen 100,000 Thlr. nöthig sein, zur jährlichen Erhaltung aber gegen 10,000 Thlr. Das ist eine Kleinigkeit für das deutsche Volk; aber es ist ein wenig viel für die keineswegs überall mit Glücksgütern gesegnete und auch noch zu mancher anderen, dem ganzen Vaterlande zu Gute kommenden Leistung nur zu gern herangezogene Küstenbevölkerung.

Ueber die Geschichte und Einrichtung der deutschen Rettungsvereine findet vielleicht demnächst noch ein Wort seine gute Statt im „Daheim".

A. C.

*) Das Daheim wird in einer der nächsten Nummern eine solche veröffentlichen.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des „Daheim" in Leipzig, Postfr. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Kornig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im Februar 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 21.**

Die Hochschule der Demuth.

Eine Geschichte von **W. H. Riehl.**

Im Jahre 1683 zog ein junger Franziskaner, der Bruder Bonaventura, terminirend durch die sogenannte Pfaffengasse, das kurmainzische und kurtrierische Rheinthal, und predigte dabei sehr erbaulich unter ungeheuerem Volkszulauf. Seine Reden waren kurz, frisch, derb, voll Mutterwitz und handgreiflicher Lebensklugheit. Die berühmteste derselben, eine Ehestandspredigt, gefiel ihm und seinen Zuhörern so gut, daß er sie gar nicht oft genug wiederholen konnte. Er zeigte in dieser Predigt klar, wie Ehegatten durch Milde und Demuth einander tragen und bessern müßten und erzählte dann zum Schlusse allemal eine altbekannte Geschichte, welche doch immer wieder aufs neue rührte und ergriff.

„Ein leichtsinniger Maurermeister, ein Trunkenbold," so etwa sprach er, „hatte ein frommes, junges Weib; sie konnte ihn aber nicht vom Trunke bekehren, und böse Gesellen rissen ihn immer tiefer hinab in den Schlamm der wüstesten Schlemmerei. Einstmals hatte der Meister bis Mitternacht im Adler gezecht, und als ihn dann der Adlerwirth vor die Thüre geworfen, zog er mit all den trunkenen Genossen in sein Haus und befahl der Frau, die ihn schon lange in Gram und Kummer erwartete, daß sie Wein heraufhole und die Gläser fülle und wieder fülle als die flinkste Kellnerin, und wehe ihr, wenn je ein Glas leer bleibe. Der Frau wollte das Herz brechen; dennoch that sie wie der Mann befohlen, holte den Wein, füllte die Gläser und verbiß die Thränen, so daß nicht ein Tropfen in das Glas fiel, welches sie zitternd dem Manne darreichte. Als dieser aber sah, wie die Frau pünktlich that, was er geboten, und nicht einmal in einer Miene die Höllenqual solchen Dienstes sich merken ließ, da erwachte er und erkannte in ihrem demüthigen Gehorsam ihre Liebe und den Adel ihrer Seele, und zugleich ergriff ihn der tiefste Abscheu vor seiner eigenen Gemeinheit, und die Frau mit dem Weinkruge und dem kummervollen sanften Auge erschien ihm wie ein Engel des Gerichtes. Er ward plötzlich stille, trank nicht mehr und bot den staunenden Genossen einen kalten, fast groben Abschied. Als sie gegangen, fiel er der Frau um den Hals, bat sie um Verzeihung und gelobte ein neues Leben. So geschah es auch; er ward von Stund' an ein besserer Mann. Durch Demuth soll ein Gatte den anderen besiegen und durch Liebe und Milde des anderen Sünden richten: Beati mites, quoniam ipsi haereditabunt terram, selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich ererben."

Nach diesen Worten hielt der Franziskaner jedesmal einen Augenblick stille, schaute sich im Kreise seiner Hörer um und fuhr dann fort: „Ich habe Euch diese Geschichte schon oft erzählt, und Ihr saget wohl, warum ich sie immer wieder erzähle? Einfach deßhalb, weil ich keine bessere weiß. Erlebt Einer von Euch aber selber eine bessere Geschichte, daß ein Ehegatte noch Härteres beim andern in Liebe getragen und durch Demuth besiegt habe, so erzählet sie mir: ich werde Euch dann mit der neuen Geschichte erbauen statt mit dieser alten. Amen."

Es kam aber keine bessere, und der Franziskaner blieb immer bei der alten Geschichte.

I.

Als der Franziskaner wieder einmal in Lorch am Rhein seine Ehestandspredigt hielt und die bekannte Geschichte vortrug, hörte ihm der Fuhrmann Peter Rambold aus Bacharach besonders achtsam zu; denn er wollte nächster Tage Hochzeit halten in Lorch mit der achtzehnjährigen Käthchen Rehm, „des verstorbenen Bürgers und Schultheißen Johannes Evangelist Rehm ehelich lediger Tochter," wie es im Aufgebote hieß. Für diese Ehe hätte es aber eigentlich gar keiner Predigt bedurft, so zwei erlesene Leute fanden sich hier zusammen.

Rambold war ein gottesfürchtiger, gutgearteter Mann, ehrig und treu in seinem Geschäft, daß ihm die Kaufherren tausend Gulden so sorglos anvertrauten wie einen Heller, dazu wohlhabend; er nannte ein Haus mit schönen Weinbergen und zwölf Pferden sein freies Eigenthum. Käthchen Rehm war noch viel reicherer Leute einziges Kind, und da ihre Eltern frühe starben, so hatte man sie in einem benachbarten Klarissinnen-Kloster erzogen; denn die Lorcher Bürger ließen ihre Kinder nicht nach Bauernart unter Schweinen und Gänsen aufwachsen. Im Kloster war sie gar fein und fromm geworden, konnte lesen, schreiben und sticken wie eine Nonne, auch allerlei bunte Spielereien von Pappendeckel und Goldpapier machen,

was man Klosterarbeit nannte, wußte nichts von der Welt und ihrer Schlechtigkeit, und war zart und zierlich wie ein Fräulein, fast zu zart für eine Fuhrmannsfrau.

Die Eltern hatten schon frühzeitig vorbestimmt, daß Käthchen einmal den Peter Rambold, seinen „Andergeschwisterkinds-vetter" heirathen solle, und sterbend dem künftigen Bunde ihren Segen hinterlassen. So war Käthchen schon Braut als sie aus dem Kloster kam, und es däuchte ihr damals fast sündlich eine Braut zu sein; denn sie konnte sich ein gerechtes Leben nur denken innerhalb des zweiten Ordens des heiligen Franziskus und der heiligen Klara von Assisi und geleitet von Conventualen des ersten Ordens jenes Heiligen, welche in dem Klarissenkloster die geistliche Oberaufsicht geführt hatten. Daß sie sich statt solcher Conventualen nun von einem Fuhrmann solle leiten lassen, kam ihr anfangs ganz entsetzlich vor. Allein sie war kaum einige Wochen wieder in Lorch, so wurden ihre blassen Wangen zusehends wieder so roth wie bei den übrigen Lorcher Mädchen, und der bekannte frische Wind, welcher dort von Wispertahle zum Rhein heraus bläst, fegte ihr viele Klostergedanken aus dem Kopf, und da man ihr von allen Seiten Glück wünschte, so fand man ihr von allen Seiten Glück wünschte, so fand man ihr es ihr zuletzt ganz natürlich vor, daß sie sich auf die Hochzeit freue wie andere Bräute.

Am 15. Oktober 1683 wurden die beiden in der Pfarrkirche zu Lorch vom Priester eingesegnet. Jedermann pries das schöne, tugendsame Paar; die jungen Männer beneideten den Bräutigam und die Mädchen die Braut; Peter und Käthchen aber hätten heute den römischen Kaiser selbst nicht beneidet, geschweige denn einen Menschen aus Lorch oder der Umgegend.

Nach der Trauung ging der Zug der Gäste aus der Kirche zum Wirthshause, wo das Hochzeitsmahl gerüstet ward, nur die beiden Brautleute blieben nach einem schönen alten Brauche allein auf dem Kirchhofe zurück und schritten Arm in Arm hinter dem Chor der Kirche zu den Gräbern von Käthchens Eltern, die heute mit den schönsten Herbstblumen frisch geschmückt waren. Denn weil man die Verstorbenen nicht zur Hochzeit laden kann, so besucht das Kind die Eltern auf seinen Ehrentag am Grabe, und weil es ihnen an diesem Tage sonst nichts Liebes und Gutes mehr zu erweisen vermag, so betet es mit dem eben angetrauten Manne vereint etliche Vaterunser, als eben so viele Tropfen kühlenden Wassers, welche es den etwa noch im Fegefeuer dürstenden armen Seelen hinabsendet.

Käthchen betete ungewöhnlich lange und stand, nachdem sie geendet, noch eine Weile in tiefen Gedanken, deren Kampf man leise durch ihre lieblichen Züge zucken sah. Dann ward sie, bis dahin leichenblaß, plötzlich von glühendem Roth übergossen, faßte den Peter bei der Hand und sprach: „Ich kann in dieser Stunde nicht vom Grabe meiner Eltern gehn, ohne Dir ein Geständniß zu machen. Der Wunsch meines Vaters selig ist nun erfüllt: ich habe Dich geheirathet, und das war auch mein Wunsch, nämlich sofern ich niemals gedacht habe, daß ich einen andern heirathen könne als Dich, und habe Dich auch immer lieb gehabt, wie man seinen vom Vater vorbestimmten Bräutigam lieb haben soll und muß. Allein was eigentlich heirathen heißt, das ist mir doch erst heute am Hochzeitmorgen ganz klar geworden, und indem mir's drinnen am Altar und hier am Grabe immer schwerer aufs Herz fiel, wie kettenfest das Sakrament der heiligen Ehe bindet, entdekte ich auch, daß ich Dich bis daher doch nicht so aufschließend lieb gehabt habe, als es von Gottes und Rechtswegen sein soll. Ich trage da etwas ganz Besonderes im Herzen und habe mich geschämt, Dir's zu gestehen, weil mir's zu einfältig, und aber auch gefürchtet, weil mir's zu ernsthaft dünkte. Jetzt muß es heraus. Während ich Dich immer liebte als meinen künftigen Mann, hatte ich noch einen Anderen gern, in seltsam anderer Art: das war der junge Christoph Keller, welcher Franziskaner geworden ist und jetzt Pater Bonaventura heißt und so schön vom Ehestand predigt. Schon als Kind da Christoph noch weltlich war, sah ich ihn mit ausnehmender Freude, und da er ins Kloster ging, wurde diese Freude an ihm zwar etwas schwermüthiger, aber um so tiefer. Dich hatte ich lieb weil ich Dich einmal heirathen sollte und wollte, und weil Du es wußtest, daß ich Dich liebte und mich auch wieder liebtest; ihn aber hatte ich lieb, ohne je ans Heirathen zu denken; und weil er gar niemals merkte, wie gut ich ihm war und also auch nichts erwiderte, so kam mir meine Liebe zu ihm erst recht besonders rein und heilig vor. Es war ganz zweierlei Art, und ist eine Sünde dabei gewesen, so habe ich's selber nicht gewußt, und die Nonnen haben mich auch niemals aufgeklärt über den Unterschied einer Liebe mit Heirathsgedanken und ohne Heirathsgedanken."

Der Fuhrmann war etwas überrascht von dieser Beichte, die er zwanzig Minuten nach der Trauung gerade nicht erwartet hatte. Allein zwanzig Minuten nach der Trauung ist man auch hoffnungskühner und leichtmüthiger als zu anderen Zeiten, und also dachte Peter, jetzt habe er sein Käthchen einmal fest und werde sie auch fest halten und ihr in Jahr und Tag schon gründlich lehren, was eigentlich Liebe mit Heirathsgedanken sei, trotz allen Franziskanern der rheinischen Kirchenprovinz. Auch rührte die Unschuld des guten Kindes sein festes Fuhrmannsherz, und er beschwichtigte ihre Gewissenszweifel und meinte, da sie ja den Bruder Bonaventura nichts habe merken lassen und im neuen Haushalte mit zwei Mägden und drei Fuhrknechten ohne Zweifel weniger Zeit habe an eine Liebe ohne Heirathsgedanken zu denken, wie im Klarissenkloster, so werde sich die Sache schon geben.

Diese milde Auffassung hielt aber bei Peter nicht lange Stich. Schon während des Hochzeitschmauses versank er in ein trübes Brüten und Sinnen, und in den nächsten Wochen nagte es ihm oft recht scharf am Herzen, daß Käthchen den Christoph im Grunde doch lieber gehabt als ihn und überhaupt nur geheirathet, weil sie gesollt, nicht weil sie gewollt habe. Doch ließ er die junge Frau nicht das Mindeste von seinem Kummer merken, und sie war auch ihrerseits die reine Liebe und Güte gegen ihn.

In dieser Zeit geschah es, daß Peter Rambold in Oberwesel einmal unversehens mit dem Pater Bonaventura zusammen traf. Es kostete ihm einige Mühe, seine Fassung zu behaupten; denn obgleich er vordem des Paters Predigt so achtsam angehört, so hatte es ihn als einen Bacharacher doch damals schon geärgert, daß ein Franziskaner so schön predigen könne; die Bacharacher waren nämlich den Franziskanern todtfeind und hielten es mit deren bittersten Widersachern, mit den Kapuzinern, aus Gründen, die ich nachher genauer berichten will. Dann aber wurmte es ihn, daß gerade ein solcher Franziskaner vor Zeiten Christoph Keller geheißen und seinem Käthchen so ganz besonders gefallen habe. Doch that er dem Mönche sehr freundlich und kam, da dieser ihn gar treuherzig anfprach, auf den erleuchteten Einfall, in verstellter Weise den Pater selber zu befragen über Käthchens Geständniß und ihn dabei auf die Probe zu stellen, ob er denn wirklich von der geheimen Neigung seiner Frau niemals etwas gemerkt habe.

Also berichtete er im Laufe des Gesprächs so pfiffig, wie es nur dem biederstem Fuhrmann möglich ist, daß sein Käthchen, die der Mönch ja als Nachbarstochter recht genau kenne, ihn in seltsame Beklemmung versetze, und daß er und sie schon lange einen geistlichen Gewissensrath darüber hätten hören mögen. Er erzählte dann genau, was ihm Käthchen gestanden, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß er statt des leibhaftig vor ihm stehenden Franziskaners von einem „Verstorbenen" redete, welchem eine so unerhörte Liebe ohne Heirathsgedanken neben dem Bräutigam gezollen habe. Der Pater, mit Leib und Seele ein geborener Mönch, lauschte staunend, doch ohne sonst eine Miene zu verziehen; dann rief er: „Ihr habt ein rechtes Juwel von einer Frau und sollter jubeln, daß sie Euch so beunruhigt. Spricht nicht das zarteste Gewissen daraus, daß sie ihre Seelenangst Euch offenbarte, eben in dem Augenblicke, da dieselbe in ihr erwacht war, unbekümmert zwar, ob sie Euch dadurch den Hochzeittag trübe, aber auch unbekümmert, ob sie auf sich selbst einen Schatten werfe in einer Stunde, wo jede Frau dem Manne nur im schönsten Lichte leuchten will? Andere hätten geschwiegen bis zu gelegener Zeit oder für immer. Euer Käthchen aber machte sich zur Sünderin aus lauter Herzensreinheit. Eine Braut, die im Brautkleide an ihre Sünden denkt, ist schon gar selten, aber vollends eine Braut, die zwischen dem Altar und der Hochzeitstafel dem Bräutigam ihre Sünden beichtet, ist glaube ich in ganz Lorch noch nicht dagewesen, seit der Ort besteht. Daß sie Euch so grausam gequält, das war die beste Gabe, die sie Euch überhaupt am Hochzeitstage schenken konnte; — übrigens ist es immerhin gut, daß jener Freund bereits gestorben ist."

Peter ging etwas beschämt, aber auch beruhigter hinweg; nur verkehrte er, als er sich die Worte des Mönchs wiederholte, den letzten Satz und sprach: „Daß jener Freund ein Franziskaner geworden, ist das Allerbeste; übrigens ist es wirklich gut, daß Käthchen mich so tief bekümmert hat."

(Schluß folgt.)

Tupa, das Indianermädchen.

Von Ernst v. Bibra.

(Schluß.)

Er fand zuerst eine ziemlich tief in das Gebirge geschnittene Schlucht, welche endlich auf eine mäßige Anhöhe führte, die kaum die halbe Höhe des Gebirges haben mochte, und als er nicht allzulange Zeit auf derselben fortgeritten war, senkte sich der Boden wieder, und plötzlich sah er nun die eigentliche hohe Cordillera wieder vor sich liegen.

Freilich aber, scheinbar wenigstens, ebenso weit entfernt als am Morgen, und zwischen sich und der riesigen Bergeskette wieder die Wüste, abermals wie er sie früher schon gesehen hatte, aber er wußte jetzt doch, daß er die rechte Richtung eingehalten, und war mit dem Gedanken vertraut geworden, sein Nachtlager in der Wüste aufzuschlagen.

Am Fuße des Gebirges machte er in Folge dessen halt und suchte sich, so gut es eben ging, häuslich einzurichten.

Wer in Chile zu Pferde reist, und es gab in jener Zeit kaum eine andre Art zu reisen, führt stets sein Bett mit sich, und dieses besteht aus den zwölf Guanaco-Fellen, welche den sogenannten großen Sattel bilden. Unmittelbar auf dem Thiere liegen sechs derselben, dann kömmt ein höheres Sattelgerüste und auf diesem befinden sich die sechs übrigen Felle, die meist noch mit einem dreizehnten, bunt gefärbten, welches man Pellon nennt, bedeckt sind.

Benito hatte von seinen Verräthern gegessen, hatte seinem Thiere Gerste gegeben und hatte ebenso seinen Abendtrunk mit ihm getheilt, dann ließ er es ledig, da beim ersten Nachtlager sich fast nie ein Pferd von seinem Herrn entfernt, und begann sich bald ganz behaglich zwischen seinen Decken zu fühlen, denn der Hitze des Tages war eine Kühle gefolgt, welche unserem Reisenden fast unerklärlich schien. Er entschlief interessen, gegen Mitternacht aber wurde er geweckt durch das sturmähnliche Toben des Windes und durch eine Kälte, wie er, ein Kind des Südens, sie nie empfunden hatte.*)

Freilich wölbte sich über ihm der prachtvolle nächtliche Himmel seines Vaterlandes, ein riesiges Gewölbe, gefärbt mit dem sostdarsten Blau und besetzt mit Millionen funkelnder Edelsteine, und über der Cordillera blitzten die geheimnißvollen Feuerscheine**) ihrer Feuerberge, aber Benito hüllte sich schaudernd vor Kälte in seine Felle, klapperte mit den Zähnen, den Sternen und der Cordillera nicht einen einzigen Blick schenkend, und nur halbweg aufrecht gehalten von dem Gedanken, daß er morgen zuverlässig in der angenehmsten Kühle das Dorf Chiachia erreichen werde, „denn," sagte er zu sich selbst, „diese Bergkette, die ich heute überstiegen, ist offenbar die Grenze jener furchtbar heißen Region, und da es hier in der Nacht so jämmerlich kalt ist, so ist bei Tage die Temperatur eher noch kühl als belästigend warm.

Drei Tage später fanden wir unseren Benito zu Fuße, zwischen einem Labyrinth von Felsen irrend, welche ähnliche Gluthströme entsenketen, wie jene, die er am ersten Tage getroffen.

Seine Wangen waren eingefallen, sein Haar verwildert, sein Blick unstät, verzweifelnd, fast Wahnsinn verrathend, und sein Gang war schwankend und unsicher.

Alles das kam daher, weil er bereits seit viermalzwanzig Stunden keinen Bissen Nahrung und keinen Tropfen Getränke über die Lippen gebracht, und während ihn bei Tage die Hitze fast zu Boden gedrückt hatte, war er des Nachts dem Erfrieren nahe gewesen.

Nachdem er nach jener ersten in der Wüste zugebrachten Nacht wieder zu Pferde gestiegen war, um seine Reise weiter fortzusetzen, bemerkte er, daß die Fußspuren, denen er bisher gefolgt war, spärlicher wurden.

Dann theilten sie sich und wurden wieder seltener, einige schienen vor vulkanischen Spalten verschwunden zu sein, andere an kupferhaltigen Lachen, deren er jetzt mehrere traf, wieder andere hörten plötzlich auf, als sei Roß und Reiter durch die Luft davon geritten. Er schob es auf den Wind, der die Hufstritte verwischt hätte, und ritt seitwärts, um vielleicht andere zu finden, aber das war nicht der Fall, und er beschloß jetzt, in gerader Richtung irgend einen Punkt der hohen Cordillera sich zum Ziel zu setzen.

Aber jetzt traf er auf mächtige, nicht zu überspringende Spalten des Bodens, welche ihn zur Umkehr zwangen, dann kam er an große Lachen salzigen Wassers und mußte abermals umwenden, hierauf gerieth er zwischen hohe Felsen, welche ihm alle Fernsicht benahmen, und endlich konnte er sich nicht länger bergen, daß er sich gründlich verirrt hatte, ja, daß er mit jedem Schritte Gefahr lief, dies noch mehr zu thun.

Am zweiten Tage war sein Speisevorrath, seine Gerste und sein Wasser zu Ende, und da sein Pferd zu Boden gestürzt und dem Verenden nahe war, ließ er es liegen und irrte zu Fuß weiter.

Jetzt aber und kurze Zeit nachdem wir ihn getroffen haben, stand er stille, dann warf er sich auf die Erde nieder und murmelte halblaut: „hier will ich sterben."

Vor einigen Stunden noch hatte er Gott gelästert, und mit der geballten Faust scheltend und verwünschend nach der Richtung hingedroht, in welcher er sein Vaterland vermuthete, das ihn ausgestoßen und seine Freunde, die ihn dem Elende Preis gegeben.

Jetzt lächelte er schmerzlich: „Was hilft's, wenn ich weiter gehe! Wenn ich meine Qualen unblos vermehre!"

In der That schien es ihm, als könne er sich nicht mehr erheben, nachdem er sich einmal niedergelassen, seine Sohlen waren wund und alle Glieder schmerzten ihn. Hunger empfand er indessen verhältnißmäßig weniger, der war wohl durch die tödtliche Mattigkeit verdrängt, welche ihn zu Boden drückte, aber wenn er an Wasser dachte, glaubte er wahnsinnig werden zu müssen.

Oder war er es vielleicht schon?

Seine Pulse stegen und sein Blut floß heiß wie geschmolzenes Metall durch seine Adern, während sein Gehirn zu brennen schien. Wasser! O mein Gott! Wasser!

Verworrene Bilder aus seiner Kindheit drängten sich ihm jetzt fast gewaltsam auf.

Man sagt, daß das so sein soll, wenn man zum Sterben kommt.

Er sah seine Mutter vor sich, die ihn gehegt und gepflegt und seine hilflose Kindheit geschirmt, dann gedachte er seines Vaters.

Niemand hatte ihn jemals so geliebt als eben diese beiden, und er machte es sich zum Vorwurfe, daß erst jetzt, in dieser schlimmen Stunde, diese Wahrheit so deutlich vor ihn trat.

Dann gedachte er seiner Kameraden. Die hätten ihn wohl nicht hinausgejagt in bittre Noth und Tod, wie seine anderen guten Freunde. Aber die armen Burschе waren, wenn sie überhaupt noch lebten, wohl nicht viel besser daran als er selbst.

Jetzt glaubte er die Sennerita Francisca Ramirez vor sich zu sehen und hob zornig drohend die Hand gegen sie, die ihn von ihrer Schwelle gejagt, als er in höchster Noth war.

Dann bedeckte er sein Gesicht mit den Händen.

Tupa! Er hatte ihr Bild öfter schon mit Gewalt von sich verbannt während dieses Tages, der ohne Zweifel sein letzter war, aber immer kehrte es wieder, und es ging ihm fast mit ihr, als wie mit seinen verstorbenen Eltern.

Er wußte jetzt, daß ihn Francisca nie so geliebt, wie dieses arme, anspruchslose Mädchen, das er anfänglich wie ein Spielzeug behandelt und dann gescholten von sich gestoßen.

„Tupa! Tupa!" wehklagend und bereuend rief er ihren Namen.

Dann blickte er starr vor sich hin. Da zog sie wieder gegen ihn heran, zwischen jenen schwarzen Felsen, wie er sie schon mehrmals erblickt in den letzten qualvollen Stunden, in welchen sich alle seine Gedanken zu verkörpern schienen.

Aber — was war das? — sie zerfloß diesmal nicht in Duft und Nebel, wie das vorher der Fall gewesen, oder verwandelte sich

*) Während in der Wüste von Atacama des Tages über das Thermometer nicht selten auf + 36 bis 40 R. steigt, tritt in der Nacht Frost ein und das Thermometer sinkt jetzt mehrere Grade unter Null. Der Grund dieser Erscheinung liegt in dem eisigen, von der beschneiten Cordillera des Nachts herabkommenden Sturmwinde, während bei Tage stets Landwind weht.

**) Das sogenannte Leuchten der Vulkane, ein periodisch in kurzen Zwischenräumen wiederkehrendes Aufblitzen der thätigen Feuerberge, dem Wetterleuchten ähnlich, das jetzt nicht genau erklärt, und nur an den Vulkanen der Andeskette beobachtet.

Digitized by Google

nicht in ein anderes Bild der Erinnerung. Sie kam rasch näher, jetzt hörte er sie einen Jubelschrei ausstoßen, und dann verlor er die Besinnung.

Er erwachte durch ihre Bemühungen, dann gab sie ihm Wasser, mit Wein gemischt, zu trinken, und reichte ihm Speise, und es schien, als seien es wirkliche Zaubermittel, denn er war rasch gekräftigt und fühlte sich glücklich, mitten unter den Schrecken der Wüste.

„Tupa, liebe Tupa, wie kommst Du hierher?"

Sie sah ihn verwundert an: „Wußte ich Dir nicht folgen, da Du stiehen mußtest und ich Deine Dienerin war? Folgt ein treuer Hund nicht seinem Herrn?"

„Ja," sagte Benito mit Thränen in den Augen, „ja, ich habe Dich mißhandelt und Dich von mir gestoßen wie einen Hund, und nun wirst Du mein rettender Engel!"

„O, Du nicht," rief Tupa, „aber die andern haben mich von ihrer Schwelle gejagt wie einen Hund, als ich Deiner Spur zu folgen ging, aber ich zürnte ihnen nicht, denn sie zeigten mir dennoch die Wege, welche Du eingeschlagen. Mehr bedurfte ich nicht!"

Dann breitete sie vor dem erstaunten jungen Manne Gold aus und funkelnde Edelsteine.

„Großer Gott!" rief er, „der reiche Schmuck, das Erbtheil meiner Mutter! All mein Geld!"

„Ja," sagte Tupa, „ich habe alles mitgenommen, was ich finden konnte, ehe die andern kamen es zu nehmen," und dann erzählte sie mit schlichten Worten, wie sich alles begeben.

Sie hatte schon Tages vorher von Josés gehört, daß man kämpfen werde, und als man sich schlug, war sie auf die Straße geeilt, um zu sehen, wie ihr Herr seine Feinde tödten würde. Als sie aber sah, daß es anders gekommen, lief sie in die Kaserne und in die Wohnung Benitos, wo sie José zu finden hoffte.

Sie fand ihn allerdings, aber sterbend, und von ihm erfuhr sie, daß Benito gefloben sei und die muthmaßliche Richtung, welche er eingeschlagen. Nun lief sie auf seine Stube, erbrach Kisten und Kasten, nahm, was ihr werthvoll schien, warf sich dann auf ein Pferd, das weiß Gott wem gehörte und jagte wie wahnsinnig aus der Stadt, um ihrem Herrn zu folgen.

Die allgemeine Verwirrung, welche herrschte, begünstigte ihr Entkommen. Ihre Geschicklichkeit und ihre Kenntniß im Verfolgen irgend einer Spur, zumeist wohl aber ihre Anhänglichkeit und ihre Treue, ließen ihr Unternehmen gelingen, und sie hätte Benito zuverlässig schon am ersten Tage eingeholt, hätte sie nicht fruchtlos auf mehreren Haciendas nach ihm gefragt. Als sie am Abende des zweiten Tages endlich die Hacienda gefunden, in welcher er zuerst angehalten, war es nicht mehr schwer, seiner Spur zu folgen.

Freilich mußte sie die verfänglichen Worte der Männer und die höhnenden der Frauen hören, und man jagte sie fast allenthalben scheltend weiter, aber dennoch erfuhr sie, wohin sich Benito gewendet.

Als sie Copiapo erreicht hatte, erfuhr sie; daß er sich des Tages vorher nach Cobija eingeschifft und wollte den Landweg einschlagen, ihm zu folgen, aber die Fischer riethen ihr ab. In einem oder zwei Tagen würde ein nach Cobija bestimmtes Proviantschiff im Hafen anlegen, sagten sie, mit dem könne sie reisen. Der Landweg sei zu gefährlich, unbedingt aber würde sie zu Schiffe Cobija eher erreichen.

Die Gefahr war ihr gleichgültig, aber das letzte entschied, sie ging mit dem Proviantschiffe nach Cobija, aber Benito war bereits seit einigen Tagen von dort wieder abgereist, und sie erkundigte sich nun nach dem Wege, den sie einzuschlagen hätte, um ihm zu folgen. Aber bei dieser Gelegenheit erfuhr sie mancherlei, was sie erschreckte und besorgt machte, und sie kaufte, errathend was nöthig, drei Pferde, eins für sich, eins für Benito und ein drittes nahm sie, mit Proviant beladen, mit sich. Dann machte sie sich unverzagt auf den Weg, und brauchte einen einzigen Tag, um ihn einzuholen und ihn vom sicheren Tode zu erretten.

„Aber wie war es Dir möglich, hier in der Wüste meiner Spur so rasch, so sicher zu folgen?" sagte er, als sie geendet.

„Das war nicht schwer," versetzte sie, „denn die Hufspur Deines Pferdes war frisch, die andern älter und verwischt."

Sie zerstreute auch seine Bedenken, ob sie wohl den weiteren Weg mit derselben Sicherheit finden würde, und als sie am andern Morgen die Reise weiter fortsetzen, sah er wohl, daß sie nicht zu viel versprochen.

„Gestern schon," sagte sie, „habe ich diesen Weg gefunden, als ich einen Augenblick von Deiner Spur abkam, und Du selbst warst keine vierzig Schritte weit von demselben entfernt. Schon in Cobija haben sie mich aufmerksam gemacht auf die Dinge, welche ich hier treffen würde."

Diese Dinge bestanden in den Mumien von Pferden und von Maulthieren, welche jetzt stets häufiger wurden, und ähnlich wie in der Sahara, die Richtung des Weges zeigten.

Daß von dort aus und gegen die Cordillera zu sich diese Reste verschmachteter Thiere stets mehren, scheint vielleicht anzudeuten, daß die Reise durch die Wüste häufiger von Cobija aus unternommen wird, als von Potosi aus nach der Küste, da erst, nachdem schon ein größerer Theil des Weges zurückgelegt ist, die Thiere der Ermattung, dem Hunger und dem Durste erliegen. Aber während man kaum oder nur höchst selten menschliche Reste findet, sind die gefallenen Pferde und Maulthiere sämmtlich mummificirt, und Skelette werden nicht gefunden.

Die heiße, trockene Luft, die des Tages über die Wüste streift, trocknet sie aus und verhindert die Fäulniß, und überhaupt scheinen dort sowohl als auch in Chile und an andern Orten der Westküste mancherlei Bedingnisse zu fehlen, welche die eigentliche Fäulniß, die faulige Gährung, einleiten.

Der Mangel an menschlichen Leichen aber wird dadurch erklärt, daß die in der Wüste Verunglückten entweder von ihren Begleitern mit hinweggenommen werden oder daß fromme Hände ihnen irgendwo ein Grab bereiten.

Aber sehen wir wieder nach unseren Reisenden.

Heiter und fröhlich zogen beide dahin ihren Weg durch die Wüste, als befänden sie sich auf dem herrlichsten Weg, mitten in einer reizenden, blühenden Landschaft, und während Benito lachte und scherzte, war Tupa überglücklich und von stiller Seligkeit erfüllt.

Wohl hatte er früher auch gescherzt, aber nicht so wie heute, und sie fühlte, daß er ihr dankbar war, sie zu lieben begann, und das war ihr höchstes Glück, ein kaum geahntes, gehofftes.

Sie erreichten glücklich und ohne weiteren Unfall am Abende desselben Tages das indianische Dorf, und ebenso später Potosi, woselbst Benito übrigens von den Empfehlungsbriefen des Senner Palacios keinen Gebrauch machte. — —

Einige Monate später sagte die Sennerita Francisca zu ihren Freunden und Bekannten:

„Ich habe nie viel auf diesen Sennor Lavaqa gehalten, aber eine solche Charakterlosigkeit hätte ich ihm denn doch nicht zugetraut. Stellen Sie sich vor, er hat die abscheuliche kleine Wilde geheirathet, den braunen, kaum drei Fuß hohen Affen, welchen er jenesmal, weiß Gott warum, aus Araucanien mitgebracht hat."

„Das unverschämte Ding soll ihm, wie man sagt, selbst bis in die Wüste nachgelaufen sein," sagte eine andere Sennerita, und eine dritte fügte hinzu:

„Solche Geschöpfe kennen keine Scham und keine weibliche Würde."

Die Bekannten Benitos aber sagten, indem sie die Schultern zogen:

„Es war ein guter Kerl dieser Benito, aber schwach, außerordentlich schwach."

Was endlich Benito selbst betrifft, so wurde er später begnadigt und erhielt einen Theil seines noch in Chile befindlichen Vermögens zurück, er zog aber vor, nicht in sein Vaterland zurückzukehren, sondern in Bolivien zu bleiben, und glücklich zu leben an der Seite Tupas, welche durchaus nicht so klein war, wie die Sennerita Francisca behauptete, wenn gleich der Fehler immerhin an ihr haften blieb, daß sie dem Mann, den sie liebte, durch die Wüste nachgelaufen war, um ihm das Leben zu retten.

Digitized by Google

Eine Kinderpredigt in Rom.
Originalzeichnung von Theodor Pixis.

Digitized by Google

Aus der ewigen Stadt.

Endlich bin ich in Rom, es war mir nicht möglich, vorher längere Stationen zu machen, selbst Genua mit seiner schmeichelnden Luft, mit der Schönheit seiner Lage, die ein Spaziergang am Meer hin nach Sestri am schönsten genießen läßt, mit seinen versallenen Palästen, zu denen das bunte Gewühl am Hafen einen eigenthümlichen Contrast bildet, mit den malerischen Trachten seiner Frauen, wenigstens der Frauen aus dem Mittelstande, die noch unberührt von französischen Moden, nach Art orientalischer Frauen einen weißen Schleier lang vom Hinterkopf herabhängend tragen, alles dies konnte mich nicht zu längerem Aufenthalt fesseln, ich war froh, als ich am Bord des Dampfschiffes anlangte. Leider fahren die französischen Schiffe, denen man den Vorzug gibt vor allen übrigen, nur bei Nacht, um den Tag zu Handelsgeschäften zu benutzen, aber auch die Nacht war schön, besonders von Livorno nach Civitavecchia und entschädigte mich reichlich für meine nicht besonders anziehende Reisegesellschaft. Denn das ganze Schiff war voll, namentlich von Engländern, die nach Italien reisten, nicht um Kunst und Natur, sondern um Garibaldi zu sehen, der damals in Neapel sich aufhielt. Es war so voll, daß für mich nicht einmal eine Matratze übrig blieb, und so blieb ich denn auf dem Verdeck und freute mich an der italienischen Nacht, wie der Mond im Meer glitzerte, das ruhig war wie ein Fluß und wie die Umrisse der Berge am Ufer und auf den Inseln, die wir passirten, deutlich hervortraten in dem hellen Mondenschein. Hier fiel mir zuerst auf, daß die Gestirne viel voller und größer heraus leuchten aus dem dunkeln italienischen Himmel, als bei uns; seitdem habe ich auch hier schon in Rom mich entzückt an italienischen Mondnächten, auf dem römischen Forum, wo denn alle Monumente so geisterhaft dastehen! Früh am Morgen waren wir in Civitavecchia zugleich mit zwei großen Schiffen voll rothhesiger Franzosen, die als Verstärkung der römischen Besatzung abgeschickt waren, es vergingen aber Stunden, ehe ich mich in Civitavecchia durch alle die Paß- und Zollschranken hindurchgearbeitet hatte bis zur Eisenbahn. Aber mit der Sehnsucht der ewigen Stadt im Herzen, ganz gespannt auf den ersten Anblick, auf den ersten Eindruck, verschmerzt man solche Widerwärtigkeiten und alles ist vergessen, wenn die Eisenbahn sich in Bewegung setzt. Es geht zuerst eine Weile am Meer hin, aber bald wird's öde, schrecklich öde. Nirgends Anbau, nirgends freundliche Dörfer, nur hie und da eine Herde von Büffeln oder langgehörnten Ochsen und selten ein Paar Häuser am Wege. Und doch, wer sich hineingelebt hat in den Charakter Roms, der möchte nicht die großartige Oede seiner Umgebungen vertauschen gegen den reichsten und blühendsten Boden. Wohl mag man die Bewohner dieser wüsten Strecken beklagen, aber zu dem Charakter einer Stadt, die mehr der Vergangenheit als der Gegenwart angehört, paßt nur eine solche Umgebung. Denn wenn nun Rom zuerst sichtbar vor dem Auge steht, als eine große, aschgraue Häusermasse, da glaubt man eine Stadt der Todten, nicht der Lebenden vor sich zu sehen. Da ist kein rothes Dach, das so freundlich lebendiges Treiben ankündigt, alles sieht so grau und fahl und ruinenhaft aus. Und die Stille in den Straßen, die den Lärm industriellen und kaufmännischen Verkehrs noch nicht kennen, die nur am Nachmittag sich beleben, weren die vernehme Welt ihre Spaziersahrt macht, dann die weiten, öden Paläste und die unsauber und ungepflegt aussehenden Häuser, endlich auch der Schmutz der Bewohner, die wie sie ihr Haus verkommen lassen, auch den eignen Körper vernachlässigen, stimmt dies alles nicht zu dem Eindruck zusammen, daß die alte müde Stadt der Gegenwart abgestorben sei, daß sie nur der Vergangenheit angehöre, an die man durch Ruinen auf Schritt und Tritt erinnert wird? Eine solche Stadt fordert die öde Campagna als ihren natürlichen Boden, sie fordert eine Umgebung, die alle Gedanken an ein neues, fröhliches Leben zurückdrängt, die nur belebt durch Trümmer des alten, durch die Ruinen von Gräbern und Wasserleitungen zum Eindruck der Stadt harmonisch stimmt. Man fühlt jetzt noch so rein und ungemischt diesen Eindruck von der Stätte vergangenen Lebens, und deshalb ist auch keine Stadt so einladend zu einem ernst contemplativen Leben, ganz ungestört von der zerstreuenden Unruhe der Gegenwart, aber wird es auch so bleiben, wenn Rom die Hauptstadt des jungen Italiens wird? Wird dann dieser Zustand des Verfalls, dieser großartig ruinenhafte Charakter der ganzen Stadt fortdauern? Oder wird nicht alles ein etwas glatteres, reinlicheres, eleganteres, modisches Aussehen annehmen und somit ein neues kleinliches Wesen störend sich einmischen in die ernste Größe verfallender Ruinen? Wie schwer ist's doch, den Blick auf Rom gerichtet, gerecht zu sein gegen den Fortschritt der Kultur! —

Es ist ungemein interessant, mit Gedanken an das Alterthum das jetzige Rom zu durchwandern und das Volk in seinem Leben, in seinen Verhältnissen zu beobachten. Denn wie vieles, Großes und Kleines, hat sich nicht bis jetzt ganz so erhalten, wie es vor aller Zeit war! Der Ackerwagen ist noch ganz derselbe, wie man ihn auf römischen Reliefs dargestellt sieht, die Wage in Kram- und Fleischläden ist die gewöhnliche des Alterthums mit einer Schale, nur die Gewichte, die das Alterthum nach seinem schönen Princip, auch dem geringsten Geräth des Lebens bildlichen Schmuck hinzuzufügen und es somit aus der Sphäre des bloßen Nutzens herauszuheben, oft in Form von Köpfen, Eichelu u. s. w. bildete, sind jetzt ausnahmslos, soweit ich gesehen, formlose Massen. Darin liegt ja überhaupt ein so tiefer Unterschied zwischen dem Leben aller alten Völker, der Aegypter und Orientalen sowohl, als der Griechen, Römer und Etrusker von dem Leben der Neuzeit, daß jene in allen zum Leben nöthigen Geräthen nicht zufrieden mit dem, was der praktische Zweck erfordert, jedem Dinge auch eine eigenthümliche Kunstform zu geben suchten, während wir uns mit dem kahlen Nutzen begnügen, oder wo wir Ornamente gebrauchen, leicht ins Willkürliche verfallen. Man vergleiche unsere Schmucksachen mit denen des Alterthums. Kann man etwas Sinnvolleres finden, als die Verwendung kleiner, gestügelter Figuren, Amor, Bikteria u. s. w. zu Ohrgeschmeiden? Wie ästhetisch nothwendig ist für diesen Zweck die frei schwebende Figur! Oder Armringe und Fingerringe findet man schlangenförmig gestaltet, denn wo es darauf ankommt, ein Glied ringelartig zu umspannen, da war kein passenderes Motiv zu finden, als die Schlange. Und wie verschieden ist das Verfahren der Alten in dem ganzen Reich der Gefäße! Der Schöpflöffel, der bestimmt ist, in tiefe Krüge hinabzureichen, und darum einen langen Hals nöthig hat, läuft in einem schön geschwungenen Schwanenhals aus, denn gerade am Schwan ist der lange Hals charakteristisch; wo es auf den Begriff des Ausgießens ankommt, da setzen die Alten den geöffneten Mund eines Thieres oder Menschen, uns genügt eine einfache Oeffnung; der Begriff der Stütze wird durch einen Menschlichen oder thierischen Fuß, der Begriff des Aufassens, an Griffen ꝛc. durch eine hingestreckte Hand oder durch einen gekrümmten, gleichsam zum Einhaken einladenden Finger dargestellt, wo wir uns eines nichtssagenden Knopfes bedienen. An Kohleuschaufeln findet man unter den antiken Geräthen statt der Schaufel, wie bei uns, eine gekrümmte Hand, die den Gefluß des Aufnehmens macht. Das ganze Leben der Alten war ungleich weniger abstrakt, als das der Jetztzeit. Die Leute aus dem Volk tragen ihre Mäntel noch ganz, wie es im Alterthum Sitte war, so daß die Zipfel über die linke Schulter geworfen werden. In ihrem Gang, besonders in dem der Frauen, liegt etwas Würdevolles, Stolzes, das charakteristisch ist für die Nachkommen der alten Römer. In Rom hat selbst eine Dienstmagd einen Gang, als wäre sie eine Königin. Dieser stolze, würdevolle Gang stimmt schön zusammen mit den vollen, üppigen Formen der römischen Frauen. Man könnte sich auch auf der Stätte des alten, stolzen Herrschervolkes keine zartere, schlankere Gestalten denken. Freilich darf ein nordischer Mensch seine Begriffe von weiblicher Zartheit und Verschämtheit hier nicht anlegen, vor den Thüren sitzen die Frauen, an offener Brust ihre Kinder säugend, ohne Scheu vor den Vorübergehenden.

Die Römer sind aber auch stolz darauf, Römer zu sein, sie betrachten sich als die Patrizier von ganz Italien. Hiervon kann ich ein Paar charakteristische Erlebnisse mittheilen. In einem Kaffeehause entspann sich ein Wortwechsel zwischen einem der Gäste und dem Kellner. Der Streit wurde immer lebhafter, beide Parteien erhitzten sich sehr, bis schließlich der Kellner gleichsam als letzten, stärksten Trumpf, den er auszuspielen hatte, ausrief: „Ihr seid Italiener, aber ich bin Römer." Und damit ging er fort. Etwas Aehnliches erfuhr ich in Neapel. Ich trat bei einem Bildhauer ein, um seine Arbeiten zu besehen, und da ich einem vom Neapolitanischen abweichenden Dialekt von ihm zu hören glaubte, so sagte ich, er wäre wohl sein

Neapolitaner? „Nein, Gott sei Dank, ich bin Römer," war die Antwort.

Doch würde man irren, wollte man glauben, es fehle dem römischen Volk an südlicher Lebendigkeit. Man stelle sich nur einmal hin an einen jener Kreise, wie sie sich namentlich zur Carnevalszeit auf den Straßen bilden, in dessen Mitte die Tarantella zum Tambourin getanzt wird. Da gibt es Gelegenheit, wilde, bacchantische Bewegungen der Frauen zu sehen. Oder man betrachte die Männer, wie sie das althergebrachte Spiel alla morra — jeder der beiden Mitspielenden streckt mit größter Schnelligkeit eine bestimmte Anzahl von Fingern vor, die der andere ebenso schnell rathen muß — spielen und in der Leidenschaft des Spieles ihr tre, quattro, cinque mit solcher Vehemenz ausrufen, daß man es Straßen weit hören kann. Aber auch im ruhigen Gang des Lebens findet der Nordländer hier, wie überhaupt in Italien, eine Lebhaftigkeit des Wesens, die ihm sofort auffallen muß. Sie äußert sich besonders in der lebhaften Geberdensprache. Denn es ist dem Italiener Bedürfniß, das abstraktere Wort mit sinnlich ausdrucksvollen Zeichen zu begleiten. Kauft man sich eine Frucht auf der Straße, so begnügt sich der Verkäufer in der Regel nicht mit einer Angabe des Preises durch das Wort, sondern er hebt zugleich soviel Finger seiner Hand in die Höhe, als die Waare Bajocchi kostet. Diese Anlage des Volks ist für die italienische Kunst nicht ohne Bedeutung. Göthe macht in seinem Aufsatz über Leonardos Abendmahl die feine Bemerkung, dies Bild habe nur ein Italiener malen können. Denn hier zeigt sich die lebendigste Beredtsamkeit der Geberden, jede Figur offenbart ihre Empfindungen durch die ausdrucksvollste Bewegung der Hände und Finger. Wie ganz anders sieht in dieser Beziehung ein Abendmahl von Dürer aus!

So legt ja überhaupt die Kunst Zeugniß ab von der geistigen und natürlichen Art eines Volkes und innerhalb des Ganzen zeigen wieder die einzelnen Kunstschulen die lokalen Besonderheiten der Stämme, in denen sie blühten. Von Raphael bemerkt ein feiner Kunstkenner, Herr von Rumohr, er sei in seiner römischen Periode von den schlanken, zartern, umbrischen und florentinischen Gestalten, wie man sie noch in der Disputa sieht, allmälig übergegangen zu dem vollern, kräftigeren Typus der römischen Frauen. Und so findet man in jeder italienischen Stadt, ich nenne nur Benedig und Siena, in den Gestalten und Gesichtern der Menschen vielfache Berührungspunkte mit den eigenthümlichen Typen der Malerschule, die dort anfässig war. Denn an heimatlichen Gesichtern bildete sich ja doch Auge und Gefühl des Künstlers. Solche Beobachtungen lehren die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Malerschulen besser verstehen und in ihrer individuellen Lebenswahrheit nachempfinden. —

Jetzt im Anfang des Decembers sind alle Straßen Roms voll von den sogenannten pifferari, d. i. Pfeifer. Es sind Leute aus dem Gebirge, mit einer Art Tyrolerhut auf dem Kopf und malerisch bekleidet mit einem Fell und mit den lebhaftesten Farben, wie sie hier, wo auch die Natur in lebhaftern Farben malt, das Volk liebt. Sie kommen, Vater und Sohn, oder auch einzeln, mit ihren Hirteninstrumenten aus Rohrpfeifen und einem Schlauch zusammengesetzt, um die Weihnachtszeit nach Rom, um auf den Straßen für ein Almosen zu musiciren. Den lieblichen Sinn dieser Sitte fühlt man jetzt nicht mehr. Denn es sind die Hirten, die herabkommen vom Gebirge, um allem Volk die Geburt des Herrn zu verkünden, den sie zuerst gesehen, vom Engel geleitet. Aber jetzt ist die Sitte wie ein leeres Wort ohne Sinn, eine Curiosität, nichts weiter. Man lacht oder spottet über den meneton schnarrenden Klang ihrer Pfeifen.

Aber das merkwürdigste der römischen Weihnachtszeit sind wohl die Kinderpredigten. In einer der ältesten Kirchen Roms, der Kirche traceli auf der höchsten Spitze des capitolinischen Hügels, werden täglich zwischen Weihnachten und Neujahr von Kindern Predigten gehalten über das Weihnachtsfest. Ich habe an einem Nachmittag eine Stunde lang zugehört, länger konnte ich's nicht aushalten. Vier Mädchen waren's, die ich hörte, sämmtlich zwischen acht und elf Jahren. Der Bergang ist dieser: Die Kinder, fein aufgeputzt, werden auf eine zu diesem Zweck hergerichtete Erhöhung gestellt, und ehe sie zu sprechen anfangen, verbeugen sie sich nach allen Seiten gegen die dicht gedrängte Menge, die in heiterster Stimmung sie umgibt und je nach Besinden bald lacht, bald Bravo ruft u. dgl. Nun beginnt das Kind seine Rede und spricht mit hoher Rhetorik über — die Weissagungen des Jesaias und das erfolgte Wunder der Menschwerdung. In folgendem Stil: „O Wunder aller Wunder (wörtlich O prodigio, o portento, o meraviglia), Gott ist Mensch geworden, ist eingegangen in den Schooß einer Jungfrau! Hört es, ihr Vögel," und was dann mehr noch von Geschöpfen citirt wurde. Zum Schluß des Vortrags, der mit der lebhaftesten Gestikulation begleitet wird, kniet das Kind nieder auf seiner Kanzel, betet, Gott möge ihr Herz erwärmen u. s. w. und wird unter dem Beifall der Menge herabgeheben. Natürlich ist in dem ganzen Vortrag kein wahres und empfundenes Wort. Aber wäre das auch, wie ist es möglich, kleine Kinder so in ihrer Wahrheit und Natur zu zerstören und zugleich mit dem Heiligen Spott zu treiben! Ein Kind schloß seine Rede mit den Worten: „Meine Herren, mit Erlaubniß, wer Katholik ist, ist nicht Piemontese!" Und merkwürdig, ich habe an keinem Kinde auch nur die geringste Spur von Verlegenheit bemerkt. Gottlob, da hätten sich unsere deutschen Kinder anders benommen!

Gegenüber der Kinderkanzel war die Ausstellung des Bambine, des Jesuskindleins, wie in allen benutzten Kirchen Roms zur Weihnachtszeit, doch hier besonders prächtig. Eine Seitenkapelle der Kirche war zu einer Bühne hergerichtet. Im Hintergrunde eine Landschaft mit allerhand Thieren, vorn das Kind in der Krippe, doch war alles ärmliche Aussehen sorgfältigst vermieden, das Kind glänzte von goldnem und silbernem Flitter, so wie auch die neben ihm stehende Mutter. Dahinter Joseph und an den Seiten die anbetenden Weisen und Hirten, über der Darstellung wie auf herabreichenden Wolken gemalt Gott Vater im Engelchor. Es ist ein vollständiges Puppenspiel mit aller Illusion der Beleuchtung, ganz wie auf dem Theater.

Ein Seitenstück zu den Kinderpredigten sind die Kindertheater, die man auch in Rom sehen kann. Ich wohnte einer Kindervoper bei, ganz von Kindern ausgeführt. Ein etwa zehnjähriges Mädchen war die prima donna, ein eben so alter Knabe ihr Liebhaber, den sie gegen den Willen des Vaters durchaus heirathen will. Wäre es nicht so abscheulich, die Kindernatur in solcher Weise zu zerstören, man hätte das kleine Volk bewundern können. Denn sie spielten vortrefflich. Die Italiener sind nun einmal geborene Schauspieler, auch auf der Kanzel entfuhne ich mich nicht, je einen steifen Prediger gesehen zu haben, wie sie ja in Deutschland nicht selten sind. Ein italienischer Prediger läuft nach seiner angekorenen Art nicht leicht Gefahr, trocken und hölzern und unbehilflich zu erscheinen, er geräth aber leicht in das andere Extrem, in übertriebene, schauspielerhafte Action.

C. Friederichs.

Der Dichter beider Hemisphären.

In den Gebieten der sichtbaren Welt gibt es Ereignisse, Erscheinungen, Phänomene, die außerhalb der gewöhnlichen Naturgesetze zu stehen scheinen, die wohlthätig oder zerstörend, belebend oder vernichtend, immer aber mächtig und überraschend hereinbrechen. Eine solche Erscheinung auf geistigem Gebiete tritt und in der deutschen Literatur entgegen; eine Erscheinung so eigenthümlicher Art, wie sie wohl keine zweite Nation aufzuweisen hat. Im Jahr 1833 bis zum Jahr 1843 erschienen eine Anzahl Romane, die sich mit keinem Faden an etwas schon Vorhandenes oder Dagewesenes anknüpfen ließen. Inhalt, Form, Sprache, alles war neu, der Schauplatz der Handlungen fast ohne alle Ausnahme Amerika und hier neben den verschiedensten Theilen im Süden und Norden der Union noch Mexico. Der Autor war nicht bloß Dichter, er war eben so sehr Psychoelog, Politiker und Historiker. Die politische und sociale Entwickelung des Landes von Dukel Sam bildete den großartigen Hintergrund seiner Gemälde; Sitten, Gebräuche, mit den glühendsten Farben gemalt, lieferten die Mittelpartien und im Vordergrunde gruppirten sich eine Anzahl Gestalten mit der größten psychologischen Wahrheit gezeichnet. Das Eigenthümlichste in diesen Gemälden war aber, daß sie neben dem specifisch Amerikanischen unsre

Digitized by Google

eigenſten deutſchen Zuſtände abſpiegelten, daß in ihnen gleichſam zwei Welten in- und durcheinander floſſen. Wer war der Autor, in zwei Welttheilen zu Hauſe, jetzt ganz Amerikaner, nun wieder durch und durch Deutſcher? Welcher der zwei Nationen gehörte er an, er, der beiden ihre innerſten Bezüge, ihre tiefſtverborgenen Eigenthümlichkeiten abgelauſcht hatte? Jahre vergingen — niemand wußte es. Immer neue Produktionen überraſchten das leſende Publikum und immer höher ſtieg die Spannung nach Aufklärung der räthſelhaften Erſcheinung. Im Jahr 1833 war in Zürich der erſte dreibändige Roman erſchienen: „Der Legitime und die Republikaner“. Noch im ſelben Jahre folgten zwei Bände: „Transatlantiſche Reiſeſkizzen“. 1835 erſchien abermals ein dreibändiger Roman: „Der Virey und die Ariſtokraten oder Mexico im Jahre 1812“, und ſchon in den nächſten zwei Jahren ſechs Bände: „Lebensbilder aus beiden Hemiſphären“, 1838 „Sturm-, Land- und Seebilder“, 1840 „das Kajütenbuch“ und endlich 1842 und 43 „Süden und Norden“.

Soviel hatte man jetzt herausgebracht: der Herausgeber all dieſer zahlreichen literariſchen Produkte lebe in der Schweiz, nenne ſich Sealsfield und Bürger der vereinigten Staaten Nordamerikas. Wir betonen abſichtlich das Wort „Herausgeber“; denn daß dieſer zugleich der Verfaſſer ſei, wollten manche, die vorübergehend ſeine Bekanntſchaft gemacht, bezweifeln: der Mann ſprach ſo wenig, von ſeiner ſchriftſtelleriſchen Wirkſamkeit nie, und das Wenige was er ſprach deutete nicht auf den eminenten Geiſt, das ſchöpferiſche Talent und die Vielſeitigkeit des Wiſſens, was alles in jenen Werken ſo glänzend zu Tage trat. Es ließ ſich zuletzt an der Autorſchaft Sealsfields nicht mehr zweifeln; daß er dagegen deutſcher Abkunft, ein Oeſterreicher und nach abſolvirten Univerſitätsſtudien ausgewandert ſei, ſeinen Namen Siegelsfeld engliſirt habe — waren Vermuthungen, die jeder Begründung entbehrten. Sein amerikaniſcher Paß, die einzige Legitimationsſchrift, die er an ſeinem zeitweiligen Aufenthalt bei den Behörden deponirte, lautete auf einen geborenen Amerikaner. Er ſelber erzählte von ſeinem frühern Leben weiter nicht viel mehr, als daß er als junger Mann in Louiſiana Land angekauft, durch den Bankerott eines Banquiers der Mittel zum Erwerb von ein Paar Schwarzen zur Bebauung deſſelben verluſtig gegangen, hierauf in Newyork an der Redaktion eines politiſchen Journals „Courrier des Etats-Unis“ Theil genommen, wegen zerrütteter Geſundheit im Jahr 1825 nach Europa ſich eingeſchifft, einige Zeit in London und Paris gelebt, bis er endlich in der Schweiz ſich angeſiedelt habe.

Zweiundvierzig Jahre in der Schweiz verlebt, hatten den Schleier nicht weiter gelüftet. Der Mann war zum Greiſe gealtert — immer daſſelbe Incognito. Das im Leben ſo ſtolz verſchloſſene Herz erſchloß ſich auch nicht in der Nähe des Todes und nahm ſein Geheimniß mit ins Grab, welches am Fuße des Weißenſtein in der Nähe der Stadt Solothurn zu Ende Mai 1864 über ihm ſich wölbte. Die Ortsbehörde erſchien, den Nachlaß des Todten zu inventariſiren — kein Bogen Manuſcript, kein Dokument, keine Zeile von des Verſtorbenen Hand fand ſich vor, die Aufſchluß gegeben hätten. Das Teſtament wurde eröffnet: zu Haupterben war eine Familie Poſtl in Mähren eingeſetzt — aber wiederum nicht die leiſeſte Andeutung der Motive dieſes Vermächtniſſes.

Nachdem nun die Erben ausgemittelt ſind, lichtet ſich das geheimnißvolle Dunkel, was der „Unbekannte“ auf Koſten der ſchönſten Genüſſe des Menſchenherzens mit ſpartaniſcher Charakterfeſtigkeit über ſeine Herkunft gezogen.

Karl Poſtl — ſo iſt der wahre Name Charles Sealsfields — geboren den 23. März 1793 zu Poppitz bei Znaim in Mähren, war der älteſte Sohn des Oekonomiebeſitzers Anton Poſtl und ſeiner Ehefrau Juliane geb. Ravel. Er kam frühzeitig aus dem väterlichen Hauſe auf das Gymnaſium nach Znaim. Auf den Wunſch ſeiner Mutter ging er aus demſelben als Convent-Student des ritterlichen Kreuzherrn-Ordens vom rothen Stern nach Prag und ſtudirte dort Philoſophie.

Als abſolvirter Philoſoph kam Karl nach Hauſe in die Ferien. Eines Tages fragte er die Mutter, die eben in der Küche beſchäftigt war: „Frau Mutter, was ſoll ich denn werden?“ Worauf ſie erwiderte: „Wenn ich hätte ſo glauben können, daß Du dieſe Frage an mich richten würdeſt, würde ich all die Opfer nicht gebracht haben, was anders als Geiſtlicher?“ Auf dieſe Aeußerung der Mutter erwiderte Karl: „Nun in Gottes Namen, Ihr Wille geſchehe,“ und alsbald reiſte er nach Prag, ließ ſich im Kreuzherrn-Orden aufnehmen und ſtudirte Theologie. Nur zu bald entwickelte ſich in ſeinem Innern der Conflikt zwiſchen ſeiner innerſten Natur, deren Trieb und Neigung und dem ihm anerzogen Beruf, der ihn im höchſten Grade unglücklich machte und zuletzt den Entſchluß der Flucht aus dem Kloſter zur Reiſe und Ausführung brachte. Er war nach abſolvirter Theologie noch viel zu jung, um die Prieſterweihe zu empfangen. Er mußte noch einige Jahre warten, die er vorzüglich zum Studium des Franzöſiſchen und Engliſchen verwandte. Er wurde vom damaligen General-Großmeiſter des Kreuzherrn-Ordens, Joſef Kohler, zum Sekretariats-Adjunkten, ſpäter zum wirklichen Sekretär ernannt, was er bis zu ſeiner Flucht, die in den letzten Tagen des April 1822 erfolgte, blieb. Unter dem Vorwand in Karlsbad die Bäder zu gebrauchen, reiſte er dortbin ab, ging aber von dort bald nach Wien, wo er zu hochgeſtellten Perſönlichkeiten in freundſchaftlichen Bezügen ſtand, die ihm Ausſicht auf eine Stelle als Hofkaplan gemacht hatten; als er nach Wien kam, war aber die Stelle ſchon vergeben. In Wien blieb Karl Poſtl noch mehrere Tage unbeläſtigt, obgleich vom Ordens-General bereits Schritte geſchehen waren, ihn aufzuhalten und zurückzuführen. Von Wien entkam er über Insbruck in die Schweiz. Seine Spur ließ ſich bis St. Gallen verfolgen; hier verſchwand ſie und mit ihr jede weitere Kunde über Leben und Schickſale des Flüchtlings, den ſeine Familie von da ab als einen Todten beweinte.

Wenn dieſe wenigen Züge faſt das Einzige ſind, was ſich mit Gewißheit von Sealsfields äußerm Lebensgang ermitteln läßt — da er mit der Vernichtung aller ſeiner Manuſcripte, worunter ſeine Memoiren, zugleich jede Möglichkeit genauerer Forſchung zerſtörte — ſo iſt ſein inneres Leben, ſein Charakter faſt ebenſo unerforſcht geblieben. Auch hier war es das Incognito, was er durchführen wollte und durchführte. Daher kam es, daß er dem vorübergehenden Beobachter als eine Chamäleonsnatur erſchien, während der Tiefereindringende eiſerne Feſtigkeit, Willenskraft und Selbſtbeherrſchung fand, auf welchen Grundzügen ſeines Charakters ſogar die etwaigen Gegenſätze ſeiner Lebensweiſe beruhten. Es iſt vielleicht am richtigſten ausgedrückt: Sealsfield zeigte ſich nie anders als maskirt. Die und da geſtel es ihm aber doch die Maske ein wenig zu lüften, und Züge, die ſich alsdann dem Beſchauer enthüllten, wollen wir nun hier wiedergeben.

Charles Sealsfield war kein junger Mann mehr, als ich ihn kennen lernte, nachdem er in dem Hauſe meiner Eltern eine Wohnung bezogen. Aber wenn ſchon einzelne graue Haare unter ſeine dunkelbraunen ſich miſchten, trugen ſeine wie aus Granit gemeißelten Geſichtszüge, deren Ernſt häufig durch ein wohlwollendes oder humoriſtiſches Lächeln gemildert wurde, noch keine Spur von der Erſchlaffung des Greiſenalters und glänzte ſein tiefblaues Auge noch im vollen Feuer der Jugend, wie denn ſeine ganze Erſcheinung wohl weniger durch die hohe, ſtolz aufgerichtete Haltung als durch die Ruhe und das Maßvolle aller Bewegungen, die zugleich natürlich und ungezwungen waren, den Eindruck von einer Perſönlichkeit gab, welche nicht unter die gewöhnlichen gehören. Dieſe Perſönlichkeit galt im allgemeinen für ſtolz, kalt, unzugänglich, verſchloſſen. Und es iſt wahr, kalt, ſtolz abweiſend, unzugänglich war Sealsfield immer gegenüber zudringlicher Neugier, mochte ſie nun verhüllt unter den feinen Formen des Reichen und Vornehmen, oder offen mit der Derbheit des Kleinſtädters und Bauern ihm entgegen treten. Stolz abweiſend war er nie im Umgang mit dem offnen, ehlen Charakter; verſchloſſen in Bezug auf ſeine Jugend, zurückhaltend über ſein Mannesalter war er ohne Ausnahme gegen Fremde, Bekannte und Freunde. Wir wiſſen nun, daß er ein Geheimniß zu bewahren hatte — beſſer geſagt, ſein Geheimniß bewahren wollte — dies und ein Wanderleben erklären manche ſeiner Eigenthümlichkeiten. Dazu kam, er hatte Fonds genug in ſich und einen Reichthum an Erinnerungen, um ſich ſelbſt genügen zu können; in den verſchiedenen Schweizerſtädten, in welchen er von Anfang der dreißiger Jahre nach einander ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen, ließ er daher weit mehr ſich anſuchen, als daß er andere aufgeſucht hätte.

Häufiger noch die Stadt als den Ort wechſelte Sealsfield das Domicil in denſelben, bis ihn etwa der Zufall als Hausgenoſſe in eine Familie führte, die ſeinen Weſen zuſagte. Da ließ er ſich mit wahrhaft hausväterlichem Behagen nieder, da verſchwand alles Abſtoßende, Kalte, Schroffe, Eckige; da hellten ſich die ernſten, zuweilen

Digitized by Google

strengen oder finstern Gesichtszüge auf; da war er Freund, sogar Spielgenosse der Jugend; da konnte er den kleinsten Liebling liebkosend auf dem Arme wiegen und von dessen ältern Geschwistern die Erlebnisse ihrer Puppen und Schoßkätzchen sich erzählen lassen. „Wo sind die Kinder?“ war da seine erste Frage, wenn er ins Wohnzimmer trat und diese fehlten. Vereinigte ein solcher Familienkreis mit dem Gemüthlichen geistige Bildung, so konnte er zur Verwunderung von Freunden und Bekannten jedes öffentliche Gesellschaftsleben aufgeben, um alle Abende und dazwischen noch manche Tagesstunde mit der Familie zuzubringen, abwechselnd zwischen lebhaftem Ideenaustausch über die höchsten Interessen des Welt-, Völker- und Menschenlebens und gemüthlichem Plaudern; ein immer gern gesehener Gast, sowohl wegen der glänzenden Eigenschaften seines Geistes, als wegen des feinen Zartgefühls, der edlen Sittenreinheit und der Strenge der Grundsätze, die seine Unterhaltungen charakterisirte. An kirchlichen Festen, Weihnachten, Ostern u. a. lud er bei der Hausfrau sich selbst zu Gaste: „Ich speise nicht gern allein auf meinem Zimmer, noch weniger mag ich in Gesellschaft gehen; mit der Familie verbracht, hat ein solcher Tag erst die rechte Weihe für mich.“ Beiläufig gesagt, es durfte die Hausmutter nicht erschrecken, die Zahl ihrer Alltagsgäste um diesen Einen außergewöhnlichen vermehrt zu sehen, sie brauchte deswegen keine feinere Schüssel auf den Mittagstisch zu setzen. Sealsfield's ganze Lebensweise war eine äußerst geregelte, einfache und mäßige, und vom splendiden Souper oder Diner kam er eben so ruhig, eben so wenig erregt nach Hause, als er von da weggegangen.

Einer seiner Lieblingsgenüsse war das Gehen in Flur und Wald, das er bei jeder Witterung, bei jeder Jahreszeit täglich Vor- und Nachmittags Stundenlang betrieb, am liebsten allein, sich dabei seinen Gedanken überlassend. Er wählte zu diesem Behufe eine der weniger betretenen Landstraßen — seltener Fußwege — auf dieser ging er ruhigen, gleichmäßigen Schrittes 1½ auch 2 Stunden fort, gewöhnlich bis zum ersten Hause des so weit entlegenen Ortes, hier wieder zurückkehrend, ohne während des langen Wanderns etwas anderes zu genießen als einen Trunk reinen Quellwassers, das er in einer kleinen Flasche bei sich trug. Einst sah ein Bauer, wie der vornehm aussehauende Herr die kleine Flasche mit dem durchsichtigen Inhalt an den Mund setzte und mit Behagen einige Züge daraus that. Der muß einen feinen Branntwein trinken, dachte der Bauer und „schmeckt's Ene? schmeckt's Ene?“ frug er. „Ja wohl, wohl! Ihr vielleicht auch einen Trunk?“ „Jo frili, wenn's erlaubt ischt!“ „Warum nicht? da nehmt!“ — Und einen herzhaften Zug that der Bauer, wiederholte ihn aber nicht, er hatte am ersten genug. Kopfschüttelnd suchte er das Problem zu lösen, warum der Herr mit einem Getränke sich behelfe, das er, der Bauer, wenigstens so lange verschmähte, als das Geld im Beutel ein Glas Wein gestattete. Würde er gewußt haben, der Herr sei in Betreff des Wassers weit schwerer zu befriedigen als in der Auswahl der Weine; er gehe täglich eine Viertelstunde weit, um eigenhändig aus einer Quelle zu schöpfen und verschmähe das Naß, welches unmittelbar vor seiner Hausthür ein doppelter Röhrenbrunnen in reichlicher Fülle ergoß: zu welchen eigenthümlichen Vermuthungen hätte da wohl erst die Verwunderung des ehrlichen Bauers sich gesteigert. „Wollen Sie ein Glas Wein?“ war die Frage, mit der Sealsfield einem Besuche entgegen kam — „ich werde Ihnen ein Glas Wasser vom ... Brünneli herbringen,“ war ein Anerbieten, das er dem kranken Freunde machte und in dem sich wärmere Theilnahme aussprach, als wenn er dem Patienten alle in seinem Keller gelagerten Weinsorten zur Auswahl angeboten. Er war nicht nur Freund vom Wassertrinken, auch von kalten Abwaschungen und kalten Bädern, die er noch nahe dem Winter zu in einer Temperatur nahm, vor welcher andere zurückschrecken mochten. Bei völliger Gesundheit besuchte er fast alljährlich eine der zahlreichen Kaltwasserkuranstalten der Schweiz.

Die kleine Wasserflasche gab in unserm Hause noch einmal Veranlassung zum Scherz. Jeden Abend 6 Uhr nahm Sealsfield ein einfaches Abendessen auf seinem Zimmer ein. Eine Flasche Rothwein in der Hand, die Wasserflasche in der Tasche seines Hausrockes, stieg er hierauf eine Treppe hinunter, in unserm Familienzimmer seinen Wein gemächlich auszuschlürfen. Neben das Weinglas kam die Wasserflasche zu stehen, aus der er fleißig nachzuhelfen. Eine unsrer jungen Freundinnen, welche dies bei jedem ihrer häufigen Abendbesuche mit ansah, und ebensalls nichts weniger denn solch harmlosen Inhalt in dem Krystallgefäße vermuthete, gab endlich ihrem bis dahin stummen Erstaunen in sehr naiver Weise Ausdruck und dadurch Gelegenheit, sie selber längere Zeit zu necken. Der außer dem Hause so ernste und wortkarge Mann war mit uns stets gesprächig und heiter und Freund eines geistreich scherzenden Wortgefechtes. Uns junge Familienglieder neckte er jedes mit einem kleinen Spitznamen, der in Bezug auf dessen charakteristische oder intellectuelle Eigenthümlichkeiten stand. „Was macht mein kleiner Herkules?“ — „Wo haben Sie den Sturmvogel?“ u. s. w. Dagegen klang es von unsrer Seite, wenn sich sein Schritt noch kaum der Zimmerthür näherte: „Kommen Sie, Sie müssen mir etwas erklären!“ — „Sehen Sie, was ich hier habe!“ u. a., oder: „Ich habe Ihr Buch ausgelesen, soll ich Ihnen erzählen, was drin steht?“ — Ich bemerke hier beiläufig, daß Sealsfield sich nie vorlesen ließ, auch sehr wenig selber las, so lange er in unserm Hause wohnte, dagegen literarische Produkte, die sein Interesse erregten, uns brachte, die von uns dann gelesen und deren Inhalt in den Abendstunden durchgesprochen wurde. Noch von Solothurn übersandte er mir wiederholt ganze Packete Bücher und Broschüren — die er meist von den Verfassern zugeschickt bekommen — über deren Inhalt er in ähnlicher Weise wie ehemals mündlich, schriftliche Mittheilung und Kritik verlangte. Dagegen machte er mich auch wieder mit dem Eindrucke, den eine Lektüre auf ihn gemacht, bekannt. Auf diese Weise kam ich in den Besitz nicht nur einer Anzahl geistreicher Kritiken der neuesten beliebtesten Erzeugnisse im Gebiete schöngeistiger Literatur, sondern auch der Charakteristik ihrer Verfasser; denn mein Freund besaß ein ganz besonderes Talent, aus dem Geistesprodukt den Charakter des Verfassers mit zutreffender Wahrheit herauszuschälen. Er hatte sich so sehr an diesen Ideenaustausch — in dem er sich vollkommen frei gehen lassen konnte — gewöhnt, daß er ein fleißiger Briefschreiber wurde. Höchstens 14 Tage ließ er auf Antwort warten, wie er denn überhaupt viel von der Pünktlichkeit des Geschäftsmannes hatte, der das, was vor ihm liegt, rasch abzuthun sich gewöhnt hat. Das Hängen- oder Gehenlassen irgend einer, wenn auch unbedeutenden Sache war ihm unausstehlich. Bei diesem Vorwärtsdrängen konnte es ihm freilich begegnen, daß er die Berechnung der Entfernung und jedes etwa eintreffenden Zwischenfalles vergaß, und wenn z. B. auf seine Briefe aus Amerika nicht innerhalb der von ihm anberaumten Frist die Antwort eintraf, er schnell den zweiten Brief aussandte, der regelmäßig anhob: „Warum schreiben Sie denn nicht?“ — und der sich dann fast ebenso regelmäßig mit der Antwort auf den ersten Brief kreuzte. Von Solothurn übersandte er mir einmal ein Packet Bücher, die ich zu lesen, den Inhalt mitzutheilen und zu kritisiren hatte — alles innerhalb drei Tagen, die Her- und Hinsendung mit einbegriffen; denn bis dorthin erwartete er den Herrn Verfasser auf einen Besuch, mit dem er über die ihm zugeschickten Schriften, die er noch nicht Zeit gefunden zu lesen, sich voraussichtlich unterhalten sollte. So fleißig aber immer auch der Briefwechsel geführt wurde, er war eben doch nur ein schwaches Aequivalent für jene Abendstunden, die mit der ernsten, geistigen Unterhaltung alles Anmuthende des Familiencirkels verbanden und in denen der sonst so Unnahbare in der gemüthlichen Rolle eines Oheims sich gefiel.

Warum mußte nun dieses für die Freuden des häuslichen und des Familienlebens so empfängliche Gemüth einsam, warum mußte Sealsfield ein ruheloser Wanderer bleiben? Daß er einst einem geistlichen Orden oder dem Kloster angehört, konnte in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, nachdem er dort Bürger und Grundbesitzer geworden und dem Protestantismus sich angeschlossen, ihn nicht hindern, eine rechtmäßige Ehe einzugehen. Zweimal hegte er diese Absicht aufs bestimmteste. Das erste Mal, während seines Aufenthaltes in Louisiana, war er wirklich verlobt mit einer jungen Dame. Ein Cederspliter, der ihr in den Fuß gedrungen, war in diesem heißen, jeder Verwundung gefährlichen Klima die Veranlassung eines schnellen Todes, der erfolgte, ehe der Bote, welcher den Verlobten zur sterbenden Braut abzuholen kam, bei diesem eintraf. „Es gibt der Dinge viel zwischen Himmel und Erde, von denen Eure Philosophie sich nichts träumen läßt,“ diese Worte des größten englischen Dichters scheinen sich bestätigt zu haben in dem Augenblicke, wo der Tod zwei nahverwandte, durch die Liebe eng verbundene Seelen trennte. Bei dem Eintreffen des Boten mit der Nachricht hoffnungsloser Erkrankung wußte Sealsfield bereits, seine Verlobte gehöre nicht mehr den Lebenden an. — Wohl mehr als der Verlust seines Vermögens bei dem Bau-

quier in New-Orleans mag dieser Todesfall ihn bewogen haben, Louisiana zu verlassen und nach dem Norden zurückzukehren.

Sealsfield liebte es, einzelne Blätter aus seinem Leben in seine literarischen Schriften einzuweben und die Charaktere — die weiblichen fast ohne Ausnahme — nach der Natur zu zeichnen. Dies und verschiedene Andeutungen berechtigen den Verfasser dieser Zeilen zu der Annahme, der Dichter habe in das „Kajütenbuch“ eine Episode seines eigenen Lebens — jedoch ohne den tragischen Schluß — eingeflochten und in Alexandrina das Bild seiner lieblichen Braut gezeichnet.

Im Norden gewann später eine schöne Quäkerin Sealsfields Neigung. Die Verbindung scheiterte an der Erklärung der Eltern: die Tochter nur einem Anhänger ihrer Glaubensgemeinschaft zu vermählen. Ein Quäker zu werben, dazu konnte aber Sealsfield trotz seiner Liebe sich nicht entschließen. Und so kam es, daß er nach zahrelanger Abwesenheit Europas Boden als unverheirratheter Mann betrat. Ob sein Herz an diesen Erinnerungen um „drüben“ unverbrüchlich festgehalten, ob es sich noch einmal einer Schweizerin zugewandt? ist ein Geheimniß, das Sealsfield mit ins Grab genommen.

Theilte mein väterlicher Freund solche einzelne Züge aus seinem Mannesalter dem jungen, doch vertrauten Freunde mit, über Herkunft und Jugend schwieg er beharrlich. Demungeachtet steigerte er die geweckte Vermuthung, der Platz, wo seine Wiege gestanden, sei nur in Deutschland und hier wieder nur in Oesterreich zu suchen, zuweilen bis zur Gewißheit. Er sprach gerne über geistige und politische Entwickelung der Völker. Führte dabei die Unterhaltung auf Deutschland und hier wieder speciell auf Oesterreich, dann kam er in eine eigenthümlich gereizte Stimmung hinein; seine Urtheile waren so scharf, bestimmt, gründlich, alles umfassend, wie sie nur aus eigener und nächster Anschauung möglich sind. So konnte nie der geborene Amerikaner, so konnte nur der Oesterreicher selbst sich äußern, dem das kleinste Glied des ganzen Organismus kein unbekanntes und fremdes war. In dieser Weise konnte nur der Sohn von dem Vaterlande sprechen, das er einst geliebt, das er noch liebte, auch wenn er sich innerlich aufs tiefste von ihm verletzt fühlte. So scharf, sogar bitter über Oesterreich und die deutsche Nation er zuweilen sich äußerte — die Liebe zu dieser Nation, zu diesem Lande brach immer hindurch. In diesen Anklagungen that sich der Aerger eines warmen Herzens kund, das seinen Liebling schilt, den es gern vollkommen wüßte und für dessen Fehler und Schwächen es doch ein scharfes Auge hat — aber vollkommen wird dieser Liebling doch noch werden! Wir lassen hier aus Sealsfields Briefen eine Stelle folgen, welches das oben gesagte bestätigen mag.

16. Hornung 1860. „Das deutsche Volk weiß mehr als irgend ein Volk, aber es verarbeitet sein Wissen, seine Gelehrsamkeit nicht ihm zum Heile. Es liefert die besten Lehrer, Erzieher, Professoren, aber die schlechtesten Staatsmänner. Seit Friedrich dem Großen hat ganz Deutschland keinen einzigen Staatsmann hervorgebracht, der sich durch eine große staatsmännische oder politische Genialität ausgezeichnet hätte — dem einzigen Freiherrn von Stein, der ein großer Charakter, ein edles Herz war, haben sie's sauer genug gemacht.“

Ebenso verschlossen wie über Herkommen, Kindheit und Jünglingsalter war Sealsfield über das konfessionelle Bekenntniß, dem er angehörte; vollständig gebrochen hatte er aber jedenfalls mit dem Katholicismus, während er den Protestantismus sehr hoch hielt.

Wahre Religiosität achtete er in jeder Form und nie durfte die naivste kindliche Glaubensinnigkeit, wenn sie in seiner Gegenwart zu Tage trat, beförchten, ein bemitleidendes Lächeln auf den festgeschlossenen Lippen des geistreichen Mannes hervorzurufen, der selber das Gebet kannte und übte und jedes Wort im „Vaterunser“ eine unschätzbare Perle nannte. Vom Weibe forderte er ein Glaubensleben: „Der Mann kann Grundsätze haben und nach diesen sich bestreben zu handeln; das Weib ohne Glauben entbehrt dagegen jedes Halts im Leben und ist mir verächtlich.“ Er war ein großer Verehrer der Bibel. „Die Bibel,“ sagte er, „hat die Union groß, stark und frei gemacht; auf ihr basirt das sittliche Leben eines Volks, und eben in seiner Sittlichkeit liegt die Gewähr seiner socialen und politischen Fortdauer. Die strenge Feier des Sonntags in den Vereinigten Staaten, die durchaus keinerlei Art der Zerstreuung nach außen gestattet, sogar dem Familienkreis nach innen manche Beschränkung auferlegt — die Muße, welche sich dadurch dem während der Wochentage rastlos thätigen Farmer an diesem Feiertag gleichsam aufnöthigt, nöthigt ihn auch zum Denken, dazu kommt, daß auf seiner Farm selten ein anderes Buch außer der Bibel zu finden ist, zu dieser greift er — er lernt aus ihr nicht nur seine Religion, er lernt aus ihr auch seine Politik.“

Schätzte der große, mit historischem Scharfblick begabte Schriftsteller das Christenthum nicht bloß der äußern Form, sondern dem innersten Kern nach sehr hoch, so kann es nicht befremden, ihn als Gegner der deutschen Philosophie, wie sie sich unter einzelnen Epigonen Hegels entwickelt hat und im Materialismus gipfelt, zu sehen. Wir unterdrücken, was er darüber schreibt. Nur eines der Worte des Mannes mit dem tiefblickenden Geiste, welcher die Gesetze gesunder Entwicklung des bürgerlichen und Staatslebens kannte wie wenige und dessen Herz für wahres Volkswohl warm pulsirte, sei gestattet, hier anzuführen: „Solche Philosophen wie . . . würden jede bürgerliche Gesellschaft, jeden Staat unmöglich machen durch ihre zersetzende, zerfressende Philosophie.“ Nicht minder scharf geißelte er jene Erzgenüsse der deutschen Literatur, welche es sich zur Aufgabe machen, die Orakel materialistischer Weltweisheit in fasslicherer Form, als diese selbst es in der Regel thut, dem Volke darzubieten.

Im Herbst des Jahres 1853 bewogen Sealsfield verschiedene Gründe, für einige Zeit aus der Schweiz nach seinem Adoptivvaterlande — seinem geliebten Amerika, wie er's nannte — hinüber zu gehen. Nach fünfjährigem Aufenthalte dort, während dessen seine Briefe aus den verschiedensten Theilen der Union, aus Süden und Norden datiren, kehrte er nach der Schweiz zurück und erwarb sich in der Nähe von Solothurn mit einem eigenen kleinen Besitzthum einen dauernden Wohnsitz. Allein, war es der Zug des Wanderns, war es die Sehnsucht, die letzten Lebenstage nicht im einsamen Hause, nicht ein Fremdling unter Fremden hinzubringen — Sealsfield trug sich mit dem Gedanken, sein Landhaus zu veräußern und seinen Wohnsitz im Hause einer ihm befreundeten Familie im Osten der Schweiz aufzuschlagen. Würde er mit der Ausführung dieses Wunsches nicht so lange gezögert haben, bis die Frostschritte der Krankheit, welcher er erlegen, dies zur Unmöglichkeit machten, so wäre die deutsche Literatur um einige Werke, — darunter seine Memoiren, die jetzt unvollendet in den Flammen aufgegangen — reicher. Er selber war durch Krankheit und Schwäche der Augen zu geistiger Arbeit nur fähig mit ihm Auge und Hand gewesen; diese Persönlichkeit, wußte er, würde er in einem Mitglied jener Familie finden. Ein Wort — Osten und Westen — lag schon zu drei Bänden vollendet da. Der Dichter hatte mit seinem Sekretär in spe den Plan des Werkes schon vor Jahren besprochen. Es sollte dieser Roman die „deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften“ zum Abschluß bringen und zugleich dem lesenden Publikum Aufschluß geben über manches Unklare, Unvermittelte, nicht Ausgeführte oder blos Angedeutete in einigen seiner früheren Geistesprodukte. So u. a. Herkunft und spätere Lebensschicksale von Rosa und dem jungen Sohn Albions im „Legitimen und die Republikaner;“ ferner die Schilderung eines im „Virey“ nur leise angedeuteten tragischen Ereignisses, das in Bezug auf den mexikanischen Grafen steht, als dessen Tochter — beiläufig bemerkt — schließlich Rosa erkannt wird.

Einen reichen Schatz neuen Stoffes hatte Sealsfield von seinem letzten Aufenthalt in Amerika nach der Schweiz gebracht. Auch davon war ein Theil bereits gehoben; aber ihn ganz zu heben, dazu mangelte der Hand die Kraft und dem Auge das Licht — und fern war jene Hand und jenes Auge, welche die eigenen ersetzt hätten. Welchen unter seinen Betreuern bewegt es nicht, wenn der kranke Dichter schreibt: „Es kam mir noch immer vor, als ob Sie schließlich noch einmal der Vermittler zwischen mir und dem Publikum werden sollten — aber es geht, so wie es ist, nicht an — und werde ich wohl den Gedanken an abermalige schriftstellerische Wirksamkeit aufgeben müssen.“

Da, nachdem diese Befürchtung zur Gewißheit geworden, beschloß er und führte die Vernichtung aller vorhandenen mehr oder minder vollendeten Manuscripte aus. Aber wohl nicht ohne ein Gefühl der Wehmuth und Trauer sah der seiner eigenen nahen physischen Auflösung sich bewußte Dichter auf das Häuflein Asche, das allein von seinen jüngsten Geistesfindern übrig blieb.

Wir können es uns nicht versagen, hier einige Stellen aus Sealsfields Briefen vom Jahr 1862 anzuführen, wo er, noch vollkommen gesund, mit Bestimmtheit die Ahnung ausspricht, seine Laufbahn sei nur noch eine kurz zugemessene. 8. Mai: „Ich bin vielleicht undankbar gegen

Digitized by Google

die Vorsehung, die mir in meinem Alter verhältnißmäßig ruhige Tage gibt; aber ich bin nicht heiter, ein drückendes Gefühl, eine Abspannung hat sich meiner bemeistert, auch fühle ich, daß meine Kräfte zu schwinden anfangen. — Das ist Naturgesetz, werden Sie sagen; allein eben dieses Naturgesetz sich recht lebhaft einprägen und mit philosophischem Gleichmuthe den Lebensfaden dünner und dünner werden sehen und dabei mit heiterm Frohmuthe seinem endlichen Schicksale entgegen treten, das ist nur sehr großen Seelen gegeben. Zuweilen wankelu mich nun auch wirklich heitere Gedankenflüge an, aber dann kommen wieder Schatten." 3. Juli. „Ich bin wirklich, wie Sie sagen, zum Einsiedler geworden. Ich bin am liebsten allein. Im höheren Alter — und ich habe dies nun seit mehreren Jahren angetreten — im Greisenalter ist es geziement, sich von der Welt zurückzuziehen, in die sich der Jüngling stürzen muß, wenn er zum Manne reifen soll. Die Einsamkeit ist da an ihrem Platze; es drängen sich Fragen auf, die keine Bücher beantworten, die man sich selbst aber beantworten soll und muß. Sie sehen, ich bin ganz ernsthaft geworden, bin es auch in der That. Der letzte Winter hat mich älter gemacht als die zehn früheren. Nicht daß ich körperlich sehr gealtert hätte — aber ich fühle, daß meine Laufbahn keine lange mehr sein wird und bin es ganz zufrieden. Ich würde es für kein Glück erachten, noch zehn Jahre zu leben, obgleich ich immer noch nicht die eigentlichen Altersschwächen fühle. Der Geist ist noch jung."

Ja, dieser Geist war noch jung, blieb jung unter den schwersten, fast zwei Jahre hindurch fortdauernden körperlichen Leiden, blieb jung bis zum letzten Athemzuge. Und unter dem Drucke dieser Leiden reifte auch die Seele heran zu jener Größe, wie sie nur wenigen gegeben ist im Leben und im Sterben. Einer seiner Freunde in Solothurn, der den Kranken oft besuchte, sagte von ihm: „Wer diesen Mann in seinen gesundeu Tagen nicht bewundern gelernt hätte, könnte ihm gewiß jetzt in seinen Leidenstagen die Bewunderung nicht versagen. Mit heroischem Muthe trägt er sein Schicksal und klagt nicht." — Die Kraft zur geduldigen Ertragung seiner Leiden und die Lösung jener Fragen, „die keine Bücher beantworten, die man aber sich selbst beantworten soll und muß," fand er im Buch der Bücher — in seiner hochgeschätzten Bibel. Dort wählte er aus dem 51. und 143. Psalm zwei Verse aus, um sie dem Steine eingraben zu lassen, der einst die Stelle bezeichnen sollte, wo seine irdische Hülle nach einem langen bewegten Wanderleben ihre Ruhestätte finden würde. Dort, im Wort des Lebens, fand er auch das Leben: Charles Scalofield starb als Christ.

In den Geistesprodukten dieses Mannes tritt uns der geniale Schriftsteller entgegen; in seinem Leben, namentlich in seinem Leiden, sehen wir den großen Charakter und in seinen Briefen manifestirt sich der edle Mensch: die deutsche Nation darf und wird ihn unter die Zahl jener Männer einreihen, die ihren edelsten Kern, ihren schönsten Stolz ausmachen.

U.

Der Hering und dessen Fang.

Von **Hermann Meier** in Emden.

Noch immer heißt es in den geographischen Leitfäden und Lehrbüchern bei der Erwähnung unsrer guten Vaterstadt Emden: Heringsfang, trotzdem in den letzten zehn Jahren kein Hering mehr von hier aus gefangen ist und wie es scheint, auch für die Folge dieser einst für Emden so erträgliche Erwerbszweig wohl kaum wieder aufleben wird. Schon lange führte solcher nur noch ein Scheinleben, da machte eine großartige Feuersbrunst, die fast das ganze Inventar verzehrte, der Sache ein Ende. Die bisherigen Unternehmer hatten alle Lust verloren, das Geschäft fortzusetzen, die letzten Fahrzeuge wurden theils verkauft, theils verfaulten sie im Emder Hafen.

Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts ging man mit einigen Unterbrechungen hier diesem Erwerbe nach, den man in Holland schon längst als einen der ergiebigsten hatte kennen lernen, wie denn Hollands Ruhm und Wohlfahrt, Glück und Fortschreiten größtentheils auf Heringsgeräten gebaut ist. — Ums Jahr 1552 sandten mehrere Kaufleute Emdens etliche Kauffahrer in die Ostsee auf den Heringsfang, denn damals ging noch ein bedeutender Zug durch den Sund zwischen Schonen und Seeland her. Der Erfolg krönte das Unternehmen und ermuthigte, dasselbe in größerem Maße fortzusetzen. Nach Art der holländischen Heringsbuisen, die zum Fangen und Verarbeiten der Fische besonders eingerichtet sind, erbaute man auch hier solche Fahrzeuge und bereits 1655 liefen 19 Emder Buisen aus, um von der norwegischen Küste reiche Beute zu holen.

Als die Heringe gegen das Ende des 16. Jahrhunderts in der Ostsee ausblieben, wandten sich Emder wie Holländer nach der schottischen Küste. Der Nutzen, den die Stadt von diesem Erwerbszweige zog, war ein ganz enormer; aber während derselbe in Holland immer mehr emporblühte, so daß 1672 allein die Provinz Holland 1600 Buisen besaß, fing solcher hier theils durch eigene, theils durch andre Schuld zu kränkeln an und war bald nur noch ein Schatten seiner früheren Größe.

Friedrich II. von Preußen, eifrig besorgt, den Handel Emdens zu heben, und überzeugt, daß keine Ausrüstung für seine neu erworbene Provinz nutbringender sein könne, als der Heringsfang, forderte die Kaufmannschaft auf, eine Compagnie zu errichten und versprach von vorn herein Sicherung des Absatzes in seinen Staaten, sowie bedeutende Vorrechte. Abermals schickte Emden seine Buisen aus, das „Seeobst", wie ein holländischer Dichter den Hering nennt, zu pflücken. Die Compagnie erhielt Freiheit von allen Zöllen, vollständige Selbstverwaltung in Friedens- und Kriegszeiten, die Zusicherung, daß die Einfuhr holländischer Heringe zum Besten der Compagnie besteuert werden und sobald die Compagnie die Bedürfnisse des Landes befriedigen könne, für alle preußischen Staaten verboten werden solle. Sogar die freie Einfuhr des erforderlichen fremden Salzes wurde gestattet.

Als die Holländer merkten, daß es in Emden Ernst mit der Sache sei, verbot die Regierung ihren Unterthanen jeglichen Dienst in Emden und untersagte die Ausfuhr alles Materials. Dagegen steigerte sich in Emden der Eifer immer mehr, je mehr Hindernisse man ihnen in den Weg legte. Bereits 1770, im zweiten Jahre des neuen Unternehmens, waren die Erfolge so günstig, daß in Ostfriesland die Einfuhr fremder Heringe untersagt wurde. Im folgenden Jahre wurden 10 Buisen, jede mit 14 Mann Besatzung, ausgerüstet und außerdem beschäftigten die Ausrüstungsgegenstände, Netze, Taue, Fässer ꝛc. gegen 300 Menschen.

Abermals rührten sich die Herren Holländer gegen ihre Rivalen. Friedrich II. aber besteuerte in seinem ganzen Staate die holländischen Heringe und zahlte aus dem Ertrage der Emder Compagnie bedeutende Unterstützungen, so daß von Jahr zu Jahr sich die Anzahl der Buisen mehrte und 1785 bereits 45, 1799 sogar 58 Schiffe auf den Heringsfang auslief.n. Die Zahl derer, die dem kleinen Heringe ihr Wohl und Wehe, ihren ganzen Lebensunterhalt verdankte, mußte jetzt nach tausenden gezählt werden. Aber bald kam nun die Zeit der Fremdherrschaft, die bedeutend schwer auf Ostfriesland lastete, eine bedeutende Anzahl Buisen ging mit ihrem Eigenthümer nach Holland, die Bevorzugungen von Seiten der Regierung hörten auf, der Eifer erlahmte und ohne Prophet zu sein, konnte man dem einst so blühenden Unternehmen mit Gewißheit einen baldigen Tod vorhersagen. Die Flamme machte dem Siechthum ein Ende.

Es war ein Freuden- und Festtag, wenn früher Anfang Juni die Buisen auslliefen. Wer damals zum ersten Male an den Emder Hafen gekommen ist, wird sich kaum die Aufregung, die Hast, die freudige Stimmung, die hier ihren Sitz aufgeschlagen zu haben schien, haben deuten können. Und nicht bloß am Hafen, sondern in der ganzen Stadt fand man solche Theilnahme. In der Woche vorher wurde eine eigene Buisenpredigt gehalten, von Gott Segen für einen ergiebigen Fang, Schutz für die Seeleute zu erflehen.

„Die Buisen gehen aus!" rief der Nachbar dem Nachbar zu und alle eilten hinaus, die wenig hübschen Schiffe im vollen Segel- und Flaggenschmuck, eins hinter dem andern hinausfahren zu sehen,

Digitized by Google

um beim fernen Hitland den Hering zu fangen, der zur Blüthe der Stadt, zur Wohlfahrt so vieler seiner Bürger ganz Bedeutendes beigetragen hatte und beitrug. Manches Gebet um glückliche Heimkehr der Geliebten stieg himmelwärts, manche bittre Abschiedsthräne floß.

Nur um diese Zeit war es gestattet, den Hering zu fangen, denn das Gesetz, deren es in Bezug auf den Heringsfang sehr viele und genaue gab, bestimmte, daß vor dem 25. Juni kein Fisch gefangen werden sollte. Die Fischer mußten sich eidlich verpflichten, dieser Bestimmung nachzukommen. Die Netze wurden nach gegebenen Regeln angefertigt und die Maschen mußten eine bestimmte Weite haben, damit im Interesse künftiger Jahre die jungen Fischlein durchschlüpfen konnten. Jedes Netz war 700 Maschen lang und halb so breit.

Bald sind die Segler dem Auge entschwunden, die Zuschauer kehren heimwärts, die Busen aber segeln nach der schottischen Küste, um dort am Abend des 24. Juni das erste Netz über Bord zu werfen. Dieses geschah mit einer gewissen Feierlichkeit, nach stattgefundenem Gebet um reichen Fang, denn jeder der Mannschaft war dabei interessirt, da ein Theil des über ein bestimmtes Quantum Gefangenen der Mannschaft bei ihrem Lohn zu Gute kam.

Verschiedene Anzeichen verrathen dem erfahrenen Fischer das Vorhandensein einer großer Menge Heringe. Die Möven und Seeschwalben öfters niedertauchend in die See schießen, wo viele Heringsschuppen an den Seitenwänden der Schiffe kleben, wo eine milchartige Flüssigkeit auf dem Wasser zu sehen ist, da werden sich gewiß in kurzer Zeit die Netze füllen. Der Fang ist zuweilen so ergiebig, daß man mit einem Zuge 130—140,000 Heringe fängt und zum Aufwinden des Netzes mehr als drei Stunden gebraucht. Zu zuweilen müssen die Zugleinen zerschnitten werden, um das Umschlagen des Schiffes wegen mangelnden Gleichgewichts, das Zugrundegehen mit Mann und Maus zu verhindern.

Laut jauchzend wurden am nächsten Morgen die Netze mittelst einer Rolle aufgewunden und die gefangene Beute sofort gesalzt, d. h. ihnen Eingeweide und Kiemen genommen und alsdann mit Salz fest in Tonnen verpackt. Bald erschienen die Heringsjäger, die von Busse zu Busse fuhren und ihren Fang übernahmen, um damit, sobald wie irgend thunlich, in die Heimat zu fahren. Die Ankunft desselben wurde durch Glockengeläut bekannt gemacht, von Thür zu Thür erscholl bald das Rufen der Verkäuferinnen: „Neue Heringe“, und wer nur irgend im Stande war, den hohen Preis derselben zu erschwingen, der ließ sich's nicht nehmen, sich ein Urtheil über die Qualität der „neuen Heringe“ zu bilden. Freunden und Gönnern nah und fern wurde diese Delikatesse schleunigst per Post zugesandt.

Wenn wir nun im Folgenden noch einiges über den Hering mittheilen, so beschränken wir uns nur auf das, was entweder weniger bekannt oder von hervorragendem Interesse ist.

Der Hering trägt seinen Namen von dem skandinavischen Worte heer, d. h. ein Lager. Er bewohnt die nördlicheren Meere und wird selten in gemäßigteren Gegenden angetroffen. Südlich von der Bai von Gascogne findet man ihn nicht häufig und zu La Rochelle ist er eine große Merkwürdigkeit. Im Mittelmeere findet man ihn nicht mehr.

Der ziemlich allgemeine Glaube, daß der Hering sofort sterbe, sobald er das Wasser verlassen habe, ist durch vielfache Beobachtungen Naturkundiger in das Reich der Fabel verwiesen. Er kann allerdings einige Zeit außerhalb des Wassers leben, wenn auch nicht so lange, wie viele andere Fische.

Aber im Wasser hat er ein zähes Leben, welches sogar unter dem Eise nicht gefährdet wird. Bevor er stirbt, stößt er einen leisen Laut aus. In hellen Mondnächten, besonders im Herbst, schwimmt der Hering oft auf der Oberfläche des Meeres mit der Rückenflosse und dem obern Theil der Schwanzflosse über dem Wasser. Es soll ein über alle Beschreibung prächtiger Anblick sein, die See in einer Breite von 3—4 und in einer Länge von 5—6 Meilen mit Heringen wie bedeckt zu sehen, während die sanften Strahlen des Mondes von den glatten Rücken der Fische zurückgeworfen werden. Durch diese Strahlenbrechung glänzt die ganze Oberfläche, als wenn sie mit Edelsteinen bedeckt wäre, durch das phosphorische Licht, welches die Millionen Fische entwickeln, und durch das Leuchten des Meeres wird alles wie mit einem flatternden Schleier überzogen. Der Nordländer nennt diese Erscheinung Herringblick, Sildblick.

Oft, wenn der Hering auf diese Weise schwimmt, steckt er dann und wann den ganzen Kopf aus dem Wasser, nach Luft zu schnappen. Durch das Zusammenschlagen der Lippen entsteht ein Geräusch, wie wenn eine Menge dicker Regentropfen auf das Wasser fiele. Alle Fischer wissen davon zu erzählen. Auch diese Erscheinung findet besonders an hellen Herbstabenden statt und das ganze Meer wird wie mit Wasserblasen bedeckt. Für die Fischer bedeutet diese Erscheinung einen schlechten Fang in der nächsten Nacht, weil alsdann die Netze zu hoch gehalten werden müssen.

Manchmal springt auch der Hering truppweise aus dem Meere in die Höhe, so daß in der Nähe befindliche Schaluppen zu nicht geringem Theile ganz mit Heringen angefüllt sind.

Die Menge der Heringe, die oft in einer Richtung schwimmen, ist eine kaum glaubliche; nicht selten schwimmen sie so nahe beisammen, daß viele todtgedrückt werden. Daher kommt es auch, daß oft ein Fahrzeug in kürzester Zeit seine Ladung hat, während zwanzig andere in seiner Nähe nichts fangen. Man hat Beispiele, daß eine Busse an einem Tage 150,000 Heringe fing, ihre Nachbarn aber auch nicht einen.

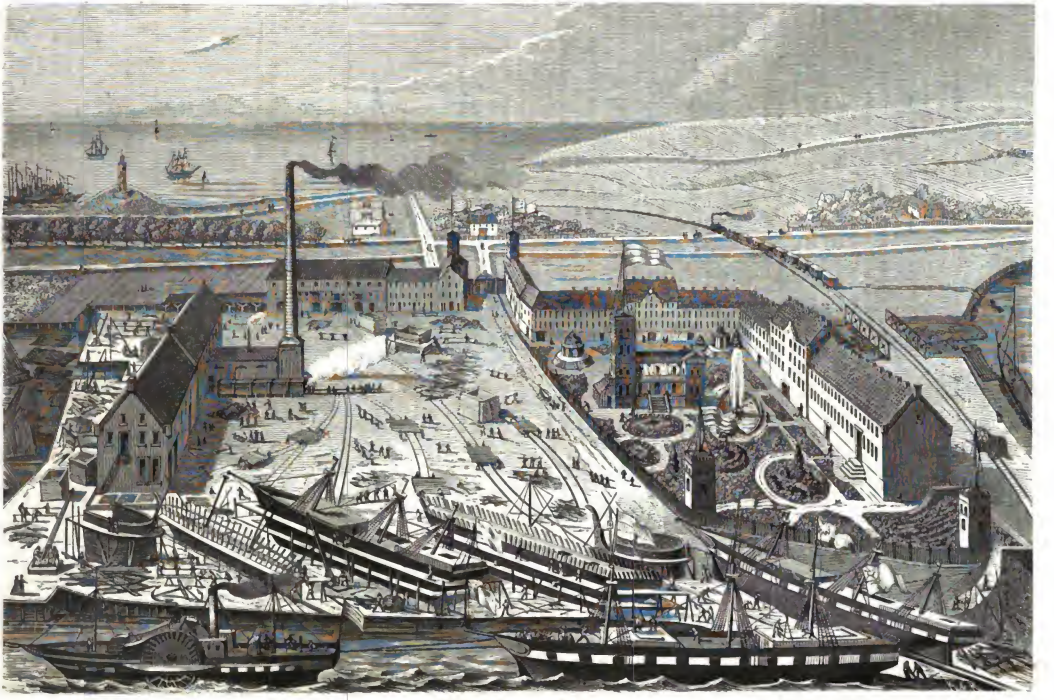
Sonderbar und unerklärlich ist es, warum die Heringe dann eine gewisse Stelle Jahrelang nach einander besuchen und dann plötzlich wegbleiben, um nie wiederzukehren. Diese Erscheinung hat zu vielem Aberglauben Veranlassung gegeben, der richtige Grund ist vielleicht der von Leeuwenhoek angegebene, daß wenn in solche Gegenden mehr Heringe kommen, als Nahrung für sie da ist, sie alsdann Hunger leiden müssen, sie alsdann fortziehen, um mehr Nahrung zu suchen und nicht wieder dorthin kommen, wo nicht hinreichendes Futter für sie zu finden ist.

Wie das plötzliche Verschwinden, so ist auch das plötzliche Erscheinen lange mit Verwunderung beobachtet. Die Geschichte des Nordens spricht häufig von so viel Heringen, daß die Netze zerrissen. 1781 fand man bei Buskoe so viel Heringe, daß sie einen lebendigen Berg im Meere bildeten und mit den Händen gegriffen werden konnten. 1784 zeigte sich in Loch Ure eine solche Unmasse Heringe, daß in 40—50 Tagen über 60,000 Last gefangen wurden und 1773 fingen 250 in Loch Terriben anwesende Busen in einer einzigen Nacht so viel Fische, daß sie dem Sinken nahe waren und man die Netze in Stücke schneiden mußte, weil es unmöglich war, ein ganzes Netz voll Fische aufzuziehen. So viel Heringe blieben dort zwei Monate lang. 1774 fing man zu Ault Haifs in jedem Netze, welches man aufzog, ungefähr 50,000 Heringe. Man wußte nicht, was man mit dieser Masse beginnen sollte und verkaufte 10,000 Stück für eine Flasche Genever.

Der Hering hat viele Feinde; besonders stellt der Nordraper ihm nach und verschluckt tausende auf einmal. Der Hering flieht vor ihm in die Buchten der Küste und nach Untiefen, wo er aber von dem Regen in die Traufe kommt, indem er hier den Menschen in die Hände fällt. Deswegen gilt noch jetzt in Norwegen das Gesetz, daß zur Heringszeit kein Wallfisch getödtet werden darf. Die Art und Weise, wie dieser sich seiner Beute bemächtigt, ist nicht uninteressant. Er schwimmt nämlich etliche Mal ziemlich schnell in einem Kreise, dadurch entsteht im Meere ein kräftiger Strudel, der die Heringe mit sich zieht; plötzlich wendet er sich um, öffnet das Maul und eine ganze Schar Heringe treibt hinein. Auch die Robben, Haie, Störe, Kabliaue, Dorsche, die Lenzfische, viele Seevögel ꝛc. stellen dem Heringe nach dem Leben.

Aber der größte aller seiner Feinde ist der Mensch; denn ihm stehen ja die meisten Mittel zu Gebote, sich seiner zu bemächtigen. Und Tausenden, ja Millionen dient dieser winzige Fisch, der gewöhnlich nur 10 Zoll lang wird (Heringe von 12—13 Zoll werden schon in Museen aufbewahrt), zur Nahrung, er kömmt sowohl auf die Tafeln der Könige, wie auf die der Bettler. Blech, einer der ausgezeichnetsten Ichthyologen, bemerkt, daß durch Benkelszoors Erfindung mehr Menschen am Leben erhalten seien, als durch die von Berthold Schwarz getödtet seien, und Karl V. theilte 1556 auf Benkelszoors Grabe mit seiner Schwester, der Königin von Ungarn, einen Hering und ab ihm, dem Erfinder des noch jetzt üblichen Conservations-Verfahrens zu Ehren.

Digitized by Google



Die Rickmers'sche Werft in Geestemünde.

Eine deutsche Schiffswerft.

Von Burghard von Cramm.

Eins der bedeutendsten Schiffsbauetablissements auf dem Continente, in seiner Anlage jedenfalls wohl das großartigste — ist die Werft des Herrn R. C. Rickmers in Geestemünde, gegründet in den Jahren 1855—57.

Rickmers, der als junger Mann ohne Vermögen von Helgoland nahe nach Gründung von Bremerhaven dorthin gekommen war, hat sich durch seine Energie, seine Thätigkeit und seinen Unternehmungsgeist zu einem der ersten Schiffsbaumeister und einem der bedeutendsten Rheder von Bremen emporgeschwungen. Seine Schiffe befahren alle Meere des Erdkreises, und tragen weit umher den Ruhm deutscher Arbeit, deutscher Industrie.

Bereits ehe er die Werft in Geestemünde gründete, über die ich den geneigten Leser mir zu folgen bitte, betrieb er die Schiffsbauerei in Bremerhaven mit ungemein günstigem Erfolge. Der Platz aber war zu eng für großartige Unternehmungen und da kein Raum vorhanden war, denselben auszudehnen, erwarb Rickmers im Jahre 1855 ein Terrain von nahezu 32 Morgen, zu dem neuenstehenden Hafenorte Geestemünde gehörend, durch eine Krümmung der Geeste an zwei Seiten vom Wasser umflossen.

Da wurde es bald lebendig auf der grünen Wiese; hunderte von Maurern und Zimmerleuten schafften von früh bis spät — ein neues Feld wurde dem Gewerbebetrieb eröffnet und der Landwirthschaft entrissen; wo bislang Jahr für Jahr Kühe und Pferde geweidet, wo das Heu in großen Fudern zu den nahegelegenen Orten gefahren war, sollten bald die Schornsteine der Fabriken dampfen, die Räder der Maschinen sich drehen und Hammer, Beile und Sägen in den Händen der fleißigen Arbeiter mit betäubendem Geräusche Kunde geben von dem Siege der Industrie.

1857 sind die ersten Schiffe auf der neugegründeten Werft vom Stapel gelassen, zu einer Zeit, die großen Handels- und industriellen Unternehmungen sehr ungünstig war und beshalb auch schwer auf den Schiffsbau drückte.

Die Anlage war ursprünglich darauf berechnet, monatlich ein großes Seeschiff von 500 Last, also im Jahre 6000 Last fertig zu liefern, allein da seit der Gründung die Mißverhältnisse in der Handelswelt fortgedauert haben — ist sie noch nicht in dem vollen Betriebe gewesen.

Durch ein großes Thor, über welchem die Hannoversche Flagge weht, treten wir auf den weiten Platz an drei Seiten von Gebäuden, die aus rothen Backsteinen aufgeführt sind, hufeisenförmig umschlossen. Uns zur Linken haben wir unter einem Dache eine Reihe von 90 Familienwohnungen für Arbeiter, deren Ausgänge aber nicht nach dem Platze zu gehen, eine Schule für 80 Kinder — und in Mitten freundlicher, geschmackvoller Gartenanlagen die elegante Villa des Besitzers. Zur Rechten liegen die eigentlich zur Werft gehörenden Gebäude und gerade vor uns die Helgen, auf denen die Schiffe erbaut werden.

Zunächst dem Thore finden sich die hellen, geräumigen Bureaus und Comptoirs, darüber die sogenannten Zeichnen- oder Modellzimmer. Hier werden über die zu bauenden Schiffe Zeichnungen entworfen und die Modelle ausgeführt, die nach vollendetem Gebrauch als Wanddzierde dienen.

In der nächsten Abtheilung des Gebäudes kommen wir an den großen Efsaal für die Schiffszimmerleute, und die Küche mit ihren gewaltigen Kesseln. Eine bequeme, breite Treppe führt in zwei übereinander liegende Stockwerke, zur Wohnung für 200 unverheirathete Arbeiter oder solche, die ihre Familie auswärts haben, eingerichtet. Es sind große Säle mit Kojen zum Schlafen, Behältern für Kleider, langen Tischen und Bänken.

Das Wohnen hier ist unentgeltlich und die dort Einquartierten führen eine gemeinsame Wirthschaft. Jeder schießt in die Kasse wöchentlich einen Thaler, wofür Mehl, Hülsenfrüchte und Gemüse angeschafft werden. Für Brot, Fleisch und Speck hat jeder allein zu sorgen. Zuweilen kaufen mehrere gemeinsam ein größeres Stück Fleisch, welches dann in dem großen Gemüsekessel gekocht und so auch denen zum Nutzen wird, die ihr Mittagsmahl weniger luxuriös einrichten.

Aus diesen Räumen kommt man in eine Abtheilung des Gebäudes, die im Erdgeschoß Lagerräume für Kupfer, Eisen, Werg enthält, auch theilweise zur Anfertigung von Masten und Raaen dient. Hierüber befinden sich zwei sogenannte Rißböden, je 180 Fuß lang und 40 Fuß breit. Da werden die einzelnen Theile der Schiffe in natürlicher Größe aufgezeichnet.

Ein Labyrinth von Strichen beweist, daß trotz der schlechten Zeiten der Eigenthümer der Werft nicht müßig war. Der folgende Raum wird von einer Werkstätte eingenommen, in der Schaluppen und Böte verfertigt werden — daneben ist ein Gemach mit einer Maschine zur Herstellung von Holznägeln, zu denen ein amerikanisches Akazienholz verwendet wird. Die Maschine wird durch Dampf in Bewegung gesetzt, kann aber auch ohne diesen gehandhabt werden. Hunderttausende von Nägeln liegen aufgehäuft an den Wänden umher.

Durch die helle, geräumige Tischlerwerkstatt geht's in das eigentliche Maschinenhaus, in dem eine Hochdruckdampfmaschine von 100 Pferdekraft arbeitet und die verschiedenartigsten Maschinen zur Anfertigung aller möglichen erforderlichen Schiffsstücke in Bewegung setzt.

Hier hobelt eine Maschine in rasender Geschwindigkeit täglich gegen 20,000 Fuß Bretter und Bohlen, dort zerschneiden Vertikal- und Cirkelsägen die stärksten Stämme; hier stößt die Peeking-Maschine Löcher durch dicke Eisenplatten wie durch Papier, dort schneidet eine andere Maschine Stangeneisen wie Schwefelhölzer, hier scheuert und summt es in der Werkstatt der Drechsler und Blockmacher, dort hammert's und klopft es vor den Essen der Schmiede.

Große Räume für Eisen und sonstige Metalle in Mengen, Platten von allen Formen und Längen — für Ketten, Anker, für Steuerruder, Blöcke, Takelage ꝛc. nehmen das übrige Gebäude ein.

Ueber dem riesigen Schornsteine bemerkt man einen langen Behälter, in dem die Planken gekocht und dadurch biegsam gemacht werden, die zu den Schiffen gebraucht werden sollen.

Wenn wir so die gewaltigen Räume durchschritten haben und wieder ins Freie treten, kommen wir an die eigentliche Werft, den Platz, wo auf den Helgen oder Hellingen die zu erbauenden Schiffe in Speeken oder Rippen horizontal nach dem Ufer schräg zu auf der Erde liegen.

Da ist denn ein buntes Leben auf und in den Schiffen, deren Größe man später, wenn sie erst ihrem ersten Elemente übergeben sind, ohne Sachkenner zu sein, nur schwer taxiren kann.

Hier ist ein großer Dreimaster bereits seiner Vollendung nahe; der eleganten Kajüte wird von Tischlern, Tapezierern und Malern der letzte Schmuck gegeben; oben auf dem Verdecke werden mit dampfendem Pech die Fugen ausgegossen; draußen am Schiffe sitzen auf den Gerüsten in mehreren Reihen über einander die Arbeiter, die den Werg in die Spalten klopfen; dort werden zu einem andern Schiffe erst die Rippen auf den Kiel gesetzt und kaum vermag man schon die Form des Schiffes zu erkennen. An den Krähnen werden die Stämme emporgewunden und munter tönt dazu, wie bei allen Arbeiten, bei welchen mehrere zugleich beschäftigt sind, der Gesang der Zimmerleute.

Von allen Seiten fahren auf den Schienen die Wagen mit Holz herzu — von rechts und links läuft's und rennt's mit Tauen, Stricken und Ketten — überall Leben und Arbeit.

Da aber tönt der helle Klang einer Glocke; es ist die Zeit zum Frühstück und wie mit einem Zauberschlage wird's still rings her. Eine endlose Reihe von kräftigen, breitschulterigen Gestalten kommt aus den Thüren des Fabrikgebäudes, aus dem Innern, von den Verdecken und von der Außenseite des Schiffes. Nun geht's in den großen Saal, oder in einen der Schuppen und ein derber Imbiß hebt die ermatteten Kräfte.

Die Zimmerleute zeichnen sich durch ihre Kleidung vortheilhaft vor den übrigen Arbeitern und Handwerkern aus. Nie fehlt das kleidsame dunkelblaue wollene Hemd, über welchem im Sommer nichts getragen wird, im Winter aber eine Jacke von dickem blauen Flanell; der ganze Anzug ist fast immer sehr sauber und ordentlich gehalten,

Sonntags gar elegant. Es ist ein Stolz der Zimmerleute, in seiner weißer Wäsche, theurem schwarzen Tuchrock und einer prächtigen Atlasweste paradiren zu können. Die Mühe wird leck auf das eine Ohr geschoben, die Cigarre oder die kleine weiße Theopfeife dampft lustig und wenn und so ein junger Bursch begegnet, ist es ein Bild von Wohlbehagen und Selbstbewußtsein.

Die Lohnverhältnisse der Schiffszimmerleute sind sehr günstig. Durchschnittlich kann man einen täglichen Verdienst von 25 Ngr. annehmen, doch verdient ein besonders tüchtiger Arbeiter mehr. Viele Arbeit wird in Accord gegeben. So kommt's, daß sich die Zimmerleute jung verheirathen und es gehört nicht zu den Seltenheiten, daß in den Militäraushebungsterminen eine Reihe von Ehemännern und Vätern erscheint.

Die Rickmersche Werft war darauf berechnet, tausend bis zwölfhundert Arbeiter zu beschäftigen, allein bei den zeitherigen Betriebe sind wohl nicht über 300 Arbeiter auf dem Platze gewesen.

Das Etablissement hat aber bei seiner vorzüglich großartigen und praktischen Anlage eine Zukunft und da der Eigenthümer in der glücklichen Lage ist, einige Zeit der Zinsen seines Anlagekapitals entbehren zu können, so wird ohne Frage seine Schöpfung zu neuer und dauernder Blüthe kommen, sobald eine friedliche Weltlage Handelsunternehmungen und damit der Schifffahrt und dem Schiffsbau wieder günstiger wird.

Noch hat die Werft keinen Namen bekommen. Erst in besseren Zeiten soll sie feierlich getauft werden. So mag denn bald der Tag heranrücken, an dem einer Unternehmung der Namen gegeben wird, die ihrem Schöpfer wie der deutschen Industrie zum Ruhme und vielen andern zum Segen dient und dienen wird.

Am Familientische.

Reclamenschwindel der englischen illustrirten Blätter. Die englische Unterhaltungspresse ist keineswegs so rein sittlich und gediegen, als man sich das oft bei uns vorstellt. Neben einer Reihe sehr tüchtiger Blätter gibt es eine ganze Anzahl so jämmerlicher, ja geradezu unsittlicher Journale, wie wir sie in Deutschland, Gottlob, noch gar nicht kennen. Die statistischen Angaben, nach denen im Jahre 1851 noch etwa 29 Millionen Exemplare unsittlicher und atheistischer Schriften jährlich erscheinen, halte ich für übertrieben. Thatsache aber ist es, daß vor einigen Jahren eine seemlar seot von Herrn Holyoake gegründet wurde, deren ausgesprochener Zweck es war, die Menschen zu veranlassen, alle Gedanken an Unsterblichkeit und an ein zukünftiges Leben aufzugeben und ihre Anstrengungen und Hoffnungen lediglich darauf zu beschränken, hienieden so vergnügt und angenehm als möglich zu leben. Diese Sekte veröffentlichte eine Reihe von Journalen, hielt öffentliche Versammlungen und besaß 21 Lokale oder Centralpunkte ihrer Wirksamkeit in den Hauptstädten Großbritanniens. Reste dieser Sekte und ihrer literarischen Thätigkeit habe ich selbst noch in London gefunden, ohne ermitteln zu können, wie weit sie sich jetzt noch ausdehnt.

Viel gefährlicher, als derartige Blätter, sind diejenigen, welche in der leichtfertigsten Weise ihre Leser durch Knallesseffekte und unsittliche Bilder und Erzählungen zu locken verstehen.

Nur im Vorbeigehen sei des bekannten Schwindels erwähnt, den einige Blätter, wie die Weekly Illustrated News, treiben, welche irgendeine beliebige Bilder von ganz anderen Schauplätzen und Scenen bringen und ihre Leser betrügerisch versichern, das stelle irgend ein neues Ereignis, durch ihren Spezialzeichner aufgenommen, dar, wie z. B. ein Bild, das unverkennbar den Einzug des Königs Wilhelm von Preußen in Berlin nach seiner Rückkehr von Königsberg darstellte, benutzt wurde, um die Abreise der Prinzessin Alexandra von Dänemark aus Copenhagen zu illustriren. Ein gröberes Mittel sind die sinnlich lockenden Bilder, welche die erste Seite solcher Blätter meist enthält — im Penny Illustrated Paper sah ich eine leidenschaftlich erregte Frau, die mit einer Streitaxt auf einen Mann losholzt, in einem anderen eine rohe Scene in einer Branntweinkneipe, häufig Mordscenen und Liebesscenen der gemeinsten Art.

Dazu kommen die in diesen Blättern zahlreich vertretenen Erzählungen. In einem Blatt, Bow Bells, habe ich wöchentlich sechs davon gefunden, theils vollständig, theils in Fortsetzungen; ein anderes, The London Reader, hat es auf zehn verschiedene Erzählungen auf zweiundzwanzig Seiten von je 3 Spalten gebracht. Und was sind das für Erzählungen? Schon die Titel sind charakteristisch. Der bekannte Sensationsroman: Lady Audley's Secret, der im London Journal zuerst erschien, hat noch einen matten Titel. Andere heißen: Der graue Mann; von dem Verfasser der schwarzen Frau. — Das Gespinstzeichen. — Der verjagte Schurke, oder einer Mutter Rache, von dem Verfasser des ermordeten Kleides. — Des Geistes Geheimniß, eine Schreckensgeschichte. — Das ermordete Eheweib oder der Geist der alten Kuine, u. s. w.

Mit solchen Mitteln würde aber noch nicht die genügende Anzahl von Lesern gewonnen werden. Es müssen noch andere hinzukommen. Die Reclame ist darin wahrhaft erfinderisch. Die geringste ist eine prahlerische Anzeige. So kündigte sich ein neues Blatt, St. Paul's, folgendermaßen an:

„Ein Zweifler fragt vielleicht: wodurch werden wir unsern Erfolg sichern? Stolz antworten wir, dadurch, daß wir ein Wunder in der periodischen Literatur schaffen, so daß uns nichts an Würde, Anmuth, Qualität, Quantität und Preis gleichkommen soll. — Wir beabsichtigen, den größten Vorrath von Unterhaltungsstoff zu liefern, der jemals geboten worden ist, auf den größten literarischen Bogen, der jemals wöchentlich herausgekommen ist, hier oder anderswo, für den Preis eines Penny."

Einen Tages sah ich einen großen vierreihigen Kasten langsam durch die Straßen fahren. Als ich näher hinzutrat, gewahrte ich, daß es die Anzeige eines neuen illustrirten Blattes war. Auf drei Seiten waren Proben der Bilder in schreienden Farben, in englischer Fraktur, darüber der Titel und Preis; auf der vierten, offenen Seite gewahrte man den Verkäufer, der einzelne Nummern ausbot.

Selbst die besten Blätter verschmähen dieses Reclamemittel nicht. So kündigte sich das Blatt: Good words vor 1½ Jahren in riesigen Mauerankündigen an, auf denen der Titel des Blattes in 1 Fuß hohen, die Namen des Redacteurs, Rev. Dr. Norman Macleod, eines hochgeachteten schottischen Geistlichen und Caplans der Königin und der Mitarbeiter in sechs Zoll hohen Buchstaben an, und niemand stieß sich daran.

Die Haupteclame geschieht aber durch die Correspondenz mit dem Publikum, der einzelne Blätter drei volle Spalten widmen. Zum Theil enthält sie Antworten auf allerlei wissenschaftliche u. dgl. Fragen, Beurtheilungen eingesandter Handschriften, dann folgen erbetene Rathschläge aller Art, über die Cultur des Bartes, der Hände u. s. w., vor allem in Liebesangelegenheiten. Viele Blätter widmen ihre Correspondenz den letzteren ausschließlich. Ich lasse einige Proben folgen, wie ich sie aus einer Anzahl der unterliegender gerade herausgriffe:

(Reynold's Miscellany). Richard M. Die junge Dame kümmert sich augenscheinlich jetzt mehr um ihre neue Bekanntschaft als um Sie. Es ist das vielleicht eine vorübergehende Laune, es kann aber auch der Anfang einer darnenden Neigung sein. Sie würden gut thun, sich auf das Schlimmste gefaßt zu machen, dann würden Sie es nicht so schwer zu ertragen finden.

(Home Magazine). Eugenie. Es würde für einen jungen Mann unpassend sein, einer jungen Dame, der er niemals vorgestellt wurde, seine Aufwartung zu machen und sie zu bitten, ihn nach einem Bergnügungslokal zu begleiten.

(Cottage Journal). Margaretha. Im allgemeinen ist es richtig, daß eine Tochter ihren Eltern gehorchen soll, aber es könnte ein Fall eintreten — und solche Fälle treten oft ein — in dem sie völlig berechtigt sein würde, von ihnen im Denken und Handeln abzuweichen.

(Guide to literature etc.) Oberst Gardiner. — Wir glauben nicht an die Theorie, daß ein Mann oder eine Frau nicht zum zweiten Male lieben könne. Die wahre Liebe ist ein Gefühl, daß durch die Umstände geleitet wird, und kann ebenso rein und glühend beim zweiten als beim ersten Male sein.

Die Hauptcorrespondenz betrifft aber geradezu Heirathsvermittlungen.

Im London Reader heißt es:

City O'Conner glaubt, daß Alfred Carl Stuart ihr vortrefflich zusagen würde, da sie nur jemand begehrt, der sie liebt und sie vollkommen glücklich macht. Wenn Alfred Carl Stuart wirklich glaubt, daß auch sie für ihn paßt, so wird es ihr großes Vergnügen machen, mehr von ihm zu hören.

Im London Journal (einem der ältesten illustrirten Blätter, schon im zwanzigsten Jahre):

Bessie Lewis möchte entweder einen Landofficier oder einen Juristen heirathen. Sie ist siebzehn Jahre alt, hat dunkles Haar und dunkle Augen und ist sehr hübsch (wie ihr Spiegel und ihre Freunde sie versichern). Der Mann ihrer Wahl muß entweder ein Engländer oder ein Irländer sein — das letztere würde sie vorziehen.

(The welcome guest.)

Bertha Nelly — zwei Schwestern — haben zusammen 50 Pf. St. jährlich für ihre ganzen Leben. Beff ist siebenundzwanzig Jahre alt, hat schwarze Haare und Augen, ist groß, Nelly, braunes Haar, blaue Augen, einundzwanzig Jahre alt. Sie würden Herren vorziehen, die älter als sie selbst sind. Adr. N. Y. Postamt Baily.

William Russel bedarf einer Lebensgefährtin, ist 5' 8½" groß, dunkel, sieht ziemlich aus, zweiundzwanzig Jahr alt, nimmt 150 Pf. St. jährlich ein. Er möchte gerne eine schöne, guterzogene junge Dame zur Frau haben. Auf Vermögen kommt es nicht an. Adresse mit Visitenkarte, W. R. Postamt Dorking, Surrey.

(Half-penny Miscellany.)

Adelaide und Constanze wünschen Männer zu haben. Adelaide ist neunzehn Jahre alt, 5' 5" groß, hat einen hellen Teint, blondes Haar, blaue Augen und ein liebenswürdiger Temperament u. s. w.

Eine große Anzahl der Londoner illustrirten Blätter lebt fast nur von dieser Correspondenz. Es ist mir von wohlunterrichteten Leuten versichert worden, daß tausende sie nur dieses Reizmittels wegen halten, daß hunderte von Ehen auf diesem Wege geschlossen werden, wobei die Herausgeber noch ihren lebenslangen Profit machen. Eben, von deren weiterem Verlaufe kaum meistens die unendlich zahlreichen Scheidungsprocesse und die Ehescheidungsgerichten zeugen.

R. K.

Rasche Entschlossenheit. Der Winter von 1502 auf 1503 bedrohte die Stadt Emden mit einem großen Unglücke, der die Geistesgegenwart und Entschlossenheit einer Bürgerin, dessen Name leider nicht erhalten geblieben ist, wenigstens theilweise von ihr ab. — Erst im Januar 1503 erschien der langersehnte Frost. Einen schönen Sonntags eilten die Bewohner in großer Anzahl auf die Ems, die

Digitized by Google

damals noch unter den Mauern Embens floß, sich an der Luft des Schlittschuhlaufens zu ergötzen. Ein alter Bürger stand am Ufer, sich der Jubel der Jugend freuend. Aber plötzlich ergreift ihn banger Schrecken! er sieht, wie das Eis zu bersten beginnt. Nicht lange mehr wird es währen, dann wird es in Schollen zerbrechen, zu treiben anfangen und die auf ihnen befindlichen Menschen in die See führen. Er rufet: er winkt! man sieht, man hört ihn nicht in dem Jubel der Freude. Eine schreckliche Angst erfaßt ihn. Ein schneller Entschluß thut Noth. Nahe am Ufer steht eine Strohhütte, in diese wirft er Feuer, so daß sie bald in hellen Flammen auflodert. Andere schickt er auf den nahen Thurm, die Brandglocken zu läuten. Alles stürzt in wilder Hast dem Ufer zu und kaum hat der letzte das feste Land betreten, da löst sich die ganze Eisdecke krachend in Schollen auf und treibt dem Meere zu.

Alter ostfriesischer Kinderabendspruch.

S'Avends, wenn ik na bedde gah
Veertein leeve engelkes bi mi staan,
Twee ten höfen, (zu Häupten)
Twee ten föten,
Twee an mien rechter sied,
Twee an mien linker sied,
Twee de mi decken,
Twee de mi weeken,
Twee de mi wisen
Na dat himmelsche Paradiesen. Amen.

Dazu macht ein ostfriesischer Schriftsteller des vorigen Jahrzunderts folgende Bemerkung: „Ein Engel war es, der 85,000 streitbare Arbiver vor Salem schlug und hier verlangt ein impertinenterer, sechzehnjähriger Bengel, daß viergehn solche mächtige Geister seine Knochen bewahren sollen. Läßt sich wohl der Stolz in einem höheren Grade denken?" Leider lebt diese trockene, prosaische Seele nicht mehr, sonst würden wir sie gewissen Zeitschriften als Mitarbeiter empfehlen.

Einrichtung der Rettungsböte.

In Nr. 18 Ihres geschätzten Blattes gaben Sie eine Darstellung der Rettung Schiffbrüchiger an unserer Küste. Gestatten Sie mir, Ihnen im Folgenden einige Notizen über die Einrichtung der dabei verwendet werdenden Rettungsböte mitzutheilen.

Das Rettungsboot auf Borkum — und die übrigen sind ihm in der Hauptsache gleich — ist nach dem Francis-System gebaut und besteht aus wellenförmig gepreßtem, verzinktem Eisen. Dadurch ist es stärker und dauerhafter als das beste hölzerne Boot und weniger der Gefahr ausgesetzt, durch Zusammenstoßen, Anprallen u. s. w. beschädigt zu werden; auch unterliegt es dem Einfluß von Frost und Hitze durchaus nicht. Da die Erfahrung gelehrt hat, daß das Eisen durch die Verzinkung gegen Zerstörung durch Oxidation bedeutend geschützt ist, so kann man, wenn man dieses Eisen gut nuter Farbe hält, dieser Zerstörung noch auf längere Zeit Widerstand leisten. Vorn und hinten befinden sich luftdichte Kasten, die nicht nur bei Ueberladung oder wenn die Brandung das Boot mit Wasser anfüllt, ein Untersinken desselben verhindern, so daß es auch noch in diesem Zustande eine beträchtliche Anzahl Personen aufnehmen kann, sondern vermöge welcher es auch beim etwaigen Kentern jedesmal wieder in die richtige Lage kommt. Ein anderer Vorzug ist die Leichtigkeit. Bei Schiffbrüchen kommt es in den meisten Fällen sehr darauf an, daß das Boot baldmöglichst ins Wasser gebracht werden kann. Ein solches eisernes Boot ist über ein Drittel leichter als ein hölzernes; denn während ein letzteres von 26 Fuß Länge und 6 Fuß Breite etwa 2400 Pfund wiegt, beträgt das Gewicht eines gleichen eisernen nur ca. 1500 Pfund. Rund um das Boot geht ein von Segeltuch umsponnener Korkring, der dasselbe beim Anprallen nicht nur vor Schaden schützt, sondern auch dessen Tragfähigkeit bedeutend erhöht. Zu beiden Seiten befinden sich 14 Rettungsleinen, Ketten mit Holzkugeln, an welchen sich, wenn das Boot mit Wasser gefüllt ist und nur seine Bemannung tragen kann, noch eine bedeutende Anzahl Menschen über Wasser zu halten im Stande ist. Wenn auf den fünf Bänken zehn kräftige, muthvolle, entschlossene Insulaner auf den Rudern liegen, so wird es in den allermeisten Fällen gelingen, den Schiffbrüchigen, die früher auf dem schrecklichen Riff einem fast gewissen Tode entgegen gingen, wenigstens das Leben zu retten.

Emden. H. M.

Hase und Fuchs.

Lord Hare („Hase") befand sich eines Morgens bei dem Minister Fox („Fuchs") zum Frühstücke. Außer ihren politischen Fähigkeiten hatten beide Herren auch das noch miteinander gemein, daß sie tief in ungeheuren Schulden steckten. Während des Frühstücks verfammelten sich auf dem Hofe eine Menge Gläubiger der Schmausenden. Fox öffnete in einer Anwandlung guter Laune das Fenster und rief hinab: „Meine Herren! Gehen Sie heute auf die Fuchs- oder Hasenjagd?"

Chemisch Kalkstiftglieb.

Der französische General Chernn führte einmal die Colonne der Avantgarde einen beschwerlichen und gefahrvollen Weg in den spanischen Gebirgen und ermahnte dabei die Soldaten, alle Beschwerde mit Muth und Standhaftigkeit zu ertragen. Einer seiner Leute war so keck, dem General zuzurufen: „Sie haben gut reden, General. Sie sitzen auf einem schönen Pferde, aber wir armen Teufel müssen zu Fuß gehen." Sofort stieg der General vom Pferde und bot mit freundlichen Worten dem Soldaten seinen Platz an. Der Mann weigerte sich zwar, aber er mußte gehorchen. Kaum saß er jedoch im Sattel, so ward aus dem Hinterhalte auf ihn gefeuert. Der erste Schuß streckte ihn todt auf dem Sattel zu Boden. „Seht Ihr," sagte Chernn kaltblütig zu den andern, „der höchste Platz ist immer der gefährlichste."

Es tieg ruhig zu Pferde und ritt weiter. B.

Haifische und Matrosen.

Die Matrosen aller Nationen hegen einen grimmigen Haß gegen den „schenflichen Hai, des Meeres Hyäne", der fortwährend umfauert, um den über Bord Geschleuderten wegzuschnappen. Sie begnügen sich häufig nicht damit, ihn wegzufangen um zu tödten, der Tragrimm bringt sie nicht selten dazu, ihren Erfindungsgeist in raffinirter Weise zu quälen. Fangen sie mehrere kleinere Exemplare, so werden dieselben mit den Schwänzen zusammengebunden und wieder frei gelassen. Andern schneiden die Nachebursitzen die Flossen der einen Seite ab; dieselben können nun nicht mehr ordentlich schwimmen, und drehen sich immer im Kreise herum. Ein Schiffskapitän rühmte sich einst sogar, daß er einem gefangenen Hai einen Topf siedendes Fett in den Rachen gegossen und dann das Unthier wieder frei gelassen habe.

Bezahlene Schönheitsmittel in Persien.

Das religiöse Gesetz verpflichtet die muhamedanischen Perserinnen, welche bereits mit dem 10. Jahre heirathen dürfen, dazu, ihre Schönheit zu erhalten und ihren Männern zu gefallen. Es gestattet ihnen zur Verschönerung ihres Leibes Folgendes:

1. Dschagha, persisch Gnlj, Locken auf der Stirn.
2. Chena, dunkelrothe, braune Farbe für Nägel, Hände, Füße und Kopfhaare. Sie vertritt zum Theil unsere Handschuhe.
3. Surme, schwarze Farbe für die Augenränder; sie wird mit einem breiten Hölzchen oder einem silbernen Griffel zwischen die geschlossenen Augenlider gerieben. Die Perser behaupten, daß sie für die Augen gesund sei, wahrscheinlich bezweckt sie aber nur, das Weiß des Auges stärker hervortreten zu lassen.
4. Wesma, schwarze Farbe für die Augenbrauen. Die meisten Perserinnen begnügen sich nicht damit, letztere zu malen, sondern verbinden sie auch gewöhnlich noch durch einen querüberlaufenden schwarzen Strich.
5. Ghale, rothe Schminke.
6. Sefitab, Bleiweiß als weiße Schminke, vielfach wird jedoch jetzt statt dieses das unschuldigere Reismehl benutzt.
7. Chal, Schönpflästerchen.

Die pupsüchtigen unter den Perserfrauen bleiben jedoch bei den befohlenen Schönheitsmitteln nicht stehen, viele tätowiren sich z. B. Gesicht, Arme, Hände u. s. w. mit kleinen Blumen, Rosetten u. dgl. in Schwarzblau u. s. w. H. W.

Für Hausfrauen, von Henriette Davidis.

Vielleicht gibt es keinen Theil für die Küche, der seiner bequemen Anwendung und Wohlfeilheit halber in kurzer Zeit so rasche Verbreitung und starke Abnahme gefunden, als die vor einigen Jahren von dem Materialienkaufmann Laine in Paris erfundene Gelatine. Sie ging bald aus der feinsten Küche in die bürgerliche über und dient hier wie dort zu Gelées-schüsseln aller Art.

Nicht lange aber, da wurde die Gelatine überall fabricirt und es entstand bekanntlich viel Klage darüber, daß sie selten mehr reinschmeckend zu haben sei: ein Beweis, daß man sich häufig unreiner Beschaffenheit dazu bedient, ähnlich wie bei den Bouillontafeln. Es dürfte den geehrten Hausfrauen daher folgende Mittheilung eine erwünschte sein:

Sie betrifft ein neues, viel vollkommeneres enthaltendes Bindungsmittel, Agn aga genannt, ähnlich der Hausenblase, doch viel weniger kostbar. Eine Probe, um Versuche damit zu machen, dankt ich einer Dame, die eine Quantität aus Bremen mit der Bemerkung erhalten hatte, daß dieselbe schon ein dortiger Handelsartikel sei.

Agn aga wird aus einer japanesischen Meosart, also aus reinem Pflanzenstoff, und ist als ganz pursie, federleichte, einen Fuß lange, stark einen Zoll breite und hohe Stangen von weißlich gelber Färbung zu dem Preise von 5 Sgr. zu haben. Auf ein Stürzen der Gelée gerechnet, gehört zu einer derartigen Stange (vom Gewicht kann nicht die Rede sein), $^3/_4$ Maß Flüssiges. Sie wird mit einer Scheere klein geschnitten, in einer Tasse mit Wein reichlich bedeckt — mit Wasser ist das Agn aga unauflösbar — und zur rascheren vollständigen Auflösung, auf eine heiße Platte gestellt, wo während $^1/_4$—$^1/_2$ Stunde der Zweck erfüllt wird. Die Gelée ist ganz reinschmeckend, sehr zart und ziemlich fest. Es dürfte angenehm sein, hier gleich ein gutes Receyt zur Hand zu haben.

Man nehme zu einer Weingelée eine Stange Aga aga nach vorhergegangener Bemerkung aufgelöst, in ganzen eine Flasche oder $^3/_4$ Maß guten Weißwein, 22 Loth feinen Zucker, Saft von 2 guten, saftreichen Citronen, auch von einer Citrone die feine, gelbe Schale, welche man zuvor eine Weile in Wein hat anziehen lassen. Dies alles wird in einem weiß glasirten oder Bunzlauer Töpfchen, fest zugedeckt, rasch vors Kochen gebracht, durch ein Mulltuch in eine mit Mandelöl bestrichene Form gegossen und zum Kaltwerden hingestellt. Wünscht man die Gelée eine schön rothe Färbung zu geben, so geschieht dieses vor dem Durchschlagen der Brühe, und zwar dadurch, daß man einige fein gestoßene Körnchen Cochenille in etwas Wasser auflöst und durchmischt. Jedoch würde es der Vorsicht angemessen sein, vorher eine Probe zu machen, weil durch den Gebrauch von unechter Cochenille ein ganz unangenehmes Roth entsteht.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des „Daheim" in Leipzig, Poststr. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wilkig in Leipzig.

Digitized by Google

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im Februar 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 22.**

Gedenket unserer Brüder auf der See!

Von Alters her haben alljährlich viele tausende von braven Seeleuten an unsern deutschen Küsten ihr Grab gefunden und jeder Sturm fordert neue und zahlreiche Opfer. Die einzige Hilfe, welche ihnen vom Lande aus zu Theil wurde, beschränkte sich auf ein frommes Gebet, das für viele nur ein Sterbegebet war. Und doch ist es möglich, einen großen Theil jener Unglücklichen zu retten und sie vor einem unzeitigen Tode zu bewahren. Der menschliche Geist hat Mittel erdacht, um das scheinbar Unmögliche zu leisten und Rettungsboot wie Rakete haben bereits staunenswerthe Thaten vollbracht.

England steht in dieser Beziehung allen Ländern als ein leuchtendes Vorbild da. Seine gefährlichen Küstenpunkte sind mit Rettungsstationen ausgerüstet, die jährlich sechs- bis achthundert Menschen dem nassen Grabe entreißen. Alle diese Stationen danken ihre Entstehung einem Vereine, der aus dem Volke hervorgegangen ist und von diesem auf das Lebhafteste unterstützt wird. Die ganze Nation, hoch und niedrig, betheiligt sich an dem edlen Werke und die Beiträge fließen so reichlich, daß der in seiner gegenwärtigen Gestalt seit 1850 bestehende Verein — The Royal Life-Boat Institution — bereits 148 Rettungsboote für 100,000 Pf. St. beschaffen und unterhalten, sowie 18,000 Pf. St. als Prämien für Lebensrettungen austheilen konnte. Seit jenem Jahre danken nicht weniger als 7200 Menschen seinen humanen Bestrebungen ihr Leben. Im Jahre 1863 errichtete er 15 neue Stationen, bewilligte fünfzehn silberne Medaillen, vierzehn öffentliche Belobigungen und 1308 Pf. St. an Prämien für mit eigener Lebensgefahr ausgeführte Rettungen und es flossen ihm 21,100 Pf. St. (145,000 Thlr.) an freiwilligen Gaben zu, darunter 5000 Pf. St. für zwölf, von den Gebern bestimmte neue Stationen. Es wurden aber auch in demselben Jahre 427 Personen durch seine Boote und 329 durch Raketenapparate gerettet. Wahrlich, so glänzende Resultate nöthigen uns Achtung und Bewunderung ab. Soll Deutschland in dieser Beziehung hinter England zurückstehen? Sollen ungesichts jener Thatsachen unsere Küsten auch wie vor der Kirchspiel von so vielen braven Seelenen werden, während wir die Macht besitzen, ihnen die rettende Hand zu reichen, die Thränen ihrer Wittwen und Waisen zu trocknen und unzähligen Familien den Gatten und Vater zu erhalten?

Nein, wir sind überzeugt, daß nicht Mangel an gutem Willen bisher Herz und Hand des deutschen Volkes für so edle Zwecke verschloß. Wir wissen, daß nur seine Lubelauntschaft mit maritimen Verhältnissen daran die Schuld trägt und wir haben deshalb in einigen unserer früheren Nummern die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen Punkt zu lenken gesucht. Wir wissen aber auch, daß wir jetzt nicht mehr vergeblich an das Herz und die Opferwilligkeit unserer Mitbürger appelliren, wenn wir sie hiedurch auffordern, ihr lebhaftestes Interesse und ihre thätige Unterstützung einem Institute zuzuwenden, das so segensreiche Wirkungen erzielen kann.

Die Anfänge sind bereits vorhanden. Seit dem Jahre 1861 haben sich drei Rettungsvereine, der Ostfriesische, Hamburger und Bremer gebildet. Sie haben seit der Zeit zwölf Stationen errichtet, in den letzten zwei Jahren nahe an 70 Schiffbrüchige gerettet und sich dadurch ein ehrendes Denkmal im Herzen der deutschen Nation gestiftet. Aber das ist nur ein Anfang. Es fehlt noch sehr viel an der vollständigen Sicherung unserer Küsten. Die 150 Meilen lange Strecke von Memel bis zur Eider entbehrt noch jeder wirksamen Rettungsstation. Von der Ems bis zur Ems fehlen ebenfalls noch Stationen und die vorhandenen müssen, wenn sie ihre volle Thätigkeit entfalten sollen, theilweise noch mit kostspieligen Raketenapparaten ausgerüstet werden. Auf der Strecke von Helgoland bis Swinemünde scheiterten im vorigen Herbste 21 Schiffe, ohne daß ihnen vom Lande aus Hilfe gewährt werden konnte und ein großer Theil ihrer Besatzungen kam in den Fluten um. Wir bedürfen für unsere Seegrenzen 40 bis 50 Stationen, um sie so weit zu sichern, wie menschliche Macht und Kunst dies vermögen. Die Kosten für die Beschaffung und Einrichtung der Rettungsapparate belaufen sich auf 100,000 Thlr., ihre jährliche Unterhaltung dagegen beaufsprucht 8 bis 10,000 Thlr. Den Küstenbewohnern, die sich bis jetzt allein an dem Rettungswerke betheiligt, fällt es schwer, diese Summen aufzubringen, aber für das gesammte deutsche Volk ist es eine Kleinigkeit. Es hat schon so oft und in glänzender Weise seinen Enthusiasmus für unsere Geltung zur See bethätigt — nun wohl, hier gilt es ebenfalls, unsere Schiffe und Seeleute zu schützen, aber gegen unbarmherzigere Feinde, als Menschen, gegen die Elemente.

Ein möglichst vollkommenes Rettungswesen zur See ist eine Ehrensache unseres Volkes, wenn das Ausland ihm nicht mit Recht Herzlosigkeit und Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Mitmenschen vorwerfen soll. Bereits gehen die drei bestehenden Vereine damit um, sich zu einem zu verschmelzen. Ein vierter, der gegenwärtig in Stettin in Bildung begriffen ist, wird sich ihnen anschließen, damit diese Bestrebungen als ein gemeinsames Band unsere ganze vaterländische Küste umschlingen. So fügt sich abermals ein Glied zur Kette der deutschen Einheit, die doch das Endziel unser aller Wünsche ist.

Deshalb öffnet Eure Hand, Ihr Deutschen, zu einem Werke, das Euch als Volk und Menschen nur Ehre machen kann! Das Beispiel Englands zeigt Euch, was eine Nation in dieser Beziehung zu leisten vermag. Macht, daß man Euch auch in diesem Punkte nicht lange mehr England als Muster vorzuhalten braucht. Vornehm und Niedrig, Reich und Arm, betheiligt Euch nach Kräften an einem Unternehmen, das leider schon zu lange vernachlässigt ist. Ihr werdet Euch in den Herzen der Geretteten einen Tempel errichten und die Dankgebete der Frauen und Kinder, denen Ihr den Gatten und Vater erhalten, werden den Segen Gottes auf Eure Häupter herabrufen! — Die Redaction ist bereit, die eingehenden Beiträge in Empfang zu nehmen.*) Sie wird darüber im „Daheim" quittiren und in Verbindung mit dem Comité der deutschen Rettungsvereine über die Verwendung der Gelder s. Z. Rechenschaft ablegen. — Möchten die letzteren recht zahlreich fließen, damit schon die nächsten Herbststürme unsere Küsten besser gesichert finden und damit das deutsche Volk das Seinige thue zur Erhörung des frommen Gebetes: „Gott schütze unsere Lieben auf der See!"

Die Redaction des Daheim, Poststraße Nr. 2.

*) Auch die Verlagshandlung des Daheim von Velhagen & Klasing in Bielefeld erbietet sich zur Annahme von Beiträgen und macht Geschenkgeber in Preußen zugleich auf das bequeme Mittel der Postanweisung aufmerksam.

Digitized by Google

Die Hochschule der Demuth.

Eine Geschichte von W. H. Riehl.

(Schluß.)

Allein manchmal kamen ihm auch wieder andere Gedanken, und er meinte, ein allzu zartes Gewissen könne eben so gut krank sein, wie ein allzu grobes. Doch ließ er sich gegen die junge Frau nichts davon merken, sondern ertrug ihr nonnenhaft ängstliches, selbstpeinigerisches Wesen in Geduld eingedenk des Spruches aus der Predigt: „Selig sind die Sanftmüthigen!“

Inzwischen waltete Käthchen als eine recht wackere Ehefrau, fleißig, die strenge Ordnung des Klosters ins Haus übertragend, ihrem Manne überall in Liebe zugethan.

Nur an seinem Fuhrmannsberufe konnte sie keinen Gefallen finden und quälte ihn oft mit der Bitte, er möge ihn doch ganz an Nagel hängen und blos als Bauer und Winzer leben. Das Frachtgewerbe brachte so viel Unruhe ins Haus, welche der seit Jahren an Klosterstille gewöhnten jungen Frau gar übel behagte. Bevab aber war ihr das Kaufmännische an dem Geschäfte zuwider; der Fuhrmann diente dem Handel, bei den Klarissinnen aber hatte sie gelernt, im Handel nur den Wucher und die Förderung der Genußsucht und Eitelkeit zu sehen. Dazu schauderte es ihr vor den rohen Fuhrknechten mit ihren von Landstraßen und Herbergen beimgebrachten groben Sitten und gottlosen Flüchen und den gelleuden Peitschenhieben, welche sie auf die unschuldigen Pferde führten, wenn dieselben mitunter lieber im Hofe stehen bleiben, als einen siebenzig Centner schweren Wagen hinaufziehen wollten. Käthchen war ein gar zartes, weiches Gemüth. Sie konnte nicht einmal die vielen Fliegen tödten, welche durch die Nähe des leidigen Pferdestalles zu tausenden ins Wohnzimmer gelockt wurden, sondern jagte sie behutsam zum einen Fenster hinaus, daß sie zum andern wieder hereinflogen, — außer es regnete, dann ließ sie die Mücken ganz in der Stube, weil sie draußen naß geworden wären. Denn sie sagte, die Oberin bei den Klarissen habe ihr oft erklärt, wie das gräuliche Morden der schuldlosen Thiere recht eigentlich den Beginn des Paradieses anzeige, wo Mensch und Thier in Friede und Freundschaft gelebt, und je selbstloser wir wieder Freundschaft schlossen mit jedem Thiere, um so näher kämen wir auch zum paradiesischen Zustande zurück.

Der Fuhrmann half ihr zwar die Mücken möglichst rücksichtsvoll in die freie Luft befördern, meinte aber doch, die Lehre sei im allgemeinen zu fein, und er halte es mit dem h. Ulrich, welcher auch kein schlechter Heiliger gewesen, der habe nicht nur bei Lebzeiten die Ratten und Mäuse vertilgt, sondern rotte sogar nach dem Tode noch durch die Kraft seiner Reliquien dieses Ungeziefer aus, und wenn er — Peter Rambold — darum eine Bremse an seinen Pferden sitzen sehe, so schlage er sie todt; denn lieber solle doch das tückische Insekt leiden als sein ehrlicher Gaul.

Uebrigens würde ihn die Theilnahme Käthchens für das Schicksal der Mücken wenig gegrämt haben, wenn sie ihm nur den Fuhrmannsstand nicht so tief herabgesetzt hätte. Alle seine Vorfahren waren Fuhrleute gewesen und er selber war im Doppelsinne ein geborener Fuhrmann, während der Pater Benaventura doch nur im einfachen Sinne ein geborener Franziskaner war. Er fuhr seinen Wein redlich übern Hundrück, ohne kleine Löchlein ins Faß zu bohren und etliche Flaschen unterwegs mit Strohhalmen herauszuzapfen, und wenn der Verkäufer mit dem Weine gewuchert hatte oder der Käufer sich daran betrank, war das seine Sünde?

In dieser Zeit begegnete Peter wieder einmal dem Mönche, welchen er jetzt schon wohlvollendeten Auges aufsah; denn er hatte gefunden, daß Pater Benaventura doch kein schlechter Seelenarzt gewesen, und jene Bellemmungen, die er ihm geklagt, wenn auch nicht geheben, so doch gelindert habe. Darum, als ihn der Franziskaner fragte, wie es denn nunmehr im Ehestand gehe, rühmte er recht herzlich seine gute Frau, klagte aber auch, daß sie das Fuhrwesen verachte und erzählte genau, wie sie so gar feingebacken sei, daß sie nicht eine Mücke todtschlagen könne. Der Pater rief: „Welch unverdienten Schatz von einem Weibe besitzt Ihr doch! Zwar denkt sie strenge von Handel und Wandel, und ein frommer Fuhrmann kommt durch des h. Franziskus oder sonst eines ordentlichen Heiligen Fürbitte gewiß ebenzogant in den Himmel wie ein anderer katholischer Christ. Insoferne quält Euch Eure liebe Frau ohne Noth. Aber würde sie Euch quälen, wenn sie nicht gescheidter, bedenksamer, strenger und reiner wäre als alle die andern Frauen ringsumn? Blos weil sie gar so tief sinnet, verwirrt sie Euch den Kopf, und Ihr solltet stolz sein auf eine Frau, die Euch aus lauter Verstand und lauter Herzensgüte ganz dumm und toll macht, und die beim Fuhrwesen gleich an den Weg zur Hölle denkt und bei den Mücken ans Paradies!“

Der Fuhrmann fand, daß der Mönch wiederum recht habe, obgleich es freilich besser wäre, wenn seinem Käthchen umgekehrt das Fuhrwesen etwas paradiesischer vorkäme und die Mücken etwas höllischer. Er beschloß aber wiederum geduldig zu sein und den innceren Widerstreit ganz stille zu verschlucken und durch lauter Demuth und Milde das Herz der guten bösen Frau dergestalt zu rühren, daß sie zuletzt doch noch den Fuhrmann ebenso hoch über den Bauer setze wie den Peter über den Pater.

II.

Der Zwiespalt in Natur und Art unserer beiden Eheleute hatte sich bisher nur auf ihr persönliches, häusliches Zusammenleben bezogen. Aber bitterer noch sollte der Fuhrmann deuselben nachgehends empfinden im Verkehr mit seinen Mitbürgern.

Bacharach war eine weit vorgeschobene Gränzstadt der Kurpfalz; das Jahr 1685 aber brachte dem Pfälzer Land eine ganz neue Ordnung der Dinge. Am 16. Mai starb Kurfürst Karl; mit ihm erlosch die reformirte Simmerische Linie und es kamen mit dem neuen Kurfürsten Philipp Wilhelm die katholischen Neuburger aus Regiment. Die Pfälzer Protestanten blickten besorgt in die Zukunft, die Katholiken athmeten auf; durch ein Dekret vom 11. Oktober 1685 wurde ihnen freie Religionsübung zugesagt, und die Mönche, welche bisher nur so an den Gränzen ein wenig ins Land hinein geschaut, rüsteten sich zum Wiedereinzug in die seit vierzig Jahren verlassenen Klöster. Waren nun schon überall im Lande die Gemüther erregt durch diese neuen Thatsachen, um wie viel mehr in einem Städtchen wie Bacharach, welches im Süden und Norden von streng katholischem, mainzischem und trierischem Gebiete ganz nahe eingeschlossen lag, und wo sich also die Katholiken bisher mehr als anderswo beengt gefühlt und darum doppelt strenge an katholischer Art und Sitte gehangen hatten.

Käthchen hielt sich in diesen aufgeregten Tagen gerade so stille wie vorher. Sie wirthschaftete rührig und flug, allein die häusliche Arbeit freute sie doch nur, indem sie sich ihr Haus wie ein kleines Kloster dachte. Zwar schrie seit einem halben Jahre ein gesunder kleiner Bube äußerst kräftig in der Wiege, was nicht gerade klösterlich klang; allein die Seligkeit der Mutter blieb es doch nach wie vor, mit dem Manne, dem Kinde und sich selbst allein in ihren vier Wänden abgeschlossen zu leben.

Das wurde ihr in ganz Bacharach übel vermerkt. Vor dem 16. Mai 1685 sagten die Reformirten: da sieht man die kreuzkatholische mainzische Rheingauerin, die sich in ihrem Hause ein Stück Kloster über den Rhein getragen hat, weil sie in Bacharach keines findet; und seit dem 16. Mai sagten die Katholiken: die ganze katholische Gemeinde, Mann und Weib, steht jetzt zusammen und rührt sich, nur die Ramboldin bleibt in ihren Mauern und hält auch ihren Mann daheim, sie ist eben eine Fremde, eine Hergelaufene vom Ueberrhein und hat keinen Bacharacher Gemeinsinn.

Peter ärgerte sich schwer darüber, allein er schwieg. Ein ächtes Kind seiner Vaterstadt, war er überall bekannt und vorbem auch gerne gesehen. Er hätte mit der schönen, gescheidten, braven, reichen Frau so rechten Staat machen mögen, sie hätte sich vor allen hervorthun, ihr Leb hätte in aller Munde sein sollen. Nun aber lebte gar niemand seine Frau, ausgenommen den einzigen Unglücksmenschen, den Franziskaner. Und doch war Käthchen so traulich, so friedsam und tüchtig im Hause, das anmuthigste Frauenbild, welches er je gesehen, erfüllt von einer stillen Liebe, der selbst eines Fuhrmanns Herz nicht widerstehen konnte. Er wußte manchmal nicht, ob er vor Rührung weinen möge oder vor Zorn.

Digitized by Google

Nur wenn sie selber gar so rührend ihn dann bat, er solle doch nicht mehr auf die Trinkstube gehen, und es ihm daheim zum Ersatz sie schön und freundlich machte, konnte er da widerstehen? Dennoch sprach er dann wieder zu sich: ein Fuhrmann gehört auch ins Wirthshaus, schon von Geschäftswegen. Und seine alten Zechfreunde zürnten ihm doppelt, daß er sie gerade jetzt mied, wo es beim Weinglase so viel Wichtiges zu rathen und zu reden gab wegen der neuen Zeit und des neuen Kurfürsten. Freute er sich dann des Sieges, den er über sich selbst gewonnen, indem er seiner Frau gefolgt, so schämte er sich hinterdrein wieder vor den Genossen, daß ihn die Frau besiegt habe; und doch wollte er's durchsetzen und durch Sanftmuth und Nachgiebigkeit ihr beweisen, daß sie gerade in ihrem unbezweifelten Rechte am meisten Unrecht habe, und alles verderbe, weil sie es gar zu sucht mache.

In dieser Zeit kam Bruder Benaventura öfters zum Besuch; er durfte sich jetzt wieder ungescheut ins Städtchen wagen, würde aber in anderen Häusern nicht besonders gastlich empfangen worden sein. Käthchen wünschte seine Besuche nicht, wehrte sie aber auch nicht; Peter war dem Mönche so artig, als sei es sein bester Freund. Er forschte dann öfters im Gesichte seiner Frau, ob sie viel Vertrauen und Milde ihr Herz nicht bewege; allein sie nahm das alles hin, als ob sich's ganz von selbst verstehe.

Der Mönch ahnte seinerseits nicht im mindesten, wie es dem Peter jetzt in seiner Nähe zu Muthe war, noch wie es dem Käthchen früher zu Muthe gewesen, er kam überhaupt weder als neuer Hausfreund des Mannes noch als alter Jugendfreund der Frau, sondern schlechthin als Mönch, das heißt im Interesse seines Ordens.

Kaum hatten nämlich die Bacharacher Katholiken ihre volle Religionsfreiheit wieder erhalten, so spalteten sie sich als ächte Deutsche sofort in zwei Parteien. Das alte Kloster sollte wieder hergestellt werden, und die ganze katholische Gemeinde war einig in dem Wunsche, daß es recht bald geschehe; denn die Winzer meinten, wenn im vergangenen Sommer auch nur ein ganz kleines Klösterchen in der Stadt bestanden hätte, so würde der Hagel die Weinberge gewiß nicht so grausam zerschlagen haben. Allein ob Mönche mit oder ohne Kutten das Kloster beziehen sollten, das war die schwere Streitfrage. Die große Mehrheit des Volkes begehrte Kapuziner; nur wenige waren im stillen den Franziskanern zugeneigt.

Nun sind zwar Kapuziner und Franziskaner so zu sagen leibliche Brüder; denn sie nennen sich gleicherweise Söhne des h. Franz von Assisi; allein sie waren von lange her feindliche Brüder, und die streiten bekanntlich am bittersten. Der giftige Haß aber, in welchem sich Franziskaner und Kapuziner schon so oft befehdeten, schien diesmal auch auf die beiden Parteien ihrer Anhänger in Bacharach übergegangen zu sein. Es hatte der Handel für diese Stadt allerdings ein ganz besonderes Gesicht. Die Kapuziner waren 1621 nach Bacharach gekommen und hatten sich in den Nothjahren des Krieges bei den Bürgern sehr beliebt gemacht. Später mußten sie aber den Franziskanern weichen, welche von einem in der Stadt kommandirenden General begünstigt wurden. Auf Beschwerde der Bürgerschaft brachte dann der Kurfürst und Erzbischof von Trier die Kapuziner wieder zurück und empfahl sie als buccinatores S. spiritus, als die wahren Trompeter des heiligen Geistes, die diese Trompeter auf Anbringen des Kardinal-Infanten in Brüssel abermals den Franziskanern das Feld räumen mußten. Zuletzt kam dann der reformirte Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz und trieb die Franziskaner sammt den Kapuzinern zum Lande hinaus. Die Kapuziner aber waren hier wie anderwärts volksbeliebt gewesen, die Erkorenen der Bürgerschaft; die vernehmeren Franziskaner dagegen galten als Aufgedrungene, als die Günstlinge fremder, vornehmer Herren. Nun wollten aber beide Orden wieder nach Bacharach zurück, beide stützten sich auf alte Besitzaufsprüche, und war doch nur ein Kloster vorhanden.

Bruder Benaventura unterstützte den Boten für die Franziskaner, und dies war der wahre Grund, weßhalb er so fleißig bei den Fuhrmannsleuten einsprach. Er forderte sie auf, unter Freunden für das gute Recht der Franziskaner zu wirken. Der Fuhrmann schwieg, die Frau verhieß ihr eifrigstes Fürwort.

Als der Pater hinweggegangen, sagte Peter zu der Frau mit leisem Spotte: „Wir beide werden den ehrwürdigen Vätern kaum zu ihrem Kloster verhelfen können, da wir nach deinem Wunsche selber bereits wie im Kloster leben. Ginge ich noch auf die Trinkstube, so könnte ich reden und werben."

Käthchen erwiderte mit glühender Heftigkeit, wie man sie noch gar nicht an ihr erlebt hatte: „Für mein Heil nur unser Glück sieh ich die Welt, wenn es aber das Heil und Glück der Gemeinde gilt, so entsage ich dem Frieden dieses Hauses und gehe wieder unter die Leute, und sollte ich sie Abends am Marktbrunnen aufsuchen."

„Ich bin ein langsamer Fuhrmann," sprach Peter gelassen, „und kann so geschwind den Wagen nicht wenden. Du magst thun was Dir recht dünkt. Aber warum muß denn gerade von den Franziskanern Glück und Heil für die Stadt kommen? Die Kapuziner sind doch auch ein guter Orden, ja von Kindesbeinen an habe ich sie stets als den allerbesten preisen hören. Weher willst Du denn, klüger als ganz Bacharach und der Erzbischof von Trier, wissen, daß die Franziskaner mehr werth sind?"

Käthchen, in welcher jetzt alle die Eindrücke, welche sie in dem Franziskaner-Nonnenkloster der Klarissinnen empfangen, wie ein helles Feuer wieder aufloderten, war ganz verändert, sie glühte und bebte, sie war nicht mehr die stille, leidenschaftslose Frau. „Weltte Gott," rief sie, „der Christoph Keller wäre ein Kapuziner geworden und kein Franziskaner, daß du nicht meinest, ich vertheidige die Franziskaner, weil Christoph ihren Rock trägt. Aber Recht muß doch Recht bleiben!" Und nun schilderte sie mit all der genauen Kenntniß, welche sie bei den Klarissinnen gewonnen, die unvergleichlichen Vorzüge der Franziskaner. „Sie sind der große Stammerden, verzweigt in so viele ächte Aeste der Cölestiner, Spiritualen, Claresiner, Seccosaner, Coletaner, Amadeisten, Caprecolaner, Reformaten, Recollecten und wie sie alle heißen, daß selbst die Abtrissin von St. Clara sie nicht in einem Athem herzusagen vermocht; die Kapuziner aber sind ein einziger falscher, dürrer Zweig, abgefallene Franziskaner und nichts weiter. Der h. Franziskus hat niemals eine Kapuze getragen, höchstens ein ganz kleines Kapüzchen wie die Kapucinelaner, die auch ächt sind, aber keinen ellenlangen Sack wie die Kapuziner. Solch eine spitze Kapuze paßt dem Teufel über seine Hörner aber keinem Heiligen über seinen runden Kopf. Hat der Erzbischof von Trier die Kapuziner Trompeter des heiligen Geistes genannt, so besagt das gar nichts, wenn man erwägt, daß die Franziskaner von einem Papste die seraphischen Brüder genannt worden sind; denn ein Papst ist mehr als ein Erzbischof und ein Seraph mehr als ein Trompeter, auch wenn er die heiligsten Noten bläst. Ohne Zweifel aber sind die Franziskaner der nützlichste Orden; denn die Kapuziner mögen diese gute Werke thun, die Franziskaner aber sind ihnen und allen andern überlegen in der Kraft der Sündenvergebung; sie besitzen den stärksten Ablaß, den Portiunkel-Ablaß, der wäscht alle Sünden am reinsten hinweg. Ja der Bruder Benaventura hat mir einmal gesagt, eine Ehefrau könne den Portiunkelablaß nicht bloß für sich gewinnen, sondern durch ihr gläubiges Reu' und Leid zugleich sogar mit für ihren Mann: so durchdringend wirkt dieser Ablaß und so untrennbar eins achten die Franziskaner zwei durch das Sacrament der h. Ehe verbundene Gatten."

Eine solche Rede hatte der Fuhrmann von seiner Frau noch nie gehört. Er stutzte, besann sich eine Weile und sprach: „Dein letzter Grund war der beste, mit ich habe wirklich gesunken, daß unser Franziskaner nicht blos im Worte sondern auch in der That Respekt hat vor der Ehe. Thue Du also bei diesem Mönchshandel was Dir gut dünkt."

Diese milden Werte wirkten tief bewegend auf die Frau; Thränen traten ihr ins Auge und sie sagte: „Lieber Mann, ich habe unrecht an Dir gehandelt!" Dann schwieg sie wieder. Dem Manne lauteten diese Worte wie eine Erlösungsbotschaft. „Jetzt entlich," dachte er, „habe ich sie durch meine Güte besiegt, jetzt endlich wird sie erkennen, daß ihr Klostergeist für mein Haus nicht paßt, daß sie etwas minder gut werden muß und doch nicht schlechter."

Käthchen fuhr fort: „Lieber Peter, Du hast den Bruder Benaventura belogen, Du hast ihm erzählt, ich habe einen verstorbenen Freund vordem gerade so lieb gehabt wie Dich, da er selber doch dieser Freund war und noch sehr lebendig ist. Er fragte mich auch seinem Verstorbenen, ich aber konnte die Lüge nicht auf Dir und mir haften lassen und sagte ihm alles der Wahrheit gemäß. Da strafte er mich hart und legte mir schwere Bußen auf und spricht mich seitdem nie mehr, außer in deiner Gegenwart. Ich aber war se schwach, Dir die ganze Unterredung bis heute zu verschweigen."

Dem Fuhrmann rann bei diesen Worten ein ganzer Eimer kalten Wassers über den Rücken: das klang noch nicht nach Erlö-

Digitized by Google

sungsbotschaft. Im Grunde hatte Käthchen ganz recht gethan. Aber warum mußte sie diese alte Geschichte nun eben dem Franziskaner erzählen, und zwar diesmal nicht aus Gewissenhaftigkeit für sich, sondern aus Gewissenhaftigkeit für ihn! Denn nicht sie, sondern er hatte ja gelogen. Und warum mußte sie gerade jetzt ihm wieder beichten, was sie dem Franziskaner gebeichtet habe, in dem Augenblicke, wo er für die Franziskaner ihr zu Lieb ins Feuer gehen sollte! Menschen sind wir doch alle, auch die Fuhrleute und Franziskaner. Doch schalt Peter seine Frau nicht, daß sie so meisterhaft die Kunst verstehe, ihrem Mann aus lauter Liebe und Unschuld das Leben zu schwer zu machen.

Käthchen ging in ihrem kochenden Eifer jetzt fleißig unter die Leute und warb für die Franziskaner. Hatte man sie früher getadelt, daß sie daheim geblieben, so tadelte man sie jetzt, daß sie so umgangsbedürftig geworden war. Denn man merkte bald die Absicht. Nur eine Ueberheinerin konnte so gut von den Franziskanern sprechen. Man warf einen bitteren Haß auf den Fuhrmann, der in Bacharach wohl auch ein besseres Mädchen hätte finden können, als diese durch und durch Fremde aus Lorch.

Peter war froh, daß ihn sein Geschäft auf mehrere Wochen an den Niederrhein führte. Er dachte wohl auch oft nach Hause zurück, und es ging ihm heiß durch den Kopf, daß seine gute Frau ihn so elend mache, daß sie ihn aus lauter Gewissenhaftigkeit zur Eifersucht reize, ihn aus Frömmigkeit das Fuhrwesen und die Kapuziner verleide, ihn mit den Mitbürgern entzweie und durch alle Mittel doch nicht zu bessern sei. Ihre Tugend war wie eine schleichende Krankheit, welche man nicht sieht und nicht fassen kann und die doch den Körper aufreibt. Wenn sie nur einmal ein rechtes Unrecht thäte, statt immer unrecht das Rechte zu thun, dann wollte Peter das Uebel wohl kräftig anpacken und heilen.

Von solchen Gedanken gemartert, zog der Fuhrmann im November 1685 wieder rheinaufwärts nach Hause. Auf der letzten Strecke war er die Nacht hindurch gefahren und je heller der Morgen aufdämmerte und je näher die Heimat rückte, um so größere unerklärliche Angst befiel ihn, als ob irgend ein großer Jammer ihn zu Hause erwarte. Als er darum hinter Oberwesel gegen die pfälzische Grenze kam, wo eine Kapelle mit einem wundertätigen Marienbilde stand, dachte er, es thue wohl Noth, daß die Muttergottes, die hier schon so manchem geholfen, auch ihn erleichtere und erleuchte. An der Thür der Kapelle sah man aber mancherlei beschriebene Zettel angeklebt von Betrügern, welche sich zu Gebeten in dem Kirchlein vorlobt hatten und die Vorübergehenden baten, sie durch Beistener eines Vaterunsers in ihrem Versöhnß zu unterstützen. Der Fuhrmann, welcher als frommer Katholik jedesmal im Vorbeifahren ein solches Vaterunser zu spenden pflegte, je nach Auswahl, bald für einen gichtbrüchigen Alten, bald für eine Wöchnerin, oder für ein krankes Kind, wohl auch für eine kranke Kuh, wurde heute durch einen besonders geheimnißvollen Zettel gefesselt. Derselbe lautete, mit sichtbar versteltter Hand geschrieben: „Eine gewisse Person, welche in einer gewissen Angelegenheit von schweren Zweifeln geqnält ist, bittet jeden vorbeiziehenden Christen, daß er für ihre Erleuchtung ein Vaterunser bete."

„Solch einen Zettel könnte ich auch für mich schreiben," dachte Peter, „und da ich selber so schuldig in meinen Zweifeln erleuchtet sein möchte, so steht es mir wohl an, diesem unbekannten Leidensgenossen zu helfen. Also betete er nicht ein, sondern viele Vaterunser für die unbekannten Zweifel des Unbekannten und fuhr getrösteter zur Vaterstadt.

Schon vor dem Hause kam ihm die Frau entgegen, als ob sie ihn gar nicht habe erwarten können und begrüßte ihn freudig aufgeregt, fast verklärten Gesichtes. Dem Mann war diese Verklärung etwas unheimlich; er fürchtete, da möge wieder ein recht erbauliches Unheil heranziehen. Käthchen aber ließ ihn gar nicht ins Haus treten, sondern sagte, er solle flugs vier frische Pferde vor den leichten Leiterwagen spannen, er müsse auf der Stelle gegen Oberwesel zurückfahren. Peter entgegnete, da komme er eben her und bevor er nicht tüchtig gefrühstückt nnd dann einen langen Schlaf gethan, spanne er um keinen Preis wieder ein.

Allein die Frau nahm ihn bei Seite und sprach: „In Bacharach brennt's in allen Köpfen: heute entscheidet sich's, ob wir die Kapuziner kriegen oder die Franziskaner! Leider ist der Anhang der Kapuziner von Tag zu Tag größer geworden, denn sogar der reformirte Pfarrer wirbt für diese falschen Mönche, und die Bürgerschaft hat einen Deputirten an den Kurfürsten gesandt, daß er uns doch um Gotteswillen die Kapuziner zukommen lasse. Es stünde schlecht mit unsern Freunden, wenn sie nicht klüger und flinker wären als ihre Gegner, und wenn wir ihnen nicht Hilfe brächten."

Peter fuhr spöttisch dazwischen: „Sollen wir beide etwa gegen den Kurfürsten und den Erzbischof und die ganze Gemeinde die Franziskaner in Bacharach einsetzen und die Kapuziner vertreiben?"

„Da das sollen und können wir beide," entgegnete Käthchen fest und gelassen. Dann erzählte sie, daß Bruder Bonaventura in den letzten Wochen öfters herübergekommen sei und sie beschworen habe, den Franziskanern zu helfen und daß sie keine Gefahr, Spott oder Ungemach scheuen solle an dem entscheidenden Tage. Der Plan, wie die Söhne des heiligen Franziskus ihr rechtmäßiges altes Besitzthum wiedergewinnen wollten, sei noch tiefes Geheimniß. So der Pater. Sie habe sich schwer gesträubt über derlei Reden und nicht gewußt, was sie dazu denken und sagen solle, und sei, Erleuchtung suchend, zur Marienkapelle gewallfahrtet und habe dort auch einen Zettel um Fürbitte angeschlagen. Nach unendlicher Seelenpein sei es ihr aber heute in früherer Morgenstunde unplötzlich ganz leicht geworden, und sie habe erkannt, daß sie um jeden Preis den Franziskanern helfen müsse. Nun aber sei sie ganz glückselig, seit ihr die Eingebung dieses Entschlusses geworden.

Peter unterbrach sie mit der Frage, um wie viel Uhr denn das gewesen sei, und als nun die Frau im Verfolg dieser Frage gar erfuhr, daß ihr Mann zur selben Stunde und ohne es zu wissen für sie gebetet habe, da war sie gar nicht mehr zu halten und behauptete, nun sei ein offenbares Zeichen gegeben, daß sie beide die Franziskaner nach Bacharach bringen müßten. Vergebens stellte ihr Peter vor, daß er ja ihr Anliegen gar nicht gekannt und gegentheils Trost in dem Gedanken gefunden, sich von nun an diesen Verwicklungen zu entreißen und als ein fleißiger Fuhrmann, unbekümmert um alle Mönchshändel, ein ehrsames Leben in der Welt und mit der Welt zu führen. Das half nichts. Er hatte nun einmal seine Frau noch tiefer in ihre Meinung hineingebetet, obgleich er gern jetzt barfuß nach Trier gewallfahrtet wäre, um sie wieder herauszubeten. So mußte ihm alles, was er dachte und that, bei dieser unseligen guten Frau ins Gegentheil umschlagen.

Doch die Zeit drängte. Alse fuhr Käthchen fort: „Kann war ich zu dem festen Entschlusse gelangt, je kam ein Brief des Paters, folgenden Inhaltes: „„Die Kapuziner werden heute noch nach Bacharach ziehen; es gilt, ihnen zuvorzukommen. Sendet darum einen Wagen mit vier Pferden um acht Uhr früh an die Pfälzische Grenze. Wir haben kein Fuhrwerk, das verführte Volk dieser Gegend wird uns keines geben, und gewinnt die Schnelligkeit Eurer Pferde nicht den Sieg, so ist das unglückliche Bacharach für immer in den Händen der Kapuziner.""

Käthchen beschwor ihren Mann, dem Briefe Folge zu leisten; es ging auf acht Uhr, noch war es Zeit, aber höchste Zeit. Peter widerstrebte. Endlich drehte er sich rasch auf dem Absatze um und rief dem Knecht, daß er die vier Pferde einspanne und sagte zur Frau: „Ich fahre an die Grenze; vorher aber muß Du mir ein heiliges Versprechen geben." Käthchen erschrak und zögerte. Peter aber sprach: „Du lässest zwar die Leute beten für ein Anliegen, welches sie nicht kennen; dennoch sollst Du mir nichts versprechen, was Du nicht vorher genau kennst. Alse begehre ich nur, daß Du, während ich fortfahre, an nichts anderes denkest, als wie ich jetzt, gleich als brenne es, im Sturm mit meinen vier Füchsen zur Grenze jage und dann einen ganzen Wagen voll Franziskaner im Galopp heimfahre, und wie ich als ein rechter Fuhrmann auf dem Sattelpferd sitze und mit der Peitsche knalle, daß es rechts und links zehnfach von den Felsen widerhallt, und daß ein Fuhrmann doch kein ganz gottloses Geschäft treibe, denn er kann nicht bloß ein Faß Wein fahren, sondern auch ein ganzes Franziskanerkloster, namentlich seiner Frau zu Liebe. Das sollst Du bedenken und nichts anderes, bis wir zum Thore herein sind, und sollst selber mir aus Thor entgegen gehen, daß Du siehest, wie stolz ich die Rosse führe und alle die Mönche sammt den Laienbrüdern."

Käthchen hatte viel Härteres erwartet und versprach ihm darum alles leicht und freudig in die Hand.

Beide hielten ihr Wort. Schlag neun Uhr jagte der Fuhrmann mit den Franziskanern durchs Thor, und Käthchen hatte während der ganzen Stunde an nichts anderes gedacht, als was ihr Peter doch

Digitized by Google

Die Winterpost über den St. Gotthard.

für ein guter Fuhrmann und für ein guter Ehemann sei, daß er ihr zu Liebe die Franziskaner, welche er nicht leiden konnte, nun gar selber in die Stadt fahre. Sie hatte sich freudestrahlend am Thore aufgestellt und winkte dem Manne und den Mönchen den ersten Gruß entgegen. Die Bürger, welche dem seltsamen Fuhrwerk begegneten, grüßten freilich in etwas anderer Art: sie warfen dem Fuhrmann Schimpfworte an den Kopf und fuhren die Mönche ingrimmig an, ohne die Mütze zu rücken.

Diese aber ließen sich den kalten Empfang nicht anfechten, sondern liefen flugs zur Klosterkirche und lasen dort eine Messe, wodurch sie thatsächlich Besitz vom Kloster ergriffen zu haben behaupteten. Die Gemeinde bei diesem merkwürdigen Gottesdienste, welche die Messe zu einem juristischen Akte machte, war äußerst klein; denn außer den Fuhrmannsbehelten war nur ein Häuflein Neugieriger und Franziskanern in die Kirche gefolgt.

Als die beiden Gatten aber wieder heraus auf die Straße kamen, wälzte sich ihnen ein großer Menschenschwarm entgegen: gefolgt von der ganzen Bürgerschaft kamen jetzt die Kapuziner. Gerufen von der Gemeinde und anerkannt vom Landesherrn und vom Bischofe waren dieselben, im Vollbewußtsein ihres Rechtes, ganz gemächlich zu Fuß gen Bacharach gezogen und erfuhren jetzt mit Schrecken, daß ihnen die Franziskaner vorgefahren und bereits im Besitze des Klosters waren. Die Menge tobte vor Wuth. Peter und seine Frau wären schwerer Mißhandlung wohl kaum entgangen, wenn nicht ein alter Bekannter den Fuhrmann rechtzeitig aufgegriffen und ihn sammt der Frau durch das Innere seines Hauses in ein stilles Seitengäßchen gebracht hätte, von wo sie auf großen Umwegen zu ihrer Wohnung schlichen.

Dort aber sah es übel aus. Während sie in der Kirche der Besitzergreifung der Franziskaner beiwohnten, hatte eine Rotte großer und kleiner Gassenbuben von ihrem Hause Besitz ergriffen, die Fenster eingeschlagen, viel Geräthe zertrümmert und auf die Straßen geworfen, und erst nach harten Prügelkämpfe waren sie selbst dann wieder von des Fuhrmanns Knechten hinausgeworfen worden.

Käthchen, welche bis dahin wahren Mannesmuth gezeigt, brach bei diesem Anblick in Thränen aus und setzte sich sprachlos, gebrochen, zitternd auf die Treppe ihres einst so friedlichen Hauses. Sie weinte nicht über den erlittenen Schaden, sondern weil sie jetzt erst erkannte, daß sie ihrem trutzsamen Manne den Haß seiner ganzen Vaterstadt auf den Hals gezogen. Der Mann aber blieb so gelassen wie immer und sprach: „Die bösen Buben haben uns das Anziehen erleichtert. Heute Abend hätten wir ohnedies das Haus und die Stadt verlassen; nun geht es etwas geschwinder und thut uns auch nicht mehr halb so leid."

Die Frau blickte ihn erschrocken, fragend an. Er fuhr fort: „Ich habe das Haus an die Franziskaner vermiethet; denn da das Kloster noch wüste liegt, müssen sie doch vorerst ein anderweites Obdach haben, bis sie dort wieder eingerichtet sind, und kein anderer Mensch in der Stadt würde ihnen jetzt Quartier geben. Also habe ich, da wir herausfuhren, die Miethe bereits mit dem Pater Guardian abgeschlossen."

Händeringend stehe Käthchen, daß er die Miethe wieder rückgängig mache, sie könne ja niemals wieder Frieden gewinnen, wenn sie ihren Mann so von Haus und Hof vertrieben habe.

Der Mann aber entgegnete: „Die Miethe ist fest. Die Bacharacher Luft taugt für uns beide nicht mehr; bis hieher bin ich Dir gefolgt, jetzt folge Du mir: umgekehrt ist auch gefahren! Wir ziehen nach Lorch in Deine Heimat und bauen dort den Wein, welchen Deine Väter getrunken; er ist obuedies besser als der Bacharacher."

Da sprach Käthchen: „Lieber Peter, es kann nicht sein; in Lorch wäreſt Du kein Fuhrmann mehr, und siehe, ich werde nicht wieder glücklich, wenn Du nicht wieder ein Fuhrmann wirst. Ich versprach Dir ja heute Morgen, eine Stunde lang über das Fuhrwesen nachzudenken und habe es redlich gethan, und als Du so stolz zum Thore hereinfuhrst, hätte ich Dir um den Hals fallen und sagen mögen, Du solleſt doch Dein Lebenlang ein rechter Fuhrmann bleiben."

Peter hob sie lächelnd von der Treppe auf und rief: „Jetzt sprichst Du endlich gescheidt, weil Du nicht mehr so gar grausam gescheidt sprichst wie vordem. Es wird sich auch überm Rhein schon wieder machen mit dem Fuhrwerk, und hier hätten mir die Raufleute doch kein Faß Wein mehr zu fahren gegeben, seit ich die Franziskaner gefahren." Und er küßte sie, und sie waren friedevoller mit einander in dem verwüsteten Hause, als je zuvor, da noch so klösterlicher Friede auf demselben geruhet.

Am Abende zog der Fuhrmann aus und die Franziskaner zogen ein. Ihre Feinde, die Kapuziner, hatten vorläufig das Volk beschwichtigt, denn sie waren so klug, der Gewaltthat nicht Gewalt entgegenzusetzen, sondern ließen die Franziskaner gewähren, schickten aber Eilboten nach Heidelberg zum Kurfürsten und nach Trier zum Erzbischof, daß man ihnen zu ihrem Rechte verhelfe. Sie ließen die Bürger denn auch den Fuhrmann mit den Seinigen ungehindert abziehen.

Als Peter Rambold nach einiger Zeit mit einem Nachen von Lorch herübergekommen war, um den Rest seiner Habe abzuholen, fand er im Bacharacher Hafen ein Schiff mit den sämmtlichen Franziskanern befrachtet, zum Abstoßen bereit. Er rief den Pater Benaventura an und fragte, wohin denn die Reise gehe? Etwas niedergeschlagen antwortete dieser: „Rheinabwärts! Gott weiß wohin. Der Kurfürst hat uns verrathen und der Bischof hat uns verlassen."

Der Fuhrmann wünschte Glück auf den Weg, legte aber ein wenig bei neben den Mönchen und sagte dem Pater ganz heimlich: „Wenn Ihr wieder einmal die Ehestandspredigt haltet, so fürcht Ihr fortan keine alte Geschichte nicht mehr erzählen von der Frau, die durch so große Demuth und Gehorsam ihren trutzigen Mann bekehrte, denn ich weiß eine bessere, die ich selbst erlebt habe, nur Ihr wisset sie auch. Seht, einen recht großen Sünder durch Demuth zu bekehren, das ist in der That nicht so gar schwer, aber eine halbe Heilige, die aus lauter Liebe und Güte und Tugend alles verschraubt und verderbt, in Demuth und Gehorsam zur Unkehr zu bringen, daß sie schlecht und gerecht lebt wie andere Menschenkinder und nicht wie eine verheirathete Nonne, das ist das Allerschwerste. Es wäre mir armen Sünder auch gar nicht gelungen, wenn nicht unser Herrgott ein Einsehen gehabt und mir Euch Franziskaner zur Hilfe geschickt hätte. Denn wäret Ihr nicht vierspännig in Euer Unglück gefahren, so säße ich heute nicht so selig in meinem Glücke."

Pater Benaventura kam später in ein Kloster auf dem Westerwalde und soll in dortiger Gegend seine berühmte Ehestandspredigt den Bauern noch öfters gehalten haben. Nur mit etwas verändertem Schlusse. Er sprach nämlich jetzt nach der alten Geschichte vom bekehrten Sünder: „Ich habe Euch diese Geschichte schon oft erzählt, und Ihr fraget wohl, warum ich sie immer wieder erzähle? Einfach deshalb, weil ich keine bessere für Euch weiß. Ich habe zwar einmal erlebt, daß ein Fuhrmann durch noch viel schwerere Dulderproben seine Frau bekehrte, aber die Geschichte erzähle ich Euch nicht: sie ist zu subtil, denn sie hat sich droben am Rhein bei den seinen Pfälzern zugetragen, und Ihr groben Westerwälder würdet sie doch nicht verstehen."

Der St. Gotthard und die italienische Post im Winter.

Von **August Federabend.**

(Mit Abbildung.)

. . . Gotthard, Dein festlger Rücken
Trieft von hundert Strömen, die Deinen Scheitel umkränzen;
Auf Dir hausen Lawinen und Stürme in Wolken geschüttet,
Deinen Pfad deckt der bleiche, starrende Schneidel.
Fr. Stolberg.

Schon Mitte September nimmt das bunte, bewegte Leben rasch ab, welches während der wenigen Sommermonate auf der Gotthardstraße sich entfaltet. Mitte Oktober fallen dann die ersten Schneelabungen oben auf der Paßhöhe auf den hartgefrornen Boden, und legen den ersten Grund zur nachherigen, hochgethürmten Schlittenbahn. So oft es nun im Thale regnet, schneit es oben auf den Höhen. Allmählich rückt das weiße Leichentuch des Winters weiter und weiter ins Thal hinab, und der Paß wird für das Räder-

Digitized by Google

wert geschlossen. Lange noch, bisweilen den ganzen Winter durch, fährt der Postwagen durch den Thalboden von Aldorf bis Amstäg, da verliebe den ganzen Winter bisweilen schneefrei („aber") bleibt. In Amstäg oder jenseit des Berges in Airolo harren die einspännigen, in unserer Zeit zweispännigen Postschlitten, je mit einem Pferde. Die Reisenden werden in hieb- und schußfeste, dicke Büffelmäntel eingepackt und durch ein bis an die Brust hinaufreichendes Deckfell nach Möglichkeit sorgfältig verwahrt. Sämmtliche Briefsäcke, Gepäcke, Koffer und Güter werden nun auf Schlitten verladen, während der große, feste Eilwagen schutzlos und unbewacht seitwärts an der Straße stehen bleibt. In den ersten Schlitten setzt sich der Postillon, in den zweiten der Kondukteur; sie fahren dem Zuge voran, um ihn überwachen zu können. Die vertrauten und sichern Pferde der übrigen Schlitten folgen ohne Leitung. Will ein Pferd ermatten, so pflegen es die Reisenden durch einen Schneeballenwurf anzuspornen. Ist starker Schnee gefallen, so sind die Rutner in dem mit 10 bis 12 starken Ochsen hintereinander bespannten Bahnschlitten schon viele Stunden vor Ankunft der Post aufgebrochen, um auf Schlittenbreite den Weg zu öffnen. Die Arbeit der Rutner ist eine ebenso anstrengende, als gefahrvolle, und wird in zwei große Hälften getheilt. Die erste besteht in der sogenannten „Fürleite". Dieselbe hat, so oft es stark schneit, den ersten Durchbruch in dem wüsten Schneedickicht zu verrichten. Zu diesem Zwecke schreitet ein Dutzend fester, starker Zugochsen mit dem Bahnschlitten langsam voran. Hinter diesem her schreiten 6 bis 8 handveste Rutner, kräftige, abgehärtete Gestalten mit hohen Stiefeln oder festen Ueberstrümpfen, wollenen Fausthandschuhen, und einer mit Ohrenlappen wohlversehenen Pelzmütze. Sie sind eifrig bemüht, die erste Weganlage einigermaßen auszuschaufeln. Ihnen folgt dann eine ganze Kompagnie der „Weger", den „Hauptweger" an der Spitze, die den einigermaßen geöffneten Graben kunstgerecht ausweiten und in einem fahrbaren Zustande erhalten. Die Eingenossenschaft zahlt für das Offenhalten der Bergpässe jährlich die hübsche Summe von fünfzig bis sechzigtausend Franken. Die Rutner selbst werden von der betreffenden Landesregierung angestellt, und die Tessiner stehen unter der Leitung des Hospizdirektors oder „Spittlers". Viele von ihnen wohnen in den Zufluchtshäusern des Tremola-Thales oft wochenlang bei kärglicher Nahrung harten Brotes und geräuchertem Fleisches, gleichsam wie in der Verbannung Sibiriens unter den Schrecknissen des Winters, und empfangen bei den großen Mühsalen und Gefahren ihres Berufes einen verhältnißmäßig nur geringen Wochenlohn. Seltener als auf den Bergpässen von Graubünden ereignet sich auf dem Gotthard der Fall, daß Rutner bei ihrem Berufe umb Leben kommen, doch sind einige Fälle bekannt. Die unerschrockenen Bergsteiger kennen nämlich die Beschaffenheit des Gotthards so genau, wie daheim ihre Wohnstube. Sie kennen alle Vorboten des Witterungswechsels und namentlich der gefürchteten Schneestürme aufs genaufte, und wissen mit einem ganz eigenthümlichen Ahnungsgefühle den Lawinen auszuweichen. Daher hören Postführer, Postillone, Fuhrleute und Säumer stets auf die Meinung und Warnungen der Rutner, und gerade in den Fällen, wo dieselben aus Leichtsinn oder Uebermuth mißachtet werden, hat sich gewöhnlich ein Unglücksfall zugetragen. Hat die Post endlich die Höhe des Gotthardpasses erreicht und haben sich Menschen und Pferde im Posthause gestärkt, dann geht es, wie unser Bild zeigt, mit blitzschneller Geschwindigkeit unter lautem Zuruf, Jubeln und Jauchzen, trotz der eisig schneidenden Winterluft, den Berg hinunter, und zwar besonders rasch bei den Straßenwindungen, um das Ausgleiten zu vermeiden, in wilder, kühner Jagd, daß manchem, solcher Fahrten nicht gewohnten Reisenden vor Angst fast Sehen und Hören vergeht. Bisweilen bei festem Schnee schneidet wohl auch der ganze Zug schnurgerade die Straßenlinien ab. Unglücksfälle von umgeworfenen Postschlitten sind selten, und haben häufig keine schlimmeren Folgen, als den Schrecken. Gefährlich sind aber mitunter die Stellen, die an Abgründen vorüberführen. An denselben dann nämlich der Schnee überhängende Vorsprünge an, welche wie gewaltige Dachtraufen weit über das Fundament der Straße hinausreichen. Läßt sich nun ein mit dem Berge nicht besonders vertrauter Fuhrmann oder Pferdeleiter der Post verleiten, den scheinbar bequemern, am äußersten Rande hinführenden Pfad zu wählen, ohne Ahnung, daß er auf demselben keinen Boden unter den Füßen hat, so kann ein geringfügiger Umstand eine solche Schneelehne, die den ganzen Winter, wie aus Wetterkalk gemauert, gehalten hat, zum Sturze bringen, und Roß und Mann tief unten im Abgrund begraben.

Mannigfach und tiefergreifend sind die Freuden und Leiden einer Winterpostfahrt über den Gotthard. Zu den ersten zählen wir vor allem den zaubervollen Anblick unserer Gebirgslandschaft und namentlich des Hechtlahs von Urseren im Glanze eines hellen, klaren Wintertages oder einer Mondscheinnacht. Berg und Thal sind in das gleiche, weiße Leichentuch der erstorbenen Natur gehüllt. Die Spitzen und Vorsprünge der Berge haben ihre ausgeprägten Formen verloren, und dagegen die allgemeinen, weichen und glatten Umrisse des Winters angenommen. Das mitunter so gewaltige Brausen und Rauschen der rinnenden Gewässer ist verstummt; die Bäche sind bereit und die Wasserfälle, die im Sommer, zu Wasserstaub aufgelöst, als Silberbänder über die schroffen Felsen herabgleiten, sind zu gewaltigen Eissäulen und Zapfen erstarrt und hängen frei als blitzende Gewänder an der kalten Felswand herunter. Der dunkelgrüne, geheimnißvolle Alpensee liegt unter der überschneiten Eisdecke, wie ein Todter unterm weißen Leichentuche. Aber diese allgemeine Schneedecke ist in einer kalten Nacht nach einem warmen Tage hart und fest, eisartig geworden, und erglänzt nun in den Strahlen der kurzen Wintersonne in Myriaden von blitzenden Kristallen. Das matte, flammartige Gewand des frisch gefallenen Schnees der Berge ist zum strahlenden Stahlpanzer geworden, in welchem feierlich ernst und in erhabener Majestät die schweigsamen Bergriesen dastehen, und gegen das wolkenlose Blau des Himmels herrlich sich abheben. Ueberall lautlose Stille, nur von dem Peitschenknall des Postpferdeleiters und den Schellen der Postpferde unterbrochen. Die lieblichen Alpenpflanzen liegen unter der Schneedecke geborgen. Das Murmeltier oder die Munke, wie es in Urseruthal heißt, schläft mit der seltenen Alpenspitzmaus den langen Winterschlaf. Am Ufer der Reuß oder im Borholz des Bannmaldes pfeift noch hier und da die Wasseramsel und der Schneefink, und singt der Zaunkönig sein helles Lied oder hebt sich im plumpen Fluge das aufgescheuchte Birkhuhn empor. Alle diese gefiederten Vertreter des Thierlebens der Alpenwelt verstummen, der schneeweiße Alpenhase bleibt regungslos wie todt im Schnee liegen, wenn der stolze Steinadler oder der gewaltige Lämmergeier hoch oben in den klaren, kalten Winterlüften seine Kreise zieht, oder ruhig schwebend über den höchsten Gipfeln der Berge sich wiegt. Nachts kläfft dann der hungrige Fuchs im Gebüsch, und wandert mit dem Marder, dem schneeweißen Wiesel, ja mitunter mit dem blutdürstigen Luchs über die festgewordene Schneedecke oft auf weite Strecken auf den Raubwort aus. — Wenn nun der Postschlitten zwischen 10 bis 15 Fuß hoch aufgethürmten Schneemauern durch diese funkelnde und strahlende Winterlandschaft hinfährt, wirbelt oft ein scharfer Windzug von der Schneedecke des Thales oder oben von den Gipfeln der Berge Millionen von feinen Eiskristallen und Schneekörnchen in die klare Luft, und überstreut damit oft weite Flächen. Fegt aber ein solcher Windzug den Schneestaub von den höchsten Bergstrften, so bilden sie sehr oft ganze Wolken, und dann pflegen unsere Bergbewohner zu sagen: „die Berge rauchen". Ein Theil dieses aufgewirbelten Schneestaubes qualmt dann auch wirklich in diamantenen Wölklein glitzernd auf, während dagegen die schweren Massen desselben, vom Winde gepeitscht, in hundert wirbelnden Schneefällen an den Felsenwänden der Bergkronen herabflattern, und endlich als lange, lange Nebelstreifen sich in die Tiefe senken. Zu den unvergeßlichen Freuden einer Winterpostfahrt über den Gotthard gehört die endliche Ankunft auf der Paßhöhe beim Hospiz, wenn ein schneidend kalter Wind die Luft beständig mit spitzen, feinen Schnee- und Eiskristallen erfüllt, und von ihren Stichen die Haut prickeln macht. Noch mehr ist dieses der Fall nach überstandenen Gefahren und Leiden einer Winterfahrt, wie wir sie kennen lernen werden. Eine hohe Freude war früher für den gemüthlichen Reisenden beim Empfang der warme Händedruck des greisen, bietern Spittlers Lombardi, der vor zwei Jahren seine verdienstvolle, irdische Laufbahn vollendet hat. Das gedrängte Lebensbild des trefflichen Mannes darf in einem Naturgemälde des Gotthards nicht fehlen.

Felix Lombardi war armer Leute Kind und den 12. Juli 1791 zu Bulle bei Airolo im Livinerthal geboren. Im siebenten Jahre verlor er seinen Vater und zwei Jahre nachher mußte er schon als Hirtenknabe in die weite Welt hinaus. Er kam nach Bergamo zu einem Bauern, bei dem er trotz spärlicher Kost und ärmlicher Kleidung drei volle Jahre ausblieb, und dann geistig und körperlich

Digitized by Google

arm mit zerrissenen Kleidern heimkam. Drei Jahre blieb er dann bei seiner Mutter, bei strenger Arbeit, im Sommer als Wildheuer, im Winter als Schlittler. Des mühseligen und gefahrvollen Lebens überdrüssig, entschloß er sich, kaum 16 Jahre alt, nach der Lombardei auszuwandern, und daselbst wo möglich ein Handwerk zu lernen. Wenige Centesimi in seiner Tasche, wanderte er hinab bis Mailand und trat daselbst in die Lehre bei einem Schneidermeister, der für die französischen Armeen arbeitete. Hier blieb er vier Jahre, und benutzte seine Nebenstunden mit eisernem Fleiße, um sich selber im Lesen und Schreiben zu unterrichten und zu üben. Da er kein Lehrgeld zahlen konnte, so mußte er daselbe später wieder durch Arbeit abverdienen. Nach vier Jahren kehrte er in seinen Heimatkanten Tessin zurück und siedelte sich in Bellenz an. Er wurde Paßführer über den Gotthard, und später auf der Straße von Airolo die Chiasso. Diesen beschwerlichen Dienst besorgte er unverdrossen zweiundzwanzig Jahre, zur vollen Zufriedenheit der Reisenden, wie seiner Vorgesetzten. Damals fuhr indessen die italienische Post nur zweimal wöchentlich über den Berg. In der Zwischenzeit war Lombardei als Schneidermeister thätig. Im Jahre 1828 errichtete er in Bellenz die erste Bierbrauerei, und wurde im Jahre 1835 zum Mitgliede des Großen Rathes gewählt. Im Jahre 1839 bekleidete er das wichtige Amt eines Vicepräfekten über die Finanzen, und im Jahr darauf jenes eines Inspektors über die Waarenfuhr auf der Gotthardstraße. Ein Jahr darauf berief ihn die Regierung seines Heimatkantons als Direktor des Gotthardhospizes, und hier war er denn recht in seinem Lebenselemente, in welchem er segensreich bis an sein Ende, zweiundzwanzig volle Jahre, unermüdlich Sommer und Winter oben in den unwirthbaren Höhen, als ein Vater der Armen und Hilfsbedürftigen, mit eiserner Willenskraft und Ausdauer gewirkt, und durch seine anfeuernde Menschenliebe sich in den Herzen von Hunderttausenden ein Denkmal errichtet hat, das Marmor und Erz überdauern wird. Unter seiner Leitung hob sich das Hospiz in solcher Weise, daß es jetzt die zehnfache Zahl armer Reisenden wie früher beherbergt. Der wohlwollende Blick aus den großen, glänzenden Augen des freundlichen Greises und sein warmer Händedruck wird jedem Wanderer unvergeßlich bleiben, der hilfsbedürftig die gastliche Stätte des Hospizes betreten und daselbst Herberge und Stärkung zur Weiterreise gefunden hat. Lombardi hat den Berg in seinen Wetterlaunen und Eigenthümlichkeiten gekannt, wie vielleicht kein anderer, und auch die zweckmäßigste Art und Weise, wie bei großer Kälte und Unwetter fast beispiellos ankommende, halberfrorene Reisende zu behandeln sind. Gleich bei ihrer Ankunft führte er sie in einem kalten Zimmer auf und ab, und reichte ihnen etwas erwärmten Rothwein oder schwachen Grog. Dann wurden die erfrorenen Körpertheile in Schneewasser getaucht, mit Schnee gerieben, und wenn dann der Blutumlauf wieder lebendiger geworden, so wurde der Leidende in ein erwärmtes Zimmer gebracht, mit Wollendecken tüchtig zugedeckt, und ihm die nöthige Speise gereicht. Dieses bewährte Verfahren wird stets dort festgehalten. Gewöhnlich folgt hierauf ein tiefer Schlaf, der mitunter bis 24 Stunden andauert. Nach dem Erwachen fühlt dann die Betroffenen meistens so hergestellt, daß sie nach eingenommener Mahlzeit ihre Reise wieder weiter fortsetzen können.

Unter den Freuden einer Winterpaßfahrt über den Gotthard ist endlich diejenige nicht die letzte, welche in unbeschreiblicher, wohliger Behaglichkeit das Herz des Reisenden erfüllt, wenn er nach Gefahren und Mühsalen aller Art und nach der beängstigenden, wilden Jagd den Berg hinab endlich unten im Thale ankömmt, und mit freudigem Gefühle die menschlichen Wohnungen des ersten Dorfes wieder begrüßt. Ebenso groß und jahrelich wie die Freuden, sind die Leiden und Gefahren der Winterpaßfahrt über den Gotthard. Unter ihnen steht der furchtbare Schneesturm oder die „Ouzeten" der deutschen und die „Tormenta" der welschen Schweizer obenan. Diese schreckenvolle Naturerscheinung in unserer Hochalpenwelt hat die größte Aehnlichkeit, nur in ganz entgegengesetzter Weise, mit dem fürchterlichem Sammum der Wüste. Wie dieser mit rasender Geschwindigkeit daher brausende Wüstenwind plötzlich Myriaden glühendheißer Sandkörner emporhebt, und durch die Luft forträgt, hier tiefe Mulden ausgräbt und dort haushohe Hügel aufthürmt; so erfüllt der Schneesturm auf große Entfernungen hin mit dicken, alles verfinsternden Wolken kleiner, feiner, spitziger Eiskristalle, welche mit eisiger Kälte selbst die dichtesten Kleider durchdringen und zerfetzen, und mit der Luft eine völlig geschmolzene Masse zu bilden scheinen. Wie schon angedeutet, ist der Hochgebirgsschnee sowohl in Form und Gestalt, als in Dichtigkeit und spezifischer Schwere sehr verschieden von dem Schnee des Hügellandes und der Niederungen mit seiner sternförmigen Flockenform. Er ist nämlich ganz mehlig, fastförmig, trocken und darum sehr beweglich. Unter dem Mikroskope bildet er daß prismenförmige Nadeln, bald unendlich kleine, teilförmige, sechskantige Pyramiden, bald teilförmige Körper, von denen wie bei einem Morgenstern, kleine Spitzen nach allen Seiten ausgehen, und die, vom Winde getrieben, mit der größten Geschwindigkeit die Luft durchschneiden. Mit diesem feinen Eisstaube des Hochgebirgschnees treibt nun der Wind in den Einfattlungen unserer Hochalpen, auf den sogenannten Paßhöhen, und ganz besonders auch auf dem Gotthard sein übermüthiges Spiel.

Plötzlich erfaßt er nämlich daselbst einige hunderttausend Kubikklafter desselben und wirbelt ihn hoch in die Luft empor, es sodann der dort herrschenden Windrichtung überlassend, ihn in der Form des dichtesten Schneefalles, oder auch mehr zerstreut als gliternden Eisnadelregen, wo es ihm beliebt, wieder niederfallen zu lassen. Bisweilen legt der Wind eine ganze Ladung des trockenen Eisstaubes hinweg, und schleudert sie unversehens in ein tiefer liegendes Bergbecken, besonders auf die Uebergangspunkte der Paßhöhe, in wenig Augenblicken den mühsam ausgeschöpften Hohlweg der Straße spurlos ausfüllend, den zu öffnen vorher eine ganze Compagnie Rutner sich tagelang abgemüht hatte. Alle diese Erscheinungen sind den Staublawinen unserer Alpen ähnlich, aber können nicht als der eigentliche Schneesturm, die Tormenta oder die Schneeruten betrachtet werden. Dieser ist unvergleichlich heftiger, elementarer, und seinem Ungestüme sind auf dem Gotthard schon hunderte und hunderte von Menschenleben als Opfer verfallen. Es sind dieses meistens fremde Reisende, welche die Vorboten eines Schneesturmes nicht kennen, oder im übermüthigen Vertrauen auf ihre Kraft wohlgemeinten Warnungen nicht Folge geleistet und ihren Weg fortgesetzt haben.

Erfahrungsgemäß sind die Schneestürme auf dem Gotthard gerade auf der Paßhöhe und weiter unten auf der Südseite im Tremola-Thale am häufigsten und bösartigsten, und zwar höchst sonderbarerweise auf der Südseite bei herrschendem Nord-, auf der Nordseite aber bei herrschendem Südwinde. Die Rutner, Fuhrleute und die Bewohner des Hospizes auf dem Gotthard kennen die Zeichen ganz genau, welche den gefürchteten Schneesturm verkünden. Als solche gelten ihnen die gelblichweiße gleichförmige Färbung des Horizontes, der trüber und trüber werdende Schleier, der sich um die entfernten Gebirgszüge legt, und sie nachgerade unsichtbar macht. Dabei ist die Luft eisigkalt, trocken und hart. Lautlose Stille, ähnlich jener vor dem Losbrechen eines furchtbaren Gewitters im Sommer, schwebt über der öden Berggegend. Tief athmet der Mensch mit schwerer Brust, und unruhig schnaubt das Pferd neben ihm, während der getreieue Schnee kuistrend unter den Füßen ächzt. Rückt der drohliche Sturm näher, dann hüllen sich auch die nähern Bergspitzen in graue Wolken ein, welche für die Ewigkeit auf ihnen lasten zu wollen scheinen. Immer bleibt es jetzt noch Zeit, wenn die Entfernung nicht zu groß ist, das schützende Hospiz oder das nächste Zufluchtshaus — Cantoniera — zu erreichen. Immer dunkler wird es, als hätte der Abend den Mittag mit einem Mal überholt. Plötzlich erschreckt den überraschten Wanderer ein scharfer Windstoß, der ihm eine Handvoll des aufgewirbelten Eisflaubes ins Gesicht schleudert. Wieder wird es ruhig, still wie vorher. Mehreremal wiederholt sich diese Erscheinung von Zeit zu Zeit, doch in immer kürzern Zwischenräumen. Es ist dieses die letzte Mahnung zur schleunigsten Flucht. Jetzt erhebt sich ein höchst seltsames, unheimliches Tönen in den Felsenschluchten, erst leise und seufzend und von der entgegengesetzten Seite wiederkommend, dann immer vernehmlicher und stärker, aber rasch in ferne Bergzeggenden weiter klingend, als wenn fern verwehte Stimmen um Hilfe riefen. Die durch die Luft hinstreichenden Klagen dringen nun aus einer zweiten, dritten, vierten Ecke hervor, einförmig, hohl, ganz anders als unten im Thale der Wind. Das Roß vor dem Schlitten schnaubt höchst unwillig vor sich hin, haut mit seinen Hufen stärker in den unsichern, lockern Schnee, und streugt sich ungebeißen doppelt an, vor Ausbruch des Sturmes die nächste Zufluchtsstätte zu erreichen. Zu den winseluden Klagetönen gesellt sich bald ein tiefer Grundton; die Windstöße mehren sich und eil immer wilderes Getöse durchheult die Luft. Nach wenigen Augenblicken entladen sich die dichten Schneewolken, die rings den erschrockenen Wanderer umhüllen, ihres übervollen Inhaltes, und

Digitized by Google

senden nun einen Hagel der feinen, wie Nadeln spitzen, Eispfeile mit solcher Gewalt hernieder, daß alle unbedeckten Körpertheile aufs empfindlichste davon getroffen werden. Umsonst kehrt der überfallene Wanderer der Seite den Rücken zu, von der der Wind die dichten Massen herpeitscht. Wie brandende Meereswogen schlagen die sagenden Fluten der Eisnadeln über ihm zusammen, und greifen in kreisendem Wirbel den Verhüllenden auch von vorn an.

Er kann nichts mehr sehen, deckt mit Tuch und Hand die Augen und das Gesicht, welches von den brennenden Stichen der Eisnadeln und der schneidenden Kälte rasch zu schwellen beginnt. Der Athem wird schwer und fast unmöglich, denn die zu Eis gewordene Luft dringt schneidend in die Luftwege der Lungen ein, und bohrt sich bei jedem Athemzuge mit tausend Spitzen fest. Es tobt, wirbelt, stöhnt und pfeift durcheinander, als sollte die Welt aus den Fugen gehen, als wäre die Stunde des letzten Gerichtes gekommen, und alle Elemente gesetzlos entfesselt. Hilflos und verlassen steht der Mensch da, der stolze Herr des Erdballs, der sich den Blitz wie den Dampf dienstbar gemacht, mitten in dem wüthenden Aufruhr der Natur, eine sichere Beute des Todes, wenn ihn die Kraft jetzt verläßt und die Sinne ihm schwinden. Läßt der fürchterliche Sturm einen Augenblick nach, und kann der Ueberfallene auf einige Sekunden die Augen öffnen, so sieht er keine Spur des bisher verfolgten Weges mehr vor sich. Knietief steht er da in dem so eben geschlossen oder von den Bergen hergewehten lockern Schnee. Die 10 bis 15 Fuß hohen Schneewände zur Seite der Schlittenbahn und die 20 bis 30 Fuß hohen Schneefangen dienen ihm als dürftige Wegweiser. Oft verschwinden sogar auch sie unter den Massen zusammengewehten Schnees. Mit Entsetzen fühlt der arme Wanderer Ohren, Nase, Hände und Füße empfindungs- und bewegungslos, erstarrt, erfroren. Ein unwiderstehliches Gefühl der Mattigkeit und Schlafsucht überfällt ihn mit allmählichem Schwinden der Sinne, und rettungslos fällt er dem Erstarrungstode des Erfrierens in die Arme. Nur eine fast übermenschliche Willenskraft und Anstrengung vermag noch hier und da in solcher äußersten Gefahr das bedrohte Leben zu retten, wie ein solcher Fall einem Bekannten des Verfassers begegnet ist.

Derselbe ist Kaufmann in Altorf im Kanton Uri, und ein Mann von riesenmäßigem Körperbau und ungewöhnlicher Kraft. An einem schönen, hellen Wintermorgen war er frühzeitig in seinem Schlitten und mit seinem trefflichen, wohlvertrauten Pferde von Altdorf weggefahren und hatte zur Mittagsstunde Andermatt erreicht, wo er Mittaghalt machte. Der Wirth und die anwesenden Rutner warnten vor der Gureten, die heute noch eintreffen werde. Herr Z. hatte dringende Geschäfte, und hoffte jedenfalls das erste Zufluchtshaus noch erreichen zu können, bevor der gefürchtete Gast eintreffen werde. Er machte daher beim Hospiz keinen Halt, sondern fuhr rasch fürbas. Kopfschüttelnd sah ihm der wohlerfahrene Lombardi nach, und sprach zu seinem Knechte: „Herr Z. wird die Tormenta zu kosten bekommen, bevor er die Cantoniera wird erreicht haben." Und so war es auch. Kaum nach Verfluß einer Viertelstunde sah der muthige Reisende sich plötzlich in dunkle Nacht gehüllt, und die „Gureten" brach mit aller elementaren Wildheit los. Z. suchte noch Pferd und Schlitten zu wenden, um sich nach dem Hospiz zu flüchten, aber in wenigen Minuten sah er sich bis an die Hüften eingeschneit, und fühlte Hände und Füße erstarren. Es stand klar vor seiner Seele, daß es ihm um Leben gehen werde. Dieses zu retten war nun sein einziger Gedanke. Er ließ rasch entschlossen Roß und Schlitten im Stich, und arbeitete sich mit dem ganzen Aufwand seiner außerordentlichen Kraft durch die Schneemassen, nach dem Hospiz zurück, das er nach mehr als anderthalb Stunden halbtodt vor Mattigkeit erreichte. Sobald der Sturm etwas nachgelassen, schickte Lombardi seine Knechte und Rutner aus, nach dem Roß und Schlitten zu sehen. Sie fanden ersteres noch am Leben, und brachten beide zum Hospiz zurück.

Fast jedes Jahr fallen auf dem Gotthard der geführdeten Schneegureten viele Opfer. Eine Menge solcher Unglücksfälle lebt in der Erinnerung und im Munde der fleißen Völkerschaften, welche hüben und drüben am Fuße des Berges wohnen. Hiervon nur ein einziges aber sprechendes Beispiel. Wegen gewaltigen Schneefalls in der Nacht vom 9. auf den 10. April 1848 hatte sich am letzteren Tage die italienische Post bedeutend verspätet, und es wurde ihr wirklich unmöglich, weiter als bis Andermatt zu kommen. Da entschloß sich der muthige und kräftige Postführer Simmen, das Postfeuilleton und die Gepäckstücke durch Träger über den Gotthard schaffen zu lassen. Unter den Trägern befand sich Johann Joseph Reglin, seines Berufes ein Steinmetz. Als die Karavane Andermatt verließ, fiel der Schnee noch immer in dichten Massen, und es stürmte mitunter sehr wild. Die muthigen Bergsteiger ließen sich jedoch dadurch keineswegs irre machen, sondern drangen entschlossen vorwärts. Schon hatten sie zwei Drittel des Weges von Andermatt bis zum Hospiz zurückgelegt, als plötzlich über die Lucendro-Alp ein Schneesturm mit solcher Heftigkeit losbrach, daß in wenigen Minuten die Bahn ganz verweht war, und sie alle die Richtung verloren hatten.

Wie mit Sterpionengeißeln peitschte der wüthende Sturm mit seinen scharfen Eisnadeln die pflichtgetreuen Männer. Diese hielten noch immer Stand, und suchten trotz der Hindernisse unverzagt ihr Ziel zu erreichen. Endlich auf der Höhe des Passes, beim sogenannten „Wasserloche" (Valeggia) angelangt, vermochte Reglin nicht mehr weiter zu kommen. Die Kameraden, obwohl selbst schwer bepackt, versuchten es dennoch, ihren Schicksalsgenossen durch den mehr als drei Schuh hohen Schnee mit sich fortzuschleppen. Doch nur zu bald versagte auch ihnen die Kraft, und ihnen blieb nur noch übrig, entweder den ermatteten Kameraden aufzugeben und zurückzulassen, oder mit ihm dem sichern Tode sich preiszugeben. Mit schwerem Herzen wählten sie das Erstere. Sie hüllten daher Reglin in Mäntel und wollene Decken ein, brachten ihn unter eine schützende Felsenwand, ließen sämmtliche Postfeuilleten und Gepäckstücke bei ihm zurück und suchten nun baldmöglichst das Hospiz zu erreichen, um daselbst Hilfe zu suchen. Dasselbe war nur noch etwa zehn Minuten von ihnen entfernt. Dennoch brauchten die abgehärteten, starken Männer anderthalb Stunden, bis sie endlich die ersehnte Rettungsstätte erreichten. Sofort brach der wackere Later Lombardi mit Hilfsmannschaft auf, um womöglich den Unglücklichen zu retten. Sie kamen zu spät. Derselbe war schon ganz eingeschneit, so daß man ihn kaum finden konnte, und bereits erfroren. Bei derartigen heftigen Schneestürmen muß die italienische Post bald dieselbe, bald jenseit des Berges oft Tage lang warten, bis die Bahn über die Paßhöhe wieder geöffnet ist. Unglücksfälle der Post selbst in den Schneestürmen gehören immer mehr zu den Seltenheiten, weil die Rutner wie die Postillone sorgfältig auf die Verboten derselben achten, und dann die Post rechtzeitig Halt macht. Zu denselben gehört auch das plötzliche Sträuben und Steigwerden der sonst folgsamen Postpferde, und das Unruhigwerden der Rettungshunde im Hospiz, die unaufhörlich zu bellen beginnen, bis man sie hinauslässt. Die Bergdohlen endlich fliegen ängstlich von den Felsenfirsten zum Hospiz herunter und umflattern es mit großer Unruhe und heiserkreischendem Geschrei. Sicher darf man in diesen Fällen auf einen Schneesturm oder den Sturz einer Lawine gefaßt sein. Die Lawinen sie wie das Herabstürzen der sogenannten „Windschilde" drohen auch wirklich der Winterpost über den Gotthard mannigfache und mitunter große Gefahren. Bekanntlich unterscheidet man bei uns im Gebirge Staub- und Grundlawinen. Die ersteren entstehen im Winter, wenn an den steilen Gebirgsabhängen lockerer, neuer Schnee auf eine ältere gefrorene Schneedecke fällt. Dieser Schnee findet auf der Fläche keinen festen Halt und stürzt daher oft in großer Ausdehnung und unter furchtbarem Krachen hinunter ins Thal. Den Staublawinen geht immer ein ungeheurer Luftdruck voran, der sich rings herum auf weite Entfernungen verbreitet, ganze Wälder und feste Gebäude wie Kartenhäuser über den Haufen wirft, mitunter viele Centner schwere Gegenstände wie Flaumfedern weithin durch die Luft fortträgt. Die Grundlawinen dagegen bilden sich vorzugsweise im Frühling bei Thauwetter und wenn der Föhn in den Höhen hauft. Alsdann erbröhnt oft die Luft fast ununterbrochen von dem majestätischen Donner der Lawinen, die von allen Höhen sich ins Thal hinabstürzen. Windschilde oder sogenannte Schneewehen bilden sich endlich bei starkem Schneefalle an den senkrechten Felsenwänden, an ihren Vorsprüngen und in ihren Spalten, indem aus den verdichteten und theilweise gefrorenen Schneemassen vom Felsen ganz abgelöste, hohe Schneeschirme sich bilden, die viele Centner schwer sind, und endlich entweder unter der Last ihrer eigenen Schwere oder durch den warmen Hauch des Föhns, durch Thauwetter oder die veränderte Richtung des Windes sich losreißen, und unter lautem Krachen herabstürzen. Sie sind es vorzugsweise, nach denen in der verschrienen Schöllenen die besorgten Blicke der Bergfahrer sich richten. Der Schall einer Glocke, der Knall einer Pistole oder Peitsche, selbst ein lauter Jodelruf genügt, solche Windschilde in stürzende Bewegung zu versetzen.

Digitized by Google

Daher zogen ehemals die Säumer mit verstopften Schellen ihrer Saumpferde und schweigend durch die Straße des Schreckens oder durch die Schellenau hinauf.

Manche Unglücksfälle von Sturz der Windschilte und der Lawinen erzählen uns theils die Geschichte, theils die mündliche Ueberlieferung der Nutner.

Im Bellenzerkriege 1478, als die Eidgenossen 10,000 Mann stark im Wintermonat über den Gotthard rückten, gingen die Zürcher als Vorhut dem Heere voran. Sie hatten sich in Wasen den welschen Wein schmecken lassen, und zogen dann, trotz der Warnung ihrer Führer, jauchzend und singend die wilde Schöllenen hinauf. Da riß eben in den Höhen eine Staublawine sich los, stürzte herab auf die Straße und begrub, vor den Blicken der Nachrückenden, 60 Krieger rettungslos tief unten in der Reuß unter ihrer gewaltigen Wucht. Den 12. März 1848 wurden in den sogenannten „Planggen", oberhalb des Schirmhauses am „Mätteli", dreizehn Männer, welche die Post begleiteten, sammt Pferd und Schlitten von einer gewaltigen Staublawine in die Reuß hinunter geschleudert. Drei derselben, Familienväter, fanden mit neun Pferden ihren Tod unter der Lawine; die andern konnten durch eiligst herbei gerufene Hilfe noch gerettet werden. Dagegen fand bei dieser Rettungsthat einer der eifrigsten Helfer, Rathsherr Joseph Müller von Hospenthal, auf höchst ergreifende Weise einen schönen Heldentod. Auch er war hingeeilt, seinen Nachbaren beizustehen. Da wurde er in der Gegend, welche „im Harnisch" heißt, mit noch zwei andern von einer neuen, stürzenden Lawine ergriffen und kam dabei ums Leben. Im gleichen Unglücksjahre, den 27. Oktober, wurde die von Airolo den Berg hinanfahrende Post beim Schirmhause Ponte Tremola von einer Lawine verschüttet; ein Reisender von Bergame blieb dabei todt, die andern wurden gerettet. Den 2. November 1855 endlich wurden drei Männer von einem unerwartet herabstürzenden Schneeschilte weit in die Tiefe hinabgeschleudert, konnten aber mit großer, vereinter Anstrengung wieder gerettet werden.

Eine rührende Lebensrettung aus einer Lawine auf dem Gotthard erzählt uns die Geschichte. Im Jahr 1628 ritt Landammann Kaspar von Brandenberg von Zug als neugewählter Landvogt von Bellenz, von seinem Knechte und einem treuen Hunde begleitet, über den Gotthard, und wurde oben auf der Paßhöhe von einer Lawine, welche von Lucendro herabkam, mit sammt dem Knecht verschüttet. Einzig der Hund konnte sich retten. Dieser suchte zuerst seinen Herrn auszuscharren. Da er aber sah, daß er nicht zum Ziele kam, so eilte er zum Hospiz zurück, und .b daselbst durch klägliches Heulen und Winseln zu verstehen, daß ein Unglück geschehen sei. Sogleich brachen der Spittler und seine Knechte mit Schaufeln und Hauen auf und folgten dem Hunde, welcher eiligst vor ihnen hersprang. Bald gelangten sie zu der Stelle, wo die Lawine gefallen war. Hier hielt der treue Hund plötzlich still, schnoberte im Schnee, und fing dann unter Bellen und Winseln eifrig wieder zu scharren an. Sogleich machte sich nun die Retter an die Arbeit, und groben endlich, nach langem, schwerem Werke, den Landammann und bald nachher seinen Knecht glücklich aus. Beide waren noch am Leben. 36 lange, bange Stunden hatten sie unter den peinlichsten Gefühlen in dem kalten Schneegrab zugebracht. Sie hatten ganz deutlich das Heulen und Bellen des treuen Hundes gehört, dann sein Verschwinden bemerkt, und nachher die Ankunft der Retter, ihr Sprechen und Arbeiten vernommen, ohne jedoch einen Laut von sich geben, noch sich regen zu können. Nach dem letzten Willen des geretteten Herrn mußte bei seinem Absterben das Bild des treuen Hundes auf seinem Grabsteine zu seinen Füßen ausgemeißelt werden, und war zu Zug in der St. Oswaldskirche bis auf die Neuzeit zu sehen.

Oft verursacht der Sturz einer angedeuteten Lawine durch die Lufterschütterung eine Menge anderer nachfolgender Lawinen, so daß in diesem Falle ein lange andauernder Lawinenfall erfolgt. So war es im Frühjahr 1854 der Fall, wo auf der Schattseite des Realpertthales auf einer Ausdehnung von mehr als einer Stunde Länge eine Schneemasse nach der andern durch den Luftdruck der vorher gefallenen Lawine wieder in Bewegung gesetzt wurde, so daß der Donner derselben Stunden lang fast ohne Unterbrechung fortdauerte, und alle Stege und Wege 25 bis 30 Fuß hoch mit gewaltigen Schneemassen ausgefüllt waren, so daß man Gänge durch dieselben graben mußte, um den nothwendigen Verkehr wieder herzustellen. Die Lawinen waren an Stellen herabgekommen, wo sie sonst seit Menschengedenken nie gefallen waren. Sonst aber kommen die Grundlawinen im Frühling meist in ihren gewohnten „Zügen" hinab ins Thal. Ist ihre Masse ungewöhnlich groß, und sperrt sie die Straße, so graben die Nutner ebenfalls durch dieselben hindurch unterirdische Gänge, durch welche dann oft lange Zeit die Postschlitten hindurch fahren. Ist die Poststraße in solcher Weise durch einen Lawinensturz gesperrt, oder auch durch Schneestürme und ungewohnt starken Schneefall streckenweise unbedingt verweht und ausgefüllt, so muß die Post oft einen ganzen Tag, bisweilen auch noch länger ihren Lauf einstellen, bis die Straße wieder zur Weiterfahrt geöffnet ist. So mußten Weihnachten 1859 vier Postführer vier Tage lang auf dem Gotthard-Hospiz warten, bis das Tremola-Thal endlich wieder geöffnet war. Noch länger blieb der Postverkehr über den Gotthard nach dem unerhörten Schneefall Anfangs Januar 1863 verschlossen, wo der Schnee in den Tessinischen Berghöhen, fünf volle Tage, 3 bis 4 Ellen hoch lag, und das erste Stockwerk der Häuser, ja mitunter ganze Hütten unter demselben begraben lagen. Damals sind 93 Menschen ums Leben gekommen, 41 Häuser und viele Ställe zerstört, und 17 Stück Rindvieh und 140 Ziegen und Schafe getödtet worden. So hauset der Winter mit Schrecken längs der Gotthardstraße.

Die Geschichte in Wachsgebilden.

„Du bist noch nicht bei Madame Tussaud gewesen?" sagte mein Freund Edward eines Abends zu mir, als wir zusammensaßen und beriethen, was wohl noch von Merkwürdigkeiten in London für mich zu sehen übrig bliebe.

„Madame Tussaud!" entgegnete ich etwas verächtlich; „Du meinst das Wachsfigurencabinet? Ach, lieber Edward, solche Geschichten habe ich schon so oft gesehen."

„So etwas hast Du aber noch nicht gesehen, das versichere ich Dir; Madame Tussauds Ausstellung ist ein Kunstmuseum, wie es in der ganzen Welt kein zweites gibt."

„Nun meinetwegen; laß uns hinfahren."

Wir nahmen einen Hansom und fuhren nach Bakerstreet, Portman-Square in die berühmte historische Galerie der Madame Tussaud und Söhne.

Das erste Zimmer, in welches wir eintraten, war dem Heroencultus, wie Carlyle es nennt, geweiht. Unter einem prachtvollen Baldachin ruht auf seinem Zeltlager Englands großer Held der Neuzeit, der Herzog von Wellington, bedeckt mit dem Mantel des Hosenbandordens, daneben liegen alle die zahlreichen Orden, die er in seinem Leben erhalten, und die Uniformen, die er getragen. Auf einem Gemälde Sir G. Hayters sehen wir den Marschall noch einmal, wie er die Uebereste Napoleons besucht.

Wir gehen weiter. Ein großer, mächtiger Saal empfängt uns. 122 Männer und Frauen bilden hier, in verschiedene Gruppen vertheilt, eine großartige, unvergleichliche Versammlung. Blendender Lichterglanz umströmt uns, aus einem Seitengemache ertönt Orchestermusik, der hochragende Raum scheint der fürstlichen Gesellschaft, unter welche sich hie und da einige bürgerliche Herren und Damen mischen, in hehem Grade würdig zu sein.

„Darf ich Dich Sr. Majestät, den Kaiser Napoleon III vorstellen, oder willst Du zuerst dem Könige von Preußen Deine Aufwartung machen?" flüsterte Edward mir zu, der sich sichtlich an meinem verblüfften Starren belustigte.

Wir traten an die beiden Fürsten heran. War es meine Kurzsichtigkeit, die mich täuschte? ich glaubte vor lebenden Menschen zu stehen — so treu sind die Züge von Künstlerhand dem Leben nachgebildet, so vollendet sind die Figuren und so echt die Uniformen, Orden, alle Einzelnheiten des Anzuges.

Digitized by Google

In einer Gruppe stehen die meisten Herrscher Europas beisammen; außer Napoleon III, vornehmlich der Kaiser und die Kaiserin von Oesterreich, Wilhelm III, König der Niederlande, ferner Viktor Emanuel, Pedro V, König von Portugal, Ismaël II von Spanien; linker Hand Abdul Mezjit, der Sultan der Türkei, Omer Pascha, Wilhelm I und Friedrich Wilhelm IV von Preußen, Alexander II von Rußland u. s. w.

Eine andere Gruppe vereinigt die königliche Familie von England, Lord Palmerston, Sir Charles Napier und einige andere hervorragende Männer Großbritanniens.

Auch die Todten leben in diesem Saale. Es durchrieselt uns unwillkürlich etwas kalt, wenn wir den düsterischen Blaubart, jenen blutigen Heinrich VIII in prachtvoller Waffenrüstung, umgeben von seinen sechs Frauen, vor uns stehen sehen. Die schöne Maria Stuart erregt unser tiefstes Mitleid, noch mehr freilich eine edle, deutsche Fürstentochter, die unverdienter als jene litt, Maria Antoinette.

„Du stehst und gehst ja wie ein Träumender!“ neckte mein Freund; „nicht wahr, das ist ein recht gewöhnliches Wachsfigurencabinet!?“

„Nein, das sage ich nicht mehr. Du hattest Recht, es ist ein Kunstgenuß ja es ist mir, als ob ich noch nie die Geschichte recht verstanden hätte, bevor ich diesen Raum betrat.“

Was die vollendetste Geschichtschreibung nur annähernd vermag, das sah ich vor mir und um mich lebensvoll gestaltet: die großen Erscheinungen unter den Völkern der Erde schienen hier auferstanden zu sein und zu leben. Der Geist der Reformation in ihrer national verschiedenartigen Entwicklung stand in Luther, Calvin und Knox vor mir verkörpert da. Neben Königen und Kriegern gewahrte ich Dichter und Künstler; neben Richard III und Johanna d'Arc, Shakespeare und Paganini; neben Männern der Vergangenheit, Größen des Tages; neben Washington und Franklin, Lincoln; neben William Penn, Garibaldi und Cavour; neben Voltaire und Walter Scott, den Grafen von Montalembert und Macaulay.

Es würde mich zu weit führen, alle Männer und Frauen aufzuzählen, die sich hier zusammengefunden. Mein Freund wurde überdem ungeduldig; wir mußten weiter, drängte er.

Wir kamen an dem Orchester vorbei. Es waren deutsche Musiker, wie ich bald vernahm, die freilich unserer Kunst nicht viel Ehre machten. „Spiel doch nicht so abscheulich nachlässig!“ rannte einer dem anderen zu. „Ach was!“ hieß es zur Antwort; „für die dummen Engländer ist das gut genug, die verstehen ja doch nichts von Musik!“

Ich war aus meinen Geschichtsträumen in die prosaische Wirklichkeit zurückversetzt.

Ich theilte Edward mit, was ich so eben gehört, und fügte hinzu: „Das war etwas grob, aber höflich sind Deine Landsleute auch nicht. Sieh einmal den alten Herrn dort, der die hohen Potentaten so aufmerksam betrachtet und seinen Kopf bald dem einen, bald dem andern zuwendet, er rührt sich nicht, obgleich die Damen kaum an ihm vorüber können.“

„Willst Du ihm nicht selbst darüber eine Bemerkung machen?“ erwiederte Edward lächelnd; „laß uns doch näher an ihn herantreten!“

Wir thaten es; ich setzte mich neben den schlicht gekleideten Mann auf die gepolsterte Bank und stieß dabei an seinen Fuß. Unwillkürlich sagte ich: „I beg your pardon, Sir,“ als mein Freund hell auflachte und ich nun auch bei näherem Hinblicke erkannte, daß ich — neben einer Wachsfigur saß, die durch einen unsichtbaren Mechanismus den Kopf langsam hin und herbewegte. Sie stellte den großen Staatsmann William Cobbett dar, der von niedriger Herkunft sich zu seiner hervorragenden Stellung als Parlamentsmitglied emporgeschwungen hatte und im Jahre 1835 starb.

Ehe wir den Saal verließen, führte mich mein Freund noch zu zwei merkwürdigen Frauengestalten. Auf einem Lager ruht ein schönes, in schwarzen Atlas gekleidetes Weib, das zu schlafen scheint, man meint, ihre Athemzüge zu vernehmen, ihr Busen hebt und senkt sich, alles so wunderbar natürlich, daß man glaubt, die kleine ehrwürdige Matrone, die zu ihren Häupten steht, wache über ihrem Schlummer. Die Ruhende ist die unglückliche Madame St. Amaranthe, die Wittwe eines Oberstlieutenants der Leibgarde Ludwigs XVI., der bei dem Angriff auf die Tuilerien am 10. August 1792 getödtet wurde. Sie selbst fiel als ein Opfer der Rachsucht Robespierres, dessen unreiner Lust sie keusch widerstanden hatte, im Alter von 22 Jahren, unter dem Fallbeil der Guillotine.

„Und wer ist das liebe, alte Mütterchen? Die freundlich und wohlwollend, und dabei wie klug sie aussieht!“

„Es ist Madame Tüssand, die Schöpferin dieses herrlichen Instituts. Laß Dir von ihr erzählen, ehe wir weitergehen. — Marie Grosholy — so hieß sie als Mädchen — wurde 1760 in Bern geboren. Ein Onkel mütterlicherseits, Namens Curtius, der schon längere Zeit in Paris als Wachsbildner lebte, nahm sie in ihrem sechsten Lebensjahre zu sich in die große Weltstadt. Bald zeigte sich ihr Talent für die Kunst ihres Onkels — täglich machte sie, unter seiner Leitung, darin Fortschritte, endlich that sie es ihm gleich. Mit den bedeutendsten Männern der Revolution, Benjamin Franklin, Rousseau, Mirabeau, Lafayette u. a. wurde sie in seinem Hause bekannt. Aber auch dem Hofe kam sie nahe. Der Prinz von Conti, der Curtius nach Paris gezogen hatte, machte den König auf die beiden Künstler aufmerksam. Madame Elisabeth, Ludwig XVI Schwester, kam in ihr Atelier, konnte nicht genug bewundern und äußerte zuletzt den Wunsch, das Modelliren in Wachs selbst zu lernen. Die junge Schweizerin zog in den Palast, wo sie bis 1789 verweilte. Welchen Wechsel fand sie, bei ihrer Rückkehr, in ihres Onkels Hause! Statt der Gelehrten, Künstler, Professoren, die früher seine Gäste gewesen, fand sie fanatische Politiker, aufgeregte Redner — die Revolution war nahe. Unter den bald folgenden Stürmen der wildbewegten Zeit reifte Mariens Genie zur Vollendung. Die ihr gestellte Aufgabe war entsetzlich! Während der ganzen Schreckensherrschaft hatte sie Modelle der bedeutendsten Köpfe in Wachs zu bilden, nachdem die Guillotine dieselben vom Rumpfe getrennt; Marat, nach seiner Ermordung, Robespierre, nach seiner Hinrichtung, kamen unter ihre Hände. Aber bebte auch oft ihr Herz, ihre Hand zitterte nicht, denn ihr Geist wurde gestärkt und gestählt durch die Zeit der Noth und sie lernte die Dienste erkennen, welche sie der Wissenschaft und der Kunst durch die ihr aufgenöthigte Arbeit leisten konnte. Im Jahre 1802 verließ sie — als Frau des Kammerdieners Tüssand — Frankreich und stellte ihre Sammlung in den Hauptstädten Großbritanniens aus, 20 Jahre lang in London, davon die letzten 18 in denselben Lokale, in dem wir uns jetzt befinden. Sie erreichte ein hohes Alter, hörte aber nie auf, nach Vollendung in ihrer Kunst und nach immer größerer historischer Treue in der Ausstattung aller Gebilde ihres Museums zu trachten. Am 15. April 1850 ist sie, 90 Jahre alt, gestorben. Derselben steht sie noch, einfach dunkel gekleidet, wie im Leben voll Liebe über den Schöpfungen ihrer Kunst wachend. Ihre zwei Söhne setzen ihr Werk fort.“

„Doch wir müssen weiter; wir haben noch viel zu sehen!“

Der folgende Raum heißt die „Königshalle“. Lebensgroße Oelgemälde der Königin Viktoria, des Prinzen Albert und der früheren englischen Könige bis auf William III herab, bedecken die Wände; die Decke ist von Sir James Thornhills Künstlerhand geziert. Diese Halle ist bestimmt, sämmtliche Herrscher Großbritannieus, in Wachs gebildet, aufzunehmen. Ein schöner Anfang ist gemacht: von Wilhelm dem Eroberer bis auf Heinrich VII ist die Reihe ziemlich vollständig aufgestellt. Keine Kosten und keine Mühen sind gescheut, jede Figur mit der sorgfältigsten, geschichtlichen Treue herzustellen — die Attitüde, Waffenrüstungen, Kopfbekleidungen u. s. w. sind entweder, unter Aufsicht wissenschaftlicher Autoritäten, nachgebildet, oder — durch die Liberalität des englischen Hofes und einzelner Privaten — Originalstücke, wie das Krönungsgewand Georgs IV u. a.

Wir gelangen sodann in eine Reihe Zimmer, die uns in die Zeit zurückversetzen, welche Madame Tüssand besonders genau gekannt und studirt hat. Ein wahrer Schatz von seltenen Reliquien ist in den Napoleonszimmern aufgehäuft. An 13,000 Pf. St. haben die hier gesammelten Raritäten den Besitzern gekostet; durch unwiderlegliche Zeugnisse sind alle als authentisch beglaubigt.

Auf seinem Feldlager, auf dem er sieben Jahre lang in St. Helena geruht, auf den Matratzen und Kissen, auf denen er starb, liegt vor uns Napoleon, gekleidet in seine Chasseuruniform und bedeckt mit dem Mantel, den er in Marengo trug. Sein Gesicht ist dem Originalmodell Antomarchis, seines Arztes, treu nachgebildet. Eine feierliche Stille herrscht in diesem Gemache, mattes Licht erhöht die ernsten Eindrücke, die jeder hier empfängt, die Besucher treten leise auf und sprechen nur flüsternd miteinander. Die

Digitized by Google

Täuschung ist vollkommen, man vergißt die Zeit in der wir leben, die große Stadt in der wir uns befinden, man glaubt wirklich in St. Helena zu sein und den großen Mann, kurz nach seinem Tode, zu erblicken.

Zur Verstärkung dieses Eindruckes tragen die übrigen Reliquien noch bei. Wir können sie nicht alle aufzählen. Da ist der Krönungsornat Napoleons, da ist der unglücklichen Josephine Robe, die sie bei der Krönung trug, da ist die Wiege des Königs von Rom u. s. w. u. s. w. Für ein Trinkgeld dürfen wir auch in Napoleons Feld- und Reisekutsche steigen, in welcher er den russischen Feldzug machte, und die am Abend der Schlacht von Waterloo erbeutet wurde; ebenso ist hier der Wagen, den er sechs Jahre in St. Helena benützte. Natürlich fehlt es an kleineren Reliquien, Ringen, Uhren, Messern, Zahnbürsten, Taschentüchern u. dgl. nicht.

Endlich enthalten diese Zimmer noch andere Raritäten, z. B. den Hauptschlüssel der Bastille, einen Stein desselben Gebäudes, einen Reck, den Levt Nelson in der Nilschlacht getragen u. dgl. mehr.

„Das Merkwürdigste bleibt noch übrig," sagte Edward, als wir, ermüdet durch das viele Sehen, uns auf irgend einem historischen Stuhle ausruhten.

„Was ist das?"

„Es ist die Chamber of horrors, die Schreckenskammer, zu der die seltene Frau ihre ersten Studien in Paris gemacht hat, wie ich Dir vorhin erzählt habe. Sie enthält in getreuester Darstellung einige der größten Verbrecher und Mörder, die je gelebt haben und wird noch immer erweitert und vermehrt."

„Laß uns hineingehen."

Niemals werde ich den Eindruck vergessen, den ich erhielt, als ich das Schreckensgemach betrat. Durch das bisher Gesehene war meine Phantasie schon erregt und der Wirklichkeit fast entrückt — nun trat ich in eine Gesellschaft der Elendesten und Niedrigsten, auf denen die Stille des Todes ruhte, die aber doch schauerlich lebendig mich anstarrten.

Ein unheimlich düsteres Licht erhellte kärglich dieses längliche Gemach, in dem nahe an 40 Verwerfene vereinigt sind, und in dem sich mehrere der Werkzeuge befinden, mit welchen sie ihre Greuelthaten verübten. Theils stehen sie frei da, theils hinter Gerichtsschranken, aber alle in Lebensgröße. Eine grauenvolle Gesellschaft, mit Ausnahme einer Frau (Marie Manning, die mit ihrem Manne, George Manning, Mr. O'Conner ermordete) nur aus Männern zusammengesetzt.

Es überrieselte mich kalt; allmählig gewöhnte ich mich an den grausenvollen Anblick und betrachtete ruhig eine Gestalt nach der anderen. Hier hätte ein Physiologe und ein Physiognomiker Studien machen können; das weiteste Feld eröffnete sich aber dem Psychologen und dem Geschichtsforscher.

Mit richtigem weiblichen Takte hat Madame Tüssaud die Hauptheldren der Revolution in die Verbrecherwelt eingereiht. Robespierres, Carriers, Tinvilles, Herberts Köpfe, ebenso wie Marat, alle von ihr, auf Befehl der Nationalversammlung, unmittelbar nach der Hinrichtung modellirt, grinsen und hier an. Auch das Originalfallbeil, das 22,000 Personen in jener gräßlichen Zeit enthaupteten, unter dem Ludwig XVI, Marie Antoinette, Madame Elisabeth, auch Robespierre fiel, und ein getreues Modell der nach ihrem Erfinder, Guillotin, einem französischen Arzte benannten Guillotine ist hier zu sehen. Wie oft ist unschuldiges Blut unter diesem Werkzeuge der Tyrannei geflossen, wie selten hat es gerechte Strafe gesübt!

Wenn man von diesen Erinnerungszeichen einer historischen Verbrecherwelt kommt, ist man fast geneigt, die übrigen Elenden milder zu betrachten, welche die neuere Zeit (mit Ausnahme Ravaillacs, des Mörders Heinrichs IV) in dieses Schreckensgemach geliefert hat. Und doch — welche geheimnißvollen Untiefen unserer modernen, so civilisirt sein erscheinenden Gesellschaft offenbaren sich hier unserem Blicke!

Da steht jener verruchte Arzt, William Palmer, der sein ernstes Segensamt in frevelhafter Weise mißbrauchte und dem Strychnin zuerst eine traurige Berühmtheit verlieh. Neben ihm sein Nachahmer Bacon, der seine Mutter ermordete, um ihr Geld zu ererben und später noch seine zwei Kinder.

Ein Sohn gütiger, vortrefflicher Eltern war jener Dove, der im Alter von 28 Jahren sein Weib vergiftete. Sein Name (der „Taube" bedeutet), wie seine Gesichtszüge scheinen seinen Thaten zu widersprechen.

Die Feder sträubt sich, alle die Namen niederzuschreiben und die Unthaten zu melden, welche sich weiter in diesem Raume durch ihre Urheber mit erschreckender Treue — sogar die Anzüge sind meist diejenigen, welche die Verbrecher einst getragen — repräsentirt finden! Welch ein Ungeheuer war jener James Bloomfeild Rush, der außer unzähligen, kleineren Verbrechen, sein Weib, seine Mutter und seinen Schwiegervater und mehrere andere Personen ermordete! Wie tief gesunken waren Daniel Good, der Jane Jones ermordete, ihren Leib zerschnitt und verbrannte, und James Greenacre, der die Stücke der von ihm ermordeten und verstümmelten Hannah Brown in verschiedene Theile Londons zerstreute. Das Messer, mit dem er seine Unthat verübte, liegt ihm zur Seite. Welch eine gemeine Habsucht prägt sich auf dem Gesichte des Mannes aus, der noch dazu herausfordernd dasteht, als wollte er mit seinen Frevelthaten sich brüsten! Es ist William Godfrey Youngman, der seine Geliebte, seine Mutter und zwei Brüder ermordete, um sich in den Besitz von 100 Pfund zu setzen. Und wie abschenerregend sehen jene zwei rohe Burschen, Burke und Hare aus, welche lange Zeit die von ihnen auserlesenen Opfer in ihre Wohnung lockten und sie dort umbrachten, um ihre Leichname für anatomische Zwecke an gewissenlose Aerzte zu verkaufen!

Zwei Unglückliche, John Francis und Edward Oxford, die ein Attentat auf die Königin machten und jetzt in einer Londoner Irrenanstalt leben, befinden sich hier mitten unter den größeren Verbrechern.

Auch an Ausländern fehlt es nicht. Da ist ein Schweizer, Courvoisier, der den 72jährigen Lord William Russell ermordete und am 6. Juli 1840 hingerichtet ward. Mir sehen ferner den unheimlichen Fieschi, in dem Augenblicke dargestellt, wo er die Lunte an die Höllenmaschine legt, nebst einem Modell derselben. Um einen Tisch vereinigt stehen drei schöne Männer, Italiener von Geburt, Orsini, Pierri und Pianori, welche Napoleons III Leben durch ihre Attentate bedrohten. Dümollard, jener Franzose, der so viele unglückliche Dienstmädchen unter dem Vorwande, ihnen einen guten Dienst zu verschaffen, an sich lockte und sie dann umbrachte, zeigt hier sein ungewöhnlich widerwärtiges und gemeines Gesicht. Endlich Nena Saib, der Schlächter unzähliger unschuldiger Weiber und Kinder, den endlich die strafende Gerechtigkeit Gottes dahinraffte, bietet sich hier in seiner Nationaltracht unseren Blicken dar. Dazu wird in kurzer Zeit auch unser unglücklicher Landsmann, Franz Müller, hinzukommen.

Ich wollte ermüdet und aufgeregt von allen den Schreckensbildern, aufbrechen. Edward hielt mich zurück.

„Noch einen Blick wirf durch diese eiserne Gitterthür!"

Ein dunkler Gesängnißraum — eine mattleuchtende Lampe — ein von Alter und Kummer gebeugter Greis auf elender Lagerstätte in Ketten, neben ihm eine auf und ab raschelnde Maus, das erblickte ich durch das Gitter.

Ich schauderte — ich glaubte, einen noch Lebenden zu erblicken. „Wer ist das?" fragte ich hastig.

„Es war der unglückliche Comte de Lorge, dessen Freilassung aus der Bastille Madame Tüssaud am 14. Juli 1789 beiwohnte. Der Unglückliche wurde in das Haus ihres Onkels gebracht; er war frei geworden, aber doch für die menschliche Gesellschaft verloren; dreißig Jahre Gefangenschaft hatten ihn für diese Welt unbrauchbar gemacht. Seine Verwandten und Freunde lebten nicht mehr — mit Thränen bat er, ihn doch lieber in seinen Kerker zurückzuführen. Sechs Wochen nach seiner Befreiung verschied er."

„Genug, genug," rief ich aus; „komm, Edward, hinaus in das Leben und die Wirklichkeit."

Wir verließen den Ort des Grausens, durchschritten noch ein Mal die friedlichen Kunsträume und saßen bald in einem Omnibus, der uns in das Gewühl des Londoner Lebens, das mir zum ersten Male wohlthat, zurückführte.

R. K.

Digitized by Google

Eine Gemsjagd König Maximilians II von Bayern.

Von Fr. von Kobell.

Die alten Fürsten vom Bayerland,
Dem Waidwerk stets ergeben,
Sie tannten im tannendustigen Wald
Das mutterfrischende Leben,
Sie jagten den Hirsch und Eber und Bär
Und übten unverdrossen
Den Arm zu Waffen und Wehr.

Es ist fürwahr ein lustig Thun,
Zu birschen durch Holz und Auen,
Ein ziehend Reh, ein Häslein auch
Auf blumiger Haid' zu schauen,
Zu spähen in dem verwachsenen Hag
Wenn stille durch die Dämm'rung
Aufzieht der junge Tag.

Es ist wohl eine schöne Lust
Am grünen Wasser zu lauschen,
Wenn von des Wildes flücht'gem Nahn
Die Schilfe schwanken und rauschen,
Wenn im Sonnenlichte blank und frei
Erglänzt in losen Bogen
Eines Kronenhirsches Geweih.

Und ist nicht minder eine Lust,
Wenn auf schneebedecktem Grunde
Der schwarze Keiler durchs Dickicht bricht
Und dann schnaubend starrt in die Runde,
Und wenn der wohlgezielte Schuß
Seinen wüthenden Trotz gebrochen
Und er stürzend verenden muß.

Doch noch viel reichern Freudenstrauß
Mag sich der Waidmann erjagen,
Wo die grauen Kuppen am Hochgebirg
In mächtigen Zacken ragen,
Wo das Edelweiß aus den Wänden blüht,
Wo in den letzten Strahlen
Die scheidende Sonne verglüht.

Die alten Fürsten vom Bayerland,
Wohl Jäger unverdrossen
Den Waidmanns Schatz der Alpenwelt
Den haben sie nicht erschlossen:
Die Gemse zu jagen in freier Jagd,
Das ist der Schatz den ich meine
Dort wo's am frühsten tagt.

Der zweite Maximilian war's,
Der solch Gejaid erhoben,
Drum soll, wie ich's vermag, mein Lied
Den edlen König loben;
Der Berge Poesie verstand
Wie dieser Herr wohl keiner
Im wackern Bayerland.

Geh hin wo hoch der Waymann baut
Sein drohend Steingepränge,
Wo mit den eisigen Bildern er
Beherrscht das Waldgehänge,
Wo rauschend strömt manch wilder Born
Zum blauen See hernieder,
Da klingt des Königs Horn.

Und wo, als wär' ein Felsenmeer
Erstarrt bei grausen Stürmen
Die Berge der Riß in langen Reihn
Die wolligen Gipfel thürmen,
Da hallet seiner Büchsen Knall
Wenn Jagens Zeit gekommen
Weithin durchs Isarthal.

Und wo im holden Schwanengau
Sich heben des Schlosses Zinnen,
Da mag der Herr zum Schmuck des Huts
Den Gemsbart am liebsten gewinnen;
So blüht das Weidwerk, blüht durch Ihn,
In den sonnig lichten Revieren
Da unten die Nebel ziehn.

Und wenn nach deutereichem Tag
Der König mit seinen Genossen
Zur Burg dann heimzieht, wenn die Schar
Sich naht auf leichten Rossen,
Die klingenden Büchsen, der federn Wehr,
Die schmucken Waidmannskleider,
Gar lustig ist's zu sehn.

Und wenn an der Tafel im Schwanensaal
Die schäumenden Becher kreisen,
Dann mag manch lieb, manch frischer Spruch
Die Gunst der Stunde preisen,
Dann ist des Ruhens kurze Zeit
Der Dichtung schönen Träumen,
Ihren farbigen Bildern geweiht.

So hält der zweite Max'milian,
Der Bayerfürst das Jagen
Und magst wohl sonst im deutschen Land
Dergleichen nicht ertragen,
Denn Weidmanns Heil stets mit ihm sei
Und gnädig Sanct Hubertus,
Das wünscht die Jägerei!

Digitized by Google

Das vorstehende Gedicht ist im Jahre 1853 geschrieben und skizzirt im allgemeinen, wie die Gemsjagd von Maximilian II abgehalten zu werden pflegte. Wenn diese Jagd an sich schon reich an poetischen Vorkommnissen ist, so wurde ihr Reiz noch erhöht durch die Art der Ausführung, wie sie dem Könige gewehn war und wie es nur fürstliche Mittel erlauben und in der That konnte, wenn sonst die Verhältnisse mit Wind und Wetter, Schußplatz ꝛc. sich glücklich stellten, kein anderes Waidwerk einem solchen verglichen werden.

Ein all dieses günstig vereinigender Tag war der 13. Oktober des Jahres 1859. Vom Linderhof im Graswangthal, etwa fünf Stunden von Hohenschwangau, bewegte sich an einem herrlichen Herbstmorgen der Jagdzug zu Pferde nach dem Berge, welcher den Bogen, genannt „die Kienegräber" mit dem „Gaishoamatl" (Heimat der Gemsen) einschließt. Man ritt gegen eine Stunde lang im Thale fort, ehe der Platz erreicht wurde, wo die Jäger den König empfingen. Hier war ein reges Leben und wurden die Träger vertheilt, welche Büchsen, Schießzeug und auch einen Morgenimbiß für ihren Herrn zu tragen hatten, andere führten die Pferde ab und leuchtete manch frischem Buben die Freude aus den Augen, daß ihm ein schönes Roß zum Halten übergeben worden, die Anordnung der Jagd, Dauer des Treibens ꝛc. wurde besprochen und dann mit gespannter Erwartung des Kommenden zum Ansteigen aufgebrochen. Ein schmaler Pfad wand sich, zum Theil an steilen Laauen, hinauf nach den Ständen, welche längs eines grasgrünen Felsgrabens vertheilt waren, der von den höchsten Kuppen bis ins Thal herunter die Bergseite unterbrach. Der Graben konnte fast von jedem der Schützen, deren mit dem König nur sechs waren, übersehen werden, was den Genuß der Jagd noch erhöhte.

Der Stand des Königs war etwas gegen den Bogen zu vorgeschoben, die übrigen Stände wurden unter die Schützen verloost. Diese waren: der General von der Tann, Graf Ricciarelli, Graf Seinsheim-Grünbach, Baron von Leonrod und meine Wenigkeit.

Es traf mich damals der höchstgelegene Stand, wo sich der Graben rechtwinklich beg und dann an einer hohen Felswand weiter die frühere Richtung nahm. Im Winkel der ersten Biegung war der Stand, im Rücken ein mit Laatschen (Krummföhren) bewachsenes Gehänge, vorne der Felsgrund überall frei und weit hinunter übersehbar. Wer die Gemsjagd kennt, freut sich eines solchen Grabens und sieht ihn um so lieber, als er wilder und zerrissener ist, denn nicht nur, daß dadurch die Schönheit der Scenerie, wenn die Gemsen kommen, ungemein gewinnt, so sind da auch die günstigsten Verhältnisse gegeben, einen guten Schuß anzubringen. Die Gemsen sind nämlich ebenso neugierig, als vorsichtig, und daher kommt es, daß sie in scharfen Wänden nur dann in gewaltigen Sprüngen flüchtig gehen, wenn die Treiber ganz nahe, außerdem aber an jedem zu einem Beobachten und Ausspähen des Platzes geeigneten Vorsprung stehen bleiben oder auf einen Pfiff oder kurzes Anrufen stille stehen (hoffen). Hat man dann eine gute Büchse und rüttelt das sogenannte Hirschfieber nicht am Arme, so ist die Beute gewonnen. Es möchte da mancher glauben, daß solches Schießen eben keine Kunst sei, wenn das Gems, wie häufig vorkommt, nur 70 bis 80 Schritte entfernt ist, man hat aber daran zu denken, daß man nie weiß, wie lange das Gems stehen bleiben wird und daß also von einem gemächlichen Zielen, wie nach der Scheibe, nicht die Rede sein kann, man muß möglichst schnell mit dem Visiren fertig werden und das ist, wo es ein feines Schießen gilt, nicht so gar leicht. Freilich kann das wegspringende Gems noch wiederholt stehen bleiben, gleichwohl ist der günstige Augenblick zum Schusse vielleicht doch verloren, da es durch einen Stein oder eine Laatsche gedeckt oder in einer Stellung sein kann, welche einen guten Schuß hindert. Ein steil herabspringendes Gems aber in der Flucht zu schießen, ist sehr schwer und sind dergleichen gelungene Schüsse meistens nur als Glücksschüsse anzusehen.

Auf dem Stand angekommen, hat man Büchsen und Schießzeug zurecht zu richten, die Wechsel zu erforschen, welche durch Wand und Graben gehen und den Sitz (denn man schießt fast nur sitzend) so zu wählen, daß kommendes Wild nirgends übersehen werden kann; ein weiteres Geschäft besteht darin, den Träger zu verstecken. Diese Leute sind meistens ebenso leidenschaftlich für die Jagd erregt als der Schütze selbst und hat man einen solchen Gesellen neben sich auf dem Stand, so kann man immer Gefahr, daß er es nicht lassen kann, zu flüstern, wenn er etwas sieht oder nach der Stelle zu deuten, sich zum besseren Sehen zu erheben oder niederzuducken, kurz allerlei Zeug zu treiben, welches nicht selten die Jagd verdirbt. So hatte ich einmal einen Stand auf einer Einsattlung zwischen zwei hohen Felswänden, gegen den Bogen zu ebenfalls eine Wand, nach rückwärts einen Hang mit Steingerölle. Um nun vor meinem Träger sicher zu sein, ließ ich ihn an diesem rückwärts gelegenen Hang an der Wand sich niedersetzen und gebot ihm, sich ruhig zu verhalten, was auch immer geschehen möge. Da hörte ich, noch ehe das Treiben begann, auf diesem Hang Steine rollen und mich dahin wendend, sah ich mit freudiger Ueberraschung, wie zwei starke Gemsböcke ganz vertraut gegen die Schneide, wo ich saß und über welche der Wechsel ging, heraufstiegen. Ich machte mich behutsam mit der Büchse fertig und wollte eben den ersten auf's Korn nehmen, wenn er hinter einem vorliegenden Felsblock hervorkommen würde, als ich meinen Träger mit verdeckter Stimme rufen hörte: „Achtgebn! Gamds komma!" und die beiden Gemsen natürlich umkehrten und in größter Flucht wieder verschwanden. — Bei der Jagd, von welcher ich hier spreche, war mein Begleiter leicht unschädlich zu machen und so konnte ich mit Ruhe dem Kommenden entgegensehen.

Wir mochten etwa drei Viertelstunden auf dem Stand gewesen sein, als die fernen Signalschüsse der Jäger das Beginnen der Jagd ankündigten, und von Zeit zu Zeit wiederholte sich dieses Schießen und kam allmählich näher. Die Jäger, welche das Treiben leiten, machen theils Blindschüsse, theils schießen sie auch mit der Kugel, um Gemsen aus einer ganz unzugänglichen Wand herauszujagen. Es geschieht bei diesen Jagden sehr oft, daß die Gemsen in solche Wände einsteigen und unter einem Vorsprung ruhig stehen bleiben, ob auch ringsherum die Treiber alles anfstreten, sie zu schrecken. Sie wissen so gut, daß sie da sicher sind, daß selbst ein Steinregen, der von oben die Wand herunter losgelassen wird, sie nicht bekümmert und wenn auch die Steine unmittelbar vor ihnen niedersausen; es bleibt dann nichts übrig, als mit der Kugel in ihre Nähe an die Wand zu schießen, wo sie das Einschlagen der Kugel und die wegklaubenden Steinsplitter zu weiterer Flucht treiben. Ist aber die Stelle mit der Büchse nicht zu erreichen, so bleiben sie stundenlang unbeweglich auf dem sicheren Platz und verlassen ihn erst, wenn es überall ruhig geworden.

Es heißt in einem Jägerliede:

„Und wenn im Wald die Hunde lustig jagen,
So ist's die schönste Melodie,
Ja selbst in meinen allerletzten Tagen,
Niemals, niemals vergeß' ich sie."

Mancher Jäger wird so denken, dem harrenden Gemsjäger ist aber das Abfallen der Steine, welches das Nahen des edlen Krickelwildes verkündet, eine noch liebere Musik, als das „Gelände" jagender Hunde. Und dieses Steinrollen und Sausen ließ sich denn auch nach einiger Zeit vernehmen und lugte bald da, bald dort ein schwarzes Gems in den Graben und sprangen sie einzeln oder auch in Rudeln herein, oft zugleich auf allen Ständen, so daß nun das ganze Thal von den Schüssen widerhallte und das Echo weithin ihren Donner vervielfältigte. Man erkannte leicht das Schießen auf dem Königsstande, da der König immer wenigstens sechs Doppelbüchsen zur Disposition hatte und die Wechsel überschoß, welche die Rudel am liebsten annehmen. Es fiel dort alle Schuß auf Schuß in kurzer Zeit, während auf den übrigen Ständen die Schüsse meist nur einzeln fielen. Die starken Böcke kommen gern allein und ward mir das Glück zu Theil, daß mehrere ganz denselben zum Schusse günstigen Wechsel nahmen und in solchen Zwischenräumen, daß ich immer schußfertig war. Die Art der Gemsen, zu steigen und zu springen und überhaupt ihr Benehmen bei einer Jagd, kann man am besten studiren, wenn eine Kitzgais mit dem Kitz kommt, denn bei einem Bock (durch die stärkeren und mehr an den Hacken eingebogenen Krickeln kenntbar) schaut man nicht lange zu, sondern schießt im ersten, günstigen Augenblick. Eine Kitzgais aber wird meistens geschont und ist ein herrliches Bild, zu sehen, wie behutsam sie vorangeht, während das Kitz ganz unbesorgt folgt. Es denkt an keine Gefahr und selbst wenn es den Schützen sieht und erkennt, nachdem die alte Gais an ihm vorüber, zeigt sich am Kitz nur der Ausdruck von Neugier oder Verwunderung über das fremde Wesen, aber keine Furcht. — Die meisten Gemsen kamen, da der Wind ausgezeichnet gut war, auf allen Ständen vertraut und mancher Bock stürzte nach dem Schusse, zuletzt unter dem jauchzenden Ruf der Treiber, welche in den Graben sehen konnten. In diesem Augenblick war auch die Spannung am höchsten, das Lärmen und Geschrei der allmählich überall sichtbar werdenden Trei-

Digitized by Google

ber, wohl 80 Mann an der Zahl, ihr gegenseitiges Zurufen, wenn ein verstecktes Rudel entdeckt wurde oder Gemsen zurückwollten, das Steingerumpel und nun das Wild natürlich nicht mehr vertraut, feuern in voller Flucht durch die Schluchten niederspringend, dazu das Knallen der Büchsen, es war eine Aufregung, die man einem Waidmann nicht zu beschreiben braucht, einem anderen aber auch vielleicht nicht begreiflich machen kann.

Die Jagd hatte drei Stunden gedauert. Das Resultat war ein sehr glänzendes, namentlich in Anbetracht der geringen Zahl der Schützen. Es waren neun und fünfzig Gemsen erlegt. Der König zählte 24 Stücke, die anderen Schützen zusammen 35, wozu ich 8 Stücke geliefert hatte. — Hatte der Anfang der Jagd durch Einsteigen der Jäger in die Schluchten, wo die Gemsen lagen, das Abtragen auf den schmalen Steigen oder wenn ein angeschossenes Gemsen noch von dem Schützen angebirscht und erlegt wurde, der Jubel der Treiber, daß es so gut gegangen, und dazu die großartige, wilde Natur ringsum, es war einzig in seiner Art und selten ist der Wein beim Male fröhlicher geflossen, als an diesem von St. Hubertus so sehr begünstigten Tage.

Wenn man gewöhnlich bei der Gemsjagd an gefährliche Abenteuer denkt und manchen vom Erzählen schon ein Schwindel anwandelt, so gilt dieses natürlich nicht von solchen Jagden, wie die hier besprochene und muß derjenige, welcher das Gemsgejaid von dieser Seite kennen lernen will, das Wild auf der Birsche aufsuchen und

Gemse im Schuß.

die Einsamkeit und Stille in den öden Wänden und Gräben etwas Feierliches, so entfaltet der Schuß überall Leben und Bewegung. Man denke sich die mannigfaltigen Bilder, welche da wechselten, das erlegen. Wiederholte Birschgänge werden ihn dann bald belehren, daß die betreffenden Erzählungen der Jäger, wenn auch zuweilen übertrieben, doch nicht in das Reich der Fabeln gehören.

Am Familientische.

Ein historisches Mühlenrad.

Der jüngst verstorbene Consul B. aus Florenz hatte vor einigen Jahren eine Gesellschaft von Freunden und Bekannten zu sich geladen und mit ihnen einen Ausflug nach dem zwischen Pisa und Carrara gelegenen Städtchen Seravezza gemacht, wo er bedeutende Marmorbrüche besaß, und von wo aus der Gipfel des Altissimo, des höchsten Berges der Apenninenkette, einen wirklich wunderbaren Anblick darbietet. Unglücklicher Weise begann 1/2 Stunde nach der Ankunft der Gäste ein so heftiger Regen, daß gar nicht daran zu denken war, eine Partie nach den Bergen zu unternehmen. Man schlenderte in den Straßen des Städtchens, indem man sich so gut wie es nur irgend ging mit Regenschirmen beschützte, dem einzigen Kaffeehause, welches existirte zu, und man passirte eben eine kleine steinerne Brücke, die neben einer Wassermühle vorbei führte, deren Rad in diesem Augenblicke im vollen Schwunge war, als der Consul B. seine Gäste bat, sich genau die Buchstaben anzusehen, die in dem Balken, welcher über dem Rade befestigt war, eingeschnitt waren, da an dieses Rad eine sehr merkwürdige Geschichte sich knüpfte, die er seinen Gästen versprach, von den dabei Betheiligten selbst erzählen zu lassen. Die Buchstaben waren folgende: „N. A. — N. O. —“ und unten die Jahreszahl 1831. Die beiden N waren vielleicht breifach so groß als das A und O und der Verfertiger hatte darüber einige ovale Einschnitte gemacht, die wie eine Krone aussehen sollten. Endlich langte man in dem besagten Kaffeehaus an und eine Partie Billard wurde arrangirt, jedoch bald wieder unterbrochen, da der Besitzer des Lokals anzeigte, daß die vom Herrn Consul her bestellte Müllerin draußen harre. Eine rüstige, doch in den fünfzigern bereits stehende Frau trat ein und grüßte freundlich. „Ich kann mir schon denken, was Sie wollen, Herr Consul, sagte sie — ich soll wohl wieder die Geschichte mit meinem Mühlenrade erzählen — ich bin gern dazu bereit, zumal da, wenn der Regen noch ein Paar Tage so wie jetzt anhält, wir uns in derselben Lage wie damals befinden könnten.“ Sie setzte sich ohne Umstände und begann: „So wie Sie jetzt den Regen sehen, so hatte er damals schon elf Tage gedauert; die Serra und die Vezza, die Sie jetzt so seicht sehen, daß die Kinder sie durchwaten, waren beide so angeschwollen, daß ein Kriegsschiff, wie ich deren im Hafen Livorno gesehen, darauf hätte fahren können — und wie Sie mich jetzt als eine alte Frau sehen, war ich damals ein junges blühendes Weib, die seit einem Monate erst von ihrem ersten Kindbette genesen war. Mein Mann — Gott habe ihn selig — hatte am Abend vorm Schlafengehen unser Rad angekettet, hatte jegliche Vorsichtsmaßregel getroffen, wie wir es noch heute thun — aber wenn der böse Geist will, hilft alles nichts! Um 1/24 des Morgens wurden wir durch ein furchtbares Geräusch geweckt — mir war's als wenn der Altissimo auf unsre Mühle gefallen wäre — mein Mann stürzt halb nackt hinaus.... Was war's? — Der Druck des Wassers hatte das alte Brett der Schleuse zerschmettert und da die Kette des Mühlenrades nicht nachgeben wollte, so hatte der furchtbare Strom den Balken und unser ganzes Rad zertrümmert. Mein Mann kam leichenblaß zu mir hinein und erzählte mir alles! Ich begriff, daß wir verloren wären, denn wir waren zu arm, um ein neues Rad, das damals nah an 100 Francesconi kostete, und anzuschaffen. Sie können sich denken, wie ich weinte, jedoch was half's? mit allen meinen Thränen konnte ich kein neues Mühlenrad anschaffen! Gegen 10 Uhr ging ich zu meinem Onkel, der damals dieses Kaffeehaus und den nebenanliegenden Gasthof hatte — ich erzählte ihm alles und bat ihn, uns zu helfen, da er es doch könne. Er fuhr mich barsch

an, sagte, ich solle ihm zufrieden lassen, da er fremde Gäste hätte, die, obgleich sie ihm wie politische Flüchtlinge vorkämen, doch viel Geld hätten — ich bat, sich stehrt — er sing an zu fluchen, drohte mich hinaus zu werfen; kurz wir sprachen beide so laut, daß man es durchs ganze Haus hörte. Plötzlich öffnete sich die Thüre, die aus Billardzimmer ging — sehen Sie jene Thür dort drüben — und ich sah einen höchstens zwanzigjährigen jungen Menschen, der den Kopf hinausstreckte und sragte, was los wäre! — Gott weiß wie es kam — ich begreife es noch heute nicht, wie ich den Muth hatte — ich ging auf ihn zu und erzählte ihm meine ganze Leidensgeschichte! Kaum hatte ich geendet, als er mich bei der Hand nahm und mich in dieser Zimmer führte, wo wir zeht sitzen, in dem noch drei andere junge Herrn sich befanden, von denen ein jeder ein Billardqueue in der Hand hielt. „Meine Herrn, sagte er, wir verbrechen uns seit einer Viertelstunde den Kopf, worauf wir spielen wollen — ich hab's gefunden — der Strom hat in der vergangenen Nacht das Mühlenrad dieser armen Frau zerschellt — spielen wir! wer verliert, läßt ihr ein neues Rad machen!" — „Angenommen!" riefen die andern und die Partie begann — Sie können sich denken, wie mir zu Muthe ward! — ich glaubte zu träumen. — „Gehen Sie," sagte der junge Mann, den die andern Louis nannten — „für Sie ist es gleichgiltig wer gewinnt oder verliert — Ihr Rad bekommen Sie doch!" — Ich lief davon um es meinem Manne zu erzählen, der Anfangs gar nicht daran glauben wollte, und der mich hierher zurück begleitete, um sich davon zu überzeugen. Als wir wieder da waren, kam unsere junge Mann entgegen, und lachend gab er mir 30 französische Goldstücke: „Es ist mir ganz Recht," sagte er, „warum spielte ich mit meinem Bruder, welcher der ungeschickteste Spieler der ganzen Welt ist — nun muß ich mit ihm bezahlen!" — Denken Sie sich wie ich glücklich war... und mein Mann erst!... und als wir erfuhren, wer unsre Wohlthäter wären"....

„Schweigen Sie!" rief der Consul B. „Pietro, bringen Sie das alte Fremdenbuch Ihres Vorgängers, damit die Herren sich übergeugen, daß diese Geschichte authentisch ist." — Der Wirth brachte ein altes ledernes Buch und zeigte den erstaunten Wäsen des Consuls B. folgende eigenhändig eingeschriebene Namen: „Prinz N. Bonaparte — Prinz L. Bonaparte — Graf Arese — Graf F. Orsini." —

— Das Mühlenrad existirt noch heute, Schreiber dieser Zeilen hat es selbst gesehen ebenso wie die eingeschriebenen Buchstaben. — Die Müllerin ist todt, aber soll alle ältlichen Leute den Fremdenbuch entnehmen können wie sie oft erzählten Geschichte. Von den vier Billardspielern starb der eine einige Monate später, der andre, der Graf Arese, ist italienischer Senator und Vertrauter des Königs — der dritte ist Kaiser der Franzosen und der Vierte der Graf F. Orsini... der Leser kennt sein Ende!!! S.

Santa Casa da Misericordia.

Dem Berichte eines Landsmannes entnehmen wir folgende Nachrichten über die Wohlthätigkeits-Anstalten in Oporto.

Die trefflichste dieser Anstalten ist die Santa Casa da Misericordia — das heilige Haus des Erbarmens. Sie steht unter der Leitung einiger der bedeutendsten Männer der Stadt, die reichliche Mittel zur Verfügung haben, um Hospitäler zu unterstützen, Kranker ärztlichen Beistand und Nahrung zu schicken und die Armen zu begraben. Zu den unter ihrer Leitung stehenden Stiftungen gehört das großartige Hospital des Santa Antonio in der Corporaria, bei welchem abwechselnd einer der Directoren einen Monat lang das Amt eines Majordome versieht. Es wird von zwei Aerzten und drei Wundärzten bedient. Das Gebäude, in sehr lustiger Lage, ist von ungeheurer Größe, aber noch unvollendet, ja der Theil, zwar nur viel zu groß für die Bedürfnisse des Bezirks. Schon in seinem jetzigen Zustande kann es mehrere hundert Menschen fassen. Die Säle sind hoch, lustig und werden äußerst reinlich gehalten; die Nahrung der Kranken ist von der besten Art und allerwonach sie Verlangen haben, wird augenblicklich gewährt. Die Apotheke gilt für vortrefflich. Vornehme Kranke, die hier Aufnahme wünschen, können für unbedeutende Vergütung besondre Zimmer erhalten. Auch mit dem Genusse ist ein Krankenhaus verbunden, das unter der Obhut der Misericordia steht.

Auf dem Platze St. Lazaro befindet sich eine Anstalt, das „Collegio de Nossa Senhora da Esperanca das Orfias" genannt, die ebenfalls von der Misericordia geleitet wird, und in welcher verwaiste Mädchen angesehener Familien aufgenommen und erzogen werden. Jede Waise, der die Behandlung ihrer Vormünder mißfällt, kann sich unter den Schutz dieser Anstalt stellen und die Erziehung, die diese Zufluchtsort gewährt, ist dieselbe wie in den meisten Mädchenschulen; man lehrt da auch Musik, Zeichnen und andere Fertigkeiten.

Oporto hat ein Asyl, in welchem Ehemänner, die auf Reisen gehen, ihre Frauen unterbringen können und das bei solchen Gelegenheiten von den Franen eben so häufig freiwillig gesucht wird. Eine andre Anstalt ist eine Art Busshaus, wo diejenigen, die Strafen für Vergehen ihren Ehemännern Verdrießlichkeiten gemacht oder sich wahrhafte Lumpene haben zu Schulden kommen lassen, nach dem Willen und Belieben ihrer rechtmäßigen Herren eingesperrt werden.

In keinem Lande existirt sich das schöne Geschlecht jeglichen Standes eines sorgfältigeren Schutzes, als in Portugal; hier gibt es Stiftungen zur Aufnahme von Wittwen, Frauen und Waisen, von Verlassenen und Hilfslosen.

Zwei Anstalten für Kinder, die von ihren Eltern verlassen sind, die eine für Knaben, die andere für Mädchen, verdienen besondere Erwähnung. Zwei Kinderschulen, unter der Leitung einiger der vornehmsten Frauen Oportos, die abwechselnd die Aufsicht übernehmen und deren viele tägliches Unterricht ertheilen, sind in voller Thätigkeit und im trefflichsten Zustande. Die Mittel zu ihrer Unterhaltung bestehen in freiwilligen Beiträgen und dem Ertrage eines Balles, der alljährlich zu ihrem Besten veranstaltet wird.

Es gibt auch eine Anstalt für Waisenknaben von höherem Stande, die hier in allen Kenntnissen, deren sie zu ihrem Eintritt in die Welt bedürfen, unterrichtet werden.

Auch sind die sechs reicher und höchst achtungswerther Brüderschaften muß noch erwähnen, die sonst aus allen Ständen zusammengesetzt sind und Krankenhäuser für ihre armen und kranken Brüder und Schwestern für ihre Kinder besitzen. Die Brüder übernehmen abwechselnd die Verpflichtung, die Leichenbegängnisse der ihrer Körperschaft angehörenden Verstorbenen zu begleiten, ihre Kranken täglich zu besuchen und darauf zu sehen, daß sie mit allen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten versehen sind und von ihrem ärztlichen Bruder sorgfältig behandelt werden. Sobald einer auf der Straße krank oder verwundet niedersällt, eilen sie augenblicklich zu seinem Beistand herbei und übergeben ihn entweder seiner eigenen Brüderschaft oder einem öffentlichen Krankenhause. Man kann sie mit Recht Brüder der Barmherzigkeit nennen, denn sie erfüllen diese größte aller Pflichten in jeder Beziehung.

C. H.

Zwei Lebensmaximen.

Zwei der bedeutendsten Männer: Ostermann und Münnich, welche zu gleicher Zeit in Rußland die wichtigsten Stellungen inne hatten, Ostermann als erster Minister und Präsident des Staatsrathes unter der Kaiserin Anna, Münnich als Generalfeldmarschall, gingen bei Leitung ihrer Staatsgeschäfte von ganz verschiedenen Grundsätzen aus. Ostermanns Regel war: „Man muß niemals heute thun, was man auf morgen verschieben kann." Münnich dagegen adoptirte den Satz: „Verschiebe nie auf morgen, was du heute thun kannst." Vielleicht hatten beide nach der Verschiedenheit ihrer Geschäfte Recht. Ostermanns Verfahren mochte für den Staatsmann erspriesslich sein, Münnichs, für den Feldherrn. Ostermann's Geschick erlitten beide Männer trotz der Verschiedenheit ihrer Grundsätze gleiches Schicksal. Ostermann endete nach der Thronbesteigung Elisabeths in dem wüsten Berefow, Münnich bezog, nach Sibirien verbannt, dasselbe Haus, welches nach seiner Zeichnung für Biron erbaut worden war.

Ein Wunderkind.

Der Sohn des Schauspielers Beauchateau, geboren im Jahre 1645, war eines der berühmtesten und gefeiertesten Wunderkinder. Alle Schriftsteller huldigten ihm. In seinem achten Jahre machte er Verse, die man für untergeschoben hielt, denn es schien unmöglich, daß ein Knabe von acht Jahren in so hohem Grade Meister des Vorres und Versee sein könne. Man schloß den Knaben in ein Zimmer und gab ihm verschiedene dichterische Aufgaben, die er alle zur Verwunderung der Sachverständigen trefflich und leicht löste. In seinem zehnten Jahre schrieb er: La lyre d'Apollon, eine Göttercomödie in Versen. Mit einem Priester ging er nach England, woselbst er von Cromwell und dessen Hofe mit den größten Ehrenbezeigungen aufgenommen wurde. Ueber die Feerlichkeite seines Talentes hat man nichts erfahren können, denn Beauchateau folgte seinem Freunde nach Persien und von diesem Augenblicke an hat man weder von dem Leben noch von dem Tode des genialen Jünglings eine Spur.

B.

Einfluß der Gasbeleuchtung auf die Zimmerpflanzen.

Es ist beobachtet worden, daß in Zimmern, welche durch Gas beleuchtet werden, die Decorationspflanzen, Topfblumen u. s. w. zu kränkeln beginnen; und dies letztere möglichst zu verhüten, muß man 1) genau untersuchen, ob die Gasleitungsröhren luftdicht schließen; 2) der frischen Luft durch Ventilation in der Nähe der Decke Zutritt verschaffen; 3) die Gewächse so weit von den Gasflammen entfernen, daß sie nicht durch die erzeugte Hitze leiden; 4) für den nöthigen Wassergehalt der Luft Sorge tragen theils durch Besprengen der Gewächse, theils durch Aufstellen von flachen Wassergefäßen.

Zimmergewächse zu besprengen.

Die Gärtner bedienen sich zum nothwendigen Besprengen ihrer Pflegelinge in den Gewächshäusern besonderer Spritzen, mit denen diese Hilfe sie einen feinen Sprühregen erzeugen. Im Zimmer kann man das Blattspflanzen dieselbe Wohlthat mit Hilfe einer scharfen Bürste zu Theil werden lassen. Man taucht die letztere in Wasser und stäubt dann mit dem Finger so über die Borsten, daß zahllose feine Wassertröpfchen gleich einem Thau über die Gewächse sprühen.

Hängende Gärten in Deutschland.

Die hängenden Gärten der Semiramis sind als ein Weltwunder gepriesen worden, man hat auch in Deutschland die und da versucht, dieselben nachzuahmen. Am bekanntesten sind jene hängenden Gärten geworden, welche Friedrich II. von Hohenstaufen zu Nürnberg anlegen ließ und welche der Dichter Conrad Celtes in seiner poetischen Schilderung von Deutschland in lateinischen Versen als neues Wunder von Babylon besang. Wahrscheinlich waren sie eine Terrasse von der Burg, welche durch einen gewölbten Unterbau gewonnen oder breiter gemacht wurde.

Im 18. Jahrhundert legte der „sichof von Passau schwebende Gärten vor seinem Residenzschloß an, von denen noch Abbildungen vorhanden sind. Diese bestanden sich auf einer Terrasse, welche statt einer Futtermauer ein ansehnliches, zwei Stock hohes Gebäude hatte. Der Garten war scheinbar und zum Theil auch wirklich auf dem Dach des Hauses. Er war ziemlich groß, hatte eine Orangerie, einen Springbrunnen, ein französisches Parterre, an den Wänden gemalte Lustschaften, welche Alleen mit Gebäuden am Schluß, mit Springbrunnen u. dgl. vorstellten. Nach der Tiefe zu war er von einer reichen Ballustrade eingefaßt.

H. W.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des „Daheim" in Leipzig, Postfir. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im März 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 23.**

Bartolomaeus von Bruschaver.

Historische Novelle von **Ludwig Ziemßen.**

Erstes Kapitel.

Der Winter des Jahres 1477 war ungewöhnlich streng und anhaltend. Schon früh im Herbst hatte sich, von allerlei bedeutungsvollen Zeichen angekündigt, eine heftige Kälte eingestellt, die von Woche zu Woche wuchs, um die Weihnachtszeit eine seit Menschengedenken unerhörte Höhe erreichte, auf der sie sich mehrere Wochen behauptete, und erst gegen Mariä Lichtmeß hin allmählig abzunehmen begann.

Aber noch lag auch an diesem Tage, der sonst wohl dann und wann schon mit einem wärmeren Sonnenstrahl den Bären aus seiner Höhle gelockt und der Lerche einige frühe Töne abgewonnen hatte, alles weit und breit, in Wald und Feld in den Banden des grimmen Winters; eine harte Schneedecke war rings über die Lande ausgebreitet, eine feste Eisrinde über Flüsse und Seen. Vergebens trat Hoch-, Reh- und Dammwild in die geschütztesten Thäler und Wiesen hinaus, um die dort gewohnte gute Aesung zu finden; vergebens suchten Wildgänse und Enten offene Wasserstellen, wo sie deren sonst immer angetroffen hatten: die Natur schien ihren Geschöpfen in diesem Winter alle Mittel zur Unterhaltung grausam versagen zu wollen. Mit welcher Gier durchstrich das beseederte Raubgesindel, vom Adler bis zur Elster herab, die Lüfte und umkreiste die Wohnungen der Menschen, auf Abfall jeder Art beharrlich lauernd; — mit welcher Wuth trabten die Wölfe, vor Hunger wie rasend, durch Dickicht, Moor und Bruch, um die Dörfer und Weiler, rücksichtslos jede Gefahr mißachtend. Schneidend pfiff der Fischetter durch die Winternacht und wanderte meilenweit über Land, von einem Wasser zum andern, seine Spur mit Fuchs und Marder kreuzend. Ueberall Noth und Entbehrung. Die Vegetation ruhte gänzlich; — winterliche Stille lag über dem Lande und nur aus dem Hochwalde erscholl dann und wann an freundlicheren Tagen der Klang der Axtschläge auf dem Gehau.

Der frühe Morgen eines eisigen Februartages dämmert kalt und düster herein. Vor uns liegt, dem rechten Ufer des vielverzweigten Oderstusses nahe, vom festen Städtchen Garz kaum eine Meile weit entfernt, der stattliche Herrenhof Brusenfelde, seit Jahrhunderten der Sitz eines alten tüchtigen Pommerschen Adelsgeschlechtes, derer von Bruschaver, jetzt bewohnt von Herrn Bartolomäus Bruschaver, seiner schönen, hochsinnigen Gattin, Frau Katharina, und seinen beiden Söhnen, deren einer schon stattlich mit der Armbrust auf der Schulter neben dem Vater herschritt, wenn's aufs Waidwerk ging (zählte er doch schon 15 Jahr und war ungewöhnlich stark und groß von Körper), während das spät geborene Brüderlein noch auf dem Fußboden der Halle umherkroch und mit dem lustigen Dachshunde des Vaters sein Spiel trieb.

Aus dem altersgrauen Herrenhause steigt trotz der frühen Stunde schon eine stattliche Rauchsäule in den winterlichen Himmel empor, ein Beweis, daß die thätige Hausfrau bereits am Herde stehe und das Frühmahl zurichte, und über den noch stillen Hof, auf dem kaum ein anderer Laut, als das gelegentliche Stampfen der Pferde in den Ställen vernommen wird, schreitet schon der Hausherr rüstigen Schrittes daher, von nächtlichem Anstand nach Hause zurückkehrend. Es ist eine große, kräftige, edle Gestalt mit dem Ausdruck von Güte und Milde im offnen Blick; das lange braune Haar, in dem der Reif der Nacht hängt, ist mit einer flachen, vorn und hinten aufgeschlagenen, pelzverbrämten Mütze bedeckt, sein starker, kurz gehaltener Bart starrt von Eis, und seine Glieder würden es nicht minder vor Kälte thun, — denn er war lange draußen und harrte seines schlauen Wildes — wenn er nicht über das enge, dunkelgrüne, an den Seiten geschlitzte Camisol einen weiten, bis über die Kniee fallenden, dicken Pelzüberwurf gezogen hätte, zu dem ein Paar mächtige Wölfe unlängst hatten Haare und Haut lassen müssen. Ueber die Schulter hängt eine stattliche Armbrust nebst dem Spanner, an der Seite eine Tasche mit Bolzen, in der Linken aber trägt er, an der Ruthe herabhangend, einen ungewöhnlich großen Fischetter, die Beute einer beschwerlichen und kalten Nacht.

Wie er sich dem Hause nähert, springen ihm zwei gewaltige Wolfshunde in großen Sätzen entgegen, umwedeln ihn liebkosend, erheben sich dann und wann im Uebermaß ihrer Gefühle auf den Hinterfüßen und winseln vor Freude, kaum daß sie Zeit finden,

Digitized by Google

gelegentlich den Fischotter zu beschnüffeln oder sich einander anzuknurren, wenn eine Gunstbezeugung des geliebten Herrn Eifersucht und Mißgunst wachrief. Wie Herr Bartolomäus zur Thür eintreten will, leidet es sie ebensalls nicht mehr draußen. Sie achten keiner Abmahnung; mit Schmeicheln und Gewalt drängen sie sich mit hinein und verkünden der am Kamin stehenden Hausfrau durch ihren fröhlichen Ungestüm die Ankunft des Herrn.

Lächelnd hatte dieser sie gewähren lassen und die Jagdbeute auf den Boden werfend ging er der lieben Gattin mit ausgestreckter Hand entgegen. „Guten Morgen, Käthchen!“ rief er herzlich und wohlgemuth; „ist Dein Frühmahl fertig? Ich hab's wohl verdient: da liegt der Räuber, der Deinen Fischteich plünderte und Dir manch ärgerlich Wort entlockt hat. So schlau er war, er mußte endlich doch daran glauben und macht Dir nun keinen Verdruß mehr.“

Die hohe schlanke Gestalt der schönen Frau schmiegte sich innig an ihn an, und die herzliche Umarmung der Ehegatten bezeugte, daß sechszehn Jahre einer glücklichen Ehe die Liebe unter ihnen so frisch erhalten, wie sie an jenem schönen Septembertage war, da Herr Bartelomäus die vielbewunderte und stürmisch umworbene Katharina von Huxhel zum ersten Male unter sein eigenes Dach führte und sie zur Herrin auf Brusenselde einsetzte.

„Böser Mann!“ drohte sie unter seinem Kusse lächelnd, „sich so heimlich wegzustehlen, wie ein Dieb, um in die kalte Winternacht hinauszuwandern! War das recht? — Wie erschrak ich, da mich gegen Morgen Heinos Wiehern weckte, Deine Lagerstätte leer zu finden. Fürwahr, ich zürnte fast, daß Du mir kein Wort gegönnt über Dein Verhaben, Du Heimlichthuer Du!“

Bartelomäus (oder wie ihn seine Nachbarn und Dienstleute abkürzend nannten: Bartelmes) lachte wohlbehaglich und zog die lieblich schmollende Gattin zu sich auf die Bank neben dem hellodernden Kamin, auf die er sich ermüdet niederließ. „So?“ entgegnete er dann, der Trauten innig ins feurige Auge spähend, „also gezürnt hättest Du? Nun ich denke, der Unblick des eigentlichen Uebelthäters wird Deinen Zorn entwaffnet haben. Sieh ihn an!“ fuhr er fort, den daliegenden Fischotter mit der Fußspitze umkehrend, daß der schöne kastanienbraune Balg sich recht vortheilhaft präsentirte; — „sieh, ist's nicht ein steyler Kerl? Gut seine 2½ Ellen lang, und welch ein Pelz! Das gibt einen schönen Kragen für kalte Kirchgangstage, wenn der Pfarrherr einmal gar zu lange predigt; — nicht wahr?“

„Freilich wohl,“ nickte Frau Katharina eifrig; „aber kann ich mich denn recht darüber freuen, wenn Du, trauter Mann, über der Jagd schier erstarrt bist? Deine Wangen und Hände sind so kalt wie Eis.“

„Ja, es war bitterkalt,“ erwiederte Herr Bartelmes, „und zog scharf über das Feld herüber; doch war es nicht so schlimm, wie Du meinst, und die Kälte läßt schon nach, als wollt' es thauen. Ueberdies bin ich's gewöhnt, wie Du weißt, und der Wolfspelz hält einem das Blut warm genug. Gib jetzt nur Dein Morgenfrühstücken her, so ist alles gut, und ich kann bald wieder aufbrechen.“

Frau Katharina war eilig aufgesprungen, die Suppe vom Feuer zu nehmen; jetzt, bei den letzten Worten des Mannes drehte sie sich hastig um, und ihren Ehebern traf ein fragender Blick. „Wie?“ warf sie betreffen ein, „Du willst noch einmal fort?“

„Ja, Käthchen, ich muß Dich heute allein lassen. Du weißt, daß morgen die große Wolfshjagd im Greifenhagener Revier sein sollte, wozu auch der Herzog, den derzeit Geschäfte in Stettin festhalten, zu kommen versprochen. War auch alles auf diesen Tag vorbereitet und wohl zugerichtet. Da hat nun plötzlich alles des Eiligsten umgeändert werden müssen. Die ich eben mit dem Otter da an der Füllenkoppel entlang schritt und den Feldweg kreuzte, überholte mich ein Reiter, der trotz der Glätte, wie einer, der's eilig hat, scharf drauf los ritt, und da er nahe kam, war's Jürgen Teßer, Deines Bruders alter Besuchsknecht. Der brachte mir Botschaft, daß Se. Fürstl. Gnaden nun schon heute Morgen auf dem Rendez-vous-Platz eintreffen würden, dieweil es sich mit der Zeit nicht anders habe schicken wollen, und ließ mich Dein Bruder mit Fleiß ersuchen, daß ich doch nicht fehlen möge, maßen man vernehme, wie die Appenbeck, die Rameln, die Krakewitz, die Holpten, die Barvot und Melcherad mit großer Sippschaft und vielen Gefreundeten dahselbst aufzieben würden, des Herzegen Ohr für mancherlei Pläne und Ränke zu gewinnen, davon er mir ein Weiteres sagen werde, sobald er gekommen, mich abzuholen. Ich würd' mittlerweile wissen, was zu meinem Frommen diene.“

„Nur, und —?“ fragte Frau Käthe gespannt, die Suppe wie mechanisch eingießend und ihrem Eheherrn vorsetzend; „was gedenkst Du zu thun?“

„Ich sagt's ja schon, Liebste, — hinreiten!“ entgegnete Herr Bartelmes ruhig, sich von der Morgenkost vorlegend.

„Freilich,“ fiel seine Gattin, wie ungeduldig ein, und ihre Augen belebten sich mit einem unruhigen Feuer; — „aber was weiter? Was wollt Ihr da? Wozu dies Aufgebot der Sippen? Der Jagd allein wegen machen doch alle diese Männer den weiten Weg nicht. Was soll dort gebraucht und eingeräbrt werden?“

„Weiß ich's?“ erwiederte gleichmüthig der Hausherr. „Da müssen wir Deines Bruders Ankunft erharren, der ja, wie immer, von allem wohl unterrichtet sein wird und, wie es scheint, wieder voll Geheimnisse und erspäheter Pläne seiner Feinde steckt. Es ist merkwürdig, welch ein unruhig Blut in Thilos Adern läuft!“

„Nun,“ entgegnete Frau Käthe mit allerliebst aufgeworfener Oberlippe und funkelndem Blicke, — nun, die Huxhels haben sich niemalen zu Träumereien geneigt, vielmehr zu allen Zeiten ihrem Wappenbilde Ehre gemacht. Unsere „Eule“ wacht auch des Nachts und spähet sorgsam umher; die Thaten und Ausfälage derer, die das verbergende Dunkel suchen, entgehen ihr nicht, und Krallen und Schnabel sind zu Schutz und Trutz stets bereit.“

„Gottes Blut,“ — lachte Herr Bartelmes — „das war gut gesagt; wahrhaftig, wenn Du so aufbegehrst und in Feuer geräthst, siehst Du ganz aus wie Deine Ahnfrau tapferen Angedenkens, Frau Candida von Huxhel, und ich mein', wenn's Noth wär, schnalltest Du, wie jene, den Krebs an und stellst an der Spitze Deiner Mannen über die Zugbrücke aus, die Feinde von den Mauern zu treiben. Käthchen, Käthchen, schaff Dir ein ruhiger Blut.“

Die schöne Frau lachte und war etwas beschämt. „Mit der Zeit wird sich auch das finden,“ meinte sie. „Doch,“ fuhr sie fort, „mag nun Thilo Bichtiges oder Unwichtiges bringen: ich säh es lieber, Du bliebest heute daheim. Ich hatt' heut Nacht einen gar schweren Traum, der wühlt mir noch jetzt in Herz und Sinn und bedeutet sicherlich nichts Gutes. Ich würd' Dich mit Bangen reiten sehn.“

„Possen, Liebste,“ erwiederte Herr Bartelomäus ernst und abweisend; — „fürwahr es thäte Noth, wir schafften uns Tagewähler und Traumdeuter, wie die Heiden. Nein, laß mich immerhin reiten, Traute; es verlangt mich, den Herzog einmal wieder zu sehen. Ich hab' eine rechte Lieb' zu dem alten Manne, seit ich vor nunmehr drei Jahren, da ich zu Wolgast bei unseren Freunden einige Wochen verweilte, des öfteren zu Hofe ging und sein Wesen und Thun fleißig wahrnahm. Verdiente je ein Fürst den löblichen und seinen Namen eines Vaters seines Volkes, so steht solcher wahrlich Wartislav zu. Einen rüstigeren Beschirmer der Seinen und eifrigeren Verfolger aller Räuber, Uebelthäter und Schnapphähne hat es schier kaum je gegeben. Hält er doch sein Land Wolgast so rein davon, daß er damals mit gutem Fug zu den Bauern sagen konnt', sie sollten ihre Pferd' und Küh' nur vor den Wölfen hüten; vor den Räubern wolle er sie wohl schirmen. — Immer wann ich von ihm rede, muß ich der Geschichte mit dem Ebebern gedenken, so sich dazumal vor meinen Augen zutrug; die zeigt wohl recht des Herzegen Sinn und Gemüthsart. Erzählt ich's Dir schon einmal?“

„Nein,“ entgegnete Frau Käthe, sich ihrem Eheherrn gegenüber an den Tisch setzend und nachdenklich vor sich hin sehend, „wie war's damit?“

„Nun in den unruhigen Zeiten vor nunmehr zehn Jahren, da der König von Dänemark des öfteren mit den Seestädten kriegte, schlug sich ein Freibeuter mit Namen Ebebern, aus der Pommerschen Stadt Barth gebürtig, auf seine Seite, machte sich aus Land und brannschatzte die Bauern und auch des Herzegen Ackerhof um Vieh, Speck und Brot, ein Schiff damit zu bespeisen. Damit zog er ab. Solches ergrimmte den Herzog, daß er die Seinen nicht habe schützen können, und trug den Kummer noch mit sich herum, da allbereits niemand mehr dessen gedachte; achtete auch keines Zuredens und ließ unablässig nach dem Einzieger fahnden. So waren sieben volle Jahre verflossen; da begab es sich, als ich mit dem Herzoge und dessen stattlichem Comitat zum Waidwerk hinausritt, daß wir bei Penchten unvermuthet auf den Ebebern stießen, der wohl meinen mocht, die Sach' sei längst vergessen und vertragen, und sich friedlich im Lande niedergelassen hatte. Wie ein Blitz sprengte Herzog Wartislav, der ihn zuerst erschaute, auf den Erschrockten los und rief mit donnernder

Digitized by Google

Stimme: „Ha, Esebern, finden wir uns hier? Warum hast Du mir und den Meinen vaxumal die Ochsen und den Speck genommen?“

Esebern erwiederte kecklich: „Gnädiger Herr! es war. vaxumal Fehde.“ Da lachte der Herzog grimmig durch die Zähne und sprach: „Es ist noch nicht großer Fried' zwischen uns; darum müssen wir mehr davon reden. Du mußt es mit dem Kragen bezahlen!“ — Esebern faßte sich einen trotzigen Muth und sprach: „Das hoff ich nicht! Geschiehet mir etwas, ich hab' Freundschaften, die es wohl rächen können.“ Da nahm der Herzog den Strick, an dem er seine Räten hatte, warf ihm die Schlinge über den Kopf und rief: „Mit Deiner Freundschaft mag ich mich vertragen, als ich kann!“ — hielt ihn mit gewaltiger Hand, ob jener gleich ein starker Mann war, und befahl den Knechten, ihn aufzuheben und auf einen Klepper zu setzen. So schlang man das Seil um einen Eichenast, hieb den Klepper mit der Peitsche, daß er unter ihm weglief, und blieb Esebern todt am Baume hängen.“

„Abscheulich,“ — fuhr Frau Käthe auf, und ihre Augen flackerten förmlich vor innerlicher Glut, — „fürwahr abscheulich! — Nein, lieber Herr, die That könnt Ihr nicht loben, — ich glaub's nimmermehr. Ich könnt' den Herzog hassen um deswillen. So sieben Jahre den Groll um ein Paar Spedseiten mit sich herumtragen und dann, da niemand mehr der Kleinigkeit gedenkt, den schutzlosen Mann überfallen und, Kläger, Richter und Henker in einer Person, ihn ohne rechtlich Abhören der Sach' am nächsten Baum aufknüpfen — das ist gräulich und empört mich im Innersten!“

Herr Bartelmes schüttelte ernst den Kopf und versetzte auf diesen leidenschaftlichen Ausbruch seiner Gattin in festem Tone: „Die Pflichten eines rechten Fürsten sind oft sehr schwer und drücken ihn selbst nicht minder, als sie anderen in der Ausführung mißfallen. Du weißt nicht, in welch trauriger Verfassung das Land vordem war, da niemand eine Stunde seines Lebens und Eigenthums sicher sein durft', und was es durch dieses Fürsten unerschütterte Wachsamkeit und starken Arm geworden. Nur seiner Strachheit und scharfen Justiz ist es zu danken, daß dermalen, wie man sagt, ein Kind mit einem offenen Goldbeutel von Barth bis Stettin gehen kann, ohne eines Pfennigs Werth davon einzubüßen. Wohl fährt er nun in seinem rastlosen Eifer, das Recht zu schützen und das Unrecht zu strafen, dann und wann ein wenig zu hastig zu und versieht es in dem und jenem; — aber, Käthchen, dennoch sag' ich, es ist ein seltner Fürst, und werth, geliebt zu werden. Kann sich ein Familienvater, auch der beste, nicht davor bewahren, gegen die Seinen einmal zäh und ungerecht zu werden, wie viel weniger ein Landesvater, zu dem Hunderttausende aufsehen und Schutz und Hilfe verlangen, und dessen strafender Arm über das ganze Land geht. — Nein, nein, liebes Weib, — mag Wartislav irren, wie jeder andere Mensch: dennoch lieb' und ehr' ich ihn, denn ich weiß, daß er's wohl meint, und daß, wo er von Unrecht und Verbrechen hört, ein zehrend Feuer in seinen Eingeweiden brennt, bis er's gerächt und den Frevler bestraft hat. Möchte er doch auch hier in seines Neffen Antheil Landes, so lange er noch das Regiment führt, besser Ordnung und Recht einführen; fürwahr, es thäte uns Noth.“

Frau Käthe war bei den letzten Worten ihres Mannes aufgestanden und hatte auf einen suchenden Blick desselben eine Kanne heißen Würzweins herbeigeholt. Nun setzte sie dieselbe vor ihm auf den Tisch und erwiederte ernst: „Das magst Du wohl sagen! Gewalt geht nur zu oft noch vor Recht, und auch Deine Streitsache mit Jasper von Appenbeeck um die Oderwiesen verdunkelt sich immer mehr, liegt auch das Recht so klärlich auf unserer Seite, daß ein Kind es einsehen könnt'.“

Herrn Bruschavers Antlitz überzog eine Wolke tiefen Mißmuthes bei dieser Erwähnung, und finster stützte er den Kopf.

„Ja,“ sagte er nach einigen Minuten Schweigens, — „auf der Justiz-Canzlei zu Stettin ist man andrer Ansicht geworden, scheint es, denn zuvor, wo man mir sagte, daß mein gutes Recht so licht sei, wie der Tag. Die letzten Bescheide waren fast feindseligen Tones, gleich als strecke ich die Hände nach fremdem Gute aus, da ich doch nur das Meine festzuhalten trachte. Gott mag wissen, wie solche Veränderung bewirkt sei.“

Frau Katharina sah ihrem Gatten fest in das umrüsterte Antlitz und sprach: „Mein Bruder ist des festen Glaubens, versteckte Argliſt und verläumderische Zwischenrede treibe da ihr höslich Spiel und habe allbereits die Richter zu unseren Ungunsten umgestimmt.“

Herr Bartelmes schüttelte ungläubig den Kopf. „Ich mag's nicht denken,“ erwiederte er ernst; — „es wäre zu schmachvoll für einen wie für den anderen, und wen könnte man als Verläumder in Verdacht nehmen?“

„Wer hat denn Interesse an der Sache, denn allein Jasper von Appenbeeck!“ entgegnete mit etwas unsicherer Stimme Frau Katharina, die den Namen ungern auszusprechen schien. „Von ihm weiß man zutem, wie Thilo mir berichtete, daß er schier allwöchentlich in Stettin aus und ein reitet; Gerth Pawelosz hat ihn auch des öfteren mit den herzoglichen Räthen flüstern und verhandeln sehen, und seine Freunde Dietrich Kameln und Buslaf Krakewip rühmen allerwege laut, wie hoch er bei St. Fürstlichen Gnaden in Gunst und Vertrauen stehe.“

„Mag immerhin so sein,“ versetzte ruhig Herr Bartelmes; — „Jasper ist ein kluger, wohlerfahrener Mann, bei dem sich ein Fürst wohl einmal Raths erholen mag. Wie ich aber den Herzog kenne, würde er bei dem eine ungerechte Sache nicht fördern. Wartislavs Sprüchlein lautet wohl: „Gleich zu trifft am besten!“ doch ist ihm Bedachtsamkeit nicht fremd, und nimmer würde er für die eine Partei sich entscheiden, ehedem er die andere gehört. — Immerhin aber ist es gut, daß ich heute hinüberreite; es drängt mich, mit dem Herzog ein offen Wort zu reden über mannichfache Gebrechen, daran unser Land hier krankt und hinsiecht, und gibt's die Gelegenheit, kann ich da auch meiner Sache gedenken.“

„Wir ist nicht wohl dabei,“ sprach Frau Katharina nachdenklich, „doch weißt Du das besser. Ich bitte Dich aber,“ — fuhr sie fort, und das Blut stieg ihr in die Wangen, „ich bitte Dich, thue Dich nicht herab vor Wartislav und zeige Dich ihm nicht allzu ergeben. Mag er immerhin ein Herzog zu Pommern sein und derzeit Administrater hiesigen Landes, doch ist er nicht Dein Lehnsherr, und ich erträg' es nicht, wenn Du Dein freies Haupt, das Du wohl vor Kaiser und Reich erheben könntest, vor ihm senktest. Laß mich's gestehen, daß Deine Worte mich nicht überzeugt haben, und daß in meiner Brust ein unbesiegich Mißtrauen wider den Herzog erwachsen ist, als stünde uns noch viel Leides von ihm bevor. Kann ich mich doch auch des Verdachtes nicht entschlagen, daß der feindliche Bescheid aus Stettin nicht ohne sein Vorwissen erlassen sei, und daß er wirklich Partei wider Dich ergriffen, ehedem er Dich gehört.“

„Käthchen!“ rief Herr Bruschaver unwillig aus, indem er den erhobenen Krug fast hart auf den Tisch setzte; „wie Du nur so reden magst! Den besten, gerechtesten und umsichtigsten Fürsten willst Du also schwer beschuldigen? Habe ich nicht hundert Proben davon, wie er allezeit die Justitia gleich wie mit einer feinen, gerechten Wage abmißt und jedem sein Recht zuertheilt ohne Ansehen der Person! Nein, sprich nicht so, Du kränkst mich damit!“

„Das wolle Gott nicht, mein lieber Herr,“ sprach bewegt Frau Käthe, die, mechte sie auch noch so feurigen und leidenschaftlichen Charakters sein, ihrem Manne über alles liebte und ehrte und ihm nun innig die Hand hinstreckte, während ihr zärtliches Auge das seine suchte. „Gern will ich ja Unrecht haben, nur alzugern, — doch ist meine Seele voll Sorgen um Dich. Jasper von Appenbeeck ist sehr listigen Gemüthes und heftig und rücksichtslos in seinem Hasse —“

„Wie in seiner Liebe, Käthchen,“ fiel Herr Bartelomäus lächelnd ein, die treue Gattin herzlich an sich ziehend. „Wie in seiner Liebe! — Sieh, ich verarg's ihm fast nicht, was er wider mich thut. Kann er es mir doch nie verzeihen, daß ich ihm die schöne und hochgesinnte Katharina von Buchol abspänstig gemacht, und muß es mir ewig nachtragen.“

Ueber Frau Käthes Wangen flog bei dieser süßen Schmeichelei des theuren Mannes ein fast mädchenhaftes Erröthen, und vergebens bemühte sie sich, ihrer Verwirrung Herr zu werden. Still lehnte sie ihr glühendes Gesicht an seine Schulter und so verharrte sie einige Minuten in Schweigen und stiller Erinnerung. Endlich hub sie noch einmal an: „Versprich mir nur, daß Du auch heute Streit und Hader mit ihm meiden willst. Ich weiß nicht, es drückt mich heute wie eine böse, schreckliche Ahnung. Sind so viel wilde und jähzornige Männer beisammen, kommt's leider nur zu leicht zu heftigen und schneidigen Worten, und vom Wort bis zur That ist, Gott sei es geklagt, nur ein kurzer Weg.“

Herr Bartelmes lächelte ernst. „Sei ohne Sorgen, herzes Weib; ich bin kein Haderer und Raufbold und weiß mich zu be-

Digitized by Google

herrschen; auch besinnt sich, wer mich kennt, wohl zweimal, ehe er mit mir anbindet. Wüßte ich doch nicht, was sich Widriges zutragen sollte! Wir werden ein Paar Rudel Wölfe zusammentreiben und niederschießen, ein fröhlich Jägermahl zusammen einnehmen und dann wieder heimziehen, ein jeder seine Straße, die er gekommen. Will der Herzog sich meiner erinnern, so werde ich ein Paar Worte mit ihm reden; wenn nicht, so bedarf ich ja, Gottlob, seiner nicht und bin heute Abend wieder fröhlich und heiter bei Dir. So! und nun räume ab, stelle einen Krug für Thilo warm und rufe mir den Langschläfer, den Dietmar, daß ich ihn noch sehe, bevor ich von dannen reite. Auch den Heine sah' ich gern, doch da muß ich wohl zu ihm aus Bettchen; der kleine Mann wird noch zu müde sein für die frühe Stunde."

Frau Käthe nickte freundlich mit dem Kopfe und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen, als die Thür ungestüm aufgerissen wurde und ein schlanker Knabe, man mochte ihn wohl einen Jüngling nennen, so schlank und kräftig war er aufgeschossen, ins Zimmer stürzte. „Guten Morgen, liebste Mutter," rief er mit heller, klarer Stimme, „guten Morgen, lieber Vater! Ist's wahr, daß Du den Otter — ha ja! da liegt er! Bei allen Heiligen, ein stattlicher Bursche. Wie schön kastanienbraun der Pelz ist, und Brust und Kehle weiß gestichelt! Herrlich fürwahr; und gut getroffen hast Du ihn; ich wollte ich wäre dabei gewesen, da Du ihm auf den Pelz gebrannt. Der beißt nun keinen Fischkopf mehr ab!"

Es war schwer zu sagen, wer von beiden Eltern den blühenden, herrlichen Knaben mit größerem Stolz betrachtete; die Mutter, der er nach Gesichtsbildung und Charakter außerordentlich glich, und die jede seiner Bewegungen mit den Augen fast verschlang — oder der Vater, der mit ernster Freude einen würzigen Stammhalter seines alten Geschlechtes in ihm aufwachsen sah, und mit innigem Wohlgefallen bemerkte, wie es den Knaben jetzt schon zu allen männlichen Verrichtungen und Beschäftigungen zog. Sicher ruhten beider Augen mit warmer Liebe auf ihm, und als der Knabe sein Bedauern aussprach, die kalte Jagd auf den Otter nicht mitgemacht zu haben, erwiederte der Vater halb scherzend, halb ernsthaft: „Nun, Dietmar, wenn Du den Otter auch verschlafen hast, so soll Dir doch die Jagdfreude nicht mangeln, und, wenn Du Lust hast, magst Du Dich an die Weise halten. Ich reite um eine kleine Weile, wann Dein Oheim Thilo gekommen ist, nach Greifenhagen hinüber in den Forst, wo ein Treiben sein wird, und dabei ist ein guter Schütze, der seiner Armbrust sicher ist, nimmer überflüssig."

Dietmars Augen leuchteten. „Ist's Dein Ernst; Vater, — meinst Du mich? Und darf ich mit? — O ich bitte Dich — ich machte gar zu gern einmal ein rechtes Treiben mit — laß mich mit Dir reiten!"

„Nun ja," entgegnete Herr Bartelmes, „ich habe nichts dawider, wenn anders Du Deine Armbrust wohl im Stande und Dein Pferd rechtzeitig gesattelt haben wirst."

„O, daran soll's nicht fehlen!" jubelte Dietmar, und ohne ein weiteres Hin- und Herreden über die Sache abzuwarten, sprang er auf, und seiner Mutter innig zunickend, schoß er zur Thür hinaus; — die beiden Wolfshunde, die ihn fortwährend liebkosend umschwebert und umstrichen hatten, mit ihm zugleich.

Sinnend sah ihm der Vater nach. „Das gibt einmal einen rechten Mann, Käthchen, wenn er sich nicht vor der Zeit in eigner Glut verzehrt, denn er ist ein arger Feuerkopf!"

„Will's Gott, so wird er wie sein Vater," erwiederte Frau Katharina zuversichtlich; doch Herr Bartelmes schüttelte lächelnd den Kopf und entgegnete: „Nein, nein, Käthchen, er ist mehr ein Huzhel als ein Bruscharer, und oft gleicht er Dir so sehr, daß man Euch verwechseln könnte, hinderte dies nicht die verschiedene Tracht. Auch hat er ganz Deine feurige Sinnesart und Dein rasches Wort."

„Mög's ihm nicht zu Unfrommen gedeihen," seufzte Frau Katharina tief auf. „Daß ich's nur sage, oft macht mir sein leidenschaftlich Wesen rechte Sorge, und sagst Du ja, er hab's von mir, so erschreckt mich die Verantwortlichkeit dafür bis ins Herz hinein."

„Grillenfängerin," lächelte Herr Bartelmes und ergriff besänftigend ihre Hand, „quäle Dich doch nicht um Dinge, die außer unsrer Macht liegen. Es muß doch jeder im Leben für sein Wesen selber einstehen, und niemand kann ihm helfen. Zudem steht ein feuriger Sinn der Jugend wohl an und vergläthet unter den Sorgen des Lebens nur allzubald. Ich denke, Dietmar wird sich seinen Weg wohl bahnen."

„Habe wenigstens ein wachsam Auge heute auf ihn," bat Frau Käthe, sich die Augen trocknend, „daß er sich nicht zu tollkühn in Gefahr begibt. Die Jagdlust faßt ihn immer gleich einem Taumel, und sein brennender Ehrgeiz möcht's allen zuvorthun, so daß er aller Vorsicht vergißt. Versprich mir's, daß Du nicht von seiner Seite gehen willst."

„Ich will's thun, Käthchen — sei unbesorgt!" entgegnete der Mann. „Aber horch — tönt das nicht wie Hufschlag? Richtig, da kommt's ins Hofthor gesprengt; es ist Dein Bruder. Sieh nur nach einem heißen Trank; es ist ein kalter Ritt, den er gemacht, und Dein Würzwein wird ihm gut thun."

Während Frau Katharina an den Herd eilte, trat Herr Bartelomäus an die Hallenthür, dem Ankömmling entgegen, der auch wenige Minuten später vor dem Herrenhause anhielt und vom Rosse sprang: ein junger, dunkelhaariger, kühnblickender Mann, in knappes Jagdgewand von starkem, ausgenähtem Leder gekleidet, darüber ein Reitermantel von grauem, dickem Fries, hohe, schwere, gesporute Stiefel an den Füßen. Sein Wesen war hastig und erregt, wie er dem Schwager die Hand drückte und die ihm froh entgegeneilende Schwester begrüßte — man sah's ihm an, es lag ihm etwas auf der Seele, das hervordrängte und ihm keine Ruhe ließ. Darum wehrte er auch hastig ab, als Herr Bruschaver das Roß in den Stall ziehen hieß und ihm selbst einen schweren Eichensessel mit Polster hinschob. „Nein, nein!" sprach er dringend, „kein Aufenthalt. Ich muß gleich weiter, um die trägen Osten, Vater und Sohn, wie auch die Buch, die Pavelsz, die Affenn und Rammin, die gern daheim hocken, aufzujagen, daß sie mit hinüber reiten nach Greifenhagen zum Treiben. Vorher nur ein schwer Wort an Euch noch; es ist Zeit, daß Ihr's erfahrt! Man hat einen schuftigen Streich vor gegen uns, den müssen wir parieren; Du magst nun wissen, warum Dein Streit mit Jasper von Appenborch um die Oderwiesen nicht vorwärts rückt, ja sich vielmehr, trotz Deines klaren Rechts, zu Feindes Gunsten zu neigen scheint. Man hat Dich in Stettin und Wolgast, ich hab's von sicherer Hand, gar tückisch belemmundet, als seiest Du im geheimen einer von den „Glindeschen" und habest bei dem Verrath von Garz Deine Hände mit im Spiel gehabt; ja Du ständest, hat man zu verstehen gegeben, noch jetzt mitsammt Deiner Sippe und Gefreundschaft mit dem Märker in gutem Einverständniß, auch andere Städte noch bei bequemer Gelegenheit in dessen Hände zu spielen. Darob sein geheime Tractate, wie solches Dir und den Deinen zu lohnen, durch Unterhändler, so man hier habe aus und ein gehen sehen, geteidingt. Nur Dein verstellt schlichtes Wesen, das in Wahrheit eitel Schlauheit sei, trage Schuld, daß man bisher so gar nicht Verdacht auf Dich geworfen, doch werde nunmehr unter scharfer Beobachtung Seitens treuer Anhänger des Herzogs solcher Verrath und tückische Absicht in Bälde ganz klar werden und vor Jedermanns Augen offen daliegen. Wie dünkt Euch ob dieser Neuigkeit?"

Herr Thilo hatte mit hastiger, doch halb unterdrückter Stimme gesprochen, als sorge er, es möge eines Lauschers Ohr das Unerhörte auffangen; doch waren seine Worte noch laut genug gewesen, um dem scharfen Gehör des jungen Dietmar verständlich zu werden, der gleich nach seinem Ohm in die Halle getreten war, doch den Redenden aus Bescheidenheit mit seiner Bewillkommnung nicht hatte unterbrechen wollen. Jetzt hätte er's nicht einmal mehr vermocht, wie erstarrt stand er da, unfähig Hand oder Fuß zu rühren, das Gesicht von Leichenblässe überzogen. Alle seine Sinne schliefen, bis auf Auge und Ohr, — die hingen wie im Krampf an des Vaters Lippen, an der Mutter Antlitz, nur der eine Gedanke: „was werden sie sagen?" hatte augenblicklich in seiner Seele Platz. — Und Frau Katharina — wie erschreckend glich sie in diesem Momente dem Sohne! Und bei beiden dieselbe erschütternde Wirkung: auch ihr Antlitz war bleich, wie die getünchte Kalkwand der Halle, auch ihr Auge brannte in zehrender Glut und ihre halbgeöffneten Lippen hauchten die gewaltigste Erregung in leichten, kräuselnden Wölkchen glühenden Athems in die kalte Morgenluft aus. Mit bebender, doch starker Hand hatte sie den Arm des unbeweglich dastehenden Gatten erfaßt und, halb erstickt von der Flut ihrer Empfindungen, stieß sie kaum vernehmbar die Worte hervor: „Hörst Du das, Bartelmes? Ha, mein Traum, mein Traum!"

Der Hausherr antwortete nicht gleich. Ueber sein edles, stilles

Digitized by Google

Reder. Hopfen. May. Große. Zeising. Lingg. Herz. Becker. Trautmann. Riehl. Schack. Leuthold. Geibel. Heyse. Melch. Meyr. Fr. v. Kobell. Carriere. Steub. Schmid. Dahn. Bodenstedt. Schrott. Redwitz. Fr. Beck.

Ein Festabend der Münchner Dichter.

Originalzeichnung von Theodor Pixis.

Digitized by Google

Antlitz war für Augenblicke eine fliegende Röthe hingezogen, und seine Lippen zitterten leicht. Doch faßte er sich wunderbar schnell, und sein Gesicht zeigte schon nach wenigen Secunden die gewohnte ernst-heitere Ruhe.

„Man hat Dir ein Märlein aufgebunden, Thilo," entgegnete er mit tiefer, sicherer Stimme, „und Du kommst nun daher und erschreckst mir ohne Noth die Meinen. Es lebt in Pommerschen Landen niemand, der sich solcher Schandthat zu zeihen wir verjähe, und — ich glaub's gewiß — auch niemand, der mir solchen Lemmund bereiten möchte. Denn — ob ich's gleich selbst sage, doch muß es wahr bleiben — ich bin also bewehrt mit Redlichkeit und so makellosen Rufes, daß die Pfeile der Verleumdung kraftlos von ihm abfallen, und dem Angreifer von vornherein jeglich Hoffen schwinden muß, mit solchen Erdichtungen Glauben zu erwecken."

„Und doch versucht man's," fiel Herr Thilo von Huxhel leidenschaftlich ein, „und, was Du auch sagen magst, es bleibt davon haften! Es steht kein Mensch so rein und hoch da, daß gehässiger Muth nicht gern Fehler an ihm entdeckte, daß neidischer Sinn nicht gern das Schlimmste von ihm glaubte. Du denkst zu gut von den Menschen, Bartelmes, viel zu gut! — Jasper von Appenborch — —"

„Ist mein Feind," fiel der edle Bruschaver mit ernster Miene ein, „ich weiß es, aber kein unwürdiger, der zu verruchten Mitteln griffe, mich zu schädigen. Nein, nein, Thilo, Du nimmst mir meinen Glauben und meine Ruhe nicht."

Frau Katharina wollte etwas entgegnen; aber ihr Ehegerr legte ihr sanft und ernst die Hand auf den ausgestreckten Arm und sprach: „Nichts mehr davon, Käthchen! Rede und Widerrede, Ja und Nein nutzen hier nichts; bald werde ich wissen, ob Wahres an der Sache ist. Schicke hinaus, daß die Rosse gesattelt werden; wir wollen fort, ich denke, dieser Tag klärt alles auf."

Frau Käthe ging; mit ihr schlich sich Dietmar hinaus, in geheimer Zwiesprache mit der Mutter sein belastetes Herz auszuschütten. Die Männer blieben allein.

„Wüßt Du mit dem Herzog von der Sache reden?" fragte Herr Thilo nach einer Pause. Herr Bartelmes blickte erstaunt auf. „Wie!" fragte er verwundert, „ich hiervon reden? Von einem Hirngespinnst, das nicht mehr Festigkeit hat, als der fliegende Sommerfaden? — Und warum? Etwa um mich zu reinigen, bevor ich angeklagt? Das sei ferne von mir. Aber Thilo," — fuhr er gewichtiger fort, als er jenen den Kopf schütteln und unwillig blicken sah, „aber Thilo," und seine Hand lag schwer und eisern auf des Schwagers Schulter, „auf unseren Wappenschild soll darum kein Flecken haften bleiben, des sei heilig gewiß! Wohl geh' ich gern meine eigenen Wege, aber sie führen zum Ziel, und so gewiß dort im Osten die Sonne aufgeht, so gewiß sollst Du und unsere ganze Sippe, wenn sich's um unsere Ehre und Lemmund handelt, mit mir zufrieden sein! — Doch da höre ich die Rosse: so trink denn Deinen Becher aus, die Käthe hat's eh Deiner Schreckensbotschaft gar vergessen, ihn Dir zu kredenzen, und dann laß uns aufsitzen."

„Wohl, wohl," entgegnete Herr Thilo, indem er that, wie ihm geheißen, und das heiße Getränk in einem gewaltigen Zuge in die Kehle rinnen ließ. „So, fertig, und nun bin ich bereit; doch bei der gespaltenen Eiche am hohen Stein trennen sich unsere Wege. Habe mir's einmal vorgenommen, die Buch, die Affenn und Rammin zur Stelle zu schaffen, und so thut Eile Noth."

„Thue das, so Du's für gut erachtest," entgegnete Herr Bartelmes ruhig und gleichmüthig, indem er sich mit Gewand und Waffen zur Fahrt rüstete; bald standen beide vor der Hallenthür und nahmen Abschied von Frau Katharina, in deren bleichen Zügen die durch des Bruders Nachricht verursachte Aufregung noch fortarbeitete. Als der edle Bruschaver die treue Gattin in seine Arme schloß, flüsterte sie, feuchten Auges zu ihm aufsehend: „Fahre wohl, Liebster! ich lasse Dich ungern ziehen; mir ahnt's im Herzen, Du kehrst nicht so wieder, als Du ausgerittest."

Ueber Herrn Bartelmes Züge flog ein ruhiges Lächeln. „Um einen Tag älter kehre ich heim, Käthchen," — entgegnete er, — „sonst derselbe. Lebe wohl und küß mir den Heine! Nun, Dietmar, zu Roß!"

„Was!" rief Herr Thilo, der eben seiner Schwester die Hand drückte und ihre Aufregung beschwichtigte, „soll Dietmar mit? Gott gräß Dich, mein Junge, wo wart Du denn?"

Dietmar begrüßte den Ohm herzlich, doch mit ernster Miene. „Der Vater hat mir's versprechen, daß ich das Jagen mitmachen darf, Ohm Thilo," sprach er ruhig, „so vergönnt mir's, daß ich in Eurer Gesellschaft reite."

Herr Thilo sah den Neffen fast betroffen an; es war etwas Fremdes, Ungewohntes an ihm; doch erwiderte er, ohne weiter zu fragen: „Mit tausend Freuden, mein Junge!" und dann, als Dietmar sich so rasch und ritterlich in den Sattel schwang und das ungeduldige Roß mit fester Hand zur Ruhe zwang, setzte er mit einem befriedigten Blick auf den jungen Reiter hinzu: „Weiß Gott, Du wirst einmal ein tüchtiger Waidmann werden und ein rechter Edelmann! Du artest gut."

„Das hoff' ich, Ohm," entgegnete Dietmar bescheiden aber fest. — Noch ein Winken hüben und drüben, zustiegende Worte, grüßende Blicke, und die drei Reiter trabten den Hof hinab und entschwanden am Thor den Blicken der nachschauenden Hausfrau. Traurig und ahnungsvoll kehrte sie in die Halle zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Münchner Dichterwelt.

(Mit Abbildung.)

Es war das Schillerfest, das die Poeten an der Isar alle vereinte, wie der Maler hier sie gezeichnet hat. Unter der Büste des Gefeierten sitzen wie zwei Dioskuren Geibel und Heyse; der ältere lehnt den Arm auf die Schulter des jüngeren Freundes, soll er doch schon vor Jahren allzubescheiden sich als einen untergehenden Stern, Heyse als eine aufgehende Sonne bezeichnet haben. Geibels Züge tragen einen schneidigen Ausdruck, der denen überraschend sein wird, die bei ihm stets nur die minniglich zarten Jugendlieder im Sinne haben. Diese machten ihn berühmt, aber er mußte das Glück der fünfzig Auflagen auch damit theuer erkaufen, daß die öffentliche Meinung stets zuerst an seine Erstlinge denkt, ja wie denn ein Julian Schmidt in seiner Literaturgeschichte nichts anderes von ihm zu sagen wußte, als daß er unsterblich sein werde bei den Backfischen. Dagegen singt der Dichter:

Mit unsrer Tagskritik verdarb ich's leider,
Da ich sie nie nach ihrer Weisheit frug;
Sie klopft noch stets die abgelegten Kleider,
Die ich mit sechzehn Jahren trug.

Aber er hat auch die patriotischen Juniuslieder gedichtet, er hat neuerdings geschichtliche Ereignisse und Helden nach ihren Stimmungen und ihrer idealen Bedeutung lyrisch dargestellt, er hat eine Nibelungentragödie geschaffen, und die preußische Armee singt sein Lied vom Sturm auf die Düppeler Schanzen. Heyse läßt uns im Preis seine anmuthigen Züge, seine schlanke Gestalt erkennen; der Sinn für formale Schönheit war seiner Seele schon eigen, als sie seinen Leib bildete, was Wunder daß derselbe das Hauptsächliche in seinen Dichten ist, daß interessante Figuren in besonderen Gemüthslagen und Verhältnissen zu schildern das Lieblingsthema seiner Novellen ward, in denen auch das sinnlich Reizende sich salonfähig und wohlanständig einführt, und alles zierlich sich abrundet. Seine Novellen in Versen zeigen den über dem Stoffe freischwebenden Dichtergeist, der immer noch größer ist als seine Werke, der in den Dramen jetzt ein classisches Studium und jetzt ein bühnenwirksames Stück gibt, und der bei der Menge am wenigsten lauten Beifall gefunden hat, wo er sich am liebevollsten in den Gegenstand versenkt und am tiefsten sich ausgesprochen, wie meinen in der Thekla, diesem christlichen idyllischen Epos, einem Nachklang von Goethes Herrmann und Dorothea.

An Geibels andrer Seite sitzt Schack, den die Münchner Blätter gewöhnlich „Kunstmäcen" betiteln, weil er die reichen Einkünfte seiner mecklenburgischen Güter zu Ankäufen von Oelgemälden ver-

Digitized by Google

wendet, und zwar so, daß er jetzt einem Meister, wie Genelli, es möglich macht, große Entwürfe auszuführen, jetzt hochbegabten jüngern Kräften Aufträge gibt, durch die sie sich einen Namen machen. Aber Schack steht durch seine Geschichte des spanischen Theaters und durch seine herrliche Uebersetzung des herrlichen Firdusi, des persischen Heldensängers, ehrenvoll als Schriftsteller da, und seine Beiträge im Münchner Dichterbuch ließen einen Blick in sein Herz werfen. Ueber seinen Stuhl lehnt sich der Schweizer Leuthold, bis jetzt vornehmlich als Journalist und als Uebersetzer thätig, wenigstens verdankt er seinen Namen den fünf Büchern neufranzösischer Lyrik, die er mit Geibel herausgegeben, und die mit feinster Kunst in die Empfindung und den Styl von Beranger, Victor Hugo, Brizeux und Andren eingehn und das Französische formgetreu dem Deutschen aneignen. Man sieht es ihm an, es macht ihm Spaß, recht saftige kritische Hiebe auszutheilen; aber unter den rauhen Stacheln liegt ein weiches Gefühl und blüht in hehren Liedern hervor. Zur Seite Schacks, am obern Ende des Tisches, sitzt Riehl und neben ihm Zeising. Beide verdanken ihren Namen mehr den wissenschaftlichen, als den künstlerischen Werken; aber wenn Riehl auch seine culturhistorischen Novellen und die alten Geschichten nicht geschrieben hätte, so viele Kabinetstücke in seiner Naturgeschichte des Volks, z. B. der Philister, der Bauer guter Art, die kleinen Reisenden, würden ihn als einen Genremaler mit der Feder hochstellen, ja man hat schon seiner Politik etwas weniger, seiner Poesie etwas mehr Romantik und Phantasie gewünscht. Zeising hat das Proportionsgesetz für die Schönheit der Natur und der Kunst gefunden und aufgezeigt; es heißt „der goldne Schnitt", und wir nannten ihn darnach in Leipzig den goldenen Schneider. Aber er hat auch manches frische Lied gesungen, Dramen und Romane geschrieben, wie z. B. Hausse und Baisse, worin er unter französischem Titel die Ebbe und Fluth, das Steigen und Fallen (warum wählte er nicht das zum Titel?) nicht blos in einem Kaufmannshause, sondern in der Bildung und der Politik Deutschlands gespiegelt. In der Reise nach dem Lorbeerkranz behandelt er humoristisch die Frage der Gegenwart nach der Zukunftsmusik; Riehl macht auch Hausmusik, und so scheinen sie sich darüber zu unterhalten.

An der andern Seite des Tisches sitzt (im Profil) Große, und das Bierglas in der Hand vorwärts gekehrt Lingg. Der Erstere ist dem Zeichner besonders gut gerathen, sein scharfgeschnittenes Profil spricht für den Dichter, und er ist es vornehmlich in der unerschöpflichen Fülle der Erfindungskraft, für die das flare Maß zu finden ihm darum schwerer wird als andern; indeß in lyrischen Gedichten und in poetischen Erzählungen, wie das Mädchen von Capri, hat er es gefunden. Lingg trat erst als gereifter Mann in die Oeffentlichkeit, aber er erwarb sich mit einem Schlag seinen Platz neben den besten Zeitgenossen durch das tiefe Gefühl und die eigenthümliche Gewalt der Sprache vornehmlich seiner historischen Lyrik, indem er sich in die Stimmungen ganzer Völker oder Weltalter vertiefte und diese dann in angemessenen Melodieen aussprach.

„Im heil'gen Teich zu Siugapur
Da liegt ein altes Krokodil
Von äußerst grämlicher Natur
Und laut an einem Lotosstiel.

Es ist ganz alt und völlig blind,
Und wenn es einmal friert des Nachts,
So weint es wie ein kleines Kind,
Doch wenn ein schöner Tag ist, lacht's."

Diese seltsamen Verse finden sich auch in seinen Gedichten; und ich weiß nicht was sie für einen absonderlichen Zauber ausübten, aber sie waren bald im Munde eines Kreises, der sich unter den Münchner Poeten gebildet, und es fand sich, daß auch Geibel ein Krokodilenlied verfaßt, das vielgesungene Studentenlied:

„Ein lust'ger Musikante
Spazieret an dem Nil, o mores!
Da kroch aus dem Schilfe
Ein großes Krokodil, o mores!
Das wollt' ihn baß verschlingen, wer weiß wie das geschah,
O tempo-, tempo-, tempora,
Gelobet seist du jeder Zeit, Frau Musika!"

Der Musikant spielt, das Krokodil tanzt, tanzt drei alte Pyramiden um, die erschlagen es, und der Musikant geht ins Wirthshaus und sorgt für seinen Magen, denn eine Musikantenkehle die ist als wie ein Loch, und hat er noch nicht aufgehört, so trinkt er immer noch! Und wir mit ihm!

Das gab dann Gelegenheit, daß die Gesellschaft, die allwöchentlich einmal Abends zusammenkommt, sich die Krokodile nannte, und das Bild des Krokodils steht auch zwischen Geibel und Lingg auf dem Titel; von den „Krokodilen" ward das „Münchner Dichterbuch" herausgegeben.

Zapfend vor dem Faß kniet W. Hert, ein Schwabe, aber Docent des Altdeutschen an der Münchner Universität, so daß er Bier und Wein gleichmäßig liebt, wenn er auch mehr die Reben als den Hopfen besingt. Er hat altfranzösische Gedichte übersetzt, und mehrere Stoffe der Heldensage, die uns in seiner oder in ungenügender poetischer Form überliefert sind, wie Lanzelot und Guenevra, Hugdietrichs Brautfahrt, vertrefflich in wohlklingenden leichtfließenden Versen erzählt. Seine kraftstrotzende Jugend leidet noch etwas an sinnlicher Ueberfülle, wenn man anders das ein Leiden nennen will; ich gedachte wenigstens, als ich das tadeln wollte, meiner grauen Haare und seufzte mit Goethe: „O Traum der Jugend, o goldner Stern!" Hinter dem Faß, Große zunächst, sitzt May, der Stadtgerichtsrath May, der einen Maitag des Schönen im Gemüthe trägt und neben der Themis auch den Musen huldigt; wandelt er auch nicht täglich „Morgens zur Kanzlei mit Acten, Abends auf den Helikon", so hat doch die Morgenstunde manchmal für ihn poetisches Gold im Munde, und einige Dramen von ihm werden in München gern gesehn. Ihm zur Seite sitzt Hopfen, der zwischen Wien und München hin und her pendelt. In seinem Roman Peregretta hat sich die Kritik mit dem herben Ausgang nicht befreunden, aber die vortreffliche Darstellung, die krystallklare beneidenswerthe Prosa gepriesen; das Münchner Dichterbuch ließ ihn sich der Oeffentlichkeit zuerst in Versen produciren, die uns von Thaten der Vorzeit und von Herzensgeschichten der Gegenwart Bericht gaben; er ist noch jung und vielversprechend, und wir nehmen an, daß andre Poeten, die sich noch keinen Namen gemacht, aber darnach streben, weiter hinaus, uns nicht mehr sichtbar, an seiner Seite sitzen. Aber hinter ihm zeigt sich noch ein Offizier, der Artillerichauptmann Reder, ein tüchtiger Soldat und dabei ein Maler, der in seinen Landschaften sich über das Dilettantenthum erhebt und seine Seele in ihnen spiegelt; als Dichter gelingen ihm kleine Stimmungsbilder der Natur und Geschichte vorzüglich. Wir zweifeln nicht, daß es seiner Tapferkeit gelingen wird, sich die Theilnahme weiterer Kreise zu erobern. Zwischen ihm und Leuthold, hinter Riehl und unter der Goethestatuette, stehn noch zwei Poeten, Becker und Trautmann; sein Profil zeigt uns Becker, mit Schantein und Roquette ein Classiker von Cottas Gnaden, indem sein „Jung Friedel" stets neben den Miniaturausgaben von Homer, Schiller, Uhland ꝛc. dem Publikum in der Buchhändlerranzeige empfohlen wird; es sind frische muntre Lieder, liebenswürdig im Volkston, und wir würden es bedauern, wenn Becker im prosaischen Journalismus einer Vertiefung seines Talents entzogen bliebe. Trautmann ist der Poet des Münchner Kindels, wie sie den Mönch im Stadtwappen (oder auf dem Bierglas zwischen Kobell und Schmid auf unserm Bilde) nennen, er weiß alle alten Geschichten, die sich an die hiesigen Localitäten knüpfen und erzählt sie am liebsten in alterthümlich treuherzigem Chronikenstyl, der ihm so zur Manier geworden ist, daß er auch die Erinnerungen an den Bildhauer Schwanthaler, seinen Freund, so abfaßte, als wenn ein Zeitgenosse Dürers oder Peter Vischers über diese berichtete.

Zwischen den beiden Tischen, unter der Schillerbüste, steht Dr. Meyr, der zum Glück zur Unterscheidung von Ameyer, Bemeyer die Beymeyer den Vornamen eines der heiligen drei Könige führt, Melchior, und es verdient, weil auch er wie die Weisen aus Morgenland gern huldigend sein Bestes dem Höchsten weiht. Das große Publikum kennt ihn vornehmlich durch seine Erzählungen aus dem Ries, und stellt ihn zwischen Auerbach und Jeremiad Gotthelf; seine Romane (Vier Deutsche, ewige Liebe) behandeln die tiefsten Fragen der Welt und der Seele, und verdienten die bildende Wirkung, deren sie fähig sind, und die sie auf Einzelne üben, auf tausende zu erstrecken. Seine Tragödie von Agnes Bernauer und Herzog Albrecht hat auf vierzig Bühnen gar manche Thräne entlockt, und ist im Druck erschienen; die Leserinnen werden sie nicht ohne edle Rührung aus der Hand legen und wiederholt darnach greifen. Er ist beim

Digitized by Google

Wein ein lustiger Geselle, hier schaut er so ernst drein, als wolle er eben mit Carriere ein religionsphilosophisches Problem über „Gott und sein Reich“ (solch ein Buch hat er nämlich auch geschrieben) eingehend besprechen. Aber Carriere, der uns gegenüber am oberen Ende des Tisches sitzt, verzieht die Lippen als ob er eben den Rheinwein prüfend kostete, den er aus dem vor ihm stehenden Römer getrunken, und in der That soll unser Aesthetiker auch auf diesem Gebiet ein guter Geschmackspresser sein, ja die Gegner sagen ihm nach, er verstände mehr von altem Wein als von alten Bildern. Für uns ist seine wissenschaftliche Thätigkeit die Hauptsache: seine philosophische Weltanschauung der Reformationszeit, seine Aesthetik, seine Kunst im Zusammenhange der Culturentwicklung; aber er gab zu seinen religiösen Reden auch ein Gesangbuch heraus, indem er unter dem Titel „Gott, Gemüth und Welt“ seine eignen Gedichte mit alten und neuen Dichterworten aus Morgen- und Abendland zusammenstellte, so daß er hier nicht blos als der gar zu gern lobende Richter, sondern als Genoß unter den Poeten sitzt. Der schnurrbärtige Mann mit der Brille neben Carriere ist Steub, der hier etwas scharf dreinsieht, als wollte er, der vielgelobte Advokat, einen Gegner hart anlassen und in sein Nichts zurückweisen, oder als hätte er, der auch ein Sprachkenner ist, mit einem der seltsamen Gelehrten zu thun, welche aus den Bayern, diesen echten Deutschen, so gern Kelten machen und damit das bayrische Bier dem Germanenthum entfremden wollen. Dabei hat Steub seine „Deutschen Träume“ uns im humoristischen Roman mitgetheilt, und was die Schilderung unsrer Alpen, ihrer Natur und Bewohner betrifft, ist er der Dritte im Bund mit den beiden, die vorn am Tische sitzen. An Heyses Rückseite lehnt sich nämlich der Mineralogе Franz von Kobell, der Jagdgenoß von König Max, der Erlеger von hundert Gemsen, der Sänger vertrefflicher Gedichte in oberbayrischer Mundart, die noch besser sind als seine Pfälzer Geschichten oder seine hochdeutschen Verse, womit wir diese gar nicht herabsetzen wollen, denn Kobell versteht wie wenige bei jeder Gelegenheit ein Gedicht zu machen, das stets die Hörer erfreut und in der Regel in heiterer Gesellschaft den Preis gewinnt. Ihm schräg gegenüber an der andern Tischeck sitzt der wohlbeleibte Hermann Schmid, der es viele Jahre weder im Epos noch im Drama zu einem durchschlagenden Erfolg brachte, bis endlich ihm seine oberbayrischen Geschichten in Nord und Süd die Herzen gewannen und nun auch größere historische Romane, wie sein „Kanzler in Tyrol“, oder „Im Morgenroth“ die verdiente Anerkennung fanden. Neben Schmid sitzt, einen Hund zu seinen Füßen, Oskar von Redwitz, der mit seiner Amaranth so viele frommе Seelen entzückte, wiewohl mir das nicht fromm und recht schien, daß Herr Walther am Comersee seinen Arm um Ghismondas bräunlichen Nacken schlingt, während er im Herzen nach der Geliebten im Deutschen Walde seufzt, aber die Poesie des Waldes und der Minne war doch duftig zart, und Redwitz, beim Becher ein muntrer Zecher, der geläufig Polnisch spricht, ohne ein Wort davon zu verstehen, hat nach einigen Lesefrüchten auch seinen Weg auf die Bühne gefunden und namentlich mit seiner Philippina Welserin in München und an vielen Orten rauschenden Beifall geerntet; die Narbe auf der Wange zeugt noch von der Waffenlust seiner Studentenzeit, und als Redner in der Kammer hat er dem Verfasser des „schwarzen Buchs“ einmal gebührend heimgeleuchtet, als dieser den Sündenlohn für seine polizeilichen Verdächtigungen so vieler Ehrenmänner begehrte.

Die Lehne des Stuhls hat Bodenstedt in der Hand: ist er hier aufgestanden, oder kommt er vom andern Tisch, um sich hier niederzusetzen? Er wird willkommen sein, denn er ist ein eben so behaglicher als glänzender Erzähler, und was er in 1001 Tag aus dem Orient oder nach seinen russischen Erlebnissen in seinen Novellen hat drucken lassen, das hat lange aus seinem Munde die Hörer ergötzt, ehe er es niederschrieb; und thut seine beste Wirkung, wenn man es von ihm selber wie eine Improvisation vernimmt. Bodenstedt ist ein vorzüglicher Uebersetzer; wir schlagen es noch höher an, daß er Shakespeares Sonette bei uns eingebürgert, als daß er uns mit den russischen Dichtern Puschkin und Lermontoff bekannt machte. Dabei spielt er selbst eine Doppelrolle in der Lyrik, indem er seine Gedichte theils unter eignem Namen, theils unter dem des Mirza Schaffy von Tiflis herausgibt, und durch diese letzteren ist er gerade am berühmtesten und beliebtesten geworden. — Zwischen Bodenstedt und Steub, zu diesem hingewendet, gewahren wir Felix Dahn, der in neuester Zeit Professor der Rechte in Würzburg geworden und ein gelehrtes Werk über die Könige der Germanen geschrieben, als Student und Privatdocent aber unter den Münchner Poeten vielfach seine Kraft erprobte, und am liebsten Stoffe aus der vaterländischen Sage und Geschichte in wohlgefällig abgerundeten Versen ausbildete; ein Harald und Theano, seine Gedichte geben Zeugniß davon. — Hinter Redwitz stehn noch zwei Dichter, die vornehmlich auf religiösem Gebiet sich geltend gemacht, der bebrillte Gymnasiallehrer Friedrich Beck, und der katholische Geistliche Johannes Schrott. Wir haben von Beck conservativ-liberale politische Gedichte und andre die ein gemüthliches Stilleben darstellen, am bedeutendsten aber ist seine Theophanie, eine Dichtung, die das Walten Gottes in der Natur und Geschichte, seine Erscheinung auf Erden in Christus und sein Fortwirken im Reich des Geistes schildert, eine Aufgabe, die zu vollgenügender Lösung allerdings einen Dante unsrer Zeit erfordert hätte; Beck hat ein sinniges Talent an ihr entfaltet. Schrott hat in seinen religiösen Meditationen, in seinen Sprüchen den Ton Walthers von der Vogelweide oder von Freidanks Bescheidenheit angeschlagen, die sittliche Gesinnung und das menschliche Herz in ihrer Richtung aufs Ewige und Unendliche bilden den Grundton seiner Dichtungen, die von confessionellem Hader fern bei dem verweilen, was allen Christen gemeinsam ist. Der Graf Pocci endlich ist sicherlich nur deswegen nicht hier, weil er auf dem Bilde der Maler seine Stelle gefunden;*) aber den wackern Friedrich Gülk hätte der Zeichner nicht vergessen sollen, der als Lehrer der protestantischen Mädchenschule sein werkthägliches Brot im Schweiße seines Angesichts ißt, Sonntags aber in seiner „Kinderheimath“ einkehrt, wie er denn mit Pocci dafür gesorgt hat, daß die Kinderliteratur in Lied und Bild so viel besser geworden ist. Das „Daheim“ kann das Versehen wieder gut machen, wenn es dieser Sache einen besondern Artikel widmet und dabei das Bildniß Gülks seinen kleinen und großen Freunden und Freundinnen vor Augen führt, wobei dieser dann vielleicht noch besser wegkommt, als die andern, die hier in kleinem Maßstab, der es schwer macht, die Aehnlichkeit unverletzt im Holzschnitt zu bewahren, in bunter Reihe zusammengestellt worden sind.

?

*) Siehe Daheim Nr. 9.

Die Feder Caesars.

Fragment aus den Papieren eines Diplomaten. Von A. Mels.

Der so berühmte Code Napoléon, welchen man als Modell der Jurisprudenz aufzustellen pflegt, leidet dennoch, wie jegliche andere Gesetzsammlung, an Unvollkommenheiten und Lücken, welchen — wir müssen der französischen Regierung diese Gerechtigkeit widerfahren lassen — man täglich abzuhelfen sucht, die aber schon manchmal der Grund vieler und eigenthümlicher Unannehmlichkeiten geworden sind. Eine solche Lücke befindet sich in dem Contumazverfahren, welches dem für ein einfaches Vergehen (simple délit) Verurtheilten, nach fünf Jahren, eine Verjährung einer Strafe zugesteht.

Ein eigenthümlicher Fall, der einen meiner Jugendfreunde, mit dem ich das Gymnasium in X. und später die Universität besucht hatte, betraf, machte mich mit diesem Abschnitte des Code Napoléon bekannt und gab mir Gelegenheit, eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten des zweiten Kaiserreichs, welche einen wenig sichtbaren, aber vielleicht desto stärkeren Einfluß auf die Weltereignisse der letzten Jahre ausgeübt hat, kennen zu lernen — ich meine den jüngst verstorbenen Senator Mocquard, Geheimsecretär des Kaisers Napoleon III — oder wie die imperialistischen Lyriker ihn nannten: „la plume de César.“

Mein Freund hatte im Jahre 1853 einige Zeit Paris bewohnt,

Digitized by Google

von wo er im Anfange des folgenden Jahres eine Reise nach Ostindien unternahm; dort blieb er sechs Jahre und nachdem er der englischen Regierung die wesentlichsten Dienste geleistet, war er aus Gesundheitsrücksichten nach Europa zurückgekehrt. Er besuchte mich; ich fand in ihm das jugendliche Feuer, welches in Heidelberg vor langen Jahren in unseren zwanzigjährigen Köpfen tobte, in seinem abenteuerlichen Geiste fast unerloschen, während ich? — doch ich bin Diplomat! Der Chef meiner Gesandtschaft nahm ihn auf meine Empfehlung mit vieler Freundlichkeit auf und verschaffte ihm Eintritt in die höchsten Gesellschaften der kaiserlichen Hauptstadt.

Einen Morgens läßt mich der Gesandte, während ich eine Depesche an unseren Generalconsul in H. expedire, bitten, mich zu ihm zu bemühen und zeigt mir bei meinem Eintritt in sein Cabinet ein Billet, welches er so eben erhalten. Man möge sich mein Erstaunen vorstellen, als ich folgende Zeilen las: „Ich halte es für meine Pflicht, Ew. Excellenz zu benachrichtigen, daß der Baron v. St...t, welcher unter Ihren Auspicien in die Gesellschaft eingeführt worden ist, im Jahre 1853 von der 6. Kammer der Zuchthauspolizei zu einem Jahr Gefängniß und 500 Frs. Strafe wegen Betrug in Contumaz verurtheilt worden ist, daß diese Strafe jedoch, dem Gesetze gemäß, seit dem 31. December des vergangnen Jahres verjährt ist. Ew. Excellenz werden wissen, daß die Regierung es bisher für gerathen gehalten hat, alle verurtheilten Fremden auf Frankreich zu verweisen; bevor ich jedoch irgend eine Maßregel gegen den Hrn. Baron v. St...t treffe, wollte ich Ew. Excellenz davon in Kenntniß setzen.

Ew. Excellenz gehorsamster Diener

Der Polizeipräfect

Boitelle."

Ich bitte den Gesandten, vor allen Dingen mich mit dem Baron sprechen zu lassen — er gewährt mir meine Bitte, — ich fahre eiligst zu meinem Freunde, erzähle ihm das Vorgefallene und sehe ihn nach einem Augenblicke des Verblüfftseins in das tollste Gelächter ausbrechen.

Zufälliger Weise war es der erste April und ich bedurfte einer ganzen halben Stunde, um den Baron zu überzeugen, daß ich ihn nicht in den April zu schicken gedachte, und daß die Geschichte äußerst ernst sei. — Wir fahren auf die Polizeipräfectur, wo in meiner Qualität als Gesandtschaftssecretär man mir bereitwillig den Namen des Barons im Fremdenregister aufschlägt und wir beide die Ueberzeugung gewinnen, daß auf Anklage des Hrn. Alb. T., Kaufmann, rue Vivienne 170, der Baron von St...t am 29. Januar 1854 zu der obengenannten Strafe wegen Betruges verurtheilt worden sei. Ohne uns aufzuhalten, fahren wir direct zu dem Hrn. T., verlangen ihn en particulier zu sprechen, und nachdem er einige Augenblicke nachgedacht, erzählt er uns folgende Geschichte, die auch ganz mit den Erinnerungen des Barons übereinstimmt.

„Einige Wochen vor Weihnachten des Jahres 1853 — kamen der Herr Baron mit einer Dame in mein Magazin — einer Dame, die ich seit längerer Zeit als eine in der Künstlerwelt sehr beliebte Größe kannte — die ich schätzte und bewunderte, der ich jedoch meinen Principien gemäß keinen Centime Credit gegeben hätte. Sie wählte einen Cachemir im Preise von 1500 Franken und der Herr Baron gaben mir seine Karte mit Ordre, ihm die Rechnung nach seinem Hotel zu schicken. Am selben Tage brach Feuer in meinem Geschäfte aus und einige Wochen lang dachten weder ich noch meine Commis an etwas anderes, als daran, den von diesem Unfalle uns zugefügten Schaden zu ersetzen. Als endlich wieder ein wenig Ordnung in den Lauf unserer Geschäfte kam — sandte ich die Rechnung — jedoch der Herr Baron waren verschwunden — die Dame aber nach England gereist. Ich consultirte einen Advokaten, der mir rieth, eine Klage bei der Staatsanwaltschaft gegen Sie einzureichen, was ich auch that, und die Folge davon war der besagte Prozeß und die Verurtheilung in Contumaz!"

„Und Sie sind nicht bezahlt worden?" fragte der Baron. —

„Nie," war die Antwort des Kaufmanns.

Wir verließen den Laden — und ich muß es gestehen — ich war ziemlich verstimmt und sprach fast kein Wort mit dem Baron, der dem Kutscher die Adresse eines Banquiers in der Rue Hauteville gab. Ohne den Grund dieses Besuches zu wissen, ließ ich mich einführen und bereute es einige Minuten später nicht. Auf Verlangen des Barons zeigte uns der Banquier seine Correspondenz aus jener Zeit und glücklicherweise fand sich darunter der Brief, der den Baron rechtfertigte mit dem Postzeichen aus Marseille und dem Datum, 5 Tage nach seiner Abreise. Die besagten Fall betreffende Stelle lautete wörtlich folgendermaßen: „Ich habe neulich für Frl. B. einen Cachemir gekauft und der Verkäufer hat vor meiner Abreise sein Geld nicht holen lassen. Es ist mir ganz unmöglich, Ihnen zu sagen, wie dieser Mann heißt, noch welches die Firma seines Geschäftes ist; damit er aber, sobald er sich präsentirt, bezahlt werde, schicken Sie 1500 Franken an Frl. B. und bitten Sie sie, es selbst zu thun." — Darauf zeigte mir der Banquier seine Bücher und auch einen Empfangschein über 1500 Franken des Frl. B.

Wir consultirten einen Advokaten und dieser brachte uns bald auf den rechten Weg, das Mißverständniß zu erklären. Der Banquier hatte dem Frl. B. nicht sagen lassen, daß die 1500 Fr. dazu dienen sollten, den Cachemir zu bezahlen, sondern hatte sie ihr nur im Namen des Barons gesandt — und da die Dame in sehr intimer Beziehung zu dem Baron gestanden hatte, hatte sie geglaubt, es wäre ein neues und letztes Zeichen seiner Generosität. Der Gesandte gab uns den Rath, uns an den damaligen General-Staatsanwalt Chair-d'Est-Ange zu wenden und dieser, nachdem er die ganzen Acten durchgelesen, den Kaufmann, den Banquier, so wie den Baron vernommen, schickte uns die Antwort, — daß nichts zu thun wäre, da das Gesetz ausdrücklich die Verjährung bestimme und obgleich die deutlichsten Beweise der vollständigsten Unschuld des Barons verlägen, so könne doch gar nichts auf gerichtlichem Wege zu seinen Gunsten geschehen; dem Buchstaben des Gesetzes nach wäre und bliebe er ein in Contumaz Betrugs halber Verurtheilter! Zum Schluß jedoch gab uns der Herr General-Staatsanwalt den Rath, eine Denkschrift an den Kaiser über diesen Vorfall zu übersenden. Es war der berühmte Advokat Lachaud, der dieselbe verfertigte und wir erwarteten seit einem Monate schon irgend eine Entscheidung, als ich zufälligerweise den Herrn Chair-d'Est-Ange in einer Soirée beim Fschen Gesandten traf. Er fragte mich, ob etwas Neues in der bewußten Angelegenheit vorgefallen wäre und auf meine verneinende Antwort sagte er:

„Wenn ich Ihnen einen guten Rath geben soll, so sprechen Sie mit Herrn Mocquard, dem Secretär Seiner Majestät; er ist einer unserer ersten Legisten und sein Einfluß auf das Schicksal Ihrer Denkschrift ist unbestreitbar."

Ich befolgte den mir gegebenen Rath und einige Tage später begab ich mich früh Morgens nach St. Cloud, wo Herr Mocquard in einer eleganten Villa die wenigen Stunden, die ihm der Dienst seines hohen Herrn frei ließ, verbrachte. Herr Mocquard konnte doch in den Sechzigern sein, zeigte aber ein noch ungewöhnlich rüstiges Aeußere. Seine Gesichtszüge hatten einen eigenthümlichen Ausdruck von Feinheit, der aber dermaßen mit einer ihm angeborenen scheinenden Gutmüthigkeit, so zu sagen, rivalisirte, daß sie sich jedem unvergeßlich einprägten.

Ich wurde gleich bei ihm eingeführt und traf ihn beim Frühstück.

„Ich bitte Sie nicht um Entschuldigung", sagte er, „denn wenn Sie den Secretär des Kaisers hätten sprechen wollen, wären Sie zu ihm in die Tuilerien gekommen, so aber scheint es mir, daß Sie den Herrn Mocquard besuchen, und der gibt bei sich seinen Gästen die vollkommenste Freiheit, unter der Bedingung jedoch, daß sie mit ihm ein Gleiches thun. — Erlauben Sie mir deshalb fortzufrühstücken — und wenn Sie mich sehr verbinden wollen, nehmen Sie aus jener Kiste dort eine Cigarre und sagen Sie mir Ihre Meinung, ob es eine wirklich gute Qualität der „Vuelta de abaso" ist. Der Kaiser behauptet, sie taugen nichts — ich finde sie äußerst wohlschmeckend."

Dieser freundliche, leutselige Empfang des alten Herrn brachte mich, so zu sagen, aus meiner diplomatischen Fassung, ich hatte geglaubt, daß meine Eigenschaft als Gesandtschaftssecretär mir vieles erleichtern würde, aber nie hatte ich daran gedacht, auf einem fast freundschaftlichen Fuße von dieser hohen Persönlichkeit empfangen zu werden. Ich nahm eine Cigarre und setzte mich auf den, von einem Diener mir angebotenen Armstuhl.

„Ich komme, Herr Mocquard," sagte ich, „um Sie zu bitten —"

„O, ich beschwöre Sie, mein Herr," unterbrach er mich — „erlauben Sie mir zu frühstücken, ich wäre nicht fähig, Ihnen beim Essen eine vernünftige Antwort zu geben — lassen Sie mich meine gefetteten Eier in Frieden aufschlürfen — denken Sie sich, es sind Hühner meines Hofes, die sie gelegt haben, und ich bilde mir ein, ein reicher Grundbesitzer zu sein, indem ich sie verzehre. Auch mache ich beim Eieressen dem Kaiser eine energische Opposition! Er ißt sie mit Pfeffer, Salz und frischer Butter — haben Sie je so etwas gehört? — Ich erklärte es ihm neulich schon, daß dies ganz den Naturgesetzen

Digitized by Google

zumider sei, er will aber nichts hören — er fährt in seinem traurigen Systeme fort, und der Tag wird kommen, wo ihm die Eier, die natürlichste Nahrung des Menschen, durch seinen unnatürlichen Zusatz verleidet werden! — Ich geb' Ihnen mein Wort, nur wie ich sie esse, ißt man die Eier sich nie zum Ekel."

Ich glaubte zu träumen. — Das war der Mann, von dem man sagte, er habe einen so außerordentlichen Einfluß auf den Kaiser. Unmöglich! — Der alte Schwätzer, wie konnte der wohl an Weltangelegenheiten denken?

„Ich hoffe, Herr Mocquard," sagte ich, „daß Sie in anderen Fragen nicht so uneins mit dem Kaiser sind?"

Er sah mich einen Augenblick flüchtig an.

„Nun!" sagte er — „ich habe oft Streitigkeiten mit ihm — à propos — was halten Sie von der Cigarre, die Sie rauchen?"

„Ich möchte verurtheilt werden, mein ganzes Leben lang keine andre Sorte zu rauchen," antwortete ich.

„Nun sehen Sie!" rief er, indem er eine Hammelcotelette herbeiriß — „da haben Sie einen anderen Streit zwischen dem Kaiser und mir — Seine Majestät behauptet, sie wäre zu schnell getrocknet — und da ich weit entfernt bin, alle Meinungen meines kaiserlichen Herrn gut zu heißen, so habe ich ihm offen und frei gesagt, daß ich die Cigarre für gut halte. Wissen Sie, was er mir darauf geantwortet hat? — Nun dann solle ich sie nur rauchen! und hat mir 5000 derselben geschickt!! Ja, mein Herr," setzte er seufzend mit vollem Munde hinzu, „der Fürstendienst ist nicht so leicht, wie es scheint!"

Das war zu viel. Das Maß war übervoll und lief über. Ich begriff, daß Herr Mocquard sich über mich mokirte — aber weshalb er es that, war mir unbegreiflich. Meine diplomatische Ehre jedoch stand auf dem Spiele und ich mußte sie zu retten suchen.

„Ich begreife nur nicht," sagte ich, „daß bei solcher Meinungsverschiedenheit mit dem Kaiser und besonders bei so wichtigen Gegenständen, wie Eier und Cigarren, es Ihnen möglich ist, Ihre Stellung zu behaupten. Sie müssen eine außergewöhnliche Geschicklichkeit besitzen, Herr Mocquard." — Er sah von seinem Teller auf und blickte mich ziemlich spöttisch an.

„So ziemlich, Herr Geſandtſchaftsſecretär," sagte er, indem er meinen Titel mit einem besonderen Ausdrucke betonte.

Ich schwieg und dachte nach. — Eine alte Geschichte war mir plötzlich ins Gedächtniß gekommen und ich glaubte den Schlüssel des Räthsels gefunden zu haben. Der Graf B. nämlich hatte vor einiger Zeit geglaubt, daß in einer Mißlingen, die ihm beim Kaiser zu mißlingen schien, es geeignet wäre, seinen Secretär zu Hrn. Mocquard zu schicken, um auf einem nicht geraden — ich meine auf einem diplomatischen Wege — zu seinem Ziele zu gelangen. Herr Mocquard hatte bei Zeiten eingesehen, welch eine Rolle man ihm zutheilte und hatte dem armen Grafen arg mitgespielt.

Sollte er vielleicht glauben, daß ich in derselben Absicht zu ihm gekommen wäre? dachte ich.

„Würden Sie es glauben, Herr Mocquard," sagte ich, „wenn man Ihnen erzählen würde, daß ich zu Ihnen gekommen sei, um Ihnen im Namen der Gesetze Frankreichs Vorwürfe zu machen."

„Von einem ***schen Diplomaten glaube ich alles," erwiderte er lächelnd. — Ich fühlte den Stich, doch ich fuhr, ohne darauf zu achten, fort:

„Vor einem Monate schon erhielten Sie eine von Herrn Lachaud angefertigte Denkschrift, meinen Freund, den Baron v. St....t betreffend und wir erwarten immer noch die Entscheidung Seiner Majestät in einer so delikaten Angelegenheit!"

Herr Mocquard legte die Serviette fort — sah mich einen Augenblick fest an und stand auf.

„Ich bitte Sie um Verzeihung, Sie so lange aufgehalten zu haben," sagte er in einem Tone, der vollkommen von dem früheren abwich. „Bitte kommen Sie in mein Cabinet, wir wollen über diese Angelegenheit ein ernstes Wort sprechen!"

Ich folgte ihm und wir betraten ein vollständig mit Büchern und Papieren überfülltes Arbeitszimmer, in dem kaum ein ziemlich kleines Bureau und unsere zwei Stühle Platz hatten. Hier sprachen wir ein Langes und Breites über die betreffende Denkschrift, und Herr Mocquard bewies mir klar und deutlich, den Code Napoléon in der Hand, wie es schon die Herren Chair-d'Est-Ange und Lachaud gethan hatten, daß hier nichts zu thun wäre, als den Baron zu bedauern.

„Aber es ist ja ein Unsinn!" rief ich, „und Sie werden mir eingestehen, daß jedesmal, wenn ein Gesetz dem gesunden Menschenverstand entgegen ist, das Gesetz nicht befolgt werden kann!"

„Das könnte ich auch bestreiten," erwiderte er, „doch ich bin gleichfalls von diesem Standpunkte ausgegangen, als ich Seiner Majestät den ganzen Vorfall mittheilte."

„Und was haben Seine Majestät beschlossen?" fragte ich.

„Sehen Sie, mein Herr — ich wette, daß in diesem Fall die ganze Geschicklichkeit des Kaisers sich entwickeln wird. Drei Juristen, Chair, Lachaud und ich, und — ich sage es Ihnen im Vertrauen — sogar der Justizminister haben keinen Ausweg gefunden — aber ich gebe Ihnen die Versicherung, der Kaiser wird ein Mittel finden, das uns alle in Erstaunen setzen wird, um Ihrem Freunde Gerechtigkeit gegen die Gesetze widerfahren zu lassen."

„So überzeugt sind Sie?" fragte ich ungläubig.

„Ich kenne den Kaiser," antwortete er kurz, „und ich gebe Ihnen keine acht Tage, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß weder Sie, noch ich, noch irgend jemand fähig gewesen wäre, diese unangenehme Frage auf solche würdige Weise zu lösen."

„Ich bin begierig," erwiderte ich, „es zu sehen, und glauben Sie es mir — persönlich werde ich Ihnen sehr verpflichtet sein, wenn Sie die versprochene Entscheidung so viel wie möglich beschleunigen!"

Wir kehrten in den Salon zurück, wo Herr Mocquard mich bat, eine Tasse Kaffee mit ihm zu trinken. Wir unterhielten uns mehr denn zwei Stunden und ich gewann die Ueberzeugung, daß ich es mit einer der freundlichsten, offenherzigsten Persönlichkeiten des Kaiserreichs zu thun hatte, und ich zwang ihn, mir zu gestehen, daß sein erster Gedanke, als ich mich bei ihm anmelden ließ, der war, daß ich in Gesandtschaftsangelegenheiten und nicht in Privatsachen käme.

„Meine Stellung ist eine äußerst schwierige," sagte er, „man schreibt mir einen Einfluß zu, den ich ganz gewiß nicht besitze. O! wenn Sie den Kaiser kennten, Sie würden begreifen, daß ich factisch nichts mehr als sein erster Secretär bin, und daß, wenn ich manchmal meine Meinung ihm gegenüber äußere, dies nur in Eigenschaft eines langjährig bewährten Freundes geschieht."

„Wie lange kennen Sie den Kaiser schon?" fragte ich.

„Seit länger als 40 Jahren," antwortete Mocquard lachend, „der Kaiser war 9 Jahre alt, als ich ihn zum ersten Male im Schlosse Aremberg, wohin mich das Gefühl von Verehrung, welches ich seit meiner frühesten Jugend für die Familie Bonaparte empfunden habe, zog. Die Königin Hortense bewohnte, wie Sie wissen, mit ihren zwei Kindern, dem jetzigen Kaiser und seinem älteren Bruder, das Schloß. Es war im Jahre 1817, als ich auf einer Vergnügungsreise durch Deutschland mich dorthin begab. Ich hatte keinen andern Zweck, als die heben Verbannten meiner aufrichtigsten Hochachtung zu versichern — und doch hat diese Reise meinem ganzen Leben eine andere Wendung gegeben."

„Welch Stellung hatten Sie denn damals?" fragte ich.

„Eine Stellung, mein Herr," antwortete Mocquard mit vielem Feuer, „die ich jeder andern vorziehe, selbst der des Secretärs des Kaisers — ich war Advokat! — und es heißt, daß ich der französischen Advokatur, die Leute wie Berryer und Dupin damals schon in ihren Reihen zählte, Ehre machte! — so behauptete wenigstens Lord Brougham, welcher eine meiner Vertheidigungsreden in dem berühmten politischen Prozesse der „schwarzen Steknadel," mit Lord Lyndhurst und Lord Ellenborough mitanhörte. Merkwürdige Leute, diese Engländer! — Beinahe 30 Jahre lang haben diese drei bedeutenden Redner und Staatsmänner mir ein aufrichtiges Wohlwollen bewahrt und mir manch einen Beweis davon gegeben — und warum? — weil eine meiner Reden ihnen gefallen!!"

„Warum verließen Sie aber diese Carrière, die Ihnen so zu gefallen schien, und die Sie gewiß in Frankreich bis zu den höchsten Stufen des Staatsdienstes hätte führen können," fragte ich.

„Es war so bestimmt!" erwiderte Herr Mocquard seufzend, „noch heute bedaure ich es — aber es ging nicht anders! Ich hatte mir eine leichte Halsentzündung in dem strengen Winter von 1822 zugezogen und sie nicht beachtet — ich hatte angeheuer viel Prozesse vor mir, arbeitete fast ununterbrochen alle Nächte und plaidirte bei Tage. — Da erwache ich eines Morgens heiser, und um 12 Uhr schon war ich unfähig, einen Laut hervorzubringen. Drei Monate, lieber Herr, litt ich, und als ich endlich nach unendlichen Schmerzen wieder geheilt wurde, erklärten mir die Aerzte, daß ich nicht mehr plaidiren dürfte, und Jahre lang nachher konnte ich auch wirklich keine

Digitized by Google

fünf Minuten hintereinander sprechen, ohne einen fürchterlichen Schmerz in der Kehle zu empfinden! Das war der Lohn für eine Sünde! — eine diplomatische Sünde nämlich," setzte er lachend hinzu.

„Sie machen mir Furcht," rief ich, — „gibt es denn auch diplomatische Sünden?"

„Nur eine," antwortete er lachend, — „die Apostasie! Ja, mein Herr, ich hatte die Diplomatie verlängnet, und Mercur, ihr Schutzgott, rächte sich!"

„Sie bringen uns in eine schöne Gesellschaft," erwiederte ich, — „ich wußte es nicht, daß wir unter Mercurs Schutze ständen — ebenso wenig wie ich es wußte, daß Sie einmal den Fuß in unsre Carrière gesetzt hätten —"

„Und mit einem Erfolge, von dem die heutigen Diplomaten gar keine Idee haben," sagte Mocquard, — „denken Sie sich, im Jahre 1812, ich war 22 Jahre alt, war ich Geschäftsträger des Kaisers Napoleon I. am Hofe von Würzburg!"

„Und Sie gaben diese glänzende Stellung auf, um —"

„Um sprechen zu können, mein Herr! O, Sie können sich nicht vorstellen, was ich dabei auszustehen hatte! Das Paradoxon des Herzogs von Talleyrand, daß „Sprechen die Kunst, seine Gedanken zu verbergen" sei, ist in der Diplomatie ziemlich richtig, aber noch richtiger war damals: Gänzlich schweigen ist die Kunst der Diplomaten! — Ich hielt es kaum ein Jahr aus, ich forderte meine Entlassung, zog die goldgestickte Uniform des Geschäftsträgers aus und den schwarzen Talar des Advokaten an — Sie haben gehört, wie ich auch diesen niederzulegen gezwungen ward!"

„Und was sagten Ihre verbannten Freunde in Aremberg zu diesem Unfalle?" fragte ich.

„Es ging ihnen sehr nah," erwiederte Mocquard, „aber sie kannten meinen Hang zu den Wissenschaften und begriffen, daß ich hierin einen Trost finden würde. Bis 1830 brachte ich meine Zeit auf diese Weise hin und glaubte mein öffentliches Leben sei schon beschlossen, als mich die Julirevolution meinen Studien entriß und mich auf Empfehlung alter und bewährter Freunde zum Präfekten von Bagnères de Bigorre ernannte!

„Das war das dritte Mal, daß ich meine Carrière wechselte und zu dieser dritten, das begriff ich in den ersten Tagen schon, hatte ich noch weniger Geschmack und Neigung als zu der ersten! Fügen Sie hinzu, daß ich mich keineswegs verpflichtet glaubte, meine freundschaftlichen Beziehungen mit der Familie Bonaparte meiner officiellen Stellung halber aufzugeben, und daß ich deshalb bei dieser Regierung als Bonapartist schlecht angeschrieben stand, und Sie werden leicht einsehen, daß ich mit Freuden die Gelegenheit ergriff, mich zurückzuziehen, als ich in der für Frankreich so erniedrigenden Politik von 1840 einen genügenden Grund mir selber gegenüber fand!"

„Und jetzt," fragte ich weiter — „fühlen Sie sich in dieser hohen Stellung, um die Sie so viele — wie ich gehört habe, selbst Minister — beneiden, fühlen Sie sich hier in Ihrem wahren Wirkungskreise?"

„Ja und nein," erwiederte er. „Ja; denn wie ich Ihnen schon vorhin gesagt habe, behandelt mich der Kaiser wie einen Freund im wahrsten, weitesten Sinne des Wortes. Nein; denn mit einem Manne wie der Kaiser hört alle persönliche Initiative auf, und Sie wissen, daß wir alte Advokaten, die mit dem Parlamentarismus aufgewachsen sind, uns gerade etwas darauf einbilden."

„Sie werden selbst begreifen, wie sehr Sie mich in Erstaunen setzen, Herr Mocquard," sagte ich, „denn Sie selbst werden von den Gerüchten, die in einem gewissen Publikum circuliren, unterrichtet sein!"

„Ja, man sagt, daß ich die Reden und Schriften des Kaisers verfasse," rief er lachend. „Selbst dieses Talent wollen sie meinem armen Kaiser nicht gönnen! Es ist aber auch zu toll! Gott gebe, daß sie Recht hätten — dann würde ich mir in meinen eigenen Augen doch etwas mehr werth sein — aber hören Sie, wie es geht! Nehmen wir z. B. die Denkschrift Ihres Freundes, des Barons St...t — ich erhielt, öffnete und las sie; am andern Morgen legte ich sie Seiner Majestät vor, und einige Tage später erhielt ich sie wieder zurück mit der Randbemerkung: „Meinung des Justizministers?" — Da sandte ich sie an den Staatsminister, welcher sie dem Justizminister überbringen ließ, und nach ungefähr einer Woche bekam ich sie auf demselben Wege wieder zurück und legte sie von neuem mit der motivirten Meinung des Justizministers dem Kaiser vor. Vor einigen Tagen ließ er mich rufen, und indem er mir die Denkschrift zeigte, sagte er: „Haben Sie irgend eine neue Anschauungsweise über diese Sache?" und als ich verneinte, sprach er von andren Dingen. Wahrscheinlich werde ich in nächster Woche die Denkschrift mit der Entscheidung des Kaisers wieder zurückerhalten und sie dem Absender zurückschicken! — Und das ist alles, was ich in dieser Sache gethan habe und hätte thun können!"

„Aber die so meisterhaft geschriebenen Briefe des Kaisers?" meinte ich.

„Ja! Das ist etwas andres!" antwortete er. „Sie sollen sehen, wie sehr ich an der kaiserlichen Correspondenz betheiligt bin. Hören Sie! Wenn der Kaiser irgend einen Brief beantwortet oder direct an irgend eine Person schreibt, so bekomme ich auf einem Bogen Papier folgende Befehle: „Schreiben Sie an Hrn. X., daß" — u. s. w. u. s. w. Wissen Sie, was ich dann zu thun habe? — die Ueberschrift und die Begrüßungsphrase am Ende des Briefes zu verfertigen und die einzelnen Phrasen zusammenzusetzen — auch die Interpunktion muß ich besorgen, denn der Kaiser ist ein geschworner Feind aller Kommas!"

„Aber die Reden! jene meisterhaften Reden, die, abgesehen von ihrem Inhalt, einen wirklichen literarischen Werth haben?"

„Bei denen, mein Herr, habe ich eine noch weit untergeordnetere Stellung — da bin ich ein bloßer Copist einer oft sehr unleserlichen Handschrift!"

„Ich kann mir das nicht denken, Herr Mocquard," sagte ich, „daß Sie Ihre Individualität so ganz verleugnen können —"

„Ich will Ihnen das in zwei Worten erklären, mein Herr," antwortete er mir — „ich verehre den Kaiser, denn sein hoher Geist bezherrscht mich ganz und gar — und ich liebe den Kaiser, denn ich weiß, wie sehr er mir zugethan ist — und mit den beiden Gefühlen kosten die Opfer der Eigenliebe sehr wenig!"

„Eine letzte Frage, Herr Mocquard, und Sie haben mich besiegt: Man sagt, der Kaiser sei der Verfasser einer Lebensgeschichte Julius Cäsars, welche erst nach seinem Tode publicirt werden soll. Hier wenigstens können Sie Ihre Mitwisse doch nicht leugnen? Sie, dessen Ueberzetzung des Tacitus als die beste gerühmt wird, Sie, die Sie mit Ihrem Romane Jessie ein unläugbares Schriftstellertalent bewiesen haben!"

„Auch hierin täuschen Sie sich, mein Herr," antwortete mir der Secretär des Kaisers. „Ich weiß nicht, ob dieses Werk erst nach dem Tode des Kaisers veröffentlicht werden soll oder nicht, glaube aber, daß er sich bewegen lassen wird, es bald, vielleicht früher, als man es glaubt, zu publiciren! Auf jeden Fall wird es etwas Außergewöhnliches sein, denn der Styl des Kaisers ist Ihnen bekannt, und die Mittel, über die er verfügt, machen es ihm leicht, ein Werk zu liefern, welches als einziges seiner Art dastehen wird. Ein Beispiel möge Ihnen eine Idee von diesem Buche geben. Seit drei Jahren läßt der Kaiser Ausgrabungen machen, um den bestimmten Ort der von Vercingetorix vertheidigten Festung Alesia zu finden, und um dem Leser einen Plan dieses Ortes geben zu können — eine Commission ist nach Afrika und Asien gegangen, um die Localitäten zu studiren, und seit vielen Jahren arbeitet der Kaiser an diesem Werke, und es werden Jahre vergehen, ehe er es vollendet hat! — Was meine Mitwirkung betrifft, so beschränkt sie sich auf einige intime Plaudereien mit Seiner Majestät über diesen Gegenstand; ich habe einige Kapitel des Manuscripts gelesen, und da mich bis jetzt der Kaiser noch nicht über meine Meinung gefragt hat, so habe ich es noch nicht gewagt, sie ihm gegenüber zu äußern!"

Wir standen auf und Herr Mocquard begleitete mich bis zum Gitter seiner Villa; ich empfahl ihm noch einmal die Angelegenheit meines Freundes und dankte ihm herzlich für seine freundliche Aufnahme. Er reichte mir beim Abschiede die Hand und sagte: „Jedesmal wenn ich die Gelegenheit finde, meinen so verlämmdeten Gebieter, einem Ehrenmann gegenüber, zu rechtfertigen, sage ich wie Titus: „Dieser Tag ist kein verlorner in meinem Leben!"

Am selben Nachmittage erzählte ich meinem Gefährten von dem Besuch, den ich bei Herrn Mocquard gemacht hatte und wie ich meine Erwartungen getäuscht gesehen hätte, indem ich in der sogenannten „Feder Cäsars" nur einen seinem Gebieter ganz ergebenen, sehr intelligenten Mann gefunden hätte, der aber allem dem, was ich über ihn gehört, nicht im geringsten entsprach. — Der Graf lächelte fein.

„Mein lieber Freund," sagte er, „ich glaube, der frühere Ge-

Digitized by Google

schäftsträger am Hofe von Würzburg hat Ihnen eine Lection de haute diplomatie gegeben! Wie haben Sie überhaupt nur glauben können, daß er Ihre ziemlich indiscreten Fragen mit einer solchen Freimüthigkeit beantworten konnte! Jetzt reist sich der alte Herr vielleicht seelenvergnügt die Hände und sagt sich: „Die L'schen Diplomaten sind mir doch nicht gewachsen."

Ich stand wie versteinert da — ich war wüthend auf den Gesandten, wüthend über mich selbst — wüthend auf Herrn Mocquard!! — „Und könnte ich Ihre persönliche Meinung erfahren, Excellenz?" sagte ich endlich.

„Ich glaube, daß wenn man die Hälfte von dem, was die öffentliche Meinung sagt, abzieht und es dem, was Ihnen Herr Mocquard gesagt, zusetzt, so wird man den rechten Punkt des Verhältnisses, in dem dieser Herr zum Kaiser steht, treffen! — Sie sollen sehen, welche Antwort Sie auf die Denkschrift des Barons erhalten werden? — Ich wette, ein einfaches Bedauerungsschreiben. Ja, der Kaiser hat etwas vor allen andern Fürsten voraus! Er hat gewußt seine Diener sich zu Freunden — zu getreuen Freunden zu machen!! — Alle ziehen sich in den Schatten zurück, wenn es gilt, ihren Gebieter glänzen zu lassen! und unter allen diesen Freunden stehen die Herren Mocquard und Persigny obenan! — Beide sind die Incarnation des Bonapartismus!"

Ich muß gestehen, daß ich meinem Herrn Gesandten sehr wenig Glauben schenkte — er war schon hoch in den Sechszigern und gehörte einer andern Schule wie ich, an! In der nächsten Woche jog ich Erkundigungen über Herrn Mocquard und seine Stellung ein — und erhielt die verschiedensten Antworten auf meine Fragen! Niemand aber wollte glauben, daß diese Stellung eine so untergeordnete sei, wie er versucht hatte, es mir verstehen zu geben!

Am Anfange der folgenden Woche erhielt der Baron eine Antwort auf seine Denkschrift! — wie es der Gesandte vorausgesehen hatte, war es ein einfaches Bedauerungsschreiben, welches dem lückenhaften Gesetze die einzige Schuld an dem Vorgefallenen zuschrieb! — Am nächsten Morgen jedoch erhielt mein Freund ein Schreiben des Staatsministers, welches ihm anzeigte, daß Seine Majestät ihn zum Ritter der Ehrenlegion ernannt hätte!

Mein Herr Gesandter ließ ein wenig die Nase hängen! — er mußte selbst eingestehen, daß, wie Herr Mocquard es mir gesagt hatte, niemand wie der Kaiser fähig gewesen wäre, diese unangenehme Frage auf eine so würdige Art und Weise zu lösen!

Bevor ich Paris verließ, sah ich noch einmal Herrn Mocquard auf einem Balle im Hôtel de ville — er drückte mir im Vorbeigehen die Hand und fragte mich, ob ich ihn denn nie wieder besuchen würde! Doch die Worte des Gesandten waren mir noch nicht aus dem Kopfe gekommen — ich traute mir selbst nicht und zog vor, mich keiner neuen Probe auszusetzen.

Aus allen deutschen Gauen.

Im hannöverschen Wendland.

Alte Originale muß man festhalten, denn man behauptet, die gleichartigere Bildung sei im Begriff, das Ursprüngliche, Verschiedenartige in Sitte, Tracht, Bauart, das mannigfaltig Gewordene immer mehr zu verwischen. Ich hoffe dem günstigen Leser etwas Eigenartiges und Originales vorführen zu können, indem ich ihm einen Blick in das hannöversche Wendland verstatte.

Wir verlassen die Celle-Harburger Bahn und wenden uns von Uelzen ab der Elbe zu. Nach fünf Stunden etwa werden wir auf den letzten Ausläufern der Lüneburger Haide anlangen. Es sind mit Haide bedeckte, durch Haideflächen verbundene Dünen, welche in das Tiefland der Elbe vorspringen. Kleine Fußwege, mit seinem weißen Sand bedeckt, durchschneiden hier oder dort die braune, eintönig ausgegossene Farbe der welligen Fläche. Das Braun geht in Roth über, oder in Grau, das Ganze macht den Eindruck melancholischen Ernstes, erhöht durch den düstern Föhrenwald, oder durch das dunkle Erlengestrüpp in der moorigen Senkung. Hie und dort liegt ein verwitterter Granitblock, röthlich mit kümmerlicher Flechte bedeckt, oder weiß, wie von Regen und Sonne geblecht. Oder ein cirkelrunder Erdaufwurf, von Haide überwuchert, erhebt sich einsam über der schweigenden Strecke — es ist ein Hünengrab. Oder ein Bienenstand fesselt einen Augenblick das Auge — aber nichts bricht den Eindruck ernsten, tiefen Schweigens. Das ist der Charakter der Haide. — Aber jetzt auf der letzten Höhe wird mit einem Schlage das Bild ein anderes.

Vor uns ein weites, grünes Tiefland. Wir sehen mit einem Male die Thürme von Dannenberg, den hohen, spitzen Stadtthurm, den starken, runden Burgthurm, auf dem König Waldemar von Dänemark einst gefangen saß, die Thürme von Lüchow, und weit im Dämmerblau den hehen Thurm von Salzwedel. Am Horizont niedrige mecklenburgische Höhen jenseits der Elbe. Die Rauchsäulen der Schleppdampfer zeichnen uns ihren Lauf von Gartow her. Vielleicht zeigen niedrige Segel den Gang der Jeetzel, die von Salzwedel herab Wustrow, Lüchow, Dannenberg berührt, und bei Hitzacker in die Elbe tritt, nachdem sie langsam in tiefen Ufern das Wendland durchzogen.

Wir übersehen dieses Stück Landes mit einem Blicke, welches seit Alters von Wenden, wendischen Volaben, bewohnt, sich in Sprache, Sitte, Bauart als ein ganz besonderes ausweist. Als in Hamburg, Lübeck, die Ostsee entlang Klöster, Bisthümer, Domschulen schon lange blühten, da war dies Stück der Welt noch lange heidnisch. Da wurde hier vor dem Bild des Götzen Prove noch geopfert, und man eilte zum blutigen Opferdienst nach Rhetra, wo das Heiligthum Radegasts im See stand. Hier kostete die Bekehrung der Wenden viel Sachsenblut. Und als Heinrich der Löwe die Kirche in der Hauptsache hier festgestellt, da dauerte es noch lange, bis der geborne Wende in Lüneburg oder Uelzen das Stadtrecht erlangen konnte. Das Volk blieb somit, germanisirt in Sprache, dristlich im Kultus — wendisch in seiner ganzen Art. Daher noch heut, wie die Ortsnamen selbstverständlich wendisch sind, eine große Zahl noch gesprochener wendischer Worte. In heut noch gelten die Namen der alten Gaue. Der Wende im Trawäu unterscheidet sich von dem im Lemgow. Wer ins Land tritt, findet sich auf Schritt und Tritt von Eigenartigem und Uraltem umgeben.

Die Haidehöhen haben wir hinter uns. Vielleicht wandern wir zuerst über moorige Wiesen, hier und dort ein Torfbruch. Aber in geringer Entfernung vor uns erhebt sich ein Gebüsch von Erlen, darüber ragen mächtige Eichen. Rechts und links ähnliche Waldinseln auf der weiten Trift. Wir wählen die mittelste, und nehmen den Weg dahin. Er geht durch Erlen und Birken. Nun aber haben wir bald dichtes Gehölz zu beiden Seiten. Wir dringen weiter vor auf dem Wege, da blicken Strohdächer durch Stämme und Gesträuch. Noch weiter und wir erblicken uns auf einem Dorfringe. Es ist ein seltsamer Anblick. Es sind acht bis zwölf Häuser in der Regel, die in vollkommenem Kreise stehen, alle mit der Giebelwand dem runden Dorfplatz zugekehrt. Aller Giebel ist mit den hölzernen Pferdeköpfen in der Spitze geziert, sowie jedes Haus drei Thüren dem Platze zukehrt, das große Thor zur Hausflur, und zwei Thüren für das Vieh auf jeder Seite des Thores. Ueber dem Hauptthor der lange, die ganze Fronte einnehmende Bibelspruch, bei allen Häusern in den Balken geschnitten; bei neuen mit weißer Oelfarbe auf grünen Grund geschrieben. Aber ein frommer Spruch steht auch über jeder der Thüren: Bete und arbeite, — oder: Gott segne mein Vieh! In der Giebelspitze aber, in der Höhe, prangt fast überall: Allein Gott die Ehre! oder: Ehre sei Gott in der Höhe! Und bei neuen Gebäuden ist's mit Lust und Liebe weiß auf blauem oder grünem Grund glänzend gemalt.

Treten wir in die Mitte des Dorfringes, der vollkommen schweigend liegt, wenn wir nicht die zahlreichen Hunde geweckt haben, so erblicken wir also, drehen wir uns nur auf dem Absatz herum, einen innern Ring von breiten Giebeln, wir blicken durch die offenen Hausthore auf sämmtliche Fluren, erblicken sämmtliche Herde in ihrem Hintergrunde, erblicken hinter den Häusern den weiten Kreis der Baumkronen, der Kranzeien der Waldstücke, welche rings das Dorf umschließen, denn wir stehen in einem Centrum, dessen Radien jedes

Digitized by Google

Haus und Gehöft in zwei vollkommen gleiche Hälften theilen, wenn wir sie uns als vom Mittelpunkt ausgehende Linien denken. Und warum der Dorfring so schweigend liegt? Weil kein Fenster auf ihn hinausgeht. Aber wenn wir über die weite, dunkle Hausflur, auf die rechts und links das Vieh schaut, wo oben am Wiem die Schinken, Speckseiten und Würste hängen, hindurchgehen, und den alterthümlich überbauten Herd passiren, so treffen wir auf die Stube, und ihre Fenster gehen auf den Hof mit Bäumen, auf das Backhaus und die Schweineställe im tiefen Schatten, endlich in die grüne Klanzei, die sich daran schließt und kürzer oder länger bis zur Wiese oder zum Acker reicht. Hier stehn die schlanken Eichen, des Wendländers Stolz und Kapital.

So erklärt sich's, daß man vom wendischen Dorf von außen nichts sieht. Wie ein Vogelnest liegt's im grünen Busch, rings von Wald umhegt, oft mit nur einem Eingang durch die Klanzeien hindurch zum Dorfring, der dann die Form des Hufeisens hat. Man geht hinein, sieht sich um und geht zu demselben grünen Thore wieder hinaus. Wenn die Feldarbeit Statt hat, so liegt das Dorf so still, so still, daß das Wort, in der Mitte gesprochen, den Widerhall weckt. Aber lebendig wird's Abends. Die Kühe, heimgetrieben, stehen vor den Thüren und werden unterm blauen Himmel abgemolken, wenn schon die Wagen auf dem Flur stehen. Das Brüllen füllt den Platz, die Hunde halten Rathsversammlung in der Mitte des Rings unter der alten Weide, wo die hohen Steine liegen, der Storch oben auf der First des Daches schaut behaglich, auf einem Bein stehend, ernsthaft hinab, und vielleicht wirft der Mond sein silbernes Licht über die Bäume und das Bild, welches außerordentlich heimlich und still in seiner Abgeschlossenheit die Seele anspricht. Der Dorfschulz aber steht vor seinem Hof und ruft dreimal laut: To hop — to hop — to hop — wenn die Gemeinde auf den Schulzenhof kommen soll.

Wendländische Mädchen im Sonntagsstaat.

Es ist wahr, wie es in des Kurfürsten Christian II von Sachsen Hofordnung heißt: „Saufen ist der Deutschen uralt ehrlich Herkommen.“ — Der Wenden aber nicht minder.

Wenn die Pfingstzeit ins Land kommt, so rüstet sich der Dörfer zum Pfingstbier. Am ersten Pfingsttag Abends liegen die aus der Stadt geholten Fässer auf einer der großen mit Maien geschmückten Fluren parat. Am zweiten Pfingsttag Nachmittag ist das Kranzjagen. Die Burschen mit Bändern um die Mützen jagen, oft zwölf bis zwanzig zugleich, auf ein Zeichen los, es stürze, was da stürzen will; es gilt den Kranz.

In diesem Kranzjagen steckt auch noch alte heidnische Wendenart. Drei Wochen vorher stecken die Burschen schon aus den Dörfern die Köpfe zusammen und füttern die Pferde, die Jungfrauen stecken die Köpfe zusammen und rüsten die Sträuße. Gemachte Blumen, Kränze, breite prächtige Fleuren und Bänder, und ein schönes Seidentuch für den König kommen aus der Stadt. Nun beginnt das Uebungsreiten auf der Weide; dann kommt das Bier ins Dorf gefahren. Endlich ist der Tag da. Die Burschen putzen die Pferde, umwinden die Zäume mit bunten Bändern, kleiden sich festlich, schneiden sich, das gehört dazu — die Haare.

Der Dampf steigt aus allen Backöfen des Dorfes, welches das Fest gibt, an dem die Reihe ist. Mitten auf den Dorfring treten nun die Musikanten, die Hörner wecken das Echo. An den Häusern sammeln sich die Jungfrauen mit Blumen und Kränzen, und nun erscheinen die Burschen auf dem Platz, oft bis zwanzig oder mehr Reiter, die blanken, wiehernden Rosse ohne Sattel tummelnd, die, ins Gebiß schäumend, stolz sich bäumen. Und nun bricht alles zum Rennplatze auf. Eine große Weide, im hellen Sonnenschein sticht sie scharf ab gegen das tiefe Dunkel des Erlengebüsches zur Seiten. In Reih und Glied, in „Mahn“, schließen sich die Reiter, und halten die scharrenden Rosse fest im Zügel. Der Dorfpanner oder Flurschütz sagt den Zug, das heißt, er gibts Signal zum Fortstürmen. Welch ein Jubel begrüßt den brausenden Zug, wie er mit dumpf schallendem Hufschlag auf dem weichen Grunde

Digitized by Google

über den grünen Anger dem Ziele entgegenschießt! Dreimal zur Stange hinauf, die den Holzkranz trägt, und wer beim dritten Jagen zuerst bei der Stange ist und geschickten Griffes den Kranz faßt, der wird, unterm Jauchzen alles Volks und dem Schmettern aller Hörner — König. Er bekommt seinen Blumenkranz mit dem Seidentuche. Der erste nach ihm bekommt zwei Blumensträuße, aber einen Strauß bekommt jeder Reiter. Auf dem grünen Rasen wird nun ein Faß geleert. Der König und der, der das Ziel zuletzt erreicht hat — er heißt „der Prache" — tragen die vollen Gläser und Krüge um. Dafür gibt jeder Gast nach seinem Belieben Groschen oder Thaler. Mit voller Musik geht nun der Zug ins Dorf, und zum Tanze im Hause des Königs. Und der König handelt souverän und königlich: er führt jedem Tänzer eine Tänzerin zu, ganz nach seinem königlichen Wohlmeinen und Belieben.

Daß es bei der Anzahl Tonnen, bei denen der Panner einschenkend in Schweiß und Hemdärmeln sich tummelt, ohne allen Streit hergeht, wage ich nicht zu behaupten. Kein verständiger Mensch kann das. Der Storch, eben in alter Würde, wundert sich jedenfalls über das leichtsinnige Volk da unten, ja, findet's unter seiner Würde, auch nur hinzusehn. Die Schwalben zwitschern sich, die blaue Abendluft des Dorfringes nach Beute durchjagend, oder auf einzelnen Balkenpflöcken und Sparren selbander ruhend, jedenfalls beißende Bemerkungen über das Treiben unter ihnen zu. Was werden aber die Drosseln und Finken erst sagen, wenn sie im Schein der fröhlichen Morgensonne von den hohen Eichengipfeln ringsum auf den Dorfring hinabschauen, und das junge Volk mit schweren Schritten durch den Thau des Grases in die Häuser, statt mit Pflug oder Sense zu Felde ziehen sehn!

Unrecht hat das Thierreich nicht. Der Pastor zu Kletzien kam neulich aus der Kirche, legte Chorrock und Bäffchen oben auf seiner Stube ab, ging zu seiner Frau, die er jüngst erst heimgeholt, hinunter, und sagte: Merkwürdig leer war heut doch die Kirche! — Ei, Mann, sagte sie, weißt Du denn nicht, daß heute Kranzjagen zu Karmitz ist? —

Von der Menge Biers, welches in den Pfingsttagen verbraucht wird, schweigt die Geschichte. Daß aber eine geringe Gemeinde das Jahr hindurch zum Wegebau, bei gemeinsamen Graben-Auswerfen, beim Pfingstbier und ähnlichen Gelegenheiten an die 300 Thaler Bier auf Gemeinderechnung nimmt, kommt immer noch vor, trotzdem daß die Herren an den Aemtern zu Dannenberg oder Lüchow, wo sie können, scharf dagegen sind. Ja wohl, Saufen, bei guter Gelegenheit, ist nralt ehrlicher Wendenbrauch. Die ganze alte, wilde Slavennatur bricht hervor, wenn sie auf ihren hochrädrigen Stuhlwagen mit ihren prächtigen, feurigen Pferden von der Stadt zurückgaloppiren, wohin sie das Linnen zur Legge gefahren haben, oder wo sie Geld für Torf, Hopfen oder Früchte aufnahmen.

An Wohlstand fehlt's nicht, sehen wir. Der Hopfenbau kann sehr ergiebig sein, die bayrischen Händler zahlen oft 60 Thaler für den Centner; der Waizen geräth in der Niederung durchweg. Die strenge Geschlossenheit der Güter hindert das Wachsthum der Bevölkerung in die Zahl hinein, schützt aber den Wohlstand. Er zeigt sich prunkend bei Familienfesten.

Bei Hochzeiten, zumeist im Herbst, geht's hoch her. Es kommt beim Bauern nicht auf die Person an, die man freit, es kommt aufs Gut an. Man freit aus Gut und freit ein Gut an. Das Dingliche herrscht durchaus dem Persönlichen vor. Unter dem Gesichtspunkt kommt die Verschreibung und Ehe zu Stande.

Der Bräutigam holt die Braut zur Trauung und auf seinem Hof ab. In drei Wagen geht der Zug. Auf dem ersten, dem Stuhlwagen, sitzen Braut und Bräutigam allein. Den folgenden, den großen Leiterwagen, ziehen vier oder sechs Pferde. Vorn sitzen, bebändert, beschränzt, die Brautjungfern. Bou ihren kleinen Mützen, roth eingefaßt, fallen kirschrothe, seidene Bänder, zwei Hand breit jedes, aus breiter Schleife weit den Rücken hinab. Es ist die gewöhnlich ungemein kleidsame, sonntägliche Tracht. Hinter den Jungfrauen sitzt die Frau, die nach rechts und links aus vollem Korbe Pfeffernüsse den jauchzenden Kindern am Wege streut. Dann erhebt sich stolz der hohe, polirte Brautschrank, rechts und links blasende Musikanten. Dann kommt der Koffer, das Spinnrad und der bebänderte Haspel. Rings um den Wagen jagen die „Birdter", Burschen, oft zwanzig bis dreißig, auf bäumenden Pferden, wallende Bänder an den Mützen, an den Zügeln der Pferde, an den knallenden, schallenden Peitschen. Unter ihnen reiten blasende Musikanten. So braust der schallende, klingende Zug durchs Gefild, hinter sich den Küchenwagen, als dritten des Zuges, mit Schinken, Butterkuchen, Fleisch und Geflügel jur großen Gasterei. Die ist wahrlich umfangreich. — Das junge Paar ist aus der Kirche zurückgekommen. Die junge Frau hat die Krone abgelegt, die nur einmal im Leben getragen wird. Es ist ein hoher Myrthenkranz, von dem handbreite, buntseidene Bänder, ein breiter, den ganzen Rücken umhüllender Flitz, bis zu den Füßen hinabreichen. Dazu gehört der große Strauß künstlicher Blumen vor der Brust. Bon ihm hinab fallen blauseidene Bänder in großer Fülle gleichfalls bis zu Füßen. Die Krone ist abgelegt, die Mahlzeit beginnt. Der Pastor hält das Tischgebet. Dem Hof des Bräutigams sind etwa zum Verspeisen geliefert: ein Ochse, anderthalb fette Schweine, fünf Gänse, zehn Enten, hundert und zehn große Butter- oder Platen-Kuchen. Aber ebensoviel hat der Hof der Braut zu liefern gehabt. Und das ist nicht zu viel für die hundert Geladenen, zumal wenn man in Anschlag bringt, daß die Hochzeit mindestens drei Tage dauert. Darum bringen die Geladenen auch Backwerk mit, quartieren sich Abends bei Nachbaren im Dorfe ein und kommen des andern Morgens fröhlich wieder über den Ring ins Hochzeitshaus gegangen, vor dem die Buben und Mädchen sich tummeln, unverhältnißmäßige Kuchenstücken zwischen den Backen.

Doch bald hätten wir den „Lichtertanz" vergessen. Er ist der erste des ersten Abends nach der Trauung. Auf dem weiten Hausflur sind in großem Kreise Jungfern und Burschen abwechselnd geordnet. Jedes der Mädchen trägt eine brennende Kerze in der Hand, mit Grün und Blumen umwunden, und zwar so hoch hinauf umwunden, daß das Licht, die Flamme selbst, durch das zarte Grün der Blätter und die Blüten hindurch scheint. Der ganze Kreis steht geschlossen still und lautlos. Nun beginnt die Musik in langsamen, fast feierlichen Tönen. Der Pastor, so ist's der alte Brauch, tanzt, oder vielmehr geht, in ebenso langsamer und feierlicher Weise mit der jungen Frau ringsum, während alles schweigt, alles lautlos feststeht. Es ist wahr, es liegt etwas Eigenthümliches in diesem Lichtertanz, und es ist ebenso gewiß, daß den Alten dabei die hellen Thränen in den Augen stehen.

Sind die Wenden gegen die Kinder weich, so sind sie gegen die Alten hinterm Ofen wirklich immer noch hart. Ich sage: immer noch, und erinnere mich der Geschichte, die der alte Cranzius in seiner „wendischen Geschichte" erzählt, und die noch um 1400 möglich war.

Einst fuhr eine Dame aus dem alten Hause der Grafen von Lüchow durch den „Jammerbrok", einen Wald zwischen Dannenberg und Lüchow, der heut noch das Jammerholz heißt. Da hört sie aus dem Dickicht ein angstvolles Wimmern. Sie läßt anhalten und nachsehen. Was ist's? Ein Bauer, der ein tiefes Loch, ein Grab gegraben hat, und so eben seinen alten Vater hineinwerfen und also lebendig begraben will. — Cranzius erzählt, das sei einmal allgemein feststehende wendische Sitte gewesen, die Alten, Arbeitsunfähigen zu beseitigen. Man habe dann, setzt er hinzu, den Alten zugerufen: „Krup under!" So hätten sie in die Erde gemußt. — Ich wollte sagen, es scheint, daß ein kleines Wenig von diesem alten Nationalzuge noch heutigen Tages im Stamme stke.

Aber es wäre schreienden Unrecht, so von ihm zu scheiden. Denn wenn man den Volksstamm auf seinem alten Grund und Boden, auf seinen stattlichen Höfen, umfaßt von den grünen Klanzeien, unter seinen hohen Eichen, vom kümmerlichen Obstbaum noch gänzlich unverdrängt, schalten und walten sieht, wie er von flätrischer Kultur beleckt, aber noch nicht zerfetzt ist, wie er auf angestammtem Erbe behaglich, aus dem Vollen, fleißig lebt, und noch nicht alles zu Gelde macht, wie er im Milch und Butter und aller Fülle sitzt, gastfrei Jedermann reicht, aber nicht davon verkauft, zu Ehren des Hofes — so bekommt man den Stamm der Leute lieb. Und wenn sie, die Mannsleute in ihren schlichten Beiderwands-Röcken, selbstgespannen und selbstgewebt, die Frauen in der gleichmäßigen schwarzen wendischen Tracht mit weißem Brusttuch, keine andere Farbe duldend, die Mädchen mit den rothen Bändermützen zu den Kirchen gehen, die hie und dort mit den breiten, niedrigen, massiven Thürmen über die Erlen der Klanzeien hervorsehen — denn bis zur Höhe der Eichen reichen sie nicht, — wenn sie so ernst wandern, sie machen den Eindruck eines ganzen Volkes. Denn zu einem ganzen Volke gehört der durch Reflexion noch nicht zersetzte Glaube, die Beugung vor dem ererbten Heiligen. Dies Heiligthum ist ihnen auf den Spitzen der sächsischen Schwerter, so zu sagen, später als anderen gebracht, aber

es hat, im Ringen mit dem mannigfaltigen wüsten Aberglauben, doch die Tiefe des Volkes erfaßt.

Damit aber der geneigte Leser, da wir beim Schluß unserer Schilderung stehen, nicht etwa den Verdacht schöpfe, daß es ein heimlicher und verkappter Wende sei, der ihn vom Uelzener Bahnhof durch die Haide ins Wendland geführt hat, so sei dies hiermit entgültig verneint. Aber ein Wendenfreund ist's freilich, welcher im Schutz und Schatten eines alten Edelsitzes des Landes Muße gefunden hat, Land und Leute zu betrachten, und Freude daran gefunden hat, sie dem Leser zu schildern. R—ll.

Am Familientische.

Das Brockengespenst.

Haſt Du, lieber Leſer, ſchon einmal zur Herbſtzeit den ſchönen Harz beſucht? Wo nicht, ſo möchte ich wohl, daß dieſe Zeilen mit der Ahnung von den herbſtlichen Schönheiten des Harzes zugleich den Wunſch in Dir erwecken, dieſelben aus eigenem Anſchauen kennen zu lernen. Denn trotz ſeiner Reize, die freilich anderer Natur als im Sommer ſind, aber an ergötzender Mannigfaltigkeit ihrem ſommerlichen Schweſtern nicht nachſtehen, ſieht der Herbſt im Harze nicht viele Wanderer mehr. Ich meine: der Spätherbſt, vom Ende September bis Anfang Oktober. Für feine Schönheiten gehört freilich ein empfängliches Gemüth als es die Mehrzahl der Reiſenden mitbringt. Sie wollen mehr geſucht ſein, während der Sommer die feinigen offen und unverhüllt darbietet. Sie ſind letzterer, aber deſto eigenthümlicher. Und faſt ſcheint es, als wollte der Alte vom Berge durch einige ſinſtere, drohende Mienen erſt die Unempfänglichen fortſcheuchen, ehe er ſie in ſeine Wunder zu ſchauen, in ſeinen Herd zu verſchenken. Aber „wer ausharret, wird gekrönt". Der alte launiſche Geiſt des Gebirges hat nur endlich Ruhe haben wollen vor all dem Lärm in ſeinem Revier. Nun kommt er hervor aus ſeiner Felſenklauſ, rothglänzenden Laub um die Stirn, wallende Nebel zum weiten Gewand. Da ſitzt er und ſchaut über bunte Diſteln hinweg in die duftige Ferne. Im nickenden Farrenkraut zu ſeinen Füßen raſchelt der träge Salamander, hoch in den Lüften zieht ſeine ruhigen Kreiſe der Weih, und mit klugen, treuen Augen blickt das Reh durch die Büſche auf den alten Freund. Feierlicher Stille herrſcht rings um ihn her; in tiefen Frieden ruhen die prächtigen Hallen ſeiner bunten Buchen- und ewig grünen Tannenwälder. Selten unterbricht ihre Ruhe der Scherz des Hähers, der auch jetzt noch eifernd der Marken ſeines Gebeges wartet; zuweilen nur fällt leiſe ein welkes Blatt auf den moosigen Grund, unhörbar wie die heimliche Thräne des lächelnden Abſchieds. Und der Alte lauſcht und nickt mit dem Haupte, zufrieden mit ſeinem Bergen, die ſchöner ſind als je, denn das Lächeln des Abſchiedes gleitet über ſie hin.

Und wenn nun der Abend ſich über die Wälder breitet und hinter den Wipfeln der Mond ſich hebt, dann lauſche mit geſpannetem Athem anderen Stimmen, die Du vielleicht noch nie vernommen. Seltſam tönt es aus der fernen Felſchlucht wie das Zechzende, heulende Todesröcheln eines geſallenen Rieſen. Erſchrecken hebt Du Haſt — und dicht es weit und breit — da, näher, furchtbarer erſchallt die Schreckens-Stimme. In tiefen, tiefſten Tönen hebt ſie an und ſchwingt ſich ächzend empor, um in abgeriſſenen, tiefen Stößen zu erſterben; dort drüben noch eine und dort noch eine — es ſind Hirſche, die ihren Brunſt- und Kampfruf durch die Stille des Abends erſchallen laſſen. Auf einſamer Waldwieſe hatten ſie ihre Turniere. Hüte Dich, ſie durch ähnlichen Ruf herauslocken zu wollen, ihr Gehörn könnte für Dich ebenſo verderblich werden wie der Dolch des eiferſüchtigen Italieners. Eiferſucht macht blind und grauſam, ſogar das ſanfte Thier des Waldes.

Doch das ſind alles Einbrücke, die der Alte vom Berge auch wohl einem weiteren Kreiſe der Reiſenden gewährt; ſeine geheimſten Zauber läßt er nur ſeine Günſtlinge und treuen Anhänger erblicken. Auch ich ſchmeichle mir zu dieſen beglückſigten Sterblichen zu gehören, und um dem Alten Jünger zu werden, will ich Euch heute von einem ſeiner wunderſamen Bilder erzählen, das in den Büchern gewöhnlich „das Brockengeſpenſt" genannt wird.

Es war am Morgen des 19. October 1859, als ich es, nicht auf dem Brocken, ſondern auf dem herrlichen Herentanzplatze im Bodethale, zum erſten Male zu ſehen bekam. Denn nicht bloß auf dem Brocken wird die Erſcheinung, von der ich reden will, beobachtet, ſondern auch in den Alpen; überhaupt überall, wo die örtlichen Verhältniſſe es geſtatten. Mit der Sonne war ich aufgeſtanden und hinausgegangen, angelockt durch einen Blick, den ich aus dem Bette heraus in „das Land" gethan hatte. Da war nämlich von Feld, Dorf, Stadt, Fluß u. ſ. w. nichts zu ſehen. Alles war untergegangen in einem Nebelmeere, das ſeine weißen, glänzenden Wogen vom ferſten Horizonte die zu den Bergen des Ganzen wälzte. Ich war von eigenthümlichem, fertigen Anblick. Zuweilen öffneten ſie ſich und zeigten einen Thurm, ein Paar Häuſer oder ein Stück Feld; dann zogen ſie ſich wieder zuſammen und verſchwunden war alles. Einen mächtigen Damm ſetzte ihnen der Harz entgegen, aber konnten ſie auch die Berge nicht überwinden, ſo zogen ſie doch ſtegreich in die Thäler ein, die nach der Ebene zu ſich öffneten. Auch in das Boderthal zu meinen Füßen wälzten ſie ſich ſchwer und langſam hinein, wie Oſſianiſche Geiſter um die Felſen ſchwebend. Immer dichter zogen ſie einher, immer höher ſchwebten ſie an den ſchroffen Abhängen des Thales empor, bis ſie das alte Maal des heiligen weißen Roßes unſerer grauen Vorfahren auf dem jähen Roſtrappfelſen erreichten und überſtiegen. Meinen Standpunkt am Thalrande des Herentanzplatzes erreichten ſie aber nicht; denn noch über hundert Fuß emporzuſteigen bis zu mir, dazu hatten ſie nicht Kraft. Es war ein köſtliches Schauſpiel. Hinter mir die über Waldwieſel aufſteigende Sonne, Nebel im Lande zur Rechten, Nebel zu Füßen, aber über dem Haupte der herrliche blaue Himmel. Und vorwärts, über das Thal hinweg, wie ruhig, klar und majeſtätiſch lag da das Brockengebirge mit ſeinen ſchönen Wellenlinien. Angeglüht vom röthlichen Morgenſtrahle erſchien es wie ein in jugendlichen Phantaſien geahntes, unerreichbares Märchenland voll Duft und glühender Farbenpracht. — Welch' ein köſtlicher Standpunkt, doch über allem Dunſt und Nebel auf weithinſchauender, ſonniger Felſenhöh'!

Unwillkürlich tauchten im Gedächtniß die Worte Schillers auf:

„Auf den Bergen iſt Freiheit, der Hauch der Gruft
Dringt nicht hinauf in die reinen Lüfte"

und das Herz ſtimmte einen ſtillen Morgenpſalm zu Ehren Deſſen an, der auf ewigen Bergen thront.

Ja, zauberhaft ſchön mag das wohl geweſen ſein, wirſt Du fragen, lieber Leſer, aber wo bleibt denn das Zauberbild des Alten, von dem Du uns erzählen wollteſt? Geduld, mein Lieber, der Künſtler malt auch zuerſt den Hintergrund ſeiner Gemälde. Ich ſtand alſo vorn auf der Klippe des Herentanzplatzes und ſchaute hinunter und hinüber auf die weißen Nebelwogen des Thales. Plötzlich iſt es mir, als ſtände ein Regenbogen mitten vor mir im Nebel, deutlich und ſchön, nur nicht ganz ſo lebhaft, wie man ihn ſonſt ſieht. Ich glaubte von der Sonne geblendet zu ſein, ſchloß die Augen eine Zeit lang, blickte wieder hin und ſiehe — er war noch da, und beim längeren Schauen wurde ich noch mehr gewahr. Drüben im Nebel lag der ſteile Schatten der Klippe, auf welcher ich ſtand und auf demſelben ſtand eine menſchenähnliche Geſtalt, welche dieſelben Bewegungen wie ich machte. Es war aber eine ganz beſondere Schattengeſtalt. Um das Haupt trug ſie wie ein Heiliger einen lichten Kranz von Regenbogenfarben und ein gleicher, aber größerer, wölbte ſich in einiger Entfernung um die ganze Figur, die bis jetzt noch zwerghaft klein war. Plötzlich aber dehnte ſie ſich mit Windesſchnelle aus, ihre Größe verſtärkte ſich, ſie wuchs, ſie meinigen, wohl bis zu dem ſieben Meilen entfernten Roſtrappfelſen hin, ſo daß ihre Länge nicht weniger als 1614 Fuß (ſo viel mißt nach den neueſten Berechnungen die Entfernung vom Herentanzplatze bis zur Roſtrappe in gerader Linie) betrug; eine Größe, wie ſie wohl kaum der mächtige Geiſt des Rieſengebirges in ſeinen Zeit gehabt haben mag, als er voll Grimm der entſtehenden Preußenſtadt nachjagte. Da, riel ich verwundert aus, das Beobachtungsheft! Nach den Beſchreibungen, die ich bisher darüber geleſen hatte, konnte es nichts anderes ſein. Schnell umgetehrt und mit lauter Stimme die Hausbewohner gerufen, unter denen ſich auch ein liebenswürdiger Forſtelove befand. In Haſt kommen ſie herausgeſtürzt und ſtaunen mit mir das Wunder an. Für alle war es etwas Neues, bisher noch nie Geſehenes. Ueber eine Stunde lang währte das intereſſante Phänomen. Je nachdem die Nebel dichter oder dünner wurden, ſo bald ſie ſich ſenkten, war auch die Erſcheinung eine andere. Bald war der Schatten koboldartig klein, bald titanenmäßig groß; bald ſah jeder nur ſeinen eigenen Schatten, bald auch den ſeiner Nachbarn zugleich. Und wunderlich war es anzuſehen, wenn die Geſpenſter im Nebel ſeltſame Bewegungen mit Armen und Beinen und nachmachten, immer aber von den doppelten Regenbogen umgeben.

Endlich jagte die höher ſteigende Sonne die Nebelmaſſen auseinander; die Erſcheinung wurde ſchwächer und ſchwächer, bis ſie ganz verſchwand. „Im Lande" tauchten die Thürme der alten Kaiſerſtadt Quedlinburg und ihrer Nachbarin Halberſtadt auf und weißſchäumend blickte die Bode, auf der noch tiefe Schatten lagen und die ſich bisher nur durch ihr mächtiges Rauſchen bemerkbar gemacht hatte, zur Thalſohle empor.

Abends hatten wir daſſelbe Schauſpiel — bei Mondſchein; wenn ich nicht irre, ſtand gerade der volle Mond am Himmel. Die Nebel waren wiedergekommen gerade wie am Morgen. Natürlich war die Erſcheinung nicht ſo lebhaft, Schatten und Regenbogen matter; aber ich glaube, daß gerade bei Mondſchein dieſes ſchöne Phänomen noch nicht oft beobachtet worden iſt. Ich habe ſeitdem dieſes reizende Geſpenſt mehrmals im Jahr im Oktober, wenn ich die Ferien in der liebenswürdigen Familie des Herzwirthes verlebte, zu beobachten das Glück gehabt. Auch vergangenes Jahr habe ich es in den erſten Tagen des Oktober zwei Morgen hintereinander geſehen. Gerade der Herentanzplatz eignet ſich zur Beobachtung dieſer Erſcheinung ganz vorzüglich, und ich glaube kaum, daß es noch viele Punkte im Harze gibt, welche ſich dieſelbe Bedingungen zur Bildung jenes Geſpenſtes gewähren. Selbſt auf dem Brocken, von dem es ſeinen Namen hat, iſt es gewiß im Laufe mehrerer Jahre nicht ſo oft beobachtet worden als auf jenen ſonnigen Höhen, die beſſer den Namen „Elfentanzplatz" verdienten. C. Hey.

Die erſte Fuchſie in Europa.

Es wird in einem der letzteren Jahre des vorigen Jahrhunderts geweſen ſein, als ein bekannter Blumiſt in der Nähe Londons einem Freunde ſeine Schätze zeigte. „Du haſt allerdings viel Schönes," ſagte dieſer, nachdem er alles in Augenſchein genommen hatte, „aber doch ſah ich dieſen Morgen Schöneres. Es war eine zierliche Pflanze und die Blumen hingen in ſcharlachrothen Trauben daran herniedet." Nachdem der Blumiſt vernommen, wo ſein Freund dieſe Pflanze geſehen hatte, ging er hin und fand, daß es wirklich etwas ganz Neues war. Er begab ſich in das Haus und machte den Verſuch, ſie zu kaufen. „Nein," antwortete die Beſitzerin, „die iſt mir mit viel; mein Mann hat ſie mir aus Beſtindien mitgebracht: bevor er abermals fortging, hat er mir dieſe Blume auf die Seele gebunden."

„Aber ich muß sie haben!“

„Es ist unmöglich, daß ich sie aus den Händen gebe.“

„Sehr hier,“ rief der Blumist, indem er alles Geld, welches er bei sich trug, auf den Tisch warf und welches ungefähr 100 Pfund St. war.

„Mein Gott! wie viel Geld!“ rief die Frau aus.

„Bergt es nur; ich nehme den Topf mit und den ersten Ableger bringe ich Euch wieder, dann kann Euer Mann nichts merken.“

Der Kauf war abgeschlossen und der Blumist eilte mit seiner neuen Pflanze heim. Er befreite sie von allen Blumen und Knospen, machte so viel Stecklinge wie möglich und brachte diese in sein Treibhaus. Jede neue Pflanze wurde unter eine Anzahl anderer vertheilt und zwar mit dem Erfolge, daß er bereits im folgenden Jahre dreißundert Fuchsias hatte, die sammt und sonders Blüte versprachen. Die beiden ersten, die blühten, stellte er zur Schau aus. Es dauerte nicht lange, so hatte er für jede ein Pfund in der Tasche. Der Blumist sorgte dafür, daß die ihn Besuchenden nie mehr als zwei Pflanzen zu sehen bekamen und in dieser Zeit hatte er seinen ganzen Vorrath zu Stück zu einem Pfunde verkauft.

Der Frau des Seemanns hielt er Wort. Er brachte ihr einen seiner ersten Stecklinge und diese war nicht wenig froh, ihrem Mann bei seiner Heimkehr nicht nur dessen Geschenk, sondern außerdem noch hundert Pfund St. vorzeigen zu können. Aber der Blumist hatte noch bessere Geschäfte gemacht; die eine Pflanze brachte ihm über 2000 Pfund ein. H. W.

Wetterprophezeiungen der Neujeit; Verkündigen eines Sturmes.

Es wird unsern Lesern bekannt sein, daß bedeutende Stürme mitunter zwei oder drei Tage vorher verkündigt werden sind und daß man gleichzeitig auch angegeben hat, aus welcher Richtung dieselben wehen werden. An den Küsten Großbritanniens sind sogar Stationen eingerichtet, um durch verabredete Signale die Schiffer von dergleichen Vorhersagungen zu benachrichtigen. Wir wollen hier einige kurze Andeutungen geben, in welcher Weise man bei dergleichen Vorhersbestimmungen zu verfahren pflegt.

Es gibt zwei Hauptmerkmale, um über Windrichtung und Windkraft etwas vorher bestimmen zu können, nämlich: 1) durch Ablesen der Angaben eines oder mehrerer Instrumente, aus ihren Abweichungen von einem gewissen Mittel- oder normalen Stande. Hat man den mittlen Stand des Barometers an einem Orte für jeden Tag des Jahres ausfindend gefunden, so theilt man die Beobachtungen an verschiedenen Tagen in Reihen, welche die Abweichungen von 5 zu 5 Millimeter enthalten. Diese lassen erkennen, ob der Barometerstand über dem Tagesmittel (zu hoch), oder unter demselben (zu niedrig) und wie groß der Betrag hierfür ist. Ebenso werden die Regenmenge, die Windkraft u. s. w. mit den Barometerabweichungen in Verbindung gebracht. So hat sich daraus ergeben, daß an einem Tage, an welchem das Barometer Morgens 15 bis 20 Millimeter zu niedrig steht, saß kein Regen kommt, daß die Wahrscheinlichkeit aber abnimmt und gleichstehl, wenn die Abweichung nur gering ist, daß dagegen, wenn das Barometer 10 bis 15 Millimeter zu hoch steht, die Wahrscheinlichkeit nur ein Viertel beträgt.

Wenn die Windkraft in eben solche Reihen getheilt wird, so ergibt die Untersuchung, daß in Utrecht der Druck auf den Quadratmeter im Mittel 7 Kilogramm beträgt, wenn daß der Unterschied der verschiedenen Reihen gerade groß genannt werden kann, daß aber die Kraft des Windes in den übrigen Reihen, welche einem zu niedrigen Stande entsprechen, regelmäßig bis zum doppelten Betrage oder 15 Kilogramm steigt.

Eine zweite Methode besteht darin, die gleichzeitig an verschiedenen Orten gemachten Aufzeichnungen in demselben Sinne zu verwerthen. Es ergeben sich bei dieser Methode folgende einfache Regeln: 1) Die Windrichtung wird westlich sein, wenn das Barometer im Süden höher steht, als im Norden, und der Wind wird um so kräftiger sein, je bedeutender der Barometerunterschied ist. 2) Wird weicht 30, 40 und mehr Pfund betragen, wenn der Unterschied größer ist als 4 Millimeter, minuter bleibt ein solcher kräftiger Wind erst später am zweiten oder dritten Tage durch, — und umgekehrt. 3) Die Windrichtung wird, wenn Barometern, östlich sein, wenn das Barometer im Norden höher steht als im Süden, namentlich dann, wenn dieser Unterschied 3, 4 Millimeter oder mehr beträgt. 4) Die Windkraft ist in diesem Falle nie so groß, daß ein Sturm zu desürchten ist, es sei denn, daß der Unterschied mehr als 6 Millimeter betrage.

H. W.

Heulende und tanzende Derwische in Kairo.

Kurz vor der Marktaß Fastat oder Altkairo, zwischen ihr und dem näher bei der Hauptstadt gelegenen Bulak, dem Hafenort Mitinsel Rhoda gegenüber, liegt am Nilufer selbst, das Kloster der heulenden Derwische. Eine breite Allee von Palmen und Sykomoren führt bald an dichten Zuckerrohrfeldern, bald an weit gedehnten Trümmerhaufen, ja selbst an deutschen Biergärten vorüber von Kairo aus nach demselben hin, ein Lieblingsspaziergang, besonders in der Kühle des Abends, wenn man auf den mattbraunen, kräftigen Eseln über das durchaus ebene Terrain einhersagt. Wie in jedem orientalischen Gebäude und zumal in den Moscheen, so nahm auch in diesem Kloster zunächst ein Hof mit Brunnen in der Mitte uns auf. Als wir ankamen, fanden wir bereits diesen ganzen Hof voller behaglich niedergelagerter Gruppen. Und wie bei allen Gelegenheiten, sein sie, welche sie wollen, so wurde auch hier sofort der unvermeidliche, süßduftende Kaffee präsentirt; einige der langbaarigen, spitzmützigen Mönche machten die Kellner. Auch wir Giaurs gingen so ziemig wie die Gläubigen leer aus, und während wir den dicken, schwarzen Saft aus den kleinen Tassen langsam einschlürften, hatten wir volle Gelegenheit, Aussehen und Benehmen unserer Gastgeber zu beobachten, das gutmüthige, verlebte Gesicht des Scheichs, die theilweise sehr intelligenten, theilweise aber auch fanatisch verdummten Züge der Mönche, das vielversprechende, frische Antlitz eines noch ganz jugendlichen Knaben. Doch wir hatten nicht lange Zeit, uns solchen Betrachtungen hinzugeben; das Zeichen zum Beginn der Ceremonie wurde gegeben, indem unsere Derwische sich aus dem Hofe durch mehrere Zimmer hindurch in den großen Saal des Klosters begaben, wohin das Publikum ihnen nachfolgte. In der Mitte der einen Wand war dort die mit Inschriften und der grünen Fahne des Propheten geschmückte Gebetsnische angebracht; vor ihr ließ der Scheich selbst sich nieder, während rings um ihn im Kreise die Derwische ihre Gebetsteppiche ausbreiteten, allmählich bis zu dreißig anwachsend, aber bei weitem nicht alle in der Tracht des Ordens. Jeder der kam, ging zunächst zum Scheich, ihm die Hand zu küssen; aber das war auch das einzige Zeichen einer hierarchischen Ordnung. Nicht blos die durch die Gebetsnische ausgezeichnete Wand, sondern auch die übrigen Wände des Gemaches, waren theilt mit Bänken, theils mit Korbmatten versehen, und oben, gerade unter der Decke des Saales, war ein Gitter für die zuschauenden Weiber angebracht, aus dem auch wirklich mehrere glühende Augen auf uns herabstarrten. So die Dekoration, wie nun das Schauspiel selbst? — Oft genug ist es beschrieben, aber keine Beschreibung kann den Eindruck der Sache selbst wiedergeben, wenn man so ruhig dasitzt und dem immer steigenden Paroxysmus zusieht. Als eine echt islamitische, religiöse Uebung beginnt auch diese Feier mit dem wiederholten Gesange des Fadhah. Anfangs leise, aber schon unter beständigem Kopfneigen, dann durch Rohrpfeife und Trommel wilder und wilder, ertönt das Ia illah il allah, und mit dem wilderen Gebeul mehrt sich die körperliche Bewegung der Heuler. Zuerst sitzen sie in bekannter orientalischer Weise mit gekreuzten Beinen da; dann wird der Kopf nach vorn und nach hinten überneigend und von einer Seite zur andern sich wiegend. Immer heftiger aber, immer schneller wird der Kopf nach vorn und hinten geschleudert, und die langen Haare fliegen schlangengleich um die bleichen Gesichter. Dann steht zuerst der Scheich auf; ihm folgen die andern, und nun geht die Körperschwingung wie das Gebeul in noch viel ärgerer Art weiter. Man meint, sie müßten unten entzwei brechen; so weit biegen sie sich nach vorn, so weit nach hinten. Und immer greller, immer schneidender die tönen Pfeife und Trommel, immer ärger wird das Gebeul. So geht es lange Zeit fort; dann wird das volle la illah il allah durch das bloße allah abgewechselt, und dies endlich durch ein rauh und wild hervorgestoßenes hu (er). So rauh wird dieser Laut hervorgezogen, daß ich ihn nur mit dem indianischen Naturlaute, den bekannten Urah, vergleichen kann, mit dem Ausathmen eines aus tiefem Wasser auftauchenden Schwimmers vergleichen kann; dabei aber nicht blos ein oder ein Paar Mal, sondern oft hinter einander. Man sieht deutlich, es ist durch die grausige Musik wie durch die sorgfaltigste Schaukelbewegung ein Rausch eingetreten, der immer ärger wird, und der je nach dem Grade ihrer Tollheit, als Glaubensstab für die Frömmigkeit des Andächtigen dient. Schließlich wird er bei Manchen so arg, daß sie aus allen Kräften mit dem Kopf gegen die Wand rennen und deshalb wieder hinstürzen, oder daß sie mitten in dem Schwanken selbst von einer Art Epilepsie befallen werden. Schaum steht vor dem Munde, mit den Händen schlagen sie um sich, und nur mit Mühe können die andern sie packen und in eine Ecke schleppen, wo sie endlich ganz erschöpft liegen bleiben. — Der Art nach verschieden, in dem zu Grunde liegenden Princip (der absichtlich durch aufregende Musik hervorgerufenen Raserei als religiöser Kultushandlung) den heulenden verwandt sind die tanzenden Derwische. Auch sie haben in Kairo ein Kloster, und zwar in dem innersten Viertel der Stadt selber, wenn man vom Ende der gewerbthätigen, bakschenschen Marktstraße zur Rechten durch die dicht gedrängten Bazare zur Citadelle hin abbiegt. Es ist ein großes, noch wohl erhaltenes Gebäude, und der Saal einem Amphitheater nicht unähnlich, indem die Zuschauer sich oben auf den Galerien versammeln, während unten die Derwische ihre Ceremonien beginnen. Wir erwähnten schon, welch große Rolle auch hier die Musik spielt, die eigenthümlich schnarrende und pfeifende, aber unmittelbar die Nerven spannende und aufregende Rohrpfeife vor allem. Sobald sie ertönt, sammeln sich auch hier, der Scheich voran, die Mönche im Kreise. Alle schmale Statuen stehen sie da, in eng anschließenden bis auf die Füße herabhängenden Kleidern. Aber mit den ersten Tönen der Pfeife beginnen sie sich langsam, ganz langsam um sich selber zu drehen, in so engem Kreise, daß sie dies mehrmals thun, bevor sie einen Fuß weiter gesommen sind. Und diese geistreiche Bewegung geht dann ohne Unterlaß, ohne Pause fort, nur je nach der vorspielenden Musik schneller oder langsamer ausgeführt. — Und noch habe ich das Beste nicht erwähnt, was dem Schauspiel seinen eigenthümlichen, auffalligsten Anstrich verleiht. Jene schlaff herabhängenden, schweren knapp anschließenden Gewänder sind in Wirklichkeit gewaltig breite, faltige Röcke, die nur ihres dünnen Stoffes wegen so zusammengefallen sind. Kaum beginnen sich nun die Tänzer zu drehen, kaum hat der dadurch hervorgerufene Luftzug jene faltigen Röcke, so blähen sie sich — ganz allmählig und wirklich harmonisch; dann darin besteht ja die Kunst — immer mehr auf, bis sie schließlich an Umfang die impofanteste Crinoline unserer Damenwelt übertreffen. Und so tanzt man denn fort, während dann noch der Oberleib aus den immensen Stoffmassen hervorragt, und das Ganze den um die Uferseilen brandenden Meereswogen beständig ähnlicher wird; immer leidenschaftlicher, immer aufgeregter, aber — und das ist der Unterschied von den Heulenden — immer gleichmäßig bis zum Schluß der Komödie.

F. N.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des „Daheim“ in Leipzig, Poststr. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im März 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1863 bis dahin 1865. **№ 24.**

Bartolomaeus von Bruschaver.

Historische Novelle von Ludwig Ziemßen.

(Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

Nachdem sich an der besprochenen Stelle Herr Thilo von Hutzhol von Schwager und Nessen getrennt hatte, setzten diese eine Weile schweigend ihren Weg fort, indem sie den Nessen zu beschleunigtem Laufe willig die Zügel schießen ließen. Beide so tief in ihre Gedanken versunken, daß sie weder an Unterhaltung dachten, noch für die schöne Winterlandschaft, die in den Strahlen der aufgehenden Sonne vielfarbig blitzte und blinkte, ein Auge hatten. Erst in einem Hohlwege, wo schwer beladene Holzwagen den Pfad fast unwegsam gemacht hatten, zogen sie die Zügel an, und hier entspann sich auch zuerst ein Gespräch zwischen Vater und Sohn.

Mit ernstem Antlitz, auf dem trotz des raschen Rittes die bleiche Farbe der Gemüthsbewegung noch vorherrschte und den Knaben älter erscheinen ließ, als er war, hub Dietmar in der raschen und entschiedenen Weise der Mutter ohne Zögern an: „Ich bitte Dich, Vater, was heißt es, ein „Glindescher" sein? Wer ist Glinden und was hat's für ein Bewenden mit ihm?"

Der Vater wendete sich im Sattel und sah den Sohn ob dieser Frage betroffen an; doch da er wohl vermuthen mochte, wie auch Dietmar in denselben Gedankenkreis gerathen sei, in dem sein eigner Geist sich seit Beginn ihrer Reise bewegte, so vergalt er die Frage nicht erst durch eine Gegenfrage, sondern erwiederte mit ruhiger Stimme: „Du fragst nach einem Verräther, mein Sohn, nach einem Manne, der sein Vaterland dem Feinde in die Hände spielen und seinen Fürsten ihr heilig Recht und Erbe stehlen wollte. Ein rechter Edelmann sollte den Namen schier nicht über seine Lippen bringen, ohne auszuspeien dabei, und mich wundert's fast, wie Du nach seiner Sache forschen magst."

„Dennoch will ich Dir's nun nicht verhalten, wie's um den Glinden und seine Spießgesellen steht; Du bist wohl alt genug, um mit Nutzen Einsicht zu gewinnen in des Vaterlandes Zustand und Lage, und," setzte er mit einem langen, forschenden Blick auf des Jünglings gespannte und schmerzlich erregte Miene hinzu, „jedenfalls wird Dir's gut thun, zu vernehmen, wie Dein Vater über den Glinden und seine That denkt. So höre denn! Du lagst noch an Deiner Mutter Brust, als unser letzter Landesherr Stettinischer Linie, Herzog Otto, seines Namens der Dritte, einer dazumal im Lande wüthenden Pestilenz erlag und in der Schloßkirche zu Stettin begraben wurde. Er war noch minderjährig gewesen, da sein Vater, Herzog Joachim, christmilden Gedächtnisses, mit Tode abging, und zehn Jahre lang hatte Markgraf Friedrich von Brandenburg als Vormund die Regierung für ihn geführt, ehedem er selbst ins Regiment eintrat und seiner Würden und Pflichten wahrnahm. Leider raffte ihn, wie ich sagte, schon nach wenigen Jahren die böse Pestilenz dahin, ohne daß er Leibeserben nachließ oder einen anderen Erben bestimmt hätte. Da regten sich die Markgrafen des Landes. Zu wohl hatten sie in währender Vormundschaft Gelegenheit, Vermögen und Einkommen des Landes Pommern erspähet und schon damals, dieweil Herr Otto noch ein Kind war, mit Fleiß gesucht, die Stettinische Landschaft sich günstig und geneigt zu machen, demnach auch stets wider Adel und Städte sich zum allergnädigsten und freundlichsten verhalten und ihnen gar nichts abgeschlagen oder geweigert, ja etzliche von der Ritterschaft gar — es ist eine Schande zu sagen — in ihre jährliche Besoldung genommen, so daß selbige sich damit sonder Scham und Scheu allbereits ihrer Freiheit begaben und den Markgrafen gute Hoffnungen erweckten. So gingen diese nun allgemach um so listlicher in ihren bösen Praktiken vermärts, und da sie wohl wußten, daß die Herzöge von Wolgast nur ferne Vettern mit Herzog Otto waren, auch nicht einerlei Wappen mit diesem führten, im Gleichen daß König Erich immer gesagt, Herzog Erich sei sein Erbe nicht, so warteten sie nur Herrn Ottens Tod ab und wollten nunmehr sich ohne Zögern des Landes bemächtigen, daran sie, wann es losstürbe, aus alten Verträgen das Angefäll besaßen. Dazu halfen ihnen nun treulose Männer von der Ritterschaft aus besten Kräften! Insonderheit war zu Stettin ein märkisch gesinnter Bürgermeister, Albrecht Glinden genannt, der that alles, auch die Stettinische Bürgerschaft auf des Markgrafen Seite zu bringen, warb auch

Digitized by Google

manchen eigennützigen Menschen für seine schlechte Sache an, und machte ihn solches also kühn, daß er nach Herzog Ottens Tode, da die ganze Landschaft zu seinem Begräbniß beschieden und versammelt war, bei der Einsenkung Schild und Helm des Todten ergriff und sie dem Sarge nachwarf mit den landesverrätherischen Worten: Da liegt unsere Herrschaft von Stettin!"

Herr Bartelomäus hielt einen Augenblick inne und blickte seinen Sohn an, der saß da wie verzaubert auf seinem Rosse und regte sich nicht. Die Zügel hatte er schlaff auf den Hals seines edlen Thieres sinken lassen, sein Oberkörper war vornüber gesunken, und die großen brannen Augen des Jünglings hingen wie gebannt an den Lippen, an den ernsten Zügen des Vaters. Als dieser inne hielt mit Reden, schrak Dietmar wie aus einer Betäubung auf und rief dringend und leidenschaftlich: „Nun! nun! Und was thatet Ihr Uebrigen dann? Entrann der Bube lebend?"

Der Vater nickte düster mit dem Kopf. „Er lebt noch jetzt und wird lange genug leben, sich und manchen pommerschen Mann zu verderben. Doch höre weiter. Da die Versammelten, wir Herren von der Ritterschaft, Städte und Geistlichkeit solche freche Worte hörten, die da denken sollten, das Land sei lossgestorben und ohne Erben und falle zemit Rechtens den Markgrafen zu, die das Angefall hätten, da entstund eine schreckliche Bewegung! Im Nu waren unsere Schwerter bloß, — solches geschah alsbald auch von den Märkern; die aber gut pommersch waren, riefen und schrieen wild dawider, und unser edler Vetter, Herr Hans von Eickstedt, sprang sonder Zaudern in die Gruft, ergriff Helm und Schild und rief mit donnernder Stimme: Albrecht Glinden, so nenne ich Dich einen Lügner und Verräther! Noch haben wir angestammte Fürsten, das sind die Herzöge von Wolgast, und ihnen gehört das Land und dies Gewaffen! So entstieg er dem Grabe, herrlich in seinem Zorn, wie der Ritter Georg, da er dem Drachen obgesiegt."

Des lauschenden Jünglings Brust bot sich im Sturm tiefster Gemüthsbewegung; seine Augen brannten in einem schwärmerischen Feuer. „O, edler Vetter!" seufzte er still, „wer Dir gliche!"

Herr Bartelomäus hatte einige Augenblicke still und sinnend in den winterlichen Glanz der steigenden Morgensonne hinausgeschauet; jetzt wendete er sich wieder dem Sohne zu und fuhr also fort: „Es konnte nicht wohl ausbleiben, daß bei so zwieträchtiger Gesinnung der Versammlung großer Streit entstund. Handelte es sich hier doch um gesammten Landes Wohl oder Wehe, um Recht oder Unrecht, um Verrath oder Treue. Se fiel hier an heiliger Stätte und schier über der offenen Gruft manch schwerer Hieb, klaffte manche Wunde, rann manches Tropfen rothen Blutes auf die Steine nieder. Da wichen die Märkischen endlich unserer Treue Uebermacht; Herr Hans von Eickstedt aber zusammt einigen Rittern und Aechten sagen alsbald auf, den Herzogen Erich und Bartislav von Pommern-Wolgast Helm und Schild zu bringen, auch Auerbietung pflichtmäßiger Huldigung und williger Gehorsams Seitens des Landes zu thun, was die Herzoge mit Dank annahmen, auch versprachen, die Stettinischen Lande wie rechte und erbliche Herrschaft schützen und schirmen zu wollen und bei allen Gnaden und Rechten zu belassen, so sie von Alters her gehabt."

„Aber auch die Märker säumten nicht; vielmehr erließ Markgraf Friedrich Briefe an Stettin und die ganze Landschaft und begehrte, daß man ihn von Rechts wegen annehme und huldige und sonst keinem anderen; drohte auch mit Ernst, sie wohl zu schädigen, so sie anders thäten und den Herzegen anhingen. Das gab große Verwirrung und Uneinigkeit im ganzen Lande. Denn auch Albrecht Glinden ruhete nicht, sondern versuchte allewege mit seinem Anhang, daß er das Land an den Markgrafen brächte, rekete sonderlich den Städten viel vor von Macht und Reichthum, so ihnen von Herrn Friedrichs Gnaden bewerkstände, und stiftete eine Zusammenkunft bei nächtlicher Weile auf dem Friedhof zu Schilterdorf, da sollten die Städte, sonderlich Stettin, Greifenhagen, Pyritz, Garz und andere, so an der Grenze liegen, mit Märkischen Räthen zusammentreffen und aller Sachen wohl einig werden. Aber die Städte bedachten ihre Ehre und Glimpf und kamen nicht zur Stelle; nur die von Garz und Etliche von der Landschaft waren da und haben bei dunkler Nacht unter der großen Linde an der Kirche unter des Teufels Beistand geteidigt und alles wohl beschworen. Die Linde aber, darunter solcher Verrath geschehen, ist von Stund an verdorret und bis zur Wurzel hin abgestorben."

Herr Bartelmes hielt hier inne und zwang sein tanzendes Roß zur Ruhe; Dietmar aber schauerte vor der Erzählung in sich zusammen und versank in Nachdenken und Schweigen."

So ritten Vater und Sohn eine Weile still neben einander, bis der edle Bruschaver endlich von selber wieder begann und in seiner Erzählung also fortfuhr: „Um der Zwiespalt willen, die derzestalt im Lande herrschte, haben dann die Herzoge vorderhand die Huldigung nicht erlangen mögen, und weil von beiden Parteien viel gebandelt und aber gehandelt werden, und wenn man dachte, es sei nun alles klar, der Sache neuer Anstand erwuchs, so verflossen ein paar Jahre, bis denn endlich, dieweil Gesetzlosigkeit und Willkür fast sehr im Lande um sich griff, den rechten Fürsten gehuldigt wurde. Wie der Markgraf das erfuhr, daß alle seine Ränke und Anschläge zu nichte geworden und die Lande doch an die Herzoge gekommen, ergrimmte er fast sehr, ward bei vielen Fürsten und Herrn um Hilfe und fiel so mit großer Heeresmacht in Pommern ein. Wie sie hierselb hausten, magst Du daraus erkennen, daß man seine Mannen und Knechte nur die „Märkischen Wölfe" nannte. Zuerst berannte er Bierraden, und da er's nicht wohl einnehmen konnte, erkaufte er einen Müller dazu, daß er bei nächtlicher Weile seinem Volk ein Pförtlein öffne — der that's, und so gewann der Markgraf Stadt und Schloß."

„Darnach zog er auf Garz, darinnen er an denen, so sich mit Glinden ehemals unter der Linde zu Schilterdorf zusammengeschworen hatten, einen starken Anhalt und Beistand fand. Dieselbigen ließen, ob ihnen gleich erst vor kurzem Verzeihung und Straflosigkeit von den Herzogen gewährt worden, den Feind eilends ein, und so ward damals, um Ostern werden's nun neun Jahre, der feste Ort des Markgrafen. Der nahm alsbald die Huldigung von den Bürgern und legte von Stund an ein Schloß in die Stadt, damit er von da aus das Land Stettin bekriegen und erobern möchte, setzte auch einen Hauptmann darein, Herrn Werner von der Schulenburg, der annoch innen gebietet, wie Du wohl weißt, und die Gegend umher, auch unsern Hof, fleißig brandschatzt. Der Markgraf aber gewann auch die Löcenitz nach vielen Stürmen, und seine Knechte verheerten, wie rechte Wölfe, das Land umher bis vor Stettin."

Dietmars Ungeduld, die ihm schon geraume Zeit aus den feurigen Augen geblickt, ließ sich nun nicht länger zügeln.

„Aber um aller Heiligen willen, Vater, warum ließen die Herzoge ihm solches zu? Konnten nicht auch sie Volk anfbieten und den markgräflichen Haufen entgegenziehn, daß sie sie wieder zum Land austriebeu?"

„Sie mußten's wohl leiden, mein Sohn," entgegnete Herr Bartelmes finster, „denn von nirgendher war fremd Volk zu werben, da alle Nachbarfürsten beim Markgrafen standen. Hätten sie aber dennoch mit eigenen minderen Kräften eine offne Feldschlacht verfucht, so wäre damit nicht allein das Herzogthum Stettin, sondern auch ihr ganzes Land in die Waage gesetzt, und so mußten sie sich, ob ihnen das Herz auch brannte, vorerst bescheiden, den Städten zu befehlen, daß sie sich selbst erwehrten und die Märkischen Wölfe von ihren Mauern hielten. Das flache Land aber war nicht zu schützen. Damals machte der Verräther Glinden einen neuen Anschlag, segar die Feste Stettin in der Feinde Hand zu geben, und standen die Märkischen Haufen schon vor den Thoren, doch ward der tückische Plan noch zeitig verrathen, und der Markgraf mußte abziehn, wie er gekommen."

„Da haben ihm die Herzoge aller Orten nachgesetzt und die Wege verlegt, auch viel Volks abgeschnitten, so sich auf Futterung begeben, kurz mannigfachen Schaden zugefügt. Die weisen Räthe aber, so Herzog Wartislav an das kaiserliche Hoflager abgeschickt, über des Markgrafen Gewaltigung zu klagen, brachten es zuwege, daß des Kaisers Majestät allen Ständen mit Ernst gebot, sie sollten dem Markgrafen seine Hilfe thun, und standen demzufolge viele Fürsten demselben ab und kehrten heim, also daß nun die Pommern den Märkern wohl gewachsen waren. So hat die Sache denn zwischen beiden Landen leider Gottes mit Kampf und Streit, Sengen und Brennen und fruchtlosen Tagfahrten manches Jahr gedauert, bis Herzog Erich starb und sein Sohn Begislav zur Regierung gelangte. Der hat endlich mit den Markgrafen auf dem Tage zu Prenzlow Frieden gemacht; Herzog Wartislav aber, der von Wolgast, hat nicht drein willigen wollen für sich, dieweil er's nicht verschmerzen konnte, daß die Städte Garz und Bierraden und Löcenitz, so wirer Recht, allein durch Verrath genommen waren, in der Feinde Händen blieben,

Digitized by Google

und als man jaget, sinnet und denkt er schier nichts anderes, als wie er die Orte wiedergewinnen möge. Die Gfinkeschen aber und alle die anderen offenen und geheimen Verräther, so im Lande hin und her ihr gottlos Wesen treiben, arbeiten ihm mit Fleiß entgegen, wie man sagt, und kreuzen seine Pläne. Gott mag wissen, zu welchem Ende das alles führt! Es ist eine schwere Prüfung für einen edlen Fürsten, solches an seinen Unterthanen erleben zu müssen! — So nimm denn Du Dir an alledem ein rechtes Beispiel, mein Sohn, und, wieweit Du bald ein Mann bist, sei auch allzeit mit Fleiß bestrebt, als ein rechter Edelmann in Treuen und redlichem Willen dem gemeinen Manne voranzuleuchten, dem Landesfürsten aber Stab und Stütze zu sein in dem, so er um des gemeinen besten Willen plant und wirkt. Laß nie von der Ehre ab, Dietmar, — eher vom Leben und halte unser Wappenschild rein, auch wenn ich nicht mehr Dir zur Seite stehe. Ehre verloren — alles verloren, das sei Dein Wort, und so gib mir Deine Hand, daß Du dieser Stunde und meiner Worte nie vergessen wollest."

Des Jünglings Gesicht glühte in hohem Feuer, und mit Begeisterung ergriff er des theuren Vaters Hand, während zwei große Thränen über seine Wangen liefen. „Du sollst mich allezeit Deiner werth finden, Vater," hauchte er in tiefster Bewegung, „und nie werde ich des Lebens achten nun der Ehre willen. Deß sei heilig versichert!"

Ein kräftiger Händedruck des Vaters sprach dessen Befriedigung aus; dann gab derselbe seinem edlen Falben die Schenkel, daß das schöne Thier wie ein Pfeil dahinschoß, und so brachte ein scharfer Ritt Vater und Sohn in kürzester Frist zu der bestimmten Stelle im Forst von Greifenhagen, wo die Jäger sich versammeln, und von wo das Treiben beginnen sollte.

Drittes Kapitel.

Eine bunte und mannigfach belebte Scene that sich vor den beiden Reitern auf, als sie um die Waldecke bogen und auf das Gehau hinauslenkten. Um zahlreiche Feuer standen oder lagen auf tüchtigen Streohschütten weit über hundert Männer, zum großen Theil Adlige der Umgegend, mit ihren Jägern, — im übrigen Rathsherren und Bürger der Stadt Greifenhagen, die hier die Wirthe machten, und Forstbeamte und Jagdbedienstete in allen Rangabstufungen: Forstmeister, Landjäger, Förster und Unterförster, Haidereiter, Besuchsknechte und Jagdläufer. Zelte und Bretterhütten, mit Tannenzweigen verziert, waren hie und da aufgeschlagen, namentlich für den Herzog und sein Gefolge, die noch nicht zur Stelle waren; Wagen und Karren mit Lebensmitteln und Getränken, die die Stadt Greifenhagen „aus gutem Willen" darbot, entluden sich ihres Inhaltes; an geschützten Stellen wurde gefeuert und gebraten, heiße Getränke gemischt und den aufwartenden Stadtknechten zur Vertheilung überantwortet, — aus anderen Karren wurden Jagdwaffen und Geräthe aller Art, wie sie das Treiben erforderte, ausgeladen; daneben hielten und führten Roßknechte die muthigen Thiere der adligen Waidmänner auf und ab, — leere Wagen, welche die erlegten Wölfe aufnehmen sollten, fuhren an, — andere, die das Wolfszeug, Netze und Lappen an Ort und Stelle gebracht hatten, kehrten zurück; Rüdenknechte hielten mit Leinen und langen Peitschen große Koppeln Wolfshunde, die vielleicht noch in Gebrauch kommen konnten, für diesen Fall bereit und in Ruhe — kurz, es war trotz des bitterkalten Morgens eine recht heitere und ächt waidmännische Scene, und Dietmars Herz schlug hoch vor Entzücken, da er vom Rosse herab das Gehau mit seinen buntbelebten Massen überschaute. War es doch schon seit Jahr und Tag sein sehnlichster Wunsch gewesen, einmal ein recht großartiges Treiben mitzumachen, und nun erfüllte sich alles weit schöner, als er es sich je hätte träumen lassen.

Auch des Vaters Auge schweifte im Anreiten befriedigt von Gruppe zu Gruppe, und als ihn, kaum daß man seiner ansichtig geworden, ein bunter Haufe vertrauter und befreundeter Waidgenossen mit herzlichem Willkommen umringten, heiterte sich sein ernster Blick zu einem freundlichen Lächeln auf, und unter fröhlichem Gegengruß schwang er sich leicht und gewandt vom Roß, die Zügel einem herbeieilenden Roßknechte überlassend. Da wurde manch kräftige Hand geschüttelt, manch gutes Wort geredet, manch tiefer Trunk gethan, und die Anordnungen zur Jagd, wie sie der Jägermeister von Kroßigk den um ein behaglich flammendes Feuer Versammelten darlegte, gaben reichlich Stoff zu eifrigster Wechselrede. Im allgemeinen war man mit den Herrichtungen wohlzufrieden. Die Spurreiter hatten schon seit Wochen auf die Zahl der im Forstbezirk liegenden Wölfe ein wachsames Auge gehabt, fleißig Spurrifte und den Wolfsjägern ihre Meldungen gemacht. Darnach stand ein namhaftes Resultat zu erwarten; denn des Raubgesindels war schier ein Uebermaß und hatte der Rath zu Greifenhagen noch bei währender Nacht die Jagdläufer von Stadt und Dörfern zum Treiben beschieden und auf Leiterwagen an Ort und Stelle befördert. Mit denen waren dann der Wolfsjäger und die Forstbediensteten des Reviers ohne Verzug aufgebrochen, hatten die Wölfe noch einmal umritten und ruhig befunden, und nun wären beim Schein des Mondes und Wiederschein des Schnees die Lappen eiligst abzuladen und in einen linken und rechten Flügel getheilt. Alles war ordnungsmäßig und waidgerecht geschehen. Unter dem Winde hatte die Arbeit begonnen, jeder Flügel war einem Förster untergeordnet gewesen, der immer noch besonders nachgespürt hatte, ob auch auf seinem Flügel die Wölfe noch ruhig lägen oder während der Zeit wach geworden und herausgetrabt. Hinter jedem Vorspürer hatte noch ein Unterförster gearbeitet, unter dessen Aufsicht die Jagdläufer in möglichst schnellem Lauf die Lappen ausgetragen und den Waldrand umzogen hatten, — alles war leise, prompt und sicher vollführt.

Nachdem so die Wölfe bestätigt, belappt und ins Zeug gebracht waren, hatte der Wolfsjäger in größter Geschwindigkeit und aller Stille den Haken mit den Netzen stellen lassen, so daß nach Einlappung der Windseite und Aufstellung der Netze den Wölfen die Flucht versperrt war. Dann hatten die Schrecker nach Anordnung des Wolfsjägers ihre Stellung eingenommen, und nun war seit einer Stunde alles bereit, um das Treiben beginnen zu können, sobald der Herzog da sein würde.

Und er ließ nicht auf sich warten. Pünktlichkeit war schon damals die Höflichkeit der Fürsten, und namentlich war diese Tugend Wartislav in hohem Grade eigen, der in allem, was er trieb und that, eine methodische Genauigkeit und fast peinliche Ordnung beobachtete. So zeigten sich denn auch die ersten Reiter seiner Cavalcade an der Waldecke, gerade als in den Versammelten zuerst der Gedanke sich regte, jetzt könne der Herzog wohl da sein, wenn er unterwegs nicht Aufenthalt gehabt. Wenige Minuten später ritt er selbst auf das Gehau hinauf, gefolgt von einem bescheidenen Gefolge von herzoglichen Beamten in einfachster Tracht, wie der schlichte, aufs Praktische gerichtete Sinn des Fürsten es liebte, — er selbst in unscheinbarem Ellenkleller ohne alle Verzierung, so daß man ihn mit jedem seiner Förster hätte verwechseln können, wäre nicht doch in Haltung, Miene und Geberde etwas Hohes und Fürstliches gelegen, das ihn von der Menge auffallend unterschied.

In fröhlicher Erregung flogen die Blicke der Versammelten ihm entgegen, denn der strenge, leutselige und mildthätige Fürst war bei den Städten ebenso beliebt, wie bei der Landschaft; — aber befremdet glitt das Auge von seiner Erscheinung ab. Das war nicht der Wartislav, der in die Versammlung seiner Vasallen wie ein Familienvater in den Kreis seiner Kinder zu treten pflegte, der für seine Unterthanen stets eine gütige Miene, ein herzliches Wort, eine freimüthig dargebotene Hand hatte! — Der da auf dem schwarzen Hengste saß und dunkle, blitzende Augen bald in die Ferne richtete, wo aus Morgennebeln jenseits des Stromes die Thürme und Zinnen von Garz sichtbar aufstiegen, bald düster forschende Blicke über die Versammlung fliegen ließ, schante aus wie ein Richter, der die Mienen schuldbelasteter Frevler mustert, nicht wie ein gütiger Landesvater, der auf herzliche Einladung kommt, die fröhliche Jagdlust der Seinen zu theilen.

Und nicht bloß die starre, finstere Miene, die abweisende Haltung des Herzogs war es, die die Versammelten befremdete; auch seine Umgebung war es und die ausschließlich vertrauliche Hinneigung zu dieser, was die Jagdgesellschaft stutzig machte. Dem Herzog zur Linken ritt zunächst Johann von Appenberch, ein Mann in den Fünfzigern, hager und groß, gelblichen Antlitzes mit scharfen, nußtiefen Blicken, — mit dem schien er oftmals geheime Zwiesprach zu halten. Dann umgab die beiden fast die ganze Appenberchsche Sippe, wohl bewehrt und beritten, und so ganz schien diese Begleitung des Herzogs Ohr und Auge zu fesseln, daß er für den zierlichen und wortreichen Willkommen des ehrbaren Rathes nur ein Paar Worte flüchtiger Erwiederung, für den Gruß der versammelten Adligen nur

Digitized by Google

einen kalten, faſt geringſchätzigen Gegengruß, für die ehrerbietige Meldung der oberſten Forſtbeamten nur ein kurzes Nicken, eine entlaſſende Handbewegung hatte. Was war dem Fürſten begegnet, daß er wider ſeine Gewohnheit ſo unmilder Weiſe unter die Seinen trat und jeden freundlichen Blick ſparte? Namentlich Herr Bartolomäus von Bruſchauer und die ihn umgebende Schar von Freunden, zu denen ſich auch Herr Thilo von Huxhel mit den von ihm herbeigeholten Herren von Aſſeun und Rammin ſchon geſellt, ſchienen für den Herzog nicht vorhanden zu ſein, höchſtens daß dann und wann einmal ein finſterer Seitenblick ihr Häuflein ſtreifte. Eine Anrede Seitens des Fürſten, der ſonſt ſo überaus leutſelig und geſprächig ſein konnte, erfuhr von ihnen niemand.

Allmählich leuchtete es auch den Unbefangenſten dieſer zum Theil doch nicht alltäglich begabten Herren von der Laubſchaft ein, daß dies Benehmen gegen ſie nicht Zufall ſei, und verwundert ſahen ſie ſich dareb an, was dies zu bedeuten habe; den Schärferblickenden aber war es ſchon im erſten Augenblicke klar geweſen, daß hier eine abſichtliche Kränkung vorliege, und als Herr Thile v. Huxhel ſeines edlen Schwagers Augen ſuchte, ſah er, wie dieſer die Zähne zuſammenbiß und, die Arme über die Bruſt gekreuzt, finſter vor ſich hin ſtarrte.

Glücklicher Weiſe dauerte die ſo entſtandene ſchwüle Stimmung nicht lange: denn kaum daß die Begleitung des Fürſten nothdürftig etwas von den dargebotenen, erwärmenden Getränken zu ſich genommen und etwas Speiſe beigeſteckt hatte, auch ſämmtliche Jäger in die Treiberlinie vertheilt waren, ſo gab auf einen Wink des ungeduldigen Fürſten der erſte Wolfsjäger, Herr Hugh von Range, hinter dem Jagen den Befehl, aus der zu dieſem Zweck herbeigefahrenen Karrenbüchſe den Schreckſchuß zu thun.

Im ſelbigen Augenblick nahm das Treiben mit einem allgemeinen, die ganze Treiberlinie durchlaufenden „Horſa! Horſa!“ den Anfang, und vorwärts ſchritt jeder Treiber, den Spieß kampfbereit in der Fauſt, immer gerade aus, nur wenigen, den Lauf entſchieden behindernden Lokalitäten ausweichend und unmittelbar nachher wieder aufſchließend, damit die Linie nicht geſtört würde.

So ging es den ganzen Tag unermüdet vorwärts; nicht einmal zum Eſſen und Trinken wurde ernerthin angehalten. Alles geſchah im Gehen, keinen Augenblick gönnte man den aufgeſcheckten und gejagtigten Raubthieren Ruhe und Erholung. Dafür war das Reſultat aber auch ein glänzendes. Einige zwanzig Wölfe erlagen nach und nach ihren grimmigen und unermüdlichen Verfolgern; theils traf ſie der ſcharfe Bolzen aus der Armbruſt des Schützen, theils der Spieß in der ſtarken Fauſt des Treibers oder ein wohlgezielter Axthieb, den ein Schrecker nach dem durchbrechenden Raubthier geführt. Nur ſelten lief ein alter, oft gehetzter Wolf durch die Lappen; die meiſten gingen in die Netze hinein; dann fiel der oben ſchwebende Theil des Netzes auf ihn herunter, und beim Verwirrtwerden verwickelte er ſich immer mehr, ſo daß die Schrecker ihn mit eiſernen Zangen von zwei Seiten am Halſe packen und herausziehen oder gleich mit Keulen und Aexten todtſchlagen konnten. So verfiel einer nach dem andern ſeinem Schickſal.

Die Sonne war ſchon im Sinken, und man gedachte die Jagd abzublaſen, weil die geſpürten Wölfe faſt alle ſchon erlegt waren, als das letzte Treiben durch einen verhängnißvollen Zwiſchenfall noch ein ſchauerlich erhöhetes Intereſſe gewann. Ein beſonders großer und ſtarker Wolf, in dem die Treiber den wildeſten und gefürchtetſten Feind ihrer Herden erkennen wollten, war bisher allen Nachſtellungen entgangen und ſchien verſchwunden, als er plötzlich, da die Treiber in ein faſt undurchdringliches Dickicht eintraten, die ſtellenweiſe Auflöſung des geſchloſſenen Treibens benutzend, aus einer Schlucht herauſtürzte und ausbrach. Noch gelang es einem der Treiber, der auf den allgemeinen Ruf „hu Wolf! hu Wolf“ rechtzeitig hinter einem Elſenbuſch hervorſprang, dem Unthier mit dem Spieß einen Stich in die Seite beizubringen; doch das ſchien ſeine Schnelligkeit und Wildheit nur noch zu befördern. In raſender Wuth, wenn auch ſtark ſchweißend, ſtürzte das Ungethüm vorwärts und graden Laufes auf die Stelle zu, wo Dietmar von Bruſchauer ſtand, der der blutdürſtigen Beſtie kaum anſichtig wurde, als er dieſelbe feſten Fußes erwartete und in richtiger Diſtanz ihr einen ſcharfen Bolzen entgegenſandte. Der Wolf, ins linke Auge getroffen, ſtieß ein wildes Geheul aus und warf ſich, raſend vor Wuth und Schmerz, auf den Jüngling, der ſein Waidmeſſer gezogen hatte und ihm mit einer Unerſchrockenheit Stand hielt, die weit über ſeine Jahre ging.

Aber im nächſten Augenblick war er von den Krallen des Feindes erfaßt, überwältigt, niedergeriſſen, fühlte ſeine linke Schulter verwundet und den heißen Athem aus dem Rachen des Unthiers über ſein Geſicht hinbauchen.

Dietmar verlor auch in dieſem entſetzlichen Augenblicke ſeine Beſinnung nicht; während er mit dem linken Arm ſich Hals und Geſicht zu ſchützen ſuchte, führte er mit der Rechten einen ſtarken Stoß nach dem grimmigen Feinde, und das gute Waidmeſſer fuhr demſelben hinter der Linken Vorderſchulter dergeſtalt in den Rücken, daß das verwundete Raubthier ein erneuertes Schmerzgeheul nicht unterdrücken konnte und mit verdoppelter Wuth ſein Opfer anfiel. Aber in dieſem Augenblicke bengt ſich über die in enger Verſchlingung ſich gräßlich windenden und übereinander wälzenden Kämpfer ein todtblaſſes Männerantlitz, und zwei ſtarke Fäuſte umſchloſſen mit der unwiderſtehlichen Kraft eines Schraubſtockes die Gurgel des Wolfes. Da ließ derſelbe von dem unterliegenden Jünglinge ab und riß ſich empor, zerrend, ſchnappend, knirſchend, halb erſtickte Geheul ausſtoßend und mit den Krallen Schenkel und Bruſt des neuen gewaltigeren Feindes ſtark zerkragend.

Schützen und Treiber eilten herbei und wollten dem edlen Bruſchauer hilflich ſein; der aber rief ihnen mit harter Stimme zu, ſie ſollten zurücktreten und nach ſeinem Sohne ſehn; den Wolf wolle er allein wohl dämpfen! darüber ſtaunten die Umſtehenden und ſahen nun halb mit Grauen, halb mit Luſt dem entſetzlichen Kampfe zu. Der Wolf ſchien ſeine Verwundung vergeſſen zu haben, wenigſtens hemmte ſie ihn nicht merkbar im Widerſtreit, und mit ungeheurer Kraft rang er gegen ſeinen gewaltigen Feind an. Aber er war ihm nicht gewachſen. Erſt jetzt ſah man, welche Rieſenkraft Herr Bartolemäus zu entwickeln vermochte, welch furchtbaren Ausdruckes ſein mildernſtes Antlitz fähig war, welche Leidenſchaft in ihm unter dünner Decke ſchlummerte. Es ſchien, als entlade er den ganzen verhaltenen Grimm, den ganzen Schmerz ſeines ſchwer getäuſchten, tief verletzten Mannesherzens an dieſem wilden Feinde. Ein wahrhaft entſetzlicher Anblick war es, wie er das geifernde, ſchnappende, blutlechzende Unthier auf Armeslänge von ſich hielt und ihm mit einer Miene, die kaum weniger wild war, als die ſeinige, in die glühenden, blutunterlaufenen Augen ſtierte; wie er daſſelbe dann, ohne loszulaſſen, auf den Wurzelſtock einer Sturmweide niederwarf, auf ihm kniete und mit gewaltigen Fuſtritten ihm die Hinterläufe brach; wie er ihm mit entſetzlicher Kraft den Schädel wieder und wieder — wohl zu zwanzig Malen — auf den Grenzſtein ſtieß, daß Moos und Steinſplitter, aber auch Hauptzehen und blutige Knochenſtücke davonſpritzten, und wie er das entſtellte, verendete Ungethüm dann mit der ganzen letzten Kraft ſeiner Arme noch einmal erhob und einige Ellen weit von ſich in den Sumpf ſchleuderte, daß die Treiber entſetzt und ſchreiend auseinanderſtäubten!

Unendlicher Beifallsjubel der herbeigeſtrömten Jagdgeſellſchaft feierte den wilden Kampf und ſeinen glücklichen Ausgang; man umgab Vater und Sohn mit lebhaften Glückwünſchen, ſchüttelte ihnen die Hände, prieſ ihre That und beeiferte ſich nach ihren Wunden zu ſehn, die — Dank der ſtarken Jagdkleidung von Leder — im ganzen nicht bedeutend waren.

Andere, namentlich die Herren von der Stadt und die Treiber aus der Umgegend waren beſchäftigt, den Cadaver des Wolfes einer genauen Beſichtigung zu unterwerfen; ſie unterſuchten das Gebiß deſſelben, um ſein Alter zu beſtimmen, ſchätzten den Werth des Balges ab, hoben ihn in die Höhe, um ſein Gewicht zu prüfen, und forſchten emſig nach, ob alte Narben von Schuß-, Hieb- oder Stichwunden am Körper ſich zeigten. Nachdem alle Merkmale zuſammengehalten und die Identität des todten Thieres mit jenem geflüchteten Biebriebe feſtgeſtellt war, der ihnen ſchon ſo manchen ſchweren Schaden zugefügt und — Gott ſei es geklagt — des Schäfers Zarbow ſechsjährigem Knaben, der ihm eine Gans abjagen wollte, ein Paar tödtliche Wunden beigebracht hatte, daran er elend dahinſterben müſſen, — da war die Freude erſt recht groß, und Stöße, Stiche und kräftige Schimpfreden Seitens der Jagdkänfer bildeten die Leichenrede des todten Räubers.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Im Adlerhorst.

Nach einer Originalzeichnung von Anna Kalttel.

Digitized by Google

Im Adlerhorst.

Nach jahrelanger Abwesenheit in der Stadt war ich wieder daheim, wohnte wieder unter dem traulichen Dache der bescheidenen aber zierlichen väterlichen Wohnung in Untergiblen bei Elbigenalp im Lechthale!

Drinnen in der Stadt war meine kindliche Neugier anfänglich zwar durch vieles gereizt worden, meinem strebsamen Geist bot das Institut, das ich als Schülerin besuchte, vieles Anregende und Belehrende, — allein die steifen Formen der Etikette legten sich auch gleichzeitig wie Fesseln um meine junge Seele, die unbeugsamen Regeln und Gesetze der gerühmten Anstalt schnürten sich mir ums Gemüth wie die eisernen Reifen ums Herz des armen Heinrich im Märchen. Jeder Schritt des wilden Bergkindes ward dort abgemessen, jeder Laut gewogen, — vor dem strengen Blick der Oberin erstarb das lustige Lied der heimatlichen Alm!

Jetzt war ich frei!

Alles grüßte ich jubelnd, die theuern Eltern und die liebe Schwester, — hier die alte Wanduhr mit dem unveränderlichen Tictact, — dort den wilden Bach, das Thal, den Wald und über ihm der Berge weiße Gipfel! Dort auf dem schmalen Pfade, der am jähen Abgrund hin sich nach der grünen Alpenmatte mit den Sennereien zieht, war ich als wildes Mädchen mit bloßen Füßen oftmals über spitze Steine und scharfe Kiesel jubelnd im Uebermuth gesprungen. Weiter hinten im tiefen Grunde des Thales lugte der Gipfel der Sazengwandl an der Gretlesalp herüber, an die sich eine unvergeßliche Erinnerung für mich knüpfte. — Dort war es, daß sie vor sieben Jahren mich am Seil hinunterließen bis zur Mitte der Fluh. Dort hing ich an dem dünnen Faden, ein fünfzehnjähriges Mädchen zwischen Tod und Leben, zitternd vor Furcht, allein ich mußte die Thränen niederkämpfen, mit welchen die Angst den Blick zu dunkeln drohte. Ich mußte ja scharfe Umschau halten, richtig mit dem Auge die Entfernung schätzen, um schwingend den Adlerhorst zu erreichen, der unter der überhangenden Felswand in der Kluft versteckt war. Es war nicht etwa jugendlicher Uebermuth, der mich zu dem tollen Wagstück trieb; das bittre Muß war's, das mich zwang!

Ein Adlerpaar hatte sich seit Jahresfrist dort eingenistet. Zur eignen Sättigung und zur Aetzung des Jungen auf der Platte beraubte es die Herden und den Wildstand ringsum und rief laute Klagen in der Nachbarschaft hervor. Den meinem Vater forderte es die Pflicht, die Gegend von dem Raubgesindel zu befreien und außerdem trieb ihn die eigene Leidenschaft als Adlerjäger. Er hatte keine Ruhe noch Rast, so lange er die königliche Beute in der Nähe wußte. Kein Bursche in der Gegend wollte sich zu dem kecken Wagestück entschließen, den jungen Adler anzunehmen, — es blieb uns keine weitere Wahl — ich mußte es thun!

Seit jener Zeit hatte man in der Nachbarschaft keine Spur von Adlern wieder bemerkt, nur diesen Sommer erhoben sich Klagen über geraubte Lämmer und Zicklein; doch hatte noch niemand den Räuber auf der That ertappt. Mein Vater war am frühen Morgen mit seinem vertrautesten Freund und Gamskamerad „Hannns Keiler" zur Gretlesalp nach Gamsen ausgestiegen. Es dunkelte bereits, als er zurückkam. „Anna," sprach er zu mir, „es horsten wieder Adler im alten Neste an dem Sazengwandl, sie haben ein Junges. Als ich mit Hannns an der Gretlesalp hinaufgestiegen und wir nach Gamsen Umschau hielten, — wir hatten Spuren eines starken Rudels, — da sahn wir in der Ferne unser Wild in toller Flucht und zugleich zog pfeilgeschwind ein Adler mit einem Gamszicklein in den Fängen überm Abgrund hin, ein wahrer Riese seiner Art. Er flog dem Sazengwandl zu. „Der Satan," schrie Hannns, „er hat uns die ganze Jagd verdorben, die Gamsen sind gescheucht; 's ist jammerschade um das nette Junge!" — „Was gilt's," erwiederte ich, „die Adler haben wieder den alten Horst am Saxen eingerichtet; ist's so, dann sollen sie's und büßen, wir legen den Bildereren das Gewerbe. Ich mein', wir gehen gleich hinauf und schauen nach!" Gesagt, gethan! Es war zwar noch ein gut Stück Weg bis zur Wand, allein die alte Adlerlist machte uns flinke Beine. Wir langten am Gwandl an und klommen zur Seite bis zu dem Abhang hin, an dem sich die Lärchenwaldung hinstreckt. Von dort aus kann man, wie Du weißt, grad auf die Platte hinüber sehen. Richtig, dort lag das Zicklein und mit dem Fernrohr erspähten wir einen jungen Adler auf den dürren Reisern. Vom Alten war keine Spur zu merken. Vielleicht hatte er unser Kommen bereits entdeckt und war weggeflogen. Das Junge war noch schwach, der Hunger quälte es. Wir sahen, wie es sich mühte, mit dem Schnabel von dem Mitzpret Stücke loszureißen. Es wollte ihm nicht gelingen und unbehilflich taumelt es wieder rückwärts an die kalte nasse Felswand. In unserem Eifer stiegen wir den Saxen vollends hinauf und legten uns droben in Versteck. Wir meinten, der Alte solle sich bald wieder sehen lassen und dann wollten wir ihm mit einer Kugel die Gams bezahlen. Eine Stunde verging, kein Adler ließ sich blicken. Da kam uns mit der Zeit auch besserer Rath. „Das Junge ist noch zu klein," sagt' ich zu Hannns, „wenn wir den Alten schießen, muß es verkommen, da es jetzt noch eine Aetzung annimmt. Ich denke, wir lassen es noch ein Paar Wochen wachsen, dann schießen wir den Alten und nehmen das Junge auf dem Horste." So sagte ich und wir zogen ab und machten unterwegs Pläne, welchen Tag wir's etwa unternehmen und wer's wohl sein würde, der sich zum Horst hinunter ließe!"

Er schaute dabei mich bald bedeutklich, bald schalkhaft forschend an, als wollte er sagen: „Ja, vor sieben Jahren ließen wir Dich hinab, damals warst Du ein kecks Alpenkind, voll von verwegnem Muth, — jetzt bist Du ein Stadtjüngferchen geworden, hast statt des Bergstocks den Zeichenstift und den Pinsel geführt, — mit dem Adlerhelen ist's da nichts mehr!"

Ich weiß nicht, was mich dazu trieb, war's ein wenig gekränkter Ehrgeiz, war's die übermächtig erwachende alte Jugendlust der Berge, genug ich bat: „Väterchen, laß mich das Junge holen! was ich früher gethan, werde ich jetzt auch noch können; ich bin ja stärker jetzt als damals." — „Nun, wenn Du's thun willst," erwiederte er, „ist mir's schon recht. Ich dachte nur, drinnen im Institute in der Stadt hättest Du das Bergsteigen just verlernt und 's würde Dir jetzt nicht mehr sauber dünken, mit dem Seil am Sazengwandl runter zu fahren."

Wir setzten den 11. Juni als den Tag fest, an dem es geschehen sollte. Alle, die sich dabei betheiligen wollten, wurden eingeladen. Zwei Tage früher versorgten wir den Vater mit Lebensmitteln auf einige Tage. Er stieg nach dem Adlerhorste voraus, begleitet von einem jungen, aber ausgezeichneten Schützen, von seinem Bekannten „Schiffers Hannns" schlechthin genannt. Außer ihm gingen noch mit Keiler, des Vaters Busenfreund und Gsdner, der alte Forstgehilfe. Die vier Jäger wollten in den Sennhütten zur Sax Nachtlager halten, dann vom frühsten Morgengrauen an sich am Horste auf die Lauer legen, um einem oder noch lieber alle beide alten Adler wegzuschießen, je wie sie sich etwa sehen ließen. Ich wünschte ihnen im Herzen den glücklichsten Erfolg. Waren die alten Adler todt, so entging ich einem großen Theile der Gefahr, die mir bei meinem Unternehmen drohte; dann aber freute ich mich noch mehr auf die herrlichen Adlerfedern zum Schmuck auf meinen Strohhut, — sie zieren ja besser und fallen schöner als selbst Straußenfedern.

Endlich brach der Morgen des 11. Juni an und schon in der Dämmerung stellten sich die Männer und Burschen in unserm Hause ein, die den Zug mitmachen wollten. Die Hauptperson dabei war der alte Günther, der Oberschützenmeister von Elbigenalp, ein braver, wackrer Herr. Ihn begleitete der Gemeindeazyt Dr. Fhlterer. Ferner fand sich ein mein Vetter, der den Spitznamen „Holz" seiner Unerschütterlichkeit im Verbrauch des Brennholzes verdankte. Er war ein kräftiger und zuverlässiger Mensch. Sogar von Stanzach her war ein Jugendfreund von mir hergekommen, Albert, den wir wegen seines stillen, gutmüthigen Wesens den „sanften" nannten. Er war eines Lehrers Sohn und selber Lehrer. Außerdem schlossen sich noch mehrere kräftige Burschen aus der Nachbarschaft dem Zuge an.

Mein Bruder Hannes trug das gewichtige Seil und spielte unterwegs Märsche und lustige Weisen auf der Mundharmonika, seinem Lieblingsinstrument. Albert trug das Bündel, welches meine Ausstattung zur Seilfahrt enthielt; meines Bruders dicke Hosen und

Digitized by Google

schwere Bergschuhe. Gutes Muths zogen wir das Thal hinauf über Elbigenalp nach dem Sazengwandl. Drei tüchtige Stunden hatten wir zu steigen; zuletzt ging's mühsam und steil hinauf, bis wir auf den Scheitel der Felswand kamen. Meine Begleiter ließen ein lautes Juchzen durch die Berge schallen und von verschiedenen Seiten her gaben die versteckten Schützen Antwort. Schon aus dem Klange ihres Rufes hörte ich heraus, daß ihre Sache nicht besonders stand. Schiffers Hannus war der erste, der herankam, dann erschienen auch die andern, mein liebes Bäterchen kam zuletzt noch bedächtig zwischen den Lärchen hervor.

Meine erste Frage war natürlich nach den alten Adlern. „Sind sie gesehen worden? Habt Ihr beide geschossen oder vielleicht den einen?" — „Nein!" erhielt ich zur Antwort. „Nicht eine Feder hat sich blicken lassen," sagte Hannus, „seit gestern mit dem frühesten Morgen haben wir im Versteck gelegen, rings um den Horst vertheilt. Wir staken im Gebüsche gut verbergen, daß selbst ein Adler uns nicht hätte entdecken können, — es ließ sich keine Spur von Vogel spüren!" — „Ich selber," fiel mein Vater ein, „habe volle achtzehn Stunden in einem fort das Nest belauert, stets die Büchse zum Schusse fertig! Es sind wahre Rabenleiern, die Alten! Das arme Junge im Neste hat zwar noch ein Stück von einem Aase neben sich liegen; es quält sich damit ab und pfeift so kläglich zwischenein, daß es einen Stein erbarmen möchte. Es scheint so matt und schwach, daß es mit dem Schnabel nicht viel losarbeiten kann und jeden Augenblick purzelt es dabei zur Seite. Ich hoffte immer, es sollte mir wieder so glücken wie vor sieben Jahren; damals saß ich auch den ganzen Tag vergebens auf dem Anstand, aber spät Abends noch, als es drunten in Elbigenalp just neun schlug und das Thal schon dunkelte, da flog der eine der Alten an und ich schoß ihn auf dem Horste. Diesmal blieb alles leer, wir haben in den vergangenen beiden Tagen nichts gesehen. Wir werden uns mit dem Jungen begnügen müssen!"

Aller Augen richteten sich jetzt auf mich; jeder schien mich zu fragen: „Hast Du jetzt noch Muth genug zum kecken Wagniß?" Etwas anderes ist es freilich, daheim in sichrer Stube die solche Lustfahrt vorzunehmen, — wieder etwas anders ist es, vom Gipfel eines himmelhohen Felsens aus sie auszuführen. Vor Deinen Füßen gähnt tief der Abgrund. Der Zug der Extentiese ist eine furchtbare Gewalt, die nur der versteht, den sie gepackt!

Allein, es war jetzt keine Zeit zu langem Ueberlegen, noch weniger zu bangen Sorgen, — auch spürt' ich wirklich nicht die geringste Angst. Ich stand ja noch auf sicherem Felsensteiglein zwischen mächtigen Lärchen, ich hatte ja noch festen Boden unter meinen Füßen, dort drüben schauten die alten Berge herüber, die Freunde meiner Kindheit, die frische Alpluft hatte alle Aengstlichkeit der Stadt hinweggeweht. Warum sollte ich auch heute bangen? hatte ich nicht dieselbe Fahrt als fünfzehnjähriges Mädchen bereits einmal glücklich vollbracht, mußte ich damals ja außer dem jungen Adler mich noch mit dem erschossenen alten beladen, — sollte ich jetzt mich vor der leichtern Arbeit fürchten? Ich war zwar seitdem größer und schwerer geworden, allein der ansehnliche Hausen junger, kräftiger Burschc, die jetzt das Seil entrollten, sahen mir auch nicht danach aus, als würden sie mich unten sitzen lassen.

„Nun denn an's Werk!" war meine Antwort auf ihre stumme Frage. Ich nahm dem Albert seine Bürde ab und zog mich hinter einen starken Lärchenbaum zurück, der mir als Ankleidezimmer dienen mußte. Das Lechthaler Röckchen, das ich trug, mußte sich in meines Bruders Beinkleider fügen, und meine leichten Schuhe wurden mit den eisenbeschlagnen Bergschuhen vertauscht. Nach wenig Minuten erschien ich wieder, halb als Bursche gekleidet und halb als Mädchen, eine Maskerade, die zwar allgemeine Heiterkeit und manchen Scherz hervorrief, die aber durchaus nöthig war, wenn das Unternehmen mir gelingen sollte.

Ich ward ans Seil gekuppt!

Unser alter Oberschützenmeister, der mich schon das erste Mal festgebunden hatte, ließ es sich auch dieses Mal nicht nehmen, mir diesen Liebesdienst zu erweisen. Langsam und bedächtig, wie seine Art war, legte er das Tau zur Schleife zurecht, in welche ich mich setzen sollte. Mit Hilfe andrer Stricke knüpfte er mich daran fest, jeden Knoten vorsichtig prüfend. Dabei hatte er in liebenswürdiger Art sorgsam Acht, daß mich nichts drückte und beengte. Nachdem er alles für fertig erklärt, griff ich nach meiner Griesbeilstange, einer Stange mit gebognem scharfen Eisenhaken an der Spitze, wie sie Holzhauer und Flößer benutzen. Sie sollte dazu dienen, mich vor dem Anschlagen an den rauhen Felsen zu bewahren, und sollte zugleich mir eine Waffe sein gegen die mörderischen Anfälle der alten Adler, wenn diese etwa gerade zu ungelegner Zeit herbeikämen, um ihrem Kinde beizustehen. Jetzt war ich fertig!

Mein Vater hatte sich einen Posten ein gut Stück abwärts im Walde ausersehn. Dort konnte er den Adlerhorst beobachten, konnte meinen Ruf vernehmen und die Bursche droben am Seile von dem in Kenntniß setzen, was ich wünschte und was sonst etwa für sie zu wissen nöthig war. Sobald ich einmal von der Felswand hinabgelassen war, konnten sie mich nicht mehr sehen, noch viel weniger meine Stimme hören. Der alte Goltner, der am Seile nichts nütze war, suchte sich ebenfalls ein tiefer gelegenes Plätzchen aus, von welchem er mich seitwärts fortwährend im Auge behielt. Er gestand mir nachmals, daß er heimlich doch für mich gezittert und gebetet habe.

Mir selbst ward jetzt recht ernst zu Muthe und ich murmelte im Stillen ein kurzes Stoßgebet. Den Burschen rief ich zu, wacker festzuhalten und ihre laute Antwort mahnte mich zu frischer Zuversicht. Und nun ging es hinab, zuerst langsam zwischen zwei mächtigen Lärchenbäumen hindurch, das Gesträuch, das den Saum der Wand bedeckte, wich zu beiden Seiten — graufig kalt wehte der Wind vom Abgrund herauf. Mein Blick streifte niederwärts, da gähnte die schrecklichc Tiefe, nur einmal durch einen immer nassen Vorsprung unterbrochen, auf den das Wasser eintönig, ohne Aufhören niederplätschcrte. Mir granste. Unwillkürlich fühlte ich, ob ich auch recht festgebunden sei; alles war in Ordnung. Und immer tiefer fuhr ich, mein Haken bewahrte mich davor, gegen den Felsen geschleudert zu werden. Hinab! hinab! Siehe da, eine prachtvolle Steinnelle-lacht mir entgegen — rasch ist sie gepflückt und an meinen Brustlatz gesteckt. Und nun weicht die überhangende Felswand zurück, ich schwebe frei in der Luft, das Seil dreht sich um und wieder um, und noch einmal — der Horst zeigt sich meinem Auge, ich glaube, mich ihm gerade gegenüber zu befinden und schreie meinem Vater ein „Halt" zu; dann suche ich mich selbst in schwingende Bewegung zu bringen, um dem Neste näher zu kommen und um mich einhalten zu können. Mehrmals versuche ich es vergeblich, endlich scheint es gelingen zu wollen — schon glaube ich den Haken im Neste zu haben und den Fuß auf die hervorragenden Aeste setzen zu können — da schnelle ich wieder zurück, das Seil war zu kurz. Ungeduldig rufe ich meinem Vater zu, mich weiter herunter zu lassen — es geschieht, nun aufs neue vorwärts mit geschwungenem Haken und jetzt ist es gelungen, der Haken sitzt im Neste, ich ziehe mich nach und betrete glücklich den Horst. Ich fand das junge Thier und neben ihm ein halbverzehrtes Lamm. Zuerst nun griff ich nach dem Vogel — er sträubt sich mit aller Kraft, ich knie nieder, liebkose ihn, hole behutsam den Windsack vom Rücken, lege das Lamm hinein, darauf Reiser, um meinem Pfleglin ein weiches Nest zu bereiten, endlich den Vogel selbst; der Sack ist zugeknüpft und steht sicher da, jetzt kann ich mich umdrehen und Umschau halten. Welch ein prachtvoller Anblick! Zur linken Hand zieht sich das Alberschennerthal gegen das Lechthal hinaus, und die lieben heimatlichen Berge, in deren Schatten mein trautes Vaterhaus ruht, winken mir von da herüber. Rechts hinein verliert sich das wilde, wunderschöne Barseirerthal und die Grettesalp, die drei herrliche Bergspitzen in das wolkenlose Firmament emporstreckte. Unter mir aber gähnt der Abgrund und das wüste, zerrissene Thal, mit zerbrochenen Baumstämmen und Steinblöcken wild durch einander bedeckt. Und an mein Ohr ertönt das ferne, heimliche Rauschen des blauen Thalbaches, der durch Felsen und Schluchten seinen Weg sich schafft.

So lag ich da und schaute entzückt in Gottes wunderbar schöne Schöpfung und träumte von Vergangenheit und Zukunft. Die Zeit tauchte noch einmal vor mir auf, wo ich, fünfzehn Jahre alt, an eben dieser Stelle gewesen war. Wie rasch sind die Jahre seitdem vergangen! Wie manches habe ich erlebt! Damals ahnte ich nicht, daß ich sobald Eltern und Heimat verlassen und in die Fremde gehen sollte, um auf das Wort und den Rath meines herrlichen, alten Lehrers Felger, mich als Malerin auszubilden.

Ein lautes Jodeln störte mich in meinen Träumen. Es tönte von den Sennhütten herauf, wo der Dr. Fultener aus Begnemlichkeit zurückgeblieben war und sich nun vielleicht über mein ruhiges

Digitized by Google

Verhalten ärgern und langweilen mochte. Ich war verdrießlich, doch antwortete ich durch ein wiederholtes Juchzen, das längs den Felswänden des Thales hell erklang und von allen Seiten erwiedert wurde. Danach stimmte ich einen Jubelgesang an, um allen Freunden zu zeigen, daß mir noch keine Angst die Kehle zugeschnürt habe. Dann sah ich mich noch genauer im Neste um und fand halb eine saubere Platte, auf die ich mit einem Bleistift meinen Namen und die Jahreszahl hinschreiben konnte. Von den Farrenkräutern, die da wuchsen, pflückte ich einige für mein Album zum Andenken an diesen Tag.

Doch nun hörte ich meines Vaters Stimme, der mir ungeduldig zurief, ich sollte mich zur Auffahrt anschicken. Ich that es sogleich. Mit dem Haken ließ ich mich in die Luft hinaus — es ging mit mir wieder, wie vorhin, mehrmals im Kreise umher, ich fühlte mich recht unbehaglich und rief mit lauter Stimme herauf, sie sollten doch schneller ziehen; doch die Bursche oben hörten es nicht und bis der Vater es ihnen zugerufen und sie es verstanden hatten, verging eine geraume Zeit.

Inzwischen kam ich wieder in die Nähe der Felszacken, und als nun das schnellere Aufziehen, das ich vorhin so sehr gewünscht hatte, sich spüren ließ, hätte es mir bald zum Verderben gereicht; denn die Burschen rissen mich so ungestüm aufwärts, daß es all meiner Geistesgegenwart bedurfte, um mich vor einem schmerzlichen, vielleicht lebensgefährlichen Zusammenstoß mit den Felsen zu bewahren. Ich rief laut: „langsam, langsam!“ und wehrte mich mit Händen und Füßen gegen den Felsen, wobei ich einen großen Steinklumpen losriß, der krachend auf die nasse Platte stürzte und von da in das Thal hinabrollte.

Als mein „Langsam!“ endlich erhört wurde, bedurfte ich es nicht mehr, denn ich war schon bei dem Buschwerke oben an der Felsenzinne angelangt und ließ mich nun ganz gemüthlich vollends hinaufziehen. Endlich war ich oben und wäre faſt vor Freude über das glücklich beendete Unternehmen dem alten Schützenmeister um den Hals gefallen. Die Burschen schalt ich tüchtig wegen ihres ungestümes, sie aber lachten mich aus und versuchten dann, mich loszubinden. Das brachten sie aber nicht zu Stande; nur dem alten Schützenmeister gelang es mit seiner unverwüstlichen Geduld. Mein Vater kam allgemach auch herbei und ertheilte mir manchen Lobspruch, in dem die andern alle einstimmten. Dann zog ich mich zurück, um meine Berkleidung, die mich übrigens recht beluſtigt hatte, wieder loszuwerden, und bald stand ich wieder als Lechthaler Mädchen unter meinen Freunden.

Unterdessen hatte der Vater für den jungen Adler gesorgt, ihm die Lammreste in kleine Stücke zerschnitten vorgelegt, die derselbe mit gutem Appetit verzehrte, und ihm dann ein bequemes Lager zugerichtet. Als das geschehen war, lud Bruder Hannes die glorreich errungene Last auf seine Schultern — und nun ging es vorwärts, heimwärts den Steilen Abhang hinunter.

Am Fuße der Höhe liegt die Alpe Seele — da war bereits Vieh und deshalb Aussicht auf gute Milch. Wir machten Rast, die alte, gutmüthige Sennin brachte einen großen Stotzen voll guter Milch vor die Thüre ihrer Hütte — alle erlabten sich an dem frischen, nahrhaften Trunke und an dem trefflichen Weißbrote, das ich ihnen dazu reichte.

Während die Burschen darauf ihr Pfeifchen rauchten und ich mit der Alten plauderte, waren drohende Wolken über den Barserer Bergen heraufgestiegen, die unserer schönen Partie ein recht nasses Ende zu bereiten drohten. Wir brachen unverweilt auf; unterwegs fand ich aber doch noch Zeit, jedem der Männer einen Strauß auf den Hut zu stecken. Den schönsten erhielt der liebe, alte Schützenmeister, einen Strauß nämlich von herrlichem, langem Farrenkraut mit Alpenrosen.

Eiligen Schrittes — so sehr mich auch meine Schuhe drückten — ging ich nun rüstig mit den Freunden thalaswärts. Die Senne war längst hinter den riesigen Gewitterwolken verschwunden, und wir hatten noch drei Stunden Weges zurückzulegen. Nach einer Stunde brach das Unwetter los — der Regen ergoß sich in Strömen, dazu war der enge Pfad mit seinen scharfen, spitzigen Steinen recht beschwerlich.

Nach zweistündigem Marsche langten wir, völlig durchnäßt und entsetzlich müde, im Wirthshause an der Länd an. Hier erholten wir uns schnell und bald erklangen die Gläser fröhlich zu Ehren aller Gemsen- und Adlerjäger, namentlich aber der Jägerinnen.

Beim Hause des Dorfschulmeisters wurde noch einmal Halt gemacht, sogar das alte Klavier geöffnet, ein Walzer angestimmt, worauf der alte Schützenmeister mit mir, trotz eines Jungen, ein Tänzchen aufführte.

Und nun ging es, unter fortwährend strömendem Regen, jedoch in bester Laune, dem Ziele, unserem lieben Untergiblen zu. Endlich hatten wir es erreicht; aus dem freundlichen Häuschen trat Mutter uns sorgend entgegen und war voller Freude, als sie uns alle so wohlbehalten wiedersah. Zwei mächtige Töpfe heißen Kaffees, die ich alsbald mit Schwester Therese zurüstete, nebst kräftigem hausbackenen Brote, Butter und Käse, mundeten allen vortrefflich. Darnach verließen uns die Freunde, wir aber setzten uns noch auf die Bank vor die Hausthüre, da das Wetter sich inzwischen wieder aufgeklärt hatte, plauderten noch viel über die Erlebnisse des Tages und gingen erst auseinander, als die alte hölzerne Wanduhr drinnen zehn Uhr schlug.

Nach einer von wilden Träumen, in denen sich verwirrt und wüst das Abenteuer des Tages wiederspiegelte, unterbrochenen Nachtruhe, erwachte ich am folgenden Morgen fröhlich und neugekräftigt und überwahm alsbald die Pflege meines erbeuteten Adlersprößlings. Derselbe wuchs und gedieh ganz prächtig, aber zeigte bald einen solchen Appetit, daß ich oft wegen des Futters in Verlegenheit gerieth. Doch fand sich immer wieder irgend eine mitleidige Nachbarin, die mir eine alte Henne oder einen dienstunfähigen Hahn zum Opfer brachte. Auch unter Hunden und Katzen hatte ich zuweilen für meinen Schützling zu wählen.

So wuchs der Vogel heran und ward mit der Zeit ein ganz stattlicher Kar. Eines Tages fand sich ein Liebhaber, der ihn uns abkaufte, um mit ihm in die Welt zu ziehen, und ihn zur Schau zu stellen. Da siehst Du ihn vielleicht noch einmal, freundlicher Leser; und wenn Dir der Wärter von ihm sagt, er sei auf der Sayer Alm in Gretlesalpe bei Elbigenalp, weit hinten im Lechthale, von einem Mädchen gefangen worden, dann erinnere Dich der Berfafferin, die Dir ihr Abenteuer hier wahrheitsgetreu erzählt hat.

Anna Knittel.

Die Pionniere von Rochdale.

Union is strength.

Nach einer sehr ermüdenden Nachtfahrt kam ich am 3. Juni 1863 in der großen „Baumwollenmetropole,“ in Manchester an. Aus dem hoch auf Felsen thronenden „Athen des Nordens“, Edinburg, war ich an die Ufer des Irwell und des Mersey versetzt, in die Provinz Englands, die sich rühmt, den alten angelsächsischen Wahlspruch: „lieber zu handeln als zu reden,“ am treuesten bewahrt zu haben, nach Lancashire. „Während andere Städte sprechen, arbeitet Manchester,“ sagt Chambers von Edinburg.

Es war keine günstige Zeit, die betriebsame Stadt kennen zu lernen, die Stadt, die nach Sibirien und Afrika ihre Fabrikate sendet, die dem Chinesen in seinem Theegarten ebenso wie den indischen Squaws in ihren Felsbergen Gewebe zur Kleidung liefert. Der schwüle Druck der Baumwollenkrisis (oder „Baumwollenhungersnoth“ — „cotton famine,“ wie es im Englischen heißt) ruhte auf Stadt und Land. Viele Fabriken standen still und schauerlich leblos ragten ihre riesenhaften Schornsteine in die ungewöhnlich klare Luft; die Straßen und Plätze — auch die sonst belebtesten im Mittelpunkt der Stadt — waren verhältnißmäßig ruhig und nur zu oft schlichen elende, hagere Gestalten längs der Häuser, denen der lange Stillstand der Arbeit sein verwüstendes Gepräge auf das Antlitz gedrückt hatte; oder an den Ecken standen Gruppen von müssigen Arbeitsleuten, die sich über die Nothzeit und über die neuesten Nachrichten aus Amerika unterhielten.

Mich hatte keine müssige Touristenneugierde nach Lancashire geführt. Ich bekümmerte mich auch wenig um die Fabriken und den Handel der Baumwollengrafschaft. Mein Zweck war: die hier glück-

Digitized by Google

lich begonnenen und erfolgreich fortgeführten Anstrengungen, die großen socialen Probleme unserer Zeit auf dem Wege der Cooperation (zu deutsch: Genossenschaftswesen) zu lösen, aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Darum war mein Hauptziel auch nicht Manchester, sondern Rochdale. Nachdem ich in Ancoats, dem ältesten Theile der großen „Cottonopolis", den Secretär der dortigen „Co-operative Society" leider nicht angetroffen hatte, machte ich mich auf den Weg nach Rochdale. In 22 Minuten brachte mich der Schnellzug dorthin.

Die von dem Flüßchen Roch durchströmte Stadt enthält etwa 38—40,000 Einwohner. Die Häuser aus rothen, allmählig schwärzlich-grau gewordenen Ziegelsteinen erbaut, mit Schiebfenstern und zahlreichen Schornsteinen, dazu die ungeheuerlichen Schornsteinpyramiden der Fabriken geben ihr einen mit den meisten Fabrikstädten Englands gemeinsamen Charakter. Doch macht sie einen freundlichen und angenehmen Eindruck auf den Fremden, diese Mutterstadt der Cooperation.

Da ich von Edinburg einen Empfehlungsbrief an Herrn John Bright mitgebracht hatte, fuhr ich in einem Cab zuerst zu seiner eleganten Residenz. „Mr. Bright is at his parliamentary duties in London," hieß die nicht sehr tröstliche Antwort des Dieners auf meine Frage nach dem „großen Manne". Sein Bruder Thomas Bright war „in town" (d. h. in Manchester); endlich fand ich seinen Neffen, Herrn Frank Bright, der mich sehr freundlich empfing und mir anbot, mich durch einen seiner Fabrikarbeiter, einen der ältesten „Pioniere" unterführen zu lassen.

„Sie werden von diesem Manne die beste Auskunft über die cooperative Bewegung von Rochdale erhalten können," sagte er; „indeß bin ich gerne bereit, Ihnen Antwort auf irgendwelche Fragen zu geben, die Sie an mich zu richten wünschen."

Auf meine Frage nach dem Wesen der Cooperation, ihrem Ursprunge und ihrer Fortentwickelung belehrte er mich in folgender Weise:

„Was man Cooperation oder gemeinsame Arbeit nennt, ist nur eine der vielen Formen der Association, die unter den Arbeitern seit langer Zeit entstanden sind. Es ist freilich die höchste Form, denn sie erbeischt ein größeres Capital und erfordert eine höhere Intelligenz, als alle anderen; dazu kommt, daß zur Herbeischaffung und Verwerthung dieses Capitals mehr Selbstverleugnung und fortwährende nüchterne Wachsamkeit erforderlich ist, als bloße Bau-, Kranken- und Begräbnißgesellschaften verlangen.*) Es ist übrigens ein Irrthum, wenn man meint, die Cooperation, wie sie jetzt dastehe, sei die Frucht der letzten zehn oder zwanzig Jahre; nein, was Sie hier in Rochdale kennen lernen werden, ist nur einer von vielen Versuchen, die seit fast einem halben Jahrhunderte an verschiedenen Orten gemacht worden sind."

„In Govan, unweit Glasgow, ist z. B. ein solcher co-operative store (Consumverein), der, wie ich glaube, nahe an 60 Jahre besteht; ein anderer ist in Ripponden, in dem West Riding von York, der seit 40 Jahren das Hauptgeschäft in jenem Distrikt gemacht hat. Im Jahre 1827 wurde in Brighton eine cooperative Gesellschaft gegründet, für die sich Lord Brougham, damals Mr. Brougham, warm interessirte und in darauf folgenden Jahre erschien ein Blatt, das deuselben Namen führte, wie das, welches unsere Leute jetzt in Manchester herausgeben, „the Co-operator."

„Ich bin erstaunt," erwiederte ich, „über alles, was Sie mir sagen; wie kommt es denn, daß alle jene Vereine und Bestrebungen so keiner Blüthe gekommen, ja daß sie zum Theil ganz untergegangen sind?"

„Hunderte sind zu Grunde gegangen, nachdem sie wenige Jahre bestanden hatten — in London, wo sie am zahlreichsten und anspruchsvollsten auftraten, erlitten sie eine vollständige Niederlage. Und wo sie Erfolg hatten, da profitirten einige wenige Actionäre davon, unter welche die Dividenden vertheilt wurden — die Arbeiter hatten keinen Gewinn davon. Fehlerhafte Organisation, unzureichende Capitalien, vor allem Mangel an dem, was die wahre Cooperation charakterisirt, Vertrauen zu einander und gemeinschaftliches, genossenschaftliches Handeln — das sind die Ursachen, weshalb alle jene früheren Bestrebungen zu Grunde gegangen sind. Hier in Rochdale ist die Sache seit 1844 in einen ganz neuen Weg gekommen, doch das kann Ihnen dieser Mann hier viel besser erzählen, der ist von Anfang an mit dabei gewesen."

Er wies auf einen breitschultrigen und breitwangigen Lancashireman, der so eben eingetreten war und der mein Führer sein sollte. James Tweedale, einer der „directors" d. h. ein Committeeglied der Manufacturing Society, ein stattlicher Fünfziger, hatte sich mir zu Ehren frisch rasirt und einen Sonntagsrock angelegt. Es that mir wohl, als er mich mit ehrlichem Handschütteln und freundlichem Lächeln herzlich begrüßte und mir seine Dienste anbot.

Einen besseren Führer hätte ich nicht finden können, als den braven James, einen Mann voll Mutterwitz und Humor, einen echten Nachkommen unserer Vorfahren, der Angeln und Sachsen, die einst das grüne Albion eroberten. Seit zweiundvierzig Jahren d. h. seit seinem zehnten Lebensjahre arbeitet dieser Mann in den Fabriken des Herrn Bright, seit neunzehn Jahren gehört er den Pionnieren an und ist durch die Cooperation zu einem kleinen Vermögen gekommen.

„Ich höre von Herrn Bright," sagte ich zu ihm, als wir ins Freie traten, „Sie sind mit einer der ersten Männer der Rochdaler Cooperation — wollen Sie mir nicht einmal erzählen, wie die ganze Sache sich entwickelt hat."

„Sehr gern," war seine Antwort. „Unser ganzes Werk ist das Ergebniß eines mißlungenen strike (Arbeitseinstellung). Einen solchen hatten die Flanellweber im Jahre 1843 versucht und als sie nicht ihren Zweck erreichten, beschlossen sie, nach Sir Robert Peels Rath, „ihre eigenen Angelegenheiten in ihre eigenen Hände zu nehmen", d. h. sich selber zu helfen. Es würde Sie langweilen, Herr, wenn ich Ihnen alle die einzelnen Verhandlungen erzählte, die endlich zum Ziele führten. Kurz, am 24. October 1844 wurde unsere Gesellschaft registrirt unter dem Titel: „Rochdale Society of Equitable Pioneers."

„Pioneers," unterbrach ich ihn; „wie kommt Ihr denn dazu, Euch dieses Namen zu geben?"

„Ach, sehen Sie — wir hatten damals gar hochfahrende Pläne und glaubten, die ganze Welt mit unseren Ideen und Thaten reformiren und geistig erobern zu können. Wie im Kriege die Pionniere der Armee Bahn schaffen, wie in Nordamerika die ersten Colonisten Land und Boden urbar gemacht und so den Niederlassungen Weg geschafft hatten, so wollten wir auch unsern Brüdern muthig vorausziehen als Führer und Bahnbrecher."

„In unseren damaligen Statuten verkündigten wir nicht nur unsere nächsten, schon schwierig genug auszuführenden Pläne, nein, wir sprachen von Ankauf von Ländereien, von Volkserziehung, Wahlrechten u. s. w. Und dabei waren wir so arm, daß wir nur mit Mühe wöchentlich 2 Pence (= 20 Pfennige) beisteuern konnten. Endlich, endlich hatten wir 28 Pfund St.*) zusammen. Damit wollten wir einen Laden einrichten, die nöthigsten Lebensbedürfnisse möglichst billig und möglichst gut anschaffen und sie unseren Mitgliedern — aber nur gegen baare Zahlung — verkaufen und den sich daraus etwa ergebenden Gewinn untereinander vertheilen."

Wir waren bei diesen Worten in eine nicht unansehnliche Straße gekommen; es war die Toad lane oder das Krötengäßchen.**)

„In dieser Straße," fuhr James fort, „die damals noch ein elendes Gäßchen war, begannen wir unser Werk, mietheten für 10 Pfund St. jährlich ein Gewölbe und richteten es mit unbeschreiblich kleinen Quantitäten von Butter, Zucker, Weizen- und Hafermehl ein. Mr. William Cooper, zu dem ich Sie nachher führen werde, war unser Cassirer, Samuel Ashworth erhielt den würdigen Titel eines „salesman" (Verkaufsmann). Unser ganzer Vorrath hätte in einer Karre fortgeschafft werden können. Sie können sich den Spott unserer Rochdaler Krämer, aller unserer Nachbarn, der

*) B. A. Huber sagt in einer seiner neueren Broschüren: Noth und Hilfe unter den Fabrikarbeitern: „Der Unterschied zwischen den cooperativen Gesellschaften und den älteren Hülfsvereinen liegt ersichtlich darin, daß diese die Erlegnisse der Theilnehmer nur verwahren und unter Umständen wieder als Unterstützung heimzahlen, während jene dies Gesammtcapital gewerblich und wirthschaftlich verwerthen; und zweitens darin, daß zum Theil schon in Folge dieser geschäftlichen Gemeinschaft sich nähere, wirklich genossenschaftliche Beziehungen zwischen den Mitgliedern entwickeln."

*) Ein Pfund Sterling = 6 Thlr. 20—23 Sgr. Ein Schilling = 10 Sgr. Ein Penny (Plural: Pence) = 10 preuß. Pfennige.

**) Ursprünglich in der Landesmundart: the owd lane, das alte Gäßchen.

Digitized by Google

Straßenjungen denken! Dennoch begannen wir kühnen Muthes eines Abends — es war der längste des Jahres, der 21. Dezember 1844 — unser Geschäft. Wie Verschwörer hatten sich einige von uns in dem Verkaufslokale versammelt — lange hatte keiner den Muth, die Laden herunterzunehmen, endlich that es ein besonders Beherzter. Das Publikum konnte hineinschauen — die Straßenjungen kicherten und schrieen im Chor: „Aye! the owd weaver's shop is opened at last.“ (Ah! des alten Webers Laden ist endlich geöffnet).“

„Well, Sir! so ärmlich fingen wir an — 28 Mitglieder mit 28 Pfund St. Capital! Und heute, im Jahre 1863, nach neunzehn Jahren sind wir 3560 Männer, die zusammenarbeiten, alle Familienhäupter, und unser Capital beläuft sich auf 40,903 Pfund St.*)“

Wir traten in das alte Gewölbe ein, an das sich für diese braven Leute, wie für die ganze Entwicklung der Cooperation ein so großes Interesse knüpft. Nach einander besuchten wir verschiedene cooperative stores, Gewürzläden, Fleischerbänke, Schuh- und Kleidergeschäfte.**) Ueberall herrschte die größte Einfachheit, Reinlichkeit und Gediegenheit; aller unnütze Prunk war strenge vermieden. „Die Cooperation ist der geschworene Feind der Concurrenz,“ sagte James Tweedale zu mir; „darum brauchen wir alle die Reclamemittel nicht, welche die letztere anwenden muß, die so kostspielig sind und so häufig den Verkäufer zu Lug und Betrug, namentlich zur Verfälschung der Lebensmittel verführen. Bei uns finden Sie nur unverfälschte Sachen — wir würden uns selbst im Lichte stehen, wenn wir darauf nicht hielten; denn wir sind ja unsere eigenen Kunden.“

„Ich will Ihnen nun sagen,“ fuhr er fort, „wie unsere Gesellschaft heute organisirt ist. Sobald sich ein neues Glied zur Aufnahme gemeldet und von dem „board of directors“ (Comitee) angenommen ist, zahlt es 1 Schilling und 3 Pence (12½ Sgr.) an den Cassirer, der ihm darüber in einem kleinen Contobuche quittirt. Wöchentlich macht er nun weitere Einzahlungen — oft nur von 3 Pence — bis er seine Aktie von 1 Pfund erreicht hat. Von da an erhält er Zinsen, 5 Procent jährlich. Diese Aktien können aber nicht verkauft, auch nicht übertragen werden. Will ein Mitglied austreten, so erhält er sein Geld zurück — stirbt er, so arrangirt sich die Gesellschaft mit seinen Erben. Nur der erste eingezahlte und der letzte ihm gutgeschriebene Schilling werden beim Austritte abgezogen zum Besten eines Fonds, genannt „Redemption-money,“ aus dem das unbeweg liche Eigenthum der Gesellschaft immer im guten Stande erhalten wird.“

Ich kaufte mehrere Kleinigkeiten in den verschiedenen Läden. „Sie bekommen aber keinen Credit bei uns,“ sagte lächelnd mein Begleiter. „Alles muß baar bezahlt werden.“ Das war Anfangs schwer von unsern Leuten zu erreichen — heute ist es uns ganz natürlich und unser Wohlstand erblüht daraus. Das Creditwesen beim Kleinhandel ist der Ruin des Arbeiters. Wir haben ihm den Tod geschworen.“

Für jede Summe, die ich bezahlte, erhielt ich, gleich jedem andern Käufer, eine Blechmarke mit dem darauf stehenden Werthe, den ich ausgelegt. Ich kaufte für einen Schilling Thee, und erhielt eine Marke, auf die „one shilling“ geprägt war. Die Mitglieder sammeln diese Marken, tauschen sie gegen eine kupferne Pfundmarke aus, sobald sie soviel einzelne haben und verwahren dieselben bis zum Ende des Vierteljahres, wo sie sie zurückgeben und den ihnen zukommenden Gewinnantheil entweder sogleich erhalten oder ihn sich gutschreiben lassen.

„Wenn ich nun nach einem Vierteljahr meine Marken brächte, würde ich auch etwas darauf herausbekommen?“ fragte ich meinen Führer.

„Nein; Sie sind ja kein Mitglied; die können aber dieselben an mich verkaufen. Sie nehmen sie aber wohl lieber in Ihre Heimat mit.“ ***)

*) Ende 1864 ist die Zahl der Glieder auf 4,747, das Betriebscapital auf 62,105 Pfund St. gestiegen; Vertauf: 174,937 Pfund St. — Geschäftsgewinn: 32,717 Pfund St. — Dividende: 2 Schill. 2 Pence auf jedes Pfund der gemachten Einkäufe. Der Gesammtgewinn von 1844—1864 ist 130,773 Pfund St.

**) Nach den neuesten Berichten hat die Gesellschaft acht eigene „stores“ und sechs gemiethete Läden.

***) Aus dem mir so eben aus Rochdale zugehenden „Almanack for 1865“ ersehe ich, daß die Gesellschaft neuerdings den Beschluß gefaßt hat, daß ein Mitglied, das fremde Marken kauft und als seine eigenen zurückbringt, aus der Gesellschaft ausgeschlossen werden soll.“ Und in der Vierteljahrsversammlung am 2. Januar 1865 wurde beschlossen: „daß das Mitglied Nr. 1733 von der Gesellschaft ausgeschlossen werden solle, weil es mehr Marken gebracht habe, als der Werth der von ihm gekauften Waaren betrug.“

Das erreichte Resultat in diesen „cooperative stores“ von Rochdale ist ganz außerordentlich. Se gut ist der Ruf der vorzüglichen Güte ihrer Artikel, daß andere Gesellschaften in der Nähe und Ferne von da ihre Waaren beziehen und daß sie wohl bald dahin kommen werden, ein cooperatives Großhandelsgeschäft zu errichten, wonach sie schon lange trachten. Aus den statistischen Nachrichten, die mir später mitgetheilt wurden, ersah ich, daß sie innerhalb 4 Wochen durchschnittlich 43 Stück Rindvieh, 53 Schafe, 60 Schweine und 34 Lämmer für die Gesellschaft schlachten und wöchentlich zwischen 11 und 12,000 Pfund Fleisch verkaufen. Im Durchschnitt werden wöchentlich 3—4000 Pfund Sterling in ihren Läden umgesetzt. Es ist augenscheinlich, daß kein kaufmännisches Unternehmen so hoch gestiegen sein könnte, ohne daß ein hoher Grad von Begeisterung und praktischem Sinn unter den Gliedern der Gesellschaft geherrscht hätte. Nur durch eine seltene Stetigkeit und Ausdauer, durch Fernhaltung aller müßigen Streitfragen und allen Hadern, nur durch Trachten nach brüderlicher Liebe und Güte, und dadurch, daß sie in wahrhaft christlichem Geiste einer des anderen Last trugen, haben die Pionniere ein solches Ziel erreicht.

Da wir in einem der Läden erfuhren, daß Mr. Cooper abwesend sei, verschoben wir den Besuch bei ihm und in den Lesesälen auf Nachmittag und machten uns auf den Weg nach der Mühle der „Rochdale District Corn Mill Society.“

„Ich führe Sie dorthin zunächst,“ sagte James Tweedale, „weil die Kornmühle die erste Frucht unseres cooperativen Strebens ist. Nachdem wir sechs Jahre lang unsere stores innegehabt, hatte sich soviel Geld angehäuft, daß daran gedacht wurde, dasselbe weiter zu verwerthen. Die wohlhabenderen Glieder zogen deshalb einen Theil ihres Capitals zurück und projektirten eine neue cooperative Association. Sie wollten nichts Geringeres, als eine Kornmühle errichten d. h. sie wollten als Capitalisten und Händler auftreten, während sie bisher nur Consumenten, ja — ihre eigenen Kunden gewesen waren. Es war ein kühnes Unternehmen. Freilich, Mehl wird viel consumirt, und wenn sie es gut lieferten, so durften sie hoffen, gute Geschäfte zu machen. Aber sie waren Arbeiter, verstanden von dem neuen Geschäfte nichts und hatten nur wenig Muszezeit, es zu überwachen. Dennoch machten sie sich in Gottes Namen 1850 daran; und siehe da, es gelang. Freilich nicht auf einmal, aber nach manchem Mißlingen doch so vollkommen, daß im Jahre 1861 ein eigenes Gebäude errichtet werden konnte. Sehen Sie, mein Herr, da steht es,“ setzte er hinzu; Freude und Stolz leuchteten in seinen Augen.

An dem Flüßchen Roch gelegen, erhebt sich ein großes Gebäude, fünf Stockwerke hoch, mit fünfzehn Mahlgängen, die durch eine Dampfmaschine von 40—50 Pferdekraft in Bewegung gesetzt wird.

Wir besichtigten die Mühle, während mir ein anderer Cooperator, Mr. Smithies, der am meisten für die Errichtung derselben gethan hat, einige statistische Notizen darüber gab. Die Corn-Mill Society arbeitete damals mit einem Capital von 35,000 Pfund St. (Ende 1864 mit 47,000 Pfund St.), machte ein Geschäft von 155,696 Pfund St. und einen Gewinn von 8227 Pfund St.*) Außer ihren eigenen Mitgliedern, die sich auf einige hundert belaufen, versorgt sie noch viele Consumvereine der Umgegend und zahlreiche andere Familien mit Mehl.

„Unsere beste Kundschaft sind freilich die stores in Rochdale;“ sagte Mr. Smithies. „Anfangs ging es uns schlecht. Wir waren

*) Nach den neuesten Berichte (Febr. 1865) versorgt sie 57 cooperative stores mit Mehl außer zahlreichen Privatleuten. Ihr Capital ist jetzt: 46,777 (Ende 1864: 46,739) Pfund St.; ihr jährlicher Umsatz ist: 141,309 Pfund, ihr Gewinn 7806 Pfund. Zu Folge der ungünstigen Handelsconjunkturen sind die beiden letzteren Posten im Jahre 1864 heruntergegangen; denn 1863 wurde ein Geschäft von 152,492 Pfund gemacht und ein Gewinn von 10,138 Pfund erzielt. Dennoch ist der Geschäftsbereich noch immer ein großartiger: im Jahre 1864 wurden 55,694 Sack (der Sack = 280 Pfund) Weizenmehl; 6828½ loads (Lasten, die Last = 240 Pfund) Hafermehl; 6,757½ loads Malz, und 25,016 loads diverses Mehl rc. von der Mühle geliefert. Das im Jahre 1864 bedeutend gesteigerte Actiencapital der Gesellschaft zeugt auch von dem dauernden Vertrauen, das ihr geschenkt wird.

Digitized by Google

entschlossen, nur reines, echtes Mehl zu liefern. Aber siehe da, es sah brauner aus, als das gewöhnliche Mehl auf dem Markte. Viele wollten es darum nicht kaufen. Eine Zeitlang gaben wir nach, machten das Mehl mit den bekannten Mitteln weiß, bis wir unsern Kunden klar gemacht hatten, daß sie sich bei dem unverfälschten Mehle noch besser fänden; seitdem ist es stets echt und ohne Fälschung geliefert und verkauft worden."

Nachmittags setzten wir unsere Wanderung fort. Wir unterhielten uns auf dem Wege über die älteren Hilfsvereine u. s. w. im Bergleich mit den Cooperativbestrebungen. Ich meinte, die Sparkassen hätten doch auch den Arbeitern große Dienste geleistet und thäten es noch.

„Wir haben hier schlimme Erfahrungen damit gemacht;" antwortete Tweedale. Im Jahre 1849 machte unsere Sparkasse (savings' bank) einen schändlichen Bankrott: von 100,403 Pfund St., die eingelegt waren, hatte ein Beamter sich 77,717 angeeignet; zahllose, schwergewonnene Ersparnisse der Armen waren mit einem Male weg. Da wandten sich die Leute an uns. Sie haben es noch nie bereut. Seit jenem Jahre gibt es keine Sparkasse mehr in Rochdale. Oft haben unsere Feinde uns verdächtigt, aber meist ohne Erfolg. Ein Kaufmann sagte eines Tages zu einer Frau, sie möchte doch ja ihre 40 Pfund St. von uns wegnehmen, unser store würde sicherlich fallieren. Aber sie antwortete ruhig: Gut, wenn er fallirt, fallirt er mit seinem Eigenen; das Geld ist alles aus meinem Gewinnantheil gespart — alles was ich habe, hat mir der store gegeben."

„Sehen Sie," fügte er hinzu; „ich könnte Ihnen viele Geschichten erzählen, die beweisen, daß unsere stores heilsamer wirken, als die bestorganisirte Sparkasse. Da war ein Arbeiter, der dreißig Jahre in einem Keller gelebt hatte und immer in Schulden steckte, ehe er zu uns kam. Eines Morgens überraschte er seinen Milchmann durch die Bitte, ihm eine Fünfpfundnote zu wechseln. Zu deren Besitz war er durch seine Verbindung mit uns gekommen. Jetzt hat er 30 Pfund St. in unserem store liegen. — Da war ein anderer armer Arbeitsmann, der schuldete einem Kaufmann fünfzehn Pfund für Lebensmittel. Endlich schloß er sich uns an, beschränkte seine Ausgaben auf das Allernothwendigste, bezahlte wöchentlich einen Theil seiner Schulden ab, bis er alles los war. Nun fingen seine Ersparnisse an zu arbeiten in den Händen unserer Gesellschaft und heute ist er Eigenthümer des Häuschens, das er bewohnt."

„Dasselbe — nur in etwas größerem Maßstabe — wie jener Mann hat unsere cooperative Bewegung in Rochdale erlebt. Wir fingen auch mit den geringsten Mitteln an, nachdem wir uns kaum aus Noth und Schulden herausgearbeitet hatten und heute sind viele von uns nicht nur gemeinsame Besitzer der Kornmühle, die ich Ihnen am Vormittag zeigte, sondern auch des Prachthauses, der sich jetzt vor Ihnen erhebt."

Die neue „cotton-mill" (Baumwollenspinnerei) von einem zweiten Zweige der Rochdaler Pioniere erbaut, stand vor uns. Es war in der That ein stattliches Gebäude, oder eigentlich ein Complex von drei Häusern, von denen eines noch in Folge der ungünstigen Zeitumstände unvollendet war und ein zweites Bureaux, Comittezimmer u. dgl. enthielt. Das dritte enthielt die in voller Thätigkeit befindliche Baumwollenspinnerei.

„Unsere ersten Erfolge," fuhr mein Begleiter in seinen Erläuterungen fort, „feuerten uns zu noch höheren Bestrebungen an. Wir Glieder der zwei Associationen waren vornehmlich Baumwollenspinner und Maschinenweber, und wir sagten uns: warum sollen wir nicht eine eigene Baumwollenspinnerei errichten, so daß wir zugleich Capitalisten und Arbeiter sind? Nicht wahr, das war ein recht ehrgeiziger und gefährlicher Gedanke? Aber Gottlob, er ist auch gelungen. Es erforderte 50,000 Pfund St., bevor die Fabrik in Thätigkeit kommen konnte; dazu kam, daß die Eigenthümer sich all den Wechselfällen des Marktes beim Einkaufe der Rohbaumwolle und beim Verkaufe der Produkte aussetzen mußten. Aber wir ließen uns nicht abschrecken. Im Jahre 1855 fingen wir an, ein Capital durch Aktien von fünf Pfund St. zusammenzubringen und so die „Rochdale Cooperative Manufacturing Society" zu gründen. Die Aktien wurden theils auf ein Mal ganz, theils in wöchentlichen Raten von einem Schilling bezahlt. 1858 hatten wir 13,000 Pfund St. zusammen. Nun mietheten wir ein Lokal für unsere Maschinen und viele von uns machten sich an die Arbeit. Dann haben wir dies große Gebäude errichtet, das uns 50,000 Pfund St. gekostet hat, und wie Sie sehen, zum Theil noch unvollendet ist. Da arbeiten wir mit Dampf auf 320 Webstühlen mit 250—300 „hands" (Arbeitern)."

Ich will den Leser nicht durch eine Beschreibung der Fabrik ermüden, die ich von unten bis oben in voller Thätigkeit fand. Ueberdem so sehr mich auch der wunderbare Prozeß interessirte, durch den aus der Rohbaumwolle allmählich die vortrefflichsten Calicos werden, so folgte ich doch fast wortlos meinem trefflichen Führer, der mich in der intelligentesten Weise über alle die einzelnen Thätigkeiten der Fabrik unterrichtete. Die hier realisirte Thatsache der Vereinigung von Capitalist und Arbeiter beschäftigte und interessirte mich noch viel mehr, als die Entstehung der Baumwollenzeuge. Noch auf eine besondere Einrichtung dieser Gesellschaft wurde ich von James Tweedale aufmerksam gemacht. Ebenso wie die Glieder der Pioniergesellschaft Gewinnantheile von ihren Einkäufen erhalten, bekommen die Arbeiter in der Fabrik dieser Gesellschaft Gewinnantheile von ihrer Arbeit außer ihrem Lohn. Nachdem Auslagen und Zinsen bezahlt sind, empfangen die verschiedenen Arbeiter Summen im Verhältniß zu ihrem Lohn, oder, mit anderen Worten, den Werth ihrer Arbeit, z. B. einer der 24 Schilling wöchentlich verdient, erhält das Doppelte von dem, was ein anderer erhält, welcher nur 12 Schilling verdient. So denkt jeder darauf, sich so nützlich als möglich zu machen, um sich nicht nur eine Lohnerhöhung, sondern eine vermehrte Gewinnrate zu verschaffen.

Ich fragte, wie sich die Gesellschaften bisher inmitten der Baumwollensperre gehalten hätten.

Tweedale antwortete: „Gott sei Dank! ganz vortrefflich. Beim Beginne des Jahres 1862 ermahnten wir in unserem Almanach uns untereinander, noch ökonomischer, als je zuvor, zu leben und nur unerläßlich Nothwendiges anzuschaffen, ferner möglichst wenig die angehäuften Ersparnisse anzugreifen. Freilich hat sich trotzdem unsere Einnahme vermindert, auch die Zahl unserer Mitglieder hat abgenommen.*) Im vorigen Jahre mußten wir Pionniere 22,087 Pfund St. an zurückgezogenen Geldern auszahlen, dennoch belief sich der Gewinn der Mitglieder auf 17,600 Pfund St., und selbst Nichtmitgliedern haben wir — um der Noth willen — 2325 Pfund St. zukommen lassen, die sie als Dividende von 1 Schilling 8 Pence auf das Pfund St. bei ihren Einkäufen erhalten haben. Am meisten hat unsere Baumwollenspinnerei gelitten — wir haben keine Dividende bekommen — doch haben wir, selbst in der schlimmsten Zeit, drei Tage wöchentlich gearbeitet.**) Dennoch haben alle drei Gesellschaften beträchtliche Summen zu dem „Relief-fund" (Hilfsfonds) für unsere arbeitslosen Brüder beigetragen, die Pionniere 309, die Kornmühlgesellschaft 315, die Manufakturgesellschaft 140 Pfund St. im vorigen Jahre und auch in diesem Jahre setzen wir das fort. Mit Gottes Hilfe, hoffe ich, wird so die Cooperation durch das schwere Feuer der gegenwärtigen Noth hindurchkommen, und neubewährt, geläutert daraus hervorgehen."

*) Zu Gunsten der durch die Noth zum Austritt gezwungenen Mitglieder wurde ein „Cooperative Loan Fund" errichtet, aus dem jeder 1—5 Pfund St. leihweise erhalten konnte.

**) Nach dem neuesten mir vorliegenden Berichte vom Februar 1865 arbeitet die Fabrik ihre volle Zeit, ohne jedoch viel Gewinn einzubringen.

(Schluß folgt.)

Ein niederdeutscher Dichter.

Es ist nicht gut, auch nur vorübergehend, das Verdienst eines Dichters gegen das eines andern zu vernachlässigen oder gar herabzusetzen. Gerade Klaus Groth und Fritz Reuter sind zwei Dichter, die wohl neben einander bestehen können, wie die Maler der italienischen und niederländischen Schule neben einander gewürdigt werden. Wir wollen uns heute einmal, so sehr uns die Reuter'sche Muse mit Freude und Bewunderung erfüllt, auch wieder des Ruhms unseres Klaus Groth erinnern. Denn wir wissen

Digitized by Google

von ihm, wie von Reuter, daß sein Dichtername länger leben und unvergessen sein wird, als der flüchtige Rausch seiner ersten Aufnahme zu verkünden schien.

Wir gedenken noch mit Freude der Zeit, als Ende 1852 der „Quickborn“, unseres Dichters erstes und Hauptwerk, mit 2000 Exemplaren in wenigen Wochen vergriffen war. Das lebhafteste Interesse für das engere Vaterland des Dichters war im gesammten deutschen Volk wach geworden und dies Land, speciell der Theil desselben, der die Kämpfe des Landes seit Jahrhunderten aufgenommen hatte, das Land der Dithmarschen, war der eigentliche Inhalt des Büchleins, — sein Volks-, sein Familien-, sein Gemüthsleben, seine Geschichte waren des Dichters Stoff und die Sprache selbst, die eigenste des Landes, wie auf einen Zauberschlag zu der rührenden und mächtigen Kraft solcher Lebensschilderung erhoben. Sie, die sinkende und vernachlässigte Schwestersprache des Hochdeutschen, war aus den Banden, in denen sie schlummerte, erlöst und zeigte, daß sie für alle die bunten Bilder des Lebens, für den rührenden Ernst dieser Volksscenen, wie für das naive Tändeln und den derberen Witz dieser Lebensgenrebilder das rechte, das treffende und einschlagende Wort habe. Wie erstaunt sah man sich an, Klänge aus der Schriftsprache zu vernehmen, die dem naiven Humor des Volkstons den kindlichen Ausdruck liehen, den Klang einer knappen, noch jungfräulich frischen und unverbrauchten Sprache, die bei dem Umfang ihrer Stammlaute und dem Mangel abschwächender Endsylben einen reichen Wechsel des Vokals bot und wie Musik an unser Ohr klang. Vor allem trifft Klaus Groth den sinnlich naiven Volkston vortrefflich.

Still, min Hanne, hör mi to,
Lüttje Müse pipt int Stroh,
Lüttje Bagels slaapt in Bom,
Röhrt de Flünk (Flügel) un pipt in Drom.

Still, min Hanne, hör mi an!
Buten (draußen) geit de böse Maan,
Baben (droben) geit de stille Maan (Mond):
„Kind, swull (wer) hett dat Schriggen dan?“

Halb Döschen, halb Kindergeschichte, erzählt er in ähnlichem Ton von der Prinzessin:

Dar weer en Prinzessin, de seet in en Burt (Bauer),
Harr Haar as en Gold un leet jümmer un lur (lauernd),
De keem mal en Prinz un de hat er bernt
Un he war de König un se war de Burt,

oder er sieht mit Kindesaugen den Trödelnden durchs Dorf laufen und ruft ihm nach:

Luerlüttje (ganz kleiner) Kauerfjud!
Wa (wie) sühst de verdweer (verdreht) ut!
Hangt Band mi, hangt Trand (Tand) nt
Handelt allerallerhand Grandgut (kleiner Kram).

Ifat, is dat Schipp tam?
Is min Swoel mitkam?
Krieg't en Wagen, krieg't en Popp,
Krieg't min Hoi mit Federn op?

und er antwortet:

„Kimer, noch nicht!
Tokum Johr kumt's vellicht!
Dat Water weer bick worn,
Mit teehn (warten) bet de Gickoorn!“

„Der Weihnachtsabend“ enthält schon tiefern lyrischen Gehalt, wo wir die schöne Sentenz finden:

De Tid geit rascher as en Drom:
Eerst kriegt wi Sünn en Wihnachtsbom,
Denn kamt uns Kimmer an de Reeg,
Denn sitt Greismeder bi de Weg.

Ein wahres Musterstück dieser volksthümlichen Art ist das berühmte „Matten Haf“, das jedes Kinderbuch aufweist und ebenso das charakteristische: „Kanten int Water“, das die einfachsten Naturlaute zu volksthümlichem Reimklang zu verbinden scheint.

Unmittelbar daran schließen sich die lyrischen Ergüsse, die man in dieser wohllautenden Unmittelbarkeit des Gefühls in der Form plattdeutscher Sprache bis dahin kaum für möglich gehalten hatte. Obenan stehen hier die berühmten Lieder: „Min Johann“ und „He jä mi so vel“, deren Worte wie Laute der Erinnerung aus längst verklungener Kindheit in unser Ohr tönen.

Jl wull, wi weern noch Kleen, Johann,
Do weer de Welt so groot!
Wi seten op den Steen, Johann,
Weeft noch? bi Nawers Oot.
An Heben (Himmel) seil (segelte) de stille Maan,
Wi segen, wa (wie) he keep,
Un snacken, wa de Himmel hoch
Un wa de Oot wul (wohl) weer.

Dieser Johann war übrigens nicht sein Freund Johann, — der Nachbarssohn, der die ersten Spiele seiner Kindheit theilte und dann ein sehr ehrenfester und trockner Mensch geworden war. Ihm las einmal Groths Vater dieses Lied vor, das in einer Recension angeführt war. Es klang ihm wie stiller Vorwurf ins Ohr; er fühlte sich getroffen, ward roth und rannte mit dem Bruder unseres Dichters davon und doch war dieser Bruder Johann, nicht der beschämte Freund, in dem Liede gemeint, — der Lieblingsbruder, sein geliebtester Freund, dereinst sein sich aufopfernder Krankenpfleger. Einem andern Freunde, Theodor mit Namen, — denn ein anderer als der Vorname bezeichnet die Jugendfreunde des Dichters, Nachbarskinder, nicht, — hat Klaus Groth in seinen „Hundert Blättern“ (hochdeutsche Gedichte) ein Sennett gewidmet.

Nicht minder schön und voll tönen Klänge der Trauer aus der heimischen Sprache des Dichters, gleich Glockenlauten, die übers Meer getragen werden:

Wat weenst du di de Ogen blank?
Segg an, wat deit di weh?
Jk Vader krank, is Moder krank?
Jk Broder ut to See?

oder es deckt der kühle Abend seinen Frieden über die müde Welt, eingewiegt von dem Liede des Dichters:

De Welt is rein to sachen (stille)
As teeg se deep in Drom,
Man blots ni weenig sacht lachen,
So's tiisen (leise) as en Bom.

— — — — —

Man hört dat Reh int Graten
Un Alleens is in Free,
Segget en schüchtern Kasen
Sleep mi vär de Föt.

Das wull de Himmelsfreden
Abn Larm un Strit un Spett,
Dat is en Tid tum Beden —
Hör mi, du feune Gott!

Erzählungen, die dem Dichter in ungetrübter Kindheit vom Obde (Großvater) oder von seinem Vater bei ländlicher Arbeit auf dem Felde vorerzählt zu werden pflegten, sind in den Abschnitten: „Wat sit dat Volk vertellt“ und „Ut de oll Krént“ zusammengestellt. Erstere sind alte Sagen, — meist grausige Geschichten, — letztere geschichtliche Begebenheiten. „De letzte Feide (Fehde)“ gibt die Unterwerfung der Dithmarschen, einem Herrn den Eid leistend (20. Juni 1559):

Nich en Wort war hört, nich en Stimm, nich en Lut,
Se stunn' as de Schap eppe Weid,
Se stunn' as de Reit unn en dalslan Holt (eines gefällten Waldes),
To Föten de Trümmer vun Held.

Einen traulichen Einblick in das Familienleben des Volks gewähren die Familienbilder, welche vornehmlich Züge des elterlichen Hauses und seiner Bewohner geben. Der Obde, der, zur Arbeit zu schwach, den ersten Unterricht des Knaben übernimmt, geht mit ihm aufs Feld und bringt sich während eines Gewitters mit ihm und dem Nachbar Springer in einer Feldhütte unter. Der Alte unterbricht das Gespräch mit den kräftig schilternden Worten:

Wa dräihnt dat langs de Höchden, —
Un murrt un knurrt vun Westen gegen an,
As wenn sik Haff (Meer) un Heben (Himmel) wat vertellt
Un wullu mal hören, werkeen de deerste Baß darr.

Im „Sonntagsmorgen“ sehn wir die schöne, rasche Mutter des Knaben vor der Thür mit der Nachbarin im Gespräch, während sie die Spinnwolle von den Fenstern „ull“ d. h. mit der Handeule abfegt. Sie spricht von dem Heinrich, der mit dem Obde drinnen ist. Die Nachbarin sieht durch den Spalt der knapp geöffneten Thür, die Mutter lauscht, wir sehn der Nachbarin über die Schulter:

Digitized by Google

Klaus Groth.
Originalzeichnung von A. Tolter.

Dar seet de Ol, de Been vörkrüz (kreuzweis) an Abend (Ofen),
De Nachmüz leek (guckt) man eben ut den Löhnstohl, —
Un heel dat Bet, dat jüs de Sünn daroy schin.
Sin Enkel stunn mit beide Armo opt Löhnelsch
Un leek mit in un seeg em Ämer de Schuller.
De Ol weer ganz verdreept und röhr de Lippen
Un jag de Flegen dann un wann vunt Bet;
Riefchirig folg de Zung dat mit de Ogen
Un mak de Hals so lang, as wull he't eten.
De Sünnschin full em op sin blanke Back
Un spel as Gold em in de geles Haar.

woran der Dichter das schöne Gleichniß knüpft:

„So steit int Holt en Martjen (Marienblümchen) bi en Stubben (Baumstumpf):
Op beide fallt de Sünn un beide drömt,
Bun Lust und Glück de Een, vun Dod de Anner."

Sie werden vom Vater, — dem Breiten mit den Pockennarben, wie ihn der Dichter nennt, — unterbrochen, der mit einem Freund eintritt. Es entspinnt sich ein längeres Gespräch übers Auswandern, das der Obbe mit erhebenden Worten über Liebe und Treue fürs Vaterland endet. Der Pockennarbige wird gerührt, — er setzt den Kaffee, den er trank, ab, pustet verlegen in die Untertasse, die er dann niedersetzt und die Kaffeetropfen noch in den Pockennarben, faßt er den Alten bei der Hand, während er die andere dem Knaben aufs Haupt legt.

So stunn' se dar, as weert en Klewerdre (Kleeblatt),
De sülwe Art un Smitt, de sülwe Stach,
Un doch so unlik as vun Harst tum Fröhjahr,
De stille witte Winter twischen Beide.

So schön auch diese idyllischen Klänge sind, so stehn uns doch die auf gleichem Boden erwachsenen größeren Erzählungen Klaus Groths noch höher. Sie vereinigen mit solchen Schilderungen noch den oft sehr originell gegebenen Inhalt der kleinen ländlichen Romane. Vor allen ist „Peter Kunrad" hier zu nennen, von dem der Dichter wohl scherzweise zu sagen pflegt, er habe angestanden, die Geschichte in einem dreibändigen Roman zu bearbeiten. Ebendahin gehört: „Hanne ut Frankrik" und „Peter Plumm". Vor allen aber obenan steht: „Ut de Marsch", zunächst abgedruckt im ersten Band der „Vertelln" (2 Bände kleiner Novellen in plattdeutscher Sprache. Schwerssche Buchhandlung in Kiel), demnächst in den Quickborn aufgenommen. Die „Vertelln" (Erzählungen) möchte der Dichter überhaupt nicht so planmäßig von dem Quickborn trennen. Auch sie haben das Volksleben seines Vaterlandes zum eigentlichen Gegenstand der Dichtung gemacht und er gedenkt sie einmal als prosaischen Theil des Quickborn mit diesem zu vereinigen.

Digitized by Google

Die Art und Weise, wie der Dichter die Erzählung des „Ut de Marsch“ in drei größeren Bildern hinstellt und dem Leser die Vereinigung derselben zu einem überaus rührenden Ganzen überläßt, ist so neu, als künstlerisch schön in der Ausführung. Diese Erzählungen, namentlich die letztgenannte, erachtet man mit Recht für das Beste, was unsere gesammte Literatur in dieser Richtung aufzuweisen hat. Man könnte sie nur dem Goetheschen Meisterwerk: „Hermann und Dorothea“ an die Seite setzen. Aus dem ersten Bilde des „Ut de Marsch“ sei es uns erlaubt, ein Bild, — ein Pröbchen der Ausführung zu geben. Ein Mädchen harrt, während im Hause und draußen über dem Korufelde die Nachmittagsruhe träumend brütet, des Geliebten, — auf jedes Geräusch horchend.

Man hört keen Starkenslub as blot de Wandohr.
Dat stöppt int Hus un buten stöppt dat Feld.
Blot wenn in Drom en Höhneckläken stehnt,
De op de grote Del se Mihdag slapt,
So horkt de Kater oppen Lähnstohl op
Un Möppe (Mops) reckt sik, un de Hushahn buten
Fragt lut: wat dat bedüt, de Kunsche (Butter) hullert
Un ut dat Hunnhus kikt en rugen (rauhen) Kopp:
Doch hebbt se sik mal reckt, un all mal jappt (gegähnt),
So sackt (sinken) se wedder rohi dal to slapen.

Und sollen wir nun noch einen kleinen Abschnitt aus den „Bertellin“ aufführen, so sei es gleich zu Anfang des „Detleff“. Goethe sagt irgendwo, die naive Kindesseele habe etwas künstlerisch Genievolles und könnte sie sich in ihrer Weise fortentwickeln, so müßte aus jedem Kinde ein Genie werden. Prüfen wir daran das Genie unseres Dichters. Wer, wie Klaus Groth, noch als Mann aus der Kindesseele herausdichten kann, muß wohl ein Künstler von Geburt sein.

„As he lütt weer, ley he bi sin Grotmoder. Dat weer en ol magere Frn, de jümmer mit de Mund knetp. Sin Grotvader seet blot achtern Abend (Ofen). Sin Vader brech em ep en Sündag hen. Eerst ging he em bi de Hand, nöß harr he em oppen Arm. He war ganz mëd un ween, as he ankeem. Sin Vader har en ruge Mütz op, de schür' em an de Back, as he em oppen Arm drog. Nëß keem Sündags wull en Mann, de en Kloken brech, de süß em ek, awer de Mann harr keen ruge Mütz, he löv ni, dat sin Vader weer.

„As he den annern Morgen opwak, ween he banni. Sin Grotmoder geev em Kaffe mit Zucker in, un as se mal rut weer, sä se, dat is Haus Lenup, de will di beföhen! Do keem en lütten Jung inne Stuv, de lach dat ganze Gesich; he stülter öwern Dröffel (er stolperte über die Schwelle) unt harr sin Mütz oppe Hand, dar keef he rin. He sä awer nix, un keem op Detel to. Awer de Grotmoder sä jümmerlos: Nu süht! nu süht! Do pipen lurlüttje Vageln in en Nest, de weeren ganz nakelt, de Ogen weern to un de Köpp sulln jümmer um. Se speln den ganzen Dag kermit. — He hett de Jung un de Vageln sin Dag' ni vergeten, awer ant Hus dach he ni wedder. So schöne Vageln gift dat nu gar ni mehr! Dat weer man Schad, des Abends weern se all bot.

„He harr en lütten Stohl un en lütten Disch, de kreeg he ek sin Eten op, awer he war ni eenmal recht satt. Sin Grotmoder seet an den groten Disch, un sin Grotvader derachter. Em dücht, se eet dannt, dat Kinn gung er jümmer op un dal. Wenn he denn sin Teller mit beide Hann' inne Höch heel un sä: Gesche, mehr! se sä se: Kinner- un Kalwer-Mat möt ol Lüd weten! Sit dem bedurt he noch jümmer de Kalwer.“

Alle diese Schilderungen enthalten Züge des eigenen Kindertebens unseres Dichters.

Derselbe ward geboren am 24. April 1819 zu Heide, dem Hauptflecken der Nordhälfte des Ländchens Dithmarschen. Seine Voreltern waren seit frühester Zeit freie Dithmarsche Bauern gewesen und vermuthet der Dichter, wie er es in: „En Geschichte dun min Vetter vär min Herzog“ noch jüngst ausgesprochen, daß ein ihm an Körpergröße ähnlicher Urahn zuerst den Namen Groth, — „de Grot“ (der Große) getragen haben möge. Sein Vater, Hartwig Groth, hatte das Müller- und Zimmergewerk erlernt und übernahm demnächst den kleinen Landbesitz seines Vaters. Später kaufte er eine Mühle dazu, die ihn ganz in der Nähe aus seinem Fenster lockte. Wohlhabenheit und Unabhängigkeit kennzeichneten den Verkehr im Vaterhause, dem Hartwig Groth, ein tüchtiger, allgemein gesuchter und geachteter Mann, vorstand, in dem die zarte und schöne Mutter, die leider frühe starb, liebevoll waltete, neben dem Dichter noch drei Brüder und eine Schwester aufwuchsen und des Vaters Schwester, die stille und friedliebende Tante Christine, die Vermittlerin zwischen allen, einen besonders wohlthätigen Einfluß übte. Der „Vodde“, den wir schon als ersten Lehrer des Knaben kennen lernten, vollendete den Familienkreis. Der kleine Klaus war ein gewaltiger Rechenmeister, wie der Detel, und zeichnete sich bald ebenso sehr in dem Lieblingsfach der Mathematik aus. Sorglos verlebte er die Kinderjahre. Selbst später, als er die Ortsschule, — nicht die Rectorschule, wohin Klaus nicht gehöre, wie der vor Ueberhebung scheue Vater meinte, — besuchte, blieb er den ganzen Sommer zu Hause und schweifte auf Feld und Moor umher. In seinem sechzehnten Lebensjahre kam Klaus Groth zu dem benachbarten Kirchspielvogt in Heide selbst zur Schreibhilfe. Bei viel Muße beginnen hier mit Ernst die Selbststudien, selten nur durch hilfreiche Fingerzeige lehrreicher Freunde unterstützt. Mit ihnen reifte der freie Entschluß, sich zum Lehrer auszubilden. Er geht drei Jahre nach Tondern aufs Seminar, wo er die ruheloser Arbeiten der Selbstbildung im Rausche des Entzückens fortsetzt. Er wird dann nach glänzend bestandenem Examen an die Mädchenschule nach Heide zurückberufen und kehrt wieder in den Kreis des Vaterhauses ein. Kindeserinnerung und Jugenderinnerungen werden neu geweckt. Der Verkehr im vielbelebten Vaterhause, — Streiferein zu Verwandten in der Umgebung, besonders nach der „Geest“, dem weiter vom Meer und höher gelegeneren Landestheil, vor allem nach dem vielbesungenen Tillingsteet, — wo er lieber verkehrte, als in der ihm zu üppigen „Marsch“, — dem Theil des Landes, der dem Meere zu und tiefer gelegen, — erweitern seine Menschenkenntniß, wie er selbst auf größern Reisen, — 1845 sogar nach Berlin, Dresden, durch Böhmen, den Main und Rhein hinunter, — doch vorwiegend nur sein engeres Vaterland und Volk der Dithmarschen stets mehr und mehr lieben und selbst dem Ausland gegenüber in seiner einfachen Sitte und Art schätzen lernte. Bei 43 Wochenstunden setzt der junge Mann, der noch im 20. Jahr einen ungebrochenen Diskant sang und weinen konnte, wenn er von ferne eine Flöte hörte oder sein Bruder von der Mühle her die alten Volksleider sang, mit einer staunenswerthen Energie die unfänglichsten Studien fort, bis er 1847 körperlich zusammenzubrechen droht. Er geht mit dem still gehegten Plan seines dichterischen Schaffens in demselben Jahre in die Einsamkeit der Insel Femarn zu einem Freund, wo er zunächst Genesung, dann planmäßige Arbeiten findet, die zur Erschöpfung seiner materiellen Mittel und Körperkräfte und tritt endlich 1852 mit dem „Quickborn“ hervor, dem ein dreimonatliches Krankenlager folgt. 1853 bringt ihm sein geliebter Bruder Johann krank nach Kiel. Dort lernt er 1854 seinen gelehrten Freund und Helfer, den Professor Müllenhof, kennen, den Verfasser des Glossars und der Nachricht an die Leser zum Quickborn, weilt 1855 am Rhein, wird 1856 Ehrendoctor der Bonner Universität und lebt seit 1857 in seiner academischen Wirksamkeit in Kiel, wo er gegenwärtig vor beseptem Auditorium seine Vorlesungen über deutsche Literatur fortsetzt. Er verheirathete sich dort mit einer Bremenserin, — eine frühere Liebe hatte er vor seinem Abgang von Heide nach Femarn bekämpfen müssen, — und erfreut sich zweier Kinder, Knaben von kräftiger und derber Natur. Den wiederholten Angriffen auf seine Gesundheit, die er selbst verschuldete, indem er rücksichtslos bei der Arbeit schwelgend auf sie einstürmte, weiß indeß die zähe Natur des Dithmarschen Sängers mit Erfolg zu widerstehen.

Man darf es dem Dichter nicht verargen, wenn er ein ganz besonderes Gewicht auf die Eigenthümlichkeit seines Bildungsganges legt. Denn in der That ist das Wissenswertheste in seinem Leben dieser sein Bildungsgang, der, abgesehen auch von dem Resultat seiner dichterischen Leistungen, von der Ausdauer seines Fleißes und seiner Kraft, wie von seiner Charakter- und Willensstärke das redendste Zeugniß ablegt.

Wir übergehen die Aufzählung der Wissenschaften und der Sprachen, deren Kenntnisse er sich nach und nach erwarb und meinen genug gesagt zu haben, wenn wir berichten, daß er von einer schönen Handschrift, die er sich anzueignen wußte, auffleigend Musik, Wissenschaft und Sprachen nach allen Richtungen verfolgte und die Literatur fast aller europäischen Völker durchwalt und das alles, nur um seinem Wissensdrang zu genügen, nicht zu dem Zweck eines bestimmten Lebensziels. Um sich bei der Arbeit wach zu halten, stieg er wohl mit dem Buch zu Baum, und Regel war es, sich jahrelang um vier

Digitized by Google

Uhr an einem an seinen Arm befestigten Band wecken zu lassen, um fast ohne Unterbrechung bis 10 Uhr Abends zu arbeiten.

Erst als er nach Femarn ging, war er sich dessen bewußt, was er wollte. Bis dahin hatte er nur Kenntnisse in sich aufgenommen, unbekümmert darum, wie sie ihm dereinst dienen könnten. Diese Zeit war nun gekommen. Er faßte, wie von selbst, den Gedanken, nicht nur ein Dichter, sondern ein Dichter seines Volks und seiner ihm eigenthümlichen Sprache zu werden. Der Gehalt war da oder wenigstens durch die Vorbildung einer gediegenen Kraft erreichbar und wie die innige Liebe zu seinem Vaterlande als bereiter Stoff leicht gefunden war, — so doch nicht völlig so leicht die doch anscheinend zu solchem Werk vorbestimmte Sprache. Sie war einerseits gebieterisch gefordert — sie schien schon, halb heimische Poesie, einen Theil des Gehalts in sich zu tragen. Doch so günstig sie in dieser Rücksicht dem Gereifen einer Kunstgestaltung schien, so war doch die Schwestersprache des Hochdeutschen diesem gegenüber lange, lange vernachlässigt worden. Sie mußte, wie bei Uhland der Gehalt der alten Wundersage, aus dem Schlafe geweckt werden, in den sie seit Jahrhunderten versunken war. Sie hatte ein Leben, — aber nur ein Traumleben ohne das klare Bewußtsein der Schrift fortgeführt. Sie war nicht fertige Form tieferen poetischen Gehalts. Hatten Voß, Bornemann, Bärmann und Sophie Dethlefs in ihr gedichtet, so mochten sie immerhin im komisch-derben Ton glücklich gewesen sein, im übrigen zeigten sie unserm Dichter für seine Zwecke nur, wie man's nicht zu machen habe. Es ist nach dem, was hierüber verlegt, nicht zu viel gesagt, wenn behauptet wird, Klaus Groth schuf sich auch das Gewand seiner Dichtung, er gestaltete sich die volksthümliche Sprache seines engeren Vaterlandes um, ein ächter Sohn des Dithmarschen Volkes, für den Zweck einer dasselbe verherrlichenden Dichtung, und der uns grundteutsches Wesen in urwüchsiger Kraft anweht, — und er errang damit seiner Poesie den deutsch-nationalen Zug, der dem Dichter unserer Tage so wohl ansteht, einer Literatur gegenüber, die in aller Herren Ländern zu Hause ist und deutsches Leben und deutsche Tüchtigkeit vielfach doch nur in die Fremde zu tragen wußte.

Seit Ende 1852 ist der „Quickborn" in 9 Auflagen von je 2000 Exempl. verbreitet (verlegt von Perthes-Besser und Manke in Hamburg), die erste Auflage mit einem empfehlenden Vorwort von Klaus Harms, — von der dritten mit Müllenhoff Glossar und Einleitung, — die vierte mit Otto Speckters glänzenden, an Ort und Stelle aufgenommenen Illustrationen, — die fünfte mit hochdeutscher Uebersetzung, — es erschienen daneben noch drei Uebersetzungen, leider keine der „Berteln", die dessen zu leichtem Genuß doch noch mehr bedürftig schienen. Compositionen sangbarer Lieder erschienen von Selle, Garlitt, Schöne, Johannsen, Ritter, Meinardus, Otto, Hinrichsen, Baut, G. Eggers, Heyse-Rothenburg, Silcher u. a.

Specielle ehrende Beweise der Aufmerksamkeit erhielt der Dichter zunächst von G. G. Gervinus, der seine Dichtungen „eine Oase in der Wüste der Gegenwart" nannte, — vom alten Arndt in der Kölner Zeitung, der ihn in gelinder Uebertreibung als „einen größten dramatischen Dichter" charakterisirt, und von Humboldt, der ihm in tiefer Nacht 2 Uhr schreibt: „Ich verstehe, was ich lese, denn ich habe nicht umsonst, als ich auf der Handelsschule bei Busch in Hamburg war, im Hause von Matthias Claudius mühselig Schwedisch und Dänisch gelernt. Damals wurde mir gleich Ihre Mundart lieb." Humboldt wußte unserm Dichter auch in zartester Weise ein Ehrengeldgeschenck Friedrich Wilhelm IV. zu vermitteln. Auch die bessere, die gelehrte Kritik sprach sich außerordentlich günstig für Groth aus: Schöll, Freytag, Müllenhoff, K. Prutz, Prof. Curtius (der Grieche), Hebbel, Prof. Emil Kuh in Wien, der Kopenhagener Gelehrte Rosenberg, neuerdings Max Müller, Prof. in Oxford in Max Millans Magazine, der einige der Schleswig-Holsteinlieder ins Englische übertrug, während Reinhart (Slomann: leichte Blätter 1859) einige andere Lieder ins Französische übertrug. Beide Uebersetzungen sind außerordentlich gelungen, — obwohl Inhalt und Form dem Englischen näher stehn.

Der Deutsche liebt den Vergleich. Man hat Klaus Groth den plattdeutschen Hebel genannt. Insoweit beide Dichter das Verständniß ihrer engern Heimat vermitteln, mag der Vergleich hingehn. Die Verschiedenheiten scheinen beträchtlicher, sowohl hinsichtlich der Eigenthümlichkeiten ihrer Dicht- und Auffassungsweise, als hinsichtlich der Geltung und des Umfangs ihrer Sprache. Das Plattdeutsche ist für 9 Millionen Deutsche Muttersprache.

Noch weniger ist ein Vergleich Groths und Fritz Reuters geboten, sie sind in nichts vergleichlich, als hinsichtlich des gleichen Sprachgewands ihrer Dichtungen und in der Liebe zu ihrem engern Vaterlande. Reuter ist vorzugsweise Humorist und hat das bisher in Deutschland wenig cultivirte Genre des komischen Romans und der Memoiren in einer Weise behandelt, daß er hier den besten Dichtern aller Zeiten und Länder ebenbürtig erscheint. Daher gerade auf diesem, dem Plattteutsch so sehr zusagenden Boden der große Erfolg des Mecklenburger Dichters. Die strengere und ernstere Kunstform ist ihm wenigstens nicht in gleicher Weise zugänglich. Aber in seinem Humor steckt ein schöner Ernst. In seiner Beobachtungsgabe des Volkslebens läßt keiner unserer Koryphäen der plattdeutschen Literatur etwas zu wünschen.

Hat Klaus Groth in seinen Briefen über das Plattdeutsche auch unserm Reuter einmal wehe gethan, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß beide Dichter ohne Rivalität ihren Werth gegenseitig erkannt haben und Klaus Groth, der die Werke Reuters vom ersten Theil der Ollen Kamellen an stets mit Enthusiasmus öffentlich besprach, sagt schon bezüglich jenes ersten Theils in der Beilage zu Nr. 304 des Altonaer Merkurs von 1859: „Ut de Franzesentid" ist eine Geschichte von so köstlicher Lebendigkeit, voll von so ächtem Humor, daß man sie dem Besten, was in der Art je von Spaniern oder Engländern geschrieben ist, kühn an die Seite setzen darf. Dieser talentvolle Mann hat hier plötzlich seinen Gegenstand gefunden und die Freude des Schaffens selber, mit der diese Erzählung geschrieben sein muß, wird ihm gesagt haben, daß er ihn gefunden. Ich habe Fritz Reuter einmal aus innerster Ueberzeugung wehe thun müssen für seine „Läuschen und Rimels", ich konnte nicht anders, als ihm sagen, daß man auf Kosten der Würde des Volks nicht lachen dürfe. Habe ich je seit dem Erscheinen der Pickwickier aus voller Seele gelacht, so ist es hier über diesen kostbaren Amtshauptmann aus dem ächtesten Holz norddeutscher Biederkeit, seinen köstlichen Rathsherrn Herse, über den komischen Müller und seinen Knecht Friedrich."

So verkündete unser Dichter die Bedeutung Reuters schon zu einer Zeit, wo sein Ruhm noch im ersten Keim ruhte und mit diesem auch später stets bewährten Zuge neidloser Gerechtigkeit schließen wir diese Skizze unseres Quickbornd ichters.

E. Hobein.

Am Familientische.

Zur Geschichte der Guillotine.

In Nr. 22 Ihrer werthen Zeitschrift begeht der Verfasser des sehr interessanten Artikels über das Wachsfigurencabinet der Madame Täffaud einen Irrthum, welcher der ungeheuren Mehrzahl Ihrer Leser wahrscheinlich unbemerkt entgangen ist, da das Gelagte seit Jahren als ein unbestreitbares Faktum angesehen wird. Auf Seite 316 heißt es, daß ein Modell „der nach ihrem Erfinder Guillotin benannten Guillotine" in dem erwähnten Museum gezeigt werde. Erlauben Sie mir, dieser zu berichtigen und in Ihrem Blatte dem so hart verläumdeten Dr. Guillotin eine posthume Genugthuung zu verschaffen. Guillotin, Deputirter in der Versammlung des tiers état für Paris, schlug als solcher vor, die Gleichheit der Todesstrafe zu decretiren, denn wie Sie wissen, hatte vor der Revolution nur der Adel in Frankreich das Recht, enthauptet zu werden. Eine Commission wurde ernannt, um diesen Antrag zu prüfen, und nach einer Vorarbeit von mehreren Jahren gab diese Commission ihr Gutachten dahin ab, daß die Gleichheit der Todesstrafe den Principien der Revolution gemäß sei, und beauftragte den berühmten Dr. Louis, einen Rapport über die am wenigsten schmerzhafte Art der Todesstrafe anzufertigen. Dieser schlug das seit mehr denn hundert Jahren in Schottland unter dem Namen „die Jungfrau" gebrauchte Fallbeil vor und bezeichnete die Verbesserungen, die seiner Meinung nach an diesem Instrumente zu machen seien. Die Comentien nahm den Vorschlag ihrer Commission an, die granitschalte Maschine wurde verfertigt und von den Parisern „die Louisette" getauft. Wie und wann dieser Namen sich in Guillotine verändere, bin ich nicht im Stande, Ihnen mitzutheilen, aber der in den Archiven des Hotel de Ville noch existirende Rapport des Dr. Louis bezeugt deutlich, daß er allein die Verantwortlichkeit

Digitized by Google

der Einführung dieser Todesmaschine in Frankreich beanspruchen darf. Uebrigens bestehen Beweise, daß die Guillotine, schon ehe sie in Schottland gebraucht war, im 13ten Jahrhundert in Italien unter dem Namen „Mannia“ bekannt war, denn die Bibliothek von Neapel besitzt eine Urkunde des Pater-mitansichen Adels an Karl von Anjou, in der er beanspruchi, durch „das Mannia genannte Fallbeil“ hingerichtet zu werden, und alte Chroniken bezeugen, daß durch dieses Instrument Konradin von Hohenstaufen sein jungen Leben endete. Im 14ten Jahrhundert muß die Guillotine in Deutschland existirt haben, und sogar mit den heutigen Verbesserungen, denn ihr damaliger Name Dolabra, auf böhmisch „Fallbeile“, bezeugt, daß man sich schon damals des so einfachen Mechanismus, den Verurtheilten auf den Block fallen zu lassen, der jedoch bei der schottischen „Jungfrau“ nicht existirte, bediente.' In einer Nürnberger Kirche soll sogar heute noch ein Gemälde jener Epoche, den Martertod eines Heiligen vorstellend, hängen, auf dem die Dolabra zu sehen ist.

Der Verfasser des besagten Artikels ist übrigens nur der allgemeinen, sogar in Frankreich verbreiteten Meinung, daß der Dr. Guillotin der Erfinder dieser Maschine sei, gefolgt. In einem neuerdings erschienenen Werke der Gebrüder Goncrecourt über die französische Revolution heißt es sogar, daß der Erfinder der Guillotine, der Dr. Guillotin, durch seine eigene Maschine hingerichtet worden sei, während man weiß, daß er am 26sten Mai 1814 ruhig in Paris verstarb!

S—a—w.

Noch einmal: Gedenket unserer Brüder auf der See!

Von Altersher haben alljährlich viele tausende von braven Seeleuten an unsern deutschen Küsten ihr Grab gefunden und jeder Sturm fordert neue und zahlreiche Opfer. Die einzige Hilfe, welche ihnen vom Lande aus zu Theil wurde, beschränkte sich auf ein frommes Gebet, das für viele nur ein Sterbegebet war.

Und doch ist es möglich, einen großen Theil jener Unglücklichen zu retten und sie vor einem ungeitigen Tode zu bewahren. Der menschliche Geist hat Mittel erdacht, um das scheinbar Unmögliche zu leisten und Rettungsboot wie Rakete haben bereits Raumenswerthe Thaten vollbracht.

England steht hierin in dieser Beziehung allen Ländern als ein leuchtendes Vorbild da. Seine gefährlichen Küstenpunkte sind mit Rettungsstationen ausgerüstet, die jährlich sechs- bis achtmundert Menschen dem nassen Grabe entreißen. Alle diese Stationen danken ihre Entstehung einem Vereine, der aus dem Volke hervorgegangen ist und von diesem auf das bedrängteste unterstützt wird. Die ganze Nation, doch vor allem niedrig, bethätigt sich an dem edlen Zwecke und die Beiträge fließen so reichlich, daß der in seiner gegenwärtigen Gestalt seit 1850 bestehende Verein — The Royal Life-Boat Institution — bereits 148 Rettungsboote für 100,000 Pf. St. beschaffen und unterhalten, sowie 18,000 Pf. St. als Prämien für Lebensrettungen aussetzen konnte. Seit jenem Jahre danken nicht weniger als 7200 Menschen seinen humanen Bestrebungen ihr Leben. Im Jahre 1863 errichtete er 15 neue Stationen, bewilligte sinnigen silberne Medaillen, wiesen öffentliche Belobigungen und 1300 Pf. St. an Prämien für mit eigener Lebensgefahr ausgeführte Rettungen und es flossen ihm 21,100 Pf. St. (145,000 Thlr.) an freiwilligen Gaben zu, darunter 5000 Pf. St. für zwölf, von den Gebern bestimmte neue Stationen. Es wurden aber auch in demselben Jahre 427 Personen durch seine Boote und 329 durch Raketenapparate gerettet. Wahrlich, so glänzende Resultate nöthigen uns Achtung und Bewunderung ab. Soll Deutschland in dieser Beziehung hinter England zurückstehen? Sollen Angesichts jener Thatsachen unsere Küsten nach wie vor der Kirchhof von so vielen braven Seeleuten werden, während wir die Macht besitzen, ihnen die rettende Hand zu reichen, die Thränen ihrer Wittwen und Waisen zu trocknen und unzähligen Familien den Gatten und Vater zu erhalten?

Nein, wir sind überzeugt, daß nicht Mangel an gutem Willen bisher Herz und Hand des deutschen Volkes für so edle Zwecke verschloß. Wir wissen, daß nur seine Unbekanntschaft mit maritimen Verhältnissen daran die Schuld trägt und wir haben deshalb in einigen unserer früheren Nummern (vgl. Nr. 18, 20 und 21) die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen Punkt zu lenken gesucht. Wir wissen aber auch, daß wir jetzt nicht mehr vergeblich an das Herz und die Opferwilligkeit unserer Mitbürger appellirten, wenn wir sie hiedurch aufforderen, ihr lebhaftestes Interesse und ihre thätige Unterstützung einem Institute zuzuwenden, das so segenreiche Wirkungen erzielen kann.

Die Anfänge sind bereits vorhanden. Seit dem Jahre 1861 haben sich drei Rettungsvereine, der Ostfriesische, Hamburger und Bremer gebildet. Sie haben seit der Zeit zwölf Stationen errichtet, in den letzten zwei Jahren nahe an 70 Schiffbrüchige gerettet und sich dadurch ein ehrenden Denkmal im Herzen der deutschen Nation gestiftet. Aber das ist nur ein Anfang. Es fehlt noch sehr viel an der vollständigen Sicherung unserer Küsten. Die 150 Meilen lange Strecke von Memel bis zur Eider entbehrt noch jeder wirksamen Rettungsstation. Von der Eide bis zur Ems fehlen ebenfalls noch Stationen und die vorhandenen müssen, wenn sie ihre volle Thätigkeit entfalten sollen, theilweise noch mit kostspieligen Raketenapparaten ausgerüstet werden. Auf der Strecke von Hela bis Swinemünde scheiterten im vorigen Herbste 21 Schiffe, ohne daß ihnen vom Lande aus Hilfe gewährt werden konnte und ein großer Theil ihrer Besatzungen kam in den Fluten um. Wir bedürfen für unsere Seegrenzen 40 bis 50 Stationen, um sie so weit zu sichern, wie menschliche Macht und Kunst dies vermögen. Die Kosten für die Beschaffung und Einrichtung der Rettungsapparate belaufen sich auf 100,000 Thlr., ihre jährliche Unterhaltung dagegen darauf, daß sie bethätigt — nun wohl, hier gilt es ebenfalls, unsere Schiffe und Seeleute zu schützen, aber gegen unbarmherzigere Feinde, als Menschen, gegen die Elemente.

Ein möglichst vollkommenes Rettungswesen zur See ist eine Ehrenschuld unseres Volkes, wenn das Ausland ihm nicht mit Recht Herzlosigkeit und Gleichgültigkeit gegen das Wehe der Mitmenschen vorwerfen soll. Vereine gehen die drei bestehenden Vereine damit um, sich zu einem zu verschmelzen. Ein vierter, der gegenwärtig in Stettin im Bildung begriffen ist, wird sich ihnen anschließen, damit diese Bestrebungen als ein gemeinsames Band unsere ganze vaterländische Küste umschlingen. So sagt sich abermals ein Glied zur Kette der deutschen Einheit, die doch das Endziel unser Aller Wünsche ist.

Deshalb öffnet Eure Hand, Ihr Deutschen, zu einem Werke, das Euch als Volk und Menschen nur Ehre machen kann! Das Beispiel Englands zeigt Euch, was eine Nation in dieser Beziehung zu leisten vermag. Macht, daß man Euch auch in diesem Punkte nicht lange mehr England als Muster vorzuhalten braucht. Borneym um Niedrig, Reich und Arm, bethätigt Euch nach Kräften an einem Unternehmen, das leider schon zu lange vernachlässigt ist. Ihr werdet Euch in den Herzen der Geretteten einen Tempel errichten und die Dankgebete der Frauen und Kinder, denen Ihr den Gatten und Vater erhaltet, werden den Segen Gottes auf Eure Häupter herabrufen! — Die Redaction ist bereit, die eingehenden Beiträge in Empfang zu nehmen.*) Sie wird darüber im „Daheim“ quittiren und in Verbindung mit dem Comité der deutschen Rettungsvereine über die Verwendung der Gelder s. Z. Rechenschaft ablegen. — Möchten die letzteren recht zahlreich fließen, damit schon die nächsten Herbststürme unsere Küsten bester gesichert finden und damit das deutsche Volk das Seinige thue zur Erhörung des frommen Gebetes: „Gott schütze unsere Lieben auf der See!“

Die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 2.

*) Auch die Verlagshandlung des Daheim von Velhagen & Klasing in Bielefeld erbietet sich zur Annahme von Beiträgen und macht Quittungen in Preußen zugleich auf das bequeme Mittel der Postanweisung (etwa mit dem Vermerk: „für Rettungsstationen“) aufmerksam. Velhagen & Klasing in Bielefeld.

Mit Genugthuung verzeichnen wir die Spenden, welche in den vier, zwischen der Ausgabe von Nr. 22 und der Drucklegung dieser Nummer liegenden Tagen eingelaufen sind, und fordern in der festen Ueberzeugung zu weiterer, thatkräftiger Betheiligung auf, daß diese hohe Sache der Menschlichkeit und der nationalen Ehre überall offnen Sinn und offne Hände finden werde.

Für das deutsche Rettungswesen zur See

gingen bis heute, den 2. März, ein:

Abonnent des Daheim in Breslau Thlr. 2. — K. F. Köhler in Leipzig Thlr. 10. — F. v. Eschede in Potsdam Thlr. 5. — Ungenannt aus Köln Thlr. 10. — Aus Lübben Thlr. 1. — Zwei Setzerlehrlinge in Leipzig 15 Sgr. — A. Velhagen in Bielefeld Thlr. 15. — A. Klasing in Bielefeld Thlr. 15. — Ungenannt aus Braunschweig Thlr. 2. — Aus Gotha Thlr. 2. — J. Banfi Thlr. 25. — Gottfr. Banfi Thlr. 10. — A. W. Kicker Thlr. 25. — C. Bertelsmann Thlr. 5. — E. R. in Nürnberg fl. 7. — Baron von Zettwitz-Neuhaus auf K. Thlr. 5. — L. in Hannover („für die gemeinsame Sache“) Thlr. 1. 15. — Lenz in Berlin Thlr. 1. — Ulm in Leipzig 20 Sgr. — Ungenannt Thlr. 5. — W. F. Velhagen in Bielefeld Thlr. 50. — F. F. in Leipzig Thlr. 5. — F. W. in L. Thlr. 5. — R. K. in L. Thlr. 2. **In Summa: Thlr. 206. 20 Sgr.**

Die Redaction des Daheim in Leipzig.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststr. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im März 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1863 bis dahin 1865. **№ 25.**

Bartolomaeus von Bruschaver.

Historische Novelle von **Ludwig Ziemßen.**

(Fortsetzung.)

Während der Zeit war die Jagd abgeblasen, und von dem schnell verbreiteten Gerüchte eines ungewöhnlichen Ereignisses angezogen, sammelte sich die Jagdgesellschaft allgemach fast vollständig an der Stelle, wo die beiden Bruschaver mit dem Wolfe gekämpft hatten und, nach Anlegung eines flüchtigen Verbandes, eben im Begriff waren, vom Kreise der Freunde Abschied zu nehmen, um ihre beigebogelten Rosse zum Heimreiten zu besteigen. Da ritt, ahnungslos was hier geschehen, auch der Herzog mit seinen Begleitern heran. Er hatte schon das letzte Treiben nicht mitgemacht, sondern sich nach dem Rendezvousplatz zurückbegeben, um nach langem Fasten ein wenig Speise und Trank zu sich zu nehmen. Aber der Tag war kalt, der Wein gut und die Gesellschaft des Herzogs wohl erfahren in Zechgelagen, so kam es, daß man beim Trinken länger verweilte, als beabsichtigt war, und auch der Herzog, sonst im ganzen ziemlich mäßig, in dem Bestreben, eine heiterere Stimmung zu erwerben, einen Becher Würzwein nach dem andern hinunterstürzte und so das gewohnte Maß weit überschritt. Bald that man sich auch im Reden keinen Zwang mehr an; Parteileidenschaft sprudelte bei des Herzogs Begleitern, den Appenborchs und ihren Freunden, in jähen und rohen Worten hervor, zog auch den Herzog, der seine Bedachtsamkeit verloren hatte, allmählich in Mitleidenschaft und rief, im Verein mit den Kräften des Weins, eine höchst bedenkliche Stimmung in den Versammelten hervor. Da kam das Gerücht von dem Wolfskampfe durch Jagdläufer auch bis auf den Rendezvousplatz, und aufwartende Diener trugen es, ohne die Namen der Betheiligten zu wissen, auch in das Zelt, wo der Herzog mit den Herren von der Landschaft zechte. Das gab willkommenen Stoff zu neuer Unterhaltung. Alle fuhren von den Sitzen auf, man rief nach den Rossen, auch der Herzog bestieg, mit sehr gerötetem Gesicht, das feinige, und so langten sie, wie schon gesagt, ohne von dem eigentlichen Sachverhalt etwas zu wissen, an der Stelle an, wo der Kampf stattgefunden hatte. Der Herzog übersah die gedrängte Masse, die ihm überall Platz zu machen begann, mit fliegendem Blick, und da er wahrnahm, daß die Bruschaver und ihre Freunde den Kern des Menschenknäels ausmachten, auch aus einzelnen zufliegenden Worten erfuhr, welche Rolle Vater und Sohn gespielt, wollte er achtlos vorbeireiten, aber da trat ihn der Kämmerer der Stadt Greifenhagen, Herr Lampert Engelbart, mit freudig erregter Miene und erhobenen Händen an und gab eine beredte Schilderung des eben erschauten gewaltigen Kampfes.

„Befreie die heute unter landesväterlicher Gegenwart Sr. fürstl. Gnaden abgehaltene Jagd" — so schloß der Redner — „das Land Stettin, sonderlich das Revier der treuen Stadt Greifenhagen von beschwerlicher Last zahlreicher mörderischer Raubthiere, so müsse es derselben doch noch zu ganz besonderer Erleichterung und Freude gereichen, daß es den edlen Herren von Bruschaver, Vater und Sohn, nicht ohne eigene schwere Leibes- und Lebensgefahr gelungen sei, den dort am Grenzstein liegenden, ungewöhnlich großen Wolf zu erlegen, der der Stadt allein im letzten Jahre nachweislich an die 14 Haupt Vieh zerrissen und selbst zarter Kinder Leben nicht geschont habe. Das müsse Ein Ehrbarer Rath und gemeine Bürgerschaft genannten edlen Herren für und für in dankbarer Erinnerung gedenken."

Der Herzog hatte mit unverkennbarer Ungeduld der Rede zugehört; in seinem Kopf wirbelten die Gedanken wild durcheinander, und unter den Einwirkungen der frischen Luft verlor er die Besonnenheit so völlig, daß er mit höhnisch verzerrter Miene und bittrem Nachdruck in Ton und Geberde ausrief: „Ha! also der Herr von Bruschaver hat den Wolf niedergeworfen und gar getödtet? Je nun, so muß es wohl kein „märkischer Wolf" gewesen, so etwa über die Grenze ins Pommerland eingebrochen: den hätte man, mein' ich, wohl säuberlicher angefaßt und ihm gar Thür und Thor geöffnet, wie solches auch schon geschehen. Seid für solchen Fall wohl gewarnt, Ihr Herren von Greifenhagen!"

Eine Todtenstille folgte diesen weithin hörbaren, schwer bezüglichen Worten, deren Sinn keinem der Versammelten zweifelhaft sein konnte. Einen Augenblick starrte man sich wortlos an; man glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen! Im nächsten Moment aber erhob sich ringsumher unter der Ritterschaft ein so drohendes Murmeln, entstand eine so bedenkliche Bewegung unter den Freunden

Digitized by Google

Bruschavers, daß die Begleiter des Herzogs nach den Schwertgriffen langten und besorgte Blicke um sich warfen. Mitten aber aus dem Haufen der adligen Waidmänner rief die schneidende Stimme Herrn Thiles von Huxhel, trotz der allgemeinen Bewegung, laut und vernehmbar: „Zähme Deine Zunge, Herzog, wenn Du vom Stettinischen Adel sprichst! Du bist hier weder in Barth noch in Wolgast!“

Das war deutlich geredet und hätte den Fürsten unter anderen Umständen leicht zur Besinnung gebracht, so aber stand augenblicklich seine Besonnenheit unter doppeltem Bann, und die Worte Thiles von Huxhel reizten nur seinen Jähzorn zu wildem Ausbruch. Glühenden Auges blickte er in der Richtung, von wo die Stimme gekommen, über die Menge hin, um den Sprecher zu erkennen, dann fuhr er zu seinen Begleitern herum und rief mit zornbebender Stimme, während seine Rechte das Schwert zuckte: „Herr Bernd von Molzahn, Erb-Land-Marschall im Lande Pommern, verhaftet den Frevler, der eben gesprochen und nehmt ihn in Gewahr!“

In diesem verhängnißvollen Moment öffnete sich der Kreis der Erellente, und Herr Bartolomäus von Bruschaver trat finsteren Blickes den Herzog an und sprach lauten und festen Tones: „Es hat Euch beliebt, Herr Herzog, meinen reinen Namen durch höhnische Anspielungen und Verdächtigungen anzutasten, die nicht wohl mißverstanden werden können. Dennoch will ich Euch, um der Schwere der Sache willen, gebeten haben, Euch vor diesen edlen Herren hier klarer und sonder Hehl und Rückhalt auszusprechen, auf daß ich darauf antworten und meiner Ehre Genugthuung bereiten möge!“

Der Herzog war von der Erscheinung Bruschavers und der schlichten Gradheit seiner Rede sichtlich betroffen; aber seine Leidenschaft und sein erregtes Blut gingen noch in zu hohen Wogen, um sich davon sogleich beschäftigen zu lassen, und so polterte er hastig und abweisend hervor: „Was ich gesprochen habe, das habe ich gesprochen! — Wen's juckt, der kratze sich! — Zu weiterem steht mir Lust und Muße! Zurück also und geht meinem Rosse Raum!“

Wild drohende Rufe erschollen auf diese Worte der Herzogs ringsumher und schlugen an Bruschavers Ohr: der aber hörte nur eine grelle, jugendliche Stimme daraus hervor, die ihm wie ein Messer durch die Seele fuhr. „Feiger Ehrenschänder!“ schrie es hinter ihm auf, „so nimm Deinen Lohn!“ und als der entsetzte Vater herumfuhr, hatten die zornbebenden Hände Dietmars bereits die Sehne gespannt, und die Armbrust lag in tödlichem Anschlag. Noch ein Zucken mit der Wimper, und der mörderische Bolzen hätte des Herzogs Kehle durchbohrt —, da schlug des Vaters Hand im entscheidenden Augenblick das Gewaffen zur Seite, und zielloß zischte der Bolzen in den Wald. „Weg mit der Armbrust, wahnsinniger Knabe!“ raunte der unglückliche Mann, schneebleichen Angesichts, dem Fassungslosen wild ins Ohr; „meinst Du, ich könnte meine Ehre nicht allein wahren und brauche Meuchelmord?“

Das traf den Jüngling ins Leben, daß er zurücktaumelte und die Hände vors Gesicht schlug; barmherzige Arme griffen nach dem Schwankenden, Zusammensinkenden, und hielten ihn aufrecht, theilnehmende Freunde entzogen ihn den entsetzten Blicken der Umstehenden. Es war ein Augenblick allseitiger, tiefster Erschütterung.

Tief betroffen saß der Herzog auf seinem Rosse da und athmete schwer; der verhängnißvolle Moment hatte ihn vollkommen nüchtern gemacht und ihm seine kalte Besonnenheit wiedergegeben. Mit ihr aber war auch sein Gerechtigkeitsgefühl zurückgekehrt, und er vermochte's über sich, zu thun, als habe er nichts gemerkt von des Jünglings Anschlag auf sein Leben. Gestanken von bitterster Reue durchzuckten sein Herz; er hätte einen Finger seiner Hand hingeben mögen, um alles das ungeschehen zu machen, was sich an dem heutigen Tage zugetragen, und so nahm er's auch als eine schwere, aber wohlverdiente Buße auf sich, als der edle Bruschaver mit fast entfleltem Antlitz sich von seinem Sohne ab noch einmal zu ihm wandte und stiegenden Tones sprach: „Zu unseliger Stunde seid Ihr hierher gekommen, Herr Herzog, die Gemüther zu verwirren und die treuen Herzen Eurer Unterthanen Euch abwendig zu machen. Von falschen Zungen willig betrogen, habt Ihr Euch nicht gescheuet, den lauteren Namen eines alten Geschlechtes anzutasten, das keinem anderen in Pommerschen Landen an Treue nachsteht. Zwar unsere Ehre ist damit nicht verloren; Ihr aber, Herr Herzog, büßtet heute ein unschätzbar Kleinod ein, das Ihr nimmer wieder erlangen könnt: den Ruhm eines allzeit gerechten Fürsten! Zieht weiter! Mir sehr ich Euch zuvor geliebt und geehrt, — hinfort seid Ihr mir nichts mehr, als ein schwacher, leidenschaftlicher, leicht bethörter Mann, dessen Ohr jedwedem Verlämmder willig offen steht. Ich aber will nicht ruhn, ehedenn ich Euch erwiesen, wie übel betrogen Ihr wart, wie bitter Unrecht Ihr mir gethan.“

Ohne eine Erwiederung abzuwarten, wendete sich Herr Bartolomäus nach diesen Worten kurz und hastig ab, schwang sich in den Bügel und grüßte die Freunde mit ernster Handbewegung. Da raffte sich Herzog Wartislav aus traumartiger Versunkenheit auf und rief laut und dringend: „Herr von Bruschaver, noch ein Wort!“ Aber der tief gekränkte und durch die That des Sohnes vollends erschütterte Mann warf jede Rücksicht von sich und achtete des Rufes des Herzogs nicht, gab vielmehr seinem Rosse die Sporen und sprengte in so wilder Hast davon, daß Dietmar, dem die Freunde eifrig sein Pferd herbeigebracht hatten, ihm kaum zu folgen vermochte, wie sehr es ihn auch nach einer Unterredung mit dem Vater verlangte. Nach wenig Secunden waren beide den Augen der Nachstarrenden entschwunden, und nun eilten auch alle zurückgebliebenen, in denen die Wirkung der eben erlebten Scene noch nachbebte, zu ihren Rossen, die fernere Gesellschaft des finster blickenden, tief gedemüthigten Fürsten mit fast verletzendem Eifer meidend. Da auch die Appenbords mit ihrer Sippe sich in diesem gefährlichen Augenblick von seiner Person fern hielten, so folgten ihm nur die wenigen Beamteten, die zu seiner Umgebung gehörten; aber er achtete dessen auch gar nicht, daß seine Begleitung also klein geworden, ritt vielmehr in tiefen Gedanken und weder rechts noch links schauend seines Weges dahin, und bald schlugen die schneebelasteten Zweige einer Kiefernschonung hinter ihm zusammen.

Kopfschüttelnd luden die Herren von der Stadt die Bälge der erlegten Raubthiere auf den Wagen; Köche und Schaffner packten eilig auf; die Jagdläufer, die man zu verlesen vergaß, zerstreuten sich, höchlich befriedigt von der kurzen Dauer der Jagd, in freudiger Hast auf Wegen und Stegen, ihren Hütten zu, und nach wenigen Minuten ward nichts Lebendes auf dem Gehau erblickt. Oede und leer lag die Stätte, wo es eben noch so wild und leidenschaftlich zugegangen; der Wind pfiff in den Föhren und jagte klagend über die Haide dahin, und Raubvögel umkreisten gierig die Stätte, wo man die Wölfe abgezogen und hingeworfen.

So ging die verhängnißvolle Jagd zu Ende.

Viertes Kapitel.

Auf dem Edelhofe zu Brusenfelde war seit jenem Tage, da Vater und Sohn auf dem Greifenhagener Forst heimgekehrt waren, alles traurig verändert. Eine düstere, leidenschaftliche Stimmung hielt alle Glieder der Familie gefangen, und die schöne Harmonie, in der bisher Vater, Mutter und Sohn mit einander gelebt, war durch einen schneidenden Mißklang zerrissen. Welch eine Scene der Erschütterung war das gewesen, da am Abende des Jagdtages Herr Bartolomäus bleich und blutbefleckt, das edle Roß triefend von Schaum, in den Hof gesprengt war und sich wie ein Verzweifelnder vom Roß geworfen, Frau Katharina durch seine Erscheinung fast zum Tode erschreckend; welch ein Anblick des Entsetzens, als nach einer Weile ihm Dietmar gefolgt und, einem Sterbenden gleich, erschöpft von Blutverlust auf der wieder geöffneten Schulterwunde, und das Herz zerrissen von Gram, Zorn und Zweifel, der Mutter in die Arme gesunken war, — allen Jammer seiner jungen, schwer belasteten Seele in einer Flut erschütternder Thränen ausströmend! Das waren Stunden ungeahnter Qual für die hochsinnige, stolze Frau, der die unantastbare Ehre ihres Hauses ein Glaubenssatz gewesen war, für das Herz der Gattin, die zu ihrem Eheherrn wie zu einem höheren Wesen, zu einem Musterbild der Vollkommenheit aufblickte, als sie nun von der Schmach vernehmen mußte, die ihrem Hause angethan, — angethan, sie mußte es sich immer wiederholen, wegen Verlämmdungen, die nur ihretwegen gegen das Haupt ihres Gatten angezettelt waren. Fürwahr, es überwältigte sie fast, und so heftig durchtobte der Sturm bitterster Gefühle, — des Zornes gegen den Herzog vornehmlich — ihre Brust, daß sie mit der jähen That ihres leidenschaftlich erregten Sohnes, der sich im heißen Schmerz um die dem Vater angethane Schmach nicht besonnen hatte, die tödliche Waffe auf den Fürsten selbst zu richten, im Innersten ihrer Seele fast sympathisirte, mindestens aber mit der überwältigenden Wucht

Digitized by Google

des Augenblicks und der beißblütigen Jugend des Sohnes sie entschuldigen wollte.

Anders der Vater! Der scharfe Bolzen des Sohnes, den seine Hand noch rechtzeitig vom Leben des Herzogs abgewendet, war ihm selbst ins Herz geflogen, und an dieser schmerzlichen Wunde verblutete er fast. Daß er sich in dem Charakter des von ihm so innig verehrten Fürsten getäuscht, hatte ihn mit einem brennenden Schmerz erfüllt; daß man es hatte wagen dürfen, seinen reinen Namen mit dem schmachvollen Verdacht des Landesverraths zu beflecken, das hatte ihm den besten Theil seiner Manneskraft gebrochen; aber die gräßliche, entsetzliche That seines Sohnes, die gegen das Haupt seines, wenn auch schwer irrenden, Fürsten erhobene Waffe desselben, hatte ihm den Lebensnerv durchschnitten, und dumpfbrütend saß er Tage und Nächte da, ein völlig veränderter, düsterblickender, gebrochener Mann, der vergebens an dem dunklen Horizonte seines Denkens nach einem lichten, hoffnungerregenden Punkte spähte. Wohin er blickte, sah alles grau und trostlos aus. Der unglückliche, so heiß geliebte Sohn, der vielversprechende Stammhalter seines alten Geschlechtes, das Ebenbild der theuren Gattin, der Erbe aller männlichen Tugenden, die von jeher bei seinem Stamme heimisch gewesen waren, — er war für ihn verloren, und schreckliche Worte, — Worte, die sie für immer schieden, waren auf dem Heimritt von jener verhängnißvollen Jagd zwischen ihnen gefallen. Was konnte der unglückliche Jüngling auch hinfort den Seinen, der Familie, dem ganzen Geschlechte noch sein? Gehörte doch nicht einmal das Leben mehr ihm selbst! Denn mit seiner frevlen That, mochte sie gleich der Fürst in der allgemeinen Erregung nicht bemerkt haben, hatte er dem Rechte nach seinen Stand, seinen Namen, ja sein Leben selbst verwirkt und führte es nur als ein geschenktes, geliehenes aufs unbestimmte hin weiter. Jede übelwollende Zunge konnte ihm das Todesurtheil sprechen, denn, war auch dem Herzog die That verborgen geblieben, hundert Augen hatten's gesehen, und au ihrem Wink hing fortan sein Leben. Seine Selbständigkeit war dahin, und auf sein fremder Willkür verfallenes Dasein ließen sich die Hoffnungen eines alten Geschlechtes nicht verpflanzen. Der Erbe der Bruschaver mußte stark, frei und unantastbar dastehen! Dieser unglückliche Jüngling konnte nur noch sterben, seine That zu sühnen und einem andern Erben des edlen Namens Platz zu machen!

Ihm selber aber, dem schmerzgebeugten Vater, lag eine andere Pflicht ob. Wohl hatte er, da der übelberathene Fürst sich zu jener bämischen Verdächtigung hinreißen ließ, in entschiedener Weise Wort gegen Wort gesetzt; aber damit war nur das Nächsterforderliche gethan. Jetzt galt es den Beweis zu führen, daß die Bruschaver in der That mit den Landesfeinden nicht im Einverständniß seien, daß sie vielmehr Leib und Leben daran setzen könnten, den treulos verlorenen Platz dem Lande Pommern wiedererzugewinnen, und dann — dann war es Zeit, die heimlichen Verläumder, die des Herzogs gerechten Sinn verwirrt und der Bruschaver edlen Namen bemakelt hatten, zum letzten Kampf auf Tod und Leben in die Schranken zu fordern.

Von dem Augenblick an, wo er sich zu der Klarheit dieses Entschlusses durchgearbeitet hatte, raffte er sich aus dem dumpfen Hinbrüten, das Frau Käthe mit schier unerträglichem Schmerz erfüllt hatte, wieder auf und begann nun eine rastlose, all sein Zeit, all seine Kraft, all sein Sinnen und Denken ausfüllende Thätigkeit. Es galt die Ueberrumpelung der nahen Feste Garz, die wie ein stetes, zur That mahnendes Zeichen in blauer Ferne dalag. Kein Mittel blieb unversucht, die Schwäche des Platzes zu erkunden, keins, sich mit den etwa noch pommersch gesinnten Bewohnern des Ortes in Verbindung zu setzen. In zahllos wechselnden Verkleidungen umschlich Herr Bartolomäus Wälle und Thore, prüfte von jedem Punkte aus die Höhe der Mauern und erwog die Möglichkeit, Leitern anzulegen, Feuer in den Ort zu werfen, Minen zu graben oder sonst irgendwie Eingang zu gewinnen. Auf Meilen in die Runde hatte er sich mit dem Adel und den Städten in Verbindung gesetzt, daß sie beim ersten Zeichen, das er ihnen geben würde, herbeizögen zum Beistande wider die märkische Besatzung. Alle Bewohner des flachen Landes um Garz herum, Bauern, Kolonisten, Hirten, Fischer, Holzwärter, Theerschweler, Aescherer; ja selbst die fahrenden Leute, Packträger und Hausirer, Kesselflicker und Topfbinder weit umher standen in seinem Solde, den Ort zu überwachen, sich womöglich einzuschleichen und ihm über bestimmte Punkte, auf die ihre Aufmerksamkeit gelenkt war, Kunde zu bringen. Mit vollen Händen streute er Geld und Geldeswerth aus. Die Wirthschaft des Gutes hatte fast völlig aufgehört, denn alle Leute waren zu Tag- und Nachtdienst im Interesse der einen großen Sache in Anspruch genommen; niemand durfte ruhen oder rasten, denn auch Herr Bartolomäus gönnte sich keinen Augenblick Erholung oder Erquickung, und ob ihm auch oft die Augen zusanken vor Ermüdung oder die Beine unter dem Leibe zusammenbrachen vor Ueberanstrengung, — wie im Fieber trieb's ihn vorwärts, alles an die Erreichung seines großen Zweckes zu setzen.

Während so der edle Bruschaver in der rastlosen Unruhe seiner Seele sich verzehrte und so Tag wie Nacht umherschweifte, saß Frau Katharina sorgenbeladenen Herzens an der Lagerstatt ihres Erstgeborenen und schaute mit trüben überwachten Augen in das bleiche, abgezehrte Antlitz des Schwerverkrankten. Des Vaters verdammendes Wort hatte ihn gleich am Abend der Rückkehr auf sein Kämmerlein im oberen Gaden des Hauses verwiesen, bis über seine Zukunft und sein ferneres Loos entschieden sein würde; aber es hätte dieses Gebotes nicht einmal bedurft, um ihn den Augen des Vaters zu entziehen, denn körperliche wie geistige Leiden bannten den unglücklichen Jüngling so wie so an den engen Raum seines Zimmers, seines Bettes, und bald schien es, als ob ein früher Tod die wirr verschlungenen Fäden der Verhältnisse, in die er so hoffnungslos verstrickt war, lösen werde. Die Schulterwunden, die ihm das wüthende Raubthier beigebracht, befanden sich in einem Bedenken erregenden Zustande, und trotz aller angewandter Mühe und Pflege Seitens des eilends herzugerufenen Arztes, der angstvollen Mutter, war, wie es schien, auf eine baldige Heilung um so weniger zu hoffen, als sich alle Lebenskräfte des Verwundeten in fieberhafter Aufregung befanden und jedes Beruhigungsmittels spotteten. Die wildesten Phantastien füllten seine Seele Tag und Nacht! Die erlauschte, tief aufregende Mittheilung des Oheims, des Vaters Erzählung von dem Glindelschen Verrath; die Scenen an der Gruft des Herzogs Otto, unter der Kirchhofslinde zu Schildersdorf, in deren nächtig rauschendem Gezweig der böse Feind selbst Zuschauer des höllischen Verrathes gewesen; der wilde, blutige Kampf mit der wüthenden Wölfin, die schreckliche Scene mit dem Herzog, seine eigene jähe That dann und der entsetzliche Heimritt mit dem Vater — alle diese fürchterlichen Vorgänge, die innerhalb weniger Stunden auf das reizbare Gemüth des Jünglings eingestürmt waren, hatten, vereint mit einem heftigen Wundfieber, seinen Geist aus dem Gleichgewicht gehoben, und wie oft auch die Heilmittel des erfahrenen Arztes ihren zerrüttenden Wirkungen entgegenarbeiteten, immer stiegen nach kurzen Zwischenräumen die gespenstigen Gestalten seiner furchtbar arbeitenden Phantasie von neuem wieder auf und zogen seinen Geist widerstandslos in ihre unheimlichen Kreise. Kopfschüttelnd trat endlich der Arzt zurück, verordnete einiges zur Erleichterung und Erfrischung des in schwerem Fieber Liegenden und rieth, im übrigen der Natur ihren Lauf zu lassen. Mit ärztlicher Kunst sei hier nichts mehr zu erreichen.

Frau Katharina hörte diesen Schreckensausspruch mit fast verzagender Seele an; es war ihr, als führe ein scharfes Messer ihr mitten durchs Herz und wühle dort mit unaussprechlicher Pein am Sitz des innersten Lebens. Aber weil sie zugleich fühlte, daß Dietmars Leben nun allein auf sie und ihre Sorge angewiesen sei, so raffte sie noch einmal alle Kräfte zusammen, die die verflossenen schrecklichen Tage und Nächte ihr übrig gelassen hatten, und nahm von neuem ihren Sitz am Schmerzenslager des theuren Sohnes ein. Was in den langen bangen Stunden, die sie hier im Jammer ihrer Seele einsam verbrachte und durchlebte, alles durch ihren Busen zog, wie sie hier im heißen Gebet mit Gott rang um das Leben ihres Erstgeborenen, um den Frieden ihres Gatten, um das zerstörte Glück ihres Hauses — wer vermöchte das zu schildern! Oft sinteten ihr die Wellen des Jammers bis an die Seele und drohten, sie mit sich hinwegzureißen in den Strudel der Verzweiflung, aber doch gewann sie immer wieder den festen Boden gläubiger Zuversicht, und jeder neue Tag der Prüfung gereich ihr zu neuer Stärkung und Läuterung. Manche Schwäche, manche Schlacke, die der reine, edle Kern ihres Wesens in den Zeiten des Glücks unvermerkt angesetzt, fiel da nach und nach von ihr ab; der Stolz, die jähe Leidenschaft, der Zorn — alles dämpfte sich zu mildreren Tönen ab, ihre Seele ward still und gelassen, und mit ernster Ruhe sah sie allmählig dem entgegen, was die Zukunft bringen werde. Was es auch sei, sie wollte nicht

Digitized by Google

murren, wollte die milde Hand eines gütigen Vaters nicht darin verkennen.

Darum brach es ihr auch nicht das Herz, wenn sie die Wange ihres Gatten in den flüchtigen Stunden, wo er unter seinem Dache weilte, immer hohler, sein Auge immer unstäter, sein Wesen immer rastloser und gespannter werden sah; — wenn sie bemerkte, wie er seinen Heimwesen immer mehr entfremdet wurde und kaum einen Blick, eine Frage mehr übrig hatte für den Zustand seines Hauses; aber es jauchzte auch nicht auf in stürmischem Entzücken, als Dietmar, seit langen Wochen zum ersten Mal, nach einer sanften Nacht still und ruhig die Augen aufschlug, ihr matt, doch zärtlich die hagere Hand entgegenstreckte und unzweifelhafte Zeichen der Genesung gab. Wohl empfing sie dieselbe mit bewegter Seele als ein gnädiges Geschenk des Herren, aber ihre Freude blieb eine ernste, gedankenvolle, denn sie fühlte nur zu wohl, daß die Tage der Prüfung noch nicht vorüber waren. Welchem Geschick der geliebte Sohn, der so früh in die wirren Kreise des Lebens eingetreten, vorbehalten war, wer vermochte das zu bestimmen! Noch lag alles, auch die nächste Zukunft, in düstre Schleier eingehüllt.

So gingen wieder Tage und Wochen hin, erschöpfend fast durch die Oede ihres traurigen Einerlei, und der Frühling, der allgemach ins Land kam und Flur, Fluß und Seen von den Banden des grimmen Winters erlöste, vermochte auch keinen wärmeren Hauch in das erstarrte Familienleben zu bringen. Dietmar genas schnell von seinem Siechthum, und seine Wange färbte sich allmählich wieder mit dem kräftigen Roth der Jugend und der Gesundheit, aber im Herzen blieb er krank, wie er gewesen, und die Entfremdung des Vaters schwerzte ihn unbeschreiblich. Was hatte ein verhängnißvoller Augenblick aus ihnen allen, die sonst so innig verbunden gewesen, gemacht; wie war das schöne Glück des Hauses so hoffnungslos zerstört! — Und nun, was sollte denn nun weiter werden? Zu welchem Leben war er genesen? Welche Lose trug für ihn die Zukunft in ihrem Schoße? Sollte er als ein Gemiedener, Ausgestoßener noch ferner so leben? O, wie viel besser dann, er wäre gestorben, als solches Dasein noch länger fortzuführen!

Tiefstraurig hing die arme Mutter mit ihrem zwischen Mann und Sohn getheilten Herzen, ähnlichen Gedanken nach und oft saß sie stundenlang regungslos an einer Stelle, sinnend und grübelnd und sich des Herz zermarternd, und fand doch keinen Ausweg aus diesem Labyrinth. Schwer und trübe schlichen die Tage hin und die Nächte waren des Kummers und der Sorge voll. So rückte das heilige Osterfest heran mit milden, sonnigen Tagen, mit Birkenknospen und Lerchenfang, und so groß und mächtig bewährte sich auch diesmal die neubelebende Wirkung des nahenden Frühlings, daß Hoffnung einzog in das gramermattete Herz der Mutter. O, wenn nach solchen Wintertagen voll Frost und Grau und Schauer solche Sonnentage voll keimenden Pflanzenlebens und süßen Vogelsanges folgen konnten, sollte da nicht auch im Herzen der Menschen und wären sie noch so starr und kalt, ein sanfteres Gefühl sich regen, sollte sich nicht auch hier lösen, was bisher in eisigem Bann gelegen? — Und in der That, ihre Hoffnungen schienen sich erfüllen zu wollen.

Es war wenige Tage nach Ostern, als in der frühen Morgenstunde ein Trupp geharnischter Reisiger mit dem markgräflichen Banner in den Hof einritten und vor dem Herrenhause anhielten. Der Anführer stieg ab und fragte nach dem Hausherrn, der alsbald erschien und nun Namens des Herrn Werners von der Schulenburg, der Zeit Befehlshabers Sr. Markgräfl. Gnaden auf dem festen Schlosse zu Garz, den Befehl entgegennahm, binnen vier Tagen acht Wagenlasten Haferd alldort abzuliefern, widrigenfalls er sich böser Maßnahmen werde zu gewärtigen haben. Der Hauptmann versehe sich aber eines willigen Gehorsams.

Solche Brandschatzungen Seitens der Garzer Besatzung waren leider nichts Ungewöhnliches, und oft schon hatte das flache Land diesseits und jenseits der Oder der Gewalt weichen und sein Eigenthum widerstandslos hingeben müssen; ungewöhnlich aber war es gewiß, daß diesmal die unverschämte Forderung der Feinde von Herrn Bartolomäus mit innerlichem Frohlocken entgegengenommen wurde. — Unter allen möglichen Ereignissen, die sein grübelnder Geist bereits für seine Absichten in Berechnung gezogen hatte, war ja längst auch eine solche Brandschatzung erwogen und überdacht, und der Plan, eine derartige Gelegenheit zum Eindringen in die Feste zu benutzen, lag ihm bis in die kleinsten Einzelheiten fertig vor. Daher schlug ihm das Herz fast athemraubend in der Brust, als er von dem Anführer das Lieferungsgebot vernahm und des Weiteren hörte, wie daß dem Herrn v. d. Schulenburg ein Söhnlein geboren sei, das er auf Misericordias domini mit gebührender Feierlichkeit wolle taufen lassen, wozu er auch viele vornehme Gevattern erlesen und Gäste geladen habe, auf daß alles gar ziemlich und stattlich hergerichtet werde. So sei denn, erzählte der Rottmeister weiter, Herr Werner gar nothhaft um Hafer, zumal die Gäste, so mit vielen Pferden herangezogen, auch hinterher wohl noch an die acht Tage im Schlosse verweilen und ein Stechen daselb abhalten würden, wozu allbereits die Vorbereitungen an Platz, Schranken und Brücken für die Zuschauer in Angriff genommen. Fürwahr, des Festes werde der Ort noch lange gedenken.

Der Meinung war innerlich auch Herr Bartolomäus, doch in anderem Sinne freilich, als jener, und so lud er den Rottmeister wie auch die Reisigen freundlich ein, in die Halle zu treten und ein Glas Bier oder Aquavit anzunehmen, so gut es das Haus biete, auch einen Mund voll Essens etwa, wann sie's nicht verschmähen möchten. Dazu waren alle wohl bereit. „Die frische Morgenluft macht verteufelt hungrig," meinte der Rottmeister, — „und durstig dazu!" sügte der Bannerträger bei, sich den langen Spitzbart streichend. So saßen sie denn eilig ab, banden die Rosse an und traten ins Haus, während Herr Bartelmes mit fliegendem Athem ihnen voran eilte, Frau Käthe zur Beschaffung von Speise und Trank aufzufordern. Doch war er so bewegt von der frohen Aussicht auf ein baldiges Gelingen seines großen Planes, daß er, da er sie fand, schier nicht sprechen konnte, und Thränen freudiger Erschütterung seine beklommene Brust, die so viel Weh beherbergte, entlasteten: ein Anblick, der Frau Katharinas Herz mit einem Gefühl von Glück erfüllte, als seien die alten, schönen Zeiten wieder da und alles jüngst Erlebte nur ein böser entsetzlicher Traum gewesen. Wie froh hastete sie sich nun, den kriegerischen Gästen das Beste aufzutragen, was Küche und Keller vermochten, wie gastfreundlich nöthigte sie zu Essen und Trinken, wie entzückte sie alle durch ihr feines, freundliches Wesen. Fürwahr, die rauhen Kriegsknechte, voraus der Rottmeister, konnten ihre Blicke von der hohen Erscheinung der edlen, bleichen Frau fast nicht abwenden!

So sank Herr Bartelomäus geneigteste Stimmung bei seinen Gästen und ein empfänglich Ohr, als er, da sie sattsam gegessen und noch mehr getrunken, bittweise anfragte, ob es mit seinem Hafer nicht etwa Derzug haben könnte bis auf den Montag, d. i. den Tag nach der Taufe. Er habe dann so wie so den Weg zu machen, da er nach Stettin müsse, und spare es ihm einen ganzen Arbeitstag für Knechte und Gespann, wenn er bei der Gelegenheit den Hafer abliefern und dann gleich weiter fahren könne. Gern wolle er denselben auch früh vor Tage bringen, damit den Rossen der Gäste nicht etwa ein Mangel entstünde, — nur müßte ihm durch besondere Gunst gestattet werden, den Zoll an der Oderbrücke, wo die Kriegsknechte lägen, also zeitig zu passiren!

Der Rottmeister, der sich bereits in behaglichster Stimmung befand, erklärte sofort, daß sein edler Wirth gern mit der Lieferung bis auf Montag verziehen dürfe; er selbst wolle am Zoll Befehl geben, daß ihn die Wächter einließen, mög' er auch noch so früh kommen! Des edlen Bruschavers Herz schlug hoch vor Freude, da er diese Versicherung hörte. Noch einmal bat er recht dringend, die Ordre auch ja nicht zu vergessen; doch als der Kriegsmann sich in seinem Eifer verschwor, er wolle ein Schuft sein, wenn er's vergäße, und alle seine Leute sollten zum Ueberfluß ihn daran erinnern, wann sie heimritten und über den Knüppeldamm kämen, da war er völlig beruhigt und sprach seinen Dank in herzlichster Weise aus; gab auch den Mannschaften, da sie endlich aufbrachen, noch allerlei Vorräthe zu ihrer Erquickung nach hartem Dienste mit und schied von ihnen in heiterster Stimmung.

Als die Reisigen den Hof verlassen hatten, eröffnete Herr Bartelmes seiner hochaufhorchenden Gattin in fliegenden Worten, welchen Plan er geschmiedet, die Feste Garz zu nehmen und seinen Namen rein zu waschen; dann aber warf er sich zu Roß; auch alle seine Knechte mußten aufsitzen, und nun sendete er Botschaft ringsumher an seine Freunde, sich am nächsten Tage zu bestimmter Stunde auf dem Hofe zu Brusenfelde einzufinden, da Hochwichtiges zu berathen sei. Er selbst aber ritt in ungestümer Hast nach Greifenhagen, dann nach Bahn, Pyritz und Stargard, um diese Städte zu gemeinsamer Handlung auf den bestimmten Tag einzuladen.

Digitized by Google

Eine altwestfälische Spinnstube.
Originalzeichnung von O. Günther.

Alles gelang nach Wunsch. Bürgermeister und Rath genannter Städte waren freudig bereit, bei einem Handstreich gegen die Mörder mitzuwirken, und versprachen, sich in der von Herrn Bartolomäus angedeuteten Weise pünktlich und wohlbewaffnet einzufinden. So kehrte er mit leichterem Herzen nach Hause zurück, wo er bereits einige von seinen Freunden versammelt fand. Bald kamen auch die übrigen Geladenen, und nun wurde ein Kriegsrath gehalten, in dem der Plan der Ueberrumpelung nach allen Seiten hin und bis in die kleinsten Einzelheiten geprüft und erwogen wurde. Das zog sich bis in die sinkende Nacht hin, so viel wurde hin und wider gesprochen, und auf alle nur möglichen Zufälle und Ereignisse fleißig Bedacht genommen, bis man einig war, der Plan müsse nun gelingen; jegliches sei wohl berechnet. Dann erst trennte man sich, nachdem noch mancher tiefe Trunk auf den glücklichen Ausgang des großen Unternehmens ausgebracht war und manch kräftiges Wort dabei gefallen. Unter der Thür wollte Herr Thilo v. Huxhol, von der Schwester inständig darum angegangen, noch Dietmars gedenken und den Schwager zu milderer Gesinnung wider den Sohn stimmen, doch dieser wies jede Einmischung in seine häuslichen Angelegenheiten zurück und erklärte, als Herr Thilo, erhitzt von reichlichen Getränken, dennoch nicht davon abließ, endlich in ernstem Tone, „es sei vorderhand an der einen Sorge genug. Wenn Garz gefallen und in des Herzogs Händen, dann werd' es Zeit sein, auch jener zweiten Sorge zu gedenken, und vielleicht finde sich dann eine Lösung, wo für jetzt nur traurige und unheilbare Verwirrung sich zeige." Damit mußte Herr Thilo sich zufrieden geben und seines Weges heimreiten. Herr Bartelomäus aber begab sich, da sein Haus stille geworden, ins Dorf hinab und klopfte trotz der späten Stunde an die Pforte des Pfarrhäuschens an. Der alte ehrwürdige Pfarrherr Rinteling, dessen Lämpchen recht friedlich durch die schwachbelaubten Zweige der Gartenbäume in die Nacht hinausschimmerte, war noch wach und schrieb eben an seiner Kirchenchronik, als ihn das Pochen seines Patrons aufschreckte und

Digitized by Google

ans Fenster trieb. Da er die Stimme des Herrn von Bruschaver erkannte, eilte er, selbst die Pforte zu öffnen, und bald saßen beide Männer in dem traulichen Stuktirstübchen neben einander, in ernste Gespräche vertieft. Herr Bartelomäus legte dem Pfarrherrn den Plan zur Ueberumpelung von Garz vor und bat ihn dann, an den Herzog Wartislav in Stettin einen Brief zu schreiben, der den ganzen Anschlag enthielt, zugleich mit der Aufforderung, in der Nacht des Sonntages Misericordias domini genugsam bewaffnete Mannschaften auf Kähnen die Oder hinaufzuschicken, daß sie an der Brücke bei Garz wohlversteckt anlegten und des Zurufes im rechten Augenblick harrten. Er selber, der Herzog, möge mit Reisigen auf das Stettiner Thor heranziehen und daselbst verborgen lagern, bis der Bruschaver ihm aufthun werde; so sollte mit Gottes Hilfe der gute Ort wohl wieder in die rechtmäßigen Hände kommen. Herr Bruschaver und seine Freunde wollten ihres Lebens nicht scheuen, daß sie den Feind niederwürfen und den Platz gewönnen.

Was weiter noch zwischen Herrn Bartelomäus und dem Pfarrherrn verhandelt und in dem Briefe niedergeschrieben worden, weiß man nicht; doch muß es gar Ernstes und Bewegliches gewesen sein, denn noch nach Jahren konnte der würdige Geistliche von dieser Unterredung nicht sprechen, ohne daß sich sein Auge feuchtete, und ein Segenswunsch auf das Haus der edlen Bruschaver seinen Lippen entglitt.

Fünftes Kapitel.

Der Sonntag Misericordias war erschienen und ging schon zu Rüste, als sich auf dem Hofe zu Brusenfelde ein eigenthümlich reges Leben entwickelte. Acht große Kornwagen wurden aus den Schuppen hervorgezogen und zur Reise zugerüstet; einige von den Knechten brachten große Säcke, die sie mit Häcksel füllten, andere trugen Spieße und Schwerter, die befestigten sie möglichst verborgen an und unter den Wagen, wieder andere fütterten und tränkten die Gäule wie zu einer späten Ausfahrt, noch andere waffneten sich selbst und zogen weite Kittel über Küriß und Schwertfessel; — alle aber waren in großer Erregung und einige tüchtige Krüge Stettiner Biers, die sie Ersterau getrendet, gingen munter von Hand zu Hand.

Im Hause selbst war es stiller; doch die Gemüther der Bewohner waren nicht weniger erregt. Je tiefer der Abend hereindunkelte, desto unruhiger wurde Herr Bartelmes und wanderte rastlos von einem Fenster zum andern, aus einem Zimmer ins andere, aus der Halle auf den Giebelboden, überall Ausschau haltend nach jeglicher Richtung hin, wobei seine bewegte Seele sich oft in schweren Seufzern verrieth.

Frau Katharina hatte inzwischen angestrengt zu thun, um für die erwarteten zahlreichen Gäste hinlänglich Speise und Trank zuzurichten, eine Tafel zu rüsten und für alles sonst Nothwendige zu sorgen. Wie oft auch der kleine Heine, der schon seit den letzten Wochen sich sehr beeinträchtigt fühlte, nach ihr rief und suchte, heute mußte er sich ohne die Mutter behelfen; sie war vollauf beschäftigt und nur gelegentlich konnte sie den sorgenvollen Empfindungen, die ihre Seele erfüllten, soweit nachgeben, daß sie eine still über ihre Wangen schleichende Thräne abtrocknete.

Allmählich, wie sich die Schatten des Abends dichter über Wald und Flur breiteten, zogen die Gäste und Kampfgenossen auf Wegen und Stegen heran, alle wohl gerüstet und bewaffnet, stattlich anzusehen. Da kam die ganze Sippschaft der Bruschaver bis in die fernsten Glieder, da kamen die Freunde, Waffengenossen und Nachbarn, die mit dem edlen Hausherrn schon manchen Strauß gemeinsam ausgefochten, da kamen die tüchtigen, waffenfreudigen Bürger von Bahn und Stargard, Glieder des Raths an ihrer Spitze, zum Theil schon Graubärte in hohen Jahren, doch blitzenden Auges und fester Hand. Sie alle wollten dem edlen Bruschaver helfen, daß der durch schnöden Verrath verlorene gute Ort wieder zu Pommern und unter das alte Banner des Greifen käme, möcht's auch Blut und Leben kosten. Gegen Mitternacht waren wohl alle, die erwartet werden konnten, beisammen; Speise und Trank war genugsam ausgetheilt, und nun gab der Hausherr noch einmal in kurzen, klaren Zügen die Disposition der ganzen Unternehmung, wobei jedem Haufen und jedem Einzelnen fast seine Rolle zugetheilt wurde.

Während so die Männer unten in der Halle und auf dem freien Platze vor dem Herrenhause beschäftigt waren, eilte Frau Katharina, der häuslichen Geschäfte endlich erledigt, im Drange ihres Herzens die Hochstiege zu den oberen Gaden hinan, um noch einmal nach ihrem Sohne zu sehen, der den heutigen Tag sehr einsam hatte verleben müssen. Sie erwartete, ihn bei so später Nachtstunde auf seinem Lager zu finden und drückte daher leise und sorglich die Klinke, doch wie entsetzt fuhr sie zurück, da die Thür aufging und Dietmar in Schwert und Harnisch, gerüstet bis auf Helm und Handschuhe, bleichen, doch wunderlam leuchtenden Antlitzes ihr entgegentrat. „Um Gottes-Jesu-Willen," rief die geängstete Frau, „was beginnst Du? Was hast Du vor?"

Sie war so erschrocken, daß sie sich auf einen Sessel niederlassen mußte und nach Athem haschte. — Zürtlich aber entschieden trat Dietmar an sie heran und seinen Arm um sie schlingend, sprach er fest: „Ich ziehe mit, Mutter, dem Markgrafen Garz zu nehmen. Der alte Dietrich hat mir alles verrathen. Ich kann nicht daheim bleiben; es würde mich tödten!"

„Aber, Dietmar, bedenke doch Deine Schwäche," warf Frau Käthe angstvoll und fast verwirrt vor Bestürzung ein; „kaum bist Du von schwerem Leiden genesen und willst nun bei Nacht und Nebel hinaus, Mühen und Fährlichkeiten zu ertragen, die kaum Deinem Alter angemessen sind. Ich bitte Dich, schone Dich und mich, — hier geht es um Gesundheit und Leben!"

„O, Mutter," rief Dietmar leidenschaftlich aus, „glaubst Du denn, daß ich je gesunde, daß ich je weiter leben kann wie jetzt, — ausgestoßen und gemieden, angekettet schier wie ein wildes Thier oder ein Verbrecher, der die menschliche Gesellschaft bedränet. Nein, ich muß heute noch mit hinaus und in entscheidendem Kampfe Ehre und Freiheit und Ruhm, oder ein schönes, rasches Ende auf blutiger Wahlstatt gewinnen. Lebendig eingesargt in diese Kammer hier vermag ich keine Stunde mehr zu leben."

(Schluß folgt.)

Aus der deutschen Leinwandkammer.

Mit Abbildung.

Wir Westfalen haben in dem zähen Festhalten an dem Alten, Hergebrachten auch die Wohnweise unserer germanischen Vorfahren beibehalten. Der westfälische Bauernhof liegt auch jetzt noch, wie zu den Zeiten des Tacitus der deutsche überhaupt, einzeln, und so wenden wir uns von dem Landwege ab, um das stattliche unter hundertjährigen Eichen versteckt liegende Haus zu erreichen. Wir treten, nachdem wir den Hofraum durchschritten haben, durch die Seitenthür ein, und schon hier, wo wir durch den Unterschlag an die Herdstelle gelangen, schallt uns ein fröhlicher Gesang aus der Wohnstube, von welcher ein kleines erleuchtetes Fenster auf die Diele geht, entgegen.

Treten wir ein, wir sind in der Spinnstube, dem Heiligthum des westfälischen Bauernhauses.

Die Stube ist durch eine von dem Luchthaken herabhängende Lampe erleuchtet und von spinnenden Männern, Frauen und Kindern angefüllt. Der alte Wehrfester sitzt im Sorgenstuhle hinterm Ofen. Er pausirt eben, da er seinen abgesponnenen Wocken seiner Frau übergeben hat, damit sie ihm eine neue Düßen anlegt, und gewinnt dadurch Zeit, sich seine Pfeife zu stopfen und anzuzünden. Die junge Frau, welche ihr jüngstes Kind an der Brust hält, schält Kartoffeln auf den folgenden Tag, welche sie in den neben ihr stehenden blanken, messingenen Eimer fallen läßt. Nahe an den Wänden zu einem großen Kreise auseinandergerückt, sitzen die übrigen fleißigen Spinner und Spinnerinnen und lassen die Fäden unablässig durch die großen und kleinen Finger laufen. Unser Eintreten stört sie keineswegs in ihrer Beschäftigung, obgleich bei demselben der Gesang abgebrochen wurde. Wir gehen auf den alten Wehrfester zu und geben ihm die Hand; ebenso bieten wir diesen ländlichen Willkommen der alten und jungen Frau, welche letztere ihre nasse Hand vorher an der Schürze abtrocknet. Das verschämte

Digitized by Google

Lächeln der jüngsten, der einzigen noch unverheiratheten Tochter, verräth uns, daß auch sie auf diese Anzeichnung Anspruch macht. Der Wochen an ihrem Spinnrade zeichnet sich durch das schönste Wochenblatt aus, gemäß dem Sprichworte: „Glatte Wichters, glatte Wochenblöer“. Der ihr zur Seite stehende Nachbarssohn scheint über das Kommen der Stadtleute wenig erbaut zu sein; dagegen sieht man es den blitzenden Augen des zehnjährigen Krauskopfes an, daß er sich über die Abwechselung freut. Die Knechte und Mägde, welche seine Annäherung von unserer Seite erwarten, mustern uns von der Seite, und so können wir uns auf die Einladung des Wehrfesters, Platz zu nehmen, auf die von seiner Frau bereitwilligst hingesetzten Stühle niederlassen. Der Alte bietet uns seine lange Sonntagspfeife zum Rauchen an, und da wir diese anschlagen und rasch nach unseren Cigarrentaschen greifen, läßt er uns Feuer zum Anzünden reichen. Wir bemerken zunächst, daß alle sie fleißig sein, worauf uns ein bescheidenes: „En lüttk beeten (Ein klein wenig),“ oder die Versicherung: „Wie mötet wol, denn et met de anner Weke up't Stell (Wochstuhl)“ zu Theil wird. Wir verwundern uns nun darüber, daß überhaupt noch so viel Fleiß auf das Versertigen von Leinwand verwandt wird, da sich die viele Arbeit nicht mal annähernd belohne und man sich besser stehe, wenn man das gesponnene Garn, ja selbst den rohen Flachs verkaufe, anstatt jenes zu verweben. Hierdurch haben wir den alten Bauer in den gewünschten Redefluß gebracht: „Da haben Sie ganz recht,“ gibt er uns zur Antwort. „Aber womit sollen wir uns an den langen Winterabenden beschäftigen? Die übrige Arbeit ist gethan und leidet auch nicht darunter, und müßig können weder wir, noch die Dienstboten gehen. Diese kann ich nicht blos für den Sommer halten und im Winter wieder gehen lassen. Wenn auch an dem Leinen so viel nicht verdient wird, so können wir doch dabei bestehen, da die Zeit, welche wir darauf verwenden, ohnedem verloren gehen würde und nicht besser aber wohl schlechter zugebracht werden könnte.“

„Aber thäten Sie selbst nicht besser, wenn Sie sich vielleicht mit Zeitungs- oder landwirthschaftlicher Lectüre beschäftigen und sich fortbildeten, damit Sie Ihren Ackerbau rationeller führen und gewinnreicher herstellen könnten?“ „Ach, ich merke schon, Sie sind auch einer von den Niemöddken (Neumedischen), doch mit solchen Geschichten kommt man auf die Straße und ins Wirthshaus. Schade, daß mein ältester Sohn, der Erbe, nicht zu Hause ist, mit dem würden Sie besser auskommen. Der hat sein Spinnrad längst an die Seite gesetzt, da er sich nicht umsonst, wie er sagt, quälen wolle. Er liest Zeitungen, besucht die landwirthschaftlichen Versammlungen und die Wirthshäuser, und ist leider mehr aufserhalb als im Hause. Mein Predigen dagegen hilft jedoch nichts. Aber, wenn das Ei auch klüger sein will, wie die Henne, so hat dafür das andere Sprichwort wieder einen Trost, indem es sagt: De Jügde (Jugend) met erst n'ittelke Paar Narrenschen verschlieten, vor det se wiß (weiß) werd. Ich aber bleibe beim Alten und hinterm Spinnrade zu Hause, und meine Frau steht sich gut dabei. Is et nit sau, Aulske?“ Die alte Bäuerin nickt ihm freundlich zu, und den umdsitzten Mienen des sonst so freundlichen Gesichtes der jungen Frau sehen wir es deutlich an, daß auch sie es mit der Weise des Schwiegervaters hält. Dieser fährt nun fort: „Ueberhaupt haben Sie keinen Begriff davon, wie gut wir uns hinter den Spinnrädern vertragen. Diese sind die besten Blitzableiter, wenn der Zorn uns zu Kopfe steigt. Denn da es nicht taugt, wenn er da sitzen bleibt, so braucht man ihn nur an dem vollen Spinnwocken, dem es nicht weh thut, auszulassen und man hat den doppelten Vortheil, daß man den Zorn los wird und die Spulen vollkriegt. Es geht ja in solch einem großen Haushalte nicht immer glatt ab und man hat doch hie und da seinen Aerger mit den Dienstboten. Da gibt es denn auch bei meiner Alten ab und an ein böses Wetter, zumal da ich das Brüllen (Recken) nicht lassen und sie es nicht vertragen kann. Dann spinne ich mit Gewalt, damit ich meinen Spinnwocken leer und die Spulen voll kriege, und gebe ihr beide hin. Gleich ist sie wieder gut, haspelt diese ab und legt an jenen eine neue Düßen an.“

„Sie sagten vorhin, daß das Spinnen und Weben keinen Verdienst abwerfen könne, da das Garn eben so billig, wie das Leinen und dieses nicht theurer wie der rohe Flachs sei. Da haben Sie aber doch nicht recht. Es liegt in dem Gelde, welches wir mühsam gewinnen, mehr Segen, wie in dem leicht gewonnenen. Wir sind sparsamer damit. Und dann sehen Sie mal unsere Heuerleute an. Diese müssen das Geld, womit sie ihre Ausgaben bestreiten, aus dem Gespinnste haben, und so sind von früh bis spät alle großen und kleinen Hände thätig, um das Garn zum Löwend (Leinwand) zusammen zu spinnen, welches eine nette Summe Geld auf einmal ins Haus bringt, während ihnen der Erlös für einzelne Stücke Garn, welche sie außerdem wohl bei dem Krämer gegen Waaren vertauschen würden, nur zu leicht durch die Finger geht. Auch macht es den Mädchen ein großes Vergnügen, ihre Koffer voll selbst versertigten Leinens zu haben, und sucht es das eine dem andern im Spinnen und Weben zuvorzuthun; denn tüchtig spinnen und weben können ist der größte Ruhm für ein richtiges Bauernmädchen. Da sehen Sie mal unsere Ann'marie an. Sie spinnt für ihre Aussteuer, da sie sich mit dem Wildfange, der neben ihr sitzt, verheirathen will. Fragen Sie mal, eb es ihr nicht mehr Vergnügen macht, wenn sie das Garn zu ihrer Aussteuer selbst spinnt und verwebt, als wenn sie das Leinen fertig kauft. Wenn Sie mal wieder kommen, müssen Sie bei Tage vorsprechen und das Muster besehen, welches meine Tochter in gefärbtem Garn zu bunten Kleidern verwebt; ich glaube, Sie würden mit demselben zufrieden sein. Der Frig würde allerdings lieber mit ihr hinter den Thüren freien (liebkosen), aber das leide ich nicht. Denn ich halte es mit dem alten Sprichworte: Det Schmantpöttken (Rahmtopf) mick vor de Katten waaret, werd beschneopet un beschlickert. Und so muß der Frig bei ihr aushalten und mitspinnen, was ihm besonders gut thut, da er so das Sitzen lernt.“

„Aber die Dienstboten würde ich nicht bei mir in der Stube haben, das muß Sie doch geniren.“ „Ganz und gar nicht. Ich bespreche mit meinen Knechten, meine Frau mit den Mägden die Arbeit für den morgigen Tag; und indem wir hinter unseren Rädern alles gehörig und ruhig überlegen, so wissen die Dienstboten genau, wie sie zu gehen haben. Aber auch für die Knechte und Mägde ist der Aufenthalt bei uns in der Stube von großem Nutzen. Sie müssen sich unter meinen und den Augen meiner Frau anständig aufführen, was sie nicht thun würden, wenn sie sich selbst überlassen blieben. Sie müssen sauber und rein erscheinen, lernen Ordnung und Benehmen und hören manches, was ihnen für ihren eigenen Haushalt demnächst nützlich sein kann. De mit Peerd wisset, braukt mi de Krübben nich to wisen (wer mir das Pferd zeigt, braucht mir die Krippe nicht zu zeigen), sagt ein altes Sprichwort. So kann man auch von den Dienstboten auf die Herrschaft schließen. Auch ist das Gefühl der Zugehörigkeit für sie und ebenso für uns von großem Nutzen. Indem sie nun auch selbst mehr auf sich halten, suchen sie als fleißige und getreue Dienstboten sich nichts zu Schulden kommen zu lassen, und streben für unseren Hof, als wäre es ihr eigener.“

„Aber schadet es den Kindern nicht, wenn sie mit den Dienstboten zusammen sind? Es fällt da manches Wort vor, welches nicht für ihre Ohren berechnet ist.“ „Da sehen Sie zu ängstlich; auch leide ich nicht, daß Zweideutigkeiten vorkommen, und nur diese sind gefährlich, da sie zum Nachdenken anregen. Dagegen lernen die Kinder, indem sie unseren Gesprächen zuhören, früh und spielend Ackerbau und Haushalt kennen. Und da sie für jedes abgeliefernde Stück Garn, welches keine Kralleu (Klumpen) hat, eine Kleinigkeit bekommen, so gewöhnen sie sich frühzeitig an fleißiges und accurates Arbeiten. Wenn sie auch anfangs für ihre wenigen Groschen das ganze römische Reich kaufen wollen, so lernen sie doch bald den wirklichen Werth des Geldes kennen, und werden so spielend oft bessere Rechenmeister, wie mancher Große, der weder im Hause noch in der Schule das Einmaleins begreifen kann.“ „Aber ermüdet nicht die immerwährende ernste Unterhaltung?“ „Wer sagt Ihnen, daß wir nur solche führen? Da muß ich denn für Abwechselung sorgen. Sobald ich merke, daß die Räder weniger lustig schnurren und der eine oder andere anfangt zu gähnen, so schlage ich ein lustiges Lied vor, und Sie sollten mal hören, wie munter gleich beim Singen die Spinnräder wieder werden und den Baß dazu summen. Auch erzählen wir und Döönkens (Anecdoten) vom ollen Fritze oder Napoleon, welchen ich selbst noch gekannt habe, denn ich bin mit bei der Berezina gewesen, und könnte auch Ihnen manches von dem russischen Winter Anno 12 erzählen.“

Doch die Zeit, welche wir zum Besuch der Spinnstube ansetzten, ist verronnen. Wir stehen auf und geben dem alten Wehrfester die Hand zum Abschiede, indem wir uns für die freundliche Aufnahme und Belehrung bedanken, und ihm die Versicherung geben, daß wir jetzt vollständig von der Wichtigkeit einer ordentlichen Spinnstube überzeugt sind. Nachdem wir auch den übrigen Familienmitgliedern

Digitized by Google

die Hand zum Abschiede gereicht haben, wenden wir uns zuletzt auch zu den Dienstboten, die uns jetzt als zu der Familie gehörig in einem ganz anderen Lichte erscheinen. Auch ihnen schütteln wir die Hände und verlassen, von dem alten Wehrfester begleitet, die Stube. Er folgt uns bis zur Seitenthür, wünscht uns eine gute Reise und ladet zum baldigen Wiedersehen ein. Nachdem Fritz, welcher sein anfängliches Verurtheil gegen uns überwunden zu haben scheint, bietet sich zum Begleiter an, indem er uns einen Richtweg zu zeigen verspricht. Unter seiner Führung verlassen wir den Hof. In der Stube scheint es nach unserem Weggange anscheinend ruhig zu bleiben. Aber wir können uns versichert halten, daß unsere Erscheinung und die Absicht derselben jetzt eifrigst besprochen werden, und daß grade diejenigen, welche während unserer Anwesenheit am wenigsten feil hatten, jetzt die eifrigsten Redner sind.

So sieht sich die westfälische Spinnstube von der innerlichen, von der gemüthlichen Seite an. So war sie, so ist sie in vielen Gegenden noch, von eingreifender Bedeutung für das Leben des Hauses und der Familie, aber ihren ehemaligen Einfluß auf Handel und Industrie hat sie verloren.

Flachsbau und Flachsspinnen haben seit uralten Zeiten die Einwohner Westfalens beschäftigt; das älteste Dokument darüber hat Tacitus in seinem Werke über Deutschland ausgestellt; und so könnte sich die westfälische Leinenindustrie ihres historischen Alters, wie wenige andere Bernfszweige rühmen, und wenn es darauf ankäme, den Ursprung bis in die graueste Vorzeit, bis zu Hermann dem Cheruskter zurückführen.

Ist auch zunächst das Spinnen und Weben lediglich eine Hausarbeit gewesen, um die Bekleidung der Familie zu beschaffen, so hat sich doch schon frühe ein Gewerbe daraus entwickelt, wie aus der Geschichte der Innungen und Gilden des Mittelalters zu erkennen ist. Zur Zeit der Hansa schen wurde Leinen aus Westfalen nach den fernsten Ländern verkauft.

Offenkundig tritt das westfälische Leinengeschäft erst nach dem 30jährigen Kriege als solches auf und auch da nur erst in schwachen Umrissen. Man weiß nur, daß die Holländer, welche damals bekanntlich im Besitz des Welthandels waren, in Westfalen die rohen Leinengewebe zu kaufen pflegten, um sie auf ihren vorzüglichen Bleichen zu Gent, Harlem, Brügge ꝛc. bleichen zu lassen, und sie dann nach dem Auslande, vorzüglich nach den spanischen Kolonien zu verkaufen. Erst später, kurz vor dem siebenjährigen Kriege, sind in Bielefeld eigene Bleichen errichtet, und damit die altberühmten Leinenhäuser hervorgerufen worden, denn die Existenz der Bleichen wird uns zum ersten Male in der Geschichte des siebenjährigen Krieges berichtet, wonach der französische Marschall Etrées auf seinem Zuge nach Minden die Bleichen Bielefelds plündern ließ, was hinterher zu Reklamationen Veranlassung gab, die auch zum Theil von Erfolg begleitet waren. Bis dahin vermittelten die Holländer den Verkauf des Bielefelder Leinen, woraus sich denn auch der Umstand erklären läßt, daß auch noch bis jetzt die Bielefelder Leinen in der spanischen, englischen, italienischen und russischen Sprache unter dem Namen holländische Leinen, der freilich auch noch einen weitern Begriff hatte, bekannt geblieben sind.

Notorisch ist, daß das feinste Garn, welches Menschenhände je versponnen haben, in Westfalen und namentlich in der Umgegend von Bielefeld gefertigt wurde, und der Verkauf des dortigen feinsten Garns nach Valenciennes und Brüssel, zur Anfertigung der berühmten Battiste und Spitzen, bildete einen Hauptheil des Bielefelder Handels, gegen Schluß des vorigen und in dem ersten Drittel des jetzigen Jahrhunderts. Man spann so fein, daß ein Stück von 2400 Ellen Faden nur $^3/_4$ Loth wog, und so konnte es nicht fehlen, daß die Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit der westfälischen Spinner, welchen eine eben so vorzügliche Leistungsfähigkeit der Weber zur Seite stand, die Grundlage zu einer blühenden Industrie in Bielefeld wurden, welche ihre Fäden bis in die fernsten Regionen des Erdballs ausspann, deren Ruhm und Ruf allseitig anerkannt und gepriesen wurde.

Ein blühender Wohlstand breitete sich in natürlicher Folge solch günstiger Verhältnisse über das ganze Ravensberger Land aus und Bielefeld thronte stolz auf seinen Linnenstücken als erste Leinwandstadt der Welt.

Doch wie nichts beständiger ist als der Wechsel, so trat auch für Bielefeld mit der Erscheinung der Maschinen ein Feind aufs Kampffeld, der die altgesicherte Erwerbsthätigkeit unsanft und plötzlich aus ihrer behaglichen Selbstzufriedenheit scheuchte, und sie in wenigen Jahren in eine Lage brachte, in der sie für ihre Existenz zu zittern alle Ursache hatte.

In dem sehr begreiflichen Gefühl der bis dahin unangefochtenen Ueberlegenheit, kümmerte man sich Anfangs wenig um den von England aus drohenden Angriff auf den Leinenmarkt — es schien unglaublich, daß die Maschine je die Fertigkeit der Hand, wie sie im Ravensberger Lande sich herausgebildet hatte, erlangen oder gar übertreffen könne — war man doch im allgemeinen der Ansicht, daß das Maschinengespinnst schlecht, unhaltbar, mit einem Worte unsolide sei. In dieser Ansicht durch das kaufende Publikum bestärkt, und den Fortschritt in der Vervollkommnung der Maschine wenig beachtend, einigten sich alle maßgebenden Kreise in dem Bemühen, sich gegen das Maschinenwesen abzuschließen und den gemüthlich patriarchalischen Zustand des Spinnens und Webens mit seinen idyllischen Bildern von den Spinnstuben und im dunklen Grün versteckten Weberhäuschen, wo nur der Friede und die Unschuld walten sollten, auf jede Weise zu erhalten.

Kaufleute wie Arbeiter, geistliche wie weltliche Behörden — kurz jeder im Lande erblickte in der Einführung der Spinnmaschine den Ruin für sittliche und materielle Wohlfahrt. Die Maschine als „Düwelswerk" anzusehen, war nicht blos die fixe Idee der alten Weber, — mehr oder weniger war dies der Grundgedanke vieler sonst intelligenter und wohldenkender Männer.

Bei alledem ließ sich die Thatsache nicht ableugnen, daß allmählich ein Absatzgebiet nach dem andern den Engländern abgetreten werden mußte. Spanien, Italien, Westindien, sonst die bedeutendsten Absatzmärkte, blieben fort, und schon stellten sich allseitige Nothstände ein — man fann auf vielerlei Abhilfen — zu dem rechten Mittel wollte man nicht greifen.

Inzwischen rückte das englische Maschinengespinnst näher und bedrohte die westfälische Industrie bald im eignen Lande; ihre Unhaltbarkeit ließ sich nicht mehr ignoriren, es mußte etwas geschehen, um die tausendjährige Industrie dem Verderben und dem Untergange zu entziehen.

Zur rechten Stunde erfolgte diese That und damit der Wendepunkt der Leinenindustrie Westfalens, womit sich neue Aussichten und Hoffnungen eröffneten, deren Verwirklichung sich heute schon sichtlich anbahnt. Es erschien die Maschinenspindel nicht als Verwüsterin, wie mancher gemeint, nein, als Retterin in der Noth.

Die Gründung der Ravensberger Spinnerei, dieser größten westfälischen Spinnstube der Neuzeit, fällt in das Jahr 1855, sie ging von Bielefelder jungen Industriellen aus, welche die Nothwendigkeit der Systemänderung längst anerkannt hatten.

Der vollständige Ausbau dieses großartigen Etablissements, welches sich in Anlage und Ausführung den besten englischen Etablissements gleicher Art zur Seite stellen darf, währte bis zum Jahre 1863, womit der projectirte Betrieb als vorläufig abgeschlossen betrachtet werden kann.

Im Jahre 1864 beschäftigte man in der Ravensberger Spinnerei 1500 Menschen, spann mit 24,000 Spindeln, verbrauchte 51,000 Centner Flachs und Heede, und producirte 486,442 Bündel Leinengarn, das Bündel zu 60,000 Yards oder zu 84,000 Berliner Ellen gerechnet — alse in Summa 40,861,128,000 Berliner Ellen Leinenfaden — genug, um damit das Erdeurund 630$^1/_2$ Mal zu umspannen.

An und neben der Ravensberger Spinnerei haben sich Straßen und neue Etablissements erhoben, und ein neuer Stadttheil voll regsten Lebens ist entstanden. Von hier aus hat die Regeneration der schwer darniederliegenden und doch für das ganze Land so unendlich wichtigen Leinenindustrie ihren Anfang genommen und „neues Leben blüht aus den Ruinen". Alle früheren Befürchtungen haben sich als grundlos erwiesen, und statt zum Fluche, ist die Einführung des Maschinenspinnens dem Lande zum Segen geworden. (Schluß folgt.)

Die Pionniere von Rochdale.

(Schluß.)

Auf dem Rückwege kamen wir bei einer Reihe neuer Arbeiterwohnungen vorbei, von denen eine vierte Gesellschaft, die Rochdale Co-operative Land & Building Company, (Land- und Baugesellschaft) bereits 36 (Ende 1864) errichtet hat. Diese Gesellschaft arbeitet mit einem Capital von 50,000 Pfund. Die Häuser, von denen wir eines besuchten, sind einfache, freundliche „cottages," meist je für eine Familie.

Zu diesen vieren kommt noch eine fünfte, die Rochdale Equitable Provident Sick & Burial Society, also eine Kranken- und Begräbnißgesellschaft hinzu, die gegenwärtig (1865) 550 Mitglieder (alle Pionniere) und ein Capital von 500 Pfund St. zur Verfügung hat. *)

Wir waren mittlerweile zu den stores zurückgekehrt. Ehe wir eintraten, machte mich mein Begleiter auf zwei Schilder aufmerksam, die, zu beiden Seiten der Thüre, folgende Inschrift enthielten. Oben stand: Equitable Pioneers' Co-operative stores. Zur linken Seite stand: „Registrirt gemäß dem Gesetze;" „Zweck: Sociale und intellektuelle Förderung ihrer Glieder." „Fünf Procent Zinsen wird für die Aktien bezahlt." „Der übrig bleibende Gewinn wird unter die Käufer nach dem Verhältnisse ihrer Einkäufe vertheilt." — Auf der rechten Seite: „Keine zweiten Preise" (No second prices, was wohl soviel als: feste Preise bedeuten soll); „alle Einkäufe werden baar bezahlt"; „vierteljährlich werden die Dividenden declarirt."

Wir fanden den Laden gedrängt voll. „Ist es nicht ein herrlicher Anblick?" sagte der ehrliche James Tweedale zu mir. „Alle die Leute bekommen die vorzüglichste und die reinste Waare, werden dabei vor Schuldenmachen bewahrt und bekommen noch einen ganz schönen Gewinn. Denken Sie sich, neulich stieg unser Profit auf 2 Schilling 5 Pence für jedes Pfund. Anstatt immer in Schulden zu stecken, wie früher, bekommen wir so den Gewinn selbst, der sonst in unseres Verkäufers Tasche ging. Ich will Ihnen das noch genauer beweisen. Werfen Sie mit mir einen Blick in das Hauptbuch dieses store! Da ist die Rechnung eines Mannes, dem 1854 nur 7½ Pfund St. gutgeschrieben waren. Seit bald neun Jahren hat er nun seiner Familie Kleidung und Nahrung von uns bezogen, ohne je einen Heller einzuzahlen, um seinen Geldbestand zu vermehren; im Gegentheil, er hat zu verschiedenen Malen kleinere und größere Summen herausgenommen und doch hatte er am Schluß des vergangenen Vierteljahres 50 Pfund St. zu seinen Gunsten eingeschrieben. Der Gewinnantheil für seine Einkäufe während der acht verflossenen Jahre, mit den Zinsen, hat ihm 132 Pfund 10 Schilling d. h. mehr als 16 Pfund jährlich eingebracht."

Wir gingen zu Mr. Cooper, dem Secretär der Pionniere. Ebenfalls ein früherer Arbeiter, hat dieser Mann jetzt ausschließlich seine Dienste den Geschäften der Gesellschaft gewidmet. Ein einfacher, schlichter Mann mit intelligenten Gesichtszügen machte er, wie alle anderen Cooperatoren, die ich bisher gesehen, einen sehr angenehmen Eindruck auf mich. Daß er auch, wie alle anderen, etwas voll von den Errungenschaften seiner Gesellschaft war, wird man gewiß begreiflich finden. Doch schien mir die Art und Weise, wie sie sich ausdrückten, nie das Maß eines erlaubten Selbstbewußtseins zu überschreiten.

Mr. William Cooper schlttelte herzlich meine Hand. „Seien Sie willkommen!" sagte er: „wir freuen uns immer besonders über den Besuch von Fremden aus Deutschland. Ihr Landsmann, Professor Huber, ist bereits zwei Mal bei uns gewesen; er schickt uns auch zuweilen einen Beitrag für unser Blatt, den „Co-operator."

„Was ist das für ein Blatt?" fragte ich.

„Der Co-operator ist ein Arbeiterblatt und vertritt die Meinung der Arbeiter; er wird von Arbeitern herausgegeben und geschrieben und dient unserer Sache als Organ. Er fing an im Juni 1860 zu erscheinen, im Juni 1861 hatte er bereits eine Auflage von nahe 10,000 Exemplaren erreicht."

Mr. Cooper gab mir die bisher erschienenen Nummern. Sie variiren das Thema der Cooperation in mannigfaltigster, fast ermüdender Weise, erstatten genauen Bericht über die verschiedenen neuen und alten Gesellschaften, auch hie und da über den Fortschritt derselben auf dem Continente. Huber nennen sie den „Apostel der Cooperation in Deutschland". Dazu enthalten sie Gedichte, hie und da Bilder, zuweilen auch Aufsätze für Kinder. Es gibt übrigens noch verschiedene andere Blätter, welche dieselbe Sache vertreten, wie ebenfalls Traktate und fliegende Blätter, die zur Propaganda für diese Ideen reichlich vertheilt werden.

Mr. William Cooper ging auf alle Fragen, die ich noch an ihn zu richten hatte, bereitwilligst ein.

„Es ist mir aufgefallen," sagte ich, „daß Sie als Ziele Ihrer Gesellschaft die sociale und intellektuelle Förderung Ihrer Mitglieder bezeichnen, wie es unten an der Thüre und auch hier auf Ihrem Almanach in Verbindung mit Capital, Aktien, Zinsen, Gewinnzeam, Fleisch, Schuhen und Stiefeln steht."

„Lesen Sie noch einmal genauer, mein Herr," erwiederte er; „Sie haben einen kleinen Satz übersehen. Da steht: 2½ per cent. off net profits for educational purposes. 2½ Procent des Reingewinnes verwenden wir auf Bildungszwecke. Ueberdem werden Sie mir zugeben, daß an einen socialen und intellektuellen Fortschritt nicht zu denken ist, ehe nicht die allgemeinsten und unerläßlichsten Forderungen des physischen Menschen befriedigt sind. Für Leute, die immer in Schulden stecken, im Wirthshause liegen und sich betrinken, für Leute, die dabei kaum satt zu essen haben und noch weniger anständige Kleidung besitzen, um sich unter Menschen zu zeigen, für solche Leute ist an sociale und geistige Hebung gar nicht zu denken. Das werden Sie doch zugeben müssen, wenn Sie auch ein deutscher Gelehrter und wahrscheinlich etwas Idealist sind," setzte er gutmüthig lächelnd hinzu.

„Wir sind keine Materialisten," fuhr er fort; „aber wir verachten das Materielle darum nicht. Sparsamkeit und weise Haushaltung ist unsere vornehmste Regel in allen Dingen. Darum werden Sie in unseren Läden die strengste Einfachheit gefunden haben — unsere Committeesitzungen veranlassen keine Kosten, da sie in einem Seitenzimmer der stores gehalten werden, unsere Jahresberichte drucken wir auf die Seiten eines Almanachs, der zugleich die Beisammlungstage für das ganze Jahr enthält. Auch unsere Kosten für Geschäftsführung sind sehr gering, nur 2¾ Pence auf Pfund, d. h. 23 Schilling auf hundert Pfund, also wenig mehr als ein Procent. Und doch sind wir nicht geizig. Sie haben wohl schon gehört, daß unsere Gesellschaft eine beträchtliche Summe für die von der Baumwollensperre Leidenden jetzt beiträgt. Ebenso haben wir zu verschiedenen Malen an mehrere wohlthätige Anstalten, Blinden- und Taubstummen-Asyle u. s. w. bedeutende Schenkungen gemacht.*)"

„Der schöne aus Erz gegossene Brunnen, den mir Freund Tweedale zeigte, ist ja auch wohl ein Geschenk, das Ihre Gesellschaft der Stadt gemacht hat? Er nimmt sich wirklich ganz schön aus und dient dem Platze zur Zierde wie den Bewohnern zum Nutzen."

Mr. Cooper bejahte und fügte hinzu: „Jetzt kommen Sie mit mir, ich will Ihnen zeigen, was wir noch weiter für die vorhin erwähnten Zwecke unserer Gesellschaft thun."

Er führte mich in ein großes und geräumiges Lesezimmer. Ich fand darin 14 Tagesblätter, 32 wöchentliche Zeitschriften, außerdem 33 Revuen und literarische Blätter**). Die verschiedensten politischen, religiösen und kirchlichen Standpunkte waren durch dieselben vertreten.

Ich machte meinen Begleitern darüber eine Bemerkung. „Ich war der Meinung," sagte ich, „daß Sie sehr entschiedene Ansichten in Politik und Religion hätten."

„Das haben wir auch," erwiederten beide fast zusammen; „aber nicht alle dieselben. Sie finden die verschiedensten politischen

*) Außerdem haben einige Glieder eine türkische Badegesellschaft errichtet; das Pioniercommittee warnt aber in seinem Almanache vor Zersplitterung der Kräfte durch Vermehrung solcher Gesellschaften.

*) Am 2. Jan. 1865 beschloß die Versammlung der Pioniere dem „Rochdale Dispensary" (einer Anstalt, in der Arme ärztlichen Beistand und Arzneien umsonst erhalten) eine Schenkung von 20 Pfund St. zu machen, jährlich 12 Guineen (84 Thlr.) dem „Manchester Royal Infirmary" (Krankenhaus) zu geben und 5 Pfund St. der Cooperativgesellschaft von Bradford-on-Avon, deren stores kürzlich niedergebrannt waren. Der weiterhin erwähnte Brunnen hat 100 Pfund St. gekostet.

**) Nach dem Almanach von 1865 werden 15 Tagesblätter, 60 Wochenblätter, 21 monatlich und 4 vierteljährlich erscheinende Blätter gehalten.

Digitized by Google

und kirchlichen Standpunkte unter unsern Mitgliedern vertreten, wie in jenen Blättern. Aber wir dulden einander gerne und sprechen darüber in Freundschaft, wenn wir unter uns sind, nur in Comitéesitzungen, überhaupt bei allen officiellen Anlässen muß alles schweigen und zurückbleiben, was nicht aufs genauste zum Geschäft gehört."

„Wie viele solcher Lesezimmer haben Sie?"

„Wir haben bis jetzt drei in verschiedenen Theilen der Stadt;*) der Besuch derselben, wie die Benutzung unserer Bibliothek ist allen Mitgliedern täglich von 1—8 Uhr Abends umsonst gestattet. Jedoch werden alle drei Monate die gelesenen Blätter unter die Mitglieder verauktionirt, bei welcher Gelegenheit auch über Beibehaltung oder Abschaffung alter und Anschaffung neuer berathen wird."

„Werden die Lesezimmer fleißig besucht?"

„Recht fleißig, namentlich in den Abendstunden."

„Können die Besuchenden dabei denn etwas zu genießen bekommen?"

„O ja," antwortete Mr. Cooper lächelnd; „ein Glas gutes, frisches Wasser. Die meisten von uns sind Teetotallers, trinken nicht Bier noch Wein, ebenso wenig wie Spirituosen, obgleich wenige von uns einer Mäßigkeitsgesellschaft angehören oder ein Enthaltsamkeitsgelübde abgelegt haben. In unsern Blättern werden Sie auch die und da Angriffe gegen das Tabakrauchen gefunden haben; doch rauchen viele von uns."

Wir gingen in das geräumige Bibliothekzimmer. Es enthielt zwischen 5—6000 Bände aus allen Wissenschaften, Geschichte, Geographie, Theologie, Philosophie u. s. w. ebenso wie eine Auswahl von Romanen, Dramen (worunter auch eine gute Uebersetzung Schillers sich befand) u. s. w. Außerdem etwa 100 Bände, die eine s. g. Reference library bildeten, d. h. Encyclopädien, Wörterbücher u. s. w., Werke zum Nachschlagen überhaupt. Ferner sah ich mehrere Globen, eine Auswahl guter Atlasse und Karten, endlich allerhand physikalische Instrumente, Teleskope, Microskope, Stereoskopen u. s. w., die auch für eine kleine Vergütigung an Mitglieder ausgeliehen werden.

„Zweifeln Sie nun noch daran, mein Herr," sagte Mr. Cooper, „daß wir für die geistige Förderung unserer Mitglieder sorgen, ebenso wohl wie für ihr materielles Gedeihen? Sie fragten mich vorhin, ob wir denn keine gemeinsamen Grundsätze hätten — ich sagte Ihnen, keine, soweit es Staat und Kirche betrifft; dennoch haben wir Pionniere neulich versucht, in einer Adresse einige Regeln niederzulegen, die für uns Cooperatoren maßgebend sind und die das enthalten, was die Gelehrten etwa die ethische Grundlage der Cooperation nennen würden. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen aus diesen „Model Rules" (Musterregeln) etwas vorlese. Wir haben darüber gestellt: „Self-help is the true help, if it be not selfish help" (Selbsthülfe ist die wahre Hilfe, wenn es keine selbstsüchte Hilfe ist). Weiterhin heißt es: Einigkeit ist Stärke; göttliche Stärke, wenn sie eine gerechte und weise Vereinigung zu gerechten Zwecken ist. Seid einig und seid weise, Arbeitsbrüder, seid gerecht, und Ihr werdet stark sein. Was eine solche gerechte und weise Einigkeit, oder mit andern Worten, was die wahre Cooperation für die gethan hat, welche sie ausgeübt haben, mögt Ihr erfahren, wenn Ihr fragt, was sie in der gegenwärtigen Zeit unerhörten Elendes in Rochdale gethan hat. Aber was sie dort gethan hat, ist kein Maßstab für das, was sie noch thun kann. Es ist nur ein Anfang gemacht — dem Endziele streben wir zu. Laßt nicht den Geschichtsschreiber künftiger Zeiten von den Männern unserer Tage sagen: Die reichen Männer Britanniens gaben ihren armen Brüdern jede Hilfe, welche das Gesetz ihnen geben konnte, damit sie sich als Stand und als Individuen emporarbeiteten; aber die Armen waren zu uneinig und zu selbstsüchtig und zu thöricht, um die Gabe zu benutzen. Trachtet darnach, daß es von Euch heißen möge, wenn Eure intelligenten und tüchtigen Enkel von Euch sprechen: Dahin sind wir gekommen, weil unsere Väter gelernt hatten, daß es keine wirkliche Kraft ohne Einigkeit gibt, und keine dauernde Einigkeit ohne Weisheit, und keine wahre Weisheit ohne Gerechtigkeit; durch ihr Vorbild haben sie allen kommenden Generationen den unwiderleglichen Beweis geliefert, daß Gott mit denjenigen wirkt, die einig, weise und gerecht sind."

„Und haben Sie bisher in diesem Geiste gewirkt?" fragte ich; „haben Sie, bei Ihrer großen und weitverzweigten Verbindung und bei Ihren mannigfaltigen Geschäften niemals Streit gehabt, niemals Advokaten gebraucht?"

„Gottlob, niemals!" war die Antwort. „Bisher haben wir uns frei von ihnen gehalten; überhaupt haben wir, ausgenommen bei Hauskäufen u. dgl., nichts mit den Behörden zu thun gehabt. Streitigkeiten, die hie und da vorgefallen sind, wurden gewöhnlich ganz unter uns, durch selbstgewählte Schiedsrichter beigelegt, sehr selten durch den Friedensrichter. Wer ganz und gar unzufrieden mit der Geschäftsverwaltung ist, kann ja überdem jeden Augenblick sein Geld zurückerhalten und aus unserer Gesellschaft austreten."

Durch einen Geistlichen wurde mir späterhin noch besonders bestätigt, was ich von diesen Freunden gehört und gesehen hatte. „Alle Arbeiter, die ich gesehen, machten auf mich den Eindruck ungemein braver, nüchterner, intelligenter und gediegener Männer," sagte ich zu ihm. „Sie sind es auch," erwiederte er; „die Cooperativgesellschaft hat durchweg ein richtiges Selbstbewußtsein, Sparsamkeit, einsichtsvolle Vorsicht, dazu die Gewohnheiten der Mäßigkeit und des häuslichen Comforts gefördert! In dem Maße, als ihr materielles Wohl emporgeblüht, ist auch ihr intellectuelles, sociales, sittliches, ja ihr religiöses Leben stetig gefördert worden. Dabei sind sie meist frei von aller Anmaßung und Selbstüberhebung; ihr einziger Ehrgeiz ist, daß die arbeitende Klasse wohlgenährt, wohlgekleidet, gut logirt, gut erzogen sei — in einem Worte, daß sie achtbar und geachtet dastehe. Sie wünschen durchaus nicht, ihren Stand zu verlassen oder andere Stände zu benachtheiligen, noch gegen die Reichen und die Aristokratie Front zu machen.

Mit aufrichtiger Bewunderung und Achtung nahm ich von meinen Rochdaler Freunden Abschied und begab mich, von Tweedale begleitet, Abends auf die Eisenbahn, um nach Manchester zurückzufahren.

„Die Cooperation wird eine Macht im Staate," sagte Lord Brougham auf dem „Social Science Congress" von 1862 in London; „und angestrengte Bemühungen werden fortwährend gemacht, um die Gesetze über die daraus hervorgehenden Institute auf das Beste zu gestalten, um ihren Bestand und ihre zweckmäßige Einrichtung sicher zu stellen."

Nach dem „Co-operative Directory for 1863" (Cooperativ-Adreßbuch), das auf Befehl des House of Commons gedruckt worden ist, gab es damals 454 registrirte Cooperativ-Gesellschaften in England und Wales, von denen aber nur 381 nähere Angaben über ihren Bestand gemacht hatten. Diese 381 Gesellschaften enthielten 108,588 Mitglieder; ihr Betriebskapital belief sich auf 793,500 Pfund St., ihr jährlicher Umsatz auf 2,626,741 Pfd. St., ihre Ausgaben auf 176,554 Pfd. St. (d. h. etwa 1½ Proc.) und ihr Reingewinn auf 213,623 Pfd. St. Dazu kommen noch die Gesellschaften in Schottland, die jedenfalls sehr bedeutend sind; in dem schottischen Städtchen Galashiel gibt es z. B. einen store, der allein 70,000 Pfd. St. in Umsatz bringt.

Die älteste Gesellschaft scheint die „Industrial Corn Mill" von Hull zu sein, die vom Jahre 1795 datirt. Von anderen englischen Gesellschaften nehmen die Manchester und Liverpooler eine hervorragende Stellung ein. Die „Manchester & Salford Equitable Cooperative Society, die 1859 gegründet wurde, arbeitete Ende 1863 mit einem Capital von 6900 Pfd. St., das sich bis Ende 1864 auf 9600 Pfd. St. gesteigert hatte. Auch der Umsatz in den stores war von 24,405 auf 27,783 Pfd. St. gestiegen; ihr Reingewinn war von 2350 Pfd. St. Am 31. December 1864 hat sie ein neues, großes, in florentinischem Style erbautes Gebäude in der Downing-street als ein Centraldepot eröffnet. In Manchester ist denn auch im März 1864 eine Großhandelsgesellschaft auf cooperativer Basis unter dem Titel: „The North of England Co-operative Wholesale Society Limited" errichtet worden.

In Liverpool begann die „Cooperative Provident Association" 1851 ihre Thätigkeit, alse sieben Jahre später als Rochdale; 1864 zählte sie bereits 3602 Mitglieder.

Wie sehr aber auch die cooperative Bewegung sich ausdehnen mag, wie viele neue Gesellschaften im Laufe der Zeit entstehen mögen, „die Pionniere von Rochdale" werden stets von ihnen als wahre Pionniere der ganzen neuen Bewegung angesehen werden, wie denn auch Rochdale unablässig von Freunden der Cooperation

*) Nach dem neuesten Berichte (1865) hat die Gesellschaft fünf solcher Lesezimmer in verschiedenen Theilen der Stadt; ein sechstes soll demnächst eingerichtet werden.

Digitized by Google

aus ganz Großbritannien, wie vom Continente, als ein Muster betrachtet und vor allen anderen aufgesucht und studirt wird. Folgende Zahlen zeigen übersichtlich den Gang ihrer Entwickelung:

Operationen der Rochdaler Pionnierc.

Jahr.	Mitglieder.	Capital. Pfd. St.	Geschäft. Pfd. St.	Reingewinn. Pfd. St.
1844	28	28	—	—
1850	600	2299	13,179	880
1855	1400	11,032	44,902	3106
1861	3900	42,925	176,206	18,920
1862	3501	38,465	141,074	17,564
1863	4013	49,361	158,632	19,871
1864	4717	62,105	174,937	22,717

Es geht daraus hervor, daß die Gesellschaft die Krisis vom Jahre 1862 bereits glücklich überstanden hat.

Ungeachtet des Druckes der Zeit ist die cooperative Bewegung doch stetig gewachsen, selbst in Lancashire. Eine langsame Fortentwickelung erscheint aber allen einsichtigen Cooperatoren als höchst wünschenswerth. So schrieb mir der Secretär der „Manchester and Salford Equitable Co-operative Society", Mr. Edwards im Juli 1863: „Wenn die Baumwollennoth vorüber ist und der Handel wieder aufblüht, dann fürchte ich, daß die cooperative Bewegung einen Impuls erhält, der das Wachsen unserer Gesellschaften schneller emportreibt, als es für ihre Gesundheit förderlich ist; das ist die einzige Furcht, welche die Besten und Weisesten unter uns für die Zukunft unserer Grundsätze hegen; wir wünschen, daß unser Wachsthum nicht zu rapid sein möge, denn wir wissen

„That slowly to perfection cometh
Every great and glorious thing"

(daß jede große und glorreiche Sache langsam zur Vollkommenheit heranreift).

Ich kann diesem Wunsche nur von Herzen beipflichten und denselben für die entsprechende genossenschaftliche Bewegung in Deutschland, auf die unser Blatt ein anderes Mal zurückkommen wird,*) ebenfalls nur hegen. Die Geschichte der Pionniere von Rochdale ist bei uns noch immer wenig bekannt, so oft sie auch schon erzählt worden ist. Sie enthält Lehren höchster praktischer Weisheit für alle Stände, für jede Familie und für jeden Einzelnen, und kann darum nicht oft genug wiederholt werden. Deshalb habe ich mir erlaubt, sie nochmals mitzutheilen, wie ich sie selbst gehört. Mögen es die entschuldigen, die sie bereits kannten!

Robert Koenig.

*) Vorläufig mache ich die Freunde dieser Sache auf L. A. Enders neuestes Schriftchen: „Die genossenschaftliche Selbsthilfe der arbeitenden Klassen" aufmerksam.

Die Wunder des Meeres in Glas und Rahmen.

Mit Abbildung.

Der Wunsch, in einer klaren und anschaulichen Ausdrucksweise empfangene Eindrücke wiedergeben zu können, ist nie lebhafter in mir gewesen als heute, da ich einen Ort beschreiben will, in dem uns alles neu entgegentritt; eine niegesehene, kaum geahnte Welt, in der man Stunden verträumt wie Minuten. Wie ein Märchen aus fernen Kindertagen tritt sie an mich heran und umgibt mich mit leuchtenden Zaubergärten.

Ein rasender Sturm hat das Schiff gepackt, gegen die Wolken geschleudert, und im Hinabstürzen wie eine Nußschale gegen Felsen zerschellt. Nach kurzem, ohnmächtigem Ringen versinkt alles — auch ich, in das weite, unendliche Wogengrab. Mein letzter Gedanke war das Bewußtsein gewisser Vernichtung, die abzuwenden jeder Versuch nutzlos war, und so erwartete ich betäubt und wehrlos den letzten, schrecklichen Augenblick. Aber ehe dieser eintrat, hatte eine wohlthätige Ohnmacht die Sinne umflort. Ich versank in eine tiefdunkle Felsengrotte. Weite, in den Wänden befindliche Oeffnungen ließen Streifen milden Lichtes eindringen, und machten ein Erkennen möglich. Ich war am Boden des Meeres. Das mir feindliche Element konnte nicht in meinen Zufluchtsort gelangen, sondern verschloß nur die Oeffnungen der Höhle wandgerade, wie weiland das dem Moseshabe geborsame rothe Meer. Hinaus sah ich in die unterseeische Welt und ihre Wunder. Schroffe Abhänge und starre Klippen, Grotten und Höhlen, anmuthig mit Pflanzen und bunten Blumen geschmückt; Tummelplätze für die lustigen Insassen, die ihre zierlichen Leiber mit blitzartiger Schnelligkeit, wie im Schwalbenfluge, um bemooste Granitblöcke und vielzackige Korallenesilande schwangen oder eckig und stolperub in komischer Unbeholfenheit übereinanderstelzten. Prächtige, vornehme Gestalten, buckliches und kriechendes Gesindel. Fische, die ich auf der Oberwelt gesehen hatte, bleigrau von Farbe, mit eingefallenem Leibe und verglasten Augen; hier theilten sie in sorglosem Spiel die Flut, es schimmerten die silberglänzenden Schuppen, stattlich rundete sich der Körper in der Fülle der Gesundheit, das Auge blitzte, und durch die zarte, durchsichtige Haut sah ich das Leben pulsiren. Als mein Zustand der Sicherheit fortdauerte, als ich sah, daß das Wasser mich nicht benetzte, und die Thiere harmlos thaten, als ob kein neugieriges und zudringliches Menschenauge sie belauerte: da beobachtete ich weiter in freudigem Behagen, bis ich alles gesehen hatte, und bedauerte endlich, nicht den Riesenhai vor mir zu haben, oder den Wallfisch, um seine letzten Zuckungen zu belauschen, wenn er mit der Harpune im Rücken zu Grunde fährt.

Da fing ich an die Flossen der Fische zu zählen und sah, daß sie Brust- und Bauchflossen hatten, und ein Rückgrat mit Rückenmark wie die höheren Wirbelthiere, und daß sie symmetrische Thiere seien. Was ich für Pflanzen und Blumen angesehen, lernte ich als Polypen erkennen, die sich willkürlich bewegten, athmeten und Nahrung zu sich nahmen. Ich vertiefte mich in die Einzelheiten des kleinen Lebens, und das Verständniß begann mir zu tagen.

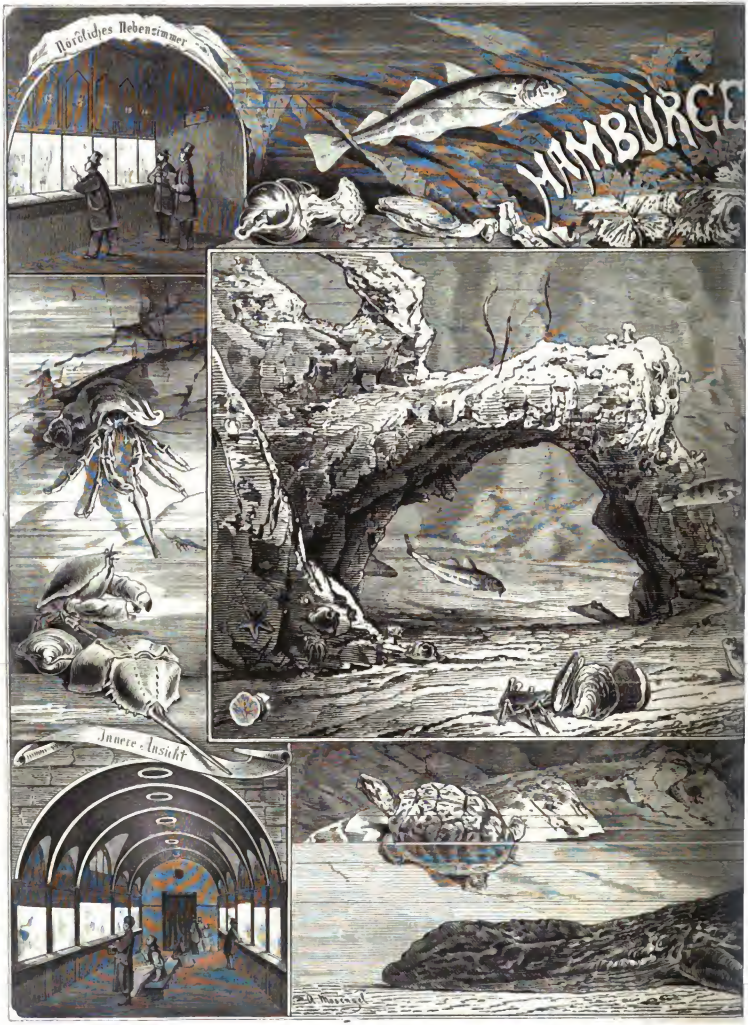
So ist der Mensch! Die Gewohnheit schwächt ihm die anfänglich großen Wunder zu Alltäglichkeiten ab, und seit ich tägliher Beobachter des Aquarienlebens wurde, wollten mir die winzigen Thierchen nicht mehr munden gegenüber den Riesen, womit man die Meere bevölkert weiß, und lange ging ich den Weg kleiner und großer Kinder, die sich gelangweilt fühlen, wenn sich die Eindrücke nicht mehr steigern.

Eine neue Welt aber that sich auf, und ein heiliger Schauer durchzuckt uns, wenn wir, anstatt die bloße Schaulust zu befriedigen, in das Verständniß und Erkennen der hier waltenden Ordnung einzudringen versuchen. Wir sehen in neuer, unendlicher Perspektive die uns bekannten Systeme der Thiere der Oberwelt fortgesetzt. Ohne Lücke stuft es sich ab, mit Staunen erfüllt uns die reiche Schöpfungskraft der Natur bei Betrachtung der seltsamen Gebilde, welche die kühnste Phantasie nicht vorausgedacht hätte; wo unser Auge endlich nichts mehr unterscheidet, wo die letzte Hilfe des schärfsten Mikroskops sich als unzureichend erweist: da ist es nicht aus, da kann es nicht aus sein! Das fühlen wir nicht als unbestimmte Ahnung, sondern mit der Sicherheit der Ueberzeugung.

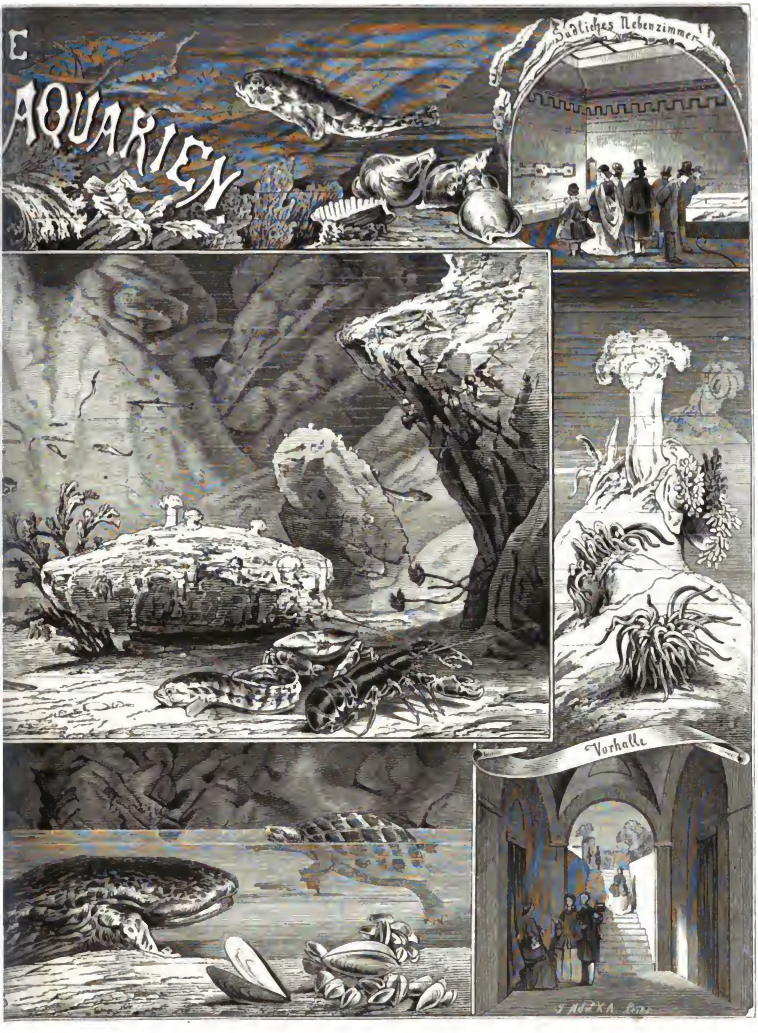
In den Eingangszeilen habe ich den Leser gleichsam mit verhüllten Augen bis in den Mittelpunkt dieser Schöpfung geführt, und dann plötzlich die Binde fallen lassen, um ihn unvorbereitet dem vollen Eindrucke der zauberischen Umgebung hinzugeben. So wirkte der erste Besuch der Hamburger Aquarien auf mich, und ähnlich wird er auf jeden Besucher wirken, der nicht, aller Phantasie bar, für keine großartige Erscheinung mehr zu erwärmen ist.

Bei einem zweiten Besuch des Hamburger zoologischen Gartens, der ebenfalls noch einzig den Aquarien gilt, sehen wir schon mit ruhigerem Blick, urtheilen kälter, prüfen genauer, erfahren vieles und lernen einiges. Zwar durcheilen wir auch diesmal mit beflügelten Schritten die breiten Pfade des Gartens, vorbei an dem luftigen Gitterwerk des Raubvogelgebauers, an den Hirschen und an dem Affenhause, aus dessen Innerm das Geschrei der unbändigen Paviane zu uns herüberschallt; vor dem Eingange des Aquarienhauses aber verweilen wir einen Augenblick. Das Aeußere des Gebäudes hat wenig Gewinnendes. Da die Grundfläche der gewölbten innern Räume 10 Fuß unter der Erdoberfläche liegt, so erhebt sich

Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

vor uns nur das 94 Fuß lange und 39 Fuß breite, ziemlich flache, nach beiden Seiten schräg abfallende Dach, dessen größter Theil noch durch eine Bretterverschalung unsern Augen entzogen ist. Auf dem äußeren Dach befindet sich ein Spazierweg, der vorläufig nicht betreten wird, aber noch in diesem Sommer der Benutzung des Publikums übergeben werden soll. Durch die unterirdische Lage des Gebäudes wurde den für die Besucher geöffneten Räumen das hier so störende, unvermittelte Tageslicht entzogen und den Behältern für die Thiere eine gleichmäßige Temperatur gegeben. Zu unsern Füßen liegt die Treppe; nachdem wir uns am Eingange mit einem Cataleg oder beschreibenden Führer und einer großen Lupe versehen haben, steigen wir hinab und gelangen durch die Rundbogenwölbung der Vorhalle sogleich in die Haupthalle. Hinter uns wallen die Vorhänge zusammen, und wieder umgibt uns das geheimnißvolle Dämmerlicht, die Stille und das räthselhafte Treiben. Wir bestuden uns in einem 16 Fuß hohen Raum von 52 Fuß Länge und 16 Fuß Breite. Die Malerei der gewölbten Decke ist in tiefen und gedämpften Farben gehalten, um die Wirkung der vielfarbigen Bilder nicht zu beeinträchtigen, die sich dem Auge des Beschauers darbieten. Solcher länglich viereckigen Bilder sind 5 an jeder Seitenwand, von denen die beiden mittleren am größten sind, 12 Fuß 2 Zoll lang und 3 Fuß 9 Zoll hoch. Es sind mächtige Tafeln von dickem Spiegelglas, hinter denen das Leben des Meeres sich regt. Die außen freiliegenden Bassins, welche als Wasser- und Thierbehälter dienen, empfangen das volle Tages- oder Sonnenlicht; dieses hat wohl die Kraft, das Wasser magisch zu durchleuchten, aber durch die Glasscheide, in den dunklen Raum, wo der Beschauer steht, dringt nur ein spärlicher Schimmer. Zwei von diesen Behältern sind mit Flußwasser, die übrigen mit Seewasser gefüllt; einige enthalten Fische, Krebse, Hummern, andere Polypen, Seesterne und eine Legion von kleinen Thieren und Thierchen, die wir erst nach häufig wiederholter aufmerksamer Betrachtung von einander unterscheiden lernen.

Nun wieder zurück zu den Bildern selbst — wie sie erschienen, und wie sie in Wirklichkeit sind. Der erste, verwirrende Eindruck des Fabelhaften will noch immer nicht weichen. So wie sie sich uns zeigen, sind sie in der That nicht! Manches beruht auf Täuschung des Auges, anderes ist uns in seiner Erscheinung so gänzlich neu, daß wir etwas Unglaubliches zu sehen meinen, und erst nach und nach die einfachen Ursachen errathen. Dahin gehört die eigenthümlich prachtvolle Beleuchtung und die dadurch hervorgebrachten Täuschungen. Wir glauben eine weite großartige Felslandschaft zu sehen, mit Schluchten, Grotten und Höhlen, und doch sind die breitesten Behälter nur 5 Fuß 10 Zoll breit. Die Erklärung finden wir in zwei zusammenwirkenden Ursachen: zuerst in der Beleuchtung, welche die Gegenstände des Vordergrundes, wo sich die von oben einfallenden Lichtstrahlen versammeln, im grellsten Lichte, wie von einer gelben Glorie umflossen, zeigt, während gleich hinter diesem Vordergrunde die Wassermasse in so sanft dämmerndem Halbschatten lagert, daß die den Hintergrund bildende Felswand schon in nebelhafte Schleier gehüllt ist; dann in der Auswahl und Zusammenstellung der Steine selbst, die trotz ihrer kleinen Behältnisse großartige Umrisse zeigen. Diese mit feinem, künstlerischem Geschmack angeordneten Gruppirungen sind zum Theil von dem bekannten Marinemaler Anton Melbye komponirt. Das Gestein selbst ist aus entfernten Gegenden zu diesem Zweck hier vereinigt; wir finden Granit, Kalktuff von der Oberweser, Kalkstein aus St. Thomas, Cementstein aus England und anderes. Eine weitere optische Täuschung ist, daß ein sich von der vor uns befindlichen Glastafel entfernender Fisch sich scheinbar vergrößert, in dem Maße, wie seine davoneilende Gestalt durch die sich zwischen ihm und den Beschauer legende Wasserschicht unbestimmter wird und allmählich im Hintergrunde verschwindet, oder richtiger „verschwimmt", während wir gewohnt sind, in der Luftperspective jeden Gegenstand sich verkleinern zu sehen, je weiter er sich entfernt. Das Wunderbarste ist aber das reine, krystallhelle Spiegelbild, welches uns überrascht, wenn wir nahe an das Bild hinantreten und den Blick nach oben richten. Kein Spiegel liegt auf oder über dem Wasser, die Oberfläche des Wassers selbst, die wir von unten sehen, bildet den Spiegel. Steine, Pflanzen und Thiere schauen von oben ins Wasser, wie die von unten hinauf, und jedes Bild wölbt sich oben zu einer abgeschlossenen Grotte zusammen.

Ein Fischlein steigt aufwärts, um Luft zu schöpfen. Nöthig wär's freilich nicht, denn das Bischen Sauerstoff, dessen der Kleine bedarf, kann er mit Leichtigkeit vermittelst seiner Kiemen aus dem Wasser pressen, das ihn umgibt; aber so ein ganzes Mäulchen voll frischer Luft auf einen Zug schmeckt doch köstlich! grade so wie uns ein Schluck unverfälschten Quellwassers, das wir nicht erst zu filtriren brauchen; und dann steht er zugleich, was für Wetter draußen ist, ob es heut noch Regen gibt, oder ob auch Fischer kommen. Alsbald, wie er sich hebt, senkt sich von oben herab sein Zwillingsbruder im Spiegelbild, eben so blank und geschmeidig, wie er selbst, neckt ihn und spielt mit ihm, fährt zurück und drängt sich wieder heran, daß ihre Rücken in Eins zusammenschmelzen, und jedesmal, wenn er Luft nascht, drückt ihm sein Ebenbild einen Kuß auf die feuchten Lippen. Jetzt hat er genug, kehrt seinem zärtlichen Bruder den Rücken, und macht sich schnell etwas Bewegung hinterher, um sich nicht zu erkälten, denn eben ging eine scharfe Zugluft. Einige Kreuz- und Quersprünge und dann drei Mal das Bassin auf und ab geschwommen — sieh! da liegt die dicke Kalmutter, die ihm immer so schreckliche Geschichten erzählt von spitzigen Angelhaken, Reusen und Netzen; sie scheint wieder ganz melancholisch zu sein und denkt gewiß an ihre zweihundert Kinder, die sie im vorigen Herbst unversorgt in der Ostsee zurückgelassen. Das ist ihm einerlei, er ist gerade recht in der Stimmung, sie zum Besten zu haben; da schwimmt er quer über ihren Rücken hin, ganz sacht, immer wieder über dieselbe Stelle, wo er weiß, daß sie kitzlich ist; und als sie es endlich nicht mehr aushalten kann und sich krümmt und einige Zoll weitergleitet, da macht er einen Freudensprung, daß es ordentlich wetterleuchtet, indem er seine ganze Breitseite von Silberschuppen dem Lichte zuwendet.

Könnte man nicht Frühstück und Mittagessen versäumen über die Pagenstreiche eines Fischjünglings in den Flegeljahren?

Hier gibt es wieder ein anderes Schauspiel zu rathen: ein Springbrunnen mitten im Wasser — oder zwei vielmehr! einer sprüht abwärts in die Tiefe, und wo sein Strahl beginnt, da steigt ein anderer nach oben, als wogende, schwankende Perlengarbe und verliert sich ſtäubend in einer Wolke von Diamanten. Weher kommen diese tausend und aber tausend gliternde Perlen, die sich unaufhörlich jagen und treiben, und immer in dichtgedrängter Masse einem gemeinsamen Mittelpunkte entströmen? Daß der nach oben gerichtete Strahl nichts weiter ist, als ein Spiegelbild des unteren, errathen wir bald; aber wo ist der Quell und Ursprung, die treibende Kraft des unteren, wirklich Vorhandenen? Draußen im Freien, dicht über der Oberfläche des Wassers, befindet sich eine dünne, mit einem Hahn verschließbare Röhre, eine von den vielen Mündungen der sinnreich complicirten Wasserleitung, welche das Ganze durchzieht und verbindet; aus der Röhre dringt ein kräftiger Wasserstrahl in das Bassin und reißt eine Menge Luft mit sich, die als Perlenbläschen den schönen Effekt hervorbringen; das ist die Ursache des Brillantensprudels. Durch diese feinen Luftheilchen, die sich lange schwebend im Wasser erhalten, und durch die fortwährende Bewegung des eindringenden Strahles erhält sich das Wasser immer frisch und klar. Mit dem Zuströmen hält ein stetarig langsames Abfließen am Boden der Behälter gleichen Schritt, und das Wasser gelangt durch Röhren, nachdem es unterwegs filtrirt wurde, in eine große Cisterne, die nicht weniger als 1600 Kubikfuß Seewasser enthält.

Betrachten wir jetzt den beigegebenen Holzschnitt, der von all den unterseeischen Wundern nur eine eben so dürftige Idee geben kann, wie die magere Beschreibung; denn wie das Wort nicht zu der Höhe des Gedankens hinanreicht, so bleibt der kalte, zeichnende Strich weit, weit zurück, Angesichts der Farbenpracht und beweglich wechselnden Regung des wirklichen Lebens. Indessen wie bei einem die gemächlich betrachtete und nubarmherzig kritisirte Zeichnung angeregender und nachhaltiger wirkt, als seitenlange Beschreibung; so weiß auch der aubere, daß oftmals der Feder vergönnt ist, was dem Stifte versagt bleibt. Wenn sich nun Wort und Bild einigermaßen ergänzen, kann sich wohl eine annähernde Vorstellung entwickeln, die der weiterdenkende Leser zu einem vollendeteren Ganzen abrunten wird. Wir werden uns zu einer Wanderung durch die paierneu Felsen entschließen müssen. Das Mittelbild gibt eins von den beiden größten Bildern der Haupthalle. Es ist ein Seewasserbehälter. In Wirklichkeit hat die Gruppirung der Felsen eine entfernte Aehnlichkeit mit Mörmesgatt, dem Felsenbogen an der Westküste von Helgeland; meiner thätigen Einbildungskraft aber erschien sie sogleich als die „Höhle von Steenfoll", jener schauerliche Ort, von dem Hauff uns eine düstere Sage erzählte, und wo er die Geister ertrunkener Hollän-

Digitized by Google

der, die ganze gespenstische Schiffsmannschaft des „Carmilhan“ in wilden Sturmnächten dem Meere entsteigen ließ.

Es wird gut sein, ehe wir die verschiedenartigen Geschöpfe, welche wir vor uns haben, genauer betrachten, uns einen Ueberblick über alle in den Aquarien befindlichen Thiere zu verschaffen. Ein Blick in das Büchlein, welches wir am Eingange mitnahmen, lehrt uns, daß wir mit unserm Führer gut berathen sind, und folgen ihm um so lieber, als Dr. Möbius, ein Mann der Wissenschaft und Autorität auf diesem Gebiete, der Verfasser ist. Wir finden: Reptilien, Amphibien, Fische, Insekten, Spinnenthiere, Krebse, Würmer, Schnecken, Muscheln, Mantelhänter, Stachelhäuter, Hohlthiere und Schwämme, welche Klassen wieder unter sich in verschiedene Ordnungen zerfallen. Bei einer solchen Fülle der in den Aquarien vorhandenen Thierformen konnte hier verhältnißmäßig nur wenig zur Anschauung gebracht werden. Schon die bloßen Namen mit kurzer Angabe der Hauptkennzeichen füllen ein Büchlein, und nur das Unerläßlichste zur Charakteristik der angeführten Classen würde etwa zwei Spalten von dem mir gewährten Raum in Anspruch genommen haben. Reptilien und Amphibien werden so häufig verwechselt oder zusammengeworfen, daß die unterscheidenden Kennzeichen vielen willkommen sein dürften. Ich führe sie daher an: „Reptilien sind Wirbel- oder Rückgrattiere, deren Blutwärme mit der Temperatur ihrer Umgebung wechselt. Sie athmen durch Lungen und legen Eier, aus welchen die Jungen in der Form der Alten hervorkommen. Ihr Körper ist mit Hornplatten bedeckt. Die Amphibien unterscheiden sich äußerlich von den Reptilien durch ihre nackte Haut. Die Jungen athmen durch Kiemen; die ausgebildeten Thiere besitzen Lungen.“ (Dr. M.)

Da die Reptilien augenblicklich nur durch einige kleine Arten von Sumpfschildkröten vertreten sind, vorzüglich amerikanische, und diese dem Leser weder besonders neu noch anziehend erscheinen werden, so beeile ich mich, ihm eine Amphibie, den Japanesischen Riesen-Salamander, vorzustellen. (Siehe das untere Randbild.) Von dem kühlen Grunde des fernen Gebirgswassers, aus dem heimlichen Schatten überhängender Bäume, wo er seine seltene Schreckensgestalt barg, wurde er hierher versetzt, in die Hamburger Aquarien, und theilt nun mit den Schildkröten und einigen Fischen, die seine Nahrung bilden, den Raum eines eigens für ihn erbauten Behälters. Bei diesem Süßwasserbassin sieht man sowohl durch eine Glastafel in das Wasser, als auch freien Auges auf dasselbe. Der glatte Kopf mit dem entsetzlichen Maule ist dermaßen mit Warzen bedeckt, wie übrigens das ganze Thier, daß die kleinen Augen schlechterdings nicht zu entdecken sind. Seine Länge beträgt 3½ Fuß, was wirklich für einen Salamander schon ein riesiges Format ist. Da das Hauptverdienst dieses pensionirten Molches in seiner Seltenheit liegt, so wenden wir uns bald vollständig befriedigt von dem Scheusal ab, und zwar zu den Fischen. Der Seeforpion, welcher in der Mitte des Hauptbildes schwimmt, zieht zuerst durch seine geschickte Haut unser Auge auf sich, er gehört zur ersten Ordnung der Fische, den Stachelflossern, deren vorderste Gräten in steife Stacheln auslaufen. Größer und deutlicher sehen wir ihn auf dem oberen Randbilde an der rechten Seite der Inschrift. Ihm folgt die Seekarasche, leicht kenntlich an dem schwarzen Flecke vor der Schwanzflosse. Einige Seenadeln steigen links nach der Oberfläche. Diese schlanken Thierchen, von denen zur Zeit 4 Arten in den Aquarien vertreten sind, sieht man meist in senkrechter Lage im Wasser dahin treiben, oder mit der langen, röhrenförmigen Schnauze unter der Oberfläche hängen. Ein alter Bekannter nähert sich durch das Steinthor: der Dorsch, den wir schon in unserer Häuslichkeit empfangen haben, und gern mögen, wenn er nicht zu oft kommt. Auf dem oberen Randbilde, dem Seeforcypion gegenüber, sehen wir auch diesen Weichflosser in größerem Maßstabe gezeichnet. Die Kalmutter, wieder ein Stachelflosser, windet sich am Boden hin, neben dem allbekannten Hummer. Die zahlreiche Nachkommenschaft entwickelt sich aus den Eiern, vom Frühjahr bis zum Herbste, im engsten Gewahrsam mütterlicher Innigkeit zu kleinen durchsichtigen Fischlein, und erst wenn diese einen Zoll lang sind, entäußert sich die Mutter ihrer. Die gemeine Scholle, in der Mitte des Bildes, am Boden, mit erhobenem Oberkörper. Ein höchst origineller Fisch, den man lange mit Interesse beobachten kann. Milchweiß ist die Unterseite, die dunkle Oberseite, namentlich der jungen Fische, gleicht täuschend dem Boden des Meeres. Die unregelmäßigen braunen, grauen und röthlichen Flecken erscheinen wie kleine Steinchen, so daß sie kaum von der umgebenden Fläche zu unterscheiden ist. Um sich noch mehr zu verbergen, wirbelt sie mit einer wellenförmigen Bewegung der langen Flossen den seinen Sand auf, der auf ihren Rücken niederfallend, sie gänzlich bedeckt, bis nur noch die froschartig hervorstehenden Augen den Platz bezeichnen, wo sie liegt. Die kleinen glänzenden Augen aber drehen sich aufmerksam nach allen Seiten. Oft, wenn sie sich wieder erhebt, nimmt sie eine ganze Ladung Sand mit, der nun allmählig von beiden Seiten herabrieselt, wenn sie nicht mit einer ungeduldigen Bewegung die Bürde von sich schnellt, die dann nach allen Richtungen aneinandersprällt. Doch wir kleben an der Scholle! Wollen wir noch in das Gebiet der niederen Klassen gelangen, so müssen wir unsern Weg schleunigst fortsetzen. Wir kommen mit Umgehung der Insekten und Spinnenthiere sogleich zu der Klasse der Krebse.

Wenn der Negerkönig von Dahomey einen Ball gibt, so malt er sich rothe Ringe um die Augen, behängt sich den Leib mit Guirlanden von Menschenzähnen und ist sehr leutselig. Alles freut sich, die Hofleute tanzen und denken nicht an die Zukunft, sobald aber ein Tänzer einen falschen Tritt macht, oder gar fällt, wird er in ein Nebenzimmer geführt und sogleich enthauptet. Aehnliche Wirthschaft und kurzen Prozeß sehen wir in den Aquarien: die Fische tummeln sich munter, schärfen und tanzen miteinander, kann aber einer nicht mit, athmet er schwer, legt sich auf die Seite und tritt der endende Tod heran, so kommen aus Löchern und Höhlen die Geharnischten des Meeres, die Raubritter und Leichenräuber, und beginnen die gräßliche Hinrichtung mit Kneipen und Zwicken und Auseinanderzerren, wegegen das Viertheilen der verständigen Menschenhand, in Kopf und Schwanz und zwei schöne Mittelstücke, wahre Wohlthat ist. Der Baron wandelt in schwerfälliger Würde der Negerkönig, der Hummer. Wer ihn nur im Scharlachmantel gesehen hat, wird nicht glauben, daß er hier noch schöner erscheint, und doch ist es so: blutroth starren zwei lange Lanzen nach vorn, und zwei kürzere, an der Spitze mit einer Doppelgeißel versehen; das tiefe, glänzende Schwarz oder Sammtbraun seiner Rüstung geht nach dem Schwanze zu in ein wundervoll schillerndes Blau über, an den Gelenken, Scheeren und Rändern der Beinschienen zieren ihn weiße Flecke, umsäumt von zartem Gelb oder feurigem Orange. Ihm folgt der Taschenkrebs, der seitwärts geht, wie das böse Gewissen. Wir finden ihn auf der Abbildung in der Mitte des linken Randbildes in Begriff, seinen Antheil von der Leiche eines kleinen Fisches zu beanspruchen, mit dem sich über ihm der Einsiedlerkrebs beschäftigt. Dieser sonderbare Krebs sucht sich irgend ein unbewohntes Schneckenhaus, in welches er seinen weichen Hinterleib schiebt, und schleppt nun seine Wohnung mit sich, bis sie ihm zu klein wird, wo er dann eine geräumigere bezieht. Ebenso eigenthümlich ist der auf demselben Randbilde befindliche nordamerikanische Pfeilschwanz. Zwei große gewölbte Rückenschilder bedecken ihn, aus denen nur der lange, harte Schwanz hervorragt. Mitten auf dem vorderen Schilde liegen weit auseinander zwei zusammengesetzte Augen, und weiter nach vorn zwei kleine, einfache. Das ganze Thier hat etwas Bombenfestes.

Aus den Spalten des Felsens rechts (s. d. Mittelbild), fast wie eine Kornblume würde ich sagen, wenn das Thier nicht braun wäre, ragen die hornigen Stiele des großen Fächerwurms. Vor dem Eingange seiner selbstgebauten Wohnung dreht er in zierlichen Spiralen die Fächer seiner Kiemenfedern: „Wie kann nur ein Wurm so schön sein!“ mag wohl im stillen manche empfindsame Dame denken, die im Catalog gefunden, daß diese liebliche Blume nur ein „Wurm“, der Inbegriff alles Widerwärtigen und Ekelhaften ist.

Wenden wir uns zu den Muscheln. Da liegt neben dem Pfeilschwanz die eßbare Herzmuschel, deren Schalen das Meer in solchen Massen an die Küsten spült, daß der alles nutzbar machende Mensch Kalköfen baute und jetzt tausende von Tonnen Kalk daraus brennt. Schon ihr Name sagt, daß diese Muschel ihren Platz auch auf der Tafel behauptet, wenn auch nicht so stolz wie die eßbare Auster, von der wir einige auf dem Hauptbilde sehen, ganz im Vordergrunde, am Boden. Hier ist sie nicht so verschlossenen Wesens, wie auf der Oberwelt, wo sie mit der ganzen Kraft ihrer Schließmuskeln die Schalen krampfhaft zusammenpreßt, so daß ein eigenes Instrument, das Austernmesser, erfunden werden mußte, um sie dennoch bequem zu öffnen. Der schwache Regenbogenglanz auf der inneren Seite eini-

Digitized by Google

ger bevorzugter Exemplare weiß auf ihre nahe Verwandtschaft mit der indischen Muschel hin, die kostbare Perlen birgt; Schätze, zu deren Erlangung jährlich Menschenleben geopfert werden, im Kampfe mit dem tückischen Element und den „Ungeheuern der traurigen Oede.“

Erkennen wir wenigstens dankbar an, daß unsere Zeit die Schätze des Wissens und der Erkenntniß so wohlfeil bietet, jedem der lernen will.

Hentzutage hätte Schiller seinen „Taucher“, der unter höchst ungünstigen Umständen seine Beobachtungen anstellte, nur auf ein halbes Stündchen in die Hamburger Aquarien zu schicken brauchen, so wäre der Mann am Leben geblieben, hätte dem wißbegierigen Könige viel Neues erzählen können und endlich durch die Heirath mit der Prinzessin sein Glück gemacht.

Soll ich noch von den Hohltbieren erzählen, die nur Maul, Magen und Fuß sind? Ich will es versuchen. Ein solcher Blumenpolyp sitzt an der Glastafel links in der Ecke des Hauptbildes. In dieser Lage findet man sie häufig und kann dann bequem mit der Lupe den inneren Bau des Fußes beobachten. Auf dem rechten Seitenbilde haben wir unten zwei grüne Seerosen, darüber zwei dickhörnige Seerosen, und oben die kühn anstrebende Seenelke. Sie können ihre Beute nicht verfolgen, sondern warten, bis das reiche Meer ihnen eine Gabe zuspült, nur verlangend strecken sie ihre Arme nach allen Richtungen aus. Geduldig sind sie wie die indischen Büßer, die ihr Leben lang auf einem Fuße stehen, und mäßig wie St. Simon Stylitis, der Säulenheilige, der täglich eine Linse genoß. Die „grüne“ Seerose nennen wir eine und so gibt es auch eine „rothe“ und die Seenelke ist „gelb“ oder „orange“, aber die Farbe, welche sonst wie ein kompakter Stoff die Oberfläche der Körper zu durchdringen scheint, schwebt hier vielmehr wie ein ätherischer Duft über den weichen Formen, und jede Bewegung des Thieres ruft andere Nüancen hervor. Genug, es ist unmöglich, die Farbenpracht der Polypen zu beschreiben, ich verzichte und bedaure den Spötter, der in der ganzen Sache nur einen „wohlangerichteten Heringssalat“ sehen konnte.

Den den beiden Nebenzimmern enthält das fürliche in oben offenen Glastaften die zartesten Thiere, junge Polypen, Seesterne ꝛc.; das nördliche kleine Bassin, die wie die großen konstruirt sind, mit Wasserkäfern und deren Larven oder jungen Fischen, die später in die großen Behälter versetzt werden.

Es bleibt mir noch zu sagen, daß die sämmtlichen Pläne zu den Aquarien nach Angabe des Herrn Alfred Lloyd, jetzigem Custos derselben, ausgeführt sind, welcher damit eine äußerst schwierige Aufgabe auf das glücklichste gelöst hat. Seit dem 25. April 1864 sind die Hamburger Aquarien dem Publikum geöffnet, und die Stufen, welche in diese Unterwelt führen, wurden seitdem nicht leer von den Schritten der Besuchenden. Hamburg besitzt die ersten Aquarien der Welt, sie allein würden hinreichen, dem zoologischen Garten, der unter dem glücklichen Zusammentreffen einer überaus günstigen Lage und umsichtigen Leitung so rasch emporgeblüht ist, eine große Bedeutung zu geben.

Und welcher Stadt stünde es besser an, dem Wasser solche Aufmerksamkeit zu erweisen, als Hamburg, das dem Wasser seine Größe verdankt?

A. Mosengel.

Am Familientische.

Theure Muscheln.

Muscheln haben von jeher das Interesse des Menschen erregt, so daß manche ob Erlangung derselben gern große Entbehrungen ertrugen. Die verschiedenartigsten Formen, die unendliche Farbenpracht, mit welcher die Natur die zahllosen Arten ausstattete, das seltene Vorkommen mancher Arten machte den Besitz so lockend. So wird z. B. die schöne und seltene Carinaria vitrea aus dem indischen Meere, von reichen Liebhabern noch immer für 2—300 Thlr. gekauft. Früher zahlte man gern 100 Louisd'or für einen Scalaria preciosa, und die Cypraea aurora, die die neuseeländischen Häuptlinge als das Zeichen ihrer Würde um den Hals tragen, kostet noch jetzt über 200 Thlr.

Auch die zweischaligen Muscheln sind nicht weniger schön gefärbt und ebenfalls von der eigenthümlichen Form, auch sie spielen eine große Rolle in den Muschelsammlungen und werden von den Sammlern ebenfalls stark gesucht. Zu der schönsten und deshalb theuersten Art gehören die Spondylen, welche die tropischen Gewässer bewohnen, sich an Felsen hängen und wie Austern gegessen werden, wiewohl sie lange nicht so gut schmecken.

Sie unterscheiden sich durch lebendige Farben, besonders aber durch die langen Stacheln, mit welchen die Schalen bedeckt sind. Deshalb heißen sie auch Stachelaustern.

In keinem Museum sind die Spondylen so reich vertreten, als in der reichsten Sammlung der ganzen Welt, in der des Herrn B. Delessert zu Paris, in welcher sich u. a. die zwei schönsten bekannten Exemplare von Spondylus regius befinden; dies ist eine so seltene Muschel, daß man sie außerdem nur noch ein Paar Mal in ganz Europa findet.

Keine Tulpenzwiebel hat je mehr Verwirrung im Gehirn eines Menschen angerichtet, als eine solche Austerschale im Kopfe des Professors der Botanik K. zu Paris. Sechstausend Franken wurden für ein hübsches Exemplar gefordert; aber diese Summe übertraf weit die Ersparnisse des Gelehrten und der Verkäufer wollte leider von Kredititen nichts wissen. Die Verlegenheit war groß, größer aber noch das Verlangen des Professors, der zuletzt den Entschluß faßte, das Tafelsilber zu verkaufen und dies durch zinnerne Löffel und Gabeln zu ersetzen, um auf diese Weise in den Besitz des prächtigen Spondylus zu kommen.

Aber es wird Mittag und man denke sich das Entsetzen seiner Frau über die Metamorphose, die mit ihrem Silberzeug stattgefunden. Indessen eilt der glückliche Professor überseelig nach Hause; aber je näher er seiner Wohnung kömmt, desto langsamer werden seine Schritte; seine Stirn bewölkt sich und der Empfang, der seiner harrt, steigt als eine Schreckensgestalt vor seiner Seele auf.

Doch mit einem solchen Kleinod in der Tasche kann man wohl einem Sturm das Haupt bieten, und so beschließt er endlich seiner Frau Gemahlin ungeirrt unter die Augen zu treten. Doch — gegen ein solches Unwetter, als seiner hier wartete, nein, dagegen war er nicht gewaffnet; sein Muth verläßt ihn, und er vergißt sogar die kostbare und köstliche Muschel, wirft sich voller Verzweiflung auf einen Stuhl nieder und — ein fürchterliches Krachen in seiner Rockjacke erinnert ihn an die traurige Ursache seines Unglückes. Glücklicher Weise waren nur zwei Stacheln abgebrochen, aber die Betrübniß des armen Gelehrten war so groß, daß die erzürnte Dame außer Stande war, ihm weitere Vorwürfe zu machen, sondern statt dessen ihn trösten und erheitern mußte.

H. M.

Ein geistreicher Ausweg.

Der französische Maler Doyen, welcher unter vielen andern guten Werken auch die Restaurirung der Kuppel des Invalidenhauses zu Paris vollendete, war ein großer Menschenfreund. Er hatte Erfindungen über die vielfachen Frostleiden eingezogen, welchen namentlich die im Winter Schildwacht stehenden Soldaten unterworfen waren, und erfahren, daß die Wachen sich namentlich häufig die Beine erfroren. Doyen bat den Herzog von Choiseul um Abänderung des strengen Reglements, erhielt aber zur Antwort: der Minister könne keine Rücksicht auf die im Dienste befindlichen Soldaten nehmen. Doyen malte nun auf die Wand eines Corridors, den Choiseul öfter passiren mußte, einen Invaliden mit hölzernen Beine, welches in die Erde festgemacht war, und dabei einen Gärtner, der ringsumher den Boden aufwühlte. Des Herzogs Frage: was das Bild bedeuten solle, beantwortete Doyen: „Monseigneur, dies Bild stellt einen Vorfall vor, der kürzlich im Invalidenhause sich ereignet hat. Man ließ einen Alten, der ein Bein von Weidenholz trug, so lange unabgelöst stehen, bis das Holz im Boden Wurzel gefaßt hatte. Ein Gärtner befreite den Angewachsenen.“ — Choiseul lachte und das Reglement ward geändert.

B.

Gneisenau als Student.

Am 1. Oct. 1777 wurde der siebzehnjährige Gneisenau in Erfurt als Studiosus der Philosophie eingeschrieben und mißt lange nachher hatte er sich das Renommée eines „flotten Burschen“ erworben; doch blieb ihm Rauchen und Spielen fremd und selbst in viel späteren Jahren konnte er auch in Bezug auf das große Kriegsspiel mit Wahrheit von sich sagen: „Gewagt habe ich dies in meinem Leben, gespielt nie!“ Indem man aber Gneisenau sich, sorglos um die Zukunft, den Freuden des Lebens überließ, gingen seine Mittel schneller zu Ende, als er zugelandt hatte, und schon im Laufe des zweiten Studienjahres war das kleine großmüthige Erbe verschwunden. In die peinlichsten Verlegenheiten geräthigt, sah er kein anderes Mittel sich zu retten, als auf die stille Beschäftigung mit den Wissenschaften, worin er seine Freude fand, zu verzichten. Die selbstverschuldete Noth machte ihn zum Soldaten, sein Verdienst als solcher zum Feldmarschall!

F. L.

Die zweite Quittung über die eingegangenen Beiträge für die deutsche Rettungsstadt zur See erfolgt in Nr. 26.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststr. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im März 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 26.**

Bartolomaeus von Bruschaver.

Historische Novelle von Ludwig Ziemßen.

(Schluß.)

Frau Katharinen stürzten die Thränen aus den Augen, und ihre schlanken Finger wanden sich wie in rathloser Verzweiflung durcheinander. „Aber der Vater —“ warf sie endlich ein, — „wolltest Du wider sein Wissen — —“

Sie endete nicht; ein schmerzlicher Laut, halb Seufzer, halb Stöhnen, unterbrach sie, und das Gesicht des Sohnes war leichenblaß geworden. „Er hat sich von mir losgesagt!“ entgegnete er dumpf und tonlos. „Worte sind zwischen uns gefallen, die nie vergessen werden können, und seinen Sohn, der nur aus Liebe zu ihm sich in unglücklicher Stunde vergaß, hat er wie einen Verbrecher, einen Sklaven von sich gestoßen! Nein, Mutter, auch diese Rücksicht hält mich nicht mehr. Der morgende Tag muß über mein Geschick entscheiden, das unerträglich geworden. Vielleicht wird alles gut und mir gelingt's, dem Vater einen besseren Glauben von mir zu bereiten; und falle ich von Feindes Hand, so ist gar aller Noth und Trübsal ein Ende!“

„Und Deine Mutter, Dietmar,“ flüsterte die edle Frau, „gedenkst Du ihrer denn gar nicht?“

„O Mutter!“ rief Dietmar in schneidenden Schmerzlauten, indem er die Theure innig und fest umschlang; „Mutter, Du kannst mir's nicht wehren! Sie sagen immer, ich sei Dein Ebenbild, so innen wie außen, so wirst Du auch mit mir empfinden und dieser traurigen Lage ein Ende wünschen. Laß mich denn ziehen! Mir soll's ein Gottesurtheil sein, das über mich ergeht, und kehr' ich heim, siegreich und ruhmvoll, so ist auch wohl alles von mir abgefallen, was den Glanz unseres alten Namens trübte, und das Geschehene liegt hinter uns wie in Nacht und Nebel. Dann winken uns bessere, schönere Tage, — so laß mich denn, daß ich sie uns erwerbe!“

Noch versuchte die Mutter mit manchem milden Wort den Entschluß des Sohnes zu bekämpfen, doch bezwang sie ihn nicht, und unter dem Einfluß seiner feurigen und siegenden Worte erwachte allmählich auch in ihr wieder der alte feurige Sinn der Huxhols. „So zieh denn hin,“ sprach sie endlich, und ihre Gestalt richtete sich höher, fester auf, und ihr Auge ruhte glänzend auf den erregten Zügen des schönen, jugendlichen Antlitzes ihres Sohnes; „das ritterliche Blut zweier edler Geschlechter spricht aus Dir und fordert sein Recht. Ich will dem nicht fürder zuwider sein. Wie in ein Reinigungsbad wirst Du in diesen Kampf gehen und, so Gott will, makellos und siegreich heimkehren. So wappne Dich denn in rechter Zuversicht, doch nicht ohne den treuen gewissen Glauben, daß, wenn diese erste Waffenthat auch Deine letzte sein sollte, solches Gottes Wille ist, auf daß Du Deine Schuld sühnest. Mein Sohn, mein Sohn,“ — ihre Thränen strömten unaufhaltsam — „Deiner Mutter Segen begleitet Dich; — so zieh nun hin!“

Mit zitternd freudiger Hast und glühenden Wangen, über die manche heiße Perle hinabrann, küßte Dietmar die treue Hand der geliebten Mutter, aber er konnte vor Bewegung nicht antworten; dann wappnete er sich in fliegender Eile vollends, zog den ihm vom alten Dietrich gebrachten Friesrock über den Brustharnisch, und als alles bereit war, da umschlangen sich Mutter und Sohn mit heißem Schmerz zum letzten Abschied.

Doch der Augenblick drängte; unten auf dem Herrenhofe ward lebhafte Bewegung laut, ein deutliches Zeichen, daß die Besprechung zu Ende sei. Die Reiter saßen schon auf, Waffen klirrten, Rufe und Befehle erschollen hüben und drüben, und alle harrten des Aufbruchs. Da rissen sich Mutter und Sohn von einander los, und wogenden Herzens, die Augen umflort von Thränen, eilte Dietmar eine Seitentriege hinab und mischte sich im nächtigen Dunkel unter die Menge. Schon waren die Wagen unter Herrn Thiles Leitung mit Gewaffneten dicht und schwer bepackt; die hatten sich der Länge nach ausstrecken müssen, und über sie hin hatte man die leichten Hädselfäde aufgethürmt, als sei der Wagen schwer voll Korn. Nur der letzte war noch nicht ganz fertig gepackt; da stand noch der alte Dietrich, der greise Großknecht, und stellte an den Säcken, scharf dabei umherlugend. Nun huschte's an ihn heran. „Dietrich —!“ Eine schlanke, gewappnete Gestalt steht bei ihm, wie aus dem Boden erwachsen. „Junker, seid Ihr's?“ Seine Stimme zittert. „Freilich; wo ist mein Platz?“ — „Nur hierher, Junker, steigt auf, so, und nun streckt Euch hin. Gott schütze Euch!“

Digitized by Google

Inzwischen hatten Gewappnete vom Adel Fuhrmannskittel übergeworfen und sich auf die Gäule geschwungen, die Fuhrpeitsche statt des Schwertes in der Hand. Die Uebrigbleibenden aber thaten sich in Trupps zusammen, die sollten sich in Hinterhalt legen und auf ein Zeichen Herrn Bruschavers hervorbrechen, die Feinde in jähem Anfturz niederzuwerfen. So war alles wohl geordnet.

Ernst, doch innig und liebevoll nahm Herr Bartolomäus von seiner tief erregten Gattin Abschied, dann gab er das Zeichen zur Abfahrt. Noch einmal flatterte das weiße Tuch in Frau Käthes Hand, noch einmal winkte ihr Eheherr mit der gepanzerten Linken grüßend zu ihr hinauf, dann rückte der Zug aus dem Lichtkreise der Fackeln und Windlichter fort, und Nacht und Dunkel entzog die Abziehenden den Augen der Nachblickenden.

In tiefem Schweigen ging es nun vorwärts; was nothwendig gesagt werden mußte, wurde geflüstert, Rast wurde nirgend gehalten. So lange man endlich, da der Morgen schwach im Osten graute, am Rande der „hohen Haide" an; hier legten sich die Städte und jene von der Ritterschaft, die nicht hatten auf den Wagen Platz finden können, in Hinterhalt, der Wagenzug aber ging fürbaß, und bald betrat man den langen Knüppeldamm, der über das von mehreren Stromarmen durchfurchte Overbruch auf Garz zuführte. Ueber den ersten Stremarm hatte man eine Zugbrücke geschlagen; die war aber allzeit aufgezogen, denn hier wurde ein Zoll erhoben und Kriegsleute lagen in festen Thürmen dahinter, die Stätte zu hüten. Zu denen schrie nun Herr Bruschaver, der den Wagen voranritt, mit starker Stimme hinauf und begehrte, sie sollten die Brücke fallen lassen; er sei's, der Bruschaver, und bringe das Korn, davon sie wüßten!

Geraume Zeit verzog es, ehe die Kriegsknechte, die vom gestrigen Feste noch halb trunken und sehr schläfrig waren, sich der Ordre, dem Bruschaver in aller Frühe zu öffnen, erinnerten. Endlich aber kamen sie, ihrer sechs oder acht, hervor, gähnten und reckten sich, nestelten an den Ketten und traten die Brücke nieder, so daß die Wagen hinauffahren konnten. Da zog aber Herr Bruschaver sein Schwert, auch die Fuhrleute sprangen von den Gäulen, zogen die Schweinfpieße vom Wagen und liefen auf die Märker ein, die schreiend flüchteten. Aber ihr Verhängniß ereilte sie bald; unter Hieb und Stich sanken sie zusammen und wurden von der Brücke in den Strem geworfen. Ein einziger hätte in wilder Flucht fast den Thurm erreicht und den ganzen Plan vernichtet, da es ihm ein Leichtes war, dann mit Schießen aus großen Büchsen der Stadt ein Zeichen zu geben, daß Feinde da seien. So aber überholte ihn Herr Thile v. Hurhel im letzten Augenblick und stieß ihn mit fester Hand nieder, daß sein Blut ringsum den Boden färbte.

So lag der lange Damm nun bis zur Brücke vor der Stadt frei; doch war der Aufenthalt am Zoll ein so bedeutender gewesen, und der Morgen hatte sich in so beunruhigender Weise gehellt, daß Herr Bruschaver in peinlichster Hast vorwärts trieb und durch den gemessenen Schritt der Wagengänle, die auf dem schlechten Knüppeldamm nur vorsichtig auftreten konnten, fast in Verzweiflung versetzt wurde. Oft sprang er vom Rosse und ergriff die Leinpferde am Kopf, um sie schneller vorwärts zu bringen, dann stieg er wieder auf und jagte voran, den langen Damm abzuschen, ob auch kein Hinderniß sich der Fahrt entgegenstelle; dann ritt er wieder zurück, die Wagenreihe hinauf, und ermuthigte die in unbequemster Lage unter den Säcken hingestreckten Mannen, noch wenige Minuten auszuhalten, um sich im nächsten Augenblick wieder an die Spitze des Zuges zu setzen und vorauszusprengen. So geschah es wieder einmal, als ihn plötzlich die verkleideten Fuhrknechte in der Ferne an einer Stelle, wo der Damm eine starke Biegung machte, und hinter einem hohen Elsengebüsche die eigentliche Brücke begann, sein Roß heftig pariren und dann wie erstarrt an der Stelle halten sahen, den Oberkörper weit vorgebogen, als stiere er in äußerster Spannung vor sich hin. Dann sahen sie noch, wie er in wilder Verzweiflung die Hände zusammenschlug und im nächsten Moment sein Roß wendete. Im fliegenden Galopp kam er zum Wagenzuge zurück. „Es ist alles verloren," rief er schon von weitem den Freunden zu, und sein Gesicht war todtenbleich; „wir kommen zu spät! Auf der Brücke sind Menschen, die decken emsig die Bohlen ab, und schon klafft ein Abgrund zwischen uns und ihnen, so daß an ein Hinüberkommen nicht zu denken ist!"

Ein unbeschreibliches Entsetzen verbreitete sich auf diese Worte unter den Verschworenen. Die Ritter sprangen von den Gäulen und stießen furchtbare Verwünschungen aus; aus den nächsten Wagen schrie es wild und verworren dazwischen und rathlos starrte man sich an. Großer Gott! was war zu thun! Auf solchen Fall war man nicht vorbereitet. Schon riethen einige, das Unternehmen schleunigst aufzugeben, die Pferde abzuspannen, die Wagen stehen zu lassen und zu versuchen, ob ein Entkommen möglich sei, als Herr von Bruschaver, der einige Augenblicke in Gedanken verloren, wie eine Bildsäule auf seinem Rosse gesessen, plötzlich emporfuhr und erklärte, es sei wohl noch Rettung und Gelingen möglich; es komme ihm doch ein Zweifel, daß man drinnen eine Ahnung von ihrem Plane habe, sonst hätte man die Brücke wohl nicht abgedeckt, sondern wäre mit starker Macht ausgefallen, sie zurückzutreiben und aufzureiben. So seien es am Ende nur einige Zimmerleute, die früh an die Arbeit gingen und, da sie ohne Ahnung von der Gefahr seien, sich vielleicht bereden ließen, die Bohlen lose wieder aufzulegen, damit die Wagen überfahren könnten. Freilich dürften sie dann nicht am Leben bleiben; sei man aber erst auf der Brücke, so würden da unten im Gebüsche ohne Zweifel auch die Stettiner und Stargarder Kühne liegen, aus denen ihnen dann genugsam Bewaffnete zu Hilfe kommen würden. Auch ihre eigene Nachhut in der „hohen Haide" könnte ihnen über Damm und Brücke folgen und gleich an der Handlung Theil nehmen. Man möge nur getrost vorwärts fahren, alles werde mit Gottes Hilfe wohl gelingen.

Auf diese Worte faßten die Verschworenen wieder einen rechten Muth, faßen auf und fuhren weiter, während Herr von Bruschaver voranritt und, an der Brücke angekommen, zu den Zimmerleuten, die gleichmüthig bei der Arbeit blieben, hinüberschrie, sie möchten doch die Bohlen wieder überlegen, er, der Bruschaver, müsse alsfort hinüber, dem Herrn von der Schulenburg den Brandschatzhafer zu bringen. Das wollten die trägen und halbverschlafenen Leute nicht thun, gaben grobe Worte und riefen zurück, sie seien nicht dazu da, um nichts und wieder nichts eine Arbeit zweimal zu thun. Er möge sich seiner Wege scheren! Bruschaver durfte sich nicht merken lassen, daß er gern sein halbes, ja sein ganzes Vermögen darum geben würde, wenn sie thäten, was er verlangte. So schalt er denn wieder und verlangte heftiger die Ueberfahrt, ja, als einer der Gesellen ein Trinkgeld verlangte, so sie seinen Willen erfüllen würden, wollte er erst nichts davon hören, und ob ihm gleich jede weitere Secunde Verzug mit Verzweiflung erfüllte, so bezwang er sich doch mit äußerster Kraft, um keinen Verdacht zu erregen, dingte vielmehr von einem Groschen zum andern, bis sie endlich um einen Gulden eins wurden; den warf ihnen Herr Bartolomäus in ein Tuch gewickelt über die aufgerissene Stelle hinüber, und sie begannen die Arbeit. Damit es aber schneller gehe, stiegen auch die verkleideten Fuhrknechte von den Gäulen und halfen die Planken mit anfassen und herüberziehen, so daß nach kurzer Zeit die Stelle passirbar war, und die Wagen hinaufahren konnten. In diesem Augenblick aber stürzten sich Herr von Bruschaver und einige von seinen Freunden, die neben den Wagen hergingen, auf die unglücklichen Zimmerleute und stießen sie nieder. Zammernd und stöhnend sanken die Aermsten zusammen, und wenige Minuten nachher schloß sich der Wasserspiegel der Oder über ihren Leichen.

Da ward es unten zwischen den Büschen, im Rohr, unter überhangenden Weiden und im Schatten der Brücke lebendig: gewaffnete Gestalten stiegen aus wohl verborgenen Kähnen auf, Matten und Decken wurden bei Seite geworfen, darunter kamen immer mehr Kriegsleute hervor, und als Herr Bruschaver ihnen das Zeichen gab, kletterten sie insgesammt das Ufer hinan. So stand man am Thor, eine stattliche, wohlbewaffnete Mannschaft, und über Damm und Brücke her zogen die versteckt Gewesenen aus der hohen Haide heran, so daß die Macht immer größer wurde. Auf dem Thortharm war alles todtenstill, da ward nicht gezögert. Von den Wagen heb man die Leitern ab, band sie zusammen und erstieg die Zinnen, während die Wächter noch den gestrigen Festrausch ausschliefen. Die erwürgte man alsbald und öffnete dann die Thorflügel, worauf die ganze Macht mit dem hellen Ruf „Horsa Stettin, Horsa Stettin" in die Gassen stürmte. Da war wohl zuerst noch alles öde und leer, und die Pommern konnten manchen Platz besetzen, bald aber regte es sich in den Häusern umher, bewaffnete Bürger und märkische Reisige stürzten hervor, immer neue folgten, und nun entstand ein heftiger und blutiger Kampf in den Gassen, der vieler braver Krieger Leben kostete. Die Bürger fochten verzweifelt, denn sie wußten, daß es um ihr

Digitized by Google

Leben gehe, aber mit wüthender Tapferkeit kämpften auch die braven Pommern, und unter Herrn Bruschavers gewaltigem Schwert sank mancher Mutter Sohn darnieder. Wo aber die Haufen am dichtesten und die Gefahr am größten war, da erschien immer, allen voraus, eine schlanke Jünglingsgestalt, die hieb gewaltig in die Feinde mit bahnte sich Weg und Pfad durch die erschreckten Massen. Wer es sei, das erkannte man nicht, da das Visir an seiner Sturmhaube niedergeschlagen war und kein Abzeichen Stand und Namen verrieth. Auch drängten Zeit und Gefahr des Augenblicks viel zu sehr, um Nachforschungen anzustellen; es galt jetzt vor allem, bis zur entgegengesetzten Seite der Stadt vorzudringen und dem Herzog Wartislav, der dort im Hinterhalt lag, das Stettinische Thor zu öffnen. Das gelang erst nach vielen Kämpfen; doch war's ein herrlicher Augenblick, als der edle Bruschaver und Herr Thilo von Hutzhol mit gewaltigen Schwiedehämmern Thorschloß und Riegel zerschlagen hatten, so daß die Thorflügel knarrend auffsprangen, und nun Herzog Wartislav, der vom Kampfgetöse drinnen bis unter die Mauern gelockt war, auf hohem Roß, gefolgt von kriegerischer Mannschaft, unter dem Thorbogen erschien, und Herr Bartelomäus von Bruschaver, über und über mit Staub, Schweiß und Blut bedeckt, ihm mit den Worten entgegen trat: „Ziehet ein, Herr Herzog, in Eure feste Stadt Garz, die Euch pommersche Treue wiedererobert hat, und helft uns die Feinde vollends niederwerfen!"

Da wechselten Röthe und Blässe im Angesichte des Herzogs, aber die Freude trug den Sieg davon. „Edler Bruschaver," rief er, „das will ich Euch immer danken! Doch jetzt an die Arbeit. Heraus mit den guten Schwertern und Horsa Stettin! in den Feind — in den Feind!" Wie eine dunkle Wetterwolke stürmte die dichtgeschlossene Schar der Panzerreiter, den Herzog voran, in die Gassen der Stadt, alles, was noch Widerstand leisten wollte, niederwerfend. Dann ging's mit ganzer Macht zum Schloß hinan, Herrn Werner mit allen seinen Gästen aufzuheben. Da fand man aber das Thor wohl verriegelt, wenn's auch drinnen noch stille war, denn der Schlaf hielt alle Bewohner, Gäste wie Diener, nach dem gestrigen Tanzbanket noch mit bleierner Schwere gefangen. Darum galt's Eile, daß man hineinkäme, ehe sie drinnen munter wurden und Zeit hatten, sich zu wappnen, und so begann man Leitern heranzuschleppen. Darüber verging aber Zeit, und die Thorwache fuhr aus dem Schlummer auf, schrie und johlte: „Allarma! Allarma! — Waffen, Waffen! Feinde am Thor!" Kein Augenblick war zu verlieren, die erste Leiter stand, da schwang sich, allen voran, wieder jener jugendliche Held, der schon oft heute im ärgsten Gewühl kämpfend erblickt war, die Sprossen hinan, erklomm die Mauer und sprang mit dem gellen Ruf: „Mir nach, tapfre Pommern!" jenseits auf abschüssiger Erdwand in die Stadt hinab. Sein Beispiel riß alle mit sich fort. Bald wimmelte die Mauer von streitbaren Männern, bald kämpfte man drinnen den erbittertsten Kampf, bald flogen die Riegel auf, und das Schloß war über.

Viele von den Gästen fing man noch auf dem Lager, wo sie schweren Hauptes ruhten und keiner Gefahr gewärtig waren, viele von der Dienerschaft in Vorhalle und Keller, wie sinnlos ausgestreckt, die Kuechte wichen von Treppe zu Treppe zurück. Das tosende Geschrei der Sieger weckte endlich auch Herrn Werner aus tiefem Schlaf; da sprang er aus dem Bett und aus Fenster; als er aber sah, wie alles stand, schlug er die Hände in bittrem Gram zusammen und rief: „Ach leider! das war zu lang geschlafen!" Dann raffte er Kleider und Waffen zusammen und eilte durch einen verborgenen Gang mit den Knechten, die er noch abrufen und bescheiden konnte, auf das Bierradner Thor, den wo er alsbald ein grimmiges Schießen begann.

Der Augenblick war verhängnißvoll. Ließ man ihn sich hier auf dem wohlversicherten Thor festsetzen, so konnt's leicht geschehen, daß er sich trotz aller Anstrengungen seiner Gegner daselbst hielt, bis das Gerücht von der Ueberrumpelung des Platzes zum nächsten märkischen Orte gedrungen war und schleunigst Entsatz herbeizog, — ein Fall, der um jeden Preis verwieden werden mußte. Darum befahl Herr Bruschaver hastig den Seinen, Holz, Stroh und Reisig herbeizuschaffen, so viel und so rasch sie vermöchten, und ließ alles gegen die mächtigen, eisenbeschlagenen Pforten, die zum Thorthurm hinaufführten, und rings um das Gemäuer aufthürmen. Das sahen aber die Bedrohten auch nicht müssig oder gleichgültig an, vielmehr begannen sie, sobald sie ihrer Gegner Absicht erkannten, ein so furchtbares Schießen von der Zinne, und Steinmassen und Balken stürzten so verheerend auf die Belagernden herab, daß Mann für Mann todt oder schwer verwundet dahinsank, und ein bedeutliches Stocken unter den Zutragenden entstand. Ging man doch fast dem gewissen Tode entgegen, wenn man sich den hölliſchen Mauern näherte, da war es wohl menschlich, wenn auch Tapfere ein Zaudern beschlich, und das Werk anfing, langsamer vorzuschreiten. Herr Bartolomäus sah's mit wahrer Seelenangst; ihm war's, als scheitere hier die ganze Unternehmung. So sprang er denn vom Roß, entriß einem zögernd herbeikommenden Kriegsknechte eine mächtige Reisigwelle und stürzte — unter ermuthigendem Zuruf an die Umstehenden — damit auf die Mauer zu. Da krachte es vom Thorthurm, und ein gewaltiger Balken riß ihn im nächsten Augenblick zur Erde nieder. Er war nicht schwer verletzt, doch hatte ihn der Fall so betäubt, daß er, wie er aufſpringen wollte, wieder zusammensank. Eine entsetzliche Angst, daß nun alles in Stecken kommen werde, befiel ihn. „Zündet an, zündet an!" schrie er mit der letzten Kraft seiner Stimme, da fühlte er seine Sinne schwinden und merkte es nicht mehr, daß ihn zwei seiner Knechte aus der Schußlinie trugen.

In diesem Augenblicke kam der Herzog geritten, übersah die Sachlage mit einem fliegenden Blick und hörte noch Herrn Bruschavers letzte Worte. Die nahm er eifrig auf und trieb die Leute, Fackeln herbeizuſchaffen und den Holzstoß in Brand zu setzen. Doch das war leichter gesagt, denn gethan. Wohl loderten bald die Kienbrände in den Händen der Pommern und muthig stürmten sie damit heran; allein feinem gelang es nahe genug heranzukommen, um den Holzstoß zu entzünden: die Geschosse der verzweifelten Märker auf dem Thurm machten jede Annäherung unmöglich. Immer wieder schrie Herzog Wartislav wie rasend auf: „Heran, heran, und müßten wir uns alle hier vor dem mörderischen Thurm begraben lassen!" — aber die Menge hatte ein lähmender Schrecken befallen und die Fackeln brannten nutzlos in ihren Händen. Da durchbrach jener kühne Jüngling, der schon mehrfach an den gefahrvollsten Stellen den pommerschen Streitern vorangeeilt war und deren Kampfmuth neu entzündet hatte, die dichten Reihen, ergriff eine Fackel, die, den Händen eines Gefallenen entsunken, am Boden qualmte, und stürzte sich ohne Zaudern auf die aufgeschichteten Holzmassen zu. Stummen und Bewunderung folgte dem Kühnen und laute glückwünschende Rufe begleiteten ihn. Schon war er seinem Ziele nahe, als eine Steinlugel dicht über ihm dahinsauſte und ihm die Sturmhaube vom Haupte riß. Der Jüngling wankte, aber fiel nicht. Auf seine zu Boden gestaunte Fackel geſtützt, stand Dietmar einen Augenblick nach Athem haschend da, wie der Engel des Todes, das bleiche Antlitz, nun vom Visir befreiet und jedem sichtbar, rückwärts gewendet, während aus einer Stirnwunde, die ihm der zerschmetterte Helm gerissen, das Blut die Schläfe hinabrann. In diesem Augenblick glich er seiner Mutter so sehr, daß ein eben anreitender Edelmann entsetzt sein Roß anhielt und seinen Begleiter traumphaft am Arm packend, wild ausrief: „Sieh hin, Wenzel, sieh hin! Um der Wunden Zeju Willen, was bedeutet das? Es ist Katharina!"

„Um Gott, Herr Jasper, Ihr raſet," entgegnete dieser erschrocken, „wie soll' Herr Bartelmes seine Ehegattin in dies Kampfgewühl mitgenommen haben und zudem in Harnisch und männlicher Kleidung! — Ihr irrt!"

„Und ich sage Dir, sie ist es, oder mich blendet die Hölle!" erwiederte Herr Jasper von Appenborch wie außer sich, indem er vom Roß sprang. „Hast Du nie von Frau Sabine, ihrer Aeltermutter, gehört, die in Helm und Harnisch einen Ausfall auf die Feinde machte und sie in die Flucht trieb. Sie ist einer gleichen That fähig, und sage, was Du willst, ich muß sie retten vor dem offenbaren Tode!" Damit warf Herr Jasper dem Begleiter die Zügel zu und stürzte nach der Stelle hin, wo er eben noch den Jüngling gesehen. Der aber hatte sich inzwischen wieder erholt und drang mit Todesverachtung vorwärts. Jetzt — jetzt war er am Ziele und schleuderte seine Fackel in die Streu- und Reisighaufen, daß sie im selben Augenblicke hoch aufloderten, da traf ihm ein scharfer Bolzen mit so tödlicher Sicherheit das ungeschützte Haupt, daß er lautlos zusammensank. Die Armen dessen, der all das Weh der letzten Wochen über ihn und die Seinen gebracht, fingen ihn auf und trugen ihn einige Schritte fort, da fuhr ein zweiter Bolzen Herrn Jasper von Appenborch in den Nacken und warf ihn sammt seiner edlen Bürde zu Boden nieder.

Als Reisige auf des Herzogs Befehl hinzusprangen und beide aus der Schußlinie trugen, seufzte er noch einmal auf und verschied.

Digitized by Google

Noch umstanden Ritter und Mannen, nebst dem Herzog, der abgestiegen und hinzugetreten war, trauernd und tief erschüttert die beiden Leichen, deren Namen von Mund zu Mund gingen, als die Versammelten plötzlich hier und da vor einem Hinzukommenden bei Seite wichen, und Herr Bartelomäus, der sich von seiner Betäubung erholt hatte, in den Kreis eintrat. „Was gibt es hier?“ rief er von den erbarmenden Blicken der Umstehenden erschreckt, ahnungsvoll aus, — da legte ihm der Herzog innig die Hand auf die Schulter und sprach, zu Boden deutend, wo einer der Bruschaverschen Leute kniend Dietmars Kopf in seinem Schoße hielt, ernst und traurig: „Die Heldenleiche Eures braven Sohnes! “

Da fuhr Herr Bartelomäus zusammen, wie vom Blitz getroffen; einen Moment haftete sein entsetzter Blick an der Leiche, dann schweifte er wild und fragend im Kreise umher. Wie er den alten Dietrich traf, trat dieser langsam hervor, wischte sich mit dem Handrücken die Augen und sprach: „Er war mit auf den Wagen, Herr, — heimlich! Ich verschaffs' ihm Sarewat und Waffen, auch Platz unter den Säden, — mußt's thun, Herr, wollt' sich sonst ein Leit zufügen. — Und so hat er mitgekämpft, wie ein Held!“ —

„Mein Sohn, mein Sohn!“ stöhnte Herr Bartelomäus und sank mit einem Laut tiefsten Jammers neben der Leiche in die Knies, dem Todten lange und stille in das bleiche Antlitz starrend. Er hört's wohl kaum, wie die Umstehenden den heldenmüthigen Jüngling priesen und sich erzählten, wie er überall der Erste gewesen, wo's Gefahr gegeben, wie er zuerst ins Schloß gedrungen und endlich, da alle zagten, mit der Fackel den Holzstoß entzündet, ob er gleich gesehen, daß es das Leben kosten müsse. Auch achtete er der Tröstungen, die man ihm spendete, nicht, sondern blieb stumm und wie fühllos auf seinen Knieen, bis auch des Herzogs freundlicher Zuspruch an sein Ohr schlug. Da ließ er das Haupt des todten Jünglings, das er an seine Brust gezogen hatte, sanft wieder niedergleiten in den Schoß des treuen, schluchzenden Knechtes und erhob sich von der Erde. Sein Antlitz war aschfarben, sein Auge glanzlos und erloschen. So sprach er den Fürsten mit schwacher, tonloser Stimme also an: „Da dieser Knabe noch lebte, hat er sich in heißem Jugendmuth schwer an Euch vergangen. Habt Ihr ihm das verziehn?“

Des Herzogs Züge verriethen bei dieser Anrede die größte Seelenpein. „Tretet zurück, Ihr Herrn und Mannen,“ sprach er mit bewegter Stimme, und dann zu Herrn Bartelomäus gewendet, fuhr er schmerzlich fort: „Woran erinnert Ihr mich! — Fürwahr, ich habe nichts zu verzeihen, und gerne sprech' ich's aus, ich wünschte mir einen solchen Sohn, wie dieser hochsinnige Knabe war! — Seid immer stolz auf ihn, daß er der Eure war. Wahrlich, ich traure mit Euch um seinen Verlust; es wär' ein seltener Mann geworden.“

Herrn Bruschavers Antlitz blieb starr und unbewegt.

„So dank' ich Euch, gnädiger Herr;“ sprach er kalt und teulos, „und will nun heim, meinem Weibe ihren Sohn wiederzubringen, auf daß wir ihn zur Erde bestatten. Doch wollet mir vorher noch Zeugniß geben, ob mein Name wieder rein dasteht vor Euch, nachdem Ihr den heutigen Tag gesehen!“

„O Bruschaver,“ rief Herzog Wartislav, übermannt von vorwurfsvollen Gedanken, schmerzlich aus: „wollte Gott, ich stünd' so rein vor mir selbst und meinem Gotte da, wie Ihr vor mir und aller Welt! Fürwahr, ich habe Euch viel Schmerz bereitet!“

„Genug!“ sprach der unglückliche Vater, der über seines Fürsten erneuelle Erschütterung den eignen Schmerz vergaß und ihm mit ernster Milde zu Hilfe kam. „Eure heutigen Worte löschen jene bittre Rede aus, die mir seither ihm Herzen gebrannt, und machen alles gut! Der alles dies verschuldet, hat mit seinem Leben gebüßt. Ihr wurdet gar listig hintergangen und solltet nur den Tribut menschlicher Schwäche. Klagt nicht schon Salomo, daß Berläumder die Fürsten mit sich uneins machen? Fürwahr, wir sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes, der vor Gott gilt!“

Dem Fürsten stieg eine heiße Thräne ins Auge, und beide Männer gegen den edlen Mann ausstreckend, der, den Zerstörer seines Lebensglückes vor sich, noch also sprechen konnte, rief er gebrochenen Tones aus: „O, Bruschaver, diese Stunde nagt an meinem Leben. Wahrlich, den Dir heißt es recht: Selig sind die Sanftmüthigen! Aber ob Du mir gleich verzeihst, was ich Dir Leides gethan, ich selbst muß mir immerdar zürnen, daß ich um eines Verläumders Willen wie ein böser Thor gehandelt.“

In diesem Augenblick erscholl vom Thurm her ein lautes Geschrei und jubelnde Rufe; die furchtbare Lohe ringsumher, die bis zu den Zinnen emporgeschlagen war, hatte die Widerstandskraft der Belagerten gebrochen, und zum Zeichen der Ergebung erschien droben eine weiße Flagge. Alles rief nach dem Herzog, daß er komme und Befehl gebe, was geschehen solle. Da trotzig der tiefbewegte Fürst noch einmal die treue Hand des edlen Bruschaver, sah ihm noch einmal innig ins Auge und wendete sich dann mit einem Seufzer ab.

Ernst und traurig blickte ihm dieser nach, dann hieß er den Knechten, sein Roß herbeiführen, und da er im Sattel saß, mußten ihm die Treuen die Leiche seines Sohnes hinanstheben. Die nahm er vor sich aufs Roß, daß das blutige, bleiche Haupt an seiner Brust ruhte, und schlug den Reiternamarl um die theuren erstarrten Glieder. Schluchzen und Weinen erhob sich bei diesem Anblick ringsum im Kreise und kein Auge blieb trocken, als der unglückliche Vater sich mit seiner traurigen Bürde auf den Heimweg machte. Der aber blickte still in die aufgehende Sonne, die sich hinter den fernen Hügeln in jugendlicher Pracht erhob, und sein Busen wogte von unaussprechlichen Gefühlen. Als hinter ihm in der Stadt das Siegesläuten von den Thürmen anhub, that sich der Wald mit ernstem Schweigen vor ihm auf, und durch seine einsamen stillen Hallen ritt er, mit sich und seinem Gott allein, sein todtes Kind im Arm, das Herz voll großer Gedanken, langsam der nahen Heimat zu.

Nachwort.

Im Garten zu Brusenfelde unter einer hundertjährigen Linde haben die trauerudeu Eltern die Leiche des theuren Sohnes bestattet, und bittre Thränen sind ihm reichlich geflossen. Doch war ihr Schmerz ein edler, gewehter, kein leidenschaftlich entselelter; sie weinten, aber sie wohklagten nicht; und selbst die Mutter, die mit dem geliebten Sohne die schönste Hälfte ihres Lebens dahin schwinden sah, raffte sich an der starken Hand des liebevollen Gatten aus der Apathie des ersten, wilderen Schmerzes auf und begann getrost die andere Hälfte ihres Daseins, doch milder, ernster, gelassener, weicher, denn zuvor. Auf der Gruft des theuren Kindes erwuchs den Eltern ein neues, schmerzlich-süßes Glück, und die alten schönen Zeiten kehrten wieder ein unter das Dach des ehrwürdigen Herrenhauses. Doch waren sie reicheren, geweihteren Inhaltes nun, seit tiefster Lebensschwerz der beiden Gatten Denken und Empfinden geläutert hatte, — wie feunig schöne Herbstage nur um so tiefer und beweglicher an unser Herz greifen, unsere Seele mit holderen Empfindungen füllen, weil ihr Glanz auf erstorbende Fluren fällt, weil ihr lindes Wehen einen Hauch tiefer Melancholie, ein Gefühl des Heimwehs mit sich führt, das unsere Seele gleicherweise erschüttert und beglückt.

Der Fall von Garz zog noch weitere Erfolge für die Pommern nach sich; auch die Orte Verraten und Leeckeuitz fielen wieder in die Hände der Herzoge, und die Zahl der Märkisch Gesinnten wurde im Lande immer kleiner. Zwar brach der Churfürst Albrecht im Sommer des Jahres noch einmal in die Pommerschen Lande ein, das Verlorene wieder zu gewinnen, und erbitterte Kämpfe tränkten den verheerten Boden noch einmal mit Blut; doch ein nuerwarteles Ereigniß gab der ganzen Sachlage bald eine neue Wendung. Herzog Wartislav, der seit dem Tage von Garz in tiefe Melancholie verfallen war und viel gekränkelt hatte, starb plötzlich und hinterließ seinen Neffen Bogislaf, dem später die Geschichte den Ehrennamen des „Großen“ beigelegt hat, als einzigen Erben der gesammten Pommerschen Lande. Der sah des Reiches Noth und lieh den Bitten der Stände nach Frieden sein landesväterlich Ohr. Unterhandlungen begannen, und manche Tagesfahrt verlief in den Bemühungen, einen ehrenvollen Frieden herzustellen. Das gelang endlich, wenngleich nicht ohne Verluste für das Pommerulaud, denn mehrere der neueroberten Städte fielen wieder an die Mark zurück. Doch Garz, das mit so theurem Blut erkauft war, blieb dem Herzoge und bildete noch bis in späte Zeiten eine feste Grenzwehr gegen die Feinde, ein Stein des Anstoßes und Aergernisses für die Märker, ein Gegenstand des Stolzes für die treuen Pommern, und noch nach Jahrhunderten lebte die Mähr von der Ueberrumpelung des Plapes im Munde des Volkes.

Digitized by Google

Die Spinnerin.

Originalzeichnung nach A. Kindler.

Der Vater ſprach im Sterben:
„Du wirſt das Häuschen erben,
Das Dir mein Fleiß gewann!“
Gab lächelnd ihr den Segen
Und ſah dem Tod entgegen,
Ein ſtillgefaßter Mann.

Und ſanft iſt er verſchieden;
Es ſchloß des Grabes Frieden
Den müden Schläfer ein.
Sie aber ſaß, voll Jammer
Das Herz, in ſtiller Kammer
Verlaſſen und allein.

Sie drehte flink ihr Rädchen
Und ſpann das feinſte Fädchen
Von früh bis ſpät zur Nacht,
Und hat mit ſtillem Sehnen
Und unter heißen Thränen
Vergangner Zeit gedacht.

So ging ein Jahr vorüber,
Bald heitrer und bald trüber;
In Blüthen ſtand das Thal;
Da drang auch ihr zu Herzen
Nach Sorgen, Mühn und Schmerzen
Ein Frühlingsſonnenſtrahl.

Das Rädchen ſchnurrt im Kreiſe,
Es ſtockt, — ſie lächelt leiſe,
Den Faden in der Hand.
Sie ſinnt, o ſelges Sinnen!
Wie lang ſie noch muß ſpinnen
An ihrem Brautgewand.

Julius Sturm.

Eine Theatergarderobe.

Umschau in den Costümschätzen des Königlichen Hoftheaters zu Berlin. Von George Hiltl.

Das königliche Schauspielhaus zu Berlin gleicht einer Insel. Rings von breiten Straßen oder Plätzen umgeben, welche es von den Nebengebäuden vollständig isolieren, erhebt es sich aus dem Häusermeere Berlins wie ein ungeheurer Felsblock aus salziger Flut. Dieses große Gebäude mit seinen Treppen, Thüren und zahlreichen Fenstern, seinen versteckten und sichtbaren Eingängen, macht bei aller Großartigkeit der Verhältnisse dennoch den Eindruck des Geheimnißvollen. Für Enthusiasten und Fremdlinge, denen es nicht vergönnt ist, das Innere zu erschauen, bleibt das Schauspielhaus immerhin eine Art von Pyramide auf einsamer Insel; alle Vorgänge im Schatten und Dunkel dieses Steinkolosses malt sich die Phantasie mit lebhaften Farben aus, namentlich die Phantasie junger bühnen- und theaterfüchtiger Leute.

In der That birgt diese Pyramide, diese Insel im Straßenmeere, allerlei des Fremdartigen und Außergewöhnlichen. Ist Abends der Theil des Gebäudes, welchem das Publikum ohne Mühe nahen kann, der Zuschauerraum vor der Bühne und diese selbst — bei glänzender Beleuchtung eröffnet, dann entfaltet sich vor den Augen der Menge eine große Anzahl von Schätzen, die eben nur bestimmt sind, beim Lichte der Gasflammen, aus den Hallen, den von hellbdunkeln, schweigsamen Räumen der Schauspielhauspyramide hervorgeholt, zu glänzen. Ist das Licht erloschen, sind die weiten Gänge verödet, kann lehren diese bunten, reich gezierten Dinge wieder in das geheimnißvolle Dunkel zurück, jenen räthselhaften Emblemen gleichend, die der Egypter nur zur Verherrlichung seiner mystischen Feste an das Sonnenlicht zog.

Ja — die Schauspielhausinsel zeigt vielerlei wundersamen Tand vom kleinsten, unbedeutendsten bis zum großen, kostbaren Inventarstücke. Jedes hat seine Bestimmung, seine Ordnung, seinen Zweck; vieles schon seine Geschichte.

Besonders werthvoll und zahlreich ist der Schatz von prächtigen Costümen, die glänzende Garderobe, welche der Sesam des Schauspielhauses birgt.

Diese reichen, schönen Gewänder sind es, welche oft die Zuschauer mit Staunen betrachten, wenn die Darsteller über die Bühne schreiten. Sie sind es, welche zu den Schätzen gehören, deren Schönheit nur das Licht der Coulissen, das künstliche, bestrahlen darf und die sich vor dem Glanze des Tages in sichre Verborgenheit zurückziehen.

Dieser Costümschatz der königlichen Bühne ist ein ungeheurer. Man verstehe darunter vor allen Dingen nicht sogenannten „Flitterkram". Mit sehr wenigen Ausnahmen ist alles Vorhandene solid, aus dem besten Stoffe — nichts aber, das nicht von größter Sauberkeit zeugte. Die Damenceostüme sind sämmtlich aus den schwersten, theuersten Stoffen gefertigt und am Hofe Philipps II oder Kaiser Maximilians hätten Herren und Damen sich angesehen der Kleider bedienen können, welche, im Schnitte jener Zeit, nach den Vorschriften der damals herrschenden Mode gefertigt, in der Garderobe des königlichen Schauspielhauses zu Berlin aufbewahrt werden.

Machen wir einen Spaziergang durch die Garderobenräume des großen Hauses. Wir lassen manches Seltsame unbeachtet, manches, das wohl zu dem Glauben verleiten könnte, wir befänden uns auf einer Insel; so wunderlich und fremd sind diese Waffen, diese Zierrathen, diese Gefäße.

Die Garderobe des königlichen Schauspielhauses zerfällt in vier Haupttheilungen. Man hat die Weltgeschichte, in welcher die Kleider ja doch eine so große Rolle spielen, zur Richtschnur genommen und danach die Eintheilung der Costüme bewerkstelligt, indem man jeder Abtheilung den Namen des Völkerstammes beilegte, welcher zur bestimmten Zeit in Moden und Trachten der tonangebende war. Die Abtheilungen beginnen mit Griechen und Römern, dann folgen: Altdeutsche (Mittelalter), dann Spanier, zuletzt die Franzosen. Diese letzte Abtheilung verzweigt sich nach drei Richtungen: Französische Trachten des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, französische Trachten der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, endlich französische Trachten des 19. Jahrhunderts.

Die Räume, welche diese Massen von Kleidern bergen, sind im westlichen Flügel des Schauspielhauses. Die eine Treppe hoch belegenen Zimmer enthalten große Spinden, in denen die Wäsche der Garderobe, Kragen, Fraisen, die gefalteten Krausen, Manschetten — so wie die Tricots aufbewahrt werden.

Eine schneckenförmig gewundene Treppe führt in die eigentlichen Magazine. Zunächst betreten wir die Schuh- und Stiefelkammer. Es gibt Anblicke, komische Effecte, von denen man sich eigentlich keine Rechenschaft geben kann. Solch einen Effect bringt die ungemein reiche Sammlung von Schuhen und Stiefeln der königlichen Garderobe hervor. Die verschiedenen Formen der Füße, für welche die griesgrämig aussehenden Gesellen bestimmt sind, haben sich in das Leder hineingedrückt und man gewahrt häufig wunderliche Gebilde. Hier findet sich Schuhzeug jeder Gattung: von der Sandale des Griechen oder Römers bis zu dem Lackstiefel der Salons unsrer Tage. Die zierlichen Stiefel der Damen für Pagen à la Cherubin mit Seide und Band ausgenäht, die feinen Schuhe französischer junger Prinzen, dargestellt durch junge, elegante Künstlerinnen, wie contrastiren sie nicht mit den hohen rindsledernen Reiterstiefeln aus Cromwells, oder den plumpen, mit ungeheuren Sporenleder versehenen Kanonenstiefeln aus der Zeit des großen Kurfürsten. Dann folgt eine Schar von gelben Schuhen, dann wieder erblickt man schwarze — dann eine Reihe gestülpter, der Zeit des 13. Ludwig nachgeahmter Halbstiefel. Unter diesen eine Sammlung feiner lackirter Schuhe mit rothen, hohen Hacken und breiten Lederriemen zur Aufnahme der Brillantschnallen; breite verzierte Laschen liegen dabei und neben diesen weltlichen Zierden des Fußes erblickt man die kirchlichen Zierrathen, die rothseidenen oder violetten mit Kreuzen gestickten Schuhe der Prälaten, denen gegenüber ein umfangreiches Repositorium aufgestellt ist, welches die plumpen, mit Lederbändern und Zinnschnallen gehaltenen Bauernschuhe von allerlei Form und Farbe anfüllen. Die Fußbekleidungen werden jedem Darsteller genau angepaßt. Bei dem Beginn seines Engagements an der königlichen Bühne erhält jeder Neueintretende seine eignen Stiefel und Schuhe, die nur zu seinem Gebrauche bestimmt bleiben.

Die nächstfolgende Abtheilung gewährt wieder einen komischen Anblick, denn sie enthält die unmodernen Röcke und Beinkleider. Hohe Kragen, kurze Taillen, höchst auffallende, zuweilen zweifelhafte Farben geben diesen Kleidungsstücken einen sonderbaren „Lüstre". Hier hängen die Röcke der „ehrlichen, alten Diener", der „banquerotten Kaufleute", der „heruntergekommenen Genies". Hier finden sich vollständige Equipirungen für Unbrstrierittter, die in harmlose Bürger verpuppt werden sollen, oder segenannte „Zufluchtskleider" für leichtsinnige Söhne, welche bis zum dritten Akte eines bürgerlichen Dramas als einfache, nicht der Mode fröhnende Jünglinge zu erscheinen haben, bis sie endlich im nächsten Akte die heuchlerische Larve fallen lassen. Betrachtet man diese uns noch ziemlich nahe liegenden Moden, so drängt sich unwillkürlich der Gedanke auf: Wie werden in so und so vielen Jahren unsre Kleiderformen bekrittelt werden? Lachen wir doch beim Anschauen dieser Trachten, welche einst ebenso gesucht waren, als es die heutigen sind. Die Röcke mit den fürchterlichen Kragen dort an jenen Riegeln, die engen oder trichterförmig zugeschnittenen Beinkleider, die schauflichen Klappen der Westen — dies alles zierte dereinst die gespreizte Figur eines Stutzers ersten Ranges — heute bedient man sich jener Kleider auf der Bühne, wenn eine lächerliche, karrikirte oder verkommene Persönlichkeit vor die Lampen gebracht werden soll; — das sind die Kleider, und nun erst die Hüte dort oben in den Spinden! welche Gestelle! ist es wirklich wahr, daß solche Verunstaltungen als Kopfbedeckung in Gebrauch, — „Mode" — gewesen sind? es ist wahr, denn viele dieser Hutungeheuer enthalten an ihrem Boden noch heute die eingepreßten Firmen ihrer Verfertiger — Firmen, die sich selbst in unsern Tagen noch eines guten Rufes erfreuen. Die Hüte erscheinen uns mehr wie Verrichtungen zum Erlernen des Balancirens, die Mützen wie verunglückte Versuche, eine Kopfbedeckung zu erzeugen.

Wenden wir uns nun von diesem wenig lachenden Anblick zu der griechisch-römischen Abtheilung. Wir finden hier alles, was zur äußerlichen Repräsentation eines klassischen Zeitalters bezüglich

der Tracht nothwendig ist. Tuniken und Togen in großer Menge, die Toga praetexta und die Pallia neben der Toga virilis oder der Sordida.

Eine bedeutende Anzahl von eckigen und halbrunden Mänteln, zum Tragen auf der Schulter oder zum Ueberschlagen eingerichtet, sind vorhanden. Man hat hier besonders auf Weichheit des Stoffes und auf gehörige Fülle Rücksicht genommen, damit der Darsteller sich effectvoll drapiren kann, eine Procedur, die freilich ihre großen Schwierigkeiten hat und nicht immer gelingt. Hier hängen in langer Reihe die weißen, mit Purpur besetzten Kleider der Senatoren zu dem Stücke des großen Britten, zu Julius Caesar bestimmt, der nach Brutus Ausspruch: „gar oft im Spiele blutet", denn dort erblicken wir auch das Gewand des Darstellers des gemordeten Helden, das rothe, goldgezierte Gewand, welches angelegt wird, wenn jenes furchtbare Schauspiel „nach vielen hundert Jahren" sich wiederholt auf den weltbedeutenden Brettern. Hier das kostbare Gewand Caesars, daneben die Fetzen für Coriolan. Dort oben die Kleider für Titus, da unten die Gewänder des fabelhaften Kreon. Hyppolites und Teyreslas — Orest und Pylades — zwischendurch die flatternden Mäntel und faltenreichen Kleider der Priester, die ledernen Brustharnische der Krieger — der blitzende Kampfschmuck Marc-Antons — das weibische Gewand Caligulas.

Die zweite Abtheilung wird die altteutsche oder mittelalterliche genannt. Man könnte gegen die erste Benennung manches einwenden, allein vom praktischen Gesichtspunkte aus betrachtet, hat sie genug für sich. Die langen und kurzen Tuniken, in ihrem Schnitte nach an Römerzeiten erinnernd, die Mäntel, Schoßwämmser und Schauben gleichen sich einander so sehr, daß sie wohl in eine Klasse gebracht werden können und wenn gleich jedes Land im Mittelalter seine besondere kleine Abweichung in der Tracht zeigt, im großen Ganzen ist Deutschland doch tonangebend geblieben und so hat denn der erste Beamte der königlichen Hoftheatergarderobe die Benennung „Altdeutsch" für alles beibehalten, was die Mode jener Zeiten repräsentirt. Diese Abtheilung ist eine der reichhaltigsten. Hagen, Siegfried und Günther — die ganze poetisch-historische Kleiderpracht der Nibelungen finden wir hier vereint. Diese üppigen Falten in Sammt, mit Seide gefüttert, mit Pelz verbrämt, dazu der lange, schwere, kostbare Mantel, sie sollen den Darsteller Carls VII zieren, wenn ihn das Mädchen von Orleans in die Kathedrale von Rheims geleitet; dort, jenes blutrothe Gewand mit den räthselhaften Wappenthieren, es ist Macbeths Todeshemd; das goldstrotzende Kleid, auf welchem Steine in zierlicher Fassung funkeln, unschließt den Sänger des Johann von Leyden, des Propheten, daneben Percy der Heißsporn, dann Carl Moor und seine Gesellen, nach ihnen die dunklen Gewänder Fausts und das weiße des Tempelherrn geschmückt mit rothem Kreuze — endlich in langer, bunter Reihe zahlreiche Wämmser und Mäntel, Spangen und Pauschen, Kappen und Talare — ein jedes für die bestimmte Rolle dahingehängt oder zu allgemeinem Gebrauche notirt — ein Gewirre von Formen, Stoffen und Farben. Höchst originell ist der Anblick der langen Reihen von Schuppenzeugen, welche in der Entfernung großen, stahlglänzenden Eidechsen gleichen.

Nummer 3 ist die spanische Abtheilung. Diese Costüme bilden entschieden die Aristokratie der Garderobe. Sie sind unbedingt die prächtigsten, die nobelsten. Schon der Schnitt dieser reizenden, eleganten Tracht gewährt einen freundlichen, künstlerischen Augen wohlthuenden Anblick.

Die zierlichen Spangen, zwischen welche hindurch ein gefaltetes seidnes oder sammetnes Beinkleid sichtbar ist, die stoffreichen Aermel, das festanliegende Wamms, dazu die faltenreichen meist kostbar gestickten Mäntel, an den Kanten aufgeschlagen mit Seide — diese ganze Vereinigung bewirkt es, daß der Träger des Costüms sich unwillkürlich in eine chevalereske, galante Zeit versetzt fühlt. Die königliche Hoftheatergarderobe hat einen besondern Reichthum gerade in diesen schönen Costümen aufzuweisen. Jede Farbe oder Schattirung, die verschiedensten Zusammenstellungen sind vertreten. Vom dunklen, so höchst treffend den spanischen Edelmann charakterisirenden Kleide des Marquis von Posa bis zu den in lachenden Farben prangenden Wämmsern und Beinkleidern der Cavaliere vom Hofe des französischen Heinrich, sind alle Abstufungen vorhanden, und friedlich hängt Don Carlos' Gewand neben dem seines strengen Vaters Philipps II, denen sich Leicester und Mortimer, Egmont und Alba, im Dunkel der Garderobenräume eng zusammengerückt — anschließen. Der materielle Werth dieser Abtheilung ist ein sehr bedeutender, da eine große Zahl der hierin befindlichen Costüme aus schweren Sammet- oder Seidenstoffen gefertigt ist, und nichts gespart wird, um diese wahrhaft ritterliche Zeit, dieses Jahrhundert der Eleganz und Pracht, auch auf der Bühne durch die Costümirung würdig zu repräsentiren.

Die Abtheilung: Erste Hälfte des 18. Jahrhunderts*) der französischen Trachten ist ebenfalls sehr zahlreich ausgestattet. Sie enthält namentlich viele Hoftleider, der Zeit der letzten Regierungsjahre Ludwigs XIV nachgebildet. Die weite Kniehose, die lange verbirte Weste, elegante Schärpen und Schleifen zeigen sich in allen Farben und Zusammenstellungen. Der Uebergang aus der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts ist sehr glücklich und leicht bemerkbar geordnet und vorbereitet, da diese Zeitalter einer besonders genauen Unterscheidung bedürfen. Nicht minder zahlreich als die Kleider für die höheren Schichten der Gesellschaft sind aber auch hier die Costüme für Bürger, Bauern u. s. w. und eine reiche Auswahl glänzender, treuhistorischer und kleidsamer Uniformen vervollständigt diese Abtheilung auf das Beste. Eine sorgfältigere Anordnung gerade für diese Zeit des Costüms dürfte schwerlich noch irgendwo gefunden werden, denn gewöhnlich vertritt die Tracht der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts auch die viel spätere Zeit und doch ist die Unterscheidung eine sehr bedeutende, wie es aus der Zusammenstellung der Garderobestücke des königlichen Hoftheaters deutlich zu ersehen ist.

Die nun folgenden Costüme (2. Hälfte des 18. Jahrhunderts) sind diejenigen, welche an den meisten Bühnen am zahlreichsten vorhanden sind. Es ist ein gewaltiger Verrath von geflickten Röcken und Westen. Namentlich häufen sich Costüme dieser Art bei Bühnen an, deren Repertoire Stücke aus dem letztvergangenen Jahrhundert bewahren. Freilich ist auch hier die große Verschiedenheit der Stoffe und Stickereien zu erwähnen. Die Kleider jener Zeit, welche in der Garderobe des Hoftheaters zu Berlin sich befinden, stellen sich in Bezug auf Schönheit, Reichthum und Treue der spanischen Abtheilung an die Seite. Eine große Anzahl derselben haben ebenein den Vorzug, daß sie wirklich echt sind d. h. sie stammen noch aus der Zeit des großen Friedrich her, andere sind später gefertigt und datiren vom Jahre 1800. Alle aber sind prächtig gestickt und zeigen unverwüstlich gute Stoffe. Diese Röcke und Westen bekleideten ehedem die Darsteller jener wunderlichen Rollen, deren Erfolge auf die scharfen Contraste hin basirt waren, welche die Begriffe: Gut und Böse erzeugten. Hier sind die feingestickten Hoftleider der Theaterintriguants à la Hofmarschall Kalb zu finden, die Trachten der leichtfertigen oder beshalten Cavaliere im Geschmacke des biederen Lafontaine gehalten, welche ihre verderblichen Pläne, ihre glückszerstörende, gleißnerische Fertigkeit durch goldgestickte Kleider zu verdecken suchen, deren Pracht das Auge des schuldlosen Schlachtopfers blendet. Man kann wirklich diese larmoyant-süßliche Zeit der Siegwart-Werther durch die Costüme herausfühlen. Neben dem goldstrotzend gestickten Hoftleide des bösen Hochgestellten ruht der einfache braune oder schwarze Rock des biederen, unterdrückten Niedriggebornen, der zwar gewöhnlich am Schlusse des Stückes (in den meisten Fällen) triumphirt, aber doch vorher durch eine genügende Anzahl von Scenen hindurchgeschleppt und schrecklich tractirt wird. Zuweilen erscheint er auch zu Anfange des Stückes in besseren Kleidern, bis das rührendergreifende Unglück, welches der goldbestickte über ihn und seine Familie heraufziehen läßt, diese anständige Bekleidung in eine ärmliche oder zerlumpte verwandelt. Auch für alle diese Wandlungen ist in der reichen Garderobe gesorgt. Unter Nr. 1 kann man einen Rock finden, dessen Nähte, Aufschläge, Taschen und Brustklicke buchstäblich mit Goldstickerei überzogen sind, während Nr. 100 oder 200 — vielleicht einen Rock von unnennbarer Farbe nachweist, den niemand einem Trödler zum Verkauf anbieten würde und dessen saubereS Futter allein das Anziehen möglich macht. Wunderbarer Weise sind diese alten, fadenscheinigen Röcke gerade häufig von den darstellenden Künstlern gesucht. Sie machen die äußere Erscheinung charakteristisch und schwer bringt die Kunst eines Garderobiers jene schäbige, wahre Außenseite zu Stande, welche der Zahn der Zeit aus dem Stoffe des

*) Unter manchen interessanten Costümstücken bewahrt die königliche Garderobe des Hoftheaters in dieser Abtheilung auch das reichgestickte Original-Hoftleid des berühmten Marschalls Villars.

Digitized by Google

Kleides in langen Jahren herausnagte. Es ist daher oft genug eine Aeußerung lebhaften Bedauerns unter den darstellenden Mitgliedern der königlichen Bühne zu hören, wenn dieses oder jenes alte Kleidungsstück dem zuletzt unvermeidlichen Schicksale des „Bearticinirtwerdens“ verfällt.

Es ist ferner noch bemerkenswerth, daß viele der gold-, silber- oder seidegestickten Röcke und Westen Geschenke von hochgestellten Gönnern des Theaters sind. Manches ist erkauft auf Versteigerungen, nach Auflösung prächtiger Haushaltungen. An viele jener pomphaft gezierten Kleider, die nur noch vom Schimmer der Theaterlegen bestrahlt werden, mag sich eine düstere oder eigenthümliche Geschichte knüpfen lassen; sie haben wohl wunderliche Wanderungen durchgemacht, bevor sie in den Hafen der königlichen Theatergarderobe zu Berlin eingelaufen sind.

Die letzte Abtheilung haben wir schon zu Anfang betrachtet und es bleiben nur noch die Unterabtheilungen zu erwähnen. Sie zerfallen in: 1) Ideale Costüme, 2) Ordenstrachten, 3) russische, polnische und ungarische, 4) außereuropäische Costüme.

Die Pracht und Menge dieser verschiedenen Trachten muß gesehen werden, es ist schwer, dem Leser durch das Wort ein deutliches Bild vor die Sinne zu führen. Die langen, zahlreichen Kleiderreihen, an denen die einzelnen Costümstücke hängen, bilden Gassen und Winkel, zwischen welchen der Besucher sich verirren kann. Ein Farbenreiz schlägt den andern, die Stoffe und Stickereien wechseln schnell und häufig mit einander ab, so daß die Augen das Einzelne nicht ohne Mühe herausfinden können.

Man muß erwägen, daß jeder Anzug aus den verschiedenen, ihm zugehörigen Stücken besteht, daß diese Stücke alle genau vorhanden und stets beisammen zu finden sein müssen. Ganz unabhängig und doch wieder zum Ganzen gehörig ist, gleich der Fußbekleidung, auch die gesammte Kopfbedeckung geordnet. Barets, Unterkappen, die hutförmigen Barets à la François I, spanische Hüte, die reich galonirten Hüte mit Plumage aufgeschlagen, die dreieckigen Hüte, die sonderbar geformten Hüte zur Zeit der französischen Revolution, dann die zahllosen Scharen von Czakos, Kosaken-, Kroaten- und Militärmützen aller Art, phantastische Kopfbedeckungen, Narrenkappen — ja ein zahlreiches Contingent praktischer Nachtmützen, elegante Bedientenmützen, Hüte und Mützen aller Landvölker — das sind die Hauptbestandtheile jenes Abzweiges der Garderobe, der zu den wichtigsten gehört, denn zu allen Zeiten galt das Wort: „Der Hut macht den Mann.“

Wer wollte es unternehmen, alle die Einzelnheiten gebührend zu schildern, welche in der That einer Schilderung werth sind? Es ist gewiß richtig: die meisten Schönheiten des reichen, unvergleichlichen Costümschatzes kennen und entdecken nur die Ausklopfer, wenn sie, wie es ihr Geschäft erheischt, die vor Motten und Staub zu schützenden Exemplare aus ihrer Ruhe am Kleiderriegel aufstöbern. Und welche Menge von Dingen sind hier noch gar nicht genannt worden? Die Kopf- und Leibbinden, die Kragen und Talare, die Stolen und gestickten Gürtel u. s. w.

Welch edler, wahrhaft künstlerisch reicher Geschmack tritt dem Beschauer entgegen, der die schönen Gewänder der Damen in Augenschein nimmt! Nichts ist kleinlich, nichts unschön, nichts flitterhaft. Die Stoffe, zu Kleidern verarbeitet, machen schon den Eindruck des Reichen und Gediegenen, wenn sie, hundertweis, von den Ständern der Garderobejimmer ohne Schwung herabhängen. Wie viel mehr treten sie erst heraus, wenn die eleganten Formen unserer schönen Künstlerinnen beim Schimmer der Flammen sich in diesen reichen, schillernden, üppigen Falten wiegen?

„Flitterstaat! Aeußerlichkeiten! Uebertrieben!“ — ruft so mancher aus.

Das ist unrichtig, übereilt. — Diese Schönheit des Aeußeren ist eine wesentliche Bedingung für die Förderung des Geschmacks. Sie ist eine entschiedene Nothwendigkeit dem Zuschauer gegenüber, der durch den Anblick der schönen Außenseite sofort in eine behagliche Stimmung versetzt werden soll; ehe noch die Worte der Dichtung an sein Ohr schallen, hat das Auge schon angenehme Eindrücke empfangen. Unwillkürlich verbinden sich Decoration und Costüm mit dem Geiste der Dichtung; sie sind die Flügel, auf welchen er hernieder schwebt. Nichts ist verletzender, als eine magere Ausstattung, wenn die Vorschriften der Bühne eine prächtige erfordern; die Zuschauer fühlen es sogleich und gebört denn überhaupt eine so ungeheure Beobachtungsgabe dazu, den Hofstaat eines Fürsten, etwa Ludwigs XIV, bezüglich des Reichthums der Kleidertrachten richtig zu beurtheilen? Es ist etwas ganz Selbstverständliches für jeden Gebildeten, daß ein als prachtliebend bekannter Monarch auch prachtvoll gekleidete Menschen um sich haben muß und namentlich kann auf einer königlichen Bühne bei solchen Anlässen nicht Glanz genug herrschen. Schönheit und Richtigkeit, Glanz und Geschmack des Costüms sind unzertrennlich von der Gestaltung eines dramatischen Gebildes.

Die Garderobe des königlichen Hoftheaters zu Berlin kommt diesen Anforderungen in ausgedehntestem Maßstabe nach. Man darf dreist behaupten: keine Bühne kann an Reichthum der Ausstattung die Berliner Hofbühne übertreffen. Nur sehr wenige vermögen wohl nach einzelnen Richtungen hin es ihr gleich zu thun, in der Gesammtheit (Schauspiel, Oper und Ballet) gewiß keine. Was hier dem Leser mitgetheilt wurde, bezieht sich ja überhaupt nur auf die im Schauspielhause bewahrte Garderobe des Soloperpersonals. Die Magazine in der französischen Straße enthalten die ganze Garderobe des Chors, der Statisten und des Corps de Ballet. Es sind Straßen von Kleidern, an deren Seiten Spinden wie Häuser befindlich — alles vollgepfropft, alles behängt mit den mannigfaltigsten Costümen, diesem sich anschließend die Rüstkammer, ausgestattet wie ein Arsenal, mit den Harnisch- und Waffenformen aller Jahrhunderte gefüllt.

Haben wir nun ein allgemeines Bild des ungeheuren Costümvorrathes, seiner Aufbewahrungsräume und Eintheilung zu geben versucht, so wird es nicht allein interessant, sondern auch nothwendig sein, den Leser mit dem Mechanismus bekannt zu machen, welcher diesen umfangreichen Körper in Bewegung setzt und die Bewegungen so ordnet, daß bei aller nothwendigen Geschäftigkeit keine Verwirrung in dem Kleiderlabyrinth erzeugt werde. Das Garderobepersonal des königlichen Hoftheaters zu Berlin ist ein besonderer Stamm auf der Schauspielhausinsel. Er besteht aus circa einhundert Personen (Angestellte und Extrabesoldete). An ihrer Spitze steht der königliche Garderobe-Inspector Malte, dessen Umsicht, trefflicher Führung des Geschäftsganges und gewissenhafter Controlle der Betrieb des Garderobewesens von dem General-Intendanten der königlichen Schauspiele anvertraut ist.

Sobald ein Stück von der Intendanz zur Aufführung angenommen ist, werden von der Direction die für dasselbe nothwendigen Costüme, neu anzufertigende oder bereits vorhandene, mit dem Inspector der Garderobe besprochen. Die Namen der Rollen und die der Darsteller werden in die Bücher der Garderobe eingetragen. Neben diesen Namen trägt der Secretär alle Costümgegenstände ein, welche der Darsteller für die Rolle braucht. Neuangefertigte Costüme erhalten neue Nummern, bei älteren wird auf die bereits vorhandene hingewiesen, wobei zugleich die Nummer der Haupt- oder Nebenabtheilung (I. Griechisch, II. Altdeutsch ꝛc.) angegeben werden muß. Jedes Costümstück hat seine ihm aufgestempelte tausende Nummer und die seiner Abtheilung, diese Nummern correspondiren genau mit den in den Büchern befindlichen. Wird also ein einzelnes Stück Kleid verlangt, so ist nur das Nachschlagen in dem Hauptbuche der betreffenden Abtheilung erforderlich. Z. B. ein Costüm des Don Carlos würde zu suchen sein in dem Hauptbuche der Abtheilung III. Aufgeschlagen findet sich die Nummer 122, der Garderobier geht in die Abtheilung III. und wird sicher auf 122 das Costüm des spanischen Königssohnes finden. Zur Specialcontrolle sind außerdem noch Bücher vorhanden, in denen sämmtliche Stücke, aus welchen der Anzug zusammengesetzt ist, verzeichnet sind, als: Mantel, Hut, Fraise, Handschuhe ꝛc. Alle diese Gegenstände sind schnell und sicher nach den Nummern der Controllbücher zu finden. Ein besonderer Abschnitt in den Verzeichnissen bleibt für etwaige Abänderungen in den Costümen offen. Die Titel der Bühnenvorstellungen geben, alphabetisch geordnet, an, wo ein Anzug oder einzelnes Garderobestück zu suchen ist, und um eine schnelle Uebersicht zu gewinnen, ist in jedes Controll- oder Inspectionsbuch ein Theaterzettel des Stückes geklebt, dessen Costümirung in dem Buche verzeichnet worden ist. Aus diesen Inspectionsbüchern tragen nun die Garderobeaufseher, sehr genau, alle einzelnen Stücke eines jeden Anzuges in ihre Bücher über. Diese Buchführung ist gewissermaßen ihre Legitimation den Unterbeamten gegenüber. Sie vertheilen die Costüme an die Garderobiers, welche Abends die Darsteller beim Ankleiden bedienen und nach Ausweis der Bücher müssen die einzelnen Stücke der Anzüge wieder zur Garderobe

Digitized by Google

abgeliefert und an die bestimmte Nummer gehängt werden. Sämmtliche Costümgegenstände müssen bis Mittags 12 Uhr vor der Aufführung des Stückes auf den Plätzen der Darsteller in den Ankleidezimmern hängen, bis zu jener Zeit müssen auch alle Meldungen über fehlende oder auszubessernde Gegenstände gemacht werden. Befindet sich ein Stück nicht an seinem Platze unter seiner Nummer, so hat der Garderobebeamte in seinem Buche zu vermerken, wo es zur Zeit aufgefunden werden kann: zum Ausbessern in der Schneiderei, verliehen ꝛc. — Die Schneiderei befindet sich ebenfalls im königlichen Schauspielhause und jede Anfertigung oder Ausbesserung kann daher mit größter Schnelligkeit geschehen. Es ist ein Haupterforderniß, daß den oft schwierigen Anforderungen pünktlich Folge geleistet werde. So genau nun auch der Dienst geregelt ist, immerhin bleibt es keine allzuleichte Arbeit, die Ordnung streng aufrecht zu erhalten, da die Masse der Costüme erstaunlich groß ist. Nach der Inventur vom Jahre 1854 zählte man 88,396 vollständige Anzüge. Bei der fortwährenden Bereicherung der Garderobe durch neue Anzüge würde heute aber wohl kaum die Zahl von 100,000 Stück zu hoch angenommen sein. Diese Summe begreift indeß nur die wirklichen, **vollständigen** Anzüge in sich, Einzelnes ist noch in weit größeren Massen vorhanden.

Diese ganze großartige Anstalt ist eine Schöpfung des General-Intendanten der königlichen Schauspiele, Herrn von Hülsen. Bei seinem Amtsantritte fand derselbe gerade diesen Theil der Bühnenverwaltung, die Garderobe, in einem fast an Auflösung grenzenden Zustande. Mit der Reorganisation der Verhältnisse dieses wichtigen Zweiges durfte nicht länger gezaudert werden und die Aufgabe bestand nicht allein darin, neue Costüme fertigen zu lassen, sondern vielmehr noch in der Schaffung eines Systemes für die Verwaltung so umfangreichen Inventars, in der möglichsten Vereinfachung und Klarheit des Geschäftsganges, so daß es heute jedem Laien nicht schwer werden dürfte, alle geforderten Stücke zu finden und den Nachweis darüber zu führen, und der jetzige Chef der königlichen Bühne kann mit höchster, wahrer Befriedigung auf die einzig dastehende Anstalt blicken. Nur unter der Intendanz des Grafen Brühl hatte die Garderobe einen ähnlichen Aufschwung gewonnen, doch waren Mittel und Ansprüche nicht so bedeutend, wie heutzutage, wo nicht nur Schönheit, sondern frischweg sogleich „**Großartigkeit**“ gefordert wird.

Es ist eine wunderbare Empfindung, welche den Besucher der Garderoberäume beschleicht, wenn er sich, allein gelassen, zwischen diesen Bergen von bunten Kleidern und Stoffen befindet. Das Halbdunkel der Säle, die Stille rings umher, der unruhige, verwirrende Anblick dieser Massen erzeugen ein Gefühl des Unheimlichen. Die vielen herabhängenden Costüme scheinen sich zu bewegen, Körper schlüpfen hinein und beleben die starren Gewänder.

Wie viel Aufregung, Angst, Begeisterung, Neid und — Unglück haben diese bunten, prächtigen Dinge schon bedeckt? Wie erwartungsvoll hoch und laut hat das Herz so manchen Darstellers nicht schon unter jenen Wämmsern oder Westen geschlagen? Wie matt ist nicht sein Schlag geworden nach so vielen bitteren Enttäuschungen von gehofftem Ruhm, von erwartetem Glück? Auf jene blitzenden Stickereien ist vielleicht oft eine Thräne gefallen, während der Beifall dem Darsteller entgegenjubelte, eine Thräne des stillen, geheimen Kummers, der an der Seele nagte, indeß von unten herauf aus der Menge fröhliches Lachen oder begeisterte Zustimmung tönte. Die alten Costüme Iffland's, Devrients, Seydelmanns, sie sind Reliquien so gut wie viele andere: sie haben die gewaltigen Erregungen, die gespannten Fibern und Sehnen jener Heroen der Kunst bedeckt, das Schlagen aller Pulse hat sie mächtig gehoben, wenn die nun heimgegangenen Meister ihre erschütternden Gebilde vor den Augen der staunenden Menge entrollten; sie haben das Nachlassen und Schwächerwerden der Gewaltigen verhüllt und in ihre Falten den schmerzvollen, leisen Seufzer aufgenommen, den verstehlenen Weheruf der **schwindenden Kraft**. Auch auf diese stummen Zeugen ernster Seelenstimmungen blitzt noch oft der zuckende Lichtstrahl, sie haben ihre Träger lange überdauert. Hervorgeschleppt aus dem Dunkel der Räume, wo sie aufbewahrt werden, geben sie Veranlassung zu manchen Erzählungen, Sagen und Scherzen, bis auch sie dereinst verschwunden sein werden, bis neben ihrer Nummer das kurze Wörtchen „Verkauft“ zu lesen ist. Aber das ist nun einmal so. Auch die neuen, goldgestickten, blitzenden Kameraden erwartet dasselbe Schicksal — alles hienieden Wechsel — alles Vergehen. Ueber die Thüre zum Eingange in die königliche Theatergarderobe sollte man Diderots Worte setzen:

Tout change, la raison change aussi de méthode, système, écrits, habillements — tout est mode,

und bei Lesung dieser Wahrheit nicht allzu verächtlich über Flitterkram oder Theaterzeug sprechen.

Beim Glase Absinth.

Fragment von H. M.....n.

Zu meiner Schande muß ich es gestehen, daß ich die Poesieen Alfred de Musset's nicht kannte, als mich der kranke Heinrich Heine eines Abends bat, ihm eins der Gedichte des von ihm so hart angegriffenen Dichters vorzulesen. Der Name war mir höchstens aus einigen Freiligrathschen Uebersetzungen, die mir nicht sehr gefielen, bekannt! Es geht und aber meistentheils in Deutschland mit den literarischen Studien unserer Jugend so, wir vernachlässigen alles Moderne, und wäre es nicht Musset gewesen, der das Beckersche Rheinlied beantwortet hatte, sein Name wäre in Deutschland kaum über den Kreis der Literaten hinausgekommen.

„Er ist einer der größten Dichter unseres Zeitalters!“ sagte Heine zu mir, „nein, er war es,“ fügte er bitter hinzu, „denn jetzt ist er eine unförmliche Ruine!“

Ich mußte mir gestehen, als ich das Gedicht, les voeux stériles betitelt, beendet, daß ich in meinem Leben nichts Aehnliches gelesen hätte. Es gelang mir nicht, die Gefühle, die mein Innerstes nach dieser Lectüre bestürmten, zu analysiren — ich war betäubt!

Es war nach neun Uhr, als ich Heine verließ, und ich war glücklich genug, auf dem Boulevard des Italiens die Librairie Nouvelle von Jacotot noch offen zu finden, in der ich Musset's sämmtliche Werke kaufte und am selbigen Abende noch sie zu verschlingen anfing. Drei Tage und eine Nacht dauerte diese Lectüre, d. h. dauerte der fast bei jeder Strophe sich erneuernde Taumel, in den mich schon seine ersten Verse versetzt hatten! Was habe ich in den drei Tagen gelacht und geweint, mit den Zähnen geknirscht und gebetet, geflucht und gezweifelt! Ich werde diese drei Tage meines Lebens nie vergessen!

Mögen die Leser mir diese poetische Schwärmerei zu gut halten! — ich war damals sehr jung und, wie ich es schon in einer andern Episode meines Lebens erzählt habe, gehörte ich einer andern Jugend wie der heutigen an. Damals hegte ich den thörichten Wunsch, Gott möge jene fieberhaften Schläge meines Herzens, das nach jedem Hauche von Poesie, wie die verwelkende Blume nach dem erfrischenden Thau der Nacht lechzte, besänftigen und fühlen, heute, wo die bittre Prosa des Lebens ihre vernichtenden Furchen in demselben Herzen unverlöschbar gezeichnet hat, heute flehe ich zum Allmächtigen, er möge den Funken Poesie, der in mir noch glimmt, nicht ganz verlöschen lassen, denn es ist ja ein Funken Jugend, Glück und Hoffnung! Eins jedoch habe ich gelernt! — Ich spotte nicht des Jünglings und des jungen Mädchens, die schwärmen, und wenn ich im reifen Alter diese Gottesgabe noch in manchem Menschen sehe, sage ich seufzend: „O wär' ich wie Du!“

Auch diese Abschweifung von meinem Thema möge mir der Leser verzeihen, — der Rückgedanke an jene drei Tage gab sie mir ein!

Meine damaligen Verbindungen in Paris waren so ausgedehnt, daß es mir bald gelang, dem Dichter vorgestellt zu werden und ich die traurige Ueberzeugung gewann, daß Heine ihn mit vollem Rechte eine „Ruine“ genannt hatte! Daß Musset, nach allem dem, was ich von seinem Privatleben erfuhr, sich nach einem baldigen Tode sehnte, begriff ich gar wohl, daß er bis zu jenem Grade geistszerstörenden Herzenleidens gekommen war, wo **vielleicht** eine Entschuldigung für Selbstmord vorhanden ist, war mir erklärlich — aber eben dieser Tod, den er suchte — und auch fand — warum schlürfte er ihn lang-

Digitized by Google

sam und schmerzhaft in jenem entwerdenden Getränke ein, das den Menschen zum Vieh, den Dichter zum Irioten macht, in dem schlechtschmeckenden, herbbitteren Schweizerabsinth? — das begriff ich nicht!

Während der wenigen Monate, die ich damals in Paris verweilte, sah ich ihn fast täglich — nicht bei ihm — nicht bei mir, sondern, — es ist peinlich für mich, das Allbekannte wiederzuerzählen — im Kaffeehause des Palais Royal, wo er alle Morgen, wie er es nannte, seine erste Stigma hielt, und hier, vor einer Flasche Absinth, die man ihm hinstellte, ehe er sie verlangte, verplauderte ich ganze Stunden mit ihm, Stunden, die mir unvergeßlich bleiben werden, in denen ich die Welt und das Leben durch das Prisma eines trunkenen Dichters kennen lernte, in denen der Jüngling Worte und Gedanken hörte, die ihn mehr als das vor ihm stehende Getränk betäubten, und in denen er die Ueberzeugung gewann, daß, wenn jenes Genie beim ersten Schiffbruche seines Herzens nur einen Strohhalm gefunden hätte, an den er sich hätte anklammern können, er gerettet worden wäre!

Der Leser muß sich Alfred de Musset nicht als einen moralisch und physisch heruntergekommenen Menschen vorstellen; das alles zerstörende Laster des Trunkes hatte die Außenseite bei ihm unberührt gelassen; in seiner Kleidung, seinen Manieren und seiner Ausdrucksweise blieb er stets der vollständigste Gentleman und sein schönes geistreiches Gesicht war inmitten seiner tollsten Trunkenheit eben so schwermüthig bleich, wie in den Salons der höchsten Gesellschaften, die ihm durch seine Geburt und seinen Ruhm zu jeder Zeit offen standen. Nein! es war keine uniformliche Ruine, wie Heine sagte — aber eine Ruine, die jedes hochfühlende Herz mit Trauer und Schmerz anfüllen mußte! Ich habe einige Ausrüge der Unterhaltungen, die ich im Kaffeehause und manchmal auch im Garten des Palais Royal mit ihm hatte, notirt, und will sie den Lesern mittheilen.

„Was halten Sie von Heine?“ fragte ich ihn eines Tages, nachdem ich ihm von der Art von nervösem Enthusiasmus, den der deutsche Dichter für seine Werke fühlte, erzählt und ihm gesagt hatte, daß es Heines Absicht wäre, daß er, Heine, mit Alfred de Musset, Lord Byron und Espronceda eine Art von poetischer Schule bildeten!

„Das kann schon möglich sein,“ erwiederte Musset, „wenn es darauf ankommt, das Pedantische der Form zu verachten und uns über die Vorurtheile der classisch gebildeten Menge kühn hinwegzusetzen. Ja! die Versfabrikanten werden uns wohl zu einer versificirenden Schule rechnen — die Poeten jedoch werden den Unterschied leicht erkennen!“

„Also Heine?“ — fragte ich verwundert.

„Ich bin nicht fähig, den Dichter in Heine zu beurtheilen,“ sagte er, „denn ich verstehe kein Deutsch, doch muß ich gestehen, daß die Herzogin von Orleans, die ein sehr richtiges Urtheil hat und selbst eine nicht unbedeutende deutsche Dichterin sein soll, mir gesagt hat, daß Heines lyrische Dichtungen einen unbeschreiblichen Reiz hätten. In der Uebersetzung seiner Werke kann ich also nur den Gedanken beurtheilen, und wenn auch bei ihm, wie bei mir, das innerste Gefühl manchmal in sarkastischen Tönen sich einen Weg aus dem Herzen bricht, so sind unsre Gedanken, unsre Gefühle, unsre Freuden und Leiden doch ganz verschiedener Art.“

„Also Sie haben gar keine Sympathie für Heine?“ sagte ich enttäuscht.

„Gar keine,“ antwortete er kalt, „denn wie ich Ihnen schon vorhin sagte, ich kann den Reiz seiner Dichtung nicht fassen, da ich seine Sprache nicht verstehe. Seine Gedanken regen mich nicht einmal auf, — einige gute Witze, einige treffende, beißende Bemerkungen! das ist alles! — doch die lese ich im Charivari und im Figaro ja auch!“

Ich schwieg — ich konnte ihm nicht sagen, was ich dachte — und doch errieth er es.

„So schlecht beurtheilen Sie mich,“ sagte er lächelnd, „daß Sie glauben, seine persönlichen Angriffe auf mich hätten mein Urtheil über ihn so hart gestaltet! Gewiß nicht! — und da Sie mich auf dieses Thema gebracht haben, so müssen Sie auch meine ganze Ansicht darüber hören! Ich kann die Gottlosen (impies) nicht leiden! Ein Mensch, welcher alles, was Glauben heißt, lachend von sich stößt, ist mein geborner Widersacher —“

„Aber Sie selbst“ — rief ich im höchsten Grade erstaunt, „Sie, in dessen Werken der Zweifel an jeglicher Religion überquillt.“

„Sie haben das rechte Wort gesagt,“ unterbrach er mich — „ich bin ein Zweifler — ich habe mein ganzes Leben lang gezweifelt! — Begreifen Sie, junger Mensch, welch ein Leben in den wenigen Worten liegt? Aber ich habe mit Zähneknirschen gezweifelt, nicht mit spöttischem Gelächter, wie Ihr Landsmann. Ich habe mein Zweifeln an den Glauben der Menge nicht als ein Privilegium, das die Natur meinem Geiste gegeben hat, sondern als eine furchtbare Gottesstrafe betrachtet. Ich habe dieser gräßlichen Seelentortur auf alle mögliche Art und Weise zu entfliehen gesucht, und wenn es mir nicht gelang, so habe ich doch das Verdienst, mein bestres Ich dem Kothe des Materialismus entzogen zu haben — während diese Herren sich darin gefallen und eine jegliche Hand, die sich ihnen entgegenstreckt, hämisch zurückweisen!“

Ich sah ihm verwirrt gegenüber! Hatte ich denn gar nichts von seinen Werken verstanden? — Wie kam es denn, daß ich es nicht errathen hatte, daß dieser markerstarrende Sarkasmus seiner Gedichte nur Ringen nach Glauben, — nach kindlichem Glauben war? — Wir trennten uns — und ich begann die Lectüre noch einmal! und — welchen Schleier hatten mir die wenigen Worte des Dichters von den Augen gerissen! Ja, nun las ich ganz etwas andres aus diesen schönen Versen! Er hatte Recht und ich konnte den sonst so scharfsinnigen Heine nicht begreifen, daß er in diesem Menschen einen gleichfühlenden Dichter gefunden zu haben glaubte.

„Ich komme auf unsre Unterhaltung von neulich zurück,“ sagte ich einige Tage später zu ihm, „haben Sie immer Voltaire so gehaßt, wie Sie in Ihren letzteren Dichtungen es aussprechen?“

„Seit meinem ersten Denken,“ antwortete er mir, „und wissen Sie, was mich in Verzweiflung brachte? Mein Geist hatte ganz und gar die Voltairesche Tendenz; es muß nun einmal so in der Luft liegen, die wir hier einathmen! Es war ein schrecklicher Augenblick in meinem Leben —“ fuhr er nach einigem Stillschweigen fort — „als ich zum ersten Male begriff, daß die leichte, tändelnde Form meiner Gedichte meinen Gedanken dermaßen beherrschte, daß ich ihn nie wieder in einer ernsteren, würdigeren wiederzugeben im Stande wäre! — Es war“ — — er ergriff sein Glas und lehnte es bis zur Neige — „es war . . . in Venedig!!“

Ich schwieg und schlug die Augen nieder! — Der Leser weiß vielleicht, daß in Venedig der Verrath einer fast bis zum Wahnsinn geliebten Frau, die in der Literatur sich seitdem einen weltbekannten Namen errungen hat, den Dichter dem Tode nahe brachte. Seit dieser schrecklichen Katastrophe datirt sich auch in seinen Dichtungen, was man in Malerei „seine zweite Manier“ nennen würde, zu gleicher Zeit aber auch jenes fieberhafte Suchen nach Zerstreuung, das ihn von Ausschweifung zu Ausschweifung bis zum Trunke gebracht hatte! . . .

„Ja, in Venedig“ — lallte er, indem er seinen Kopf auf die Brust sinken ließ und mechanisch die Hand nach seinem leeren Glase ausstreckte. — „Eine prachtvolle Stadt, nicht wahr, mit ihren stinkenden Kanälen und verwitterten Palästen — ein wahres Drachennest — und da liegt meine Jugend begraben!“

Was sollte ich sagen? ich begriff ganz wohl, welche schreckliche Rückerinnerungen in ihm tobten — ich suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, doch es gelang mir nicht — immerwährend kam er auf das furchtbare Thema des Schmerzes, der seine Seele zerrüttete, zurück, und bald in hämisch beißenden, bald in traurigen Worten hört' ich den trunkenen Dichter mir Bilder von verrathener Liebe — von Gott, von menschlicher Aufopferung und menschlicher Schlechtigkeit, von Seligkeitsfreuden und von bodenlosen Leiden verführen — die meinen Geist betäubten und mein Herz erstarrten!

O, über jene Treulose! möge ihr Gott verzeihen, der unreine Hauch ihrer sinnlichen Verderbtheit hat ein so herrliches Genie zum Verderben gebracht!

Ich machte an demselben Morgen noch einen Versuch, ihn auf ein andres Thema zu bringen.

„Ich habe in einer Chrestomathie die aus Ihrer Mainacht genommene Parabel des Pelicans gefunden,“ sagte ich, „man hat sie auf den Heiland bezogen, was doch wohl nicht Ihre Meinung war!“

„Heiland!“ sagte er mit schwerer Zunge, „jenes glänzende, erwärmende Licht, welches Voltaire auszublasen versucht hat? . . . wer wird unser Heiland sein — unser Erlöser? . . . haben wir ihn denn nicht nöthig? — O das Grab, das Grab des Lazarus bleibt ver-

Digitized by Google

schlossen ... wir alle liegen darin, wir Kinder dieser Zeit, — und kein Erlöser kommt und sagt uns: Stehet auf und lebet! ... Sie wissen es am Ende gar nicht! Wir sind ja nur galvanisirte Cadaver, es ist ja nur ein Scheinleben — das unsre — hahaha! — ich möchte sehen, wenn der Experimenteur mit einem Male die Maschine anhielte, wie wir alle umpurzeln würden — und alles wäre vorbei — denn wir haben hier nichts mehr (er schlug mit der Faust auf die Brust) — nichts — nichts sage ich Ihnen ... nichts wie thierische Electricität — der Funken Gottesfeuer des Prometheus ist von den Herren Philosophen ausgeblasen worden — sie haben uns den Glauben aus dem Herzen mit den spitzen Nägeln ihrer Sophismen gekratzt — es ist nichts mehr darin — alles ist todt in uns! Alles! vive l'absynthe!"

Er schenkte ein und leerte aufs neue sein Glas.

Ich stand auf, schlürfte vor, daß es mir im Kaffeehause zu heiß wäre und bat ihn, um ihn von der Flasche zu entfernen, mich hinaus in den Garten zu begleiten. Er ließ sich einige Zeit lang quälen, endlich aber, da die Frühlingssonne so verlockend durch die Glasscheiben hineinschien, folgte er mir, und indem er sich auf meinen Arm stützte, gingen wir schweigend einige Male in der großen Allee auf und ab.

Plötzlich jedoch wankte er seine Schritte der Galerie d'Orléans zu.

„Wo wollen Sie hin?" fragte ich.

„Kommen Sie, wir wollen sehen, was Dentu für neue Bücher im Schaufenster hat," antwortete er.

Ich folgte ihm, ohne eine Ahnung zu haben, daß ich einige Augenblicke später Zeuge einer Scene werden würde, die ich in meinem Leben nicht vergessen werde. Wir befanden uns in der Glasgallerie, ungefähr beim Laden des so berühmten Schuhmachers Sasowsky, als durch die Seitengallerie, welche in den Hof des Schlosses führt, ein Herr und eine Dame kamen.

Die Dame schien in den Vierzigern zu sein, hatte breite, sehr markirte Gesichtszüge, die gewiß in ihrer Jugend ihr einen eigenthümlichen Reiz verliehen hatten — große, tiefblickende, dunkle Augen, doch eine etwas sehr coepulente Taille. Der Stoff ihrer Kleidungsstücke war reich und gewählt, doch die Form derselben äußerst vernachlässigt, so daß sie, ich möchte sagen, sie nicht kleideten, sondern nur ihren Körper bedeckten. Der Herr, welcher ihr den Arm gab, war ein stattlicher Cavalier in den Zwanzigern und hatte eine so frappante Aehnlichkeit mit ihr, daß man leicht begreifen konnte — daß es ihr Sohn sei!

Plötzlich fühle ich, daß der Arm Alfred de Musset's den meinen verläßt — ich sehe ihn an; er ist sehr blaß, aber sein Kopf ist mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Stolz zurückgeworfen — sein fester, offener, mannhafter Blick fixirt jene Dame — sie sieht zufällig nach ihm auf — keine Muskel ihres Gesichtes zuckt — dann sieht sie wieder weg, — auch der junge Mann hat Musset bemerkt und ist feuerroth geworden — noch einen Augenblick, und Mutter und Sohn sind unter den Pfeilern der Seitengallerie verschwunden und Musset ergreift von neuem meinen Arm!

Das war alles! — und ich errieth nichts — ich fühlte nichts — mein Geist war wie mit Blindheit geschlagen!

„Kannten Sie jene Dame?" fragte ich unsinniger Weise.

Er sah mich an — er begriff nicht.

„Wer war denn jene Dame?" fragte ich weiter, ohne nur eine Idee zu haben, daß ich ihm mit meinen dummen Fragen das Herz zerfleischte.

„Wer sie war?" stotterte er endlich und eine dunkle Röthe überzog plötzlich sein bleiches Gesicht, „wer sie war! ... sahen Sie denn den Pferdefuß nicht? — es ist Lady Mephistopheles, die mir vor zwanzig Jahren meine arme Seele gestohlen!"

Ich stand wie vom Schlage getroffen! — doch kaum hatte er diese Worte gesprochen, als er schon mit einem Sprunge in dem nahen Kaffeehause war, wo ich ihn einige Minuten später vor einer Karaffe Absinth fand. Eine halbe Stunde nachher mußte ich ihn zu einer Droschke führen und mit ihm nach Hause fahren — die Karaffe war leer!

Bald erfuhr ich im Quartier Latin, wohin mich mein Alter unwiderstehlich lockte, mit welcher schwärmerischen Begeisterung die studirende Jugend an dem geisteskranken Dichter hing, und diese Begeisterung war desto aufrichtiger, da zur Zeit, von der ich spreche, die politischen Parteien sich schroff einander gegenüberstanden und Musset aus dichterischem Prinzip nie ein Wort über Politik geschrieben hatte. Eines Tages sagte ein junger Jurist zu mir:

„Musset ist ein wirklicher französischer Dichter — er hat von keiner Nation etwas erborgt! Er ist ganz Franzose, er hat die französischen Fehler und die französischen Eigenschaften — aber ich wiederhole es Ihnen, er ist ein französischer Dichter — und wird vielleicht der letzte sein, denn mit dem heutigen sieberhaften Fortschritte gehen alle nationalen Individualitäten verloren!"

Ich erzählte an einem der folgenden Morgen dem Dichter die Aeußerungen seines jungen Verehrers.

„Hm!" sagte er, indem er mit den Schultern zuckte, „Enthusiasmus! weiter nichts! — Das wird sich legen! Ich sehe voraus, daß es eine Epoche geben wird, wo man mich gar nicht mehr lesen wird; denn, sehen Sie, da die Erde rund ist, wie jener Mißbrauch des Capitän Marryat sagt, so muß sich alles darauf wiederholen! — Ich will Ihnen die Zukunft meiner Werke prophezeien und meine Prophezeiungen in ein unumstoßbares Dilemma einschließen! Entweder die uns folgende Generation fährt in ihren materiellen Tendenzen fort und bringt sie auf einen solchen Punkt, wo die Verse eines Poeten, welcher den Glauben — den blinden, kindlichen Glauben sucht, gar keinen Werth mehr haben, oder eine religiöse Reaction tritt nach so und so viel Jahren ein, und dann werden die Werke des Dichters, der so offen und frei, wie ich es gethan, seinen Unglauben an den Tag gelegt hat, bei Seite geworfen werden — wenn nicht noch schlimmer. Sie sehen, daß ich mir nicht viel auf meinen Nachruhm einbilde — er wird verdächten und verstiegen!"

Ich konnte ihm nicht antworten, doch eine frappirte mich, es war, daß er mir immerwährend von der religiösen Tendenz seiner Werke sprach. Ich wagte es einmal, ihn deshalb zu befragen und ich erhielt folgende Antwort:

„Meine Gedichte sprechen von Gott, Schmerz, Zweifel, Verirrungen und Liebe — sind das nicht die Essenzen einer jeglichen Religion und besonders der christlichen? — daß sie eine irdische Schmerzensreligion ist, begreifen Sie wohl, und da sie dem Geiste keine Schranken auflegt, so gehören auch die religiösen Zweifel und Verirrungen in ihr Gebiet."

„Aber Ihre katholische Religion zieht ja eben dem Geiste diese Schranken," unterbrach ich ihn.

„Ich spreche von dem „Christenthum", antwortete er mit ziemlich unsanft, „lassen wir alle Benennungen bei Seite! — Auch die Religion der Liebe ist sie und das im Vorzug vor allen andren."

„Aber nicht der Liebe, die Sie in Ihren Gedichten predigen," unterbrach ich wiederum.

Er sah mich starr an ... „Und nehmen Sie es auf sich, den genauen Weg zu bestimmen, auf dem ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts zu jener reinen Gottesliebe gelangt, welche das Ideal eines christlichen Herzens ist?" sagte er. „Glauben Sie mir, mein junger Freund, ein Mensch, welcher liebt — und wenn es auch nur sein Hund wäre, den er liebte — steht Gott näher als jene Kolosse menschlichen Wissens, welche kalten Herzens vom Katheder oder von der Kanzel herab die Liebe zum Schöpfer analysiren!"

Ich schwieg — ich sah den Mann an, welchen die Liebe, so wie er sie begriff, einem gräßlichen Tode nahe gebracht hatte, und der am Rande des Grabes noch dieser Liebe freudig und vertrauungsvoll gedachte!

Musset war mit dem Herzoge von Orleans, dem ältesten Sohne des Königs Ludwig Philipp, anfangs verbunden, und ein inniges Freundschaftsbündniß war im Mannesalter der im Laufe des Lebens gewöhnlich unbeständigen Knaben- und Jünglingsverbindung gefolgt. Der Thronfolger nannte seinen Freund nur Alfred, und hörte von ihm keinen andern Namen als Philipp, und das traurige Du ward nie zwischen ihnen verbannt. Mau kennt den so schrecklichen Tod des jungen Kronprinzen, welcher am 13. Juli 1842, ehe er sich zu den Sommermanövern begab, noch einmal seine Mutter und seine Frau, eine geborene Prinzessin von Mecklenburg, die edle Helene von Orleans, umarmen wollte, und den man eine halbe Stunde später mit zerschmettertem Schädel auf der Chaussee von Neuilly fand. Die

Digitized by Google

Pferde waren scheu geworden und der Prinz hatte sich beim Sprunge aus dem Wagen getödtet!

Alfred de Musset ließ ein ganzes Jahr vergehen, ließ alle officiellen und officiösen Poeten sich in ihren Beileidsergießungen erschöpfen, und schrieb dann am Jahrestage der Katastrophe eines seiner … schwächsten Gedichte! — Ich fragte ihn einmal, wie das denn möglich gewesen wäre, da er doch vor allen andern diesen schrecklichen Tod am bittersten gefühlt haben müßte!

„Eben deshalb!“ antwortete er mir, „noch heute wäre ich nicht fähig, etwas Gelungeneres hierüber zu schreiben — das Gefühl des Schmerzes hatte mich so überwältigt, daß jedesmal, wenn ich daran dachte, ich wie abgestumpft, wie geisterwirrt wurde! Daß Philipp wirklich dieses Todes so plötzlich gestorben wäre, gelang mir nicht zu fassen, wenn ich die Feder in der Hand hatte — es schien mir immer, als wenn ich mir ein undankbares Phantasiethema zu einer Elegie erwählt hätte! — Sehen Sie diese Verse! wie hölzern, die Gedanken wie ungereimt, wie unmännlich manchmal! … es thut mir nur leid, daß ich mich habe überreden lassen, es zu veröffentlichen! … aber es ist einmal so! man kann einem solchen Gefühle keine Form geben … eben an dieser Plumpheit des Gedichtes würde der geliebte Todte, welcher mich so ganz durch und durch kannte, aufs neue gemerkt haben, wie sehr ich ihn liebte und wie furchtbar sein Ende auf mich gewirkt hat! …“

Sogar über sein übermäßiges Absinthtrinken wagte ich ihm eines Tages Vorstellungen zu machen. — „Das verstehen Sie nicht,“ sagte er mir kurz, — und jedesmal wenn ich versuchte darauf zurückzukommen, erhielt ich dieselbe Antwort. — Ich verstand es aber gar wohl.

Am Tage, an dem ich Paris verließ, hatten wir uns ein letztes Rendez-vous im Palais Royal gegeben. Ich ward lästiger Geschäfte halber, welche man gewöhnlich am letzten Tage vor seiner Abreise hat, verhindert, mich zur rechten Zeit einzufinden und traf wenigstens eine halbe Stunde zu spät ein.

Schon von weitem sah ich Musset, welcher vor der Thür des Café Foy mit einem Herrn im vertraulichen Gespräche stand. Ich stellte mich vor irgend ein Schaufenster und beschloß, noch einige Zeit zu warten, bis die Herren sich trennten. Plötzlich fühlte ich eine Hand, die sich auf meine Schulter legte, ich wandte mich um, es war der Dichter Gérard de Nerval, von dem ich mich schon am vorhergehenden Tage verabschiedet hatte.

„Sie haben also noch Zeit, im Palais Royal herumzuschlendern,“ sagte er zu mir, „und schlüsten gestern ein Rendez-vous vor, um heute nicht mit mir zu frühstücken!“

„Dort steht mein Rendez-vous,“ antwortete ich, indem ich ihm die Hand reichte und auf Musset zeigte, „ich will ihn nur in seinem Gespräche nicht stören!“

„Wer von beiden,“ fragte Gérard, „Musset oder Sandeau?“

„Das ist Jules Sandeau?“ rief ich erstaunt.

„Natürlich,“ erwiederte Gérard, „kennen Sie ihn nicht?“

Wir schwiegen beide … aber ein Gedanke herrschte in unserm Geiste.

Gérard de Nerval fand zuerst Worte.

„O! wenn einer von uns beiden ein Balzac wäre!“ sagte er, „welch Kapitel der Comédie humaine könnten wir über die beiden Männer schreiben, die dort ruhig mit einander plaudern! Sehen Sie sich beide an … Sandeau, das Bild der Gesundheit, der üppigen Lebenskraft … sehen Sie, wie er von ganzem Herzen lacht … wie zufrieden mit der Welt, mit sich selbst er erscheint! — Er ist der glücklichste Schriftsteller in ganz Frankreich! … Sehen Sie den andern, der in der Nagelspitze seiner kleinen Zehe mehr Talent hat, wie jener dickbäuchige Philister ganz und gar … wie viel Schritte fehlen ihm noch von dem Platze, auf dem er steht, bis zum Kirchhof… man könnte sie voraus berechnen! … und beide … beide haben in ihrem Leben den giftigen Todestrank aus derselben Quelle getrunken, — beide sind von derselben Frau — geliebt und verrathen worden! … Haha! und der eine hat dicke rothe Backen davon bekommen und der andre stirbt daran! … Sie sehen, alles ist relativ — sogar das Gift! … in Steyermark essen die Bauern Arsenik … und hier stirbt man daran! … O das Leben! … das Leben! …“

Als ich eine Stunde später von Musset Abschied nahm, sagte er zu mir mit ziemlich bewegter Stimme:

„Ihr Landsmann Heine hat Ihnen gerathen, Sie möchten versuchen, alles Poetische aus Ihrem Herzen zu verbannen — ich rathe Ihnen das Gegentheil …… suchen Sie Ihre Blicke immer so hoch, wie Ihr Geist es erlaubt, festzuhalten …… und wenn auch Ihre Füße im Erdenkothe wie festgenagelt bleiben …… mögen Ihre Blicke keine Erdenfesseln haben! …… mögen sie nur die Höhen suchen …… schauen Sie nach Oben! …… dort ist immer Trost und Hoffnung und Zuversicht! — Und“ …… fügte er mit sagender Stimme hinzu …… „wenn Sie einmal fühlen, daß Ihr Herz zu voll, zu heftig in Ihrer Brust schlägt — und Sie ein anderes Herz sich ersehnen, das sich mit dem Ihrem verzweigen soll …… so denken Sie daran, daß nur ans gesundem, kräftigem Boden die herrlichsten Pflanzen entsprießen …… wählen Sie keinen weiblichen Freigeist! — ich beschwöre Sie um Ihres eigenen Glückes willen — die wahre Liebe ist eine Religion und der erste Liebeskuß muß wie die Hostie beim Abendmahl sein — der Geist Gottes muß in ihm ruhen!!“ ……

So schieden wir — er traurig lächelnd …… ich aus ganzer Seele weinend! ……

„Auf Wiedersehen!“ sagte ich.

„Wo?“ — antwortete er.

Als ich sechs Jahre später von den Antillen nach Paris zurückkehrte, erfuhr ich die Einzelnheiten des schmerzvollen Todes des großen Dichters und die literarischen Aergernisse, welche auf seinen Tod gefolgt waren. Eine posthume Bewunderin hatte eine Biographie von ihm herausgegeben, in der George Sand, welche einen so verhängnißvollen Einfluß auf das ganze Leben Mussets gehabt hat, nicht geschont wurde. Die berühmte Schriftstellerin fühlte sich verletzt und aus ihrer so gewandten Feder floß ein Pasquill, in dem sie sich idealisirte und gänzlich vergaß, daß der, den sie angriff, ihr nicht mehr antworten konnte. Doch der Bruder des Verstorbenen, einer der geistreichsten Schriftsteller Frankreichs, Paul de Musset, nahm den Fehdehandschuh auf und in seinem Werke „Elle et lui“ kann der Leser sehen, was eigentlich hinter der Maske, mit der gewisse Größen ihr Angesicht bedecken, steckt.

Ich besuchte das einfache Grab dessen, der auf mein jugendliches Herz einen so unverlöschlichen Eindruck gemacht hatte und unwillkürlich fielen mir folgende seiner Verse ein:

„Le soul Bien qui me reste du monde,
C'est d'avoir bien souvent pleuré.“

Aus der deutschen Leinwandkammer.

Mit Abbildung.

(Schluß.)

Ein Besuch in der Ravensberger Spinnerei bildet gegen die häuerlich-ländliche Spinnstube, in welche wir in der vorigen Nummer den Leser führten, einen Contrast, wie er greller nicht gedacht werden kann. Es ist ein prächtiger Anblick, wenn man durch das Thor des Portiergebäudes tritt und in einer Entfernung von etwa 80 Schritten das Hauptgebäude vor sich liegen sieht. In der Mitte des weiten Hofes steigt das von der Maschine abfließende Condensationswasser durch ein eisernes Rohr empor und ergießt sich dort, ein immerwährender Springbrunnen, in ein rundes steinernes Bassin. Von diesem Bassin aus fließt es in zwei real angelegte Abkühlungsteiche, die unter sich durch einen langen Canal verbunden sind. Diese Teiche mit dem dampfenden Sprudel in der Mitte, deren Seiten und vordere Front mit Bosquets eingeschlossen sind, geben dem Ganzen ein reizendes malerisches Aeußere, und man glaubt im ersten Augenblick kaum inmitten industrieller Thätigkeit zu stehen. Das Hauptgebäude, ganz aus behauenen Bruchsteinen erbaut, bildet

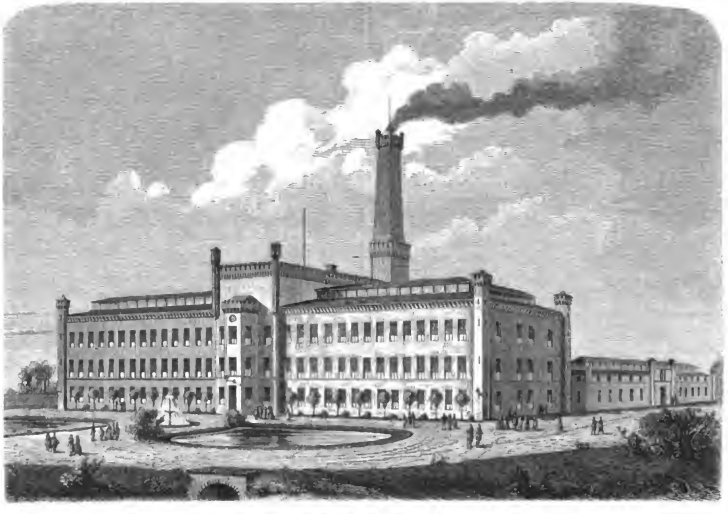
Digitized by Google

mit seinen Thürmchen und Zinnen aus Sandsteinen einen fast schloßartigen Hintergrund. Es zerfällt in einen aus vier Etagen bestehenden Mittelbau, an den sich zwei Flügel von je drei Etagen anlehnen, mit einer Frontlänge von 240 Fuß und einer Höhe der Flügel von 60 Fuß, die der Mittelbau noch um 15 Fuß überragt.

Sämmtliche Etagen sind durch eiserne Balken und Säulen eingewölbt und in dem durch vier Etagen gewölbten Mittelbau führen breite Sandsteintreppen auf die geräumigen Flure. Der Mittelbau enthält die Dampfmaschinen, die größten, die bis jetzt wohl in einer Spinnerei vorhanden, und mit wahrem Vergnügen ruht das Auge auf dem regelmäßigen leichten Gang der Maschine, die nur für das Kennerauge die colossalen Dimensionen mit ihrer Kraft verrathen. Die Flügel enthalten im Erdgeschoß die Vorbereitungsmaschinen

daß alle Kranken nur gesund und so gestärkt entlassen werden, daß sie ihre Thätigkeit sofort wieder beginnen können. Nur durch eine starke Brandmauer getrennt, stößt an die Werkstatt die gewölbte Schwingerei. Es werden in diesem Raum namentlich die Flachse des Ravensberger Landes geschwungen. Die Flachs-Producenten bringen nämlich ihren Flachs zum großen Theil in gebrochenem Zustande zum Verkauf, d. h. es wird nur das die Flachsfaser umhüllende Stroh durch eine Breche entzweigebrochen. Die aus hölzernen Flügeln bestehenden Schwingen dienen dazu, die Faser gänzlich vom Stroh zu befreien.

Ihr zunächst liegt das Hecheleigebäude, das wie das Hauptgebäude durch den Mittelbau in drei Theile getheilt ist. Die beiden Flügel sind gewölbt, und eine breite Sandsteintreppe führt durch den



Eine westfälische Spinnstube der Neuzeit.

und in der zweiten und dritten Etage die vier Säle für Naßspinnerei. Die Dachetagen, die durch die Asphalt-Filzdächer die leichteste Holzconstruction gestatten, sind von sehr gefälliger Form. Sie dienen zum Haspeln der Garne und erhalten ihr Licht von oben durch große Fenster aus Spiegelglas, die diesen Räumen ein helles, stattliches Aussehen geben. Unmittelbar an das Hauptgebäude in der Verlängerung des Mittelbaues schließt sich das Kesselhaus. Sieben große Kessel liegen hier eingemauert und liefern den Dampf zu dem ausgedehnten Betriebe. Die geschwärzten Gesichter der Feuerleute geben Zeugniß von ihrer angestrengten Thätigkeit, mit der sie täglich zwischen 3—400 Scheffel Kohlen verfeuern. Der nächste Nachbar des Kesselhauses und daran angrenzend ist die Werkstatt. Durch die Schmiede und Klempnerei gelangt man zu den Schlossern, Drehern und Tischlern. Es ist ein thätiges Völkchen, das hier an Dreh- und Hobelbänken, an den Bohr- und Riffelmaschinen und an den Schraubstöcken beschäftigt ist, um die täglich vorkommenden Reparaturen auszuführen. Man könnte sagen, dies wäre das Krankenhaus der Anstalt. Da wird geschnitten, gefeilt und verbunden, alte fehlerhafte Zähne ausgezogen und neue eingesetzt — das Beste aber ist,

Mittelbau zu den Dachetagen, die eine ganz ähnliche Dachconstruction wie die Flügel des Hauptgebäudes besitzen. In den Parterreräumen dieses Gebäudes befindet sich die Maschinenhechelei und in den Dachetagen die Handhechelei. Es bedarf wohl selbst für den Laien keiner weiteren Beschreibung dessen, was Hechelei bedeutet. Die Handwie die Maschinenspinnerei bedarf dieser Vorbereitung des Flachses, und da der Flachsbau bei uns in Deutschland so heimisch ist wie der Sperling unter dem Dache, so kann jede deutsche Hausfrau über die Hechelei genügende Auskunft geben. Daß die Zeit mit ihrem Fortschritt vollkommenere Einrichtungen geliefert, daß man darauf bedacht sein mußte, Hand und Maschine in zweckmäßiger Vereinigung zu verbinden, und mit den geringsten Mitteln das Größte zu leisten, bedarf kaum einer Erwähnung. Unter der Hechelei liegen die Kellerräume zum Lagern des gehechelten Flachses. Eine Ruhe von Wochen und Monaten thut hier dem, man könnte sagen, mißhandelten Flachse wohl. Man bedenke, daß, nachdem der Flachs in der Zeit seines Wachsthums sich der ausgezeichneten fortwährenden Sorgfalt seines Gebieters erfreut, und er dann endlich, schlank emporgeschossen, aus blauen Augen die warme Sommerzeit begrüßt, nun bald für

Digitized by Google

ihn eine bitterböse Zeit beginnt. Sobald der Same reif, wird der Flachs unbarmherzig ausgerauft, in Bündel gepackt und auf den tiefsten Grund meist schlechtstehender Gewässer versenkt. All sein Stöhnen kann seinen Besitzer nicht erweichen, ihn eine Stunde früher aus seiner Bedrängniß zu erlösen, bis er mit Kennermiene geprüft, ob auch die Seele von dem Bast zu reinigen ist. Und die arme Flachsseele hat noch viele Stadien der Reinigung zu durchlaufen. Nachdem die Sonne den Wasserbedrängten wieder getrocknet, fällt er dem Racker oder Brecher in die Hände. Auf einer Maschine, deren Einrichtung sehr verschieden ist, deren Resultat aber immer darauf hinaus läuft, das den Flachs umschließende Stroh zu zerkleinern und möglichst davon zu lösen, wird er so lange hin und her gequetscht, bis sein Schutz und Trutz ihm Valet sagen muß. Und die doch treu bei ihm stehen, die hartnäckigen Holzfasern (Schäben), die sich festklebend an ihn heften, sie bereiten ihm nur neue Qualen. Die Schwingmaschine löst auch sie, und sollte ja noch einer vergessen sein, so reißt die Hechel auch diesen letzten Freund mitleidslos und unbarmherzig von ihm ab. Gewiß ist dem Flachs nach so vielen Strapazen ein Weilchen Ruhe zu gönnen; er weiß sie aber auch zu schätzen, und erholt sich sichtlich auf dem Lager wieder. Nicht lange aber genießt er die wohlverdiente Ruhe, es harret seiner weitere Qual — er muß verspunnen werden. Es würde hier zu weit führen, wollte man in alle Einzelheiten des Spinnprocesses eingehen, wir halten deshalb unsere beschränkte Wanderung durch das Etablissement fest und treten zunächst in die unteren Räume des Hauptgebäudes, die die Vorspinnereien enthalten. Es wird in der Flachsspinnerei der Spinnproceß nämlich in zwei verschiedene Arbeitsarten getheilt: in die Vorspinnerei und die Feinspinnerei. Die erstere ist gleichsam die Bildung des Spinnwockens, aus dem später der Faden gezogen wird. Man findet zunächst sogenannte Anlegetische in den Vorspinnereisälen. Auf ihnen wird der Flachs zusammengelegt, er marschirt durch verschiedene Walzen, um schließlich als ein fortlaufendes Band in einer Bleichkammer aufgefangen zu werden. Diese erste Bandbildung birgt nun noch eine Menge Unregelmäßigkeiten; um sie zu beseitigen, finden sich Streckwerke vor, die das Band so lange zerziehen und wieder zusammen legen, bis es vollständig für die Vorspinnmaschine eingerichtet ist. Die Vorspinnmaschine erhält danach die Bänder von den Streckwerken, sie theilt solche in schmale Streifen, die ganz lose gedreht werden und sich auf Spulen aufwickeln. Aus diesem so verarbeiteten Flachs wird dann das Garn gesponnen, und zwar zerziehen die Feinspinnmaschinen durch eine verschiedene Geschwindigkeit zweier über einander liegender Paare Walzen den vorgesponnenen Flachs zu der Garnnummer, die angefertigt werden soll. Um dieses Zerziehen leichter zu ermöglichen, wird das Vorgespinnst durch warmes Wasser geführt, und die Spindel der Feinspinnmaschine gibt demselben die nöthige Drehung. Auf der Spindel befindet sich eine Spule, die das Garn zu gleicher Zeit aufwickelt. Von diesen Spulen wird das fertige Garn in Strängen abgehaspelt, die alle gleiche Fadenlänge besitzen. Die Garne werden alsdann getrocknet und in kurze Bündel verpackt, die durch Pressen zusammengedrückt werden, um die spätere Verpackung in Ballen zu erleichtern. Diese sämmtlichen Operationen werden in dem Hauptgebäude ausgeführt.

Auf der andern Seite des Kesselhauses, von demselben nur durch einen gepflasterten Weg getrennt, liegen drei durch Brandmauern geschiedene, aber durch Thüren verbundene einstöckige Gebäude. Das Aeußere derselben ist gewöhlt. Es wird hier das durch das Hecheln gewonnene Werg verarbeitet oder spinnbar gemacht. Es sind dazu besondere Vorbereitungsmaschinen nothwendig, sogenannte Karden, die theils dazu dienen, die Holztheile aus dem Werg zu entfernen, anderntheils die Faser wieder zu einem Bande zu vereinigen. Es ist das nun eine gar staubige Arbeit, und nur starke Ventilationen machen den Aufenthalt erträglich. Ueberhaupt ist in allen Räumen für gute Ventilation gesorgt, was um so mehr anzuerkennen ist, als in dieser Richtung in den meisten Arbeitsräumen gewöhnlich nur sehr wenig zu geschehen pflegt. In sämmtliche, bis dahin aufgezählte Gebäude sendet die Maschine ihre bewegende Kraft. Magazine zur Aufbewahrung des Flachses, die durchschnittlich einen Bestand von 20—30,000 Ctr. Material aufweisen, ferner ein Lager für Holz und daran anstoßend der Packraum und die Expedition des fertigen Garns schließen den hintern Theil des Etablissements ab.

Wenn wir nun noch einen Blick in die geschäftlichen Verhältnisse der Anlage machen, so finden wir dieselben in einem blühenden Zustande. Der Mangel an Baumwolle hat das Bedürfniß für Gewebe aus Leinenstoffen in einem solchen Maße gesteigert, daß es kaum mehr möglich ist, denselben durch die jetzige Production an Rohstoffen zu entsprechen. Das dadurch fühlbar gewordene Bedürfniß, die vorhandenen Anlagen zu erweitern und neue Spinnereien zu gründen, findet überall da lebhaften Anklang, wo sich der Flachsbau erhalten hat und auszudehnen strebt. Es ist diese Erscheinung auf dem commerciellen Gebiet des Zollvereins freudig zu begrüßen, da wir so nach und nach im Stande sein werden, der mächtigen Concurrenz des Auslandes jene Ueberlegenheit wieder zu entwinden, die sie seit Jahren über das heimische Product deutschen Bedens gewonnen hat.

Die Verwaltung der Ravensberger Spinnerei, die unbeirrt von allen entgegenstehenden Ansichten und Bedenken ihre Fahne hoch gehalten hat: „Dem Muthigen gehört die Welt“, sie wird auch, davon sind wir überzeugt, in diesem Sinne weiter wirken und ihr gebührt vor allem die Anerkennung, durch ihre großartige Anlage ein solides und dauerndes Fundament zur Erhaltung des westfälischen Leinenhandels gelegt zu haben.

Später werden wir den Leser einladen, die nur einige hundert Schritte von der Spinnerei entfernte ebenfalls großartig angelegte mechanische Weberei mit uns zu besuchen, welche wie jene auf dem Gebiete des Spinnens, so auf dem des Webens einen neuen Flor der uralten Industrie anstrebt.

Am Familientische.

Die Taube beim Feste.

Familienfeste sollten in jedem deutschen Hause gehegt und gepflegt werden, denn sie erhalten und stärken den Familiensinn und Familiengeist, eine der edelsten Erbschaften deutschen Wesens, durch welche zum größten Theil seine Entwicklung bedingt ist. Bedroht doch die Zersplitterung in lauter selbstliche Einzelwesen ein Volk mit den größten Gefahren für Sitte, Tapferkeit, Bildung, für Gesellschaft und Staat, während die durch Neigung, Zucht und Gewohnheit begründete Ein- und Unterordnung der Einzelnen in ein festes Familienganze alle Tugenden pflegt, wohl gar erzeugt, die einem Volke jene Schätze sichern. Familienfeste sind die Cultusakte des Familiengeistes. Um dies aber zu sein, müssen sie nicht bloß die ganze Verwandtschaft mit Einschluß der nächsten Freunde des Hauses zu heiter geselligem Begängniß im Hause selbst vereinigen, sie müssen auch an eine wirkliche Hausbegebenheit anknüpfen. Gar sinnig und bedeutsam ist es, wenn wir die hohen Feste der Christenheit, vor allem Weihnachten, dann auch Ostern und Pfingsten, zugleich als Hausfeste begehen mit Groß und Klein; denn die großen Thatsachen, an welche jene Tage erinnern, sind ja für ein christliches Haus wahre Hausbegebenheiten, ohne die es nicht wäre, was es ist. Vornehmlich aber gedenken wir der eigentlich familienhaften Ereignisse, der Kindtaufen, Verlöbnisse, Hochzeiten, der Wiederkehr lange abwesender Familienglieder, des Eintrittes neu hinzukommender. Ferner treten Geburtstage der Eltern, Kinder, Enkel oder andrer Nächstverwandten und ähnliche Anlässe ein. Die häuslichе Feier solcher Tage kittet nicht nur die Zusammengehörigen immer fester aneinander, gibt ihnen nicht nur das süße Bedürfniß und den freudigen Genuß eines wirklichen Daheim, sie nährt auch in dem Einzelnen, der wechselnd ihr Mittelpunkt wird, das Bewußtsein seines Werthes für die Uebrigen und in den Mißverstanden das Gefühl, erst durch selbstverzichtende Einfügung in das Ganze sich einer ähnlichen Werthhaltung erfreuen zu können. Wie manche sittigende und bildende Haustüberlieferung dadurch dann bewahrt wird und den Nachwachsenden zu Gute kommt, werde nur im Vorbeigehen erwähnt.

In diesem Sinne ein rechtes Hausfest zu begehen, bot sich mir und den Meinigen am 25. Juni 1861 ein erfreulicher Anlaß. Die liebe Braut meines Altesten Sohnes, mir noch unbekannt, denn das Verlöbniß selbst hatte in ihrer Heimat, einer außerdeutschen nordischen Hauptstadt, stattgefunden, betrat an diesem Tage in Begleitung ihrer Eltern unser und auch ihr zukünftiges Haus zum ersten Mal. Das war uns allen gewiß ein Fest, und so mußte es denn auch festlich begangen werden, womit sich eine Nachfeier der Verlobung gar schicklich verbinden ließ. Die treue Hausmutter hatte dazu in dem unteren Saale des Hauses ein stattliches Mittagsmahl zugerichtet, zu welchem sich, außer den vielwillkommenen Gästen, nach der obigen Regel sämmtliche anwesende Familienglieder nebst den alten Hausfreunden einfanden. Es verstand sich von selbst, daß Braut

Digitized by Google

und Brüutigam heute die Ehrenplätze hatten. Wie alle waren in der glücklichsten Stimmung, und nach dem hausbräcken Lischgebet konnte man von uns wie von den Israeliten zu Salomos Zeit sagen, „sie aßen und tranken und waren fröhlich“. Damit aber die Bedeutung des Hausfestes darüber nicht vergessen werde, wurde dieselbe durch eine Reihe mannigfaltiger Tischreden und Trinksprüche wiederholt in Erinnerung gebracht. Die Tafel war so gestellt, daß wir den freien Blick in den Hausgarten hatten, denn die Thüren des Saales waren geöffnet, die gegenüberstehenden Thüren des Gartenzimmers gleichfalls, und die angenehmste Sommerluft spielte hierein.

Gegen Ende des Mahles aber erblickten wir fremde Gestalten im Garten, die sich auf dem freien Platze vor der Thür um den runden Gartentisch niederließen. Es war ein Herein fremdländisch-sinnter Sänger, die uns alsbald durch den trefflichen Vortrag passender nierstimmiger Lieder überraschten. Das leitete denn gar schicklich zum Beschlusse der Mahlzeit hinüber. Darnach begaben wir uns sämmtlich in den Garten hinaus, besiegen reichliche Rosen unter dem heiterstan Himmel aufs schönste blühten, und vertheilten uns nach Begrüßung der Sänger in den Wegen, während jene in ihren anmuthigen Liedern fortfuhren.

Plötzlich flog aus hoher „ eine einzelne Taube herniedet und setzte sich auf die Giebelspitze des hinausgehenden Gartenzimmers, von dorther, wie es schien, dem Gesange eine Zeitlang zuhorchend, während ihr bronce-farbiges Gefieder in der Sonne glänzte. Kaum hatte das folgende Lied begonnen, als sie die Flügel abermals ausbreitete, herabflog und sich auf der Rückseite eines zwischen den Sängern stehenden leeren Stuhles niederließ. Niemmand war überrascht von dem seltsamen Zutrauen dieses artigen Geschöpfes, die Singenden schlossen ihr Lied, die Gesellschaft eilte herzu. Aber wie steigerte sich unsre Verwunderung, als die Taube, die keinem der Anwesenden bekannt war, sich von dem Nächststehenden ohne Scheu auf die Hand nehmen und der staunenden Braut hinreichen ließ. Von dieser ließ sie sich eine Zeitlang liebkosen und streicheln, flog ihr dann auf's Haupt, und schlug mit den Flügeln sich kosend um sie wieder herabzu, dem Bräutigam auf die Hand setzen, von ihm auch mit und so von einem dem andern hinreichen, uns alle mit klugen sanften Augen betrachtend, als fühle sie sich wohl und heimisch unter uns. So weilte sie und ließ sich im Garten umhertragen, bis nach einige Gesänge vorgetragen waren, aber bei dem letzten Tone des letzten Liedes schwang sie sich wieder empor und flog in südöstlicher Richtung über die Dächer der Nachbarhäuser davon.

Daß keiner der Unsrigen oder der Hausfreunde die Taube besaß, wußten wir, vermuthten daher Anfangs, sie gehöre einem der Sänger, der sie gezähmt und abgerichtet habe; aber auch dann wäre es wunderbar gewesen, daß sie gerade nur die Braut durch ihre Zutraulichkeit und ihr Gefallen so ausgezeichnet, sonst aber mit jedem andern gleich vertraut getan hatte. Allein sämmtliche Sänger, erstaunt wie wir über die zierliche Begebenheit, versicherten feierlich, daß ihnen die Taube vollkommen fremd sei, und einer von ihnen, der im Stande war, dies auch für die Uebrigen zu versichern, rief lebhaft ergriffen aus, dies sei das Unerhörteste, was er je gesehen und er preise sich glücklich, noch einmal ein wirkliches Wunder leibt zu haben. Einen ähnlichen Eindruck hatten wir alle empfangen, der auch nicht dadurch abgeschwächt wurde, daß wir später erfuhren, die Taube, die einem jungen Mann in der Stadt gehöre, sei allerdings gezähmt und durchaus nicht menschenscheu. Zu dem Garten hat sie sich nie wieder blicken lassen. Wir aber durften es wohl für ein freundliches Wahrzeichen für das geliebte Brautpaar halten, daß es an seinem Festtage und an seinem dereinstigen Wohnorte dergestalt von dem Friedensvogel ohne Falsch, dem Symbole treuer Liebe, dem Bilde des göttlichen Geistes begrüßt worden sei.

Unser ganzes Haus- und Familienfest aber erhielt dadurch eine Besiegelung, welche mich öfter zum Nachdenken veranlaßt und zu den Betrachtungen geführt hat, welche die Mittheilung dieser augewöhnlichen Begebenheit eröffnen.

. . . . r.

Das Riesenstammbuch Weimars.

Ein Riesenstammbuch! Wer die Ruhestätte der Todten betritt, vor dem liegt es aufgeschlagen. Auf mich jeder Name, jeder Spruch auf Kreuzen, Steinen und Urnen: Gedenke mein!?

Und nun das Riesenstammbuch der Stadt, die man die „Stadt der großen Todten“ nennt. Wer alles schläft in Weimars Erde! Würden auch die Blätter dieses Stammbuches vergilben, verwehen — ewig werden doch die Namen genannt werden, die darauf geschrieben, denn sie ruhen ja nicht im Herzen einer kleinen Gemeinde, sie werden ja gepriesen und genannt so weit die deutsche Zunge klingt.

Wir wollen es aufschlagen dieses Riesenstammbuch Weimars und darin lesen.

Betreten wir zuerst den Jakobskirchhof, so begrüßt uns, die schlichte Mühle in der Haude, Lukas Cranach der Aeltere, den wir in ganzer Gestalt an seinem Grabthurme sehen. Im Jahre 1553 verschied er fromm „der fertigste Maler und Bürgermeyn Wittgermeister, der wegen seiner Tugenden treuen Churfürsten von Sachsen lieb und theuer war.“ Gleich daneben finden wir die Denksteine zweier Collegen Cranachs, der Maler Löwer und Kraus. Ihre Namen sind in die Bücher der Geschichte eingezeichnet, ihre Werke längst übertroffen worden. Auf einem andern Grabstein steht zu lesen: Christoph Bade. Wer denkt noch seiner Ueberlegungen von Stern- und Steinmitk? Aber der heilige Ernst, mit dem er das Leben erfaßte, wird stets zum Vorbild dienen, denn er schwang sich durch rastlosen Fleiß von einem blutarmen Hautboisten in Celle zu einem höchst geachteten Schriftsteller hinauf, den Lessing und Goethe Freund nannten. Nicht fern von diesem Uebersetzer englischer Humoristen ein deutscher Humorist, dessen liebenswerthes Bildniß sich über der Inschrifttafel befindet: Dem verewigten Johann Karl Musäus im Jahre 1787. Unvergeßlich wird der goldene Schatz der Volksmärchen bleiben, den Musäus gehoben! Ach, leider raffte ihn, den einstigen Candidaten der Theologie, der die Pfarrstelle versperrt, weil er getanzt hatte, der Tod zu früh hinweg, und Herzog Karl August klagte an seiner Gruft: „Mein lieber Freund hat mich verlassen.“ Und dort ein Cippus mit einem Helm geschmückt. Darunter schläft ein echter Soldat, der preußische Generallieutenant Wilhelm von Schnetlau, dem das Herz brach und der sich aus hohem Fenster auf das Pflaster stürzte, als die Sieger von Jena in ihre Thore Weimars stürmten. Und nun wenden wir noch einen Blick auf ein Erdbegräbniß, nachdem wir uns mit trauerndem Auge vom Riesengewölbe gewendet, in dem seit 22 Jahre lang Schillers Gebeine ruhten; in diesem Erdbegräbniß schlummert deffen Gattin, der das „Licht! Liebe! Leben!“ in die Welt rief — Caroline von Herder.

Das sind hehre Stätten in Weimars Riesenstammbuch. Verlassen wir jetzt den Jakobskirchhof und schreiten zum neuen Friedhof hinaus, um weiter zu lesen.

Gleich beim Eintritt fällt unser erster Blick auf einen beschiedenen Bau mit dorischem Portal, der sich in der Mitte erhebt. Es ist die Fürstengruft, in der ein kleiner und doch so unendlich großer Regent mit seinen beiden Freunden ausruht. Carl August, Goethe, Schiller, welche Trias! Und nun längs den Mauern die übrigen Geister eingenommen — ist es nicht, als wollten sie einen Schutz hüten? Dem ersten dieser Hüter, dem Hunmeister Stephan Schütze, gilt ein mit Kranz und vier gezierter Denkstein. Er war ein wackrer Dichter und der beste Mensch, der an allem Freude und überall Freunde hatte. Weiterhinab glänzt an einem Pfeiler das Bronce-Medaillon Johann Nepomuk Hummels. Wie ein Meteor erschient er gegen den sanften Humoristen Schütze, ja selbst gegen Hunmel und Herder, denn auch ihnen hatte er Anfangs entrissen glichen Triumphzügen. Der nicht weit davon schläft, war der wahre Vater und Kindesfreund. „Unter diesen grünen Linden — ist durch Christus frei von Sünden — Herr Johannes Falk zu finden“ ꝛc. lautet die Inschrift. Fromm, mildthätig ohne Grenzen, adlig durch seine Gesinnung — so war Falk. Nachdem er seine vier blühenden Kinder in einem Monat durch den Tod verloren, breitete er die Arme aus und rief: „Herr, ich ergebe mich mir kommen,“ und ward der Gründer einer Anstalt für verwaiste Knaben und Mädchen, die sich die zum heutigen Tage des besten Gedeihens zu erfreuen hat. Falks Nachbarn, deren Namen, von Erdyen und Immergrün umrankt, an der Mauer zu lesen, sind wohl oft schon bei Lebzeiten, sei es als Könige oder Bettler, als Todte umhergewandelt, bis der große Seelenmann das Spiel beendigen und ihn ein für allemal ein Ende machte. Jetzt liegen sie still in einer Reihe, die damals, als ihre Wangen noch glühten, vor ihrem Commandeur Goethe wie die Garde in einer Reihe standen und auf sein Vorwärts! die weltbedeutenden Bretter betraten. August Diland, der noch mütterstrofene Taffo; Pius Alexander Wolff, der Dichter der Preciosa; Ludwig Devrient, der treffliche Darsteller Claments; Heinrich Beer, die Mimenjünger des neunzehnten Jahrhunderts — das beiden dramatischen Eschene, die die Zeit des heutigen Virtuosentumms nicht wegzuspülen vermag.

„Was wären wir, wenn das Schöne auf Erden sich halten könnte!“ Das ist jetzt auch unser Gedanke, nachdem wir den letzten dieser Namen gelesen. Aber können wir auf den Markt des Lebens zurückkehren, ohne noch zweier Leben unserer Literatur gedacht zu haben? Sie ruhen einsamer an der Stätte, wo es oft sein Wort erklang; in der Stadtkirche, rechts vom Taufstein, finden wir auf einer gegossenen Platte, die mit einer geschlossenen Schlange und dem Wahlspruch: Nicht! Liebe! Leben! geschmückt ist, den theuren Namen: Joh. Gottfr. von Herder. — Und der andere? Da greifen wir zum Wanderstabe und schreiten die Straße nach Jena entlang, bis ein freundliches gelegenes Gartenhaus zum Einkehren auffordert. Wir eilen dem schattigen Hause zu, der den Garten begrenzt, wir stehen vor einer Pyramide, die hinter drei Hügeln hervorragt. Schlafe sanft, Sänger des Oberon, zwischen der treuen Gefährtin deines Lebens und deiner jungen Freundin Sophie Brentano! — Der Name Martin Wieland ist für uns der letzte im Riesenstammbuche Weimars.

Karl Neumann-Strela.

Ein trüstiger Grund.

Der hochbejahrte Schauspieler Frederic Lemaitre, welcher in seiner Kunst noch von keinem seiner Nachfolger erreicht worden ist, war das Modell aller derer, die mit der größten Energie den Besitz einer Summe Geldes zu erlangen suchen, und die, wenn sie sie erreicht haben, sich beeilen, das errungene Geld wieder los zu werden. Bon 1840 bis 1845 war sein Ruhm durch einige Rollen, welche er mit einer bisher nie dagewesenen Meisterhaftigkeit spielte, dermaßen gestiegen, daß durch die bloße Annonce seines Namens auf dem Theaterzettel sämmtliche Plätze des Theaters der Porte St. Martin schon am Morgen verkauft waren. Demungeachtet bestand sich der Direktor dieses Theaters, der nicht minder berühmte Harel, in beständiger Geldverlegenheit. Er bezahlte dem großen Künstler seine Gage nur theilweise, und täglich kamen bei den Proben und hinter den Coulissen die unangenehmsten Scenen zwischen beiden vor.

Eines Tages erklärte Frederic Lemaitre seinem Direktor, daß er, des ewigen Wartens müde, nicht allein seinen Contract als aufgehoben betrachten, sondern sich sogar an die Gerichte wenden würde, wenn ihm die schuldigen 12,000 Franken nicht in den nächsten 24 Stunden ausgezahlt wären! — Wir können dem Leser nicht mittheilen, auf welche Art und Weise Harel diese nicht unbeträchtliche Summe in so kurzer Zeit auftrieb, aber wahrscheinlich durch die Drohung des großen Künstlers eingeschüchtert, hatte er irgend einen Geniestreich ausgeführt, der ihn in den Stand setzte, am andern Morgen die verlangte Summe an Lemaitre zu senden.

— Zwei Tage später sahen die erstaunten Mitglieder des Theaters der Porte St. Martin eine höchst elegante, von zwei prächtigen Schimmeln gezogene Equipage vorm Thore des Theaters anhalten — sie glauben, daß irgend eine hohe Persönlichkeit die Erlaubniß erhalten hat, der Generalprobe mit beizuwohnen und treten neugierig vor die Thüre! . . . Wer kann ihr Erstaunen malen, als ein Diener in Livree den Schlag öffnet,

Digitized by Google

und sie ihren Kameraden Lemaître aufsteigen sehen, der sich lächelnd an sie wendet und zu ihnen sagt: „Wie findet Ihr meine Equipage, Kinder, nicht wahr, ich habe guten Geschmack — seht meine Livree an! — gefällt sie Euch — der ganze Kram kostet kaum 10,000 Franken!“

Bontin, der Komiker, den ganz Paris kennt, der einzige, welcher einen gewissen Einfluß auf Lemaître ausübte, nähert sich ihm, und sagt mit vorwurfsvollem Tone zu ihm:

„Hast Du Deinen Verstand verloren, Frederic? — Wie lange denkst Du denn diesen Wagen und Pferde zu behalten? — Ein Wucherer wird sie Dir für ein Paar tausend Franken aus den Händen schwinden! Mensch, Du bist wahrhaftig verrückt!“

Frederic Lemaître schlägt den Blick zu Boden, scheint äußerst beschämt über die Vorwürfe seines Freundes, dann geht er nahe an ihn heran, bebt den Fuß in die Höhe, und indem er mit dem Finger auf seinen Stiefel zeigt, sagt er mit ernster, faſt weinerlicher Stimme:

„Sieh Dir meine Stiefel an, Bontin — sieh sie genau an und sage Du selbst, ob ich wohl anständiger Weise mit solchen abgelaufenen Hacken über die Straße gehen konnte.“

Man kann sich denken, mit welchem homerischen Gelächter die Umstehenden diesen trait d'esprit des großen Schauspielers begrüßten! — In der Equipage sahen die Pariser eine ganze Woche lang ihren gefeierten Künstler in den Cäsarischen Federn und im Boulogner Gebüsch den Millionär spielen, — dann — doch „wie ist der Schnee des vergangnen Winters?“ sagt ein altes französisches Lied! S—a—w.

Die Leiche Karls I. von England.

Am 28. März des Jahres 1813 waren die Arbeiter der Windsorcapelle des heil. Georg beschäftigt, einen Gang unter dem Chore auszumauern. Bei diesen Arbeiten wurde zufällig eine Oeffnung in die Mauern des Gewölbes Heinrichs VIII gemacht. Bevor dieselbe geschlossen wurde, gab der Prinzregent Befehl, das Gewölbe zu untersuchen und zwar sollte diese Untersuchung in seiner Gegenwart geschehen. Begleitet von dem Herzog von Cumberland, dem Dechanten Legg von Windsor und dem Arzte Dr. Baillerd, begab sich der Regent am 1. April in das geöffnete Grabgewölbe. Gleich vorn an in der Gruft fand man einen zinnernen Sarg mit der Inschrift: „König Karl 1648“. Nach den Zeugnissen des Geschichtschreibers Herbert war der Sarg mit des Königs Leiche hier beigesetzt worden. Mancherlei Entzgegnungen hatte Herbert erfahren, aber es zeigte sich nun, daß der von ihm angegebene Ort der richtige war. Um vollständige Gewißheit zu erlangen, befahl der Regent in den Deckel des Sarges ein Loch zu machen. Nach Durchführung der Zinnplatte fand man einen hölzernen Sarg, welcher jedoch in sehr verdorbenem Zustande zu sein schien, denn man sah durch die Spalten den in Wachstuch eingehüllten Leichnam. Die Fugen hatte man mit einer Art Harz oder Wachsmaterie gefüllt, vermuthlich um die Einwirkung der Luft abzuhalten, da diese Füllung aber in großen Quantitäten ausgegossen worden war, so hatte sie den Sarg fast ganz überschwemmt und das Wachstuch so fest zusammengeklebt, daß es nur mit großer Mühe entfaltet werden konnte. Nachdem es gelöst war, erblickte man das Antlitz der königlichen Leiche. Die Haut war dunkel und entfärbt, Vorderhaupt und Schläfen hatten wenig von ihrer Muskelfuchtung verloren, dagegen war das Nasenbein ganz geschwunden. Als man das Gesicht bloßlegte, sah man das linke Auge geöffnet, es ging aber wenige Minuten darauf ein. Vollständig erhalten war der spitze Kinnbart und alle Lamen darin überein, daß das Antlitz noch im Sarge vollkommen den berühmten Portraits des Königs von Van Dyk gleiche. Die Zähne waren alle vorhanden und saß ganz frisch fand sich das linke Ohr, welches eine große Quantität der angeführten Flüssigkeit umgab, wodurch es besonders geschützt worden war. Nach Wegnahme des umhüllenden Tuches lag das Haupt ganz frei und ward leicht herausgenommen. Der Hintertheil desselben zeigte sich vollständig erhalten und war mit starkem Haarwuchs bedeckt. Die Farbe der Haare war schön dunkelbraun, während der Bart eine röthliche Färbung zeigte. Die Untersuchung ergab, daß durch den Streich des Henkerbeils die vierte Vertebra durchschnitten worden und zwar waren die durchbauenen Theile vollständig eben und glatt. Ohne den Körper zu untersuchen, verlöthete man, nachdem das Haupt sorgfältig wieder in die hüllende Wachstuchdecke gelegt worden war, den Sarg und vermauerte das Gewölbe. B.

Anonymus in Dresden. Es ist ganz unmöglich, die Monatshefte oder gar die einzelnen Nummern näher zu lassen. Bedenken Sie doch, daß die Ausgabe der Monatshefte an demselben Tage erfolgt, wo die letzte darin enthaltene Nummer erscheint, daß wir also zur Herstellung nur 2½ — 3 Tage Zeit haben. Ziehen Sie ferner den Preis in Betracht, so werden Sie einsehen, daß Ihr Verlangen ganz unberechtigt ist. Wollen Sie das Daheim gebeftet statt broschirt lesen, so kann Ihnen das ja jeder Buchbinder besorgen.

Die Expedition.

Für das deutsche Rettungswesen zur See

gingen bis heute, den 16. März ferner ein:

S. in Wiesbaden Thlr. 2. — C. Schleicher in Schönthal Thlr. 2. — Commerzienrath Hermann Delius Thlr. 10. — Th. Tiemann Thlr. 5. — Sämmtsvrath Dr. Tiemann Thlr. 25. — Hermann Conobrück Thlr. 1. August Friedhoff Thlr. 2. — Dr. Schreiber Thlr. 4., sämmtlich in Bielefeld. Sr. in Gröslar Thlr. 2. — Pf. Hartnid in Dyrenfurth Thlr. 1. — G. R. in Leipzig Thlr. 5. — Stud. jur. Otto Geal Siesch auf Hartau Thlr. 3. — Eure Freunde, die Schüler von S. (Kreuzersammlung von Kindern unbemittelter Bergleute in Nassau) fl. 1. — Ungenannt vom Bodensee Thlr. 5. — Ungenannt in B. Thlr. 5. — Pfr. Schmidt in Lebehume Thlr. 2. — R. 52. in Berlin Thlr. 2. — Frau Postmeister Naue in Bernsow Thlr. 1. — Graf Zech-Burkersrode in Wiesbaden fl. 35. — Die Tertia der Realschule zu Frankfodt Thlr. 1. 11½. — Afl. B. in Leipzig Thlr. 2. — Die Gebülfen der Verlagen und Klasingschen Buchhandlung und Buchdruckerei in Bielefeld Thlr. 6. 20. — M. Kammerman aus Monmouth Thlr. 2. — G. Thomas aus Oxford Thlr. 2. — Aus Landsberg a. d. Warthe Thlr. 1. — H. G. M. aus dem Süden Thlr. 10. — Pastoren Hothbiel 1. und 2. in Herpen Thlr. 2. — Einige Patrioten in Schidhan Thlr. 15. — Sup. Regge in Egeln Thlr. 1. — Ein deutscher Student (C. M.) in Rosted Thlr. 1. — Pfr. Corsepius in Schönbruch Thlr. 1. — Dompred. Focke in Halle Thlr. 3. — C. S. in Bonn Thlr. 10. — Von Scriba in Flensburg Thlr. 1. — Die Prima und Sekunda der Realschule zu Frankfodt Thlr. 1. 17. — W. von Bismark in Trieft Thlr. 5. Agnes Ordmann in Breslau (im Namen ihrer Kinder, die, lebhaft angeregt von den Schildermungen des Daheim, freudig ihre Sparkassen öffneten) Thlr. 5. — Frau von Scheibler in Bonn Thlr. 5. — Dr. K. in L. Thlr. 1. — Sup. Siebenhaar in Penig Thlr. 1. — Ein Preuße in Wiesbaden Thlr. 1. — N. Clasen in Bonn Thlr. 5. — Die Quarta der Realschule zu Frankfodt Thlr. 1. 6. — Sup. Münter in Holzhausen Thlr. 2. — C. F. Nachtigall in Stendal 10 Sgr. — F. A. Sykes in Bonn Thlr. 5. — B. Bücher in Bonn Thlr. 5. — Pf. Bömel in Marxheim, Nassau Thlr. 1. — C. F. Klein in Barmen Thlr. 5. — von Diergardt in Bonn Thlr. 5. — Paster Engeling in Bielefeld 15 Sgr. — v. Bonin in Gumbinnen Thlr. 2. — C. S. in Leipzig Thlr 3. E. Josephson in Unna Thlr. 8. — H. J. F. in N. Thlr. 1. 10. — C. D. Brülle in Lippstadt Thlr. 5. — Betrag unserer vorigen Quittung Thlr. 206. 20.

In Summa: Thlr. 419. 21½.

An unsre Leser.

Mit der nächsten Nummer tritt das Daheim in sein zweites Halbjahr. Das verflossene Quartal hat unsre Abonnentenzahl auf **33,000** gesteigert, ein Resultat, das uns auf dem bisherigen Wege nur zu bestärken vermag.

Das nächste Quartal wird unter Anderm enthalten: Künstlers Leid und Freud, Novelle von H. Marcotin. Die Frauenschlacht auf Borkum, von L. Rosen. Die Merdnacht von Haidellsit, von George Hesekiel. Am Fuß des Arber, von Andr. Oppermann. Ein Churfürstlicher Besuch von B. v. Strauß. Beethovens Jugendliebe, von L. Nohl, mit Illustration von Lindenschmit. Uhland und Kerner, Erinnerungen von Ottilie Wildermuth, mit Illustration von Schütz. Schillers Daheim, mit Illustration von L. Pietsch. Prinz Aremberg bei Deverese, mit Illustration von E. Hünten. Zum 18. April: Feldwebel Probst, Gedicht von J. Sturm, mit Illustration von C. Hünten. Hinter den Brettern, die die Welt bedeuten, technische Coulissengeheimnisse mit Illustrationen. Aus den alten Tagen der Bastille, mit Illustrationen, von Georg Hiltl. Aus dem zoologischen Garten zu Köln, von Bodinus, mit Illustrationen von Bedmann. Menschenjagd und Menschenhandel am weißen Nil, von Robert Hartmann. Die Gefangenen unsrer zoologischen Gärten, von W. Schlegel. Aus Kurprinz Friedrich Wilhelms Kinderzeit, von W. Hahn. Heine und Rothschild von M—n. Schwester Maria de las Angustias, ein spanisches Mysterium der Neuzeit von M. C. Hören und Nichthören, von Dr. Erhard, mit Illustration. Auf der Rehjagd, mit Illustration von Guido Hammer. Eine Wetterhornfahrt, von Gerwer, mit Illustration von E. Rittmeyer. Aus dem Ried, von Melchior Meyr, mit Illustration von Beyschlag. Eine Besuppartie, mit Illustration von Pipis. Bilder aus dem Seeleben von Corvettencapitän Werner.

Leipzig, Ende März 1865.

Die Redaction.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststr. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Buchbinderei
Theo Storfinger
826 Altmühldorf